This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

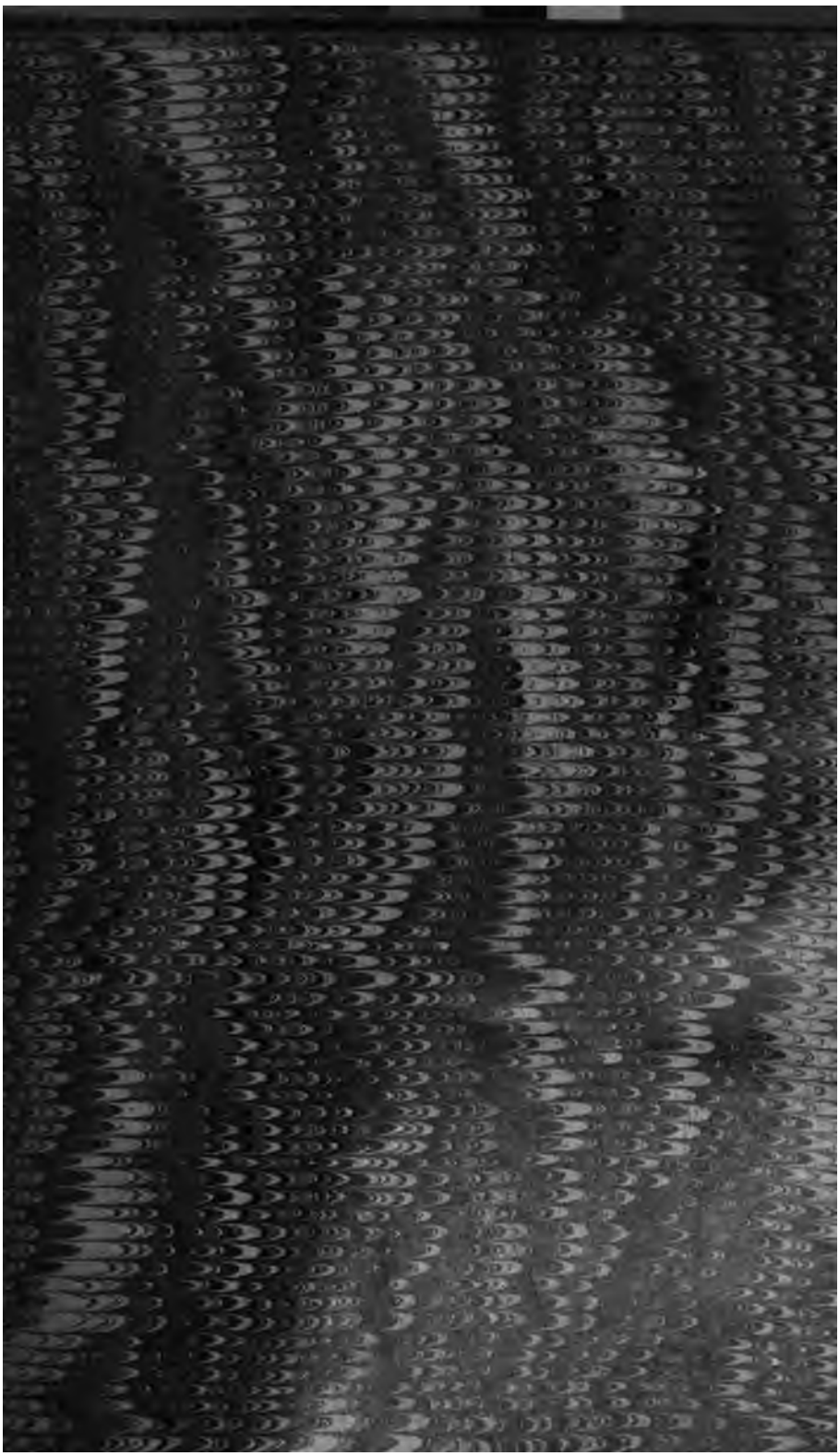
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600076499+

275 a. 56/5

Geſchichte

der deutſchen Dichtung.

Fünfter Band.

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Fünfter Band.

Mit einem vollſtändigen Regiſter über alle fünf Bände.

Vierte verbeſſerte Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1853.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XI. Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

3. Wieland's Schule 3
Heinse 4
Manvillon 8
Unzer 8
v. Nicolai 18
Alxinger 20
Meißner 20

4. Klopstock's Schule. (Die Göttinger.) 21
Boie 22
Bürger 28
Claudius 35
v. Schönborn 39
Cramer 39
Hahn 40
Hensler 40
Hölty 40
Brückner 40

Seite

Miller 40
Gebr. Stolberg 42
Voß 55
Hebel 66
Grübel 68
Sailer 68
Ufteri 68

5. Göthe in Italien und Schiller's Jugend 70

Wekhrlin 124
Schubart 124
Schiller 129

XII. Ueberſicht der ſchönen Proſa (Romanliteratur).

1. Humoriſtiſche Romane 145

Selbſtbiographie von Moritz 157
„ „ Brandes 157
Bode 160
Lichtenberg 160
Hermes 170
Hippel 174
Muſäus 182
Lafontaine 184
Müller, Joh. Gottw. 184
Wezel 186
v. Thümmel 188

2. Jean Paul 192

3. Unmittelbare Einwirkungen der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände 233

Sebaldus Nothanker (Roman) 240
Bahrdt's Leben 241
Jung (Stilling) 245
Lavater 253
Jacobi's und der Fürſtin v. Gallitzin Kreis 282
Herder's Briefe über das Studium der Theologie 291
Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte 294
Herder's Humanitätsbriefe 297
Herder's chriſtl. Schriften 298

Seite

Wieland's Göttergespräche 305
„ Peregrinus Proteus 306
„ Agathodämon 306
Basedow 309
Pestalozzi 315
Campe 321

III. Schiller und Göthe.

1. Geschichte und Politik. (Göthe.) 331
Georg Forster 356
2. Philosophie. (Schiller.) 369
3. Gemeinsame Thätigkeit 398
4. Schauspiel 475
Eckhof 482
Gotter 484
Schröder 486
Iffland 493
Engel 497
v. Kotzebue 498
Weimarer Bühne (Schiller) 511

IIV. Romantische Dichtung. 518

Novalis 535
Zach. Werner 541. 607
Fr. und A. W. Schlegel 545
Baggesen 582
Kosegarten 582
F. A. v. Kleist 586
Tiedge 586
Matthison 586
Tieck 594. 633
Gebr. Collin 603
Fouqué 606. 620
Oehlenschläger 606
Falk 610
Seume 611
Zschokke 612

Seite

H. v. Kleist 613
Körner 616
Uhland 619
Hoffmann 622
Müllner 624
Grillparzer 624
Houwald 624
Rückert 650
Göthe's Alter 652

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Fünfter Band.

XI.

Umſturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

3. Wieland's Schule.

Wenn man Klinger's Roman von ſeinem Drama abgeſondert verfolgt, ſo führt er uns geſchichtlich auf Wieland zurück. Sehen wir auf die Lebensrichtungen in den Schriften beider Männer, ſo finden wir, daß wenn Wieland eine Karrikatur von Sokrates-Plato vorſtellen ſollte, die zwiſchen Stoicismus und Epikureismus eine gewiſſe Mitte hielt, Klinger nach der Seite der Stoa hin einſeitig und eben ſo karrikaturartig abwich. Einen Gegenſatz zu ihm haben wir in Heinſe, der den ſinnlichen Epikureismus Wieland's eben ſo verzerrt und durch Beimiſchung cyniſcher Elemente karrikirt einſeitig ſteigerte, wie Klinger den Zug nach Vereinſamung und ariſtokratiſcher Abſonderung von der verderbten Welt. Beide waren Wielanden im Mangel eigentlich poetiſcher Gabe, im Bedürfniß poetiſcher Genüſſe, in heidniſcher Wegwendung vom Chriſtenthume, in vielen andern Stücken ähnlich und verwandt. Klinger's Verhältniß zu ihm war ſpäter, bei eingetretener Mäßigung von beiden Seiten, näher, Heinſe's war anfangs enthuſiaſtiſch und weiterhin kühler; die Schreibart der Proſe Klinger's iſt der wielandiſchen ähnlich, die von Heinſe ganz ungleich. Klinger neigte ſich zu den wielandiſchen Werken im orientaliſchen Gewande, Heinſe zu den italieniſch und griechiſch gekleideten; jenen führte ſein Nachdenken auf die moraliſche Seite des Menſchen, dieſen reizte die Kunſt; das Verhältniß des

Weltlaufs zur Vorſehung, der Herrſchaft des Böſen zu dem idealen Hintergrunde der Moralität und Tugend beſchäftigte Klinger'n; die Gegenſätze von Natur und Kunſt, von Wirklichkeit und Ideal begegnen uns in Heinſe's Schriften überall. Wie jener mit dem Glauben an Sittlichkeit doch vorzugsweiſe auf der Schattenſeite des Gemäldes von der moraliſchen Menſchheit ruhte, ſo neigte Heinſe in der Kunſt mit der Verehrung des antiken Ideals zu der niederländiſchen derben Naturwahrheit. Dem Einen war es gleichſam Bedürfniß, mit dem Blick auf den quälenden Partieen der Geſchichte zu weilen, weil ihn Mitgefühl mit der Menſchheit bewegte, den Andern iſolirte ſeine Genußſucht und der äußerſte Egoismus; jener hätte wohl gern mit militäriſcher Disciplin Ordnung in die ſchlechte Welt gebracht, dieſer möchte die unſchöne Welt gern mit dem Hineintragen der künſtleriſchen Ungebundenheit geſtalten. Beide unter einander hatten nur im Anfange der Genialitätszeit Gemeinſchaft und ſchrieben ſich wunderliche Briefe (unter andern über das Schachſpiel, das Heinſe'n auch ſpäter noch ſchriftſtelleriſch beſchäftigte), perſönlich aber ſtießen ſie ſich in Rom einander ab.

Wilhelm Heinſe (aus Thüringen 1749—1803) war arm und ohne alle Erziehung auferwachſen. Alles ſchien bei ihm zuſammenzutreffen, ihn zu einem der ausſchweifendſten jener Jünglinge zu bilden, die damals die Welt umzugeſtalten gedachten. Seine erſten literariſchen Anregungen empfing er durch Hoffmannswaldau und Wieland's Schriften der zweiten Periode; er ward in Erfurt mit Wieland bekannt, der ihm als ein Genius geſandt ſchien die Menſchen zu beglücken. Seine jugendlichen „Sinngedichte" (1771), die ſchon von Schmutz nicht frei waren, empfahlen ihn Gleim, der ihn nicht allein unterſtützte, ſondern auch den ſchädlichen Leichtſinn hatte, ihn in allen Tollheiten zu beſtärken, weniger als er in Halberſtadt mit ihm lebte, als ſpäter, da Heinſe mit Wieland zerfiel und den Einflüſſen der Jacobi bei ſeinem Aufenthalte in Düſſeldorf folgte. Wieland täuſchte ſich über Heinſe nicht lange. Er hatte nicht die Unbekümmertheit Gleim's, dem Heinſe allein gefiel; auch kam er nicht weiter in die Lage, die Duldung des perſönlichen Umgangs gegen ihn auszuüben, wie Jacobi, der mit ſeinem ganzen Kreiſe ihn ertrug, ohne Vertrauen zu ihm zu faſſen. Wielanden mishagte bald die Sitte dieſes ingenium luxurians, über die geſunde Vernunft und Unterſuchung „wie über ein Paar altgefrorene Weiber" zu ſpötteln. Er mochte nicht im Jünglinge die „Timonie" und die geſetzloſe Denkungsart, die unruhige Wachſucht und das tobende Blut; und wie ſehr er die ſinnlichen Empfindungen in Schutz nahm, ſo entſetzte er ſich doch

vor den grellen Sätzen in Heinse's Jugendschriften, nach denen die Leidenschaften den größten Stoff zu unserer Glückseligkeit darboten, in denen Haß und Verachtung auf Alle geworfen wird, die sich der unwiderstehlichen Triebe der Jugend und Natur schämten. Wieland haßte den moralischen Zustand, der sich auf diese Weise äußerte, und nannte ihn Seelenpriapismus; ihm, in dem einförmigen Glücke der Häuslichkeit, ekelte vor dieser unersättlichen Ungeduld und Unruhe, die „vor Gleichgültigkeit sterben wollte, wenn sie jeden Tag das Nämliche thun, reden und sehen mußte". Im Jahre 1771 reiste Heinse mit einem Hauptmanne, der ein Religionshasser, dessen Phantasie, wie Heinse sagt, ein ewiger cunnus war, der ihn zu den Ausschweifungen in seinen Schriften verführte, „in seinem Petron das Abscheulichste mit schänderischer Hand schrieb, und stündlich an seiner Seele, wie ein Lavater oder Jakob Böhme des Priapus, arbeitete". Dieser Umgang scheint Heinse's Charakter und Schriften völlig entschieden zu haben. Um dies zu verstehen, muß man sich des Zustandes der Officierwelt erinnern, die damals in die Parteien Klopstock's und Wieland's sich eben so wohl, wie das ganze bürgerliche Deutschland, theilte. Die Nachkommenschaft Kleist's im preußischen Heere wandte sich zu jenem; die französische Freigeisterei griff aber in andern Kreisen desto tiefer ein. So hat Göthe angedeutet, von wie schädlichem Einflusse die Bekanntschaft mit dem Militair in Straßburg auf Lenz war; so hat die Bekanntschaft mit einem Officier auf Schiller's Sitten in der Zeit seines Austritts aus der Karlsakademie nachtheilig gewirkt; so werden wir unten sehen, wie ein Militair, Mauvillon, einen ordentlich fanatischen Kreis von Religionshassern um sich sammelte; und so haben wir zur alleinigen Gesellschaft für Heinse in der Literatur einen Militair, den Freiherrn von der Goltz (geb. 1738), an dessen „Gedichten[1]) in Grécourt's Geschmacke" (1771) eben so wohl wie an Heinse die nächsten Wirkungen von Wieland's Schriften am leichtesten zu veranschaulichen sind, und ebenso die

1) In spätern Ausgaben hießen sie Gedichte nach dem Leben, und zuletzt: Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe. 1798. 1—4. Sie sind fast immer dem königsberger Scheffner zugeschrieben worden, allein ganz mit Unrecht. Vergl. dessen Selbstbiographie: „Mein Leben". Leipzig 1823, p. 93, und die kurze Biographie von v. d. Goltz in dem dritten Bande der Natürlichkeiten. Scheffner's Landsmann, Hoffmann, wollte herausgebracht haben, daß sie trotz all dem doch von Scheffner seien, allein wer die wirklich ihm angehörigen Gedichte vergleicht, wird es nie glauben.

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Fünfter Band.

Mit einem vollſtändigen Regiſter über alle fünf Bände.

Vierte verbeſſerte Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1853.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XI. Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

3. Wieland's Schule 3
Heinse 4
Manvillon 8
Unzer 8
v. Nicolai 18
Alringer 20
Meißner 20

4. Klopstock's Schule. (Die Göttinger.) 21
Boie 22
Bürger 28
Claudius 35
v. Schönborn 39
Cramer 39
Hahn 40
Hensler 40
Hölty 40
Brückner 40

Seite

H. v. Kleist 613
Körner 616
Uhland 619
Hoffmann 622
Müllner 624
Grillparzer 624
Houwald 624
Rückert 650
Göthe's Alter 652

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Fünfter Band.

XI.

Umſturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoeſie.

Periode der Originalgenies.

3. Wieland's Schule.

Wenn man Klinger's Roman von ſeinem Drama abgeſondert verfolgt, ſo führt er uns geſchichtlich auf Wieland zurück. Sehen wir auf die Lebensrichtungen in den Schriften beider Männer, ſo finden wir, daß wenn Wieland eine Karrikatur von Sokrates-Plato vorſtellen ſollte, die zwiſchen Stoicismus und Epikureismus eine gewiſſe Mitte hielt, Klinger nach der Seite der Stoa hin einſeitig und eben ſo karrikaturartig abwich. Einen Gegenſatz zu ihm haben wir in Heinſe, der den ſinnlichen Epikureismus Wieland's eben ſo verzerrt und durch Beimiſchung cyniſcher Elemente karrikirt einſeitig ſteigerte, wie Klinger den Zug nach Vereinſamung und ariſtokratiſcher Abſonderung von der verderbten Welt. Beide waren Wielanden im Mangel eigentlich poetiſcher Gabe, im Bedürfniß poetiſcher Genüſſe, in heidniſcher Wegwendung vom Chriſtenthume, in vielen andern Stücken ähnlich und verwandt. Klinger's Verhältniß zu ihm war ſpäter, bei eingetretener Mäßigung von beiden Seiten, näher, Heinſe's war anfangs enthuſiaſtiſch und weiterhin kühler; die Schreibart der Proſe Klinger's iſt der wielandiſchen ähnlich, die von Heinſe ganz ungleich. Klinger neigte ſich zu den wielandiſchen Werken im orientaliſchen Gewande, Heinſe zu den italieniſch und griechiſch gekleideten; jenen führte ſein Nachdenken auf die moraliſche Seite des Menſchen, dieſen reizte die Kunſt; das Verhältniß des

Weltlaufs zur Vorſehung, der Herrſchaft des Böſen zu dem idealen Hintergrunde der Moralität und Tugend beſchäftigte Klinger'n; die Gegenſätze von Natur und Kunſt, von Wirklichkeit und Ideal begegnen uns in Heinſe's Schriften überall. Wie jener mit dem Glauben an Sittlichkeit doch vorzugsweiſe auf der Schattenſeite des Gemäldes von der moraliſchen Menſchheit ruhte, ſo neigte Heinſe in der Kunſt mit der Verehrung des antiken Ideals zu der niederländiſchen derben Naturwahrheit. Dem Einen war es gleichſam Bedürfniß, mit dem Blick auf den quälenden Partieen der Geſchichte zu weilen, weil ihn Mitgefühl mit der Menſchheit bewegte, den Andern iſolirte ſeine Genußſucht und der äußerſte Egoismus; jener hätte wohl gern mit militäriſcher Disciplin Ordnung in die ſchlechte Welt gebracht, dieſer möchte die unſchöne Welt gern mit dem Hineintragen der künſtleriſchen Ungebundenheit geſtalten. Beide unter einander hatten nur im Anfange der Genialitätszeit Gemeinſchaft und ſchrieben ſich wunderliche Briefe (unter andern über das Schachſpiel, das Heinſe'n auch ſpäter noch ſchriftſtelleriſch beſchäftigte), perſönlich aber ſtießen ſie ſich in Rom einander ab.

Wilhelm Heinſe (aus Thüringen 1749—1803) war arm und ohne alle Erziehung auferwachſen. Alles ſchien bei ihm zuſammenzutreffen, ihn zu einem der ausſchweifendſten jener Jünglinge zu bilden, die damals die Welt umzugeſtalten gedachten. Seine erſten literariſchen Anregungen empfing er durch Hoffmannswaldau und Wieland's Schriften der zweiten Periode; er ward in Erfurt mit Wieland bekannt, der ihm als ein Genius geſandt ſchien die Menſchen zu beglücken. Seine jugendlichen „Sinngedichte" (1771), die ſchon von Schmutz nicht frei waren, empfahlen ihn Gleim, der ihn nicht allein unterſtützte, ſondern auch den ſchädlichen Leichtſinn hatte, ihn in allen Tollheiten zu beſtärken, weniger als er in Halberſtadt mit ihm lebte, als ſpäter, da Heinſe mit Wieland zerfiel und den Einflüſſen der Jacobi bei ſeinem Aufenthalte in Düſſeldorf folgte. Wieland täuſchte ſich über Heinſe nicht lange. Er hatte nicht die Unbekümmertheit Gleim's, dem Heinſe allein gefiel; auch kam er nicht weiter in die Lage, die Duldung des perſönlichen Umgangs gegen ihn auszuüben, wie Jacobi, der mit ſeinem ganzen Kreiſe ihn ertrug, ohne Vertrauen zu ihm zu faſſen. Wielanden mishagte bald die Sitte dieſes ingenium luxurians, über die geſunde Vernunft und Unterſuchung „wie über ein Paar altgefrorene Weiber" zu ſpötteln. Er mochte nicht im Jünglinge die „Timonie" und die geſetzloſe Denkungsart, die unruhige Wachſucht und das tobende Blut; und wie ſehr er die ſinnlichen Empfindungen in Schutz nahm, ſo entſetzte er ſich doch

vor den grellen Sätzen in Heinse's Jugendschriften, nach denen die Leidenschaften den größten Stoff zu unserer Glückseligkeit darboten, in denen Haß und Verachtung auf Alle geworfen wird, die sich der unwiderstehlichen Triebe der Jugend und Natur schämten. Wieland haßte den moralischen Zustand, der sich auf diese Weise äußerte, und nannte ihn Seelenpriapismus; ihm, in dem einförmigen Glücke der Häuslichkeit, ekelte vor dieser unersättlichen Ungeduld und Unruhe, die „vor Gleichgültigkeit sterben wollte, wenn sie jeden Tag das Nämliche thun, reden und sehen mußte". Im Jahre 1771 reiste Heinse mit einem Hauptmanne, der ein Religionshasser, dessen Phantasie, wie Heinse sagt, ein ewiger cunnus war, der ihn zu den Ausschweifungen in seinen Schriften verführte, „in seinem Petron das Abscheulichste mit schänderischer Hand schrieb, und stündlich an seiner Seele, wie ein Lavater oder Jakob Böhme des Priapus, arbeitete". Dieser Umgang scheint Heinse's Charakter und Schriften völlig entschieden zu haben. Um dies zu verstehen, muß man sich des Zustandes der Officierwelt erinnern, die damals in die Parteien Klopstock's und Wieland's sich eben so wohl, wie das ganze bürgerliche Deutschland, theilte. Die Nachkommenschaft Kleist's im preußischen Heere wandte sich zu jenem; die französische Freigeisterei griff aber in andern Kreisen desto tiefer ein. So hat Göthe angedeutet, von wie schädlichem Einflusse die Bekanntschaft mit dem Militair in Straßburg auf Lenz war; so hat die Bekanntschaft mit einem Officier auf Schiller's Sitten in der Zeit seines Austritts aus der Karlsakademie nachtheilig gewirkt; so werden wir unten sehen, wie ein Militair, Mauvillon, einen ordentlich fanatischen Kreis von Religionshassern um sich sammelte; und so haben wir zur alleinigen Gesellschaft für Heinse in der Literatur einen Militair, den Freiherrn von der Goltz (geb. 1738), an dessen „Gedichten[1]) in Grécourt's Geschmacke" (1771) eben so wohl wie an Heinse die nächsten Wirkungen von Wieland's Schriften am leichtesten zu veranschaulichen sind, und ebenso die

1) In spätern Ausgaben hießen sie Gedichte nach dem Leben, und zuletzt: Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe. 1798. 1—4. Sie sind fast immer dem königsberger Scheffner zugeschrieben worden, allein ganz mit Unrecht. Vergl. dessen Selbstbiographie: „Mein Leben". Leipzig 1823, p. 93, und die kurze Biographie von v. d. Goltz in dem dritten Bande der Natürlichkeiten. Scheffner's Landsmann, Hoffmann, wollte herausgebracht haben, daß sie trotz all dem doch von Scheffner seien, allein wer die wirklich ihm angehörigen Gedichte vergleicht, wird es nie glauben.

Rückwirkungen dieſer Uebertreibungen auf Wieland ſelbſt. Heinſe und v. d. Goltz wollten eben ſo wohl wie dieſer ohne Ruchloſigkeit und ohne Schuld ihre wollüſtigen und üppigen Gemälde entworfen haben. Der Letztere erſcheint auch in der That bei aller groben Sinnlichkeit zugleich in ſchwermüthiger Schwärmerei und ſiegwartiſirender Empfindſamkeit; er ſchreibt in elegiſchem Ernſte, oder in einem Tone des Scherzes, der bis zur Feierlichkeit, man weiß nicht ob im Ernſt oder ironiſch, geſteigert iſt. Es iſt eine wahre Poeſie des cunnus, um in Heinſe's Weiſe zu reden. Wie Johannes Secundus, deſſen basia in den ſpätern Ausgaben der goltziſchen Gedichte überſetzt ſind, Lippen und Küſſe beſingt, in derſelben Fülle wird hier der Thron noch tieferer Liebesfreuden beſungen, und man ſollte nicht glauben, daß eine dichteriſche Phantaſie dorthin Gold- und Purpur- und Honigſtröme zaubern würde. Die Verrichtungen der Sinnlichkeit werden hier wie Andachtsübungen behandelt, wie ein Naturdienſt; geheimnißvolle Hymnen und offene Litaneien feiern die Heiligthümer der Liebe in ſolch einem Tone, daß man begreift, wie in den Vorreden der ſpätern Ausgaben Wolluſt und Andacht Schweſterkinder genannt werden konnten. Ganz dieſer Art nun waren die erſten Schriften Heinſe's; Roſt und Wieland waren die einheimiſchen Muſter hier und dort, und Heinſe ward im Kreiſe ſeiner jungen Freunde ſogar Roſt genannt. Die Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyrikon des Petron (1773) ſind für dieſe Zeit ſchon als Ueberſetzung charakteriſtiſch, da dieſes Buch im Alterthume die Gattung der picariſchen Romane vertritt, die in dieſen Jahren ſich bei uns erneuten. Die übermüthigen Vorreden und Noten griffen die tiefäugigen Dudeldummianer und die Diſtelgeiſter in Wien an, die den Agathon mit Füßen traten; ſie erlaubten dem Genie, das Häßlichſte wie das Schönſte zu malen; ſie preiſen das Alterthum um ſeiner nackten Sitten willen; ſie nennen unſere ſinnlichen Fehler nothwendig, natürlich, verzeihlich, und die heutigen Verehrer Heinſe's mögen ſich wundern, daß er das nur noch Fehler nennt. In den Kirſchen (1773) ſoll ein Stoff poetiſch beluſtigen, der in der Geſchichte der Borgia empört, ein Gegenſtand, den Grécourt, Verville, Dorat (dem Heinſe folgte) behandelt haben, und der noch Clamer Schmidt in den Aktäontiſchen Nachkommen (1789) reizte. Dazu hatte Gleim aufgefordert, der in Heinſe'n Arioſt ſah, der von ein Dutzend Gellerten nichts hoffte, aber in eben ſo viel Heinſes und Göthes das Heil unſerer Literatur ſah, der unvorſichtig an jenen ſchrieb, er ſolle ſich, „von keinen Sittenlehrern verführen laſſen, es ſei ein

dummes böses Volk"! Laïdion und die Erzählungen (1774—75) fuhren in demselben Tone fort. Sie kündigen schon an, daß wir mit den Künsten der Leidenschaften, die beste Nahrung für unser Wesen, verschönern und versüßen sollen; sie eifern gegen die hassenswürdigen Schultyrannen, die, wenn das Feuer in allen Sinnen der Jugend tobt, ihr nichts zu empfinden geben. Wieland empfing hier den ersten schnöden Lohn für seine Schriftstellerei. Der Verfasser der Gedichte des Grécourt widmete sie ihm, Wieland nahm es übel, der Dichter erinnerte ihn an ihre gemeinsame Gefahr, wenn man sie nach ihren Schriften beurtheilen wollte, und warnte ihn, nicht weiter zu schimpfen und nicht Veranlassung zur Beantwortung der Frage zu geben, ob Crébillon oder Grécourt schädlicher sei. Hierauf lenkte Wieland ein. Mit Heinse ging es ebenso. Der Merkur und Privatbriefe tadelten den Petron und die Laïs, und Heinse, den der Beifall Göthe's und der ganzen Jugend, ja selbst Klopstock's sicher machte, kündigte Wielanden in einem sarkastischen Briefe gleichsam auf. Er schob darin den Petron halb auf Rechnung jenes Hauptmanns; die verführerische Scene in dem Anhange der Laïs habe Ariost und Wieland eben so wenig zu schildern vermieden; eine Dame von unverdächtiger Tugend habe ihm gesagt, Wieland würde dies nicht so stark und natürlicher gemacht haben. Er habe sich bei diesem Gedichte vorgesetzt, mit Ariost an Phantasie, mit Tasso an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philosophie, zu wetteifern! dies solle die Hauptarbeit seiner Jugend sein, dann wolle er der deutsche Lucian werden! Sein Herz wolle er sich nicht verurtheilen lassen. „So sehr Schüler bin ich nicht, fährt er fort, daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie verstehen sollte. Ihnen selbst habe ich (in den Erzählungen) den Vorwurf machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Alcina! Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen. Ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne. Bei diesem Allen gelobe ich Ihnen heilig an, in Zukunft keine Zeile zu schreiben, die nicht — von den Vestalen gelesen werden könnte, welchen man Ihre komischen Erzählungen und Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiermit angelobt"!

Eine Weile schien dieser spöttische Entschluß Ernst werden zu wollen; Heinse beschäftigte sich zunächst seit 1775 mit der Uebersetzung des Tasso (1781) und Ariost (1782). Dies ist die Seite, von

der er wesentlich dem Kreise Gleim's und der Halberstädter angehört, wo zuerst der lyrische Geschmack von Horaz zu Petrarca überglitt, und wo man sich um die italienische Glätte der Versifikation bemühte. Die Vorliebe für die italienische Poesie fand in den 70er Jahren, als sich Deutschland weltbürgerlich um die Literatur der ganzen Welt bemühte, als Wieland der deutsche Ariost zu heißen anfing, eben so wohl ihre eigenthümliche Stätte, wie die für die Engländer. Als man die Franzosen und mit ihnen im Grunde auch die Lateiner abwarf, wies man in dem königsberger Kreise (Hamann und Herder) auf die orientalische Poesie, als den Mittelpunkt aller ursprünglichen Volksdichtung, in dem göthischen auf die Engländer, in dem göttingischen auf die Griechen; auf die Italiener und Südländer überhaupt fielen eine Reihe von Dichtern und Literaten in dem mitteldeutschen Striche von Franken, Thüringen und dem Harz. Unter diesen war Meinhard aus Erlangen, den wir schon erwähnten, der Früheste; seine Versuche über die Werke der besten italienischen Dichter erschienen 1763. Sein Vorgang wirkte besonders lebhaft auf Jakob Mauvillon (aus Leipzig 1743—94), jenen Kriegsmann und Literaten, der, in Ilfeld, Kassel und Braunschweig lebend, eine Zeit lang eine mehr heimliche, als öffentliche oder laute Wirkung in unserer Schriftstellerwelt ausübte. Sein übersetzter Roland (1771) war schon ein Vorläufer für Heinse; weit wichtiger aber waren die Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter (1771. 1—2), die er mit L. A. Unzer aus Wernigerode schrieb, und die in Nachahmung Herder's und Gerstenberg's eine ganz aufrührerische Richtung nahmen. Unzer war aus einer jener harzischen Familien, in denen, wie in Clamer Schmidt's Verwandtschaft, die Poesie zu Hause war: sein Oheim Johann August, Arzt in Altona, war Dichter, und seine Gattin (geb. Ziegler) war eine bekannte und gekrönte Dichterin; sein Vater dichtete und pflegte seinen Kindern des Abends Gleim's und der Karschin Sachen vorzulesen; von seinem ältern Bruder Johann Christoph (1747—1800) sind zwei Bände hinterlassene Schriften, z. Th. Poesien ohne allen Werth, gedruckt. Mit beiden Brüdern, und besonders mit Ludwig August, der frühe wegstarb, war Mauvillon bekannt. Beide Freunde hatten an den Italienern ihr Ohr gebildet und wandten sich eifrig weg von den ungehobelten Dichtern des alten Schlags in Deutschland; sie waren von den Franzosen so wenig erbaut wie Lessing, aber auch wenig von den Engländern; sie wollten an diesen werden, was Lessing an jenen; sie fanden an Shakespeare auszusetzen, und griffen Young heftig an, bei dem die Religion den

Menſchen nichts als Thränen lehre; ſie bedauerten, daß Meinhard nicht 20 Jahre früher aufgeſtanden wäre und ſo vielleicht den engliſchen Geſchmack von uns abgehalten hätte. Ihr Abgott unter den Dichtern war Arioſt. Aus dieſem italieniſchen Standpunkte ſind jene Briefe ſämmtlich geſchrieben, und ſie ſind um ſo rückſichtsloſer, als die beiden Verfaſſer die entſchiedenſten Starkgeiſter waren. Sie verwarfen aufs beſtimmteſte allen moraliſchen Maßſtab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; die Dichtung ſoll nur beluſtigen, indem ſie unſere Ideen erweitert, unſere Leidenſchaften erregt, unſere Gefühle nährt, unſern Geſchmack bildet. Alle Lehrdichter und ſogar den Satiriker laſſen ſie nicht als Poeten gelten, wie Horaz: neque si quis scribat uti nos sermoni propiora, putes hunc esse poetam. Sie neigen ſich ſchon zu dem phantaſievolleren Glauben der Südländer von äſthetiſcher Seite, da ſie religiöſerſeits gleichgültig und ſogar Erzfeinde des Chriſtenthums waren: ſie wollten, daß Denis geiſtliche Lieder ſchreibe, da die proteſtantiſchen Lehrbegriffe für den Dichter nicht die günſtigſten ſeien; und Unzer ſelbſt verſuchte ſich an dergleichen. „Erſchrecken Sie nicht, ſchrieb er darüber an Mauvillon, es geht Alles mit natürlichen Dingen zu: der Geiſt der Salbung, der auf mir ruht, iſt nur ein kleines Geſchöpf der Einbildungskraft". Unter den deutſchen Dichtern räumen ſie in ihrer bittern Kritik ganz in dem Sinne des neuen Geſchlechtes auf: außer Klopſtock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim erkennen ſie Niemanden an, nicht einmal Leſſing. An zwei Hauptpunkten lernt man ihre ſtarkgeiſtigen Anſichten am ſchärfſten kennen, an ihrem Urtheil über Gellert und die erotiſchen Dichter. Das erſte iſt ſo ſcharf, daß es ſelbſt Göthe'n und Gleim eine Läſterung ſchien, und nicht allein den Landpaſtorentöchtern, oder den leipziger Kunſtrichtern, deren engherzige Moral zu verſpotten auch Heinſe ſein Jugendwerk ſo pikant anlegte. Gellert iſt ihnen ein durchaus mittelmäßiger Schriftſteller ohne einen Funken von Genie; wie alle Stümper habe er ſich in allen Gattungen gleich ſtark gefühlt und getroſt geſchrieben. Mit lächerlicher ſteifer Affektation ſtrebe er nach Witz und Artigkeit, ſeine Briefe ſeien Muſter von Abgeſchmacktheit, ſeine Luſtſpiele unter aller Kritik, ſeine Fabeln gereimtes Geſchwätz, ſeine Erzählungen keine Puffbohne werth. In Leipzig habe er als der unfehlbarſte Pabſt des Parnaſſes gegolten, allein Oberſachſen ſei eben die Provinz, die am reichſten an ſchwachen Seelen, am ärmſten an freidenkenden Köpfen ſei; die Empfindung des Kleinen und Weichlichen ſei da zu Hauſe, hier würden Rabener und Gellert am längſten angebetet werden; ſie aber freuen ſich, dieſe Abgötter der Nation zu ſtürzen, und ſetzen

Gellert die Grabſchrift: lusisti satis, tempus abire tibi est. Nicht genug, daß ſie ſeine Poeſie angriffen, ſie verdächtigten auch ſeine Moral. Er preiſe die Temperaments- und Erziehungstugend, deren Schwäche bekannt ſei. Die Folgen ſeien, daß jeder Geck von gutem Herzen und ſanften Empfindungen rede, daß es als der Gipfel menſchlicher Tugend angeſehen werde, eine mitleidige Thräne zu weinen. Alles ſei nun voll von dieſen wimmernden Seelen, dieſen zärtlichen Freunden, dieſen herzbrechend verliebten Mädchen. Bei dieſer Tugend laufe Alles auf Worte hinaus, nicht auf Rath und That; wenn das Vaterland Beſchützer brauche, ſo werde man Gellert's Schule nicht aufbieten; der Staat ſei unglücklich, der lauter Gellerts enthielte, tauſendmal glücklicher mit lauter Catonen. Gellert bilde die Menſchen zu einem hohen Grade von weibiſcher Kleingeiſterei; und gegen dieſe gerade lehnen ſich dieſe männiſchen Starkgeiſter auf. Voll bitterer Satire auf das ganze deutſche Weſen ſind daher ihre Bemerkungen da, wo ſie die guten Seiten der Liebesdichter hervorheben. Schon bei Gellert machen ſie in gutem Ernſte die treffliche Bemerkung, daß ſeine Moral die wohlthätigen Folgen gehabt, die Zahl der rohen barbariſchen Menſchen zu ſchmälern, die vorher die deutſche Nation den geſitteten Nachbarn fürchterlich gemacht. Sarkaſtiſcher aber werden ſie bei den erotiſchen Dichtern, die uns nur Menſchen von wollüſtiger Geſinnung bildeten, fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen, keinem Menſchen Leids thun, ihrem Nächſten helfen, ſo gut es ohne Unbequemlichkeit angeht, die ſich übrigens die Zeit ſo wohl vertreiben, wie ſie können. Die Dichter, die dieſe Gefühle rege machten, ſtifteten heutzutage größern Nutzen, als die, welche Grundſätze lehren und feſte, ſtrenge Charaktere bilden. Sie machten die Menſchen ſchwach, aber gut, begierig nach Vergnügen, ungeneigt nach Großem zu trachten. Bei unſeren Regierungsformen aber brauche man nothwendiger gute, als ſtarke Seelen. Was dieſe letzteren nur für Wenige in höherem Grade thun, thun jene für Viele in geringerem; was jene kalt aus Pflichtgefühl, das thun dieſe warm aus Inſtinkt und gutem Herzen. Große Thaten laſſen ſich jetzt nicht mehr thun, bei unſeren Geſinnungen müſſen lauter kleine Seelen ſein; was ſie weich und ſchwach macht, macht ſie auch gut, und wären ſolche kleine Seelen ehrgeizig, ſo würden ſie boshaft und tückiſch. Dennoch will der Kritiker, der dieſen Brief ſchreibt (Mauvillon), ſeine Freunde nicht aus dieſen Schwachen wählen; eine Geſellſchaft ſtarker Menſchen ſcheint ihm doch beſſer; und am beſten die Klaſſe von Menſchen, die aus Grundſätzen und Empfindungen zugleich handeln, und die für ſtarke und weiche Poeſie gleich empfänglich ſind.

Das kritiſche Hinweiſen dieſer Männer auf die italieniſchen Muſter traf zuſammen mit den Neigungen der Clamer Schmidt und Wieland, die die Poeſie von den Anforderungen der Moral freizuhalten und jenen melodiſchen Wohlklang der Südländer ihrer rauhen Sprache einzuimpfen ſuchten. Petrarca ward eine Zeit lang eine Angelegenheit und Beſchäftigung für die Dichter dieſer Kreiſe: wir ſahen ſchon, daß Clamer Schmidt, Gleim und Jacobi ſich mit ihm abgaben und ihn nachahmten. Mauvillon's Freunde, Schmidt und Benzler, überſetzten die Denkwürdigkeiten über ſein Leben, Wieland forderte Heinſe auf, die Poeſien ſelbſt zu übertragen, und wirklich verſenkte ſich Heinſe ſo ſehr in die muſikaliſche Sprache, daß ihm bald Boccaz nicht einmal bei den Grazien ausgelernt zu haben ſchien, Metaſtaſio dagegen ihm wie ein Gott vorkam. Friedrich Schmit aus Nürnberg (1744—1813) wetteiferte bald mit dem halberſtädter Schmidt um das Verdienſt, der deutſche Petrarca zu heißen, einer der erſten Lyriker, der das Sonett zurückführte, und der in ſeinen „Gedichten“ (1779) jenes gleichgültige Nachahmen aller möglichen Formen verräth, das weiterhin die Fertigkeit des Mechanismus und der Mangel an ſelbſtändigem Berufe immer mehr ſteigerte. Er gab 1778 eine italieniſche Anthologie und überſetzte ſpäter Taſſoni's geraubten Eimer (1781) und Fortiguerra's Ricciardetto (1783). Mit ihm auf Einer Linie ſtehen die Bemühungen Fr. Juſtin Bertuch's (aus Weimar 1747—1822) um die ſpaniſche Literatur, aus der er Manches noch ſehr form- und geſchmacklos überſetzt gab; ſein Magazin (ſeit 1780) wollte Heinſe einmal in einer italieniſchen Bibliothek nachahmen. Die Romanenbibliothek (1778 ff.) von Reichard aus Gotha, der ein Freund Mauvillon's war, darf man hierhin zählen; ebenſo die Ueberſetzung Gozzi's (1777 ff.) von Fr. A. Clemens Werthes (aus Buttenhauſen 1748—1817), der auch mit Heinſe wetteiferte, den Arioſt zu übertragen. Auf Arioſt warf ſich Heinſe mit Mauvillon's Vorliebe, er fühlte ihn in ſich wie ſein eigenes Leben und wollt ihn nicht wie den Taſſo aus materiellen Urſachen überſetzen, ſondern „aus Verlangen, das Schöne und Vortreffliche fortzupflanzen und gutartigen Buben und Mädchen manche frohe Stunde zu machen.“ Werthes wagte es, ſeine Proben im Merkur in Octaven zu überſetzen; die ſanfte Seele ſchien Heinſe'n nicht geeignet, dieſem Großgeiſtigen nachzuſprechen, und der Verſuch, ihn in deutſche Verſe zu bringen, kam ihm wie ein ganz unüberſteigliches, ja wahnwitziges Unternehmen vor. So weit war man damals noch von der Fertigkeit der Malsburg und Gries entfernt! und noch der ſpätere Dietr. W. Soltau (1745—1827) in ſeinen Ueberſetzungen ſpaniſcher und

italieniſcher Proſaiſten lag von dieſen ſo weit ab, wie Eſchenburg im Shakeſpeare von Schlegel. Heinſe's proſaiſche Ueberſetzung der italieniſchen Epiker iſt nicht ohne Merkmale von ſeinem eifrigen Intereſſe an den Dichtern geblieben[2]). Doch aber liegt ſie unendlich weit ab von jener Anmuth, die er ſelbſt ſo ſehr in den Originalen zu bewundern ſchien. Dies kam nun daher, daß Wieland bei uns die Grazie mit einem Faun vermählt hatte, in deſſen Geſellſchaft ſie immer mehr die Züge grober Natur annahm; es kam daher, daß der Bund zwiſchen italieniſcher und deutſcher Natur immer etwas Widerſtrebendes in ſich hat; und daher, daß die Sitte der 70er Jahre, die die niederländiſche Naturwahrheit in der Kunſt, und die ſtudentiſche Unmittelbarkeit und Zwangloſigkeit im Leben herzuſtellen ſuchte, der idealen Dichtung des Arioſt und ſeinem höfiſchen Weſen grade entgegen lag. Dies war der hauptſächlichſte Grund, daß überhaupt die ſüdliche Poeſie in jenen Jahren noch nicht durchdringen konnte, und daß ſie erſt nach dem Verlauf der umwälzenden Stürme in Staat und Literatur in der Zeit der Reſtauration für ihre reineren Formen und ruhigen Charaktere Raum fand. Für jene Stimmungen paßte durchaus nur der engliſche und nordiſche Geſchmack in der Kunſt; dies eben zeigt Heinſe am beſten. Er hatte in Düſſeldorf eine entſchiedene Richtung nach den Künſten empfangen, wie Winckelmann in Dresden; die dortige Gallerie weckte das Kunſtintereſſe in dem ganzen Kreiſe der Jacobi; alle Privatbriefe, alle Zeitſchriften und bald alle Reiſebeſchreibungen wurden jetzt von Berichten über Bilder gefüllt, und auch Heinſe lieferte dergleichen in den Merkur. Der herrſchende Geſchmack war im Allgemeinen *für* die niederländiſche Malerei, bis Georg Forſter in ſeinen rheiniſchen Anſichten mit der Beſtimmtheit einer ganz klaſſiſchen Geſchmacksbildung dieſer Gattung ihre Stelle anwies, und auf die Italiener zeigte, ohne Italien geſehen zu haben. Heinſe ſah Italien, und hinfort drehen ſich ſeine Worte immer um die Kunſt herum; er ſtellte Griechen und Italiener fortwährend am

2) Auch J. W. *Brortermann* (aus Osnabrück 1771—1800), deſſen Werke erſt unlängſt von Wedekind geſammelt ſind (1840), beſchäftigte ſich mit einer Ueberſetzung des Arioſt. Auch Er ſtand mit Wieland in Beziehung, doch geſtaltete ſich der Ton ſeiner Dichtungen abweichend, zu Schiller übergehend. Sein Verhältniß zu Wieland beruht, außer auf äußerer Verbindung, weſentlich auf ſeiner freiſinnigen, politiſch-praktiſchen Richtung, und auf der Neigung zum Epiſchen; ſein Wittekind, der nur Fragment geblieben iſt, ſollte der Mittelpunkt ſeiner Leiſtungen werden; die nordiſche Natur geſtaltete aber Alles hiſtoriſch patriotiſch, was in Wieland's ſonſtigem, ſüdlichem Anhange romantiſch blieb.

höchſten, allein der niederländiſche Geſchmack und der nordiſche Charakter herrſcht doch gleicherweiſe in dem Bau ſeiner Romane, wie in ſeinen Urtheilen vor.

Wir wollen aus ſeinen ſpäteren Romanen nur die zwei charakteriſtiſchſten und bekannteſten hervorheben, um Heinſe näher kennen zu lernen, der für die Anſchauung des offen getragenen Cynismus jener ſtarkgeiſtigen Jahre außerordentlich ergiebig iſt. Als Kunſtwerke ſind ſeine Romane ſämmtlich ſo unbedeutend wie Jacobi's, geringer als Klinger's, und ganz ſaftlos, ſobald man ihnen „den poetiſchen Schwung, den die bloße Begier zu nehmen fähig iſt," entzöge. Wenn man die Wolluſt aus dem Leben nimmt, ſagt Heinſe ſelbſt, ſo bleibt nichts als der Tod; ſo iſt's wenigſtens hier. Im Ardinghello (1787) ſind nichts als rhapſodiſche Briefe, voll lyriſchen Taumels, Naturlaute, wilde unbeſtimmte Phraſen, Alles in der Unmittelbarkeit und Formloſigkeit gehalten, wie es jenes Geſchlecht verlangte. Daher liegt auch dem Stoffe nach der Hauptwerth dieſer Schriften, wie bei Jacobi und Klinger, in dem unmittelbaren Abbild des ſchreibenden Menſchen, das wir empfangen. Im Ardinghello treten wir in eine Geſellſchaft, in der jenes Wegſpringen über alle Ordnungen, jener Jugendtrotz gegen die Sitte der Welt zu Hauſe iſt. Die Ehe gilt als lebendiger Tod, und wird auch ſonſt bei Heinſe als das furchtbarſte Strafgericht, als eine vieltauſendjährige Sklaverei angeſehen, da ſie doch die Natur ſelbſt dem Thiere gegeben; Alles in der Natur ſei glücklicher als der Menſch, dem die Vernunft als ein tyranniſcher Zuchtmeiſter beigegeben iſt; Gewohnheiten und Geſetze ſollen nur für den Pöbel da ſein; Wegſetzen über Vorurtheile iſt Flug über die gemeine Welt. Daß dieſe Moral zuletzt auf den äußerſten Egoismus, auf die gröbſte Genußſucht hinausgeht, läßt ſich errathen; nur daß Vieles hier noch in ſchöne Worte und Formen gekleidet iſt, was in den ſpäteren Schriften oft viel derber und deutſcher geſagt wird. So machte er der ſokratiſchen Philoſophie den Vorwurf, daß ſie Alles auf den Nebenmenſchen beziehe und nichts für ſich brauche, was doch natürlich vorangehe; und wie in dieſer feinklingenden Maxime jene Selbſtſucht verſteckt liegt, ſo heißt er es Streben nach kräftiger Nahrung für Geiſt und Herz, wenn man dem Naturgeſetze folgt und alles Genoſſene ſchnell verläßt, um neue Genüſſe zu ſuchen. Dies Syſtem, das Schöne und Angenehme überall zu haſchen und in keiner Geſtalt zu verſchmähen, macht auch allein den Dichter und ſeine Helden zu Liebhabern der Kunſt, die das Leben verſchönern ſoll. Dies Syſtem macht ſie auch ſo wenig ekel in ihrem Geſchmack, daß ſie das Mittel-

mäßige eben ſo hoch halten, wie das wahrhaft Große; denn Heinſe ruft ſein Wehe über den, dem die richtigſten Ideen von Vollkommenheit hienieden allen ohnehin kurzen Genuß vergällen. Dies Syſtem macht, daß ſie gleichgültig Leben und Kunſt vermiſchen. Schönheit nennt Heinſe die unverfälſchte Erſcheinung des ganzen Weſens, wie es nach ſeiner Art ſein ſoll; Flecken darin und todter Stoff iſt der Anfang des Häßlichen; Schönheit iſt Daſein in Vollkommenheit. Statt daß er nun dieſen richtigen Satz an die Werke der Kunſt mit Folgerichtigkeit gehalten hätte, ſo legte er den Maßſtab der Naturwahrheit daran, und fand die Genrebilder der Niederländer ſo ſchön wie die Italiener; und umgekehrt, ſtatt die Wirklichkeit an das Leben zu halten, trug er jene idealen Begriffe der Schönheit hinein, fand, daß das Chriſtenthum und die Tracht uns Wintermännern unſer häßliches unvollkommenes Daſein vorſchreibe, und verzweifelte im Grunde an aller neueren Kunſt. Demnach wagte Heinſe im Ardinghello den großen Sprung über die Bedingungen unſeres Daſeins weg, er will das nackte Leben der Alten in inſulariſcher Lage mit alter Religion und Naturdienſt herſtellen, um die Kunſt herzuſtellen; die Helden ſcheinen recht für ein ſolches Naturleben gemacht, denn ſie üben dieſe nackten Sitten ſchon vorher, und ſtreifen an Blutſchänderei nur kaum ſo vorüber, wie Heinſe in der Vorrede zum Petron an einer Lobrede auf die Knabenliebe. Sie üben dieſe Sitten auch glücklich, denn obgleich es einigemal ſcheint, als ſollte ihr leidenſchaftliches Weſen das Unglück nach ſich ziehen, das blinder Trieb mit ſich führt, ſo gleicht ſich doch alles angeſtellte Unheil wieder aus, und die Glut, die in Abgründe riß, führt zuletzt zu paradieſiſchen Höhen. Wenn ſinnliche Skandale zum Kunſtleben nöthig oder fördernd ſind, ſo wären dieſe Helden wie zum Naturleben auch zum Kunſtleben gemacht; aber dies muß Heinſe'n zuletzt ſelbſt nicht ſo geſchienen haben, denn das ganz ſonderbare Ende vom Lied iſt, daß dieſe Kunſtjünger auf ihren Cykladen ein Seeräuberleben führen, das ihrem Weſen ſehr gemäß iſt, die Kunſt aber gewiß völlig ausſchließt.

Dies bezieht ſich auf das Thatſächliche des Ardinghello, den Schiller eine Karrikatur nannte; eine zweite Seite bildet das Lehrhafte, die eingeſtreuten Urtheile über Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat. Was die beiden letzten Gegenſtände angeht, ſo wird Niemand dort Staatsweisheit ſuchen, wo kein Sinn für Staatsbande iſt, und keine wiſſenſchaftlichen Aufſchlüſſe, wo über die Philoſophie der Alten von zwei Rednern geſtritten wird, die im Ariſtoteles „geblättert" haben, und die in unverſtandenen Phraſen Funken aus ſich ſchlagen, wie angehende Muſenſöhne beim

Gelage thun, um mit der Rede den Wein zu verdunſten. Dagegen hat man Kunſtweisheit oft in dieſen Büchern geſucht, weil Sinn, Intereſſe, Auffaſſungsgabe, Phantaſie und Feuer für die Kunſt vielfach darin vorleuchtet. Genauer betrachtet iſt aber Alles Irrlicht, wie das Gerede über Staat und Wiſſenſchaft auch; und vergebens bemänteln die Anmerkungen das Abenteuerliche, Läppiſche und Zielloſe des eiteln Hin- und Herplauderns. So viel ſieht man wohl heraus, beſonders wenn man Heinſe's Briefe und übrige Schriften hinzunimmt, daß er ein Gegner von Winckelmann iſt, daß er die Natur, die Landſchaft, das Genre gegen ihn vertheidigt, daß er Rubens, zur großen Freude des Maler Müller und aller ſolcher Naturmänner, in eben der Weiſe hervorzieht wie Winckelmann den Raphael, daß er das Studium der Antike gegen das Studium der Natur verwirft, und die Schönheit des Jahrhunderts eben ſo ergriffen haben will wie die des Alterthums, daß er das Romantiſche rettet neben dem Antiken, daß er ſich gegen jede Einſeitigkeit wehrt, Natur und Kunſt, Muſik und Plaſtik, Vollkommenes und Geringes gewürdigt und geſchätzt wiſſen will. Dies Alles wäre recht gut, wenn nicht des Wirren, Uebertriebenen und Launiſchen ſo viel wäre, wenn nicht überall der verwilderte Sinn auf Troſtloſigkeit in den Verhältniſſen der Gegenwart ſtieße. Verzweifelte Anſichten ermuthigen zu keinem lebenſchaffenden Wirken; wer das Gute bezweckt, muß an gute Erfolge *glauben*. Und wenn unſer Leben der Veredlung bedarf, um Kunſtſinn zu empfangen, ſo muß man gewiß nicht mit Genrebildern in der Kunſt und Genrecharakteren und wüſter Natur im Leben beginnen, denn aller Cynismus iſt der Kunſt Verderb und Untergang.

Wenn man die groteske Vermiſchung niederländiſcher Natur mit der heroiſchen und antiken, die Heinſe immer im Munde führt, deutlicher als im Ardinghello will kennen lernen, ſo muß man das Gegenſtück, Hildegard von Hohenthal (1795), in ſeiner Kompoſition betrachten. Es iſt dies ein muſikaliſcher Roman, wie Ardinghello ein maleriſcher; nicht ſo, daß, wie in Göthe's Meiſter in Bezug auf das Schauſpielweſen, kunſtſinnig die Natur der Muſik in ihren Leiſtungen und Wirkungen auf die Genießenden und Ausübenden, Muſikerleben und Muſikweſen geſchildert wären, ſondern es werden nur eine Reihe von Tonſtücken in dürren Kritiken beſprochen, die bis aufs Trockenſte der Technik herab und in allgemeine Phraſeologie obenauf gehen, und die ſich mit dem Mittelmäßigen der neuen italieniſchen Opernmuſik eben ſo bereitwillig zufrieden erklären, wie mit dem Höchſten des Oratorienſtils, und überhaupt eben ſo fahrig und haltlos ſind wie die Ausbrüche über Malerei

im Ardinghello. Held und Heldin ſind wieder ſolche freiſittige Charaktere, die über die angeborenen Verhältniſſe gern hinaus möchten, ſie finden ſich aber hier ganz unmotivirt fein praktiſch in die Dinge, und meiſtern ihre genialiſche Leidenſchaft, wie auch in der Fiormona, einem ſpäten Nachklang von Werther, ein ſolcher Seelenheroismus in Ausſicht genommen wird. Wenn ſchon dies das Harmonieloſe in dem Künſtler und dem Kunſtwerke bezeichnet, ſo noch vielmehr das Verhältniß der Charaktere zu den Lagen, in die er ſie bringt. Hildegard iſt eine ſeiner vollkommenen Lieblinge, ſie ſollte ein Muſterbild der Keuſchheit ſein, ſie heißt bald Pallas, bald Diana, bald Venus; wie ſtimmt es nun hiermit, daß ſie faſt nur in ihrer Schönheit aufgeführt wird, um mit bräutlichen Handgriffen beſchmutzt zu werden? wie paßt es zu dem zarten Formſinn, daß ſich jene nackten Badeſcenen in ekle Spei- und Würgſcenen verwandeln, daß alſo die grobkomiſchen Darſtellungen der niederländiſchen Genrebilder hier aufs widerlichſte unter Geſtalten im heroiſchen Stil der Antike ſpielen? daß die moderne Lüſternheit und der gemeinſte Sinnenkitzel uns begegnet, wo man uns auf die Unſchuld und Naivetät alter Sitten ſpannt, und umgekehrt, daß, wo wir die ſinnliche Glut im Werther wieder zu finden vermuthen, uns ſeelenkalte Marmorbilder abſchrecken? Denn vergleiche man nur, wozu Heinſe anfangs neigte, und was er endlich leiſtete, ſo ſieht man den ungeheuren Abſtand zwiſchen ſeinem eigentlichen Talente an ſich, und dem Feuer, das die aufgeregte Zeit der 70er Jahre hinzugab. Damals trug er ſich, ſchien es, mit der Aufgabe, die Göthe einmal in den Frankfurter Anzeigen ſtellte: er wollte, ſchrieb er, eine Lydia auskundſchaften, und von ihrer Grauſamkeit, Liebe, Treuloſigkeit, Wiederliebe und Wiederuntreue ſo lyriſche, elegiſche, ſtürmiſche und zärtliche Geſänge ſingen, daß alles Herz entzückt, zerriſſen, und wieder zuſammengeſchmolzen werde, und wieder zerfließen, und in Strahlen- und Feuergüſſen durch alles Weſen blitzen und ſtrömen ſolle; Alles wollte er in Feuer und Brand ſtecken, und keine moraliſche Spritze ſolle löſchen können. Und nun, in der Hildegard von Hohenthal, erhalten wir nicht etwa eine Ausführung dieſes Entwurfes, ſondern für einen andern Dichtern eine andre Aufgabe, das Heinſe's Ideale von Philoſophie und Poeſie in ſich ſchließt. „Das Glück des Lebens, ſagt er, beſteht in Abwechſelung. Die Veränderungen, welche die Poeſie und alles Geſchriebene gewährt, ſind die ſchwächſten; dann kommt der Strahl des Lichts, die bildenden Künſte für das Auge; ſtärker wirkt die Luft durch Muſik auf das Ohr; körperlicher die Blumen und Blüten des Frühlings auf den Geruch; ſtärker Getränk und Speiſe auf Zunge und Gaumen u. ſ. w.

Die allerstärksten Empfindungen aber hat das Gefühl, der Sinn der Liebe. Harmonie und Abwechselung unter allen diesen Veränderungen, so viel unsere Komposition verträgt, deswegen entstand die Schöpfung, das ist die Seligkeit auf dem Erdboden. Die eigentliche wahre Liebe ist der Drang, ein Kind zu zeugen! Sie dauert ihrer Natur nach so lange, bis das Kind geboren ist! Wenn man unsere Heldengedichte, Schauspiele und Romane liest, so findet man diese Leidenschaft fast nie in ihrer Fülle. Alles ist darin gewissermaßen nur Vorspiel dazu. Von Kindern selbst, und was sich darauf bezöge, kommt wenig vor. Diese Leidenschaft hat also in ihrer Tiefe noch volle mannichfaltige Neuheit für den Künstler. Alles Andere, was noch den Namen Liebe führt, ist Freundschaft, Geselligkeit, Wollust, welche letzte selbst bei dem höchsten Reiz einer Ninon ein unbedeutendes Spiel ist gegen den göttlichen Ernst dieser Leidenschaft. Wenn ein Dichter ein Mädchen der Liebe schildern will, so kommt es wahrlich nicht darauf an, ob es einen kleinen Fuß hat, sondern ob der Bau ihres Körpers vortrefflich ist, Kinder zu empfangen und zu gebären, ob ihre Lenden gut gewölbt sind, u. s. w. Nach diesen Regeln, die doch wohl die einzig wahren sind, prüfe man nun die Schreibereien unserer Dichter, und man wird sich wundern, wie wenig Ahnung sie von diesen Regeln hatten!!" Hier sieht man leicht, daß jene Poesie des Cunnus nur noch plumper, prosaischer und materieller geworden ist, daß das Sinnliche in den Schriften eines Mannes, der solches Zeug schreiben kann, noch mehr als bei Wieland Sache des nüchternen Kopfes scheint, daß das Naturgeschichtliche noch weit mehr als bei diesem an die Stelle des Poetischen gerückt ist. Wenn ein Dichter mit Unbefangenheit die gekünstelte Welt des Anstandes und der Konvenienz aufgeben kann, wenn er uns in eine Welt einfältiger Sitte zurückzuführen vermag, so erlaube er sich immer mit dem Frieden der Musen die Natürlichkeiten, die wir in unserer Gesellschaft Unsitte nennen: aber er kleide sich auch ganz in die Unschuld und Natur ein, die von den Ausbrüchen der durch Sittenzwang gehemmten Begierde nichts wissen kann; er begleite sie mit den analogen Zuständen der Einfalt, und setze sie nicht neben Künste, Wissenschaften und allen Luxus des Geistes, neben dem sie nicht bestehen können, ohne den widerlichen und eklen Gegensatz des Thierischen gegen das Freie und Geistige zu bilden, der alle zügellosen Werke dieser Art ästhetisch nicht minder als sittlich ganz verwerflich macht.

Wieland's Schule machte genau die Schritte seiner eigenen Entwickelung nach. Seine freisittigen Schriften in den 60er und Anfangs der 70er Jahre halfen die Erregung jenes jungen Geschlechtes hervorbringen,

unter dem v. d. Goltz und Heinſe in der beſagten Weiſe den angegebenen Ton nachahmten und ſteigerten. Auf dieſe Erfahrungen vielleicht noch mehr, als auf die Anfechtungen, die er erfuhr, nahm ſich Wieland mehr zuſammen, und lehrte gleichſam die Kunſt der naiven Schilderung ſinnlicher Dinge in den Rittererzählungen, die er in den 70er und Anfangs der 80er Jahre ſchrieb. Wieder an dieſe lehnte ſich ein anderer Schlag Leute an, die mehr oder minder mit Wieland ſelbſt jene alten Freiheiten vermieden. Sie trugen Wieland's Erzählgabe und den Geſchmack an Ritterepen in die großen Hauptſtädte des Oſtens, wo dergleichen unſchädliche Gattungen immer am wohlſten aufgenommen ſind, während Heinſe am Rhein blieb, zuletzt in Mainz, und ſeinerſeits beſtätigte, was er ſelbſt anführte, daß die ſchöne Literatur am Rhein nicht gedeihen wollte, ein Satz, den die Erfahrungen im Elſaß und Baden, in Mannheim und Mainz, in Weſtphalen und in Düſſeldorf völlig beſtätigten. Aus Straßburg zog ſich L. Heinrich von Nicolay (1757—1820) nach St. Petersburg, und Er iſt Wieland's treueſter und ähnlichſter Anhänger. Schon ſeinem Alter nach ſteht er ihm am nächſten, und ſo auch nach ſeiner Denkart und ſeiner Weiſe zu ſchreiben. Er hat ſich noch in Fabeln und Erzählungen in Gellert's Manier verſucht, deren meiſte Schwänke ſind, die auf die Rittererzählungen von ſelbſt überführen. Zuerſt trat er 1760 in Elegien und Briefen auf. In jenen bekennt er ſich nur geſchaffen zu der Poeſie, der ſanfte Regungen edler Seelen den Stoff geben. Und ſolche ſtille Gemüther fanden ja auch im Mittelalter den Weg zu jenen harmloſen, wenn auch oft muthwilligen Erzählungen aus der Ritterwelt, die Heinſe höchſtens überſetzen konnte, die er ſelbſtverſuchend ganz aus ihrer Sphäre gerückt hätte. In den Epiſteln v. Nicolay's legt ſich denn auch ganz derſelbe gutmüthige Charakter zu Tage[3]), den wir bei den Halberſtädtern fanden, in derſelben Philoſophie vom Mittelweg, vom Maaße der Dinge, die ſich gegen Cyniker und Sybariten gleichmäßig wehrt, die das wahre Menſchenglück in dem geſunden Gemüthe ſucht, das die Natur zur Regel nimmt, die ſich nicht durch die rouſſeau'ſchen Einwürfe irren läßt, die vielmehr gegen dieſen kranken Geiſt Oppoſition macht, der vom größten Ueberfluß zum größten Mangel fieberhaft über-

3) Wie dieſe Gutmüthigen freilich die Probe hielten, wenn ſie in die große Welt geriethen, davon gibt leider auch v. Nicolay ein trauriges Beiſpiel. Seine Werke empfahlen ihn nach Petersburg; er ſtieg dort zum Sekretair der Großfürſtin auf, und, Beſitzer von Leibeigenen in Polen und Finnland geworden, beklagte er ſich über die großen Freiheiten, die dieſe beſaſſen und behaupteten. Er ruſſificirte ſich und flößte den Fremden, die ihn näher kennen lernten, Verachtung ein.

ſprang, im Staate nichts, als Wilder Alles miſſen wollte, in der Stadt nur Teufel, in der Höhle nur Engel ſah. Von dieſen moraliſirenden Gedichten machte nachher Nicolay wie Wieland den Uebergang zu den rein darſtellenden, und das ſchon Anfangs der 70er Jahre. Er behandelte eine Reihe Epiſoden aus dem Arioſt (Richard und Meliſſe, Galvine, Alcinens Inſel u. A.) ganz in Wieland's Manier, ganz in jener wohlmeinenden und beſcheidenen Geſinnung, die das kleine Vergnügen des Schreibenden dem Leſer wieder bereiten will, der trauliche und ſtille Lektüre vor lauter Freude liebt. Er fühlte ſich wie Thümmel zu den Muſen gezogen durch das Zauberband des Selbſtgenuſſes, wollte dichten aus reinem Herzen für reine Herzen, und die jungen Leſer abwehren, die beim Leſen freier Lieder ein geiler Kitzel ſteche, aber auch die Sittenrichter, die von dem Dichter nur Predigten begehren. Nachdem er den Arioſt auf dieſe Weiſe zerpflückt hatte, wandte er ſich in ein klippenvolleres Meer, zu der unreineren Fluth des Bojardo; ihn behandelt er mit mehr Freiheit, und ergötzt ſich an dem Verſuche mehr auf eigenem Fuße zu ſtehen; Arioſt ſoll ihn mahnen, des Bojardo Leier der Klugheit und Ehrbarkeit getreuer zu behandeln, nur attiſch zu lächeln, wo jener ſardoniſch lacht. Hier wagt er ſich auch ſchon in größere Räume; Reinhold und Angelika (1781 ꝛc.) füllen 12 Geſänge und in den vermiſchten Gedichten (1778—86) drei Bände. Hier begeiſterte ihn Oberon, und im fünften Geſange bietet er ſich Wielanden geradezu auf ſeiner Bahn zum Geſellſchafter an, wo noch Raum für ihn und einen Dritten ſei, beneidet ihn wie Thümmel um ſeinen Bilderreichthum, um ſeine Kunſt die ſpröde Sprache zu zähmen, die ſich ihm ſträubt, um ſeine Zaubergabe, die Blumen des ſanfteren Himmels im Norden ſtärker duftend zu ziehen, und fragt ihn, ob ihm ſchon von ſeinen Dichtungen etwas zugekommen ſei? [4]) — Als den Dritten auf jener Bahn [5]) bot ſich Wielanden und

4) Vermiſchte Gedichte Bd. 7. p. 7.

Zuletzt und unter uns geſtehe mir,
o Wieland, hat die Sage dir
noch keines meiner Lieder von der Ritter Thaten
und von der Feien Macht verrathen?
und hat ſie's, welchen Rath ertheilſt du mir? —
Dein ſüßes Lächeln ſtärket mich ꝛc.

5) Alxinger's Werke (10 Bände) 7, 166.

Und weil ich ſchon die Bahn, die ſchöne Bahn beſchritten,
die du (Nicolay) mit Wieland tratſt, ihr beide lang allein,
ſo denk', auf dieſer Bahn ſei auch für einen Dritten
noch Raum genug, und mich laß dieſen Dritten ſein.

v. Nicolay Joh. Baptiſt Alxinger an (aus Wien 1755—97), ein Mann von dem ähnlichen Charakter (nur mit dem Beiſatze des höfiſchen, ariſtippiſchen Lebens der wiener Welt), der ſich den herzloſen, egoiſtiſchen, ſtarkgeiſtigen Genialitäten entgegenwarf, und vor ihnen auf jene Ritterſtoffe ſich zurückzog, in denen ihm die Stimme der Tugend vernehmbar blieb. Er war durch Eckhel für die klaſſiſche Literatur eingenommen und verachtete das Seinewaſſer und den engliſchen Punſch; er dichtete noch lateiniſch, und in ſeinen Ueberſetzungen und Dramen merkt man die antike Richtung durch, leider aber auch die Umgebung der Riedel und Haſchka, der Blumauer, Retzer, Leon, Ratſchky u. A., in deren Geſellſchaft kein Aufſchwung, keine Poeſie und keine Sittlichkeit zu erbeuten war. Wie perſönlich, ſo ſtellt ſich auch literariſch Alxinger in unerquickliche Freundſchaften: Uz, Weiſe, Göckingk ſind ſeine Lieblinge, Adelung ſein Ideal, und daß er ſich Wieland's Herz erſang, iſt ſein höchſter Triumph. Seine Rittergedichte Doolin (1787) und Bliomberis (1791) haben lange nicht einmal Nicolay's oder Wieland's Darſtellung, und in den eingeſchobenen lehrhaften Stellen weit nicht ihre Lehrgabe; ſie ſind noch viel farbloſer, ſie ſchöpfen ſchon aus der unlauterſten Quelle von Florian, deſſen Numa Pompilius der Wiener Dichter in breite Verſe bringen mochte! Er behandelt dies Alles ernſt, wie Wieland nie; dafür erhielt er an Blumauer ſeinen Gegenſatz in Wien, der ganz auch in Wieland's Nachfolgerſchaft gehört. Er ſagte dieſem ſelbſt, daß er ſeine Luſt zu dichten ihm zu danken habe; dafür ſchien Wielanden die traveſtirte Aeneis genug, um damit den Ruhm von zwanzig Anderen zu erwerben! In Wien ſchien überhaupt, wie noch viel ſpäter, ſo auch ſchon jetzt für das romantiſche Epos eine vorwiegende Neigung zu liegen. Zu Alxinger gehört noch Fr. Aug. Müller (aus Wien 1767 — 1807), der gleichfalls im wieland'ſchen Geſchmack einen Richard Löwenherz, einen Alfonſo (beide 1790) und Anderes gedichtet hat. Bei ihm, bei Alxinger und bei deſſen Freunde A. G. Meißner (aus Bautzen 1753 — 1807), der auch von Florian Vieles gelernt hat, verwäſſerte dieſer Rittergeſchmack ſo, und ging wörtlich und figürlich ſo in Proſa über, daß der Gegenſatz der Romantiker eine Art Nothwendigkeit ward, die dieſen Stoffen ihr reines Gewand herzuſtellen trachteten. Meißner hängt von zwei Seiten mit Wieland zuſammen, durch ſeine Geſchichtsromane, auf die wir wohl noch mit einem Worte zurückkommen, und durch ſeine Skizzen (ſeit 1778). In dem Sinne, in dem man Wieland mit Arioſt verglichen hat, durfte man Meißner's Skizzen mit dem Dekameron des Boccaz vergleichen; ſie ſtellten ſich gegen die gereimten Erzählungen unſerer Gellert, Pfeffel und

Nicolay wie das Dekameron gegen die gereimten Fabliaux und brachten die erzählende Prosa in ungeheuren Fluten über uns, die vorher selten und gering war. Wie in jenen alten Stücken ist Alles nur nacherzählt, und es mischt sich darin Alles, was nur unterhalten kann: Novellen, Anekdoten, Dialoge, Schwänke, Kriminalgeschichten und Allegorien. Die flache Aufklärungssucht drang hier mit am ersten in unsere Poesie ein und öffnete den Kotzebue und den sächsischen Romanfabrikanten Thür und Thor; was Alles nur eine Modelektüre begünstigen kann, war mit richtigem Takte benutzt, und bekanntlich wurden diese Skizzen verschlungen. Alles ging nur auf schönen, fließenden, bequemen Vortrag aus, der das Prickelnde und Schlüpfrige nicht verschmähte, ohne dadurch Charakter zu gewinnen; es wird ausdrücklich der Geniemänner gespottet, die die Deutlichkeit als Seichtigkeit verdächtigten, und die wie Herder ihrer Schreibart eine Kürze und Rauhigkeit gaben, die sie Männlichkeit nannten; und ebenso wird auf die Bunkels gestochen, auf den sternischen Nachahmertrupp, Alles zum Ruhm der prosaischen Verständlichkeit. So sieht man wohl, daß die Antriebe, die Wieland nach verschiedenen Seiten hin gab, nicht eben die erfreulichsten waren, und daß namentlich die Selbständigen unter seinen Nachfolgern selten sind. Unter diesen hat man besonders oft Thümmel genannt; allein nur sein kleines Gedicht, die Inokulation der Liebe (1771), könnte an dieser Stelle angeführt werden, das ein leichtfertiges Thema zu einem Schwanke behandelt, und worin Wieland selbst seine Manier abgestohlen fand. Das Hauptwerk Thümmel's, die Reisen, gehörte einer anderen Gattung an, die Wieland nur von fern angedeutet hat.

---

4. Klopstock's Schule. (Die Göttinger.)

Nirgends ist Wieland heftiger angefeindet worden, als in dem Kreise junger Dichter, die sich im Anfang der 70er Jahre in Göttingen[6]) zusammenfanden und zu einem dichterischen Jugendbunde vereinigten. Ihre starken Angriffe halfen nicht wenig seine Natürlichkeitrn zurückzudrängen, obwohl sie vorübergingen; denn mit Recht hatte Wieland vorausgesehen, daß die jungen Männer in ruhigern Jahren ihren Eifer ebenso bereuen würden, wie er selbst seinen Jugendzorn über die Anakreontiker. Er durfte nur sein Leben aufweisen und sein schmiegsames Talent spielen lassen, so ward er mit all seinen Feinden fertig; vor seinen

6) Vgl. Prutz' Göttinger Dichterbund.

Freunden beſchützt zu werden, durfte er dagegen aufrichtig zum Himmel flehen. Was jene Göttinger zu dem kräftigen Gegenſatz gegen Wieland beſtimmte, war der Nachdruck, den Klopſtock im Hintergrunde ihrer Verbindung und ihren Richtungen gab. Ehe Klopſtock's Einfluß auf ſie mittelbar und unmittelbar begann, beſtand ſogar weder eine eigentliche Verbindung, noch eine beſtimmte, ſcharfe Tendenz unter den Männern, die J. Chriſtian Boie (aus Meldorp 1744—1806) zu dem berühmten Muſenalmanache verſammelte. Als er 1770 mit Gotter die Herausgabe deſſelben begann, arbeitete Wieland ſelbſt mit, und Gotter zog ſpäter ſeine Beiträge zurück, weil man Wielanden angriff. Boie war damals ſelbſt noch ohne entſchiedene Geſchmacksrichtung; er ließ ſich in ſeinem Unternehmen von Käſtner unterſtützen; er ſuchte Verbindungen mit den wiener, den preußiſchen, den leipziger Dichtern; er geizte nach den Beiträgen von Götz und Ramler, er nahm für Jacobi gegen die Berliner Partei. Als aber die revolutionäre Jugend um ihn her überhandnahm, und das Talent ſo wucherte, daß er um Beiträge nicht verlegen zu ſein brauchte, befeſtigte ſich ſeine Richtung mehr und mehr. Er kam zuerſt von den Liebesdichtern und ihren Tändeleien ab, überwarf ſich mit Jacobi über ſeine Empfindlichkeit, die keine Schnurre und keine Poſſe, ſondern nur Erhabenheiten und Süßigkeiten geſtatten wollte. Er kam, als nicht allein Klopſtock, als auch Leſſing ſich mündlich bei ihm mehr, als er dachte, gegen Wieland erklärte, auch von dieſem ab, der nur einen Begriff von Numerus und Rhythmus gehabt, deſſen Muſe nicht eine Tochter der Empfindung und der Harmonie ſei, ſondern der Phantaſie, Philoſophie und Laune. Er kam von Ramler ab, von dem er ſehr Vieles gelernt zu haben bekannte, von dem er den richtigen Takt überkommen hatte, mit dem er oft den Gedichten ſeiner Freunde — ihre eigenen Verbeſſerungen vorwegnehmend — aufhalf, der ihm aber nur als ein Nachahmer des Horaz galt, als ihm Klopſtock zuletzt unſer einziger Dichter ſchien, als ihn deſſen deutſcher Patriotismus ergriff und die Vorliebe zum Bardenthum und zu den Alten. Der Almanach nahm mehr und mehr die Farbe der jüngſten Zeit an, als ihn Boie von 1771—75 allein herausgab; und Er, der beſcheiden ſeine Stellung kannte, der ſich über einige Liedchen und Ueberſetzungen franzöſiſcher Einfälle nicht hinauswagte, und ſich ganz den feineren und gröberen Geſchäften des Redaktors widmete, bekleidete das Amt eines Verwalters des deutſchen Parnaſſes, das ihm Gleim zudachte, ſo gut, daß dieſer Almanach eine der wenigen Zeitſchriften geworden iſt, die eine innere Bedeutung für unſere Literaturgeſchichte haben. Man hoffte mit ihm einen guten Ton und Geſchmack allgemein und dem

Parteiweſen ein Ende zu machen; und in der That ward er, wie es die allgemeine deutſche Bibliothek im Kritiſchen werden ſollte, im Produktiven und Muſiſchen ein literariſcher Sammelplatz für alle jungen Talente, die hier gehoben und unterſtützt werden, hier eine Niederlage für ihre vereinzelten Erzeugniſſe finden ſollten. Dies war von außerordentlicher Wichtigkeit in jener Zeit, wo man jedes einzelne Gedichtchen auf der Goldwage wog, wo jede gute Strophe ein Schatz war, der nicht verloren ging, wo einzelne Gedichte, wie Miller's Bauernlied, wie Voſſen's Pfeiffenkopf, wie Schönborn's pindariſche Ode, den Verfaſſern einen Namen machten und hundert Nachahmungen hervorriefen. Alle jüngern Dichterkreiſe näherten ſich auch aus der Ferne, und es begann auch hier eine neue Zeit. Die Leipziger, Wittenberger und Züricher freilich verſchwanden; die kritiſchen Vertreter der alten Zeit, die Schirach und Riedel, wurden angefeindet; die alten Herren in Göttingen [7]) machten ſich bald luſtig über die jungen Bärenhäuter, die nach ihren witzigen Bemerkungen Nachts beim Bier auf dem Ochſenberge den Muſen opferten. Käſtner mit ſeinen Ausfällen auf Göthe, auf die Volks- und Freiheitsdichter, Lichtenberg mit ſeinen Angriffen auf Voß ſprechen dieſe Stimmung in der Literatur aus. Der franzöſirende Gellert und ſein wäſſeriger Geſellſchaftston, der phäakiſche Wieland, „der die Bildſäulen des olympiſchen Jupiters zertrümmert und ſeine koiſche Venus allein angebetet wiſſen wollte," wurden von dieſer Jugend verworfen; allein überall ſonſt reichte man ſich her und hin die Hand, und verſchmolz Länder und Stände. Zuerſt binden Gleim, Göckingk, Michaelis und Clamer Schmidt das Band mit den Halberſtädtern, das ſich ſpäterhin lockerte; auch die Braunſchweiger Ebert, Eſchenburg, Leſſing u. A. ſchickten von ihren Dichtungen ein. Beſonders lebhaft war anfangs die Verbindung mit Preußen: in Potsdam, wo Kleiſt ehedem ſeine Poeſie verſteckte, ſetzte ſich eine Schule von Kleiſt und Ramler unter dem Militair fort; Knebel erſcheint dort unter Männern, wie Winancko, Dierike, Knobloch, Boguslawsky u. A., als eine Art Mittelpunkt; Gleim ſah in ihm Kleiſt wieder erwachen. Boie wollte ihn in die Mitte von Klopſtock und Ramler ſtellen, wo nachher Voß ſtand; er ſuchte nicht allein ſeine Beiträge zu gewinnen, ſondern er hatte auch das Auge auf allen

7) Ha! Dein, Lenorens Harfener, ſchämte ſich
Die Lein-Auguſta! Aber Germania
Nennt dich den Unſern, trau'rt an deinem
Male, du Edler, und ſagt's der Nachwelt! Voß.

preußiſchen Dichtern, die, wie unbedeutend ſie ſeien, irgendwo auftauchten: auf Blum, den wir ſchon oben erwähnten; auf J. G. Scheffner (aus Königsberg 1736—1820), der 1767 jugendliche Gedichte und 1764 unter Ramler's Feile freundſchaftliche Poeſien eines Soldaten herausgegeben hatte, und ganz in Kleiſt's Spuren einherging ohne alles Talent; auf G. W. Burmann (aus Lauban 1737—1805), der in Günther's Fußtapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpreſſen dachte; auf W. Großmann (aus Berlin 1746—96), der als Luſtſpieldichter und Schauſpieler bekannt iſt, übrigens ſich ſelbſt das Talent zum Dichter abſprach. Aus zerſtreuten Entfernungen ſchickten Gemmingen, Fr. Schmit und viele unbekannter Gebliebene ihre Beiträge ein. Göthe, Lenz, Herder, der Maler Müller erlaubten, ſie als Mitarbeiter zu nennen; Gluck, Bach, Reichard, Weiß waren zugeſicherte Komponiſten. Die um die Schleswiger Merkwürdigkeiten Verſammelten, und Alles, was mit Klopſtock verbündet war, Gerſtenberg, Schönborn, Reſewitz, Hensler, u. A. ſtanden fortwährend in Beziehungen mit den jungen Dichtern des Hainbundes; mit dem Wandsbecker Boten tauſchten ſie ihre Erzeugniſſe.

Der das Leben und die Begeiſterung in dieſen Kreis trug und den eigentlichen Bund gründete, war Voß. Er ſchickte aus der Noth des Hofmeiſterthums ſeine Erſtlinge an Boie, der ihn 1772 nach Göttingen zog, für ſeine Unterkunft ſorgte, ſein Freund und ſpäter ſein Schwager ward. Voß fand ſich hier zuſammen mit Wehrs, Esmarch, Ewald, Seebach, beiden Miller, Hölty, Fr. Hahn aus Zweibrücken, und Bürger, der allgemein als der beneidete Dichter vorleuchtete, im übrigen aber nicht in den Ton des Bundes paßte und immer fremdartig dazwiſchen ſtand, ſo daß Göthe einen großen Misgriff that, als er von Bürger auf die Sitten der jungen Göttinger ſchloß. Sie verſchmähten ſelbſt den jungen Cramer, mit deſſen wildgenialiſchem Weſen ſie nur ſchwer ſich verſöhnten, und den man nur auf wiederholtes Anſinnen in den Bund aufnahm. Weiterhin traten die beiden Stolberge zu; der Paſtor Brückner in Groß-Vielen, Voſſens Jugendfreund, aus der Ferne; Leiſewitz, mit dem ſie ihre dramatiſche Blöße decken wollten. Denn der Bund ſollte in Deutſchland obenan ſtehen, und man eiferte im Hervorbringen größerer Dichtungen. Zuletzt geſellten ſich auch noch v. Cloſen aus Zweibrücken und Sprickmann aus Münſter hinzu. Wenn ſchon der Beitritt der freiſinnigen, von deutſcher Vaterlandsliebe glühenden Grafen die jungen Bündner begeiſterte, ſo mußte es ihr Entzücken zur höchſten Blüte treiben, als ſelbſt Klopſtock ſich als Gleichen unter Gleiche aufnehmen

ließ. Ehe Voß kam, beſtand nur die äußerliche Verbindung mit dem Almanach; und es herrſchte ſelbſt von dieſer Seite ein Geſchmack, der ihm mißfiel. Bürger, ſchrieb er, habe viel Gutes, aber auch viel Böſes geſtiftet; ſein Geſchmack ſei zu einſeitig und weichlich geweſen (denn zu den kräftigeren Balladen ermuthigte er ſich erſt ſeit Erſcheinung der fliegenden Blätter von Herder, und Gleim nannte ihn in ſeiner erſten Periode nur den deutſchen Greffet); Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boie franzöſirte noch. Seit Voß kam, durfte der feurige Hahn frei ſingen, und Hölty auch, Boie ward glühend deutſch und hieß nun Werdomar unter den Barden, und Klopſtock ſagte, Göttingen ſei voll junger Patrioten. Am 12. Sept. 1772 Abends beſchwuren Hahn, Hölty, beide Miller, Wehrs und Voß in einem Eichengrund den Bund der Freundſchaft, der Dichtung, der Tugend [8]); ſie verſammelten ſich an beſtimmten Tagen: dann lagen Klopſtock's Oden und Ramler's Gedichte auf dem Tiſch, und dabei ein Bundesbuch, in das die gebilligten Gedichte eingetragen wurden; bei ihren Gelagen lebte Klopſtock, und ſtarb Voltaire; ſie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondſchein; ſie lagerten ſich beim Rheinwein auf Roſenblätter und ſalbten gleich Anakreon den Bart mit Balſam; ſie ließen ihre griechiſchen Vorleſungen hängen, um Epen zu dichten und zu überſetzen, Vaterlandsliebe, innige Freundſchaft, Religion und alles Edle war in ihnen lebendig, hier und da halb rührend, halb komiſch ins Pathetiſche geſteigert und nicht ohne Empfindungszwang, aber doch ſo, daß jene Seligkeit, die aus Voſſens und Hahn's Briefen ſpricht, durchaus lauter und rein von dem gehobenen Streben in dieſem Kreiſe zeugt. Sonderbar, daß eine ganz unbegründete

---

8) Wem anvertraut ward heiliger Genius,
den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu ſchaun,
was gut und ſchön ſei, was zum Aether
hebe von Wahn und Geluſt des Staubes.
Voll ſtiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,
die Menſchen einwohnt, weiſeres Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Geſang und Hochthat.
Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
und Ordnung, unbiegſam dem Anſehn,
Frank, ein Verächter dem Neid', und ſchamhaft.
So Wort und Handdruck. Voß.

Volksſage, die bis heute dauert, gerade dieſen Klopſtockianern, den Verfechtern der Tugend, den ſchmutzigſten Wetteifer in unzüchtigen Geſängen Schuld gibt, deſſen angebliche Früchte noch in Kaſernen und Wachſtuben umlaufen ſollen! Klopſtock ward ihnen mehr und mehr heilig als Weltmann, Geſellſchafter, Philoſoph, Chriſt, Deutſcher und Dichter; ſie ſchickten ihm ihre Gedichte und er einem Jeden durch Stolberg einen Kuß zurück; ſie feierten ſeine Geburtstage; 1773 auf der Stube: da ſtand ſein Stuhl ledig, ſeine Werke waren bekränzt, unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerriſſen, und mit den Blättern wurden die Pfeifen angezündet; im Rheinwein ward Klopſtock's, Luther's, Hermann's, des Bundes, Ebert's, Göthe's, Herder's Geſundheit getrunken; zuletzt Wieland's Bild und Idris verbrannt. 1774 war dies Feſt im Freien. Wir gingen zur Bundeseiche, ſchrieb Hahn, um Zweige zu brechen; wir riefen dabei dreimal unſern Vater Klopſtock: und plötzlich rauſchte es hoch durch die Eiche herunter, daß die niederſchwankenden Aeſte unſere Häupter verhüllten! Klopſtock, der in der Gelehrtenrepublik auf dieſe Jünglinge anſpielte, hätte von dem Bunde aus eine ungeheure Wirkſamkeit haben können, wenn er ſich nicht in eben dieſem Buche und in ſeinen ſpäteren Dichtungen Deutſchland ganz entfremdet hätte. Man muß nur ſehen, wie eingeſenkt ſein ganzes Weſen in dieſem Bunde war und maſſenweiſe wieder ausſchlug, wie ſeine getheilten Richtungen aufs Patriotiſche, aufs Antike und aufs Chriſtliche in großen Gruppen hier wieder auftauchten! Man muß nur überſchlagen, wie außer jener Jugend auch die um Göthe her nur zu Klopſtock ſchwur, und wie ſie die Gelehrtenrepublik als ein Geſetz für ihre Naturäſthetik anſah. Allein dies Buch war nur für eine kleine Oligarchie geſchrieben: wäre es eben ſo verſtändlich und plan geweſen, ſo würde es, ſo ganz im rechten Augenblicke (1774) gekommen, das Feuer, das gerade in allen jungen Köpfen zündete, ungeheuer vermehrt und verbreitet haben. Dieſes Werk ſtellte ſich wie ein Banner der republikaniſchen Freiheit unſerer Literatur auf gegen allen Druck des Königthums und der Hierarchie, gegen alle franzöſiſchen Diktaturen und mäcenatiſchen Joche, gegen den Druck der blinden Verehrung der Alten, gegen „das Regulbuch" der Aeſthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht. Wäre das Buch nicht von Grillen und anfangenden Alterſchwächen, durch wunderliche Formen und Formeln entſtellt und verdunkelt, und wäre der Sinn faßlich, klar, durch Beiſpiele und Geſchichte verſtändlich, durch Satire und Tadel lebendig gemacht, ſo würde es für die ſpäte Literargeſchichte eine Fundgrube, für die damalige Kritik ein epochemachendes

Werk geworden ſein, während nun der Ruhm der neueren Kritik auf Herder und auf Leſſing ruhen blieb, deſſen Laokoon (wie man in dem Abend zur Poetik ſieht) weſentlich auf die äſthetiſchen Theorien Klopſtock's Einfluß geübt hatte[9]). Klopſtock fühlte ſeine Stellung damals wohl: die Zueignung ſeines Hermann an den Kaiſer und die Gelehrtenrepublik zeigten dies; ſie zeigten aber auch, daß er nicht der Mann war, ſeinen Einfluß zu behaupten. Er hatte damals mit dem Bunde ſelbſt große Dinge vor; er wollte die Gerſtenberg, Schönborn, Göthe, Reſewitz u. A. darin verſammeln, mit Geſammtkraft ſollte eine Wirkſamkeit beginnen, bei der die Vertilgung des verzärtelten Geſchmacks, die Vertheidigung der Würde der Poeſie gegen andre Wiſſenſchaften, der Sturz der Götzenbilder des Pöbels, und des Schemels der Ausrufer nur Nebenabſichten ſein ſollten! Er mit dem Bunde, der Bund mit ihm ſchien ſich nichts unmöglich zu glauben. Allein dieſe großen Ausſichten zerrannen wie ein Traum. Wie man in Wieland's Schule die Schickſale des Meiſters an dem Gang der Schüler wiedererkennt, ſo auch hier. Auf die anfängliche Anſpannung und Begeiſterung folgte plötzliche Erlahmung und Kälte. Man ging im erſten Rauſche ganz in die himmelſtürmeriſchen Ideen der Zeit ein, man wollte ſich an die Spitze der Dinge ſtellen, aber plötzlich waren die jungen Titanen zerſtreut, geſtorben, verdorben, und Alles dahin. Wie ganz anders artete Bürger, als es die Geſinnungen des Bundes wollten; wie ganz anders Stolberg, der die Religion der Väter verließ; wie ganz anders Miller, der anfangs am ſchnellſten zum Ziel zu laufen ſchien und dann plötzlich ſtockte. Nur Voß hielt die erſten Geſinnungen feſt, er ſcheuchte den Gedanken, daß Jugendverblendung und Dünkel ihnen den Anhauch ihrer ſchönen Begeiſterung geſandt habe;

---

9) Seine Theorie ging früher ganz von der Erfindung aus: jetzt heißt es: ein Gedicht ohne Handlung und Leidenſchaft ſei ein Leib ohne Seele! Um das lyriſche Gedicht, ſeine Stärke, in dieſen Grundſatz einzupaſſen, ſagte er, es genüge dieſem die Leidenſchaft allein, doch ſchließe es die Handlung nicht aus, da mit der Leidenſchaft beginnende Handlung verbunden ſei. Auch andere Sätze über Darſtellung, Beſchreibung, Unterſchied von Malerei und Dichtung zeigen die leſſing'ſchen Ideen. Die letzten und feinſten Linien zur Charakteriſirung klopſtock'ſcher Dichtung und Dichtungsanſicht aber zieht folgender Satz: „Iſt die Reizbarkeit der Empfindung etwas größer als die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und iſt die Schärfe des Urtheils größer als beide, ſo ſind dies vielleicht die Verhältniſſe, durch welche das poetiſche Genie entſteht". Bei Göthe würde dies lauten: Iſt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft etwas größer als die Reizbarkeit der Empfindung, und iſt die Schärfe des Allgemeingefühls größer als beide, ſo u. ſ. w.

aber er ſtand bald allein, ſah ſich von Allen getäuſcht und hatte nach den kühnen Jugendträumen eine gedrückte Laufbahn zu durchleben: dies mußte den früherhin ſanften und ſtillen Jüngling verbittern. Sieht man von den Perſonen ab, ſo kann man auch an den Früchten der Bundesdichtung erkennen, wie anders ſie arteten, als es nach der erſten Blüte ſchien. Man ging ganz auf die Genie- und Naturtheorien jener Jugend ein. Man ſtimmte zuſammen mit Göthe und Lenz, man bewunderte den Ugolino und Menoza, Voß fand damals den Hofmeiſter (von Lenz), den man Göthe'n zuſchrieb, für weit würdiger als den Clavigo, da er „eben ſo empöreriſch gegen das Regulbuch und eben ſo nackter Natur ſei, wie Götz". Man begeiſterte ſich an Werther und den Blättern von deutſcher Art und Kunſt; mit Klopſtock's Beifall verachteten ſie die ganze Welt, pochten auf ihre Einſicht zum Trotze „alles gelehrten Viehs und aller ungelehrten Schafe, die gegen ſie aufblökten", und auf die Stimme der Natur, die für ſie ſei, und auf ihr Gefühl. Sie verachteten Gelehrſamkeit und Schulweisheit aus Grundſatz, und nahmen ſich Claudius zum Muſter; der Geſang der Einfalt, der Natur, des Landlebens ſtammte daher aus dieſem Kreiſe, und die Volksdichtung ward hier gleichſam neu geboren. Und doch wirkte aus eben dieſem Kreiſe noch bedeutungsvoller die Belebung der klaſſiſchen Literatur auf die Nation! Man glaubt es kaum, daß derſelbe Voß, der mit jener merkwürdigen Ausdauer ſein Leben der griechiſchen Dichtung widmete, in ſeiner Jugend zweifelte, ob es außer Mutter Natur noch andere Lehrer der Dichtung gebe, die Griechen ſelbſt nicht ausgenommen; daß Er, der den Homer bei uns einbürgerte, damals ſagte, der Schotte Oſſian ſei ein größerer Dichter als der Jonier; und daß Bürger, der das rechte Urbild des Genies ſchien, kleinlich nach dem Regelrechten ſtrebte und von Schiller ſich bei allem Unmuth an ſeiner Naturdichtung irren ließ.

Der ungeheure Zwieſpalt, den die Stimmung der Zeit damals in der Natur der Menſchen vielfach hervorrief, die Kluft, die ſie zwiſchen verſchiedene Altersſtufen legte, die Zerriſſenheit und Verworrenheit, die ſie über reine Gemüther und gerade Köpfe warf, die Irrungen an Beruf und Fähigkeit, die Widerſprüche in den Beſtrebungen und Handlungen, in Zwecken und Mitteln, die ſie veranlaßte, ließen ſich ſchon bisher an ſo Vielen beobachten; wir haben dieſe und ähnliche Zerrüttungen in traurigen Beiſpielen, in widerlichen oder lächerlichen Karrikaturen geſehen; in einer gewiſſen mittlern Fülle, und in einer Art Gleichgewicht von glücklicher Kraftäußerung und tragiſchen Irrgängen, finden wir ſie in Gottfr. Aug. Bürger (aus dem Halberſtädtiſchen 1748—94). Mit

ihm und Gotter war Boie anfangs in Göttingen allein; er fühlte ſich aber abgeſtoßen von ihm, denn Bürger hatte aus Halle und aus der Schule von Klotz den ſchlechten Ton der Studentengeſellſchaft feſtgehalten, den wir bei Günther und Heinſe und ſo manchen jungen Talenten gewahrten, und den Bürger's beſte Freunde weder aus ſeinen Gedichten noch aus ſeinem Leben wegleugnen wollten. An geordnete Lern- und Lebensweiſe war er nie gewöhnt, er ſchwärmte und ſtudirte in Halle abwechſelnd nach dem Beiſpiele ſeines Lehrers, und gab ſchon dort ſeinem Freunde Clamer Schmidt Proben ſeines Talentes zur Dichtung [10]). Michaelis übte Einfluß auf ihn, und in Göttingen verkehrte er mit Boie, Sprengel u. A. ſo luſtig, wie man in dem ſtraßburger Kreiſe lebte: ihr Held war Shakeſpeare, ſie ſprachen in ſeinen Ausdrücken, ſie feierten lärmend ſeinen Geburtstag. Dieſes freie und luſtige Leben, ſchrieb Boie ſchon 1771, eben das, was, auf edle Zwecke gelenkt, den Mann von Genie ſo ſehr über gemeine Menſchen erhebt, führe auch auf der andern Seite weiter als dieſe, wenn nicht Umgang mit Männern edler Denkungsart den Charakter ſittige, und dies ſei Bürger's Unglück. Erſt nach Gotter's Weggang näherte ſich ihm Boie mehr und hoffte, daß ſich das Rohe abſchleifen würde, denn in Bürger ſtritt ſich Leichtſinn mit Gutmüthigkeit, Ausgelaſſenheit mit bravem biederem Sinne; die Tiefe und Wärme ſeines Herzens verführte auch ihn, wie ſo Viele jener Zeit, über die Schranken der Sittlichkeit und über die Grenzen des konventionellen

---

10) Schmidt's Werke 2, 422.

O ſchon damals entſtob der Jünglingslyra
mancher leuchtende Funke, all die lichte
Feuergeniusflamme prophezeihend,
die den kühneren Mann, nun ganz gewappnet,
auf romanziſchem Renner weit umhertrieb,
raſtlos ſchnaubend im Vollgalop der Keckheit,
die, von Keinem erreicht, dem Ziel vorantrotzt,
daß Unkundige Maul und Naſ' aufreißen,
und, mit heiligem Kreuze ſich verwahrend,
bänglich ſtottern, es ſei hier nicht geheuer.
Auch das kleinere Spielzeug deines Herzens
bleibt der Laune der Zeiten unzerbrechlich,
ob auch mancher Geſchäftsmann aus der Urzeit
baß darob die Perücke hin- und herſchiebt,
vornehm glaubt, ein Extenſum mit Dahero,
Allbieweilen und ſintemal altfränkiſch
überfrachtet, das ſei doch ganz was anders.

Lebens wegzuſpringen. Solche Männer, die nur ihre Leidenſchaft Natur nennen, und, weil ſie ihr blind gehorchen, der Natur um ſo näher zu ſtehen glauben, ſind doch immer am wenigſten fähig, auch nur ahnungsweiſe ihrem Abgotte die Geſetze der Wechſelwirkung abzulauſchen, die zwiſchen Natur und Schickſal des Menſchen geheimnißvoll walten. Wer Bürger's Selbſtſchilderungen an Boie und an ſein ſchwäbiſches Mädchen geleſen hat, der kennt ihn beſſer als durch alle Charakteriſtiken und Biographien, und wird leicht einſehen, auch wenn er nicht der kalte Vernünftler iſt, über den der Dichter klagt, daß über den verſchuldeten und ſcheinbar unverſchuldeten Schickſalen des Mannes nur Eine Nemeſis ſchwebt, die ihre Warnungen und Strafen ganz aus ſeiner Natur und ſeinem Weſen nahm. Der Grundſatz, daß den Naturgang kein Wenn und Aber wende, iſt gar bald leichtſinnig angenommen und in menſchlicher Willkür falſch angewandt: ihm folgt dann in den Wirkungen des Handelns der tragiſche Erfahrungsſatz in unabwendbarer Strenge nach, daß der Schickſalsgang ſich nach dem Naturgang richte. Es war nicht wohl möglich, daß er in den Verhältniſſen zu ſeiner Schwägerin und zu ſeiner dritten poetiſchen Gattin Gold und Seide ſpann, denn die Phantaſie, wenn ſie in die Fäden des wirklichen Lebens greift, weiß ſie nur zu verwirren und zu zerſtören. Und ſo war auch des Dichters Hoffnung auf ein reiferes Talent[11]) bei wärmerem Sonnenſtrahl des Geſchicks eben ſo eitel, wie ſie bei Günther war, da das beſſere Schickſal des geiſtigen Menſchen in ihm ganz mit dem des moraliſchen zuſammenhing. Vieles Reizende und Rührende in ſeinen Dichtungen iſt ganz perſönlich und nur eben dieſen tragiſchen Schickſalen des Dichters zu danken; ſein Leben und Seelenzuſtand bildet ſich durchſichtig in ſeinen Gedichten (zuerſt geſammelt 1778) ab; ſie ſind, wie ihm Schiller ſagte, oft Erzeugniß ſeiner ganz beſonderen Lage; nicht allein Gemälde, auch Geburten derſelben; ſein Leiden iſt nicht blos der Gegenſtand, ſondern auch die Muſe

11) Zwar ich hätt' in Jünglingstagen,
mit beglückter Liebe Kraft
lenkend meinen Götterwagen,
Hundert mit Geſang geſchlagen,
Tauſende mit Wiſſenſchaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
und der Gram, der mich verzehrt,
hatte Trieb und Kraft zerſtört;
meiner Palme Keime ſtarben,
eines beſſern Lenzes werth.

des Dichters. Aber der erzürnte Schauſpieler ſtelle gewiß den Unwillen ſchlecht dar, der Dichter müſſe nicht Schmerz im Schmerz ſingen, nicht leidender Theil ſein. Aus der ſanfteren und fernenden Erinnerung möge er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, je mehr er an ſich erfahren habe, was er beſingt; aber nie ſolle er unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Triebs ſein, den er verſinnlichen will. Dies Urtheil iſt auch von Schlegel beſtätigt worden, und es iſt überall ſichtbar, daß in ſolchen perſönlichen Gedichten nicht eigentlich gefaßter Sinn die Aufregung und Leidenſchaft regiert, obwohl es damit in einer Art Widerſpruch ſteht, daß oft wohl die äſthetiſche Kritik die Hand zu regieren ſcheint. Dieſer Widerſpruch durchdringt und charakteriſirt die ganze bürger'ſche Dichtung. Er ſcheint auf der Einen Seite mehr als irgend ein deutſcher Dichter das Naturgenie zu ſein, das jene Zeiten ſuchten, das die Gabe der Dichtung nur ſo anweht und anfliegt: denn nichts ſcheint ſich weniger lernen zu laſſen, als jene Wahrheit und Kraft, jene phantaſievolle Lebendigkeit, jenes eigenthümliche Feuer, das wir in Bürger's Gedichten theilweiſe finden; nichts ſcheint ſo weit von Ueberlegung abzuliegen, als jene Naturkraft, die über alle Ordnung wegſpringt, die das Tragiſche und Komiſche, Ernſt und Scherz, Erhabenes und Groteskes in Einem Ganzen faßt; nichts ſcheint alle Regel ſo zu verſchmähen, als ſein Hohn gegen Batteux und die Batteuſianer, als ſeine Manier und ſeine anfänglichen Grundſätze, die der alten Romanzen ohne Zweck und Leben, ohne „glücklichen Wurf", ohne Sprung der Bilder und Empfindungen ſpotteten. Ganz auf dieſer Seite liegt ſein Beſtreben nach Popularität: er hielt ſie in einem poetiſchen Werke für das Siegel ſeiner Vollkommenheit; er wollte die Kunſt nicht in enge Zellen gezogen, ſondern auf dem Markt des Lebens gelaſſen wiſſen; er ſuchte hier die Muſterſtücke der Naturpoeſie, verſchmähte die Götterſprache und die Witz- und Lehrdichtung, und ließ die „ſogenannte höhere Lyrik laufen, wohin ſie wolle." Er hielt ſich an das Volkslied, nach dem er auf Bleichen und Spinnſtuben lauſchte, in dem er die wahren Ausgüſſe der einheimiſchen deutſchen Natur in Phantaſie und Empfindung gewahrte, die er aus dem Leben ſelbſt wieder ſchöpfen und in ſolche Geſänge ausſtreuen wollte, welche wieder auf der Bleiche ſo wohl gefallen ſollten wie in der Adelſtube. Zu allem dieſem bildet es aber einen ſonderbaren Gegenſatz, daß er dieſe Volkspoeſie doch gleichſam gelernt hat. Er ward auf die ganze Gattung erſt durch Percy's reliques hingeführt, in denen die moderne Hand des Sammlers ſo viele alte Natur verwiſcht hat; die dunkle Neigung zu dieſer Art Poeſie belebte ihm erſt Herder in den fliegenden

Blättern, und ewig Schade, daß in dieſem Augenblicke, wo Bürger ſich ganz in ſeinem Elemente fühlte, nicht Herder's reine, geſchmackvolle Sammlung ſchon erſcheinen konnte, die ihm mehr geweſen wäre, als alle äſthetiſchen Aufſätze. Die erſte Frucht ſeiner geſteigerten Stimmung war die Lenore, die berühmteſte der Balladen, die Bürger'n berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnſten, am übermüthigſten, am meiſten dem blinden Zuge des Genius überlaſſen und jener ſhakeſpeare'ſchen Natur und Urkraft nahe zu kommen ſcheint. Kein neuerer Dichter hat in dieſem Zweige ſo anſchaulich gemacht wie Er, daß die Ballade die Anfänge der dramatiſchen Kunſt gleichſam in ſich ſchließt[12]) und in dem Wechſel der verſchiedenſten Leidenſchaften und Regungen ihren Geſetzen folgt, ſo daß auch zum Vortragen nichts ſo gerne gewählt wird wie bürger'ſche Balladen. Keiner hat in dieſem kleinen Raume ſo ſehr die Quinteſſenz einer Handlung, den Fünftelſaft, wie Bürger ſagt, ſo zuſammengepreßt, daß ein größeres Dichtungswerk damit geiſtig zu beleben war. Keiner hat darin jene alten romantiſchen Gegenſtände mit ſolcher burlesker Keckheit geſchmeidig für ein mittleres Publikum gemacht, ohne ſie zu zerſtören, oder die dürftigen Handlungen der Gegenwart in jener Weiſe zu heben geſucht, wie neuere Künſtler unſere widerſtrebenden Trachten unten den Meiſel zwangen. Sieht man aber Bürger's Verfahren näher zu, ſo finden wir in der Entſtehungsgeſchichte der Lenore am ſtärkſten jenes Zwieſpältige in ſeinen Gaben und ſeinem Verfahren vorliegen. Er begann das Gedicht in einem inneren Jubel, arbeitete aber Monate lang daran; Götz von Berlichingen kam anregend hinzu und begeiſterte ihn — zu drei neuen Strophen; er fühlte ſich in übermüthiger Ueberlegenheit als den Kondor des Hains, und doch nahm er die Verbeſſerungen des Bundes an, unwillig, daß ſie oft Recht hatten; er erſtaunte über ſich, aber eben ſo oft über den göttinger Bund, wenn ihm Boie auf ſeinem Dörfchen die neueſten Werke deſſelben vorlas, und er wollte wohl zu Zeiten darüber verzweifeln. So hatte er mit Herder vom erſten Wurf geſprochen, als er ſich von Ramler und Boie ſeine Gedichte ausbeſſern ließ. Er ſoll es ſelbſt geäußert haben, daß er ſeinen Dichterruhm nicht ungemeinen Talenten, ſondern der unverdroſſenen Feile und ſeinem zarten Geſchmack zu danken habe; ſeine beſten Gedichte ſeien mit

12) Etwas Aehnliches ſcheint Göthe gefühlt zu haben, als er ſagte, an einer Auswahl Balladen ließe ſich die ganze Poetik vortragen, „weil hier die Elemente noch nicht getrennt, ſondern wie in einem lebendigen Urei zuſammen ſind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichſtes Phänomen in die Lüfte zu ſteigen.“

den meiſten Anſtrengungen ausgebeſſert, und ſein leſſing'ſches Geſtändniß, er fühle nicht die lebendige Quelle der Dichtung in ſich, kann vollends jeden Gläubigen an das unmittelbare Genie irren. Daher kam es denn auch, daß Bürger'n ſelbſt die ſcharfe und höchſt ſchlagende Beurtheilung Schiller's irrte, daß er zwar in ſeiner Erwiderung bei ſeinem niederländiſchen Standpunkte beharrte, allein die Idealität doch ins Auge faßte, die ihm Schiller entgegenhielt; daß er vom Stoffartigen auf das formale Verdienſt überging; daß ihm die Korrektheit, zu der er immer neigte, bald höher zu ſtehen ſchien als die Popularität; daß er auf die glatte Eleganz der Italiener überſprang, und nun nicht allein Blumauer ſein Lieblingsjünger ward, ſondern auch A. W. Schlegel; daß er das Sonett anbaute, welches er früher mit der höheren Lyrik verabſchiedet und ohne Zweifel ſelbſt in der Reihe der Anagramme und Akroſtichen geſehen hatte; daß er über Reim und Vers zu philoſophiren anfing und ein Muſterſtück kleinlicher Kritik in ſeiner Selbſtbeurtheilung der Nachtfeier ſchrieb, die er einmal formell ſo vollenden wollte, daß ſie für proſodiſche Richtigkeit, für Wohlklang und Harmonie der deutſchen Sprache das werden ſollte, was der Kanon des Polyklet für die Bildnerei geweſen. So erſcheint denn Bürger als ein pathologiſcher und kritiſcher Dichter zugleich, als Natur- und Kunſtpoet, als Volks- und Minneſänger, wie ſein Landsmann Gleim, aus nordiſcher und ſüdlicher Schule zugleich, beherrſcht von Empfindungen und von Ueberlegungen; die Naturwahrheiten ſeiner Gemälde ſcheinen uns nachläſſig mit grobem Griffel hingeworfen, und ſind, in der Nähe betrachtet, wie ſo viele niederländiſche Bilder, mit dem feinſten Pinſel ausgemalt. Das Ungleiche der Behandlung, der Streit von Kunſt und Natur, von Allgemeinheit und Beſonderheit, von Begabtheit und leichtfertiger Benutzung des Talentes, von Poeſieglanz und Plattheit fiel Schiller'n in unſerem Volksſänger auf, der an Homer emporſah und die Frau Schnips beſang, der unter das höchſte Maß der Kunſt gehalten zu werden verdiente und ſich ſelbſt ſo oft herabwürdigte, der eine Volksthümlichkeit in jenem höchſten Sinne anſtrebte, nach dem er mit der Größe ſeiner Kunſt die Kluft zwiſchen den gebildeten Ständen und dem Volke auszufüllen hoffte, und dabei ſich mit dem Volke vermiſchte, zu dem er ſich herablaſſen ſollte. Auch Göthe hat gleich hart mit ein paar Worten über Bürger's Plattheit ſich erklärt; ihn hätte ſchon der parodiſtiſche Sinn geärgert, „der das Große und Edle herabzieht, und ein Symptom abgibt, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege iſt, ſich zu verſchlechtern". Jene ächte Volksthümlichkeit, die Bürger empfahl, die Bürger ſelber

bezweckte, hat Schiller wie kein anderer deutſcher Dichter erreicht; er war alſo gewiß wie kein Anderer berechtigt, den talentvollen Dichter, den er ſo weit über alle ſeine lyriſchen Nebenbuhler ſetzte, wie er ihn hinter dem höchſten Schönen zurückbleiben ſah, über den Gebrauch ſeiner Fähigkeiten zur Rede zu ſetzen. Daß er dabei nur das Fehlerhafte, wenn man wolle ungerechterweiſe, hervorhob, geſtand er ſelbſt: er that es, nicht allein um die Würde der Kunſt kräftig zu verfechten, nicht allein um den ſchlummernden Dichter aufzuwecken, von dem er wußte, daß man ihm die Kritik empfehlen durfte, ohne ſeinen Genius zu zerſtören, er that es auch, um nach den eigenen Erfahrungen, die er an ſich ſelbſt gemacht hatte, den Menſchen zu erſchüttern und zu nöthigen, ſich zuſammenzuraffen; denn er legte ein ſchweres Gewicht auf jene inneren Unebenheiten der Gedichte, „die das Urtheil aufdrängen, der Geiſt, der ſich hier darſtelle, ſei kein gereifter vollendeter Geiſt". Wie wenig haben doch die Menſchen Urtheil und Unbefangenheit! Hinter die Ausgaben von Bürger's Werken druckt man Schlegel's Beurtheilung mit Seitenblicken gegen Schiller, und in guter Meinung für den beurtheilten Dichter, da doch Schiller's Urtheil dieſem in der Art und in der Sache weit mehr Ehre thut als Schlegel's, was nur Jemand leugnen könnte, der den Rahmen für das Bild nähme, und vom ſüßen Rande des Gefäßes ſich wie ein Kind über den Inhalt täuſchen ließe. Schiller ſprach dem lebenden Menſchen zu und that ihm wehe, um ihm wohl zu thun; Schlegel hatte freilich die ſichere Wirkung für ſich, da er auf dem Grabe die ohnehin tropfenden Augen reizen konnte. Alles ohne Ausnahme, was Schiller Bürger'n vorwirft, wirft ihm auch Schlegel, und zum Theil viel greller vor, nur daß er zugleich Schiller'n vorzuwerfen ſcheint, daß Er es vorwarf. Schiller deutete nur auf plebejiſche Abfälle, während Schlegel mit feineren Ausdrücken das viel Gröbere ſagte, Bürger ſei ſehr oft nicht popular, immer aber — demagogiſch. Schiller mißt den Dichter von der höchſten Höhe der Kunſt herab, und lehrt uns den Poeten und den Menſchen zugleich zu faſſen, voll von der edlen Abſicht, dieſen Genius und dies biedere Herz auf immer gleiche ſittliche und äſthetiſche Anmuth und männliche Würde hinzuweiſen. Und dies nennt Schlegel kalte Eleganz und Erſtorbenheit, der nur das hohle Gehäus der Formen nach dem kleinen äſthetiſchen Regulbuch beurtheilt, und der dabei nach der Reihe die Balladen wie grobe Parodien bloßſtellt, von denen die Nation anders geurtheilt hat, von denen Schiller urtheilte, es werde ihm's Keiner ſo leicht darin zuvorthun, was doch von dem Dichter des Ibykus noch mehr ſagen wird, als wenn es der des Arion

geſagt hätte? Wir wollen übrigens noch einmal erinnern, daß Schiller nur auf dem Tadel weilte, wie er bei Matthiſſon nur auf dem Lobe ruht; wir müſſen beifügen, daß, wenn hier die poetiſche Landſchafterei in Schutz genommen wird, bei Bürger'n das Genre und die Bambocciaden mindeſtens den gleichen Schutz verdienten. Und aus unſerm hiſtoriſchen Geſichtspunkte müſſen wir zur Erklärung der Ungleichheiten in Bürger mildernd anführen, daß ſie auch auf Rechnung der norddeutſchen Natur kommen. In ihm iſt Klopſtock's pathologiſche Poeſie, Ramler's Korrektheitsprincip und Herder's einfacher Geſchmack, die ächt norddeutſchen Poeſieelemente, vereint, und durch die heißen Jahre der Geniezeit iſt dieſe halb Empfindungs- halb Verſtandesdichtung bei ihm zu einem vorübergehenden Glanze gekommen, der die Mühſeligkeit, Berechnung und Technik verdeckt, die bei Bürger wohl noch ſtärker waren als bei Voß. Mit dieſer zur Kunſt ſchwerfälligeren Natur hängt das Entgegengeſetzte zuſammen: ſowohl die Liebhaberei an dem einfachen Volksliede, die in neuerer Zeit über ganz Norddeutſchland verbreitet iſt, als auch das Auftragen in Sprache und Bildern, und in Anwendung von allerhand Reizmitteln. So fiel Klopſtock auf ſeine Erhabenheit, Voß auf ſeine Schwere, der ganze Bund in ſeine pathetiſche Feierlichkeit; in Bürger's Balladen führte dieſer Zug zu den Schreckmitteln, die er wie ein ächter Bänkelſänger ſo weit trieb, daß er bei Vorleſung der Lenore mit äußeren Zurüſtungen und Hülfsmitteln den Schauder zu erhöhen ſtrebte.

Ein entſchiedenerer Volksmann als Bürger, frei von deſſen Zwieſpalte, in ſeinen wenigen Poeſien entfernt von deſſen Effekthaſchen, iſt Matthias Claudius (aus Reinfeld im Holſteinſchen 1740—1815), ein untrennbares Glied in der Kette dieſer nordiſchen Dichterſchule, die ſich um Klopſtock ſammelte, obgleich er nicht in den göttinger Bund gehörte. Er ſtudirte zur Zeit der Literaturbriefe in Jena, ſchrieb nach Gerſtenberg Tändeleien, und ward dafür ſehr mishandelt; deſto entſchiedener gehörte er ſeitdem nach ſeinen Geſinnungen Klopſtock an. Religionsgefühl und Tugend, Freiheits- und Vaterlandsſinn verband ihn mit dieſem und ſeinen Freunden; er war ganz Chriſt und bedurfte des Glaubens, auf dem er ſicher ruhen konnte; ganz Patriot und betete nur am Neujahrstag für alle Menſchen; ganz von jener poetiſchen, bardiſchen Freiſinnigkeit voll[13]),

13) Und deine Fürſten (ſollen ſein) groß und gut,
und groß und gut die Fürſten;
die Deutſchen lieben, und ihr Blut
nicht ſaugen, nicht Blut dürſten.

die aber in der Zeit der Revolution wie bei Klopſtock den Rückſchritt nahm, wo er dann die Preßfreiheit anfeindete und die Obrigkeit von Gott eingeſetzt nannte, die er früher von einer Tugendwahl abhängig gemacht hatte. Ganz ſchwur er auch auf Klopſtock's poetiſche Theorien, ſtimmte in das Lob der Gelehrtenrepublik ein, ſpottete der ariſtoteliſchen Regeln zu Gunſten des Shakeſpeare, lobte nach dem Hange der Zeit den Oſſian vor Homer, die Natur vor der Kunſt, und blickte ſcheel auf die Griechen, die aus der Muſik und Dichtung ſchöne Künſte gemacht hätten. Mit dieſen Anſichten nicht weniger, als durch ſeine beſchränkte äußere Lage und durch ſeine innere Natur, die ganz Beſcheidung war, fiel auch Er auf eine Schreib- und Dichtungsart, die nach äußerſter Popularität ſtrebte, das Abbild der höchſten Einfalt in Sitte und Denkart, und die der klopſtock'ſchen Manier ganz entgegen war. Wie er Kunſt überall nicht mochte, ſo auch nicht in Sprache und Vortrag; er ergriff daher und ſchuf vielleicht die neue Sprache der Genialitäten, obwohl man den Zwang auch ihm abſieht, der unvermeidlich iſt, wenn in einer Zeit der Kultur die Einfalt ſich laut macht, der daher bei Hamann noch in Fülle obenauf liegt, bei Claudius in heimlicheren Reſten. Er braucht in ſeinem Wandsbecker Boten (1770—75) gleich anfangs ſchon zwei Schreibarten, ſeine eigene und die ſeines Vetters, um über alle Gegenſtände angemeſſen zu reden, und ſpäterhin rückte er immer mehr unter die Würdeträger der Literatur, vertauſchte die drolligen Späße, die ſchalkhaften Mienen und den flauen Humor mit größerem Ernſte, und „zog die Fahne etwas höher auf". In ſeinen Poeſien iſt er von dem einfachſten Vortrage nie gewichen. Bürger vereinigte gleichſam, was nach zwei Seiten hin Claudius und Stolberg darſtellten: das Beſcheidene, Deutſche, Bäuerliche und Idylliſche, und das Stolze, Klaſſiſche, Ritterliche und Romantiſche. Viel ſagen wollen wir von den Gedichten des Wandsbecker Boten nicht, wie es ſeine eigene Sache nicht war; ſie ſind überall hausbackene Nahrung, gar oft ein bischen ſchwer verdaulich. Wie ächte Volksmäßigkeit hie und da durchblickt, gewahrt man da am beſten, wo er an Hans Sachs erinnert, oder wo er auf Bürger Einfluß geübt hat (Phidile); die gereimten Späße zwiſchen Kunz und Hinz ſtechen dagegen freilich ſehr ab. Schon aus Bürger's Gedichten ſind nur wenige voll

---

Gut ſein! gut ſein! iſt vielgethan,
erobern iſt nur wenig;
der König ſei der beſſ're Mann,
ſonſt ſei der Beſſ're König.

ächtem poetiſchem Golde im Volke geblieben, von Claudius noch wenigere, und dieſe einzelnen (Bekränzt mit Laub — Der Mond iſt aufgegangen u. a.) wiegen wohl den ganzen Reſt der Habſeligkeiten des Asmus auf. Selbſt an dem Beſten aber iſt aller Glanz, im Gegenſatz zu den bürger'ſchen Gedichten, wie abſichtlich gelöſcht; und von Reizmitteln iſt nur etwas Rührung und Empfindſamkeit angewandt. Der eifrige Anhänger des Oſſian und Yorick ſucht gern das Dämmerungsartige und Schwermüthige, er lächelt und weint in Einem Zuge, er hat eine Freude an der Trauer, er ſieht gern begraben, ſchon die Zueignung an Freund Hain, und zwar ausdrücklich *nicht* an den ſchönen Jüngling mit der geſenkten Fackel, iſt charakteriſtiſch. Aus ſeinen ſinnvollen Albernheiten, aus ſeinen rührenden Scherzen ſpricht nur jene chriſtliche Fröhlichkeit, um die es eine ſo eigene Sache iſt, wie um die heidniſche Finſterkeit, von der uns die Theologen ſagen; dem kann es nicht viel ums Scherzen zu thun ſein, der den Menſchen nur empfangen und genährt ſieht, um ſich zu ſeinen Vätern niederzulegen, dem „nur Anfang und Ende natürlich ſcheint, die Mitte Rauſch und Traum iſt". Mit dieſen Stimmungen war auch Claudius mehr zum chriſtlichen Boten gemacht, als zum Mitgliede des Parnaſſes, und er erkannte dies auch zuletzt als ſein Gewerbe, das er, an Thür und Fenſter treuherzig anklopfend, zu beſtellen gehabt: daß er auf ſeine Art, durch Scherz und Ernſt, an die Religion erinnerte, und durchs Beiſpiel zeigte, man könne ein rechtgläubiger Chriſt ſein, ohne ganz und gar ein Unwiſſender und ohne allen Menſchenverſtand zu ſein. Wenn einer hierzu geeignet war, ſo war gewiß Er es, der alle Eigenſchaften hatte, auf den urſprünglichen Kinderglauben ganz zurückzugehen, wie es Hamann nicht konnte, und wie es ihm Jacobi beneidete. Er war unter allen den Stillen und Beſchaulichen mit obenan, in deren Geſellſchaft der Merkur damals ihn und die Hamann, Herder, Klopſtock, Göthe, Lavater und die Göttinger zuſammenwarf; er hatte, wie nur irgend Hamann konnte, jenen Zug zu dem Urmäßigen und daher zu dem ganzen Weſen dieſer Genialitäten hin; bei ihm galt unbeſehens alles Aeltere mehr als das Neuere; Orientaliſches, Muſik, Volkspoeſie, Sitten der Unkultur, alles dies reizte ihn, und er glaubte mit eben ſo viel Ruhe, als Bürger mit Aufregung, an Geiſter und Alles, wovon die Philoſophie nicht träume. Er neigte daher zu Lavater's Lehren von der Kraft des Gebets, wenn er auch nichts entſcheiden wollte; er nahm ſich Swedenborg's ausdrücklich an; er war ganz eingenommen für das Mitternächtliche und die goldenen Sterne in Hamann, zu dem er gern nach Kurland Schlittſchuh gelaufen, mit dem er ſich beinahe in Darmſtadt

begegnet wäre, wenn nicht ein ähnlicher Spleen Beide von da vertrieben hätte[14]). Ganz war er auch für Herder eingenommen, ſo lange deſſen erſte Wärme und Entdeckungsunruhe dauerte, ſeine Urkunde war ihm eine Erſcheinung in den Wolken, an den Provinzialblättern fand er beſonders Behagen. Allein gegen ſeine Abhandlung vom Urſprung der Sprache hatte er ein Aber: ob er ernſtlich meine, daß alle Sprachen dieſen Weg Rechtens entſtanden ſeien, oder ob er eine Sprache ausnehme, die Moſes erwähne, und die den Weg der Güte gekommen? Weiterhin drohte eine Art Bruch zwiſchen Beiden zu entſtehen, als Claudius das unverſtandene Buch des erreurs de la vérité (vom Marquis St. Martin) überſetzte und empfahl, und nun mit Lavater ganz zuſammengeworfen ward; Voß ſah ihn damals unrettbarer in Frömmelei verſinken, als den frühe dazu ausgeprägten Stolberg; Herder entfernte ſich immer mehr von ihm, je mehr er die Vernunft und Naturreligion mit dem Chriſtenthume zu verſöhnen ſtrebte, während Claudius mit einer großen Verachtung das Alles verwarf. Die Religion aus der Vernunft verbeſſern kam ihm vor, als ob er die Sonne nach ſeiner hölzernen Hausuhr ſtellen wollte; die Philoſophie ſei ein Haſenfuß, mit dem man die Statue abkehren, aber nichts daran bildhauen könnte; ihm war die Philoſophie ſo entbehrlich zur Religion, wie die Kunſt zur Muſik und Dichtung. Er haßte daher auch eben ſo ſehr das Kopfbrechen an den Religionsgeheimniſſen; er dachte, ſie ſeien eben darum Geheimniſſe, daß wir ſie nicht wiſſen ſollen, bis es Zeit iſt, und er hörte gar nicht, daß man fragte, ob das denn wirklich Geheimniſſe ſind, die man dafür ausgibt. In den chriſtlichen Briefen (an Andres), die mit das Bezeichnendſte aus ſeinen Schriften ſind, argumentirt er ſo: Er habe nur Ein Geheimniß, Tinte zu machen; nun ſolle die Vernunft doch a priori ſein Recept rathen! was Einer aber nicht wiſſen könne, darüber könne er nicht urtheilen. Daß aber nicht blos aprioriſche Philoſophie, ſondern auch chemiſche Zergliederung an ſeine Tinte gerathen könnte, fällt ihm gar nicht ein. Und findet es die Vernunft dann aus, fährt er fort, habe ich darum

14) Moſer hatte ihn nach Darmſtadt berufen, zum Redakteur einer neu gegründeten Landzeitung. In einem Berichte von 1779 ſagt denn Moſer: er ſei zu faul geweſen, habe nichts thun mögen als die Vögel ſingen hören, Clavier ſpielen und ſpazieren gehen, hätte die Luft nicht vertragen, ſei in eine tödtliche Krankheit gefallen und dann von ſelbſt zu ſeinen Seekrebſen wieder zurückgegangen! — Was man auch von Moſer's Unparteilichkeit in dieſem Falle halten mag, es iſt dies ſprechend charakteriſtiſch für Naturen von Claudius' Schlage.

mein Recept weniger, wird es darum keine gute Tinte machen? Gewiß! nur könnte ſie vielleicht durch jene Analyſe noch gebeſſert werden, und ganz gewiß wäre das Recept dann kein Geheimniß mehr, und die Tinte, wenn ſie die beſte der Welt ſein ſollte, erſt in Folge dieſer Analyſe als die beſte anzuerkennen.

Wunderbar kämpfte, wie in Klopſtock ſelbſt, ſo auch in dieſer klopſtockſchen Schule der Ungeſtüm des Genies, der patriotiſchen Begeiſterung und des Freiheitsſinnes mit der Ruhe des Fleißes und dem Quietismus oder auch der Reizbarkeit der Frömmigkeit und des Religionsgefühls, theils ſucceſſiv in einem und demſelben Individuum, theils in den Perſönlichkeiten gegeneinander; bald nach innern Vorgängen in dem Seelenleben der Dichter, bald nach den Anregungen der äußern Begebenheiten. Wie Claudius in dieſer Hinſicht gegen Bürger überliegt, ſo gruppiren ſich andre Charaktere jüngerer und älterer Dichter gegeneinander. In Fr. Ernſt von Schönborn (aus Stolberg 1737—1817) und in dem jungen unglücklichen Karl Cramer (aus Quedlinburg 1752—1817) ſtieg die Unruhe, die Ueberſpannung, die politiſche Exaltation, der Geniezwang und die Originalitätsſucht bis zur Karrikatur. Der Erſtere entzückte die Stolberg, Gerſtenberg und die Göttinger mit ſeinen ſchwungreichen Freiheitsoden, er ſchmeichelte den Letzteren, als er auf der Reiſe nach Algier (als däniſcher Konſulatsſekretär) 1773 durch Göttingen kam, daß der Bund Revolution auf dem deutſchen Parnaſſe machen werde; die gewaltigen Fittige ſeines poetiſchen Genies ließ er zwar in Algier ruhen, deſto eifriger aber hing er den Ideen von Freiheit und Menſchlichkeit nach, und es brannte ihn der Gedanke, von Algier nach Petersburg zu reiſen, um Rußland zu bewegen, die Raubſtaaten zu vertilgen. Für die Welt blieb er nutzlos, und gewährte ihr, wie der Graf Schlabrendorf und ähnliche Sonderlinge, nur das Bild einer wunderlichen Originalität, als er ſpäter mit der Gräfin Katharina von Stolberg in gemeinſamem Zuſammenleben mit ſeiner Erſcheinung in Verwunderung ſetzte. Niebuhr fand, als er ihn in London ſah, daß ihn Eingezogenheit und Gleichgültigkeit der Welt entfremdete; er erkannte Außerordentliches in ſeiner Metaphyſik, nichts Befriedigendes für das wirkliche Leben. Der überſpannte Revolutionsenthuſiasmus K. Fr. Cramer's iſt übel genug berüchtigt; er iſt mit ſeinem verſuchten Werke über Klopſtock (1779 ꝛc.), das der Ausdruck der ſonderbarſten und angeſtrengteſten Verehrung iſt, mit ſeinen verſchiedenen Denkwürdigkeiten, und mit ſeinen in aller Wärme für Rouſſeau und deſſen Art Menſchenkenntniß geſchriebenen Ueberſetzungen der Heloiſe und des Emil in der

Literatur bekannt geblieben. Seine Jugenddichtungen blieben in den Almanachen verborgen; ſie mißfielen ſchon den Bündnern durch die ſonderbare lyriſche Unordnung, mit der er ſeinen ungeordneten Kopf verbergen wollte, ſowie er perſönlich, das eigentliche Kraftgenie in dieſem Kreiſe, mit ſeinem übermäßigen Selbſtgefühle und Dünkel abſtieß. Auch Fr. Hahn's († 1779) Gedichte[15]) waren nicht ohne ſolche geniale Verzuckungen, er ſtarb unreif, immer ein Menſchenhaſſer, ſagt Voß, der ſonſt auf ſein Talent am meiſten hielt. Das Schickſal eines frühen Todes hatte auch P. W. Hensler (aus Preez 1747—79) und L. H. Chr. Hölty (aus Marienſee 1748—76), deren Gedichte ihr Freund Voß (1782—83) herausgegeben hat. Hensler, wie er nicht zum Bunde gehörte, gehört auch in ſeinen Epigrammen und Erzählungen mehr der ältern Zeit an, und nur in ſeinen Romanzen ſucht er ſich Bürger'n zu nähern, ſo weit es ſein heiterer Sinn zuläßt. Hölty macht in ſeinem Charakter zu Hahn und Cramer einen Gegenſatz, wie etwa ſeine ſanften elegiſchen Lieder den pomphaften Oden oder ſchaurigen Romanzen dieſes Kreiſes gegenüberliegen, die ihm daher beide mißriethen, ſo oft er ſie verſuchte. Noch weicher, empfindſamer, frömmer, liegen jenen Genialitäten in größerer Plattheit F. Th. J. Brückner (aus dem Mecklenburgiſchen 1746—1805) gegenüber und J. Martin Miller (aus Ulm 1750—1814). Brückner, ein Mann von weicher Gemüthsart, lebte dürftig, ſiech, ohne Freude in Groß-Vielen als Paſtor, verſuchte ſich an Schauſpielen, wohl wiſſend, daß es ohne Beruf geſchah, und hat nur einige Bedeutung in der Idylle, die in dieſem Bunde eine Art kanoniſcher Gattung wurde, und vortrefflich die häusliche Seite der patriotiſchen Geſellſchaft darſtellt. Ihm mißfielen die großwortigen Oden und die freigeiſtigen Heldengeſänge der Schönborn, er vermißte das Chriſtenthum darin; und ſo verließ auch Miller ſeine anfängliche Richtung, gab ſeine zärtlichen Minnelieder und einfältigen Naturgeſänge auf, artete im Lyriſchen in Künſtelei aus, und warf ſich auf empfindſame Romane. Wie wenig unter dieſen die ſinnliche Leidenſchaft und der Sturm und Drang der göthe'ſchen Schule war, ſieht man daraus, daß Miller, der ganz zu Zärtlichkeit geſchaffen ſchien, der, ſchon ſeines Vaterlandes wegen, als der Vorſinger der Minne, als der Eingeweihte, als der Dichter der Liebe in dem Bunde galt, gelegentlich Voß fragen muß, ob wohl ſein Gefühl gegen ein gewiſſes Mädchen Liebe ſei! Man begreift daher auch

15) Es ſcheint, ſie ſind 1786 geſammelt; wir kennen ſie aber in dieſer Ausgabe nicht.

ſeinen gleichgültigen Uebergang zu den „mittelmäßigen Romanen voll Tugendpredigt und Nutzſtifterei“, der Voß ein Verrath an dem Bunde ſchien. Bekanntlich ſtammt jener Siegwart (1776), der viel berühmter geworden und geblieben iſt, als er verdient, aus ſeiner Feder, und viel ſchwächere Erzeugniſſe folgten dieſem ſchwachen, das ſich mit ſeiner Empfindſamkeit an den Meſſias und Kleiſt ſo anlehnt, wie Werther an Oſſian, und mit ſeinen Naturlauten an Maler Müller und Aehnliche, während die ſpäteren wohl gar in den Stil des Richardſon und der gleim'ſchen und gellert'ſchen Briefe zurückgehen. „Richte deine Ohren wieder auf, ſchrieb ihm Voß (der ihn ungern verlor, der ihn für die Enkel der Enkel wollte ſingen hören, und ſpäter noch Bundestage mit ihm feierte), horche auf die olympiſche Harfe Apolls; deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volks und dem Frohlocken der Buchhändler; deine Freunde, deren Urtheil dir mehr gelten muß, als Hans Hagels, ſind unzufrieden mit deiner Arbeitſamkeit“. In ſeinen ältern Liedern hat Miller die meiſte Familienähnlichkeit mit Hölty, deſſen Gedichte außer Voſſens jetzt gewöhnlich allein jene Lyrik des Bundes vertreten, „die Gott und ſeine Natur, herzliche Brudertreue, Einfalt, Freiheit und Unſchuld, deutſche Tugend und Redlichkeit die Enkel lehren wollte“. Unter ihnen weilt man mit Vorliebe auf den elegiſchen; er ſang im Vorgefühl ſeines Todes, und der laſtende Kummer ſenkte die Schale des Harms gegen die der Freude; er wandelte ſtillen Tritts neben ſeinem Voß, ahnend, daß man bald über ſeiner Gruft ſein Lied leſen werde. In den geſelligen Liedern, den Natur- und Landgeſängen trafen Er und ſeine Freunde aus gleicher Seelenſtimmung und gemeinſamer Uebung einen gleichen Ton, und zwar denſelben, den ſchon vor mehr als hundert Jahren Dach und die Königsberger getroffen hatten, einen Ton, der ſchon darum doch wohl der wahre Laut der Natur ſein muß, und der auch Jedem ans Herz ſpricht, der ächte Freude an der Natur kennt, und unter weltbürgerlichen Grillen nicht die Empfindung für das Glück der Beſchränkung verloren hat. Wenigſtens die deutſche Dichtung hat in dem Naturliede dieſen Ton immer angegeben, der der ſchalen Flachheit der romaniſchen Hirten- und Wieſenlieder entgegenlegt. Das Naturleben dieſer Jünglinge gab ihren Liedern dieſer Art mehr unmittelbare Darſtellung; ihre Gewöhnung an das Volle in Formen und Gedanken bei den Alten gab ihnen mehr Fülle an Bildern und Anſchauungen, und auch an gewichtigen Worten und Klang. Man achte nur darauf, wie in allen Gedichten dieſer Schule die dünnen Worte unſrer Sprache gemieden werden, wie man vollwiegende

Ausdrücke ſucht, wie man abſichtlich nach überraſchenden neuen Reimen ſtrebt, deren bei Voß und Hölty nur durch den Gebrauch von Flexionen eine große Zahl gewonnen worden ſind, von denen man nicht leicht ſagen wird, daß ſie gezwungen ſeien. Die Lyrik dieſes Kreiſes hat weſentlich nach den beiden Seiten der Ode und des Liedes, des Feierlichen und Elegiſchen, des Klaſſiſchen und Empfindſamen fortgewirkt, und gleich in den nächſten Zeiten, in denen die lyriſche Fertigkeit über ganz Deutſchland ausging, weiſen die Halem, Koſegarten und Baggeſen, die Overbeck, Matthiſſon und Salis vielfach auf dieſe Schule zurück, an die ſie auch äußerlich ſich theilweiſe anreihen laſſen.

Wenn die Elemente von Klopſtock's Dichtung und Charakter in den einzelnen Perſönlichkeiten des Hainbundes verwirrt, verändert und zerſtreut liegen, ſo liegen ſie bei den Brüdern Stolberg in gerader Reihe beiſammen, verringert an Talent und Geiſt, geſteigert und bis zur Karrikatur übertrieben in der Aeußerung. Genauer zu reden, nur bei Friedrich Leopold (1750—1819); Chriſtian (1748—1821) iſt immer beſcheiden im Hintergrunde geblieben, wo beide Brüder zuſammen genannt wurden. Niebuhr hieß ſie Herkules und Iphikles zuſammen, und machte wohl einen zu großen Unterſchied unter ihren Gaben. Chriſtian ſelbſt geſtand es ſeinem Bruder ein, daß ihm die Muſe den ſtolzern Lorbeer reiche, doch ſprach er auch die große Uebereinſtimmung und Gleichförmigkeit ihres Geiſtes aus: Mutter Natur habe ihrer Zwillingsſeelen immer tönende Harmonie geſtimmt, daß Keinem je ein Gedanke keimte, deſſen Hülle nicht Jeder gehoben hätte. Seine Gedichte ſind wenige neben Friedrich's; ſein herbſtliches Produkt, die weiße Frau (1814), iſt freilich am unrechten Ort und zu übler Zeit ein Nachklang von dem Spaßton der bürger'ſchen Romanzen. Dagegen iſt doch Chriſtian's Sophokles (1787) neben ſo vielen treueren Ueberſetzungen geleſen geblieben, da Friedrich's Ilias, oder wenn ſich dies durch Voſſens Ueberſetzung erklärt, ſeine äſchyliſchen Stücke vergeſſen ſind, und jener wird ſich in gewiſſen Kreiſen, in denen es mehr gilt, den alten Dichter uns, als uns ihm zu nähern, immer erhalten. Und wenn in der Gattung des Dramas, in dem beide Brüder mit einander wetteiferten, ihre beiderſeitigen Erzeugniſſe nicht ſo werthlos wären, daß es kaum der Vergleichung lohnte, ſo würde man leicht den Belſazer und Otanes von Chriſtian dem Theſeus von Friedrich vorziehen. Beide Brüder waren in ihrer Jugend zuerſt von den harziſchen Dichtern, von Lichtwer und Gleim angeregt, von Klopſtock erſchüttert und ganz hingeriſſen. Sie entfalteten eben ihre friſcheſte Jugend, als der Genieſturm losbrach, und ſie gingen ganz auf die neuen

Sitten ein, durch ihren Stand und ihre dichteriſche Phantaſie losgebundener als Andere. Göthe zählt ſie unter das herkuliſche Centaurengeſchlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte, wo aus und ein; ſie ſprudelten beim Wein ihren Tyrannenhaß und ihre Herzensangelegenheiten aus; ſie ſpotteten der damaligen Landesgewohnheiten und ſollten ihres öffentlichen Badens wegen am Bodenſee verhaftet werden, und in Zürich hielten die Bauern ſie für Wiedertäufer, die der harrende Lavater am Ufer bekehren wolle. Lavater freilich, der in ſeiner Phyſiognomik mit ſeinen wunderlichen Redensarten die Züge beider Brüder verwiſchte, die er erklären wollte, durchſah in der nüchternen Minute der Beobachtung das Gemachte in dieſen Kraftmenſchen wohl, und äußerte ſich ſogleich, man habe ihm den jüngeren Grafen als einen Heroen und Herkules geſchildert, er habe aber nie einen weicheren, zarteren und, wenn es darauf ankomme, beſtimmbareren Menſchen gefunden. Dieſes Wort iſt bekanntlich wahr genug geworden; ſchon daß poetiſch Friedrich Stolberg ganz in Klopſtock aufgeht, belegt dieſe Beſtimmbarkeit völlig. Ihm war, wie Klopſtock, die Poeſie im Leben unentbehrlich, und ſeine ganze innere Geſchichte iſt nur eine Ausführung dieſes Satzes. Er bedurfte nicht allein, wie die phantaſiegereizten Jünglinge jener Zeit, in ſeinen früheren Jahren, ſondern auch im Alter dieſer poetiſchen Beſtandtheile, die er ins Leben trug. Wein, Liebe, Freiheitsgeſpräche, Freundſchaft, Natur und Reiſen füllen ſeine Jugend aus; wie das Vermögen zu dichten ſich erſchöpfte, griff er zum Ueberſetzen; als er das erſte Jugendfeuer ausgetobt hatte, ergriff ihn der Reiz des häuslichen Lebens; eine vortreffliche Gattin ſtarb ihm, und nun, des Sinnentandes ſatt, warf er ſich in eine Sehnſucht nach dem Künftigen, klagte ſich an, daß er ſeine Agnes mehr geliebt als Gott, und daß er ſie ihm eben darum genommen habe. Nun wollte er nur noch wie nachreifende Frucht im Sande des Trübſals mürbe werden, zeitig für die ſchöne Stunde des Feſtes; und dennoch bedurfte es nur einer poetiſchen Zeit wie 1813, um den Greiſen noch einmal für das Irdiſche lebendig zu machen. Die Naturtheorien jener Jahre verlangten, daß der Dichter nur aus vollem Herzen ſchreibe, daß Bedürfniß und Drang der Liebe und Kraft ihn nöthige; das heimliche Gefühl des Mangels dieſes Dranges trieb nun die ehrgeizigen jungen Männer, ſich dieſe poetiſche Erhebung ſelbſt durch einen Zwang der Einbildung anzutäuſchen. Sie fanden daher ihre Einbildungen ſchöner, als die Werke ihrer Einbildungskraft; der Zuſtand des Empfangens iſt dieſen weiblichen Seelen ſüßer als der des Gebärens; jenes nennen ſie dichten, dies darſtellen; und im befriedigten Selbſtgefühle ſingen ſie von dem Feuer, dem Toben

in der Bruſt, dem Staunen, das jede Nerve durchzittert, „wenn ſchon die Seele werdender Lieder das Haupt unſchwebt, ehe noch das nachahmende Gewand der Sprache ſie umfließt.“ Ihre phantaſtiſchen Jugendträume umfaßten ſie daher mit größerer Liebe, als irgend ein geſchriebenes Werk; ſie ſprechen von dem Zuſtande der poetiſchen Begeiſterung, die unabhängig ſei von dem, der ſie beſitze, wie aus der genaueſten Kenntniß [16]). Sie gebe dem Dichter das Original, ſeine Schöpfung ſei immer nur Ueberſetzung! Sie gebe dem Begeiſterten ſchnelle Blicke, ſchöpferiſche Kraft, Ahnungen von Ideen, Wahrheiten, Empfindungen, die außer dem Geſichtskreiſe des gewöhnlichen Zuſtandes des Menſchen liegen, ſie mache den Dichter zum Seher, und dieſe Seherkraft ſtehe in einem Verhältniß mit derjenigen Kraft Gottes, mit welcher er freie Handlungen des Geſchaffenen vorausſehe. Wir bemerken wohl, wie hier Klopſtock's Sätze von dem ſchöpferiſchen Genie auf eine Höhe getrieben werden, auf die ſie am wenigſten Jemand getrieben hätte, der ſich in den geheimnißvollen Tiefen dieſer ſchöpferiſchen Kräfte innewohnend gefühlt hätte. Es drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß, wie ſehr Fritz Stolberg der Dichterlinge ſpottet, die dieſer Begeiſterung nachrennen, wie arg er ſie in dem Satyrſpiele, Apollons Hain, gegen die von den Muſen Geweihten herabſetzt, doch die Hauptmerkmale, mit denen er ſie charakteriſirt, beſonders ihn ſelbſt bezeichnen; daß er ſich mit eigenen Pfeilen trifft, wenn er über das Leſen und Wiederleſen und Abſchreiben von Dichtungen ſcherzt und über den Zwang zur poetiſchen Begeiſterung. Seine eigene Schwärmerei über dieſe Dichterbegeiſterung erinnert uns an unſere alten Schleſier, die ſich in Orpheus' Seele zurückverſetzten. Aus dieſer Quelle nun fließt der feierliche Schwulſt, den Stolberg in ſeine Poeſien trug, die Salbung und Würde, die von dem geiſtlichen Prieſterdichter auf den Ritter überging. Sie iſt beſonders auffallend in den patriotiſchen Liedern, der erſten Richtung, die er von Klopſtock überkam. Wenn Er, der ſeine Enkel gegen die Tyrannen wüthen ſah, aber nachher freilich gegen die fränkiſchen Freiheitskämpfer wüthete, der ſich für das Vaterland zu ſterben

16) In einem Aufſatze über die Begeiſterung von 1782, im 10. Th. der geſammelten Werke p. 403: „Das Anwehen der Begeiſterung iſt für die meiſten Menſchen mit einer ſüßen Empfindung verbunden, für die Edelſten mit einer Entzückung, welche der Wonne des Begeiſterten nahe kommt. Oft iſt ihr Wehen mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher der Begeiſterung fähig iſt, begleitet. In Solchen trifft er oft feuerfangende Ideen, die bald in Flammen auflodern, bald unter der Aſche glimmen, bis das Säuſeln der Begeiſterung oder ihr Sturm auch ſie zur Flamme anfachen“ u. dgl. m.

ſehnte, aber dann im Schooß der Kirche ſtarb, wenn Er in ſeiner Jugend ſein Vaterland ſang, ſo ſollte der Belt erſtaunen, denn er fühlte ſchon als Kind die erbliche Tugend ein Deutſcher zu ſein, fühlte ſich ſeines Vaterlandes Sohn, deſſen Jünglinge Blitze Gottes ſind, fühlte ſich neben ſeinem Bürger früh auf dem Pfade des Ruhms, ja an dem Ziele des Pfades! Er war mit der ganzen Brutwärme der humanen Regungen jener Jahre aufgewachſen, ſein Vater gab in Holſtein das erſte Beiſpiel, den Bauern ſeiner Güter Freiheit und Eigenthum zu laſſen, unter jenem nordiſchen Adel der Bernſtorff, Schimmelmann, Reventlow, Schönborn u. A. glühte der Trieb nach Edlem und Gutem; der Dichter des Nordens reichte dieſem Adel die Hand, fachte ſein Vaterlandsgefühl an, und dem cheruſker Edling, Hermann's Enkel, ſtand es nicht an zurückzubleiben. Jene Lieder, die er in den 70er Jahren ſang (mein Arm wird ſtark; Sohn, da haſt du meinen Speer; in der Väter Hallen ruhte u. ſ. f.), griff man in der teutoniſchen Zeit von 1813 mit Begeiſterung wieder auf, wo Fouqué Stolberg's Freund ward. Selbſt die Schauſpiele der Brüder ſind ganz von ihrer freiſinnigen Vaterlandsliebe eingegeben; ſie entſtanden in den 80er Jahren vor der Revolution. Schon die Stoffe ſagen dies: jener Theſeus, der freie König im freien Volk; jener Otanes, der Fürſprecher der Volksherrſchaft, der ſich vor der Zwingherrſchaft durch Verträge ſchützte; die Art und Weiſe ſagt es, wie im Belſazer die Tyrannengreuel, im Timoleon der Tyrannenmord behandelt iſt; die Anmerkungen ſagen es ſogar, die beigefügt ſind[17]). Seit dem Ausbruche der Revolution wirft ſich aber dies Feuer auf die Demagogen; und in den Oden ſchwindet nun nicht allein jede Spur des alten Freiſinns, ſondern auch aller poetiſche Anſtand, völlig wie es bei Klopſtock der Fall war. Wenn Stolberg die politiſche und öffentliche Seite des Vaterlandsgefühls mit Klopſtock theilte, ſo dagegen die häusliche, heimathliche und idylliſche mit Voß und den Göttingern, unter denen er mit den unteren Ständen gemein war, unter denen man das Talent in dem Naturdichter, dem Grenadier Dick, ebenſo ſchätzte, wie in dem Grafen Stolberg. In der ſchönen Zeit ſeiner Verbindung mit Agnes gelangen ihm Naturlieder, Genrebilder, die Gemälde des häuslichen Glückes, die

17) Zu Otanes heißt es in der Note: „Ach hätten auch unſere deutſchen Vorväter mit mehr Eifer für das ihnen eigene Recht geſtrebt, nur vaterländiſchen Geſetzen, denen ihre eigene Stimme oder die Stimme ihrer gewählten Bevollmächtigten das Siegel aufdrückte, zu gehorchen, und nur von Richtern gleichen Standes, und denen ſie den Spruch willig übertrugen, ein Urtheil anzunehmen. Ein Recht, das ihre Söhne in England ſich ſo rühmlich zu erhalten gewußt haben."

ihm früher nicht gelingen wollten, die er in den 70er Jahren noch ordentlich mied. Die Gegenseite zu diesen patriotischen Neigungen nun bilden die antiken, wie bei Klopstock: die altklassischen Dichtungen waren gerade im frischen Aufleben begriffen, und gaben dem Hang zu würdevoller Poesie in Klopstock's Schule Nahrung. Friedrich übersetzte schon seit 1776 an der Ilias, in den 80er Jahren und noch später fielen beide Brüder auf die Tragiker und Anderes. In dieser Zeit entstanden die Schauspiele (1787), die nach antikem Schnitte waren und den Ton der sophokleischen Uebersetzung festhielten; sie beurkunden uns am besten, daß diese Männer, wenn sie nicht auf diese oder andere zubereitete Formen gestoßen wären, gar nichts bedeuten würden; man gleitet von der anspruchvollen Form gar zu sehr in die Leere des Gehaltes ab. Die Brüder scheiterten an dieser Gattung wie Klopstock; sie hatten, wie Er, ein Ideal vor sich, an dem sie selbst verzagten. Nur dadurch sind sie uns interessant daß sie neben Klinger's Schauspielen der zweiten Periode den Rückgang von den Regellosigkeiten und Ausschweifungen der Kraftgenies andeuten, der innerhalb dieses klopstock'schen Kreises auf vielerlei Art eingeleitet ward. Aus eben dieser Zeit und in eben diesem Charakter sind auch Friedrich's Jamben (1784). Niebuhr hielt sie ungemein hoch und meinte, sie würden ewig leben; allein sie wurden schon zu seiner Zeit vergessen, und die unsere will sich ihrer nicht erinnern. Allerdings sind sie das Wohlthuendste, was wir von Stolberg besitzen; sie führen die Satire der elenden und schwächlichen Gestalt, die sie bei Rabener empfangen hatte, ungefähr so zu dem naiven Standpunkte zurück, wie Voß die Idylle aus Geßner's Ton rettete. Auch ist die Gesinnung hier noch kräftig, und „Archilochos' Geißel" fährt auf die faulen Bauchpfaffen, auf schwülstige Dichter und auf die Nachahmer der Franzosen, die von unempfundenen Empfindungen singen, auf Hofschranzen, auf die ganze weichliche Zeit, der die Thaten der Alten ein Mährchen sind. Die Satire der Rath ist noch ein Hauptstück zur Bezeichnung des freieren Geistes dieser Zeiten, und wirklich entstand im Anfang unter den Dichtern, Gelehrten und dem Hofpöbel, wie Boie sagt, besonders über dieses Stück ein gewaltiger Lärm. Uebrigens hat der Satiriker nur selten ein reiches Detail zur Hand, es fehlt ihm an Fülle und Helle; großartiger Pomp wechselt mit kriechender Prosa und selbst mit unedlen Stellen[18]). Der

18) Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß, und so nennst Du mit Recht Jamben das hinkende Werk.
Xenien.

Ton iſt auch hier zu überangeſtrengt, und der Dichter fühlt es ſelbſt, daß er zuweilen über das Ziel ſchießt: er habe dieſer Zeiten Nebel nicht getraut, dem Schützen gleich, der in feuchter Luft die Sehne ſtärker ſpannt und höher zielt. Hart auf der Grenze der antiken Richtung ſteht ſchon die Inſel (1788), ſie leitet in die romantiſch-chriſtliche über. Eine Kolonie vornehmer Herren, romantiſcher Robinſone, träumt ſich räumlich aus unſerer Welt auf eine Inſel im Süden, zeitlich aus unſerer Kultur ins heroiſche Ritterthum, aus unſerer gebildeten Sprache in eine kindlich lallende, aus Schießpulver und Wiſſenſchaften zu Dichtung und Bogenkampf, aus dem heutigen Religionsbrauch in einen einfacheren herrnhutiſchen zurück. Das zweite Buch enthält Gedichte, wie ſie auf jener Inſel entſtehen könnten; es ſind Idyllen, nicht ohne Geſchick aus oſſianſchen, klopſtock'ſchen und theokrit'ſchen Farbentönen gemiſcht; hier erträgt man die Inſel lieber, als in den Reden der modernen Jünglinge; man ſteht auf poetiſchem Boden, und das häusliche Naturell, die elegiſche Empfindungsweiſe, die griechiſchen Studien des Dichters wirken hier nicht ſo ungleichartig zuſammen. Noch aus eben dieſem Jahre (1788) ſind die Gedanken über Schiller's Götter Griechenlands; und dies iſt der Wendepunkt, wo Friedrich Stolberg, nach dem Ausdruck der Xenien, von dem Parnaſſe gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam, wo er die Poeſie mit der Wiſſenſchaft und Proſa vertauſchte, die Phantaſie auf den Glauben richtete, wo er die dritte klopſtock'ſche Richtung, die chriſtliche, einſchlug. Hier plötzlich wird die Schwäche des Stabs ſichtbar, an dem ſich ſeine Poeſie hielt. Er, der das Leben in der Phantaſie ſo begeiſtert geprieſen hatte, der es behauptete, daß die Begeiſterung den Dichter ſeines Ichs entäußern, und daß man Zeus, nicht aber den Sänger ſeines Geſangs zeihen müſſe, was zeiht er mit einem armſeligen Realismus dieſen Dichter einer Sünde, der ſich mit dem Fluge der Einbildungskraft zu den „Weſen aus dem Fabelland" zurückſehnt und dieſe Welt gläubig belebt, im Bedürfniſſe des Dichters, der lieber in der Jugend der Welt weilt, die die Hülle der Dichtung um die Wahrheit zu winden wußte, als in der proſaiſchen Zeit, die in der Natur nur das Geſetz der Schwere ſieht und in Gott ein Weſen verehrt, zu dem die unendliche Kluft wieder ein halber Gott ausfüllen muß? Ein Jahr nach dieſem Angriffe ſtarb Agnes, und nun änderte ſich das äußere Leben in Vornehmheit und das innere in Abgezogenheit; es folgen die Werke, von denen ſich immer die verſchiedenſten Betrachter abgewandt haben; die italieniſche Reiſe (1794), die ſowohl Niebuhr mit ihren Kunſturtheilen ärgerte als Göthe'n, welche die Xenien als einen Kreuzzug gegen die

alten Marmorbilder und eine Wallfahrt nach dem Arſenal verſpotten, in welchem die Artillerie für das jüngſte Gericht gegoſſen wird; die auserleſenen Geſpräche Plato's (1796), deren Vorrede Schiller'n durch ihre „vornehme Seichtigkeit, anmaßungsvolle Impotenz und geſuchte Frömmelei" empörte; weiterhin die Geſchichte der Religion Chriſti, die weder den kritiſchen Anſprüchen Niebuhr's, noch auch den katholiſchen Friedrich Schlegel's genug that. Seit ſeinem Uebertritte zum Katholicismus gehörte Stolberg dem Kreiſe der Fürſtin Gallitzin an, den wir noch anderswo kurz berühren: er ſah nun, wie die alten ritterlichen Sänger, auf die Zeiten, wo er mit ſeinen Geſinnungen dem geiſtigen Fauſtrecht der Genieperiode huldigte, reuig zurück, und nannte die Ehre der Welt einen Götzen und Feind des Evangeliums, während er früher von Ruhmgedanken feierlich erfüllt war. Seine Sinnesart dieſer Zeit ſpricht er letztlich in dem Büchlein der Liebe aus, in dem er wohl den Thomas a Kempis nachahmen wollte. Auch in dieſen heiligen Regionen fuhr er fort, ſich Formen anzutäuſchen; und ſein Uebertritt zu einer Religion, die ganz hohle Form geworden iſt, bezeichnet auf höchſter Stufe eben dieſe Eigenſchaft, die ſeine ganze Poeſie ausmacht, und die ein Phantaſieleben ohne Sinn für die wirkliche Welt und ohne verſtändige Grundſätze immer begleiten wird. Niebuhr, der dieſen Abfall entſchuldigte, bedauerte doch dabei den Irrthum, daß dieſe ſchwachen Uebertreter meinen, mit der Form den Geiſt wieder zu erwecken, der uns entflohen iſt. Aber eben dieſer Irrthum, wenn er von Männern öffentlichen Charakters in Schriften ausgebreitet wird, wird zur Irrung, und wir ſollten meinen, dies müſſe die Angriffe von der andern Seite entſchuldigen.

Die Fähigkeit und Uebung, ſich in fremde Formen einzuſchießen, hat die ganze göttinger Schule von Klopſtock überkommen; wir haben die Anlage dazu in ganz Norddeutſchland ſeit dem Beginnen des neueren Kunſtcharakters gefunden, und ein Norddeutſcher brachte ſie in dieſen Zeiten des Hainbundes zur Reife. Dieſe größere Gabe der Empfänglichkeit machte zu originalen Schöpfungen untauglicher, nach denen daher in dieſem Kreiſe das Verlangen gar nicht ſo groß iſt wie in Göthe's Geſellſchaft; zu Ueberſetzungen, zur Aneignung fremder Dichtungen befähigte ſie um ſo mehr. Daher hat dieſer Bund norddeutſcher Dichter, trotz dem Vorbilde Klopſtock's und der Meſſiade, nichts größeres Selbſtſtändiges geleiſtet. Im Anfange der begeiſtertſten Thätigkeit und des friſchen Wetteifers war zwar die Ausſicht auf größere epiſche Gedichte unter den Jünglingen allgemein. Boie war der Tändeleien der Anakreontiker müde und wies die jungen Männer aufs Epos. Bürger ſuchte

nach dem Zauberſtabe der epiſchen Dichtung, er betrachtete ſeine Balladen als die Vorläufer des Epos, er hoffte von ihnen aus ein deutſches Nationalgedicht, wie Arioſt's, Oſſian's und Homer's, entſtehen zu ſehen, und Herder hoffte eben einen ſolchen Helden- und Thatengeſang voll aller Kraft und alles Ganges dieſer Balladen gerade durch ihn, durch Bürger entſtehen zu ſehen. Hahn trug ſich mit einer Hermanniade, Cramer mit einem Brutus, Stoffe die Klopſtock's Eingebung beide verrathen. Selbſt Voß, der, unter allen dieſen überſpannten Jünglingen geſehen, von Anfang an bei der größten inneren Wärme die größte Mäßigung zeigte, blickte in ſeiner Jugend über das Lyriſche hinweg nach einem Größeren, das Noth that, obgleich er es zu ahnen ſchien, daß dieſer Wetteifer mit den großen Epikern zu unrechter Zeit und am unrechten Orte und unter den unrechten Leuten Statt hatte; er warnte Cramer'n aus dem Stegreife mit einem lateiniſchen Epigramme vor ſeinem Entwurfe[19]), und hielt ihm Wieland's geſcheiterte Verſuche vor. Er fühlte weiterhin mit richtigem Takte, daß Zeiten ohne geſchichtliche Bewegung nur innere Vorgänge, nur äußere Zuſtände zu ſchildern geſtatten, daß Menſchen von heimathlicher Beſchränkung nicht Weltepopöen zu bilden fähig ſind, und er fiel auf das einzig Zeitgemäße und den geſelligen Verhältniſſen Entſprechende, auf die Idylle. Und er hat ſich durch dieſe weiſe Beſcheidung das mittelbare Verdienſt erworben, die Entſtehung eines kleinen originalen Epos, wie es in unſeren Tagen noch möglich ſchien, durch einen größeren Dichter und in einem bewegteren Jahrzehende veranlaßt zu haben. Wie ſehr nun die Ausſicht auf Entſtehung eines Originalepos unter dieſen verſchwand, ſo war doch ihre Achtſamkeit auf dieſe Gattung von dem unſchätzbaren Erfolge, daß man auf Homer fiel, da man ſchon von Ramler und Klopſtock her für die Alten überhaupt begeiſtert war. Der Ueberſetzungseifer war gleich anfangs unter den Jünglingen ſo allgemein, daß Boie ſchon 1773 die Rollen ſo vertheilte: Blum ſolle die Aeneis, Knebel die Georgika, Bürger den Homer, Voß den Pindar überſetzen. Es kam ſo, daß alles dieſes und Mehreres auf Voß allein fiel, den Pindar ausgenommen, der in den 70er Jahren von Gedicke in Proſa übertragen ward. Die Hauptſache war, daß ſich der ganze Wetteifer um Homer verſammelte; um den rhapſodiſchen Dichter, den ſich ſieben Städte aneigneten, ſtritten ſich, wenn man Alles zuſammenſtellen wollte, mehr als ſieben rhapſodiſche

19) Brutiadem fingis? finxit Wielandius olim
bruti Amadis bruto carmine scorta canens.

Ueberſetzer. Wie zeitgemäß und von wie glücklichem, ja unberechenbarem Erfolge dies war, hat Göthe theils ſelbſt geſagt, theils mit Dichtungen bewieſen. In Homer ſchien endlich der lange, mit ſo vieler Erbitterung geführte, der ſo eitle Streit über Regel und Natur ſich aufzulöſen, und in der That war ſeine Verdeutſchung der Augenblick, der Göthe's vollendetſte Dichtungen in das richtige Verhältniß zu Natur und Kunſt ſtellte. Man hatte immer mit dem Worte: klaſſiſcher Dichter, antike Dichtung, den Begriff der ſchulmeiſterlichen Regel verbunden; hier ward endlich der Sänger eingebürgert, den bisher nur die Schulmeiſter gekannt hatten, und in dem nun die gebildeten Leſer und die Dichterjugend ſelbſt ſehr wenig Regel zu erbeuten fanden und ſo viel Natur, daß man wohl gar, um dieſe richtig zu verſtehen, die Kenntniß der wilden Völker und ihrer Sitten für nöthig hielt. Herder und Leſſing hatten den Dichter anders zu betrachten gelehrt, als durch die Brille der Scholiaſten, Bürger ſah in ihm nur den Gipfel der Natur- und Volksdichtung. Es war ein höchſt erfreulicher, anfangs gar nicht ſo leichter Sieg, daß es der Jonier über den ſchottiſchen Barden davontrug, den die Bardenzeit allgemein höher hielt, mit dem ſich Bürger beſchäftigte, und zu dem Stolberg in ſeiner chriſtlichen Zeit zurückfiel. Wie ſehr der Trieb der Zeit aber die Wiederbelebung dieſes Dichters begünſtigte, ergiebt ſich aus dem plötzlichen inneren Intereſſe an ihm, das in dieſem Kreiſe ſo wuchernd ſich zeigt, wie in Göthe's die Begeiſterung für Shakeſpeare: was die deutſche Dichtung werden konnte, mußte ſie, die Lernbegierige, wohl im Angeſicht dieſer beiden Dichter werden. Bürger begann ſchon gleich nach Herder's Auftreten (um 1771) die Ilias in Jamben zu überſetzen, noch ſo eigenſinnig auf dieſen Vers erpicht, daß er es ſeine ewig unüberwindliche Anſicht nannte, ein deutſcher Homer in Hexametern würde eine Ohrenfolter ſein; auf Klopſtock's Einrede und Voſſen's Beiſpiel gab er ſo ſehr nach, daß er ſpäter ſelbſt eine herametriſche Ueberſetzung verſuchte. Wenn irgend etwas die Unfähigkeit der neueren Zeit und der nordiſchen Gegenden für eine reine und tiefe poetiſche Form bezeugt, ſo iſt es die Art und Weiſe, wie der Kampf um den Hexameter bei uns geführt, und der Vers ſelbſt iſt behandelt worden. Ein Mann wie Bürger ſträubte ſich gegen dieſes Maß; ein Dichter wie Göthe quälte ſich Jahre lang damit herum, ging zu Voß in die Schule, und machte den Lehrer lächerlich, da doch der bloße Einfall des Schülers lächerlich war, das durch Unterricht lernen zu wollen, was das Ohr nicht lehrte. Auf dem langſamſten Wege ſchritt man von Klopſtock bis zu Voß vor, und ſelbſt das Anſtellen Jener, die Voſſen's Zeitmeſſung nicht befriedigte, die den Hexameter noch reiner

machen wollten, und der techniſchen Strenge die natürliche Leichtigkeit des Verſes opferten, ſelbſt dies belegte die Unbehülflichkeit des nordiſchen Gehörs. Nur die ſprachgewandteſten Dichter der Folgezeit, wie Rückert und Platen, erkannten Voſſen's Verdienſte gern an, weil ſie ihn nicht zu beneiden hatten, die Andern hielten ſich nur an die Theorie, die ſie von dem gefährlichen Maße befreite. Knebel fand die voſſiſche Zeitmeſſung vortrefflich, dennoch fragte er, ob der Aufwand an Fleiß und Mühe, der zur Nachahmung der antiken Maße verlangt wird, nicht zu groß ſei, ohne daß es ihm nur einfiele, daß bei einem wahrhaften Formſinne, der weiter hört als auf ramler'ſchen Periodenklang und auf zierliche Reime, kein Aufwand an Fleiß und Mühe nöthig ſein dürfe. Und Knebel gehört doch noch ſelbſt zu denen, die Voſſen glücklich nachgeeifert haben, und er erkannte es an, daß durch den Herameter allein ſich unſere Sprache erhoben und einen poetiſchen Vortheil über andere erlangt habe. Und gewiß, wer da Bürger's jambiſchen Homer, der bei allem Zorn des Dichters gegen Pope gar oft popiſch klingt, mit ſeinem herametriſchen vergleicht, wer ſich erinnert, daß vor den Bemühungen dieſer Griechenfreunde Alles in Proſa ſchrieb, Göthe ſelbſt ſeine Iphigenia — ein unfaßlicher Gedanke für uns — in Proſa geſchrieben, daß Niemand einen Begriff von einer poetiſchen Sprache hatte, er mußte ihn denn gleich, wie Klopſtock in den Oden, überſteigern, der wird dieſen Ausſpruch nicht für eine bloße Redensart halten. Bürger verfocht übrigens ſchon bei ſeiner jambiſchen Ueberſetzung anſchließende Treue und den Gebrauch der alten Sprache, und verwarf die moderne Zurichtung des Homer unter Franzoſen und Engländern; doch hatte er hierin nicht den Takt wie ſeine Nebenbuhler. Er trat dem Rechte der heutigen Sprache zu nahe, wenn er einzelne allzu gebrauchte Worte wie ſeit, oder mit ſint und or vertauſchte, und der Farbe des alten Gedichts, wenn er mit Beiworten wie Güldenſchwert, Schwanenarm u. a. einen romantiſchen Ritterton anſchlug. Den Stolbergen und Voß mißfiel dieſe ungleiche Miſchung edler Töne mit wunderlichen, altfränkiſchen und kräftelnden, Stolberg wetteiferte ſchon ſeit 1776 in der Ilias in Herametern; es ſchien ſich Streit zu erheben, den jene Tenzonen ausſprechen, die ſie wechſelten; aber „dieſe Helden kämpften mit heißer Begierde des Ruhmes, und dann ſchieden ſie wieder in Freundſchaft auseinander." Bürger und Stolberg arbeiteten mühſam, der letztere mit Voſſen's Unterſtützung; er gewann es über ſich, ſpäter trotz einiger Empfindlichkeit edel vor Voß zurückzutreten; auch Bürger erklärte ſich zufrieden, ein Vorläufer zu ſein des, der da kommt. Bodmer lieferte 1778 Homer's Werke ganz

unerwartet; ſie waren ohne gehörige Sprachkenntniß überſetzt, übrigens hielt auch er den Ton ungefähr feſt, den Alle gleichmäßig dem ioniſchen Sänger liehen. Man konnte es mit Wahrheit Allen vorwerfen, daß ſie den ſchlichten Sänger „etwas reiner hätten nachempfinden“[20]) ſollen; allein man bedachte nicht, daß Homer für unſere Zeiten in unſerer Sprache ſelbſt nicht dieſen Grad der Naivetät hätte behaupten können. Auch Bodmer war übrigens der Erwartete noch nicht. Aber indeſſen fiel Voß auf die Odyſſee (1777), und man ſpürte ſogleich durch, daß hier eine Begeiſterung arbeitete, die im Homer das höchſte Ideal der poetiſchen Darſtellung erkannte, die ſich gegen Bürger's Aeußerungen empörte, „Homer ſei oft nicht mehr, oft noch weniger als unſer eins,“ die vielmehr behauptete: ihn übertreffen zu wollen ſei die Frechheit des gefallenen Engels, es zu wähnen, ſeine Verfinſterung. Man fand im Laufe der Zeit, daß ſich zu dieſer Wärme eine Beharrlichkeit, Ausdauer und Hingebung geſellte, die allein die Vollendung und Vollkommenheit dieſer Arbeit möglich machte. Nicht allein der Ruhm der deutſchen Ueberſetzungskunſt war mit ſeinem Homer gegründet, auch ein Kanon war ihr darin gegeben, und es ward ſeitdem ein allgemeiner Lobſpruch, an einem fremden Werke ein Voß zu werden. Es gibt außer Luther's Bibel in keiner Sprache und Literatur ein Ueberſetzungswerk, das mit dieſem zu vergleichen wäre; es gibt in der unſern kein Werk, das einen ſolchen poetiſchen Sprachſchatz geöffnet hätte. Wie tief ſinkt ein ſo reich und eitel gewordener Ueberſetzer wie Pope, wie tief ein ſo berühmter Sprachmehrer wie Johnſon neben Voß herab! Die Anfechtungen, die ſein Homer gehabt, hat auch Luther's Bibel gefunden; die Spöttereien, die man ſich über den Dolmetſcher erlaubte, wären wirkſamer auf Luther anzuwenden. Es iſt recht komiſch, wenn ſich Göthe Voſſen vorſtellt, wie er den Burkard Waldis auszieht und die guten Kernausdrücke ad notam nimmt, aber es iſt gewiß noch komiſcher, wenn Matheſius von Luther erzählt, er habe ſich etliche Schöpſe abſtechen laſſen, um von dem Fleiſcher die Benennungen zu lernen. Der Vorwürf des emſigen Sammelfleißes iſt einem Werke nur Lob, das durch einen bloßen Dichter ſo wenig entſtehen konnte, wie durch einen bloßen Philologen. Der Vorwurf des Fremdartigen iſt längſt weggeräumt durch die Nation, in deren obere Schichten dieſe Ueberſetzung als ein Volksbuch eingedrungen iſt, in deren untere Lagen es unter keiner

20) Dies war auch Schlegel's Meinung. Aber wer wollte ſeine „farrenäugige Juno“ und ſtatt Voſſen's „Väterchen“ ſein „lieber Papa“ und dergl. vorziehen, wo die allzu große Treue die höchſte Untreue wäre.

Geſtalt hätte bringen können. Wieland's parodiſche Ueberſetzungen, die den fremden Geiſt in eigenen umwandelten, ſind trotz ihrer Planheit und Deutlichkeit nicht ſo weit gedrungen. Gegen ihn bildete Voß auch von dieſer Seite einen ſchroffen Gegenſatz: er verlangte an den Leſer, wie an ſich ſelbſt, daß er ſeine Eigenthümlichkeit aufgebe und ſich dem fremden Geiſte nähere. Dazu, ſagte Göthe, muß ſich die Menge erſt bilden; und Voß befriedigte zuerſt nicht, bis man ſich hinein bequemte; die Weimarer ſelbſt lernten erſt durch Voß den deutſchen Homer in den 90er Jahren leſen. Wer aber jetzt überſieht, fährt er fort, was für Verſatilität dadurch auf den Deutſchen gekommen iſt, was für rhetoriſche, rhythmiſche, metriſche Vortheile zur Hand kamen, welche eingebürgerte Dichter aus der Fremde, der darf hoffen, daß die Literaturgeſchichte es ausſprechen werde, wer zuerſt dieſen Weg einſchlug. Voß hat die ſiegreiche Gegenrede gegen Schlegel's Vorwurf der Undeutſchheit ſelbſt gemacht: Meine Arbeit muß ſich ſelbſt vertheidigen oder hinſchwinden. Sie iſt es aber vielmehr, durch die Voß ſein unſterbliches Werk begann, die Alten, wie Niebuhr ſagte, als gleichzeitige, räumlich Entfernte uns nahe zu ſtellen, was ihm der Kinder Kindeskinder allerdings nicht vergeſſen werden; denn mit Recht nannte Humboldt dieſe Einführung des Alterthums in die deutſche Sprache die größte und wohlthätigſte Einwirkung auf die Nationalbildung, die vielleicht in einer ſchon hochkultivirten Zeit möglich ſei. Und in der That, was war dieſer Nation, die nun der Literatur der ganzen neueren Welt mächtig war, noch weiter zu geben, als zu der modernen Fülle die Einfalt des Alterthums, zu der Ausbreitung, die uns Neueren eigen iſt, die Geſchloſſenheit, und zu der Schrankenloſigkeit, nach der wir ausſtreben, die Ordnung und Mäßigung der Alten? Wie der wiederbelebte Homer gleichſam auf einen Schlag die ſo lange rathlos umgeirrte Dichtung ſicherer zu leiten begann, werden wir ſogleich weiter erfahren; und wie ſich das ganze Leben der höhern Klaſſen plötzlich umgeſtaltete, ſeitdem der klaſſiſche Unterricht menſchlicher ward, wie unter der Einwirkung der heitern Kunſt und Lehre der Alten der Sinn ſich aufſchloß, der Geiſt ſich regelte, Geſchmack und Schönheitsgefühl ſich verbreitete, das lehrt Ein Blick, der das Geſchlecht an der Scheide der Jahrhunderte mit dem vorhergehenden vergleicht. Um dieſe Wiederbelebung der Alterthumskunde, um ihren Eingang in die Bildungsſphäre der Nation hat auch auf der Schule Voß gegen die übrigen Philologen ein ähnliches Verdienſt, wie Winckelmann den Archäologen gegenüber um die Kunſt. Denn er ergriff das Alterthum mit unmittelbarer Anſchauung, drang auf ſeine lebendige Wiedergebärung durch Aneignung ins Deutſche, durch

Verbannung lateiniſcher Scholien; auch auf der Schule zürnte ſein feierlicher Ernſt gegen „das Rundum vom Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge, vom nichtigen Lateinlallen zum nichtigen Lateinverſtehn.“ Seid gewarnt, rief er, in dieſer Art Menſchenbildung war der Jeſuit euer Meiſter! Ihm aber war es um den ächt antiken Geiſt zu thun, den er weder in Schulformen gelehrt wiſſen, noch in modernen Weltton umgebildet haben wollte.

Wie Voß in ſeinen Ueberſetzungen aus dem Alterthume[21]) fortfuhr, wie er ſich erſt zur Geläufigkeit übte, dann, des Erfolges ſicher, ſich ſtets an das Schwerere wagte, im Schweren die Forderungen an den Ueberſetzer ſteigerte, die Zumuthungen an die Sprache und Proſodie zuletzt übertrieb, wollen wir, als unſerm Gegenſtande fremder, übergehen. Wie er übrigens hier über ſeine göttinger Nebenbuhler hinwegragte, ſo auch, wenn wir von Bürger's Balladen abſehen, in den eigenen Gedichten. Dieſe landſchaftlichen Lyriker, Brückner, Miller, Hölty, Claudius, Voß, kannten keine andere Poeſie, als daß ſie in der Natur umherblickten, mit offenem Sinne beſangen, was ſie fanden, und was ihr Herz dabei empfand, und ſie ſtanden aller Dichtung entgegen, die mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zuſammenreiht, über die man konventionell einig geworden iſt, ſie poetiſch und ſchön zu finden. Dies bedingt die zwei Haupteigenſchaften, die den Kern dieſer Dichtungen bezeichnen: auf der poſitiven Seite ihre Beſchränkung auf die nächſte Umgebung, ihren landſchaftlichen, heimathlichen, häuslichen Charakter, aus dem ſich ſowohl ihre beſchreibend-idylliſche, als ihre lyriſch-muſikaliſche Natur herleitet; auf der negativen ihren Gegenſatz gegen das Unvaterländiſche, das Weltſchweifende, Katholiſche, Romantiſche, woraus ſich die Polemik gegen alle Poeſie des Kopfs, gegen alles Unmuſikaliſche, das Sonett, und alles Stehende der romaniſchen Dichtung erklärte, die mehr Poeſie der Form als der Materie iſt. Die Lyrik ſteht, wenn nicht auf dem niederländiſchen Standpunkte, ſo doch ihm ſehr nahe; ſie vermeidet das Häßliche und die Karrikatur, aber nicht die Landſchaft, das Stillleben, das gemüthliche Genrebild; ſie hat Achtung vor der Form, aber keine Wahl des Inhalts; ſie entſchuldigt mit Empfindung für den Mangel an Phantaſie, für das fehlende Schöne mit dem Wahren, Edlen, Verſtändigen.

---

21) Plato's Apologie 1776. Odyſſee 1781. Georgika 1789. Homer's Werke 1793. Virgil's ländliche Gedichte 1798. Verwandlungen des Ovid 1798. Virgil's Werke 1799. Tibull 1810. Horaz 1820. Ariſtophanes 1821. Aratus 1824. Hymnus an die Demeter 1826.

Sie iſt nicht gerade gegen den idealiſchen ſüdländiſchen Standpunkt, aber doch kennt ſie das einſeitige Idealiſiren nicht, ſie verabſcheut die Entfernung von aller Natur in der Schäferpoeſie, die leere Schönheit, den muſikaliſchen Klang ohne den Anſchlag des Gefühls und Affekts; ſie würde in jenem muſikaliſchen Streite der Picciniſten und Gluckiſten gegen die italieniſche Manier, welche die Tonkunſt an ſich blos für das Ohr ausbildet, ohne die übrigen Seelenkräfte anzuſprechen, ohne Bezug auf innere Wahrheit und das Geſetz der Empfindung zu nehmen, als ächte Deutſche entſchieden haben. Wo dieſe Dichter daher die muſikaliſche Gewalt der Sprache entfalten wollen, iſt es nicht durch petrarchiſchen Periodenfall und Wortfluß; ſie verließen das Minnelied bald, unbefriedigt von ſeiner muſiſchen Steifheit; ſie hielten aber die Ode feſt, in der wir ſagten, die Poeſie wetteifere mit der Muſik, deren rhythmiſche Maße ſchon muſikaliſche Themen ſind, wo ſich Inhalt, Gedanke und Sache mit der Form mannichfaltig verſchlingen, nicht dürftige Grund-Sätze in geſchmeidigen Variationen eintönig wiederholt werden. Sie reichen daher von ihrem modernen Standpunkte gegen das Romantiſche aus zugleich dem antiken Gegenſatz gegen daſſelbe die Hand, und aufs innigſte vermählt ſich, wie es in der Reformationszeit ſchon geſchah, die nordiſche Verſtändigkeit, Gemüthlichkeit und Einfalt mit der Sophroſyne des Alterthums, und wie damals folgte daraus der Widerſtreit des Proteſtantismus gegen den Katholicismus, des Vaterländiſchen gegen das Italieniſche, ſelbſt hier und da des Helleniſchen gegen das Römiſche.

Wollen wir uns dieſe allgemeinen Umriſſe an dem Leben und den Gedichten von Joh. Heinrich Voß (1751—1825 aus Sommersdorf in Mecklenburg) etwas auszeichnen, ſo treffen wir, wie uns bei faſt allen unſern Dichtern begegnete, ſchon in dem Knaben die Elemente beiſammen, die ſeine ſpätere Bildung tragen. Der Sinn für Rhythmus war ihm angeboren; Hagedorn's Lieder fielen ihm am frühſten in die Hände; an die Hausbibel gefeſſelt, ward er mit der alterthümlichen Sprache vertraut, aus der er gern die alten Nerve entlehnte, die unſere Sprache in der Verbildung durchs Franzöſiſche und Lateiniſche verloren hatte; die Klaſſiker lehrten ihn ihre Kürze und gedrungene Kraft in Verdeutſchungen nachahmen; auf ländlichen Feſten zogen ihn die Lieder der Mägde und Burſchen an, und er ſammelte ſolche Gaſſenhauer noch in Göttingen. Er hatte eine mühſelige Jugend zu durchleben, an Lob war er nicht gewöhnt worden; Solche werden grundſätzlich und feſt von früh auf, und haben am eitlen und leichtfertigen Gebrauche des Lebens keinen Theil. Er mußte zeigen lernen auf eigenen Füßen zu ſtehen, und da es ihm

gelang, gab es ihm Selbſtvertrauen und Selbſtgefühl: er ward in Göttingen die Seele des Bundes, trat über den ältern Boie hinaus, ſtand Klopſtock nahe, er konnte, als er Boie's Schweſter zur Lebensgefährtin nahm, auf den Muſenalmanach ſeinen Unterhalt gründen, eine bis dahin unerhörte Sache! Daß dieſes Selbſtgefühl nicht ausartete, wie bei Bürger, der immer ſeinen Scheitel zu den Sternen erhob, daß er nicht mehr oder nicht früher ausartete, als es die göttinger Profeſſoren ſpäter fanden und emfanden, dies lag in ſeiner beſcheidenen Natur, die Boie an dem Jüngling rühmt, und in der Kenntniß und glühenden Empfängniß für die Alten, die alle Einbildung zu dämpfen bei ihm wie bei Göthe wirkſam waren. Er lernte aus Homer nicht Uebermuth wie Bürger, und aus Pindar nicht wie Cramer kecken Wetteifer mit kraus verworrenen Dithyramben; als er den böotiſchen Dichter überſetzen wollte, zog er lieber den ſtrengen Herder zu Rath, als ſeine lobpreiſenden Freunde. Seine erſte Liebe fiel auf dieſen hochgehendſten aller alten Poeten; ſie ſtellt den Fortſchritt von Horaz zu der griechiſchen Ode, von dem römiſchen zu dem griechiſchen Geſchmack dar. Dieſe Schule erklärt ſogleich den frühen Gegenſatz, den Voß gegen Gotter und die halberſtädter Tändeleien machte; er verwarf dieſe Galanterien und Epiſteln ſchon als Gattungen, in denen kein Dichter je unſterblich geworden. In ſeinen zornigen patriotiſchen Oden fühlte er ſich gleich anfangs dieſem läppiſchen Stile ganz entgegen, und es zeichnet bekanntlich ſeine Gedichte, auch ſeine einfachen idylliſchen Lieder ſo auffallend aus, daß ſie überall einen gewiſſen ſchweren Kothurn feſthalten. Klopſtock's Vorgang beſtätigte ihn darin, zwiſchen Proſa und Poeſie ſcharf zu ſcheiden; er wollte weiter gehen, in Worten und Satzbau die dichteriſche Sprache zu erhöhen, als Ramler und Klopſtock; er wies, wie dieſe, die Mäkler an ſeiner Undeutlichkeit zurück; er verlangte an den Dichter nur, daß er ſeinen Gedanken die deutlichſte Sprache gebe, nicht aber, daß er höhere Gedanken der allgemeinen Verſtändlichkeit wegen ſolle fahren laſſen; er verfocht wie Aeſchylus beim Ariſtophanes, daß großer Gedanke und großer Sinn ſich gleich anbilde den Ausdruck. Der Gefahr, wie Gellert und Schmolke platt zu werden, entging er freilich mit dieſen Grundſätzen, aber nicht ſo ſehr dem Gegentheile, einfacheren Gedanken ein allzu ſtolzes Gewand zu geben, beſcheidenen Gegenſtänden zu aufgetragene Farben. Etwas von der ungeſchickten Miſchung des Antiken mit dem niederländiſchen Stile, was wir bei Heinſe fanden, ſtreifte auch in dieſe Schule herüber, wo von Michaelis und Bürger aus die Parodie des Virgil angeregt ward, wo Ewald den Apollo nach Burſchenweiſe als Gott des Knaſters beſang u. dergl.

Uebrigens würde man weit irren, wenn man die eigene Verbindung von Ländlichem und Alterthümlichem, Kothurn und Sokkus, Idylle und Ode, Volkston und Kunſt der Schule in Voß blos auf Rechnung des Schulmannes, des gelehrten Volksdichters und nachahmenden Ueberſetzers ſtellen wollte. Der Süddeutſche kennt die ernſte Natur der nordiſchen Landleute von unverdorbener Natur und Freiheit nicht, unter denen Voß eine Zeit lang in Otterndorf (1778–82) im Lande Hadeln lebte, und die er in der Beſtätigung der ſtolbergiſchen Umtriebe ſchilderte; ein Volk von ſtrenger Abgeſchiedenheit, das alles Geeſtland als eine barbariſche Fremde betrachtet, ohne poetiſchen Sinn, ohne erheiternde Feſte und gemeinſame Freude, ohne Geſänge und Scherze in Feierſtunden, wie es Voß nachher wohlthuender in Eutin fand; ein Schlag Menſchen von ganz ernſter praktiſcher Richtung, unter denen der Landmann wohl Virgil's Georgika in landwirthſchaftlichem Intereſſe las, der Bürgermeiſter von dem Schulmeiſter homeriſche Alterthümer gegen die alten Geſchichten der Marſchbauern eintauſchte. Aus dieſem Stamme ging Carſten Niebuhr hervor und Carſten's Sohn, deſſen lakoniſchem Sinne ein Volk thätiger Bauern ohne Kunſtſinn genügte, und der gleichſam von Geburt und Herkunft aus berufen war, die Geſchichte jenes Volks, welches als Urbild alles ausſchließenden Staatsſinnes, Nationalgefühls, Gemeingeiſtes und praktiſcher Entwickelung ohne feinere geiſtige Bedürfniſſe in der Welt ſteht, bis zu der Zeit zu ſchreiben, wo die fremde feinere Bildung den alten Volksgeiſt untergraben hatte; ſowie es in dieſer Umgebung ein Drang und eine Freude ſein mußte für Voß, das ächteſte römiſche Gedicht, Virgil's Landbau, mit einem meiſterhaften Kommentare begleitet zu überſetzen. Was von dieſem zeitweiligen Wohnlande Voſſens gilt, gilt in gewiſſem Grade von dem ganzen äußerſten Norddeutſchland. Von der Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit in dem Gemeindeweſen vieler nordiſcher Gegenden, von dem Gemeinſinne ſelbſt in den größern Städten hat man in Süddeutſchland ſo wenig Begriff, wie von den ſtrengeren Familienbanden und der gleichſam bürgerlichen Anhänglichkeit an die Religion des Landes. In ſolchen Verhältniſſen lernt der Einzelne feſt ſtehen, bildet ſeinen Charakter kräftiger aus, ſchließt ſich vollſtändiger in ſich ab, und dorther haben wir neben Voß auch die Niebuhr, Dahlmann und Schloſſer in die Literatur ausgehen ſehen, „Kerneichengewächs", deſſen eigenthümlich kräftige Erſcheinung in jedem Geſchlechte, das für Männlichkeit mehr Sinn hätte, noch weit anders geſchätzt ſein würde als bei uns. Das Kernige oder Gedrungene oder Kunſtloſe ihrer Proſa iſt immer der ähnliche Ausdruck einer ähnlichen abgeſchloſſenen Kräftigkeit wie das

Verwandte in Voſſens Proſa oder Poeſie. Nicht allein hält der Menſch in ſolchen Umgebungen und Verhältniſſen auf das, was er iſt, und wird dies in Rede und Schrift nicht verleugnen, er hält auch auf das, was er hat; er gibt dem Lande und dem Geſchäfte, das ihn nährt, der Gegend, die ihn geboren hat, deſto mehr Bedeutung, je weniger ſie vielleicht in ſich haben, wie der Wohlhabende, der ſich mühſelig einen Beſitz errungen hat, ſtolzer auf ihn iſt als der zufällig Reiche. Daher ſcheint uns im Süden, die wir mühloſer von der Natur erhalten und verſorgt werden, der erhöhte Ton, mit dem Voß Naturleben, ländliche Sitten, Geſchäfte und Freuden beſang, vielleicht mehr als dem Norddeutſchen über das Maß hinauszugehen, und wir finden die Rechtfertigung für dieſes römiſche Pathos in dem Volksliede nicht ſo, wie in der horaziſchen Ode, wo nach Göthe's Ausdruck, derſelbe Geiſt dieſelbe Geſtalt wieder hervorzubringen ſchien. Aber das Landlied Voſſens hat immer den ernſten Bezug auf das Leben ſelbſt, und im Scherz und muthwilligen Schäkern bleibt ernſte Haltung. Wie ſich dies Leben um die Natur und ihre Perioden dreht, ſo auch dies Lied. Seine Poeſie gemeinnützig zu machen, war des jungen Mannes erſtes Ideal, als er mit Hölty in Deutſchland und Italien wandern wollte, um das Leben der Landbewohner veredelt in Idyllen und Liedern darzuſtellen, und, wie es der „Abendgang" (an Erneſtine) ſchildert, nngefälſchte Natur und des goldenen Alters Sitten zu ſuchen, und Samen zu edlen Thaten auszuſtreuen. Wie Voß in dieſer Individualdichtung, wie ſie Göthe benannte, alle Geſchäfte, die Stände, die Tagſtunden, die Jahreszeiten, die Freuden und Feſte des Landes beſingt, ſo gingen dorthin auch ſeine theoretiſchen Bekümmerniſſe, und er hatte für all dies, für religiöſe, bürgerliche, Geſchäfts- und Jahreszeitfeſte ebenſowohl ſeine Philoſophie oder ſeine Agende zur Hand, wie ſeine Poeſien. In dieſen erhebt ſich ſeine Phantaſie ſelten über das poetiſche Malen; er gibt blos Schilderungen und Abbild; „rechts und links wird Alles gerühmt, was das ſpähende Auge entdeckt"; Verkörperung, Belebung, Verwandlung der Erſcheinungen und Geſchöpfe der Natur begegnet hier nicht; es iſt das bloße Abzeichnen der Natur und das Widerſpiel der Empfindung in des Beobachters Seele; ein reiner, ganz proteſtantiſch geläuterter, poetiſcher Naturgottesdienſt. Es iſt, als ob ſich dort im Norden die Laſt des Winters, die entſchädigende Wonne des Sommers, die häuslichen Freuden, die den bald wiederkehrenden Winter aus dem Sinne ſchlagen ſollen, dem Auge zu nahe drängten, um eine andere Ausſchmückung zu verlangen oder zu dulden, als die geſchickte, erhöhte, maleriſche oder muſikaliſche Bezeichnung in der Sprache. Wie

vortrefflich Voß jenes Onomatopoetiſche den Alten abgelernt, wie trefflich er nach den Gegenſtänden Rhythmus, Wortwahl, Klang und Reime getroffen hat, wie hoch bei ihm gleichſam Versmaß und Sprachgewalt allein poetiſch hebt, iſt bekannt genug. Hierin bildet er jenes Streben der Schleſier nach dieſer Seite hin auf der höchſten Spitze aus; ſie hatten bei dem Eintritte des neueren Kunſtcharakters angefangen, auf Form und Versbau zu achten: hier ſind wir am Ziele. Unſere Rhythmik erhielt im Weſentlichen durch Voß die Geſetze, die aus unſerer Sprache und Dichtung allein ſich ergeben; er gab die Muſter hinzu, die vor ihm Keiner erreicht hat; er behandelte Rhythmus und Sylbenmaß aus jenem tiefſten Geheimniß ſeines Verhältniſſes zu dem Gedanken, deſſen innere Nothwendigkeit an die Reinheit des Sylbenmaßes gebunden ſcheint, während wir bei rhythmiſchen Freiheiten immer die Laune und Willkür auch in dem Gedanken durchfühlen. So ſteht Voß in dem Wendepunkt der Zeiten, wo vorher trotz aller Anſtrengung die Verskunſt nichtig war, der Inhalt für Alles galt, bald nachher aber die Verskunſt Alles und der Gehalt trotz allem genialen Anſtellen nichtig ward. Unſer größter Dichter hat mittelbar und unmittelbar durch ihn erſt ſich proſodiſch gebildet; der gerühmte Proſodiker *vor* Voß, der Alles mit ſeiner Feile bedrohte, Ramler, ward durch Voß wieder bedroht, er ſolle ſich vor ihm hüten: auch Er habe eine Feile! Und Klopſtock, empfindlich über Voſſens rückſichtsloſen Fortgang in Theorie und Praxis, war mehrmals geſpannt mit ihm und mußte durch nachgiebige Pietät begütigt werden. Voſſens Zeitmeſſung hat er nicht mehr geleſen, ſie würde ihn vielleicht verſöhnt haben. Mit ihr ſchloſſen und endigten, wenn man will, jene Poetiken der Schleſier, die ſich über die deutſche Proſodie vorbereiteten. Dies iſt nicht zufällig: die Heimat Voſſens hing immer mit Schleſien und Preußen literariſch zuſammen; perſönlich kann er auf höchſter Stufe jenes züchtige und ehrbare Geſchlecht vertreten, das zwiſchen patriarchaliſchem Proteſtantismus und der Begeiſterung für das Alterthum ein ſchönes Einverſtändniß ſtiftete, das der Dichtung in rührender Liebe anhing, aber das Edle, Gute, Nützliche um das Angenehme nicht aufgab, das den Grazien in genügſamer Emſigkeit nachſtrebte und die zarten Göttinnen nöthigte, dem Kantigen und Schroffen des deutſchen Charakters etwas nachzuſehen. In allen Stücken faſt iſt Voſſens Lyrik ein Höhepunkt der ſchleſiſchen, ſie iſt eine geſteigerte, verallgemeinte Gelegenheitspoeſie. Seine Oden, ſeine Idyllen, ſeine Elegien, die Natur-, Trink-, Gelag- und Gelegenheitsgedichte, die bräutlichen Liebeslieder, die praktiſchen Erbauungsgeſänge, Alles haben wir dort erlebt; und wenn wir bei den Schleſiern

zerſtreute Anklänge an Hagedorn, an Klopſtock, an Claudius u. A., und wieder an die hackbretmäßigen Volkslieder fanden, ſo haben wir denſelben Anklang an alles dieſes bei Voß. Und ſo auch die ähnlichen Verhältniſſe zur Muſik. Unſer Volksdichter weiß nicht gern von einer Lyrik, die nicht geſungen ſei; Ode heißt Geſang, ſagt er, was ſoll eine geleſene Ode? Ganz früh ſtand er mit Forkel in Verbindung, den er nachher ſteif, erfindungs- und gefühllos fand; er lauſchte auf Gluck, den vaterländiſchen Tonkünſtler; Bach wollte aus ihm gern einen ganz muſikaliſchen Dichter haben, ſehr vertraut ſtand er mit Schulz aus Lüneburg, dem Nebenbuhler Reichardt's, einem einfachen Manne der guten alten Zeit, deſſen Volkslieder Voß für ein Ideal von Liedermelodien hielt, an denen er den reinen Ausdruck der Empfindung liebte ohne Zuſatz von Modegeſchmack und Virtuoſeneitelkeit. Seine Kompoſitionen ſättigten Voß nie, bei einigen ſeiner Melodien glaubte er ſeine eigenen Lieder beſſer zu verſtehen. Bei all dieſer Neigung zur geſungenen Lyrik ſtritt übrigens, wie bei den Schleſiern, ſo auch in Voß der Gedanke in den Liedern zu ſehr mit der Empfindung. Wie gern er dem Komponiſten in die Hände arbeiten möchte, ſo will er denn doch nicht den beſſeren Ausdruck des Gedankens dem Schönklang der Muſik opfern; er war neben dem Muſikaliſchen zu ſehr ein korrekter, ein ſprachlicher Dichter. In ſeiner Jugend meinte er zwar, daß Natur die einzige Dichtkunſt ſei, und Alles andere Seifenblaſe; man empfinde nur ganz und ſage dann ſeine Empfindung auch in Hans Sachſens Sprache her, es werde mehr Eindruck machen, als alle prächtigen Päane der lächerlichen Nachahmer Ramler's und Klopſtock's. Aber weiterhin predigte er, wenn nicht nonum, doch novum prematur in annum; er ging mehr auf die Sachen, die Geſtalt, die Würde der Gedanken und die ſprachliche Einkleidung aus; ſo kam denn manches Gedicht, in dem, wie Göthe ſagte, bei aller Gottesfurcht Mangel an Poeſie war; manche Strophe, die nur ein Repertorium für ein und das andere gerettete, geſchaffene, neugebildete Kernwort war, unter denen manches „bäuerliche", unpoetiſch mitlief. Schiller und Göthe, ſo voll aufrichtiger Anerkennung ſie Voſſens Verdienſte rühmten, ſo voll Lobes ſie über ſeine Idylle waren, daß faſt ſein Name allein und einzig in den Xenien geprieſen wird, haben ſich zu Zeiten über einzelne Seiten oder einzelne Produkte von Voß hart und ſchroff geäußert. Die bekannte Recenſion von Göthe iſt in der Zeit des guten Vernehmens, aber darum nicht in der Meinung gemacht, in der ſie der treue Heinrich aufnahm[22]),

22) Sie ward unter ſeinen Augen geſchrieben; Heinrich's eigener Bericht darüber

der in der Reihe der Bezauberten um Göthe herum ein ganz eigenthümliches Bild macht und mehr als Andere in ſeiner harmloſen Weiſe auf den unwiderſtehlichen Reiz blicken läßt, welchen die freundliche Humanität eines großen Mannes in geſchickter Paarung mit ehrfurchtgebietender, diplomatiſcher Ferne und Würde auf unſelbſtändige Menſchen ausübt. Voſſens Angehörigen hätten dieſe Ausfälle nicht ſo hart auffallen ſollen; denn Voß urtheilte zum Theil ſelbſt ſo über ſich. Mit dem Maße gemeſſen zu werden, unter das jene Beiden gehören, hätte er ſelbſt nicht begehrt. Er hat in der Auswahl letzter Hand bewieſen, daß er ſelbſt den Stab über einzelne ſeiner Sachen zu brechen wußte, er las zu Zeiten ſeine Gedichte von wenigen Jahren vorher und erſchrack darüber, daß er das für Poeſie gehalten habe. Er geſtand es ſchon in ſeiner Jugend, daß ein großer Dichter mehr Außerordentliches an ſich haben müſſe, als er von ſich wiſſe. Klopſtock ſei 18 Jahre geweſen, als er den Meſſias anfing, das ſei der große Dichter; Genie zu einem künftigen Dichter eigne ihm ſein Stolz in gewiſſen Stunden zu, und auch daran zweifle er in andern; er fand es richtig, was man ihm von der geringen Phantaſie in ſeinen Gedichten ſagte. In mehr als Einer Hinſicht möchte man finden, daß in ſeinen Gedichten, wie in ſeinem Charakter verſchiedene Adern aus Klopſtock's und Leſſing's ganz verſchiedenartigen Weſen zuſammenlaufen. Aus dieſer Miſchung iſt jener Charakter von unerſchütterlicher Feſtigkeit, von männlicher Selbſtändigkeit, von rückſichtsloſem Wahrheitseifer, von geſundem unumnebelten Blicke geworden; ſchwer wäre aus ihr ein großer Dichter hervorgegangen, auch wenn andere, glücklichere Verhältniſſe den Mann umgeben hätten. So aber litt er auch noch von dem Drang der nordiſchen Natur, und ſeufzte unter dem Joch der Schulämter; „des Lyäus Rebſchoß pflanzte der hyperboreiſche Sänger nahe dem Nordgeſtirn, pflegte ihn, abwehrend Luft und Ungeſchlachtheit, unter dem Glas in erkargter Sonne, wo er ihm bald Blüte, bald grünen Herling, bald geröthete Traube brachte". Worte, die eben das ſagen, was Schiller gelegentlich in derberen Ausdrücken von dem ungleichen Werthe voſſiſcher

---

iſt zu Göthe's Charakteriſirung köſtlicher, als ganze Bände ſonſt. Die Scene iſt vortrefflich, wo Göthe, kundig, wie man die Voſſe faſſen müſſe, den argloſen Heinrich in Begeiſterung verſetzt. Noch naß war die Stelle, wo er den Dichter im Kampfe gegen ausſchließende Meinungen, Macht- und Bannſprüche darſtellt; er kommt zu Heinrich, bleibt im Zimmer ſtehen, ſtemmt den rechten Fuß voraus, und lieſt in ſeinem kräftigen Baſſe, ſtets feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel ſenkt er das Blatt und ſieht Heinrich mit ſtarren, aber freundlichen Augen an, als wolle er ſagen: Hab ich's recht gemacht?

Gedichte bemerkt. Im Gefühle des äußeren Drucks richtete Voß in jener Ode an ſeinen Genius, die Niemand ohne Wehmuth leſen kann, die bittere Apoſtrophe an Mäcenas: er ſolle ſeinem Virgil und Flaccus ein Amt geben, Venuſias Anwachs zu ziehen, und dann Wettgeſang mit Homer und den Lesbiern von ihm fordern[23]). Die Ehrbarkeit, mit der er ſich durch dieſen äußern Druck durchrang, die „Lebhaftigkeit, mit der er empfand, daß es kein Fluch ſei, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu eſſen", ſpricht ſeine ganze Lebensgeſchichte und alle ſeine Gedichte aus. Daß er dabei zu Zeiten erkrankte und litt, daß er grämlich, ſchwer zu handhaben, durch Einſamkeit reizbar, im Menſchenverkehr leicht verletzlich ward, hat ihm nur der ein Recht übel zu nehmen, der im gleichen Falle, bei gleichen Verdienſten gefaßter blieb; in Abrede ſtellen müſſen es übrigens ſeine unbedingten Verehrer nicht wollen, da die Schilderungen und Milderungen ſeiner ehrwürdigen Gattin es ſelbſt am ſtärkſten bezeugen, wie er, der ein Muſter der Hausväterlichkeit darſtellen konnte, zugleich eine Hausqual war, die nur ſolche deutſche Frauen ſo leicht ertragen, deren edle Aufopferung bis zur Verleugnung von Gram und Sorgen geht. In ſo abgeſchloſſenen, beſtimmten Naturen, die in ſo vieler Hinſicht ſo beneidenswerth ſind, iſt eine erhöhte Reizbarkeit nur allzu gewöhnlich; ſie ſind in ihrem Gange nicht zu irren, aber deſto eher zu ſtören. Wer ſich in einer weiſe gewählten Beſchränkung glücklich bewegt, der hat ſich gegen zwei Feinde zu wehren: gegen Beengung und gegen Erweiterung ſeiner Grenzen. Und ſo ſehen wir Voß immer für Vaterland, Religion und Humanität vorkämpfen, aber Alles verfolgen, ſowohl was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausſchweift. In der Mitte ſteht er in jener Sicherheit feſt, die die Freude an gegebenen Verhältniſſen und deren Reinhaltung mittheilt, die Göthe an den Alten beneidete, und die eine Seite in Voß bildet, von welcher ihn Niebuhr mit Recht einen verſpäteten Griechen nennen konnte. So hing er mit warmer Liebe an der Heimat und der trauten Vaterhütte,

23) Noch bitterer der Schluß:

Deß wird ewiger Ruhm, Gönner der Wiſſenſchaft,
dir im Buche der Zeit; ja die Verherrlichung
weckt Nacheiferer künftig,
die mit hellerem Sinn verſtehn:

Nicht ohn' alles Verdienſt ſie der Kaſtalia
Weisheitsquelle, gelehrt, Mühlen zu drehn, die Brod,
Brod uns ſchaffen und Brennöl,
Und was menſchliches Wohl erheiſcht.

und über die Grenzen weg reicht er nur dem verwandten Briten die Freundeshand, der welſchen Erbfeinde Feind, kein Feind von dem, der ſich zur Menſchheit bildet und am Staube nicht feſtklebt. So wies ihn ſeine Natur an Familie und Haus, und nur ein Freundekreis, der nicht ſtörend in die häusliche Denkart eingriff, verband ihn mit der Welt, der ſtörende ſetzte ihn in feindliche Aufregung. Aus einem familiären Bunde für das Vaterland zu wirken, war ſein Ideal, er lebte ſpäter gleichſam das Bundesleben fort, und hielt die Rückſichtsloſigkeit feſt, mit der er, wie in der Jugend, ſo im Alter der Wahrheit Alles nachſetzte, die Rückſicht auf Klopſtock, und die auf Stolberg, der zuerſt über Voſſens Tadel an ſeinen Dichtungen empfindlich ward und über ſeine homeriſchen Siege. Wie ein eifriger Bündner er aber auch war, ein Sektirer wäre er nie geworden. So blieben ihm die zwei Pole, um die ſich unſere Erziehung und Schule bewegte, die Bibel und die Klaſſiker, ſein ganzes Leben anziehend, wie ſie es in der Jugend waren. Er hielt ſich an den Einen Homer, den er in der Schule empfing, ungeirrt von der Autorität Wolf's oder Klopſtock's, „der ſich freute, daß Homer nicht Homer ſei, Er aber Klopſtock"; es wäre ihm aber, ſo viel an ihm war, nicht eingefallen, den Unterſuchungen über die homeriſche Gedichtentſtehung entgegen zu treten. So hing er mit ganzem Herzen an der Bibel und an dem ächten Lutherthum, er ſchlang die häusliche Verfaſſung, die ihm lieb war, um das Univerſum, und ſah im Himmel einen Vater, der uns künftig wieder, die Lieben zu den Lieben, häuslich verſammelt. Wer darum zu der Konfeſſion überging, die hier ausſchließende und liebloſe Satzungen predigte, der griff ihn damit in ſeinem innerſten Herzen an, und ſein Ausfall auf Stolberg war gleichſam eine ſpäte Nothwehr ſeines ganzen Weſens, die immer Jene zuerſt zu verdammen pflegen, die die betreffenden Schriften nicht geleſen haben, am wenigſten aber die inneren Bewegungen zu fühlen vermögen, die ſein feſter, ſteter und einfacher Freundſchafts- und Religionsſinn unter dem Schwanken und dem Fall des Freundes zu leiden hatten. Gut handeln war ihm ſchlechterdings die einzige Religion und ſein kurzer Katechismus; mit ihm war er gleich geſtimmt zur Duldung, wie zur Intoleranz gegen Unduldſamkeit, und mit dieſer hatte ihn Stolberg noch in der Zeit des perſönlichen Verkehrs häufig gequält. Immer in dem gleichen geſunden Sinne für reine, runde, glatte Verhältniſſe, der Leſſing's Liebe zu reinen Begriffen ähnlich und an Folgerichtigkeit gleich iſt, liebte er keine ſymboliſche Weisheit, die chriſtliche und orientaliſche und griechiſche Götterlehre durcheinanderwürfelte, und keine Unterſuchung, die unhiſtoriſch die Zeiten zuſammenwarf, und keine

romantiſche Poeſie, in der er richtig die wilde Miſchung unverſöhnter Elemente ahnte. Ebenſo berechnete er ſeine Dichtung im Ganzen zu beſtimmten Zwecken, wie er bei den Alten fand, ja vorherrſchend für einen beſtimmten Stand, und im Einzelnen dachte er bei ſeinen Gedichten an beſtimmte Perſonen, denen er eine angenehme Empfindung erregen wollte; ſeine Poeſie war daher den „Trugidealen des neueren Genius", der Verſchwendung von Leidenſchaft und Geiſt mit und ohne Abſicht entgegengeſetzt.

Daß dieſes Dichters Stärke die Idylle ward, die ſich fern von dem Geräuſche der großen Welt in engeren Zuſtänden bewegt und das Glück der Natur und der Beſchränkung preiſt, war wohl natürlich. Voß wagte es, dieſer Gattung den Naturinhalt, den er in ſeiner Heimat und ſeinem Wohnort empfing, in einfacher Wahrheit einzuverleiben, und führte ſie dadurch zu einem ganz reinen Standpunkte zurück. Praktiſch that er in dieſer Gattung, was Leſſing theoretiſch mit allen verſuchte; und er reiht ſich darin dem jungen Beſtreben jener Zeit ganz an, das überall auf einfache Verhältniſſe zurückging. Theokrit machte ihn zuerſt auf die eigentliche Beſtimmung der Idylle aufmerkſam, da er bei dieſem die Idealwelt der arkadiſchen Schäfer vermißte, und nur gute ſiciliſche Natur fand. Er ging der Idylle hiſtoriſch nach, und entdeckte, wie ſie Virgil nur dem Sicilier entlehnt, wie er ſie umgebildet und verbildet, und ein Ungeheuer daraus gemacht hatte, das nirgends zu Hauſe war. Die ſpaniſchen Dichter, die ihre Welt noch undichteriſcher fanden als der Römer die ſeinige, zogen mit ihrer Muſe nach Arkadien, Geßner folgte dieſen und malte Schweizernatur mit arkadiſchen, idealen, d. h. chimäriſchen Einwohnern. So, glaubte er, würde man wohl in allen Dichtungsarten zu reformiren finden, wenn man ihrem Urſprung und Entzwecke nachſpüre. Voß ſtellte ſich auch hier in eine richtige Mitte; er verließ jene läppiſche Idealität, ohne in die Bauernmanier des Maler Müller oder einiger engliſchen Idyllendichter zu verfallen; er gab in dem Muſenalmanach „Pferdeknechtsidyllen", worin Michel und Hans, nach der Aeußerung Schubart's, doch nicht ganz wie die ſchwäbiſchen Stallknechte ſprechen. In ſeinen kleineren Idyllen blieb manches Herbere hängen, was aus didaktiſcher Berechnung herrührte; den ländlichen Frieden ſtörte die Fürſprache für die Leibeigenen und der Blick auf die Verhältniſſe der Frohnenden und der Herren, was in Satiren beſſer am Platze geweſen wäre. Aber in das Lob, das der Luiſe (1783) und dem ſiebenzigſten Geburtstag von unſeren Dichtern und von der Nation gezollt ward, bei der die Luiſe immer eins ihrer wenigen poetiſchen Handbüchlein geblieben iſt, müſſen wir einſtimmen. Das Lob der Idylle iſt immer ein

beziehungsweiſes Lob; auch in dieſer Gattung iſt es, wie Voß bei Andern fand, ſchwer unſterblich zu werden; und es iſt merkwürdig, daß Göthe, ohne es zu wiſſen, die Luiſe nachahmend, aus der Idylle ins Epos ſtieg, ſo wie Voß, wenn er ſeine Abſicht ausgeführt hätte, mit Göthe in dem Stoff von Hermann und Dorothea zu wetteifern, höchſt wahrſcheinlich aus dem Epos in die Idylle zurückgefallen ſein und Handlungen in Zuſtände und Schilderungen umgewandelt haben würde. Man wird mit Niebuhr leicht die Wärme für die Luiſe theilen, ohne darum mit ihm zu hoffen, daß Voß für unſere Nachkommen ſein werde, was Homer für die Griechen, ohne, wie Er, bei Voß, Homer und Sophokles den Dichtern aller Welt entſagen zu wollen. Niebuhr, indem er aus ächt nordiſcher Verwandtſchaft dem Dichter der Luiſe, der ihm Klopſtock ganz in Schatten warf, dieſe übergroße Ehre anthut, thut ihm in Einem Athemzuge die Unehre, daß er den „andern deutſchen Griechen, Geßner", mit ihm zuſammenſtellt. Ganz anders Schiller, deſſen Urtheil über Geßner wir oben angeführt haben. Seine Forderung war, daß ein Idyllendichter ſich zwiſchen Individualität und Ideal entſcheiden ſolle. „Denn beiden Forderungen zugleich Genüge zu leiſten, fährt er fort, ſo lange man nicht am Ziele der Vollendung ſteht, iſt der ſicherſte Weg, beide zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, in der naiven Dichtung zu ringen, ſo thue er es ganz; erreichen zwar dürfte er ſein Muſter ſchwerlich, zwiſchen dem Original und dem glücklichen Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt gewiß, ein ächt poetiſches Werk zu zeugen. Mit einem ſolchen Werke hat Voß unſere Literatur nicht allein bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obwohl nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zu dem naiven Geſchlechte, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu großem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, ſie muß mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren". Dieſem Urtheile wiſſen wir nichts zu noch abzuthun.

Mit ſeiner entſchiedenen Richtung nach dem Volk hin ſuchte Voß von früh auf eine Bedeutung für die untern Volksklaſſen zu gewinnen; ſeine Idylle arbeitete auf die Emancipation der gedrückten Klaſſe hin, und in ſeinem erſten Jugendeifer trug er 1775 dem edlen Markgrafen von Baden ſeine Dichtkunſt an, die ſeine Landsleute in Mecklenburg beleidigt

hatte; dem Fürſten, der den Bauernſtand als die Grundlage des Landeswohls betrachtete, empfahl er ſich, wie es ehedem Hofpoeten gab, zum Landpoeten, der die Sitten des Volkes beſſern, die Freuden eines unſchuldigen Geſangs ausbreiten ſolle. Sonderbar, daß gerade in dem Lande dieſes Fürſten ein anderer Idyllen- und Volksdichter aufſtand, der dieſer Abſicht etwas ſpäter völlig nachkam. Wir ſchieben Joh. Peter Hebel (aus Baſel 1760—1826) hier ein, weil er an jedem Orte vereinzelter ſtehen würde als hier. Denn er war ganz aus ſich ſelbſt Dichter geworden, und kann, wenn er irgend Jemanden verpflichtet iſt, nur Theokrit und Voß verpflichtet ſein. An dieſer Stelle aber dient er uns vortrefflich, um den Unterſchied zwiſchen nord- und ſüddeutſcher Dichternatur noch einmal recht fühlbar zu machen, die ſich hier verhalten wie markgräfler Wein, reines Naturgewächs der beſten Lage, zu dem nordiſchen Nationaltrank, „den Bacchus aus der Quinteſſenz der Kinder heißer Zone bereitete und Vulkan mit dem Stahle glühte". Wenn irgend ein Volksdichter über ſeine beſchränktere Sphäre, oder was man ſonſt ausſetzt, unangefochten geblieben, irgend einer nur Eine Stimme über ſich gehört hat, ſo iſt es Hebel. Dies liegt darin, daß er menſchlich noch mehr zu dieſem Berufe geſchickt war und dichteriſche Vortheile durch Schickſale und Geburtsland voraus hatte, wie kein Anderer. Er war aus den unterſten Kreiſen in dem badiſchen Oberlande aufgewachſen, in einem einfachen, frommen, geweckten Völkchen ſelbſt fromm, ſelbſt gemüthlich, liebenswürdig, witzig und heiter geworden; ſpäter dieſen Naturumgebungen entnommen (ſeit 1791 in Karlsruhe), blieb er ihnen durch Naturſtudien gleichſam in einer höheren Region treu. Ihn zertheilte nicht wie Voß die Einmiſchung in die Literatur und in das Leben, die feindliche; hätte ſein Freund den Glauben gewechſelt, er hätte wie bei ſeiner Freundin, Feldberg's Tochter, gedacht: es iſt nun ſo, was ſoll jetzt Zanken und Schmähen! Er war friedfertig, ſchüchtern, beſcheiden, ohne Sinn für Politik, vergnüglich gefaßt, ganz gemacht für alle Anforderungen einer friedlich idylliſchen Dichtung, die ihre Wurzeln in einer freundlichen Heimath ſchlug. Noch mehr: er dichtete ſeine allemanniſchen Gedichte (1801. 2.) aus räumlicher und zeitlicher Entfernung von dem Lande und den Jahren, wo ihr Stoff empfangen war; eine Art Heimweh war die Stimmung, die ſie erzeugte, die poetiſche Seite aller patriotiſchen Empfindung, weil ſie, aus der Ferne wirkend, nothwendig idealiſirt; die Jugenderinnerung dichtete, eben der Seelenzuſtand, in dem wir früher einmal meinten die Keime zu den ächteſten Idyllen zu entdecken. Der wahre Kinderſinn des Dichters iſt der wahre Segen über ſeinen Gedichten,

wogegen in Voß überall das Kräftige und Männiſche in einem größern Widerſpruche mit der ländlichen Ruhe ſteht, in die nichts Leidenſchaftliches eindringen ſollte. Und was weiter hinzu kam: Hebel erzwang ſeine Stimmungen nicht, er breitete ſich nicht unklug aus, er lies ſich kein Lob und keine Aufmunterung irren, er machte aus der Poeſie kein Gewerbe (was man theilweiſe von ſeinen Erzählungen des rheinländiſchen Hausfreundes, ſogleich zu ihrem Schaden, eher ſagen könnte); er ließ ſich nicht bewegen Allemanniſches ins Oberdeutſche, Oberdeutſches ins Allemanniſche zu überſetzen; was er beſſern und nicht beſſern wollte, that er nur aus dem eigenſten eigenſinnigen Triebe. Er hatte dabei freilich die Vergünſtigung, daß er mit dem gediegenen Sinne des vorigen Jahrhunderts ſchon in die Zeit traf, wo das Formale der Poeſie bereits im feſteren Beſitz war; es ward ihm daher leicht, die dialogiſche Idylle Theokrit's in ſeinen Ton umzubilden, oder gelegentlich ein hochdeutſches Volks-, ein Soldatenlied im alten Stil zu ſingen, das vielleicht Alles hinter ſich läßt, was wir von Akkommodationen dieſer Art beſitzen. Denn des Ideenkreiſes des Volkes war er mächtig wie Keiner; er wußte, was dort Eingang fand, und drängte nach der Einen ſchmalen Stelle mit dem ſtets Gleichartigen hin. Er kannte die Anhänglichkeit des Volkes an das wenige Liebgewonnene von Poeſie, er hütete ſich daher, mit Vielem zu zerſtreuen, und das Wenige durch Länge langweilig zu machen. An Voſſens Luiſe iſt es ein Hauptfehler, daß ſie zu lang iſt. Zuſtände ohne Bewegung wollen wir raſcher genießen, und wenn es wirklich ſeine Abſicht war, nach dem erſten Plan eine noch größere Reihe Idyllen hineinzuweben, ſo wäre es deſto ſchlimmer geworden. Wir wollen auch in der Form die beſcheidene Begrenzung wieder ſehen, die der Idylle Weſen und Inhalt iſt. Das hat Hebel beſſer gefühlt, und vielleicht gibt es keine lieblichere Idylle, als ſeine Wieſe. Wie innerlich reich iſt dies Gedicht geworden, wie hat es gleichſam einen unendlichen Inhalt gewonnen, durch die Art und Weiſe, wie der Dichter die kleine Nire erzieht und mit wechſelndem Tone durch die Alterſtufen der Jugend geleitet! Wie hat er überhaupt ſeine kleine Welt durch jene anthropomorphiſche Belebung in tauſendfältiger Geſtaltung reich und voll gemacht, die in Voſſens Gedichten durchgängig fehlt! mit welchem erſtaunlichen Takte führt er dieſe kühnſten Perſonifikationen von Sonne, Mond und Sternen, die Verbauerung der ganzen Natur, wie Göthe ſagte, durch, ohne kindiſch und ſchief, ohne geſucht und affektirt zu werden! welche Veränderung und Modulation gewinnt nicht ſeine anmuthige Geſchwätzigkeit durch die gleiche Geſchicklichkeit, zu des Landmannes Gemüth mit elegiſchen Anklängen,

mit naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeiſter verrathen, mit vertrauten, heimathlichen Witzreden und Bildern zu ſprechen! Was dieſe im Weſen der idylliſchen Dichtung gelegene Beſchränkung bei Hebel vollendet, iſt die dialektiſche Sprache. Sie ſcheint den Wirkungskreis ſeiner Lieder gegen Voſſens verengern zu müſſen, und hat ihn dennoch erweitert; denn alles in ſich richtig Geſchloſſene, von keiner Unebenheit Geſtörte, von keinen fremden Beſtandtheilen Angeſteckte macht ſeinen Weg durch die Welt ohne Widerſtand. Wenn Voß ſich an irgend einen Theil des Nordens ſprachlich und ſachlich ſo eng angeſchloſſen hätte, wie Hebel an ſein Ländchen, ſo hätte er an der platten Mundart eine nicht weniger anheimelnde, zuthuliche, obwohl vielleicht minder phantaſievolle und bilderreiche Sprachweiſe gewonnen. Voß hatte ſeine plattdeutſchen Idyllen anfangs hamburgiſch gehalten, und ſchon dies war ſchwerlich eine glückliche Wahl; ſpäter bildete er ſich ein Ideal des Niederdeutſchen, wie es bei natürlicher Ausbildung des Niederſächſiſchen hätte werden können, und dies hat gewiß dem Eindrang dieſer Gedichte ins Volk geſchadet. So haben wir denn nichts Dialektiſches, was ſich mit den allemanniſchen Liedern vergleichen könnte. Die Gedichte von dem Stadtflaſchner Joh. Konrad Grübel (1736—1809) in nürnberger Mundart zeigen, neben Voß und Hebel gehalten, welch ein Unterſchied zwiſchen Armut und Einfalt, und wie reizend das Landleben vor dem Stadtleben, Natur vor Stube, Bauerthum vor Philiſterthum iſt; hier iſt ein beengender, von dicker Luft unheimlicher poetiſcher Krempelladen voll Stubenbedürfniß, und dort der freie Himmel, das große Blachland und Meer, und die geſegnete Fülle der Natur. Man würde ſich dann noch lieber für die ſchwäbiſchen Poeſien von Sebaſtian Sailer (aus Weißenhorn 1714—1777) entſcheiden, die auf das Erſcheinen der Gedichte von Grübel (1798 ꝛc.) und Hebel hervorgezogen wurden, und die doch wenigſtens durch das ironiſche und burleske ins Ungeheuere geſteigerte Schwabenthum ergötzlich ſind, das ſich als eine Welt für ſich anſieht und jenſeits Gott Vaters und der Schöpfung des übrigen Menſchenvolks gelegen denkt. Am nächſten ſteht Hebel und Voß noch Joh. Martin Uſteri (aus Zürich 1763—1827), der die Relation, die wir vielfach zwiſchen der Schweiz und Norddeutſchland fanden, fortſetzt, indem er lange nach der Zeit, da Bodmer (1796) Balladen aus Percy überſetzte, in Zürich noch ein Gegenſtück zu den göttinger Lyrikern bildet, bald den Ton des Claudius, den er kennen gelernt hatte, bald Bürger's und Voſſens anſchlägt, romantiſche Neigungen in ſeinen altdeutſchelnden Erzählungen verräth und die Idylle zu ſeiner Lieblingsdichtung nahm. Ein beſcheidener und harmloſer Mann,

hielt er mit ſeinen Dichtungen, wie mit ſeinen Zeichnungen, zurück; denn er war auch Maler, und, wie Voß im Hainbunde, die Seele eines Künſtlervereins, in dem man Geßner verehrte, wie Klopſtock in Göttingen, und aus dem eine größere allgemein ſchweizeriſche Künſtlergeſellſchaft hervorging. Wie wir bei Geßner und Müller auf die Beziehung der Idylle zur plaſtiſchen Kunſt aufmerkſam machten, wie Tiſchbein beide Künſte verbinden wollte und Idyllen zeichnete, zu denen Göthe erklärende Verſe ſchrieb, ſo gehört auch Ufteri in dieſe Reihe maleriſcher Dichter: ſeine beiden größeren Idyllen ſind auf Bilder berechnet, er hat Zeichnungen entworfen oder entwerfen wollen, woran die Idyllen ſich erzählend feſthalten. Sein zeichnendes Talent aber neigte ſich zu Genrebildern nach dem Geſchmacke Hogarth's und Chodowiecki's, er hat ganze humoriſtiſche Romane in Bildern komponirt. Dies macht nun, daß ſeine beiden Gedichte (der Vikari und der Herr Heiri) ganz eigen zwiſchen der Idylle und der komiſchen Epopöe in der Mitte liegen, die wir der Idylle Gegenſatz genannt haben; ſie neigen weit mehr zu der komiſchen Karrikatur als zu der Elegie, die ſonſt leicht mit der Idylle verſchmolzen wird. Dieſe Eigenheit erklärt das Land der Entſtehung, dieſe Miſchung iſt eine Art Nothwendigkeit in der Schweiz, wo die Konvenienz des Pfahlbürgerthums dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widerſprechende ſich die Hand reicht, die einfache Natur und der Despotismus des „Bruuchs". Geßner entfloh dieſem Zwieſpalt lieber nach Arkadien; Ufteri verließ den verehrten Meiſter und behielt den Zwieſpalt bei. Er trat auf den naiven Standpunkt der Idylle, blieb mit ihr in der Heimat und in dem Volksdialekt, tadelte alle Kunſt, die ſich um fremde Empfindung rankt und die Ideale anderer Zeiten nachahmt, er ſchilderte die Natur, wie ſie iſt, wie Voß auf das Sittliche ganz gerichtet. Er blickt denn auch Stadt und Land, Einfalt und Verkehrtheit treulich abgeſchildert durch. Das gewandte Maß des Hexameters, das hier die mangelnde Poeſie verdecken zu wollen ſcheint, und das ſich bei dieſen unklaſſiſchen Erzählern übrigens in der That als unentbehrlich für allen ächten Laut der Natur erweiſt, bildet deutlich den Schweizeraccent, ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten, in klarer Proſa abfließenden Perioden verſinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen; alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die franzöſiſchen Brocken iſt genau beobachtet. Aber die kleinſtädtiſche Leere und Geſchwätzigkeit ſcheint nur zu treu abgeſchildert und wie ergötzlich einzelne Züge ſind, ſo iſt doch das Ganze auch hier durch unendliche Breite ermüdend und abſtumpfend geworden.

5. Göthe in Italien und Schiller's Jugend.

Wir haben Göthe'n in Weimar verlaſſen in einem Zuſtande innerer Belebung zwar, beglückt durch ehrende Stellung, wirkend in einem Kreiſe ausgezeichneter, empfangender und hervorbringender Geiſter, aber auch durch eine innere Bedrängniß gedrückt und in ſeinen Entwickelungen gehemmt. Wir hörten aus den Briefen an Lavater, daß derſelbe ſtrebende Geiſt fortwährend über den kühnen Entwürfen und Ideen brütete, die er aus der aufgeregten Jugendzeit mit in die neuen Verhältniſſe gebracht hatte, allein eben ſo oft hörten wir auch, daß die lärmvolle Umgebung ihn auf Seitenwege riß, ihn zerſtreute, beläſtigte, zu humoriſtiſchen Ausfällen auf die bunten Thorheiten, die er mitmachen mußte, veranlaßte. Seine mitgebrachten unvollendeten Arbeiten blieben liegen, neu begonnene nicht minder, kleine Gelegenheitsſtücke und Operetten, die dem weimarer Geſchmack huldigten und für die Liebhaberbühne des Hofes berechnet waren, gelangen im ſchnellen Entſchluſſe, das Größere ward unternommen ohne den alten friſchen Drang, und ohne Befriedigung ausgeführt. Abſpannung und neue Anregungen begegneten ſich in dieſer Zeit auf eine eigene Weiſe, die Nachklänge der früheren Periode, die Urſprünge der ſpäteren lagen nebeneinander. Gelingen und Segen fehlte zu Allem. Egmont und Fauſt lagen als Fragmente, Iphigenie und Taſſo waren in Proſa geſchrieben, Gelegenheitsſtücke wurden mit Anderen gemeinſam hervorgebracht, in Singſpielen (Scherz, Liſt und Rache) mislungene Verſuche angeſtellt. Eine Lebensbeſchreibung Herzog Bernhard's von Weimar verdarb viele gute Zeit, Mancherlei, was, wie die Vögel und anderes Erhaltene, für die Feſte in Ettersburg beſtimmt war, ging verloren. Elpenor entſtand in dieſen Jahren, von dem zwar Zelter meinte, die Nachwelt werde es nicht glauben, daß unſre Tage ein ſolches Werk hervorgebracht, den aber Schiller, ohne zu wiſſen, daß er von Göthe ſei, für ein dilettantiſches Produkt erklärte. Die Idee zu Wilhelm Meiſter ward rege, blieb aber ganz in die Ferne gerückt. Kaum taucht unter ſo vielen Planen und Proben ein einziges kleines Stück, wie die Geſchwiſter, auf, das in ſich vollendet ward, und die Frucht der Schweizerreiſe war das liebliche Spiel Jery und Bätely. Als Göthe 1786 nach Karlsbad ging, nahm er ſeine ſämmtlichen Schriften mit, um ſie zuſammenzuſtellen für eine neue Ausgabe, und er dachte die letzten vier Bände mit all dieſen Fragmenten und unfertigen Verſuchen zu füllen, als ihn ſeine Freunde und beſonders Herder noch glücklicherweiſe beſtimmten, ſie zur Umarbeitung mit nach Italien zu nehmen, wohin eben jetzt die Reiſe beſchloſſen

war. Mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen, ſagt Göthe, hatte ſich ſeine Unart vermehrt, Vieles anzufangen und liegen zu laſſen, doch drückte ihn die innere Unzufriedenheit und Unbefriedigung ſelbſt. Er hatte in dem behaglichen Wohlleben die Spannkraft verloren und das Intereſſe an der Welt, es hatten ſich ihm Falten in das Gemüth gedrückt, er fühlte ſich halb und ſich ſelbſt entfremdet, er trat ſchweigend in ſich zurück und ließ es ſich gefallen, „für krank und bornirt“ gehalten zu werden. In ſeiner Natur lag ein ungeſättigter Trieb des Lernens: was ihm abging, war die runde geſchloſſene Natur, die er in Winckelmann bewunderte, die ſich immer das Rechte vorſetzt, immer die rechten Mittel und Wege ergreift; er ließ ſich von zu Vielem an- und abziehen, und fühlte ſich doch in ſeinem „Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen“ unbehaglich und verſtimmt. Zwei Kapitalfehler entdeckte er, als er in Italien war, in ſeinem ganzen Leben, die kein Fremder hätte ausſpähen können: den einen, daß er nie das Handwerk einer Sache lernen mochte, die er trieb, daß er dadurch mit ſeinen Leiſtungen weit unter ſeinen Anlagen blieb, ſo daß das, was er leiſtete, entweder, wo es durch die Kraft des Geiſtes raſch erzwungen ward, nach Glück und Zufall gelang oder mißglückte, oder, wo er furchtſam und mit Ueberlegung verfuhr, nicht fertig ward; den andern, daß er ſich nie die erforderliche Zeit zu ſeinen Arbeiten nahm, daß ihm die ſchrittweiſe Ausführung langweilig war. Er fand, daß es nun endlich Zeit ſei, dieſe Fehler zu beſſern. Sehen wir uns in der deutſchen Dichtung um Göthe her in dieſer Periode um, ſo gewahren wir wohl, wie die verſchiedenen Schulen in demſelben Zwieſpalt, wie die gleichen Fehler allgemein waren, wie gegen den augenblicklichen ungeſtümen Schöpferrauſch die überlegte und bedächtige Bildungskraft ankämpfte, und wie man hier und dort nicht die richtige Mitte fand. Sehen wir von dem Verfahren der Dichter auf den herrſchenden Geſchmack, auf die maßgebenden Muſter, auf die Ideale der Dichtung zurück, ſo haben wir gefunden, daß Männer wie Klinger, daß ganze Schulen, wie die göttinger, den ausſchließlichen Geſchmack an der nordiſchen Naturpoeſie, an Oſſian und Shakeſpeare, aufgaben, und nach dem klaſſiſchen Alterthume zurückgriffen. Daß Göthe auf dieſem Wege von Regelloſigkeit zur Ordnung und Klarheit, von nordiſcher Barbarei zur ſüdlichen Kultur nicht zurückbleiben, daß er vielmehr zielzeigend vorangehen werde, dazu war er durch ſeine gemäßigte, im Taumel der Leidenſchaft gefaßte Natur vor Allen angewieſen. Wie in Weimar der Grund zu ſeiner Entfernung von jenem Geſchlechte gelegt ward, in dem der Geiſt unbändig ſchwelgte und unter Rohheit edle Sitte lag, wie er die

Gebrechen dieſer Kreiſe fühlte und ſtill ſich von ihnen ſchied, das hat Göthe ſelbſt im Gedichte angedeutet; der Umgang mit dem Hofe und den Gliedern höherer Stände ſchränkte nach und nach die kühne Seele ein, und Hoffnung und Ausſicht ward, daß bei ſo viel Sinn für das Wahre die Zeit dieſer Ueberkraft die rechte Richtung geben werde. Einer der merkwürdigſten Wendepunkte bereitete ſich in ihm vor, den vielleicht je ein Menſch in ſo vorgerücktem Alter durchlebt hat. Er hatte in ſeiner erſten Periode, wo ſich der innere Menſch leiten und von außen beſtimmen läßt, dem eindringenden Geſchmacke nachgegeben, er hätte auch den großen Eindrücken der engliſchen Dichtung bei ſeiner allgemeinen Empfänglichkeit für jede Aeußerung menſchlicher Art und Natur nicht widerſtehen können. Jetzt aber, ſich ſelbſt überlaſſen, und da er ſich dem Zudrang jener „auffallend verrückten Menſchen," die ihm in der erſten Jugend Genüge gethan hatten, entzog, jetzt ward er das Mangelhafte aller nordiſchen Kunſt, die zufälligere Natur, die roheren Geſtalten gewahr, und eben ging die griechiſche und italieniſche Dichtung auf, in deutſcher Sprache neu geboren. Neben Shakeſpeare trat Arioſt, über Oſſian weg ſchritt Homer; Beide traten Göthe'n nahe, aber ſie waren ihm nur halb lebendig. Alles drängte ſich jetzt auf das Alterthum und nach Italien hin; ihm war aller überlieferte Begriff ein Greuel, denn nur das Angeſchaute hatte Leben für ihn. In dem kunſtliebenden Kreiſe der Herzogin Amalie war es herkömmlich, „daß Italien als das neue Jeruſalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde;" ſo ward in ihm die Sehnſucht nach dieſem gelobten Lande ſtets neu unterhalten. Der Vorſatz ſchob ſich hinaus und ward überreif, die Begierde ward zur Krankheit: einige Jahre lang machte ihm jede Erinnerung an Italien den entſetzlichſten Schmerz; er konnte keinen lateiniſchen Schriftſteller anſehen, und Herder ſpottete über ihn, daß er all ſein Latein aus Spinoza lerne; noch Wieland's überſetzte Satiren machten ihn ganz unglücklich. Es war der Drang einer ſüdlich organiſirten Natur, die ſich nach dem Luftkreiſe ſehnte, in dem ſie geboren hätte ſein müſſen; der Trieb einer lange verſchloſſenen Knospe, die der Froſt des Nordens drückte.

Und gleich anfangs, als er die ſüdliche Sonne fühlte und mildere Luft athmete, preßte er dieſe Sehnſucht in einen Seufzer, der die Wohlthat eines freundlichen Himmels als eine ewige Naturnothwendigkeit für die Menſchen anſprach, während ſie ihm nur als Ausnahme gegeben war. Aber auch für dieſe Ausnahme dankbar, ſchien er zugleich mit einem Seufzer der Erleichterung alle Sorge von ſich abzuwerfen. Er war nun der ſtörenden Geſellſchaft, den zerſtreuenden Anforderungen, den lähmenden

Verhältniſſen entriſſen, und noch gegen das Ende ſeiner Reiſe ſuchte er ſich die Herzogin, die nach Italien wollte, abzuhalten. Er fühlte gleich beim Eintritt in das Land, wie abſpannend nur die äußere Lebensart in Weimar auf ihn gewirkt hatte; „daß er ſich nun ſelbſt bedienen, überall ſelbſt gegenwärtig und aufmerkſam ſein mußte, gab ihm eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes: er mußte ſich um den Geldkurs bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, da er ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und diktirte.“ Er ſchrieb, unter dem milden Himmel könne man doch wieder einmal einen Gott glauben; er ließ ſich die neue Welt gefallen, als ob ſie ſein Vaterland ſei, als ob er aus cimmeriſcher Verbannung dahin zurückkehre; bald kam ihm alles Tramontane düſter vor, da er ſich ſeines leichtern Daſeins zu erfreuen begann. Er war ganz Sinn für die neuen Erſcheinungen, die herrlichen Umgebungen in Natur und Kunſt verdrängten ihm nicht, wie die bisherigen Zuſtände, den poetiſchen Geiſt, ſie riefen ihn vielmehr hervor[24]). Wie es die römiſchen Elegien beſangen, ſo war es: da wo ihn der Glanz des hellern Aethers umleuchtete, rief Phöbus Formen und Farben hervor, ganz anders, als da er unter dem trüben Himmel des Nordens über ſich brütete, „des unbefriedigten Geiſtes düſtre Wege zu ſpähen.“ Die Art und Weiſe, wie er Italien aufnahm, wie er ſeine Beobachtungsgabe ausbildete, wie er die mannichfaltigſten Eindrücke gerade und geſund auf ſich wirken ließ, liegt in ſeinen Reiſebriefen vor. Er ſcheint uns darin nichts Neues zu ſagen, weil das Geſagte ſo einfach, wahr und ohne Abſicht hingeſchrieben, weil es in den Mund aller Reiſenden übergegangen iſt; wer aber vergleicht, was in jenen Zeiten Heinſe, Stolberg, Herder u. A. über Italien berichteten, der wird den großen Unterſchied zwiſchen den Reiſenden finden, die nur immer ſich ſelbſt im Auge haben, und dem Anderen, der ſein Auge den Dingen gibt. In Göthe lag der offene Sinn und die hingebende Verehrung für das Große und Schöne von Natur aus! dieſe Gabe an den würdigſten Gegenſtänden Tag für Tag zu bilden, nannte er das ſeligſte aller Gefühle; es ſchwand ihm alle Anmaßung, er fand, für ſich hinlebend, im ſtillen Aneignen des Dargebotenen ſein größtes Glück, und ſpricht es in den knappen Berichten an ſeine Freunde ſo wohlthuend aus: hier herrſcht noch immer dieſelbe Strebſucht, wie in den Briefen an Lavater, aber ungleich größere Ruhe, Weisheit, und

24) — Wer dichtet nicht,
dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht. Klaudine.

innere Befriedigung. Er gab ſich mit dem klarſten Bewußtſein dieſer neuen Welt hin: er wollte anfangs, ſo lange ihm die Kunſt noch fremd entgegentrat und zu übermächtig war, nur ſehen, nicht urtheilen, nur die Augen offen halten und die Dinge ſich einprägen; er wehrte ſich gegen jede ſchriftliche Mittheilung, und wenn er Worte ſchreiben wollte, ſtellten ſich ihm immer Bilder vor die Augen; er fühlte täglich mehr, wie tiefe Erkenntniß in der bloßen Anſchauung liegt, wie Vieles gewonnen iſt, wenn uns die Gegenſtände nicht mehr Ueberlieferung und todte Worte ſind. Er entzog ſich den Menſchen und lebte ganz in ſich; und Jeder, der Italien mit Erfolgen geſehen hat, weiß, was dieſe Vereinſamung für ſtilles Glück bereitet, ſo lange man ſich noch mit den Dingen zu ſetzen hat, und wie peinigend der Umgang mit der Menſchenklaſſe iſt, die ſich leider im fremden Lande am häufigſten zudrängt. So war Göthe in Neapel, ſchreibt er, „nach ſeiner Art ganz ſtille, und machte nur, wenn es gar zu toll ward, große große Augen.“ Je mehr er aber weiterhin der Gegenſtände in Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft Meiſter ward, deſto mehr geſellte ſich zur bloßen Beobachtung und Auffaſſung, beſonders bei dem zweiten Aufenhalt in Rom, auch wieder die Schöpfungsluſt. Und eben hier liegt das unbegreiflich und doppelt Anregende, was Italien für uns nordiſche Söhne hat, wenn wir in dies Land der Genüſſe, in dieſe Schule des leichten Lebens, in dieſe berauſchende Atmoſphäre unſere friſche Leibes- und Geiſteskraft mitbringen, und unſere deutſche Natur, zu ſchaffen und uns fleißig umzuthun, nicht ablegen. Göthe's Thätigkeitskreis erweiterte ſich in Italien ins Ungeheuere. Er ſetzte ſeine Dichtungen fort, er machte die freudigſten Fortſchritte in ſeinen naturhiſtoriſchen Forſchungen, er zeichnete und modellirte, er gewann Sinn für Alterthümer, für Geſchichte und Münzen, von denen er ſonſt nichts wiſſen wollte, er ſchien das einzige Mal ſich für Geſchichte zu intereſſiren, die er meinte von Rom aus ganz anders zu leſen als in jedem andern Orte der Welt; er ſtudirte ſich mit Kayſer in die Natur des Singſpiels ein, mit Meyer in die Kunſtgeſchichte und in das Techniſche, und theilte die etymologiſchen Grillen von Moritz. Er hörte auf, die Menſchen, wie anfangs, ſich abzuhalten: er hielt ſich zu den Genannten, zu Angelika Kaufmann und andern Untergeordneten, wie er ſonſt nicht pflegte, er nahm von ihnen auf, er gab ihnen wieder, und eben da fühlte er „die Geſundheit und die Ausbreitung ſeiner Natur“ im vollſten Selbſtgefühle, da er die unmittelbare Frucht der Mühe, und den Lohn der Mühe in ſich ſelbſt zugleich erfuhr, da er in beſcheidener Anerkennung und Duldſamkeit jene Freunde alle auf guten und tüchtigen Wegen erkannte, und nicht das

Höchſte und Größte an ſie forderte, um von ihnen zu lernen, oder ſie zu lehren; er kannte den unendlichen Vortheil, der in dem Tauſche der Geiſter liegt; wenn man ſich ſelbſt lehrt, ſagte er, ſo iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer ſein. In den Strom dieſes energiſchen geiſtigen Lebens eingeſchifft, in dieſer Umgebung der größten und würdigſten Gegenſtände zuſammengerafft, um ſich ihnen gleichzuſtellen, fühlte ſich unſer Dichter neu geboren, neu erzogen, und der Gedanke und die Hoffnung füllten ihn ganz aus, ſeinen Freunden als ein Anderer wiederzukommen, ſich ſelbſt aber ganz und völlig wiedergegeben zu werden, ſich von innen neu aufzubauen, alles Fremde in ſich zu tilgen. Von Jugend auf war es ſeine Plage, daß er „verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldete, jetzt wollte er das Thunliche thun, da er an ſich erfuhr, daß er jetzt erſt zur Ruhe und Klarheit gekommen war, und daß nicht allein die Schwaben 40 Jahre brauchten, um klug zu werden.“ Er fand jetzt ſeine erſte Jugend bis auf die größten Kleinigkeiten wieder, da ihn nicht mehr die fremdartigen Anforderungen ſtörten; und wieder trug ihn die Größe und Würde der Umgebungen ſo hoch und weit, „als ſeine letzte Exiſtenz nur reicht.“ „Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit“ ſchreibt er „ganz auf das Niveau meiner eigenen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwürdig, wie ſehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten. Ich habe die höchſte Zufriedenheit meines Lebens genoſſen, und kenne nun wenigſtens einen äußerſten Punkt, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz abmeſſen kann. Ich habe mich ſelbſt zuerſt in Rom gefunden, bin übereinſtimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden.“ Als er am Schluſſe ſeiner Reiſe überrechnete, was er gethan, geleiſtet, wie ihn dieſer neue Zuſtand geſtärkt, erſtaunte er, und ſah die Summe ſeiner Kräfte zuſammengeſchoſſen und geſchloſſen, und fand ſich in der That in einem neugewonnenen Leben. Wirklich war es, als ob er von den zwei Geiſtern, die ſich in der erſten Periode um ihn ſtritten, wo er in der Natur Böſes und Gutes im Gleichgewichte ſah, und nichts Höheres wollte, als der Natur gleich ſein, den böſen ganz gebannt hätte: ſo ganz würdevoll ſtimmten ihn die mächtigen Reſte einer poetiſchen Vorwelt und der Boden, auf dem die Kunſt heimiſch gewachſen, nicht, wie er ſie im Norden fand, eine Treibhauspflanze war. Der gemeinſte Menſch ſchien ihm hier zu etwas werden, wenigſtens ungemeine Begriffe gewinnen zu müſſen. Wer ſich hier mit Ernſt umſieht, ſchrieb er, und Augen hat zu ſehen, der muß ſolid werden, er muß einen Begriff von

Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward. Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als ob ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte wie hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben. Und anderwärts ſagte er: Die Wiedergeburt wirkt immer fort. Ich dachte nicht, daß ich ſo Vieles verlernen und umlernen müßte. Nun gebe ich mich ganz hin, und je mehr ich verleugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der ein ſchlechtes Fundament gelegt hat, und es bei Zeiten gewahr wird und gern wieder abbricht. „Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern, höhern Welt gebracht hat. Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung erleidet!“ Und in der That, die ſchönſten Regungen ſproßten in ihm auf, die ihm früher entfernter lagen, und ſie ſpiegeln ſich in ſeinen Werken dieſer Periode wie in ſeinen Briefen ab. Vaterlandsſinn und Freundſchaftsgefühl bewegten ihn aus der Ferne; den wertherähnlichen Abenteuern wich er aus: „dieſe Ader war vertrocknet;“ „ſeine titaniſchen Ideen war ihm jetzt nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Periode vorſpukten;“ er verwarf die Freunde jener Zeit, die Lavater, Jacobi, Claudius nicht mehr mit dem alten Trotze und Hohne, ſondern er ſchied ſich von ihnen mit Klarheit und Ruhe, nicht aus jenem frühern Selbſtgefühle, ſondern aus dem Geiſte der Wahrheit, den ſie ihm zu beleidigen ſchienen[25]). Er hielt ſich dagegen, den perſönlichen Mißhelligkeiten entzogen, in den Briefen enger an Herder, der mit ihm den Rückgang von dem erſten leidenſchaftlichen Enthuſiasmus und dunklen Drange zu beſonnener Ruhe machte. Seine Ideen, die ſchon dieſer geſetzten Periode angehören, las er als ein Evangelium; er empfahl ihm ſeine Schriften

25) Er ſchreibt: „Wenn Lavater ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der Eine (Lavater) ungeſtraft ſagen: Alles, was lebt, lebe durch etwas außer ſich? würde der Andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſelung der Worte von Wiſſen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie nicht ſich hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?“

zur Durchsicht und Besserung, er fand sich ihm so nah als möglich in seiner Vorstellungsart, obgleich er bei ihm wie bei Schiller den großen Unterschied fand, daß jener immer aus sich selbst schöpfte, während Er zu erwerben suchte.

Diesen Herzenseröffnungen wollen wir keinerlei Betrachtung hinzufügen, wir wollen uns, dem Beispiele des trefflichen Dichters folgend, an der reinen Anschauung des Bildes vergnügen, das er uns so sprechend in seinen Briefen entwirft. Wir folgen dabei zugleich unserm eigenen Wege, in historischer Reihe unsern Dichter selbst handelnd und sprechend vorzuführen, ein Verfahren, das in einem Versuche französischer Kritiker durch die Einfachheit und Unwidersprechlichkeit der Ergebnisse Göthe'n selbst einmal in Verwunderung setzte. Jene Eröffnungen nun reichen einmal völlig hin, uns die sittliche Läuterung der Werke dieser Periode zu erklären, die die moralisirenden Feinde Göthe's häufig befremdet hat, und die darum so oft für bloße Maske gehalten worden ist. Aber, wie es oben angedeutet war, auch eine ästhetische Läuterung fand statt, und aus ihr ging nach der abgeworfenen Hülle aus jener dunklen Drangzeit der ächte und wahre Dichter hervor, der nicht mehr Natur mit Kunst streiten sah, der das Wirkliche der Natur nicht mehr allein für das Poetische erkannte, der durch die Erscheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Nothwendigen und dem Wesen, außer der Wahrheit nach der Schönheit suchte. Wie sich diese Veränderung in seinen ästhetischen Grundsätzen einstellte, dies ist in den italienischen Briefen außerordentlich interessant zu verfolgen, und es legt den großen Umfang der göthischen Natur in ganzer Fülle dar. Mit Einem gleichen Triebe, aus Einer und derselben Sinnesart faßte er Natur, plastische Kunst und Dichtung auf, so daß er, zwischen alle drei Richtungen getheilt, selbst sich über die vielerlei Geister beschwert, die den Menschen verfolgen und versuchen, und unzufrieden fragt, warum wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen sind, die wir nicht erreichen noch erfüllen können. Der äußern Wirksamkeit und Erzeugung that diese Zertheilung auf so mannichfache Gegenstände allerdings Eintrag, die innere Einheit aber ward nur dadurch gefestigt, daß sich um den Einen Mittelpunkt immer mehrere und weitere Kreise zogen. Hätte der Dichter freilich seine Studien in Natur und Kunst beim Hervorbringen blos in den Dienst der Dichtung gegeben, wie es seine Freunde wollten, so wäre es für seine eigene endliche Befriedigung, wie für seine Wirksamkeit in der Nation wohl besser gewesen. Es ward ihm damals selbst täglich klarer, daß er, der gleichsam jetzt noch einmal den inneren Kampf der

Entſcheidung zwiſchen plaſtiſcher Kunſt und Poeſie, deſſen wir uns aus ſeiner Jugend und jenem Loos des geworfenen Meſſers erinnern, durchgekämpft hatte, doch eigentlich zur Dichtkunſt geboren ſei, und daß er in den nächſten zehn Jahren, die er höchſtens noch arbeiten zu dürfen glaubte, dieſes Talent ausbilden ſollte. Und noch viel ſpäter war Schiller derſelben Meinung, der ſeine Beſchäftigung mit der Naturforſchung gern nur für einen Umweg angeſehen hätte, auf dem Göthe wieder, wie Er ſelbſt auf dem der Geſchichte und Philoſophie, zur Dichtung zurück gelangen ſollte. Er ſah ihn die äußere Natur umſpannen, die Welt der Steine, Pflanzen und Thiere durchwandern, „von den einfachſten Organiſationen zu den verwickelten aufſteigen, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, praktiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu entwickeln, und dadurch, daß er ihn der Natur gleichſam nacherſchuf, in ſeine verborgene Technik eindringen.“ Wenn Göthe als ein Grieche, ja nur in Italien geboren wäre, meinte er, und wenn er von Jugend auf eine auserleſene Natur und eine dieſer entſprechende idealiſirende Kunſt um ſich gehabt hätte, ſo würde er dieſen Umweg geſpart haben; er hätte bei der erſten Anſchauung Nahrung für jenen ihm natürlichen Trieb gefunden, von der äußeren zufälligen Geſtalt weg auf das innere Weſen der Dinge, auf die Form der Nothwendigkeit, auf das Geſetz der Organiſation vorzudringen; mit ſeinen erſten Erfahrungen hätte ſich der große Stil in ihm entwickelt. Nun, da er mit ſeinem griechiſchen Geiſte in die nordiſche Schöpfung geworfen wurde, mußte er in ſeiner Jugend ein nordiſcher Künſtler werden, bis ſein dem Material überlegener Genius das Mangelhafte dieſer auswuchsreichen Natur entdeckte und ſich, von der Kenntniß der antiken Dichtung und Kunſt unterſtützt, davon losrang. Wie charakteriſtiſch dieſe Art, den Gang der göthiſchen Bildung anzuſehen, für Schiller ſelbſt iſt, ſo ſehr berechtigen doch auch die vorliegenden Fakten zu dieſer Anſicht. Göthe war zu Naturſtudien von Jugend auf geneigt und angehalten worden; in dem allgemeinen Bildungstriebe der Zeit blieb er in dieſen Wiſſenſchaften nicht zurück; die großen Reiſenden, beide Forſter, ſetzten Deutſchland in unmittelbaren Antheil an den Erfahrungen, die aus Cook's Weltumſegelungen für Erd- und Naturkunde reſultirten; man wetteiferte in Zeitſchriften, alle Ergebniſſe der phyſiſchen Wiſſenſchaften popular zu machen, wofür Lichtenberg und Forſter beſonders thätig waren; in Merck's Kreiſe und in Weimar war der wärmſte Eifer rege. Göthe war aber in ſeiner Weiſe, die Natur zu beobachten, ſo unterſchieden von den Andern, er war dabei ſo ſehr Dichter, daß es gleich natürlich iſt, umgekehrt in ſeiner

Dichtung überall den Naturforscher zu suchen. Seit er mit dem phantasiereichen Buffon bekannt geworden war, suchte er im Gebiete der Natur, wie unmittelbar er ihr Detail studirte, immer die allgemeinsten Ideen; er trug sich mit einer „Welterschaffung," mit einer poetischen Gestaltung der Natur und Schöpfung, mit dem großen Gedanken, daß ein großer Mensch den Bau der Erde sollte kennen und beschreiben können, was ihm Buffon im höchsten Sinne gethan zu haben schien. Daß man dessen Werk einen Roman nannte, ärgerte ihn und er zeigte sich geneigt, ganz an ihn zu glauben; er blieb dessen Methode selbst dann noch getreu, da er schon seine Epochen verwerfen mußte. Ueberall suchte er hier nach Ideen, duldete keine Willkür, stieg immer von der Höhe herab, betrachtete Steine, Kräuter und Thiere immer aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten, er suchte nach einfachen Typen und Modellen des mannichfaltigen Geschaffenen, wie der Künstler nach den Urformen der Gestalten. Wer daher Phantasie hat, wird seinen „sublimen und seltsamen Naturtheorien, in denen er ganz als ein Dichter „aus Wahrheit und Lüge eine Drittes schafft, dessen erborgtes Dasein bezaubern kann," immer gern zuhören, wie er selbst auf Buffon lauschte; wissenschaftlich kann man sich, unbeschadet jenes Genusses, von ihm trennen, da er in der That mit seiner künstlerischen oder philosophischen Neigung zum Abschluß, zur allgemeinen Anschauung voreilig in eine Zeit traf, die durch gemeinsame Verständigung erst im Großen die Natur zu beobachten und zu analysiren begann, wozu er nach eigenem Geständnisse nicht geschaffen war, wozu ihn seine dichterische Natur nicht gelangen ließ, der eine gewisse Betrachtung, eine gewisse Seite der Wirkung des Gesetzes schon genügte[26]). So blieb er in seinen botanischen Studien an dem Einen künstlerisch großartigen Gedanken hängen, daß man alle Pflanzengestalten aus Einer entwickeln könnte; er suchte nach dieser Urpflanze, diesem Modelle, aus dem er noch Pflanzen ins Unendliche erfinden wollte, und dasselbe Gesetz wollte er dann auf alles Lebendige anwenden. Die Forschungen über diese Metamorphose, die er in Italien mit äußerster Wärme und den

26) Bewährt den Forscher der Natur
ein frei und richtig Schauen,
so folge Meßkunst seiner Spur
mit Vorsicht und Vertrauen.
Zwar mag in Einem Menschenkind
sich Beides auch vereinen,
doch daß es zwei Gewerbe sind,
das läßt sich nicht verneinen.

kühnſten Ausſichten verfolgte, werden noch durch ſeine anatomiſchen Studien an Begeiſterung und Feuer übertroffen. Sie bieten uns den Uebergang zu ſeinen Studien in der plaſtiſchen Kunſt; von ihr aus kam er auf jene, von ihnen wieder ging er mit neuen Aufſchlüſſen zu dieſer zurück, und überall ſieht man, wie das Eine Aufſuchen der idealen Geſtalt in der wirklichen, die Abſicht der Natur in ihrem unvollkommenen Werke das leitende Princip ſeiner Thätigkeit iſt. Nun hat mich, ſchreibt er, das A und O aller Dinge, die menſchliche Figur angefaßt; das Studium des menſchlichen Körpers hat mich ganz, alles Andere ſchwindet dagegen, das Intereſſe an der Menſchengeſtalt hebt jedes andere auf, ſie iſt das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns. Mit dieſen neuen Kenntniſſen bereichert, fühlte er ſich in der Natur nicht allein, ſondern auch in der Antike Manches im Großen zu ſehen, was dem Künſtler entgeht; jetzt erſt begriff er das Höchſte, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Hier ging ihm das Verhältniß von Kunſt zur Natur klar und lauter auf. Er ſah die geliebte Göttin, die Natur, nun ſelbſt als eine Künſtlerin an, die nach geheimen Abſichten und Ideen im Stoffe wirkt und hinter ihren Intentionen zurückbleibt; und wieder war ihm das Schöne eine Erſcheinung dieſer Naturideen, die Kunſt die würdigſte Auslegerin jener Geheimniſſe, die die Natur den Kundigen deutbar genug entgegenbringt. Hierüber iſt die klaſſiſche Stelle im Leben Winckelmann's. Das letzte Produkt der ſich immer ſteigernden Natur, heißt es dort, iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Macht iſt es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in dem der ſchöne Menſch ſchön iſt. Dagegen aber tritt nun die Kunſt ein. Der Menſch, auf den Gipfel der Natur geſtellt, ſieht ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich wieder einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, und ſich bis zur Produktion des Kunſtwerkes erhebt. Steht es hervorgebracht in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde, höchſte Wirkung hervor. Denn indem es aus den geſammten Kräften ſich erhebt, nimmt es alles Herrliche auf, erhebt, indem es die weſentliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt. Von ſo großen Gefühlen wurden die Beſchauer des olympiſchen Zeus gerührt, der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben.

In der früheſten Jugend hatte Göthe wenig Plaſtiſches geſehen; der mächtige Eindruck aber, den er zuerſt in der mannheimer Sammlung empfing (die auch Leſſing ſo wichtig und für Schiller einen Augenblick mächtig anregend war), zeugte von ſeiner erſtaunlichen Empfänglichkeit dafür. Einzelne Abgüſſe waren ihm ſeitdem immer wie eine Art Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierirte es über ihn zu gewinnen drohte. Dies wird nur der verſtehen, der einmal die unüberwindliche Gewalt der geſunden antiken Natur auch in den Schriften der Alten an ſich erfahren hat. Immer empfand Göthe ſeitdem den brennenden Schmerz der Unbefriedigung, bis er nach Italien kam. Im Anfang merkte er noch in dem Antikenſaale in München und Venedig, wie er auf dieſe Gegenſtände nicht geübt, und in dieſer Art Kenntniß zurück war. Daß er ſich mit ſo vieler Hingebung den Weg zur alten Kunſt von Palladio wollte zeigen laſſen, belegt gleichfalls die Unſicherheit, in der er ſich befand, aber auch die Entſchiedenheit, mit der er ſich ganz der Antike zuneigte. Wie er daher jetzt die Claudius und Lavater und jene Chriſtologen, die er früherhin geduldet, neben denen er ſich eigene Religionsſyſteme bildete, verwarf, ſo waffnete ihn derſelbe Eifer gegen die deutſche Baukunſt, die ſeiner erſten Periode ein Heiligthum war, und er ſpottete über „die lauzenden Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, die Tabakspfeifenſäulen, ſpitzen Thürmlein und Blumenzacken, die er nun Gott ſei Dank auf immer los ſei.“ Denſelben Zorn warf er auf die chriſtlichen Gemäldeſtoffe, die unſinnigen Gegenſtände, die ihm „abſcheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen ſchienen, in denen man ſich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabenſteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden ſollen, die dann ihrerſeits der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen durfte.“ So ſchien ihm denn der Glaube zwar die Künſte in den mittleren Zeiten neugeboren, der Aberglaube jedoch ſie wieder zu Grunde gerichtet zu haben, und wie er in politiſch-moraliſcher Beziehung in dieſen Zeiten ausnahmsweiſe von patriotiſchen Geſinnungen angeweht iſt, ſo äußert er ſich in religiös-äſthetiſcher Hinſicht mehrfach als ein grundehrlicher Proteſtant. Mit dem Eifer nun, mit dem er ſich in Winckelmann's Wege auf die plaſtiſchen Künſte warf, kam er auch hier im Laufe der Zeit und der Studien zu einer Befriedigung, in der er ſich ganz ſicher und glücklich wußte. Er ließ ſich von Heinrich Meyer aus Zürich, der neben ſo manchen Tüchtigen aus den Schulen dieſer Stadt hervorging und Winckelmann's verdienſtlicher hiſtoriſcher Nachfolger ward, das Detail der Kunſt eröffnen, und ſich von ihm in die Geheimniſſe des Machens einweihen;

er erfuhr dabei, ganz im Gegenſatze gegen die früheren Genietheorien, daß es auch in der Kunſt weit mehr Lehr- und Lernbares gebe, als er glaubte; er fühlte ſich immer mehr den rechten Begriff und Erkenntnißpunkt der Kunſt zu beſitzen. Da er ſich in der Skulptur, „obwohl ihm die Schöpfungskraft die Seele füllte und in den Fingerſpitzen bildend ward," des eigenen Schaffens begab, ſo fielen die dorther gewonnenen Einſichten im Grunde ganz ſeiner Dichtung zu Gute; hier konnte er jenem Talente Nahrung geben, mit dem er die Figuren ſeiner Gedichte plaſtiſch in feſten Formen auftreten läßt, und die Geſtalten gleichſam mit körperlichen Linien umzieht, daß wir uns unter ihnen wie in einem Bilderſaale bewegen. Er war weit entfernt von einer zufälligen Verſchmelzung der plaſtiſchen und redenden Künſte, zu der ihn z. B. Tiſchbein zu überreden geſucht, indem er ihm idylliſche Gedanken zu gemeinſamer, moraliſch-dichteriſcher Bearbeitung empfahl, von der Natur, daß ſie iſolirt von keiner der beiden Künſte hinreichend dargeſtellt werden konnten. Ein richtiger Takt hielt Göthe hier zurück. Er zog weit feinere Vortheile von der bildenden Kunſt: er ſah z. B. Raphael's h. Agathe auf ihre geſunde ſichere Jungfräulichkeit ohne Kälte an, prägte ſich ihre Geſtalt ein und wollte ſeine Iphigenia nichts reden laſſen, was jene Heilige nicht ſprechen könnte. So finden wir überall, daß er nicht allein beide Künſte vergleichend wägt, daß er auch aus dem Betrachten der Antiken den reinſten Begriff der Kunſt, der auch in dem Bildhauerwerk am nächſten zu ergreifen iſt, davonträgt und nach dem gewonnenen ſeine Dichtungen umgeſtaltet. Umgeben von den Statuen, empfand er ſich in einem bewegten Naturleben, er ward die Mannichfaltigkeiten der Menſchengeſtaltung inne, denn er ſah in dieſer Antikenwelt das Beſtreben, „aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, der vollkommen abgeſchloſſen iſt, und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen." Er fühlte ſich durch dieſe Bilder auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, worauf denn der Beſchauer ſelbſt geſchickter zum lebendigen Erfaſſen des Reinmenſchlichen werden müſſe. Das Ideal drängt ſich in dem plaſtiſchen, gleichzeitig, ſinnlich vor Augen ſtehenden Werke lebendiger auf, der überflüſſige Stoff fällt mehr in die Augen, als in dem Dichtungswerke, das ſucceſſiv vor dem Geiſte vorübergeht. Hier vergleicht er die alten Bildhauer mit Homer. „So viel iſt gewiß, ſagt er, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntniß der Natur, und einen ebenſo ſicheren Begriff von dem gehabt, was ſich vorſtellen läßt, und wie es vorgeſtellt werden muß, wie Homer. Die wenigen Kunſtwerke der erſten Klaſſe ſind zugleich als

die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen, da iſt Nothwendigkeit, da iſt Gott!" Man ſieht, wie ihm Homer ſelbſt den höchſten Grundſatz der Kunſt und das Verſtändniß der Antike öffnete; er hat ihn immer zur Vergleichung zur Hand: die Juno in Villa Ludoviſi zu ſehen iſt ihm, wie ein Geſang im Homer zu leſen. Auch Homer war ihm jetzt erſt ein lebendiges Wort geworden. Als ihn die Göttinger überſetzten, war er ihm noch fremdartig; die Gewöhnung an Shakeſpeare und ſeine individuelle Wahrheit hatte den alten Dichter immer in einem Lichte von überpoetiſchem Pathos erſcheinen laſſen. Jetzt ſollte auch an Göthe der Wetteifer um die Einbürgerung des Dichterfürſten ſeine Früchte tragen. Er führte die Odyſſee in Sicilien mit ſich und las ſie mit unglaublichem Antheil, die lebendige Umgebung erklärte ſie ihm. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Beſchreibungen, Gleichniſſe, Alles, was ihm früher nur poetiſch vorkam, war ihm jetzt doch auch ſo unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der er erſchrack. In den Begebenheiten, die uns ſo ſonderbar ſchienen, fand er eine Natürlichkeit, die er nie ſo gefühlt hatte, als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Jetzt ward ihm klar, wie ſich die naive Kunſt der Alten von der neueren ſcheide: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir den Effekt, ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich u. ſ. w., und daher komme alles Uebertriebene, Manierirte, alle falſche Grazie und Schwulſt. Jetzt hatte ihn alſo auch die griechiſche Dichtung und ihr Geſetz gefangen genommen, und er beklagte nun, daß man unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und auf das geſtaltverwirrende Rom beſchränkte! Nun griff er zu ſeinem Ovid zurück, Martial und Properz traten ihm nah, Anakreon blickt aus verſchiedenen Gedichten, die ſich an „Amor den Landſchaftsmaler" anreihen, Elegie und Epigramm führt er auf den naiven und einfachen Standpunkt zurück, wie er im Drama von der Hiſtorie, der älteſten Form der modernen Zeit, zu der reinen Geſtalt der Griechen überging. So ging ihm mit dem neuen Leben auch eine neue Poeſie auf: plötzlich war er ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, daß an ſeinen alten Fragmenten nichts und am wenigſten die Form bleiben dürfe; es befremdete ſeine Freunde, als er den neuen Weg einſchlug, und ſich in Iphigenie und Taſſo den ſüdlichen Formen näherte; und als er in dieſen Bemühungen eine Strecke vorgeſchritten war, fühlte er ſelbſt, daß dies eine neue, eine ganz andere, eine Hauptepoche in ſeiner Dichtung ſei, die ſich von der frühern, und von der, die etwa folgen möchte, rein abſcheiden müſſe. Er wollte nun

mit den letzten vier Bänden der neuen Ausgabe ſeiner Werke ein „Summa Summarum ſeines Lebens ziehen", und dann mit Wilhelm Meiſter eine neue Periode beginnen. Ueber dieſen war er ſich ſchon damals ganz klar, daß zu einem ſo nordiſchen und deutſchen Erzeugniß die ſüdliche Luft nichts mitwirken konnte; er ſpeicherte nur ſeine Beobachtungen über Kunſt und Welt für ihn auf.

In einem ſo feſten und dauernden Zuſtande des inneren Glücks bei anhaltender Regſamkeit der Kräfte, befand ſich Göthe weder früher noch ſpäter, wie damals, wo „die Vorwelt lauter und reizender zu ihm ſprach", wo er die alten Dichter mit neuem Verſtändniſſe und Genuſſe las, wo er in glücklicher Begeiſterung die Vorzeit nachzuleben meinte. Und auf keine Seite ſeines Weſens war er ſpäter ſo in gerechtem Selbſtgefühle ſtolz, als auf dieſe lebendige Einſtimmung mit dem Alterthume; er trat mit ſelbſtzufriedener Beſtimmtheit Jenen entgegen, die ihm verargten, „daß er die Alten nicht hinter ſich in der Schule gelaſſen, daß ſie ihm in das Leben gefolgt, daß er Natur und Kunſt ſchaute, ſich von keinem Dogma ſchrecken ließ, der Heuchelei dürftige Maske verſchmähte, und ſich von dem Beſſern ſelbſt, der gut und bieder ihn anders wollte, nicht irren ließ". Denn er wußte ſich nicht allein in dem Kunſtleben und Wirken der Alten glücklich, er durchdrang ſich auch mit der Sinnesart, er fühlte ſich ſo verwandt mit der alten Sinnesart, die ſich an das Nächſte und Wirkliche anhielt, bei all ſeiner modernen Ausbreitung und Zertheilung: denn ihm war das Streben nach dem Unendlichen nur ein Erforſchen des Endlichen nach allen Seiten. Wie Winckelmann war Er, der ſchon Männliche, in ein junges Leben zurückgezaubert worden: ſeitdem wünſchte er, wie Jeder, der nicht in einem ängſtlichen und eckigen Vaterlandsſinne befangen iſt, daß das Studium der alten Literatur immer die Grundlage unſerer höhern Bildung bleiben möge, und dort fand er, wie Voß, den ächten deutſchen Sinn, wo man Homer und Phidias neidlos willkommen hieß, um von dem Herrlichſten und Beſten Gewinn zu ziehen. Darum empfahl er jetzt und nachher immer ſo nachdrücklich den jungen Künſtlern neben dem Studium der Natur auch das der Alten, denn es ſei nichts Kleines, aus dem Gemeinen der Natur das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln. Wie günſtig er es anſah, daß in ſeiner früheren Schule eine freiere Lebensweiſe gewonnen ward, daß die Herzen in einen Naturzuſtand zurückkehrten und die äußeren Verhältniſſe, die Wiſſenſchaft, die Kunſt darnach geſtalteten und die Einbildungskraft entfeſſelten, ſo nöthig fand er es jetzt, neben dieſer Sehnſucht nach Freiheit auch die nach Ordnung, Anſtand und Geſchmack zu erregen. Er

wollte nun zum Frischen, Gesunden und Natürlichen das Schöne[27]), er war jetzt ganz der Verbindung von Natur und Ideal, von Geschmack und Genie, von Kraft und Mäßigung bedürftig; in der Beschreibung erkannte er forthin den Meister, und nur das Gesetz, sang er, kann uns Freiheit geben. Und, wie er oben direkt andeutete, nicht blos in ästhetischer Beziehung, auch für die allgemeine Lebensansicht war ihm das Neugewonnene bedeutend. Er fand bei den Alten jenes Maß, jene verbunden wirkende Willkür und Ordnung, Gesetz und Freiheit, wie in der Dichtung, so im Leben; nachdenkend über die Metamorphose der Pflanzen und Thiere, fand er dasselbe weit umgreifend in den Gesetzen der Natur; er stellte dies als den höchsten Gedanken der Natur hin, den der Mensch nachdenken könne[28]). Und so entdeckte er in immer größern Tiefen, wie er dem Geiste des Alterthums nahe stehe; betrachten wir es, um uns ernst daran zu bilden, sagt er, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden". Wie es im Alterthum war, so liebte er das lebendige Dasein, nicht die Worte, die Darstellung alles Lebens und Thuns nicht zu leeren Spekulationen, sondern wieder zur Anregung von Thun und Leben. Er lebte in der Anschauung, und seine Lieblingskunst wäre bei günstigem Verhältnisse, wie bei den Griechen, die Plastik geworden. Er fühlte sich, wie das Alterthum der ächtesten Zeit, ganz entfremdet aller müßigen Philosophie, die ihm von gewissen Seiten eine Art Hypochondrie und Geisteskrankheit schien, ganz entfremdet allem verkünstelten Luxus des Geistes. Ganz unversöhnt blieb er, als ob er in Griechenland gelebt hätte, mit aller geschichtlichen Welt,

---

27) Ueberall trinkt man guten Wein,
jedes Gefäß genügt dem Zecher;
doch soll es mit Wonne getrunken sein,
so wünsch' ich mir künstliche griechische Becher.

28) 3, 99,
Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muse
bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freu dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
nachzudenken.

die dieſem im Rücken lag: mit dem Römerthum, mit dem Chriſtenthum, mit dem unbefriedigten Zeitalter der Romantik, mit der Reformation und Revolution. Im ganzen Umfang hat er ſeine Anſicht des Alterthums in der Einleitung zu Winckelmann's Leben niedergelegt. Der Menſch, ſagt er dort, vermag Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, Außerordentliches durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten, das Einzige und Unerwartete durch Vereinigung ſämmtlicher Eigenſchaften. Das Letztere iſt das glückliche Loos der Griechen, auf das Andere ſind wir Neueren angewieſen. In den Alten wirkte die geſunde Natur als Ganzes, in der Welt, als einem Ganzen, in harmoniſchem Behagen; ſie ſchweiften nicht ins Unendliche, waren hierher geſetzt, hierhin berufen, gaben hier ihrer Thätigkeit Raum. Ihre Schriftſteller ſind die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen und bürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit aller Neigung und Kraft auf die Gegenwart wirkten, daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden wird, einigen Werth zu gewinnen ſcheint. Nach einerlei Art lebten Dichter, Hiſtoriker, Naturforſcher. Alle hielten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt. Das Menſchliche war am wertheſten geachtet, alle ſeine inneren Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne angeſchaut als dargeſtellt. Gefühl und Betrachtung war nicht zerſtückelt, jene kaum heilbare Trennung war noch nicht in der geſunden Menſchenkraft vorgegangen. — Wenn Göthe zu dieſer reinen Betrachtung des Alterthums ſchon in früherer Jugend hätte gelangen können, ſo würde dies ſeiner ganzen Bildung eine andere Wendung gegeben haben. Jetzt war ihm das Moderne ſchon zum Bedürfniß, das Alterthum erſt ein ſpäter Beſitz geworden, über den er nicht einmal ganz Herr werden konnte; und wie wir gewöhnlich thun, daß wir das, was uns geläufig iſt, verachten, das, was wir nicht haben, uns nachdrücklicher beilegen, und das, was wir nicht ganz erreichen zu können glauben, auch Anderen als unerreichbar darſtellen, ſo verachtete Göthe weiterhin das Neue allzu ſehr, fand die nordiſchen Elemente allzu unerquicklich, verſündigte ſich an der chriſtlichen und modernen Kunſt und an ſeiner vaterländiſchen Sprache, die er den ſchlechteſten, kraftverderbenden Stoff nannte, und auf der andern Seite hob er ſchadenfroh das Alterthum zu grell über uns empor, und entmuthigte, indem er

anſpornte. Der Letzte unter den Homeriden zu ſein, dünkte ihm eine Ehre, das Alles unſerer neueren Kunſt erklärte er für nichts, als Jemand Miene machte, dieſes Nichts für Alles zu erklären. Hören wir dieſe bitteren Ausfälle aus dem Munde des Dichters, der uns dem Geiſte der alten Kunſt näher gerückt hat, als irgend eine andere Nation der neueren Welt gelangt iſt, betrachten wir ſie den ungeheuern Anſtrengungen gegenüber, die eben dieſer Dichter mit ſeiner Zeit gemacht hat, uns wenigſtens den rechten Begriff der Kunſt beizubringen, wie ihn die alten Kunſtwerke an die Hand geben, ſo thut es weh, in ihnen kaum einen relativen Werth der modernen Kunſt anerkannt zu finden. Wer aber ſich in die Tiefe der Bedingungen hinabtaucht, auf denen die alte Kunſt ruht, und die uns entzogen ſind, wer es erwägt, daß ſie jenem glücklichen Zeitalter Bildnerin und Lehrerin war, was uns die Wiſſenſchaften ſind, daß jenes jugendliche Volk nicht die mühſelige Bürde unſers Wiſſens zu tragen, das Organ reiner Anſchauung noch durch kein künſtliches Hilfsmittel geſteigert oder geſtumpft hatte, daß kein Despotismus und kein Religionszwang auf die Blüte der Künſte drückte, kein Schwall von Wahn und Vorurtheilen, kein Irrſal der Regeln von dem Künſtler erſt zu überwinden war, der wird begreifen, daß ein Dichter wie Göthe, dem kein Preis zu hoch war, wenigſtens ſich ſelbſt dieſe Bedingungen möglichſt herzuſtellen, die Kluft unausfüllbar fand, die das Falſche und Wahre, das Manierirte und Natürliche, das einfältig Urſprüngliche und das gekünſtelt Nachgeahmte, die die neue und alte Kunſt von einander abtrennt.

Wie mächtig Göthe damals die Lektüre des Homer, die lebendige Bekanntſchaft mit dem Alterthume durchdrang, würde nichts mehr belegen, als ſeine Nauſikaa, wenn er ſie ausgeführt hätte. In Palermo mit der Odyſſee beſchäftigt, dachte er dieſem Stoffe nach; er wollte die Umgebung, der er ſo verpflichtet war, mit würdigen poetiſchen Geſtalten beleben, und aus dieſer Oertlichkeit eine Dichtung in einem Sinne und Tone bilden, wie er noch keine vollbrachte; er hielt es nicht für unmöglich, in dieſem Stücke die ganze Odyſſee dramatiſch zuſammenzufaſſen. Er wollte die vielumworbene Jungfrau darſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle abgelehnt hat, plötzlich von einem ſeltſamen Fremdling gerührt aus ihrem Zuſtande heraustritt, und durch eine voreilige Aeußerung ſich „kompromittirt", was der Situation die tragiſche Wendung geben ſollte. Die einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive, durch das Meer, durch das Inſelhafte des Tons und der Ausführung feſſeln. Auch hier hätte ihm ſein Leben ſelbſt, die eigene

Erfahrung eingegeben, ohne die Er nichts wagte, der die Natur nirgends diviniren wollte. „Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr, Neigungen zu erregen, ſelbſt in dem Falle, in einer ſo großen Entfernung von der Heimat abgelegene Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetzteren Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren, das Alles gab ihm eine ſolche Anhänglichkeit an dieſen Plan, daß er darüber den größten Theil ſeiner ſicilianiſchen Reiſe verträumte". In dieſer poetiſchen Stimmung faßte er Alles, was er damals erfuhr, ſah, bemerkte, auf, und brachte es in dieſe erfreulichen Gefäße; leider pflegte er nichts oder wenig aufzuſchreiben, und ſo ging das vielbedachte und durcharbeitete Werk unter kommenden Zerſtreuungen bis auf eine flüchtige Erinnerung und ein kleines Bruchſtückchen verloren. So haben wir denn nichts Anderes, was ſeine damalige Wärme für das Antike ausſpräche, und was aus ſeinen neuen Seelenzuſtänden aufſproßte, als die Iphigenie. Denn man glaube nicht, daß dieſes Stück, weil es ſeinen Gegenſtand aus dem dramatiſchen Kreiſe der Alten nimmt, weil es dem Inhalte nach ſo ganz von den Bedingungen unſeres Lebens abzuliegen ſcheint, und weil es den Bau und den Ton der alten Stücke trägt, darum aus der Reihe der übrigen Werke Göthe's herausträte, die mit ſichtbaren Fäden an ſeine eigene Exiſtenz geknüpft ſind, wie er ſelber auf Weg und Steg mit pragmatiſcher Gewiſſenhaftigkeit nachweiſt. Es iſt kein Spiel eitler Worte, wenn wir ſagen, daß dieſes reine, edle Dichtungswerk voll Milde und Frieden, als ein Symbol ſteht, in dem der zur Klarheit und Ruhe gekommene Dichter, der ſeine titaniſche Zeit und Qual eben abgelegt hatte, deſſen dichteriſcher Eifer ſich ſonſt um den gefolterten Prometheus drängte, der ſelbſt ſeinen Freunden Prometheus hieß, und ſich ſelber das Loos des Tantalus bisher zugeſchrieben hatte, jetzt ſeine eigene Verſöhnung in der jenes Heroenhauſes beſang, welchem, gleich jener himmelſtürmeriſchen Jugend, ſtatt des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit nur wüthende Begierde eigen war. In der ſanften Stimmung ſeiner neugewonnenen Befriedigung ſuchte er nicht ohne den innerſten Trieb das Thema dieſer Verſöhnung unter ſeinen alten Planen zuerſt hervor, ja er dachte ſo eifrig an eine zweite Iphigenie in Delphi, in der noch einmal geſteigert nach einer letzten Gefahr die endlichſte Verſöhnung ſtatthaben ſollte, daß er über dieſen neuen Plan faſt ſeinen Taſſo aufgegeben hätte. Das eigentliche Gewicht der alten Schickſalstragödie in ſein Stück zu legen, dazu war Göthe überhaupt nicht

gemacht, und damals am wenigſten geſtimmt. Wenn man daher dies Schauſpiel mit dem griechiſchen vergleichen will, ſo darf man im Grunde nichts im Auge haben, als jene völlige Losſagung von der geſetzloſen Kunſt, die nur nach Naturwahrheit ſtrebt, zu Gunſten der griechiſchen geſetzgebenden, die nach Kunſtwahrheit ringt, und die nach Göthe's eigener Bemerkung auf dieſem Wege zum höchſten Gipfel gelangte, während jene andere hier und da auf die niedrigſte Stufe geführt hat. Blickt man in den inneren Bau und die Motive dieſes Stückes, deſſen Vordergrund (wenigſtens vom 4. Akte an) faſt weniger die Handlung, die ſich entwickeln ſoll, als die Geſinnung der Heldin ausfüllt, ſo treten wir überall aus dem Ideenkreiſe des Alterthums heraus, wie es auch allein natürlich und möglich iſt, wenn man nicht, wie die Stolberge, in eitle Nachahmerei verfallen will. Selbſt die Art und Weiſe, wie in dieſer Sage des Familienhaſſes der Zug bedeutſam herausgehoben iſt, daß an die Wiederverſammlung der Angehörigen des Hauſes im dunklen Orakel die Entſühnung geknüpft iſt, wie das Gefühl der Fremde, die Liebe der Heimat, ſo ächt griechiſche Züge, Iphigenien geliehen ſind, iſt modern gefärbt; und vollends die Klage über das Frauenſchickſal, der finſtere Blick auf den leidigen Troſt der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchſten Frauenadel geſteigerte Charakter an ſich liegt in dieſer Selbſtbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums. Und dies gibt ja gerade dieſem Werke den erſtaunlichen Reiz, daß der Dichter die reinſte Blüte der modernen Sittigung mit den reinſten Formen des unbewußt ſchaffenden Alterthums in einer ſo harmoniſchen Miſchung zu verbinden wußte.

Göthe hatte die Iphigenie in Proſa fertig[29]) mitgenommen und ſchon am Gardaſee die neue Bearbeitung begonnen, in Rom vollendet. Er nannte ſie ſein Schmerzenkind; er arbeitete nicht mehr in dem alten Wurfe; das Verfahren der Göttinger ſchien gleichſam aus dem deutſchen Homer zu ihm heranzureichen; Leſſing's Vorgang im Nathan mußte ihn nicht weniger als Schiller'n im Don Carlos zur Ablegung der Proſa ermuthigen; Moritzens Proſodie war ihm „ein Leitſtern, ohne den er dies Gedicht nicht in Jamben umgeſetzt hätte". Dazu kam, daß ihn auch hier die übrigen Beſchäftigungen ſo ſehr zerſtreuten, daß er das Wichtige nebenher that, daß er wohl gar ungehalten war, wenn ihn das Stück vom Sehen und Lernen abhielt! Als er indeſſen die Arbeit, die ſeine neue Aera beginnen ſollte, vor ſich hatte, gefiel er ſich ſichtbar auf der

29) Sie iſt in dieſer Geſtalt von Stahr herausgegeben.

errungenen Höhe. Ganz anders ſeine Freunde! Die in Rom, „an ſeine früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden". Die in Weimar ſogar waren mit der proſaiſchen zufriedener! ihnen ging es mit dieſem jambiſchen Drama, wie Göthe'n anfangs mit dem herametriſchen Homer. So ſehr war uns die Proſa noch damals (1787) eingewurzelt! ſo ſehr war das Gewicht, das die Schule Klopſtock's auf poetiſche Form und Sprache legte, ſelbſt in ſeinen Uebertreibungen gerechtfertigt! Göthe war übrigens jetzt ſo ſicher in ſeinen neuen Anſichten, daß er ſich dadurch nicht im geringſten abſchrecken ließ, auch mit Taſſo ſogleich die ähnliche Bearbeitung zu beginnen, der ebenfalls ſeit etwa 1777 her in einer poetiſchen Proſa vorbereitet war. Sie hatte etwas Weichliches und Nebelhaftes, das ſich ſogleich verlor, als Göthe nach ſeinen neuen Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ, den er hier ſchon weit gewandter handhabte; er wußte voraus, daß es hier noch mehr auszuarbeiten gab, und weder Perſonen, noch Plan, noch Ton des früher Vorhandenen hatte mit ſeinen jetzigen Anſichten die mindeſte Verwandtſchaft. Torquato Taſſo iſt nächſt Fauſt mehr als irgend Eins von Göthe's Werken aus ſeinen innerſten Erfahrungen entnommen; dies war es auch allein, was ihn beſtimmte, jenem Gedanken nicht Gehör zu geben, der ihm einflüſterte, alle ſeine alten Fragmente und darunter „die Grillen des Taſſo" fahren zu laſſen, und die Iphigenia in Delphi zu ſchreiben: er hatte zuviel ſeines Eigenen hineingelegt, als daß er ihn aufgeben konnte. Schon äußerlich ſteht das Stück, das die Verdienſte der Herzoge von Ferrara an Italiens größten Dichter preiſt, als ein Denkmal für das Haus Weimar da, das die edlen Männer Deutſchlands, nicht durch Zufall um ſich ſammelte, ſondern anzog und ſie feſtzuhalten wußte, das jeden großen Namen, den Deutſchland nennt, „ſeinen Gaſt genannt", und ſich auf den ſchönen Vortheil verſtand, „den Genius zu bewirthen". In dem Dichtercharakter, den Göthe darſtellt, hat Bouterwek in geſchichtlicher Treue die Züge des wirklichen Taſſo mit derſelben Oberflächlichkeit gefunden, wie Andere das antike Drama in der Iphigenia. Vielmehr eröffnet uns unſer Dichter nach ſeiner Weiſe bedeutungsvolle Zuſtände ſeines letzten Lebens. Er hatte es früher immer eigen, die intereſſanten Verhältniſſe, die er durchlebte, im günſtigen Augenblick des Ablegens zu haſchen und mit halb feſter, halb noch vom Antheil bewegter Hand ins Buch der Dichtung zu tragen; dieſe Ergießungen hatten, gegen die fieberhaften Anfälle ſeiner Freunde gehalten, Maß und Ruhe verrathen, gegen die Werke der zweiten Periode ſind ſie

mehr im persönlichen Intereſſe geſchrieben. Jetzt hat er eine inhaltreichere Periode voll mannichfaltiger innerer Vorgänge durchlebt, er war in großen Beſtrebungen unbefriedigt geblieben, hatte in kühnen Entwürfen tragiſche Hemmungen erfahren, das literariſche Feuer war ausgebrannt, in der Weltrolle, die er ſpielen wollte, mochte er ſich doch zuletzt kümmerlich fühlen. Innerhalb dieſer Zeit innerer Qualen hatte er verſucht in verſchiedenen Anlagen ihr Bild zu entwerfen, und es mißlang; kaum hatte er ſie jetzt abgeſchüttelt, ſo griff er mit größerem Erfolge dieſe Verſuche wieder an; er nahm aus größerer Entfernung auf, und idealere Umriſſe ſprangen heraus, gereinigter vom Individuellen, wie tiefgewurzelt die Vorbilder auch in der Seele des Dichters lagen. Indem er den ähnlichen Zuſammenſtoß feindlicher Welten wie im Werther ſchildert, bewährte er noch wie damals, daß ihm die Natur Melodie und Rede, und ein Gott gab, zu ſagen, was er litt; aber man konnte hier nicht mehr Geſchichte ſuchen wie dort, weil hier reine Dichtung war. Der Dichter, der auf den Einklang der Natur lauſcht, der aufzunehmen ſucht, was die Geſchichte reicht, das Leben bietet, und der das Zerſtreute in ſein Gemüth ſammelt, der verwöhnte Sohn der Laune und Leidenſchaft, der dem ſchrankenloſen Sinne folgt und an der Enge des realen Lebens anſtößt, der im Gefühl der Jugend, des angeborenen Adels und der höhern Natur nicht Ort und Stand und Geſetze achten möchte, der holde Schwächling, der ſich zu beherrſchen unfähig iſt und ſich Alles gegen Alle erlaubt, dieſer Dichter ſcheitert an den Ordnungen der wirklichen Welt, deren Vertreter ihm in dem Staatsmanne entgegengeſtellt iſt, der ganz in dem handelnden Leben weilt und mit deſſen glänzendem Bilde das Träumeriſche des Dichters in Schatten zu ſtellen droht, der dem Schwankenden und Mißtrauiſchen mit ſeiner Sicherheit imponirt, dem Selbſtgetäuſchten mit ſeiner Klarheit, und der ſich ernſt in den Schranken von Amt und Pflicht bewegt, da jener die äußerſten Ende der Dinge zuſammenfaſſen will. Unſer Dramatiker, der dies zweiſeitige Weſen in ſeiner Natur nicht ohne Kämpfe verbunden hatte, verſtand eben darum ſo treffend dieſe gegenſätzlichen Charaktere zu ſchildern, die „darum Feinde ſind, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte“; denn wie die inneren Fäden dieſer zarten Kataſtrophe mit feiner Weisheit und Seelenkenntniß geſchlungen ſind, wie der Kenner des menſchlichen Geiſtes hier durch die Fülle der innern Handlung überreich für den Mangel jeder äußern entſchädigt wird, dies iſt ſelten in der Dichtung wieder geleiſtet worden. Wir erinnern uns, daß dieſer Kampf von Poeſie und Wirklichkeit, und ſpeciell der Zwieſpalt zwiſchen Dichter und Weltmann das große Thema

der Dichtung unſerer Genialitäten war: wie hart, wie ſchroff, und zerreißend liegt dies Klinger vor, was hier ſelbſt im tragiſchen Ende ſo mild und verſöhnend iſt, in welcher Stimmung uns jedes Kunſtwerk immer entlaſſen ſollte. Das fühlte Göthe der engliſchen Dichtung gegenüber ſo innig, die voll nordiſchen Ernſtes, voll gewaltiger Gegenſtände, überall großen, tüchtigen, weltgeübten Verſtand, tiefes Gemüth, leidenſchaftliches Wirken aufweiſt, was nur Alles noch keine Poeſie mache; denn ſie, „die wahre Dichtung kündige ſich dadurch an, daß ſie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns ruhen, daß ſie uns in höhere Regionen hebt, und die Irrgänge des Lebens zurückläßt".

Dieſe Eigenſchaften hat, unerörtert den Werth und Gehalt, die Dichtung der Italiener mehr als die der Engländer, und es war billig, daß in einem Gegenſtande wie Taſſo der Geiſt dieſer Dichtung vorherrſche. In dieſem Stücke liegen Arioſt und Taſſo ſo im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte. Auch noch von andern minder-bedeutenden Seiten feſſelte Göthe'n die italieniſche Kunſt, dem keine Geſtalt und Form fremd bleiben ſollte, in der ſich einmal die Dichtung bewegt hatte. Er hatte einige Singſpiele in alter Geſtalt vorliegen, die ihm nach den neugemachten Erfahrungen Schularbeit ſchienen; in dieſe Gattung war ſeit der Zeit, da Kayſer ſein Scherz, Liſt und Rache im alten Schnitte, nach den „Mäßigkeitsprincipien, Stimmenmagerkeit, Einfachheit und Beſchränktheit" komponirt hatte, durch Mozart ein raſcher Umſchwung gekommen; ſie empfahl ſich ihm jetzt als eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsarten. Nun kam ſein Landsmann Kayſer, ein Genoſſe aus Klinger's Zeit, nach Rom; mit ihm ſtudirte ſich Göthe in das Singſpiel der Italiener ein, und arbeitete außer Jery und Bätely beſonders ſeinen Erwin und Elmire und Klaudine von Villabella um. Auch in dieſen Spielen war Vieles niedergelegt, was von glücklichen und thörichten Stunden ſeiner Jugend zeugte, auch aus ihnen ſollte die Spreu ſeines früheren Lebens hinausgeſchwungen werden, und die franzöſiſche Manier des platten Dialogs vor dem Recitativ der Italiener weichen. Doch wollte er nicht wie dieſe den lyriſchen Erforderniſſen allen Sinn opfern; er hoffte zu Zeiten ſeine Operetten für dieſe Bedürfniſſe zu berechnen und doch nicht ganz unſinnig, doch auch lesbar zu machen, während er zu anderer Zeit fühlte, daß das weite Geſpinnſt einer Oper, ohne die Stickerei, für die es beſtimmt iſt, nicht gefallen kann.

Auch an Egmont, der zwölf Jahre früher ſchon entworfen war und den Göthe jetzt wieder hervorſuchte, merkt man den Einfluß der

Beſchäftigung mit dem Singſpiele; es wurde gleich auf Kompoſitionen durch Kayſer gerechnet. Nicht allein „die Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks" ſchadete dieſem Stücke, indem es z. B., wie Herder richtig empfand, und Göthe nicht leugnen konnte, die Schattirungen unterbrach, die in Klärchen die Nüancen zwiſchen Dirne und Göttin ausmachen ſollten: die vielfache Zerſtreuung wirkte auch hier ſchädlich ein. Göthe meinte zwar, dieſe unſäglich ſchwere Aufgabe mit ganz beſonderer Freiheit des Gemüths und Gewiſſenhaftigkeit gelöſt zu haben, allein er wußte doch auch wieder ſelbſt, daß er das Stück ganz hätte umſchreiben, nicht blos umändern müſſen. Hier ſtritt ſich der Stoff, der in der ſhakeſpeare'ſchen Zeit aufgenommen war, der eine niederländiſche Behandlung erforderte, und auch in Weimar noch in der „allzu aufgeknöpften und ſtudentenhaften" Manier des Götz behandelt war, mit den neuen Dichtungstheorien und der neueſten Thätigkeit für das Singſpiel; wir haben daher ſehr ungleichartige Beſtandtheile hier nebeneinander liegen: Dialogen höhern Stils, und eine rhythmiſche Proſa, die ſichtbar nach der Behandlungsart des Taſſo neigt, götziſche Volksſcenen, und Operneffekte. Götze war ſchon damals, wie hoch er die Reinheit griechiſcher Formen ſchätzte, nicht der Meinung, daß wir darum uns ausſchließlich auf ſie ſollten hinweiſen laſſen, obgleich er damals dieſe unparteiiſche Stellung zwiſchen Antikem und Neuerem nicht in der Weiſe ausgeſprochen haben würde wie ſpäter[30]); er griff neben Taſſo zugleich ſeinen Fauſt wieder auf und ſuchte den Ton und Faden, den er ihm in ſeiner Jugend gegeben, wieder, und die Holzſchnittmanier, die in jenes Zeitalter zurückverſetzen ſollte. Wie wenig er übrigens mit ſeinem innern Weſen an dieſen nordiſchen Formen und den Stoffen, die ihnen anpaſſen, hängt, beweiſt die Halbheit, mit der er ſich ihnen im Götz wie im Egmont nähert, und die charakteriſtiſche Aeußerung, daß er ſich mit dieſen beiden Stücken den Shakeſpeare „vom Halſe ſchaffen" wollte, der ihm unheimlich war, an dem er zu Grunde zu gehen fürchtete. Schiller in ſeiner bekannten Recenſion des Egmont hat ganz vortrefflich ausgeſprochen, ohne auf die hiſtoriſche Lage des Stücks in Göthe's Entwickelung Acht haben zu können, wie es zwiſchen ſeiner alten individualiſirenden und der neuen idealiſirenden Methode mitten durchfällt. Der Dichter gibt dem Drama einen Charakter zum Gegenſtand, die Einheit liegt in dem Helden, der in bedenklichen Zeitläufen, von den Schlingen einer argen Politik umgeben, in übertriebnem Vertrauen auf ſein Recht und ſeine Unſchuld wie

30) In den Noten zu Rameau's Neffe.

ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze gehe. Dieſe übergroße Zuverſicht und der unglückliche Ausſchlag derſelben flößt uns Furcht und Mitleid ein und rührt uns tragiſch. Der Held iſt ein fröhliches Weltkind, lebendig, wahr, individuell gezeichnet, ohne alle verſchönernde Kunſt; die kleinen Menſchlichkeiten ſtehen mit keinen großen Handlungen in ſchöner Miſchung, in der ſie doch allein anziehen können; und man kann hinzuſetzen, daß die Häufung ſchwacher und matter Charaktere, die Göthe'n immer eigen war, hier allzu groß iſt (Brackenburg, Ferdinand), als daß ſie nicht den in ſehr zweideutiger Größe erſcheinenden Helden herunterziehen ſollte. Und da nun dieſe individuellere Naturwahrheit in dem Stücke herrſcht, die man in ſolchen politiſchen Staatsaktionen immer gewohnt war, ſo wundert ſich Schiller auf der andern Seite, daß nicht geradezu mehr Anſchluß an die Geſchichte ſtatthatte, die in Egmont einen viel ſchönern tragiſchen Charakter darbot, als dieſen. Erinnern wir uns auch hier, wie bei Taſſo, in welchem Verbande dieſes Stück mit der großen Maſſe unſerer Tragödien ſtand. Wir haben bei Klinger die Neigung gefunden, Revolutionen zu Gegenſtänden ſeiner Dramen zu machen, Schiller hatte den Fiesco ſchon geſchrieben, dem 1787 Don Carlos folgte. Bei dieſen Dichtern warf ſich die Neigung mehr auf die Seite der Völker und ihrer Intereſſen, ſie hoben die handelnden Kräfte hervor, nicht die des Gemüths, ſie blickten auf die Schauſpiele der Geſchichte, gläubig an die lenkende Vorſehung. Allein Göthe'n war der große Ueberſchlag der Begebenheiten nach Jahrhunderten nicht gegeben; ſein künſtleriſches Auge weilte auf dem geſonderten Gegenſtand und betrachtete ihn für ſich; hier fand er im Egmont das Liebenswürdige untergehen und das Gehaßte triumphiren; denn er war (wenn anders damals dies Alles ſchon ſo in ſeinem Bewußtſein lag, wie er es im 4ten Theile ſeines Lebens darſtellt) auf eine neue Religion vom Dämon gerathen, einem Weſen, das er in der belebten und unbelebten Natur walten ſah, das nicht göttlich nicht menſchlich, nicht teufliſch nicht engeliſch, nicht Zufall noch Vorſehung war. Dieſes furchtbare Weſen treibt denn hier ſein Spiel in den Begebenheiten, wie in den Menſchen, und in dem Helden beſonders, den er darum verwandelte, zum Jüngling, ledig, unabhängig von allen Verhältniſſen machte, ihm Lebensluſt, Anziehungsgabe, Volksgunſt, Neigung einer Fürſtin und eines Naturmädchens, Theilnahme eines Staatsklugen und ſelbſt des Sohnes ſeines Gegners gab, und Tapferkeit und Selbſtvertrauen ſo zum Grunde des Charakters legte, daß er ſich über jede noch ſo nahe Gefahr blendet. Er verweilt auf dieſer einzelnen Geſtalt, die in einer Zeit allgemeiner Aufregung ſich abſonderte und dadurch unterging,

mit einer Vorliebe, die uns nach einer andern Begriffsart dämoniſch erſcheint: er ſchien das Schickſal, das ihn bald ſelbſt der franzöſiſchen Revolution gegenüber unvorbereitet traf, mit dieſem Stücke und dieſem Charakter ahnungsweiſe anzuzeigen. Es machte ihm ſeinen Egmont bei der Bearbeitung ſehr intereſſant, daß gerade der Kaiſer mit den Brabanter Händel bekam, und daß ſich in Brüſſel die Scenen zuzutragen ſchienen, die er beſang. Er rühmte hier die poetiſche Anticipation, von der er auch ſonſt in einem dunklen Gefühle zu ſprechen pflegt, nirgends in klarem Begriffe. Das Weſenhafte des Begriffes liegt darin, daß Alles, was in der handelnden Welt geſchieht, in der empfindenden, denkenden, dichtenden und ſchreibenden früher erſcheint, daß der Gedanke, der Wunſch, die Vorahnung das Geſchehende einleitet und vorbereitet. Dies eben macht die Revolutionszeit unſerer Genialitäten ſo feſſelnd, weil hier der Anflug derſelben Ideen ſichtbar iſt, die einige Zeit ſpäter Europa politiſch erſchütterten. Daher erſcheinen die revolutionären Staatsaktionen jener Tragiker ſo feſt in die Zeit verwachſen; ſie ſind wirklich poetiſche Anticipationen; und ſie ſind es eben ſo ſehr in der Art und Weiſe, wie ſie in die Charaktere der Dichter verwachſen ſind. Wie Schiller den Weltbegebenheiten ſich mit ſeinen Dichtungen gegenüber legte, blieb der erſten popularen Weiſe gleich, wie es im Fiesco vor der Revolution geſchah; wie ſich Göthe vor der Revolution wehrte, durch ſie einen poetiſchen Untergang gleichſam erlitt, weil er in ſich durchaus für ſolche größere Bewegungen in der wirkenden Welt kein Maß hatte dies liegt allerdings im Egmont gleichſam vorweggenommen da. Dieſer Charakter drückt den Gegenſatz gegen Götz aus, der ſich in der anarchiſchen Zeit wohl fühlte; inſofern liegen auch hier die Uebergänge des Dichters von gewaltſamer Unruhe zum Frieden, vom äußern Leben zum Innern abgeprägt.

Sobald ſich Göthe dem deutſchen Boden wieder näherte, ſchien er unwillkürlich in die nordiſchen Stoffe und Formen der Dichtung zurückzufallen. Er ward bei ſeiner Rückkehr unangenehm von dem Beifall berührt, den Schiller in der Nation gefunden hatte; er fand durch ihn die Aufregungen der Genialitätszeit und Naturperiode, der er ſich jetzt enthoben fühlte, nun ſchon durch das zweite Jahrzehend unterhalten und genährt, ja zu neuer Kraft geſteigert. Dieſes Verhältniß traf mit der Zeit zuſammen, wo er ſeinen Fauſt für die Ausgabe ſeiner Werke zurichten wollte oder zugerichtet hatte, und es mochte aufmunternd und mißſtimmend auf dieſe Arbeit eingewirkt haben. Die Dichtung von Fauſt zieht ſich durch Göthe's ganzes Leben hin und iſt in ihrem vollen

Umfange zu einer Art Darſtellung ſeiner menſchlichen und poetiſchen Entwickelung geworden. In ſeine früheſte Jugend ſchlingen ſich die erſten Fäden dieſes Gewebes zurück, das er Ein Jahr vor ſeinem Tode abſchloß. Mitten in ſeinen erſten prometheiſchen Anwandlungen in Straßburg ſummte ihm das Puppenſpiel vor; von Zeit zu Zeit mußte er einzelne Scenen hingeworfen haben, denn als er in Rom das Gedicht aufnahm, hatte er ſchon ältere Entwürfe als Muſter der Einkleidung vor ſich liegen. Als er 1790 das ältere Bruchſtück drucken ließ, ſo war darin der Kern der Sache, das Weſentlichſte deſſen, was wir den erſten Theil nennen, enthalten; die poetiſche Beſonderheit und Ausführung ſchob nachher manche ſchöne Scene und Abſchweifung ein, aber auch jene Walpurgisnacht, auf die Göthe damals bei friſcherer Erinnerung an Italien kaum gefallen ſein würde, wo ihm die reinſte Menſchheit in der alten Mythologie verkörpert ſo nahe gerückt war, und wo er das „häßliche Teufels- und Hexenweſen“ wenn nicht verſchmäht, ſo doch nicht herbeigezogen haben würde, „das nur in düſtern ängſtlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur Nahrung finden konnte.“ Erſt ſpäter, da er in ſeinen Dichtungen immer gleichgültiger und rathloſer zu werden anfing, wollte er ſich ſein Recht nicht verkümmern laſſen, auch aus dieſen Gebieten ſeine Stoffe zu nehmen, wiewohl ſelbſt in der Zeit ſeines Wetteifers mit Schiller die Luftphantome und das Nebelwerk, das ſich in die ſtets verfolgte Kompoſition einzudrängen ſuchte, noch von der deutlichen Baukunſt verdrängt ward. Wie Göthe damals dieſe Arbeit behandelte, ſo hat er ſie vorher und nachher behandelt. Er ſchrieb in verſchiedenen Stimmungen verſchiedene Theile nieder; entmuthigt über anderen Verſuchen, rettete er ſich in dieſes Gedicht, in dem er ſich ſpiegelte; er machte es ſich mit der „barbariſchen Kompoſition“ bequem, und dachte die höchſten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen; er behandelte die Aufgabe bald als Poſſe, bald fühlte er wieder, daß das Ganze umzubauen ſich wohl lohnen würde; dann aber ſchreckte es ihn wieder, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin ſchon die Freude ſeines Lebens verzehre. Er ſorgte alſo nur für Anmuth, Gefälligkeit und Bedeutſamkeit der Theile, weil das Ganze doch immer Fragment bleiben müſſe. Bis zu dem Abſchluß des erſten Theils (1807) arbeitete er immer noch gewiſſermaßen rückſchauend auf den erſten Entwurf, obgleich auch hier Alles von Lücken, Räthſeln und Widerſprüchen voll iſt, ſobald man den Maßſtab einer ſtrengen Folgerichtigkeit anlegt. Was aber den zweiten Theil ausmacht, das iſt durch dieſelbe Kluft von dem erſten geſchieden,

die Göthe's Alter von seiner Jugend trennt, bis auf einzelne Theile, die schon vor der Herausgabe des ersten Theiles behandelt waren. Auch mit diesem Spätwerke seiner Muse verfuhr er, wie mit den früheren Theilen, er ließ sich nöthigen und treiben und zögerte geheimnißvoll hin, bis er im 82sten Jahr mit diesem Lebenswerke zugleich das Leben abschloß.

Daß bei diesem Verfahren das Gedicht nicht allein nicht in seinen beiden Hauptbestandtheilen, sondern auch nicht einmal in dem ersten Theile, oder auch nur in dem ersten Fragmente ein harmonisches Ganze in jenem höchsten Sinne werden konnte, den der entzückte Dichter des Prologs an die Dichtung verlangt, ist wohl begreiflich. In holden Irren schweift das Werk so vieler Jahre nach dem gesteckten Ziele hin: dies blieb die Vorandeutung für seine Geschichte und seine Beurtheilung. Daß in dem ersten Theile das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit beneidenswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefen des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd herauszuzaubern, darüber hat die Stimme der Welt schon längst entschieden. Und es kann diesem allgemeinen Urtheile keinen Eintrag thun, daß es dem Dichter in seiner Laune gefiel, von so vielen räthselhaften und wunderlichen Einschiebseln, von so mancher liegenden Habe am unrechten Orte gezwungenen Gebrauch zu machen; oder daß ihn seine poetische Gewandtheit hier und da zu jenem Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten verführte, einer Eigenschaft, mit der nachher so viele poetische Dunkelmänner Haus gehalten haben, und die ein so übler Bestandtheil deutscher Poesie überhaupt geworden ist, wie Jean Paul's Witzhaschen und Haarspalten der Empfindungen, und Schiller's rhythmischer Abfluß, der das Ohr überfüllt und den Gedanken hinwegspült. Diese reizenden Bruchstücke nun spielen in dem ersten Theile, von dem wir an diesem Orte allein reden [31]), um einen Grundgedanken episodisch her, ohne ihn vollendend auszuführen, und wie sie an sich selbst, als poetische Einzelheiten, nicht ästhetisch befriedigen, und daher trotz ihrer hohen Vollendung noch keine Nach-

31) Wir unterscheiden das erste Fragment nicht weiter von dem ganzen ersten Theile, wie er im Besitze der Nation ist, da für unsern allgemeinen Gebrauch die Unterschiede beider wenig bedeuten, und eine so streng chronologische Kritik unnöthig scheint. Wir haben überhaupt diese Rücksicht auf ältere verdrängte Ausgaben nur da nicht bei Seite gesetzt, wo der Unterschied schlechterdings wesentlich war.

ahmer haben abſchrecken können, ſo iſt die Befriedigung des moraliſchen oder philoſophiſchen Intereſſes, das ſie anregen, noch geringer. Das Gedicht, wie es nach Göthe's eigenen Worten aus einem dunklen Zuſtande des Individuums hervorgegangen iſt, nimmt im größeſten Umfange die dunklen Zuſtände des Zeitalters zu ſeinem Gegenſtande, in dem es empfangen iſt, und überläßt den trüben Stoff vorzugsweiſe der Jugend, die ſich in den ähnlichen dunklen Zuſtänden umtreibt, die ihr eigenes Bild darin ſucht und hineinträgt, und den angeſponnenen Ideengang willkürlich weiterſpinnt. Wir wollen verſuchen, die leitenden Momente in den Zeitideen zu finden, die hiſtoriſche Anknüpfung anzudeuten, um auf dieſem Wege zu einem ſpringenden Punkte zu gelangen[32]), der uns nicht allein das Gedicht aufhellt, ſondern auch klar macht, ob es vielleicht ſo fragmentariſch angelegt werden, unausgeführt und unausführbar bleiben mußte, ohne darum den Dilettantismus zu verrathen, den Göthe ſelbſt an eben dieſen Merkmalen ſo ſehr mit Recht bei Andern erkennen wollte.

Wir gehen hierbei von der Anſicht aus, daß die Fauſtdichtung in einer innern Verbindung mit der Sage ſteht, und daß, wie wir bei dem Volksbuche früher ſchon angedeutet haben, der Grundgedanke der Sage, nur zeitgemäß verändert, ſtehen geblieben iſt. Wir haben überhaupt bemerkt, daß das Zeitalter Leſſing's und der Starkgeiſterei ſich in eben dem Verhältniſſe an Klopſtock und Wieland anreiht, wie die Zeit während und nach der Reformation an das ältere Ritter- und Chriſtenthum; und es iſt natürlich, daß ſich zwei Zeitalter wieder aufs innigſte unter ſich die Hand reichen, wovon das letztere nur fortzuſetzen beſtimmt war, was das frühere begonnen hatte. Die anſcheinend ſehr verſchiedene Aeußerung der Naturrichtungen in dem Narrenweſen jener Zeit wird man dem Originalitätsſtreben in dieſer ſehr verwandt finden, ſobald man die nothwendigen Unterſchiede abrechnet, die die Bewegung in einem rohen Geſchlechte von Pöbel und Bauern und die in einem Kreiſe gebildeter Männer bedingt. Jene Zeit, in der man die hiſtoriſchen Grundlagen des Fauſt zu finden bemüht war[33]), und aus der die erſte Ueberlieferung der

32) Daß unſere, hier wie überall geſchichtliche, Erklärungsweiſe keiner andern den Weg vertritt, verſteht ſich von ſelbſt; es wäre beſchränkt, wenn man einem ſo „inkommenſurabeln" Werke nur Einerlei Maßſtab anlegen wollte. Wir enthalten uns daher jeder Polemik wie jeder Huldigung gegen die vielen Scholien, die zu Fauſt erſchienen ſind, und empfehlen nur, der ähnlichen hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe wegen, Ch. H. Weiße's Kritik und Erläuterung des Fauſt. 1837.

33) Vgl. Raumer's hiſt. Taſchenbuch 1834.

Sage ſtammt, befreite das Volk in einer ähnlichen leidenſchaftlichen Aufregung von dem unleidlichen Druck veralteter Verhältniſſe, wie dieſe neuere literariſche Revolution that. Sie miſchte auf dieſelbe Art Aufklärung und Aberglauben in Einem Gefäße, wie es jetzt wieder geſchah: der ungeſtalte Obſcurantismus, der ſich mitten im Lager der Proteſtanten bildete, gleicht aufs genaueſte der Stellung, die Lavater, Jung u. A. mitten unter den befreundeten Freigeiſtern einnahmen, ſo wie beidemale die gleiche Erſcheinung hervortrat, daß man, unbefriedigt von Zunftweisheit, vom todten Buchſtaben der Gelehrſamkeit, von dem dürren Formalismus der Scholaſtik, für die Bedürfniſſe des Gemüths auch im Wiſſen zu ſorgen ſtrebte und auf Geheimlehre und tiefſinnige Naturanſchauung gerieth. Der freſſendſte Skepticismus, der Zweifel an aller Wiſſenſchaft verband ſich mit dem kühnſten Glauben an einen unſinnlichen Hintergrund der menſchlichen Dinge, und Rouſſeau, Lavater, Caglioſtro liegen im Keim und Weſen in jenen Zeiten des Fauſt und ſeiner geſchichtlich beglaubigteren Zeitgenoſſen vorgebildet. Karrikaturen des allerhöchſten Grades bilden damals das überhobenſte Beſtreben der rein geiſtigen Natur des Menſchen und das tiefſte Verſinken ſeiner thieriſchen ab, und daß ſich Beides, Skepſis und ſinnliche Luſt, miteinander paart, iſt ſo natürlich, wie daß die entſchiedene Ungebundenheit des Geiſtes und der Sitte der Leichtſinn, mit Trübſinn wechſelnd, immer begleitet. Und auf dieſen Grund iſt ja auch bei Göthe das ganze Gemälde gezogen, daß der Wißbegierige, dem die Geiſter des Dieſſeits, der Natur, ihre Antwort verſagen, auch das Jenſeits aufgibt und den Drang des Wiſſens ablegend den Freuden des Lebens nachjagt, in die ihm der Begleiter, der ſie gibt, zugleich die düſteren Schatten wirft. Wie nun dies Alles in den Zeitaltern der erſten Ueberlieferung und des göthiſchen Gedichtes gleichmäßig in den Bildungen der Nation gelegen war, ſo drückte es ſich auch ähnlich in der ſchriftlichen Niederſetzung ab. Wenn dies nur ſehr im Hintergrunde zu erkennen iſt, ſo liegt es theils in der ungeheuern Kluft, die das rohe Volksbuch und die Puppenſpiele[34]) von dem 18. Jahrh. trennt, theils in der verſöhnenden Wendung, die die humaniſtiſche Zeit gegen die rechtgläubige der Sage geben mußte, theils aber auch darin, daß Göthe ausdrücklich der platten Ueberlieferung auswich oder ſie nur flüchtig andeutete, und den Gehalt der Fabel aus der moraliſchen und theologiſchen Sphäre in die intellektuelle, in die panſophiſche ſeiner

34) Vgl. Dr. Johannes Fauſt. Puppenſpiel in vier Aufzügen. Hergeſtellt von Karl Simrock. Fr. 1846. In Scheible's Kloſter ſind deren eine ganze Reihe abgedruckt.

prometheiſchen Epoche herüberzog. Dies thaten mehr oder weniger auch Klinger und Müller, die mit Göthe gleichzeitig ebenſo die innere Beziehung dieſer Sage zu dem Geiſte ihrer Zeit ahnten. (Wie Leſſing den Gegenſtand aufgefaßt haben würde, läßt ſich aus dem kleinen Fragmente nicht ſchließen, das nicht eigene Erfindung, ſondern Ueberlieferung iſt.) Je bedeutſamer dies unabhängige Ergreifen von einerlei Materie durch verſchiedene Menſchen für die Zeitmäßigkeit der darin verborgenen Ideen ſpricht, und je entſcheidender es auf die Verwandtſchaft der Zeiten hinweiſt, die beidemale an denſelben ſo lebhaften Antheil nehmen, deſto gleichgültiger dürfen uns, wie wir es im Mittelalter bei jeder ausgezeichneten Sagendichtung fanden, die Aeußerlichkeiten der Mythe werden. Wir halten es darum für genügend, mit dieſen allgemeinen Winken erinnert zu haben, daß das Gedicht von Fauſt in die Kulturgänge der Nation rückwärts ebenſo eingewurzelt iſt, wie wir es vorwärts ſich hinein verzweigen ſehen. Was jenſeits des Volksbuches die Mythen von Gerbert, Theophilus, Militarius u. A. von Aehnlichkeit verrathen, iſt ſo äußerlich und entfernt, daß es eitel wäre, dorthin zurückzugehen.

Daß in der Dichtung von Fauſt das ganze Streben jener dunklen Sturm- und Drangperiode in ſeinen Tiefen und Höhen dargeſtellt, der Held ein Vertreter, das Werk ein Symbol dieſer Zeit geworden iſt, hat wohl Jeder gefühlt, der einmal einen Blick in das Treiben jener Jahre hineingeworfen hat, und wer innerhalb der Geſchichte Göthe'n als dieſen Vertreter anſehen will, der darf in ſeiner Dichtung das Abbild ſeiner eigenen Zuſtände ſuchen. Als Göthe in Straßburg zuerſt dem Gedichte nachſann, war er ſelbſt in der Stimmung, die alles Wiſſen der Welt eitel und ohne Frieden fand, und dieſe lieh er in der anfangenden Kataſtrophe ſeinem Fauſt. Im modrigen Kerker hat dieſer alle Weisheit der Zünfte geſammelt, die ihm aber nicht lebendig geworden iſt; das Pergament ſcheint ihm nun nicht weiter der Bronnen, der den Durſt des Wiſſens ſtillt, das ererbte Wiſſen nicht ein Beſitz, ſondern nur das in eigener Anſchauung erworbene. Er ahnt, daß die menſchliche Erkenntniß nicht auf dem großen Umwege der bloßen Gelehrſamkeit zu ſuchen iſt; der Natur ihr offenbar Geheimniß abzulocken, dünken ihm Hebel und Schrauben nicht die rechten Mittel. Das Spalten des Geiſtes, das Anatomiren der Dinge, das metaphyſiſche Wiederkäuen unverdauter Probleme, das Abſehen von der Natur und den Sachen, um dem Wort zu gefallen, dünkt dem gequälten Forſcher wie das Ableben und der Tod des Wiſſens; er fühlt, daß die ahnende Kraft der Seele, daß die Wahrheit der Empfindung über die Grenzen des meſſenden Verſtandes hinausreicht, die Ueber-

zeugung der Anſchauung die der Spekulation überflügelt. Er beſchwört junge Kräfte in ſeinem altgewordenen Weſen, und neben ſeiner rein geiſtigen Seele fühlt er eine rein ſinnliche, die ſich an Natur und Welt mit derber Liebesluſt anklammert, und die ſich zu des Geiſtes Flügel den körperlichen zu beſitzen ſehnt, die mit dem Höchſten das Tiefſte, mit des Geiſtes auch des Körpers lockendſte Genüſſe zu verbinden, das harmoniſche Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Kräfte herzuſtellen, den Reichthum der Einſichten und Erkenntniſſe mit der höchſten Lebendigkeit und Empfänglichkeit der Empfindung zu behaupten ſtrebt. Mit der Noth des Lebens, mit den „Fratzen" der Welt, mit dem Kram der Worte liegt er im Kampfe; und abgewieſen an jener Pforte, durch die er dem Quell des Lebens und aller Wirkenskraft näher zu kommen ſuchte, iſt er im Begriffe, ſich eine andere zu öffnen, wo jene ſtreitenden Seelen den Menſchen nicht mehr theilen. Aber die ſüße Erinnerung an die Glaubensjahre der Jugend hält den Zweifler zurück und heftet ihn noch an die Erde; die ſchöne Wendung deutet vortrefflich an, daß es auch auf dieſem Runde eine Zeit gebe, wo jenſeits der Erkenntniß und des Bewußtſeins, in dem Allgemeingefühl der Kindheit jene ungetheilte Kraft des Lebens wirkt, wo der Glaube die tiefſten Bedürfniſſe der Seele ſtillt, und wo die ſinnlichen Bedürfniſſe reiner Natur noch unverſagt ſind. Dieſen Zuſtand auf friedlichem Wege herzuſtellen, nachdem vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen war, ſcheint der ringende Weiſe verſuchen zu wollen, da er ſich nach Gottesliebe und Offenbarung zurückſehnt; aber er beginnt ſogleich mit Grübeln, wo nur mit Glauben zu gewinnen iſt; ſchon hat ihn der Feind der menſchlichen Ruhe mit ſeinen Zauberkreiſen umzogen. Auf dem weiten Wege des Kampfs und des Zweifels ſoll nun die erſchwerte Aufgabe verſucht, und „im dunklen Drange der rechte Weg" gefunden werden. Er zerbricht und verflucht nun dieſe Welt der Täuſchungen, er gibt das Jenſeits in kühner Wette auf, er löſt in Verzweiflung jenes kaum geſuchte Band der geiſtigen und ſinnlichen Kräfte, entlädt ſich von Wiſſensdrang, und wirft alle dürre Spekulation gegen die friſche grüne Weide des Lebens zur Seite. Sich zu übertäuben ergibt er ſich dem Taumel der Leidenſchaft, dem unerſättlichen Triebe; das Stilleſtehen im Genuß iſt der Punkt, wo er ſeine Wette mit dem Böſen verloren gibt; er ſehnt ſich, nachdem er alle Wiſſensqualen troſtlos durchgemacht, auch alle Empfindungsqualen durchzumachen, ſeinen eigenen Schmerz an dem der Menſchheit zu erweitern und all ihr Wohl und Weh zu tragen. Die Macht ſeines Meiſters ſetzt ihn mit der Beibehaltung ſeines erhöhten Bewußtſeins und ſeiner Erkenntniß mitten in die Jugend

und die Blüte des ſenſualen Lebens zurück, und er beginnt in dieſer Sphäre ſeinen erſten Irrelauf. Die reine Seele leitet ihn dabei auf jenes reine Weſen, das in des Dichters Zeichnung ein Meiſterſtück und aus ſeinen naiven Frauencharakteren, den beſten, die ihm überhaupt gelungen ſind, die Krone ward; den ſchönen menſchlichen Genuß aber vergällt ihm der böſe Dämon, dem das Edle, was er berührt, zum Opfer fallen ſoll.

Wenn wir uns neben dieſen Hauptmomenten aus dem Gange des uns Allen ſo bekannten Gedichtes die Grundzüge des geiſtigen und moraliſchen Lebens der Generation wiederholen wollen, die wir bisher betrachtet haben, ſo ſtoßen wir in unſerer gedrängten Darſtellung auf hundert Aehnlichkeiten und Beziehungen. Wir haben jene Philoſophie, die alle Weisheit der Erde umſpannen und zugleich in lebendiger Wirkſamkeit ſchaffen möchte, in dem jungen Herder ſchon aufkeimen ſehen; die Verachtung des überlieferten Buchſtabens war der Sinn all der jungen Kritik, die ſich ſeit Leſſing an allen Enden von Deutſchland regte. Das Vertrauen auf den prometheiſchen Funken hatte Hamann jenen bitteren Spott entlockt auf alle dürre Gelehrſamkeit, auf alle jene müßigen Gaukeleien der ſpekulirenden Vernunft. Geſättigt von dem Scholaſticismus der alten Zeiten, ergaben ſich ſo viele ſeiner Anhänger der Magie, ob ihnen durch Geiſtes Kraft und Mund nicht manch Geheimniß der Natur kund gethan würde. Das Trennen des ganzen Lebens, ſagten wir von Hamann, war ihm ein Greuel, das Greiſenhafte des Lernens ein Abſcheu, die Orgien der Leidenſchaften und der Sinne ein Heiligthum. Gegen den Druck des äußeren Lebens, gegen die beengenden Konvenienzen haben wir jene ganze Jugend aufs mannichfaltigſte in Waffen gefunden; jenes Rütteln an den Pforten des Lebens haben wir in Werther's Periode epidemiſch geſehen. Die Verſöhnung der höchſten Vernunfteinſicht, der materiellſten Naturkenntniß mit dem kindlichen Glaubensſyſtem der Offenbarung verſuchte Herder mit eigener Befriedigung auf eine vorher nie dageweſene Weiſe; jene Vorliebe zu der Jugend und Kinderzeit haben wir gleichſam den Kern ſeines Weſens genannt. Das kühne trotzende Bündniß des Guten mit dem Böſen, des Idealen mit dem gemeinen Realismus haben wir Göthe'n ſelbſt mit ſo vielem Nachdruck bekennen hören. Das Verzweifeln an aller Frucht der Wiſſenſchaft, an aller gedeihlichen moraliſchen Wirkſamkeit hat Klinger bei uns ſo hartnäckig ausgeſprochen; das Leugnen eines zukünftigen Lebens war in Unzer's Bekanntſchaft eine Art Ehrenpunkt; die unerſättliche Genußſucht predigte Heinſe als den Glückſeligkeitstrieb der Menſchen aus; jenen wühlenden Weltſchmerz rühmt ſich unſere Jugend noch heute zu

tragen, die ſich ebenſo wie Fauſt „von Allem, was die Menſchheit peinigt, auch gequält, von Allem, was ſie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was ſie verabſcheut, gleichfalls befangen, und durch das, was ſie wünſcht, auch beſeligt fühlt.“ Jenen Rückgang vom Alter zur Jugend haben Winckelmann und Göthe nicht allein, die ganze Nation hat ihn gemacht, indem ſie von der Schulwiſſenſchaft auf die Kunſt zurückging, von dem ausſchließlich geiſtigen auf das ſinnliche Leben, das die Menſchen damals in das reizende Licht der Seelenſchönheit rückten, und in dem ſie dennoch nicht ſelten thieriſch untergingen. Was endlich den Gehalt des ganzen dunklen Seelenzuſtandes und Geiſtesſtrebens in dem Gedichte wie in der Zeit, in der es entſtanden iſt, ausdrückt, darin ſind ſich Hamann und Göthe eigenthümlich und unabhängig einander entgegengekommen. Göthe führt Hamann's ſämmtliche Aeußerungen auf das Princip zurück: „Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, durch That oder Wort, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich!“ und dies trifft ganz nahe mit dem zuſammen, wie wir Hamann den ſtarkgeiſtigen genialen Charakter jener Epoche überhaupt beſtimmen hörten; dieſe Weſen ſchienen ihm die unbeſchränkte Unabhängigkeit der rohen Natur mit den Ergötzlichkeiten des Lebens, mit andern Worten, die Vorzüge der Natur mit denen der Kultur, das Geiſtige mit dem Phyſiſchen, die Jugend mit dem Alter, Weisheit mit Affekt verbinden zu wollen; und in dieſer Verknüpfung der äußerſten Enden, in dieſer Totalität des Lebens, in dieſer Verſöhnung der Bildung und des Naturſtandes ſchien ihm allerdings die einzige Auflöſung des Problems menſchlicher Glückſeligkeit zu liegen. Und dieſe Einſicht, die für Hamann kaum eine richtige gewitterte Spur war, war für Göthe, Herder und Schiller ſchon ein betretener Weg; und wir müſſen eingeſtehen, daß der Bildungsgang der Nation allerdings auf dieſes große Ziel hinweiſt, ja daß für Menſch und Menſchheit keines gedacht werden kann, was die harmoniſche Entfaltung aller ihrer Kräfte und in Folge dieſer Glück und Gedeihen mit ſo viel innerer Bürgſchaft verſpräche. Die Geſchichte der Welt im größeſten Ganzen ſcheint unſerer Zeit keinen andern Richtpunkt anzuweiſen, als eben dieſen.

Es gab eine Jugendzeit der Menſchheit, wie es eine des Individuums gibt, wo die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geiſtes in jenem Einklang waren, den nur der ungeirrte Inſtinkt treffen und bewahren kann. Sinn und Geiſt, Einbildungskraft und Vernunft, Verſtand und Gefühl hatten damals keine getheilten Gebiete, die menſchliche Natur war in einem ungetrennten Bunde, die Arbeitstheilung des Geiſtes

und des Gemüths war noch nicht eingetreten, daher auch nicht die Theilung der Kräfte. In dieſer Zeit zeugte Griechenland jene Werke der Kunſt und Dichtung, in denen Sinnlichkeit und Geiſtigkeit, Naturnothwendigkeit und Vernunftfreiheit ſo ſchön in einander fließen, es zeugte jene Menſchen, die das ganze Abbild einer reinen Menſchlichkeit, nicht das fragmentariſche Erzeugniß einer beſtimmten Beſchäftigung waren, es ſchuf ſich überhaupt jene Staats-, Lebens- und Kunſtweisheit, in der nie die Natürlichkeit, wie bei uns, der Vernünftigkeit entgegengeſetzt war. Aber dieſer beneidenswerthe Zuſtand konnte nicht dauern; es mußte eine Zeit folgen, wo der Menſch ſeiner Doppelſeele ſich bewußt ward, und dieſe Erkenntniß mußte ihn in unſeligen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen laſſen. Sollten der Menſchheit vielfältige Kräfte zu dem möglichſten Grade der Stärke geſteigert und gebildet werden, ſo war es unumgänglich, ſie zu theilen, ſie wechſelsweiſe oder gegenſeitig zu bevorzugen, ſie herauszuheben und einander entgegenzuſetzen. Das Geſchäft, das Syſtem, der Theil, fing nun an die Welt zu ſpalten; und das Mittelalter begann damit, daß der Geiſt die ſinnliche Natur unterdrückte, ſich der Feſſeln des Körpers in wunderbaren Verirrungen zu entledigen ſtrebte und ſich dadurch die ſchlimmern ſelber ſchmiedete. Von dieſen Einſeitigkeiten und Irrungen ſucht uns die neuere Zeit zu heilen, und ſie begann in der Reformation damit, des Geiſtes Forderungen zu reinigen und die der Sinne anzuerkennen. Mit welchen rohen Ausſchweifungen dieſe letztere Wendung anfangs verbunden war, erinnern wir uns aus dem Theile der Geſchichte, den wir ſelbſt verfolgen; wie gegenſätzlich auch dann noch Sinn und Geiſt blieb, ſtellte uns die Poeſie des 17. Jahrhs. dar; wie man aufs neue friedlich vermittelte, fanden wir in Brockes' Zeit im Anfange des 18ten, und wie man die Verſöhnung zu erſtürmen ſuchte, haben wir eben jetzt erfahren. Könnte dieſes Volk oder dieſe Zeit dazu gelangen, daß ſie auf der erhöhten Stufe der geiſtigen Freiheit jene Totalität der menſchlichen Natur herſtellt, dann wäre dies eine Ausſicht auf beneidenswerthere Zuſtände, als ſie ſelbſt das Alterthum beſaß. Wäre es möglich, auch nur in Einem Volke, in Einem Theile der Menſchheit jene Einfalt der Natur herzuſtellen, die Sympathie mit dem Ganzen der Welt und mit reinen, planen, unverwirrten Verhältniſſen zu verbinden mit der Ausbreitung des Wiſſens und der höchſten geiſtigen Ausbildung, die ſonſt zu vereinzeln und zu verirren pflegt, wäre es möglich, dieſen Frieden zwiſchen Wiſſen und Leben, zwiſchen Natur und Kultur zu ſtiften, dann wäre die Zeit gekommen, wo man die unſelige Vereinzelung der Kräfte, den Widerſtreit der Meinungen und Richtungen

nur für ein leidiges, zeitweiliges Mittel zum Zwecke, nicht für den Zweck der Menſchenbildung ſelbſt anſähe, wo der Menſch nicht ſein Geſchäft, ſondern ſein Weſen, wo der Staat den Charakter, nicht die Amtsmaſchine ſchätzen würde, dann wäre der Augenblick erſchienen, zu dem man gerne ſagen möchte: Stehe ſtill! Wie wenig es aber auch den Anſchein hat, daß dieſer Zeitpunkt jetzt gekommen ſei, ja wie wenig man glauben möge, daß dieſer Zeitpunkt jemals kommen werde, ſo muß man doch geſtehen, daß nie ein Raum und eine Periode war, die ihm ſo nahe gerückt wäre, wie eben die Zeit in Deutſchland, in der wir ſtehen. Gewiß, die Ausdehnung dieſer Bildungsſtufe iſt auch bei uns noch ſehr gering; und die Opfer, die wir täglich den einſeitigen Irren, dem Luxus der einzelnen Kräfte, dem Eigenſinn der ſchroffen Richtungen verfallen ſehen, ſind ungeheuer an Zahl: aber dennoch war nie eine Zeit ſo weit, daß wenigſtens dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben, und bis zu einem gewiſſen Grade das Hinderniß hinweggeräumt iſt, ſich zur reinen Menſchlichkeit hinanzubilden, wie heftig auch die inneren Kämpfe ſein mögen, die unſere Art der Erziehung und unſere Stellung in der neuen Welt uns ſchwerlich je erſparen werden.

Es leuchtet ein, daß Fauſt dieſen Durchbruch und die titaniſche Bewältigung dieſer Hemmungen darſtellt, daß er, noch zum Opfer dieſes Ganges unſerer Entwicklung geſchickt, das ſchreckliche Geſetz zu überwinden von dem Dichter auserſehen war, obgleich er von ihm nicht bis zu dieſem Ziele geführt ward. Hierin liegt die eingreifende Verzweigung dieſes Gedichtes in die höchſten Ideen der Zeit. Es lebt mit dieſen fort, es ward als ihr Kanon angeſehen, als eine Weltbibel erklärt, als das Syſtem einer Lebensweisheit und Strebensregel bewundert; Jeder fand ſich bei ſeiner Erſcheinung, wie es Niebuhr von ſich ausſagt, in ſeinen innerſten Regungen ergriffen und fühlte ſich geneigt, es fortzuſetzen; man verſuchte die eigene Kraft daran, und Jeder glaubte, dem geheimnißvollen Dichter erſt nachgeholfen zu haben, wenn er ihm ſeine eigenen Empfindungen unter- und anſchob. Aber alle die unendlichen Nachbildungen, die Fauſt erfahren hat, waren nicht Löſungen des ungelöſten Räthſels, es waren nicht Fortſetzungen, ſondern, wie Göthe ſelber ſagte, Wiederholungen. Und wie vielfach auch dieſe Dichtung auf jene reine Seite der Jugend gewirkt hat, mit der dieſe gerne den Gegenſatz ſchlichter Natur gegen das mechaniſche Leben und die todte Wiſſenſchaft, gegen die profane Amtswelt und gegen die Laſt der Konventionen bildet, ſo wirkte ſie doch nirgends in dem Sinne der Ausgleichung dieſer feindlichen Gewalten, ſondern ſie nährte den Skepticismus des Verſtandes, ſprach zu dem

Libertinismus des Geiſtes, und ſchmeichelte den menſchenfeindlichen Stimmungen, in denen die ideale Jugend die gemeine Wirklichkeit der Welt betrachtet; ſie fand keine männlichen Kreiſe Herangereifter, ſondern ſie erndtete den zweideutigen Dank der Werdenden, vollkommen in jener Weiſe, wie es der Prolog ahnend vorausgeſagt hat[35]). Sie änderte nicht ſo ſehr, als ſie vielmehr die Jugend beſtärkte in dem Wechſel zwiſchen angeſpannten geiſtigen Trieben und erfriſchter Thierheit, zwiſchen dem Vollkommenheitsſinn, dem Gottähnlichkeitsſtreben und der erdekriechenden Natur des Menſchen; ſie lehrte ſie ſeltener Leben, Staat, Amt und Sitte zu reinigen und zu veredeln, als zu verachten und niederzutreten; weniger die Wiſſenſchaft fruchtbar anzubauen und vom tödtenden Worte zu befreien, als dilettantiſch zu zerbröckeln und mit hohler Rhetorik zu untergraben; die Kunſt minder auf der erreichten Höhe des Ebenmaßes und der Ordnung zu halten, als aufs neue der Zügelloſigkeit preis oder der mechaniſchen Versmacherei gefangen zu geben; ſie lehrte ein Ideal der rohen Begierde, die mit ihrer Ungemeſſenheit ſchmeichelt und irgend ein Großes hinter ſich träumen läßt. Wie kommt es, daß die Wirkungen des Gedichtes nicht zu der verſöhnenden Anſicht der Dinge führten, die das Gedicht in Ausſicht nahm? Oder, war dies darum natürlich, daß das Gedicht eben nur die Ausſicht zu dieſer Verſöhnung gab, in der That aber mitten in den Befangenheiten, Zweifeln, Spannungen und Zwieſpalten des begonnenen Proceſſes abbrach? Hatte es irgend einen Grund, oder war es Zufall, daß der Dichter ſein vielbehandeltes Werk ſo unvollendet ließ, und, als er es vollendete, eine ganz andere Richtung nahm, wo er dann, ſtatt die begonnene Geneſis einer rein ſtrebenden Menſchheit, das angefangene Werk ächter allgemeiner

35) In bunten Bildern wenig Klarheit,
viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
ſo wird der beſte Trank gebraut,
der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
vor eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
aus eurem Werk ſich melancholſche Nahrung,
dann wird bald Dies bald Jenes aufgeregt,
ein Jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
ſie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
ein Werdender wird immer dankbar ſein.

Menſchenbildung darſtellend auszuführen, die ganz beſondere Wendung eines beſtimmten Individuums ſchilderte, die jene große Belehrung aus dem Ganzen für die Gattung aus den Augen verlor? Der Dichter hatte ſeinen verjüngten Helden in die Sphäre des Senſualismus und der Empfindungen geführt, eben in die Spähre, worin ſich die Nation ſelbſt nach wiedergewonnener Erneuerung jugendlich umtrieb, worin ſich Göthe, dem Strome des Zeitgeiſtes folgend, ſelbſt mit ſeiner Dichtung ganz im zuſagenden Elemente fühlte. Sollte das ſo angelegte Werk folgerichtig fortgeführt werden, ſo mußte nach Schiller's treffenden Urtheilen (die auch außerhalb der Briefe ſchweigend niedergelegt ſind und überall die eindringendſten Vorſtellungen von dem ganzen Entwurfe verrathen), dieſe Gefühlskreiſe verlaſſen, der Held mußte zunächſt aus der Jugend zur Männlichkeit, in das wirkende und handelnde Leben geführt werden, er mußte nach den Dunkelheiten des inneren idealen Gemüthslebens die Sicherheit des realen und praktiſchen kennen lernen, mußte nach dem feinen Egoismus alles abgeſondert geiſtigen und empfindenden Lebens zu der Uneigennützigkeit des Gefühls und der Thätigkeit im Ganzen gelangen, das uns nach allen Abſchweifungen der Ideale uns ſelber wiedergibt; und nur ſo konnte er nach durchforſchter Erfahrung in die Welt der höhern Erkenntniß, von der er ausging, durch Irrthum zur Wahrheit, durch Kampf zum Siege zurückkehren. Allein an dieſer Stelle ſtand Göthe feſt, wo er ſeinen Helden feſt ſtehen ließ; er hatte keinen Sinn für das handelnde Leben und die Willenskräfte des Menſchen; und Schiller, der dieſen Sinn in hohem Grade beſaß, mußte ihm erſt den Begriff der normalen menſchlichen Entwicklung angeben, zu deſſen Erfaſſung Göthe trotz allen Reflexionen über die Epochen des Menſchen nie gelangte. Und der Dichter, der nichts ohne die angeſchauten Vorbilder des Lebens dichten konnte und wollte, ſtand an dieſer Stelle nothwendig ſtill, weil das Vaterland hier ſelber ſtill ſtand, das die Kluft zwiſchen dem empfindenden, dem denkenden Leben und dem aktiven noch heute nicht überſchritten hat. Wir haben ein Gedicht vor uns, das pflanzlich aus dem Boden, aus der Lage des Volks und der Zeit hervorkeimte, und deſſen Entfaltung von dem Anbau dieſes Bodens völlig abhängig iſt. Es iſt ein Gedicht jener höchſten Gattung, aus der wir früherhin mehrere bezeichnet haben, die ſich an die hiſtoriſchen Ideen anrücken und ſie weiter bilden. Die ergriffene Idee, die wir angaben, ſtockte und ſtemmte ſich, um dieſen Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, in der Zeit. Göthe, als er ſie fortführen wollte, ſah ſich ganz gehemmt, bis er ſein Werk aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens auf das ſeines individuellen verpflanzte,

wo aber das Gewächs aus der Art ſchlagen mußte; und daher verhält ſich der zweite Theil des Fauſt zu dem erſten innerlich gar nicht mehr, äußerlich und formell fällt er ſo ſehr und mehr dagegen in Schatten, als Milton's wiedergewonnenes Paradies gegen das verlorene, als Klopſtock's Drama gegen ſein Epos. Wo dieſe Stockung des Lebens der Nation eintrat, wäre Göthe's Dichtung überhaupt ſtehen geblieben, wenn ihn nicht Schiller noch ermuthigt hätte, der ſich von dem neuen Elemente des politiſchen Lebens, das die Revolution in die Welt warf, nicht überwältigen ließ. Er führte in ſeinen Dichtungen nationell das Problem der geſetzmäßigen Entwicklung weiter, und gab dem Volke jene politiſchen Ideen, an denen es zehren könnte, ſo lange es eine lebensthätige Bildung führen möchte, die es aber auch möglicherweiſe ſich in ſich ſelbſt verzehren laſſen kann, noch ehe es dieſe Bildung nur beginnen dürfte. Wer auf dieſe politiſchen und nationalen Entwickelungen bei uns hofft und für ſie Sinn und Intereſſe zeigt, der hält ſich auch gern zu Schiller, und läßt die göthiſche Dichtung ruhiger auf ſich wirken; wer dafür blinder iſt, oder wer daran verzweifelt, der drängt ſich zu Göthe, unruhiger erwartend, welch' ein Heil aus dem geiſtigen Leben für das wirkliche erſprießen, und wie die Weltliteratur auf großem Umwege die Weltrepublik einleiten möchte. Unſere Jugend ſteht dem Staate gegenüber, wie die zu Göthe's Zeit dem dumpfen Privatleben und der öden Wiſſenſchaft, dem Haus und der Schule; auf dem Staate laſten noch ſchwere Reſte der mittelalterigen Ordnungen, die bei uns die franzöſiſche Umwälzung nicht beſeitigen konnte, und wie ſehr die individuelle Bildung bei uns freigegeben und von jenem Drucke des Mittelalters befreit iſt, ſo fühlen wir hier doch Alle mit Unmuth, daß der Staat in der That erſt die Blüte des Geiſtes und des Charakters entfaltet, daß des Einzelnen Wachsthum von der Witterung der ſtaatlichen Atmoſphäre abhängt, daß der Menſch nur in der Nation wahrhaft ſtark und groß ſich entwickelt, daß der Staat mit dem feinſten und paſſivſten Widerſtande die edelſten Kräfte des Menſchen um ſo gefährlicher und ſchleichender hemmt, weil er ſich nicht offen bekriegt, ſondern heimlich in die Hülle des öffentlichen Wohlſtandes und der leidlichen Ordnung und nothdürftigen Freiheit verſteckt, untergräbt und lähmt. Bei dieſen Verhältniſſen iſt es, nach unſerer Ueberzeugung, viel richtiger, daß wir mit aller Macht ſtreben, dieſe leidigen Hinderniſſe unſerer nationalen Fortbildung zu brechen, als daß wir jene fauſtiſchen Probleme immer wiederholen, die wie ein Geier an dem Herzen unſerer Jugend nagen. Und ſtatt jenen Brand dunkler Leidenſchaftlichkeit in uns zu nähren, ſorgen wir doch lieber, uns zu klarer Ergreifung und

Behandlung der wirklichen Verhältniſſe zu erheben. Sind erſt dieſe ſo eingerichtet, wie ſie dem Kulturſtand des Volkes anpaſſend, wie ſie ſeiner Ehre genügend ſind, dann haben wir auch neuen Boden für eine neue Dichtung gewonnen. Dann kann ſich auch die Dichtung von Fauſt organiſch fortſetzen, nicht mechaniſch wiederholen; denn ohne einen weſentlichen Fortſchritt in dem großen Leben der Nation würde der größte Dichter hier immer nur melancholiſche Klagen erneuern. Nur in ſolch einer vorgeſchrittenen Zeit würde dann eine gedeihliche Aufnahme dieſer unterbrochenen Ideen möglich werden; ſie brauchte aber keineswegs eine Aufnahme gerade dieſer Materie des Fauſt zu ſein, noch dieſer fragmentariſch-dramatiſchen Form. Für die künſtleriſche Bewältigung der politiſch-hiſtoriſchen Welt, das fühlte ſchon Schiller, würde die epiſche Form nothwendig werden, und würde bei dieſem Stoffe didaktiſcher, ſatiriſcher und allegoriſcher Elemente um ſo weniger entbehren können, je mehr ſchon der an ſich viel poetiſchere Stoff des Fauſt philoſophiſchen Gehalt erhielt. Hier würde ſich einem Manne von dantiſchem Geiſte, der in Geſchichte und Philoſophie ſo bewandert wie mit des Dichters Gabe geſegnet ſein müßte, die Fabel vom Ahasver von ſelber bieten, die, wie wir ſchon anderswo andeuteten, für eine poetiſche Auffaſſung und Geſtaltung der Geſchichte eine außerordentliche Weite und Tiefe darbietet, und die nur mit demſelben freien Geiſte von den finſteren Schreckniſſen und orthodoxen Beziehungen entkleidet werden müßte, mit welchem Göthe die Fauſtſage umſchuf. Daß auch dieſe Sage ſich ſo gerne dem poetiſchen Kiele unſerer Jugend unterſchiebt, iſt vielleicht keine bedeutungsloſe Erſcheinung, ſo himmelweit entfernt auch dieſe Verſuche von dem ſein mögen, was man von dieſer Aufgabe erwarten darf, ſobald ſie in dem rechten Kopfe zünden wird.

Bei Göthe's Fauſt empfinden wir mehr als bei jedem anderen ſeiner Werke, wie ſehr ſich jenes unterſcheidende Merkmal deutſcher Dichtung vordrängt, nach welchem ſie durchaus nicht mit dem äſthetiſchen Maßſtabe ganz auszumeſſen iſt, überall ſich einen graden Weg in die Gemüther ſucht und unmittelbar in die Welt der Gedanken einzudringen, auf die Lebensanſicht einzuwirken ſtrebt. Die Dichtung wird dies überall thun, wo ſie, ſorgloſer über das formale Verdienſt, geſchäftiger um das lebendige Intereſſe der Materie ſich bemüht. Unſere romantiſche Dichtung vermochte nicht mehr die unmittelbaren Wirkungen zu machen, die Schiller gemacht hatte, und wieder entfernte ſich die Dichtung dieſes Mannes in ſeiner Blütezeit ſehr von den heftigen Erſchütterungen, die Er und Göthe bei ihrem erſten Auftreten hervorgerufen hatten, mit dem

ſie in die Periode trafen, wo die Poeſie im äußerſten Grade mit dem Leben zuſammenfiel. Auf der Höhe dieſer Periode, ſagten wir, pflanzt ſich unſere Fauſtdichtung auf, und wenn irgendwo der Dichter, der ſein Daſein überall in ſeinen Werken niederſchrieb, mit ſeinem Gedichte Eins war, ſo mußte er es gewiß hier ſein. Wenn daher irgendwo ſein Verhältniß zu dem Kulturſtande der Nation ausgeſprochen werden ſoll, ſo kann es nicht an einem beſſeren Orte geſchehen als gerade an dieſem. Bleiben wir bei der ausgeſprochenen Anſicht, daß damals unſere Aufgabe war, uns von den überlebten, greiſen und grauen Verhältniſſen der mittleren Zeiten auf geiſtigem Wege zu befreien, wie es Frankreich auf praktiſchem that, ſo erkennen wir leicht die Bedeutung, die der Aufruf des neuen Geiſtes in der Nation hatte, das Beleben der jugendlichen Organe, die ſich bald geſchickt und geneigt zeigten, ſich wieder vorzugsweiſe an dem Jugendlichen der Welt zu nähren und zu ſtärken, die Dichtung und das Leben werdender Völker und der werdenden Menſchheit aſſimilirend in ſich aufzunehmen, die alternden Zweige des Wiſſens dagegen und das dürre Laubwerk der Theorien fallen zu laſſen. Was Göthe für das Eine und für das Andere war, wie er ſich erſt an der herkömmlichen Gelehrſamkeit überſättigte, dann der Kunſt und deren Anſchauung, und dem Leben der Sinne und der Phantaſie anheimfiel, dann das Uebermaß dieſer Richtung dämmte, indem er ſich in den geordneten Geiſt des Alterthums einlebte, dies haben wir im Einzelnen und Thatſächlichen verfolgt, und können uns nun deſto leichter das abgeſonderte Bild nicht des Dichters, ſondern des Menſchen entwerfen, um in ihm zu erkennen, nicht was die äſthetiſche, ſondern was die allgemeine Bedeutung des Mannes und der Zeit, die er weſentlich vertritt, für unſere allgemeine, menſchliche Ausbildung ſein möchte. Und hier werden wir uns, wenn wir die Summe ſeiner Lebensanſicht überſchlagen, überall auf die Geſichtspunkte zurückgeführt ſehen, die wir durch Fauſt angeregt fanden. Der Dichter, als ihn in Leipzig die erſten Zerwürfniſſe mit ſich ſelber quälten, als ihm Herder in Straßburg die Binde von den Augen nahm, erkannte ſich ſchmerzlich befangen in der Bildungsſphäre und Dichtung der Nation, die überall den Druck des Geiſtes auf die ſinnliche Natur des Menſchen verrieth, und er war daher unter den Erſten, die dieſe Tyrannei anfochten und ſich der derben Natur in die Arme warfen. Von dieſer Zeit an blieb ihm der Eindruck unauslöſchlich, der ihn gegen den Eigenſinn, die Irrung, die Willkür einnahm, wohin die menſchliche Freiheit, die Selbſtbeſtimmung, der Geiſt ſo leicht ausartet; und er ſchloß ſich dem Inſtinkte, dem Triebe der Natur, der Anregung der

Verhältniſſe ſo nahe an, als es immer in einer Welt möglich iſt, wo wir mit Reflexionen in der erſten Schule empfangen werden. Es ſchien ihm bis in das ſpäteſte Alter eine Krankheit, wenn man den Geiſt über ſeinen eigenen Operationen belauſchen wollte, er lobte ſich ſelbſt ſeiner Klugheit wegen, daß er nicht über das Denken gedacht, nicht gedacht habe, um zu denken: es war ihm dies eine Verſchwendung des Geiſtes, eine Folge der Langenweile und leeren Umgebung. Die ſpaniſchen Stiefeln der Logik, die graue Figur der Metaphyſik, Alles, was nicht mit dem grünen Baume des Lebens zuſammenhing, war ihm zuwider, und er geſtand es oft und gern, daß er zur eigentlichen Philoſophie durchaus keine Beziehung in ſich fand. Wie eifrig er mahnte, den Menſchen erkennen zu lernen, ſo warnte er doch vor der Selbſterkenntniß; er fand, daß das Kennedichſelbſt in ſich einen Widerſpruch enthalte; wer ſich in den eigenen Buſen ſchaute, dem, meinte er, ſei es ſo ſchlecht in ſeiner Haut, wie dem der ſein eigenes Gehirn belauerte; und da er doch bei dem Verſuche ſeiner Lebensbeſchreibung finden mochte, daß dies Studium weder widerſprechend noch hypochondriſch ſein müſſe, ſo verfocht er wenigſtens in ſeinem geraden heitern Sinne, daß es, um auf ſich ſelbſt zu achten, und wie man gegen ſich und die Welt ſtehe, keiner pſychologiſchen Quälerei bedürfe. Er verwünſchte Alle, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machten und ſich mit Spekulationen muthwillig plagten; wohl wiſſend, wie ſich mit dem ewig jungen Leben die Meinungen ſtets verändern, lachte er der Schulen, die ihm wie Individuen vorkamen, welche hundert Jahre mit ſich ſelber ſprächen und ſich in ihrem alten Weſen außerordentlich gefielen; aus einfacher und geſunder Seele ſpottete er derer, die im Leben gern was beſonders ſuchen, denen das Einfache der Wahrheit nicht befriedigend iſt. Er erinnerte weislich dieſe, daß ſie Mühe genug hätten, das Wahre praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden, denn er wußte wohl, daß gerade Solche, die über erhabene Syſteme „ſpintiſirten," den Uebergang zum Leben am wenigſten ſicher zu finden wiſſen, und da die Meiſten fehlgriffe thun, wo ſie ihre Ueberzeugungen in That und Wirkung verwandeln ſollen. Wie würde er ſich von der Schule wegwenden, die ſich ihm an die Ferſen geheftet hat, die gerade den Faden ſeiner quietiſtiſchen Altersbetrachtungen fortſpinnt, und ſeinem Rufe zum Leben und Wirken und iſt, in den er die innerſte Ueberzeugung ſeiner reifen ungeſchwächten Seele preßte! Denn das war Anfang und Ende ſeiner Lehre und ſeines Beiſpiels, daß er ſein vivere memento immer wiederholte, als das erhabenſte Geſchäft die Bildung aller Kräfte anſah, zum Leben aufforderte, nicht zum Reden, ſich fleißig umzuthun ermahnte, redlich zu ſtreben, ſtets

zu forſchen, nie abzuſchließen, das Alte zu bewahren, das Neue freudig aufzufaſſen. Im Anfang war die That, dies war die Philoſophie des Mannes, dem das Thun nie das Intereſſe verlor, wenn auch oft das Gethane. Wirklich hängt dieſe ſonderbare Ueberſetzungsprobe mit der innerſten Weltanſicht des Dichters eng zuſammen. Seitdem er ſich dem heiligen Geiſte der fünf Sinne ergeben hatte, Anſchauung und Erfahrung ihm aller Weisheit Quell war, weil er Inneres und Aeußeres, Geiſt und Sinn nicht zu ſpalten vermochte, ſeit dieſer Zeit war die Natur ſein Evangelium; er las in ihrem „unverſtandenen, nicht unverſtändlichen Buche," und wollte je ſpäter je weniger Wort haben daß ſein Ausſpruch im Fauſt, ins Innere der Natur dringe kein erſchaffener Geiſt, Wahrheit enthalte. Umſchauend ſah er in der Welt nur Wirkungen; in dem ungeheuren Stoffe arbeiteten Kräfte, deren Zwecke nur Bewegung und Leben ſind, deren Allmacht vollkommen ſein würde, wenn ihnen nicht die Gewalt der Erſchaffung und Vernichtung verſagt wäre. Aber dieſe cimmeriſchen Endpunkte kümmerten den lebensfrohen Dichter nicht, ihm hatten daher die Kräfte der Natur Allmacht genug; er forſchte nicht nach dem Woher und Wohin: die Kinder der Natur ſollen nur laufen, ſagte er, die Bahn kennt die Mutter. Den Gott, den Andere jenſeits jener Punkte ſuchen, bedurfte er nicht, Natur und Weltſeele war ihm Gott; das Unendliche war ihm das Endliche nach allen Seiten. Was iſt das für ein Gott, ſagte er, den der Profeſſor perſönlich macht, weil Er eine Perſon iſt? ein Gott, der nur von Außen ſtößt, und das Weltall im Kreiſe am Finger laufen läßt? Ihm ziemt es, Welt und Natur im Innern zu bewegen, ſich in ihnen, ſie in ſich zu halten, ſo daß Alles in ihm lebt und webt und niemals ſeine Kraft und Geiſt vermißt, alles Mannichfaltige von ihm, dem ewig Einen, ausſtrömt und zu ihm zurückgelangt. Nur das vielfältige Gebilde der Natur offenbarte ihm ſeinen Gott, und aus ihm würde er es wagen ſich dieſen Gott zu geſtalten, wenn nur das dürftige Menſchenauge die Unendlichkeit der Dinge umfaßte: wie es ihm gelang, aus dem Reichthum der Pflanzenwelt die Urpflanze zu zeichnen, ſo ahnt ihm für höhere Geiſter das Gelingen, aus allem Erſchaffenen Ein Urzeugendes zu formen, was aber denn doch freilich nur ein Urgezeugtes wäre. Der Gott nun, der die Natur durchdringt, durchdringt auch uns; wie würden wir das Göttliche ſonſt erkennen? Wie Jeder, nach Göthe's Anſicht, zu allen Zeiten gethan hat, daß er ſich ſelbſt einen Gott geſchaffen, ſo that auch Er. In dem ſchöpferiſchen Genius erkannte er das Analogon der Gottheit; in uns ſelbſt tragen wir ein Univerſum, und unſerer Kräfte Beruf wird nun, mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen,

umzuſchaffen das Geſchaffene: denn ruhen darf nichts, es ſoll ſich regen und umgeſtalten. In der Bewegung alſo, im Wirken und Thun liegt das Ziel des Lebens ſelbſt, denn das Ewige liegt nur in der Bewegung, nur im Wechſel iſt Dauer; das Einzelne muß zerfallen, wenn es im Sein beharren will, die Gattung exiſtirt nur fort, in der der Einzelne ſchwinden muß; im Grenzenloſen ſich zu finden, würde auch das Individuum ſich gern aufgeben[36]). Eine ſolche Sinnesart, der ihre Freuden nur dieſſeits quillen können, ſchließt ſich auch hier ſchon dem Allgemeinen an, ſtrebt immer zum Ganzen und gibt ſich freudig auf, und dorther fließt das bereitwillige Verleugnen einer beſtimmten Form in Göthe, einer feſten Richtung, eines ſteten Zwecks, einer freien Wahl, dorther das feine Ausſtrömen der elementariſchen Wirkungen, die von ihm ausgingen, auch neben dem großen Anſtoß, den ſeine Perſon als Ganzes gab. Wer ſo die breite Seite ſeines Weſens allen äußeren Einwirkungen preisgibt, und ſeiner Anlage nach preiszugeben gezwungen iſt, aus dem wirken auch Natur und Verhältniſſe in breitem Umfang zurück, und wie er ſelbſt nur ein unwillkürlicher Widerſchein der Dinge außer ihm iſt, ſo reiht er ſich wieder wie ein gleichartiges Objekt unter die abgeſpiegelten Gegenſtände ein. Ein Solcher, der ſich in Gutem und Böſem ſo übereingeſtimmt mit der Welt fühlt, muß zuletzt auf ein Syſtem des Optimismus fallen. Er muß ſich ſelbſt und die Dinge ſo, wie ſie ſind, für am beſten halten; und er muß ſich der Welt bequemen, damit ſie ihm, damit er ihr nicht veralte; er wird, die Welt zu kennen, ohne ſie zu verachten, für das Ziel der Weisheit halten; er wird jeden Zuſammenſtoß vermeiden, weil ihm jede Meinung und jede Geſtalt der menſchlichen Bildung als ein Ausfluß eigen wirkender Natur zu achten iſt; er wird ſich in der Beſchauung der Dinge beruhigen und von aller Kritik entfernen wie von allem Forſchen nach ihrem Anfang und Ende; er wird Alles betrachten, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, und ſo wird „ſein erſtes Geſetz werden, die Fragen zu vermeiden[37]);“ und ebenſo

36) Im zweiten Theile des Fauſt ſind die atomiſtiſchen Fortgeſpinnſte dieſes Syſtems mit der Verſchämtheit und Verblümung niedergelegt, mit der man ſolche Träume allein vortragen kann. Die Mütter ſcheinen dort, wenn nicht figurirt, ſo doch allegoriſirt zu ſein, als die urſprünglichen Wirkungskräfte, von denen Elemente und Geſchöpfe ausgehen, zu denen ſie zurückkehren. Dorther alſo kann die Helena in Fleiſch und Blut zurückkehren, denn das Verdienſt und die Treue, die anhänglich dem Verdienſte folgt, wahrt das Perſönliche und den Namen; das Uebrige wird den Elementen zurückgegeben u. ſ. w.

37) Dies iſt der Schluß des Gedichts: „die Weiſen und die Leute“ 3, 114, das

wird er leben laſſen und leben, als ob ſich Alles von ſelber gebe, wie es recht iſt, und wird nicht Tadel ausſprechen und anhören mögen. Unzurechenfähig wird ihm ſcheinen, was außer ihm iſt, ſobald ſich nur das leidenſchaftliche Blut der Jugend in ihm beruhigt hat; und unzurechenfähig wird er ſich ſelbſt erklären; dem pflanzlichen Leben wird er Alles anheimgeben wie ſich ſelber. Er läßt ſich von der Natur herumführen in dieſer Zeitlichkeit, wie ſie ihn hereingeführt hat; „er vertraut ſich ihr ganz; ſie mag mit ihm ſchalten; ſie wird ihr Werk nicht haſſen; er ſpricht nie von ihr, ſondern, was er Wahres und Falſches ſagte, Alles hat ſie geſprochen, Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt.“ Daher fühlte er ſich ſo guter Dinge, ſo heiter und rein: hätte er einen Fehler begangen, ſagte er, ſo könnte es keiner ſein!

Dieſes Naturleben bildete Göthe in ſich zu einer merkwürdigen Vollendung aus. Wir haben ihn von Jugend auf den großen menſchlichen Verhältniſſen fern geſehen, in denen wir lernen auch die kämpfende und ſtreitende Bewegung, nicht die friedliche und geregelte allein, als Zweck und Bildung des Lebens zu betrachten. Hang zur Einſamkeit und Aufmerkſamkeit auf die Natur war ihm von ſeiner Mutter zugleich mit jener ganz italieniſchen Sinnesart vererbt, die ſich jeden unangenehmen Eindruck ferne und fremd zu halten ſucht. Das Schickſal kam dieſer ſeiner Natur wohlwollend entgegen, und hielt alle äußeren Kolliſionen und großen Widerwärtigkeiten von ihm ab, und es geſchah ihm nichts Quälendes, als durch ſein Inneres, durch Leidenſchaft und Beſtrebung, und ſelbſt dieſe Qualen wußte er ſich zum Genuſſe umzubilden. Dieſe Eigenheiten entfernten ihn von den Menſchen mit der Zeit immer mehr, des Menſchen handelnde Seite ward ihm ſtets gleichgültiger, das Wort des Menſchen war ihm in ſeiner Jugend das Wort Gottes, jetzt ward es das Wort der Kunſt und Natur. Die Kunſt ſteht außer dem Leben und trifft nicht oft und nicht gern mit ihm zuſammen; die Natur in ihrer ſtillen, reinen, ebenmäßig wiederkehrenden Vegetation liegt tröſtend und beruhigend als ein Gegenſatz zu dem moraliſchen Leben des Menſchen um uns, das voll Unruhe und Haſt, ungeſättigt und unter ſteter Anſtrengung und Noth dahingeht. An beide ſchloß ſich Göthe mit einer Innigkeit und Hingegebenheit an, die in ſeinem übrigen Treiben nicht

---

die myſteriöſen Punkte der göthiſchen Philoſophie in einer wunderlichen Form berührt, die wieder für das Syſtem des Dichters bezeichnend iſt, alle Syſteme zu haſſen, alle poſitiven Antworten zu vermeiden, und, wie es oben heißt, alle poſitiven Fragen zu umgehen.

zu bemerken iſt; nur da ſchien er in ungeſtörtem Glücke, wo er genießend und anſchauend in der Kunſt lebte, wo er das ſtille und große Walten und Wirken der Natur beobachtete, ohne mit den Menſchen zuſammenzutreffen. Auch mit dieſen aber ſetzte er ſich je länger deſto friedlicher auseinander, weil er ſich mit jeder Anſicht verſöhnen lernte, da ja auch ſelten eine Anſicht ohne einen Grund der Wahrheit iſt. Ja, er ſprach zuletzt, als er ſich der gnomiſchen und didaktiſchen Spruchpoeſie hingab, zahlloſe Sätze aus, die ſich auf der Stelle widerſprachen, und die nur unter beſtimmten Modifikationen gegebener Verhältniſſe wahr ſind, unter denen ſie entſtanden ſein mögen: eine Schule ächter Weltweisheit für den, der dieſen beweglichen Beſitz ſchon mitbringt, ein irreleitendes Chaos ſowohl für den Jünger, der ſie dort lernen will und nichts als die Beweglichkeit beſitzt, als auch für den gemachten, eigenſinnigen, unbeweglichen Mann des Amtes und Berufs, der nur ſeinen Beſitz mit ſich bringt. Der Unſelbſtändige wird hier vom Winde getrieben werden; der Zünftler wird ſich ſein Zunftſprüchlein herausleſen; und der Vernünftige allein, den ſich der Dichter zum Freunde, „die Perle aus dem Sande" wünſcht, wird das wunderbare Spiel verſtehen, das die vielſeitige Natur mit ihrem Lieblinge treibt, und über das Andere wird er lächeln, daß der Dichter mit der Menge und die Menge mit dem Dichter ſpielt. Er, deſſen feine reizbare Organiſation von jeder Stimmung, jeder Laune, jedem Lebensverhältniſſe, Aufenthalte, Alter, Beſchäftigung, und von jeder Beſchaffenheit der Witterung abhängig war, und der in allen dieſen Lagen „ſeinen Lebensrauſch zu Papiere brachte," legte ſein Innerſtes mit antiker Unbefangenheit der Welt vor, und da ſein Geiſt in keinerlei Eigenſinn und Neid gegen keinerlei Wahrheit und Weisheit ſich ſträubte, ſo liegen nun die Anſichten der widerſprechendſten Standpunkte in des Dichters Leben, Sprüchen und größern Schriften hart neben einander. Jetzt übt er an der Religion einen profanirenden Witz, dann ergreift ſie ihn heilig aus ungeſchwächter Jugenderinnerung; jetzt zürnt er mit dem Pfaffen, der den Teig zum Gotte knetet, dann freut er ſich an ſeinem weltklugen Spiel mit dem Bedürfniſſe der Menſchen; jetzt ſpricht er von der Würde des Menſchen im Tone der höchſten Bewunderung, dann nennt er ihn einen erbärmlichen Schuft wie den Hund. Einmal kann er über die Geſchichte des Erhabenſten ſchreiben, dann ſie im Geſpräche herabſetzen, als ob er nicht den geringſten Begriff von ihr habe. Wenn Jemand heute eine verknüpfende Idee in ſeinen Dichtungen ſucht, ſo antwortet er mit einem: daß ich nicht wüßte! wenn ſie dagegen Jemand (wie Luden) in ſeine Fauſt leugnete, ſo verfocht er ſtark, daß eine Idee allerdings den Dichter

geleitet, die des Gedichtes Geſetz und Mittelpunkt ſei. Bald ſpottet er über die Barbarei der neueren Kunſt, bald hebt er Byron und Walter Scott in den Himmel. Einmal bekennt er ſich Allem und Jedem verſchuldet, dann behauptet er, Europa habe ihm nichts zu ſeiner Dichtung gegeben. Er lehrt des Meiſters Sinn zu folgen, aus ſeinem Irrthum Gewinn zu ziehen, er hielt es ſelbſt ſo mit Leſſing und Herder, und doch rühmt er nicht minder wahr, auf ſich allein zu ſtehen und nie nach Jemanden gefragt zu haben; der ſich von keiner Schule nennt, den heißt er einen Narren auf eigene Hand, und der ſich zu einer Schule bekennt, der iſt ihm wieder ein Narr auf fremde Hand. Er predigt gelegentlich gegen das Kennedichſelbſt mit dem heftigſten Eifer, dann ſagt er wieder, die Selbſterkenntniß ſei das Höchſte, wozu der Menſch gelangen könne, weil er von da erſt fremde Gemüthsart durchſchaue. Anfangs lehrte er ſein Bös und Gut mit ſo viel Nachdruck, zuletzt mahnte er doch, das Rechte zu thun, damit das Schlechte diene, und verſpricht dem Unvernünftigen keine Dauer; frech bin ich geworden, ſingt er, aber die Götter wiſſen, daß ich auch fromm und treu bin. So begreift man denn wohl, daß die vielgeſtaltige öffentliche Meinung ſich mit dieſer proteiſchen Natur viel zu ſchaffen machte. Tauſende würden ſein Bild von anderer Seite aufnehmen, wir könnten es ſelbſt umkehren, und anders und wieder anders beleuchten, und doch würde er in all dieſem Wechſel ſtets derſelbe bleiben, wie er ſeinen poetiſchen Metamorphoſen immer der gleiche Dichter, in ſeinen ſchroffen Lebensepochen der nämliche Menſch iſt; „ſpaltet er ſich immerfort, ſo iſt er doch ſtets der Eine.“ Dies war bei Leſſing anders, der nicht minder der vieldeutigen Natur nahe und treu war, wie Göthe. Alles Gegenſätzliche des menſchlichen Weſens, Ideales und Reales, Natur und Geiſt, antike und moderne Richtungen lagen in Leſſing immer verſchmolzen beiſammen; Göthe ſpielte das Alles wie Rollen wechſelnd ab. In Beiden fließen die Widerſprüche und Paradoxen aus der ähnlichen Quelle: die Männer, die ſo ſicher auf ihrer Natur und auf der Wahrheit ruhten, durften dieſe gefährlichen Verſuche wagen. Aber Leſſing kannte immer mit dialektiſcher Schärfe das Verhältniß ſeiner Paradoxen zur Wahrheit, ehe er ſie ſagte, Göthe ſuchte es, indem er ſie ſagte; die leſſingiſchen gingen immer nach außen auf beſtimmte Anläſſe von außen, Göthe, der gern ohne Grübeleien einfach leben mochte, und doch in einer Umgebung lebte, wo ihn die Spekulation jeden Augenblick übereilte, ohne ihn jemals froh zu ſtimmen, trug in das Zweiſeitige ſeiner Ausſprüche zugleich etwas Launiges und Grillenhaftes, was uns dabei eben ſo oft mißmuthig macht, als uns das Klare und Faßliche, das Feſte und

Geſunde ſeiner Lebensweisheit an anderen Stellen aufs behaglichſte wohlthut. Als Leſſing den Höhepunkt ſeiner Ausbildung erreicht hatte, ruhte er in ſich feſt, bei Göthe aber wechſelten neue Perioden; in ihm war die Spitze ſeiner Natur, wie er es tiefſinnig von aller ſchönen Natur ſagte, nur ein Moment: die Zeit in Italien.

Mit der ſtaunenswürdigen Empfänglichkeit des Organs begabt, von guten, wohlthätigen, reichen Eindrücken von außen durch eine regungsvolle Zeit beglückt, iſt Göthe eine unverſiegliche Quelle reiner Vorſtellungen, geſunder Begriffe und muſterhafter Lebensregeln geworden, und durch tauſend Oeffnungen haben ſich dieſe in den Ideenkreis der Nation eingedrängt. Die Grundlage aller ächten menſchlichen Kultur hat er uns auf dem ſchlüpfrigen Boden unſerer neueren Verhältniſſe in jener Breite und Tiefe gelegt, auf der wir mit Sicherheit weiterbauen, das Großartigſte und Tüchtigſte aufbauen können; er hat uns auch vielfache Umriſſe zu dem Palaſte der nationalen Bildung entworfen, die verſchönernde Zierde zum Gebrauche vorbereitet, die umgebende Natur und den Schmuck der Künſte anzuwenden gelehrt. Selbſt ausgeführt aber hat Er, der zu Allem, was Handwerk erforderte, ſich ungeſchickt erklärte, den kühnen Bau nicht, der auch die Dauer und Kraft eines Einzelnen überragt; und wer in dem Unterbau und der freien Luft und heitern Anlage Befriedigung findet, der kann einmal, wie Göthe ſelbſt, unter dem Einbruch der Stürme des Lebens zu ſeinem Schaden erfahren, daß unſere Exiſtenz nicht mit dem Obdach des freundlichen Himmels geſchützt iſt. Wir können die organiſirenden Mächte der Natur nicht fragen, ob es möglich war, daß Göthe das reine Bild des normalen Menſchen hätte werden können, wenn er ſeine neidwürdigen Gaben anders benutzt hätte; wir können nicht fragen, ob er dieſe anders hätte benutzen können; wir können dies nicht fragen, wir geben uns aber alle je nach unſerer Farbe die vorlaute Antwort. Göthe ſelbſt hat uns die ſeinige ſchon gegeben; die Optimiſten und ſeine unbedingten Anhänger, die auf jedes Wort des Meiſters ſchwören müſſen, wehren natürlich jeden Tadel von ihm ab und betrachten wie Jacobi ſein Thun und Laſſen unter dem unabwendbaren Zwange des Dämons. Dies kann den Tadel und die Antwort der anderen Seite nicht hemmen; denn wollte und könnte man dieſe herzloſe Art des Urtheils überall anlegen, ſo würde man in den Dingen und Menſchen jeden Rang und Werth leugnen, ſich ſelbſt zum blutloſen Geſpenſte machen und jede Bewegung aus dem Leben tilgen. Will man den Menſchen auch ganz wie die Pflanze in den Gewalten der Natur ſehen, ſo hindert uns dies dennoch nicht, auch den

fehlerhaften und mangelhaften Baum zu tadeln, zu ziehen, und wenn er uns ärgerte, auszureißen. Dies eben aber zeigt, daß der Menſch Freiheit und Willkür hat, denn nur der Baum läßt den Baum in Frieden gewähren. Wer alſo des Menſchen Geiſt über der Natur walten ſieht und ſeine Selbſtbeſtimmung als die auszeichnende Gabe ſeiner Gattung ehrt, der wird Göthe'n leicht vorwerfen, daß er dieſe Gabe, von der er nicht vorausſetzen kann und will, er habe ſie nicht gehabt, nicht gebraucht habe, und daß er dadurch die normale Laufbahn der menſchlichen Entwickelung mehr ſprungweiſe berührt, als im geſetzlichen Weltlaufe ſiegend durcheilt habe. Wir unſererſeits fragen nicht, ob Göthe dieſe typiſche Bildung und Entwickelung, die ſo ſehr Muſter und Beiſpiel zu ſein verdient, wie ſie es Vielen iſt, hätte haben können, ſondern ob er ſie gehabt hat. Wir müſſen dann wiederholen, daß er das, worauf es ankomme in Leben und Geiſteskultur, gekannt hat wie kein Anderer, daß er die erſten Bedingungen erfüllt habe, wie nur ein auserwähltes Rüſtzeug der Natur vermochte. So oft Göthe das griechiſche Alterthum betrachtet, ſo oft er der Würde der Kunſt ſich ernſthaft annimmt, ſo oft er die Aermlichkeit unſeres Bildungsgeiſtes nach allen Richtungen verfolgt, und tauſend Male, wo es ſich um unſere größten Angelegenheiten handelt, zeigt er uns die höchſten Höhen der Bildung im heitern Gefühle der Heimiſchkeit. Sie jeden Augenblick rüſtig zu erſteigen, immer den Geiſt in Waffen zu halten, immer hervorbringend und nach außen wirkend ihn zu beſchäftigen, wie es Schiller allzuſehr in Uebung hatte, war gegen ſeinen Grundſatz und weiterhin gegen ſeine Gewohnheit. In der That war dieſer oppoſitionelle Grundſatz, von einem ſolchen Genius in ſo ſicherer Folgerichtigkeit durchgeführt, von den heilſamſten Folgen für unſere geiſtige Geſchichte. Unter unſere Grammatiker mit ehernen Eingeweiden, unter unſere Gelehrten, die ihr mechaniſches Wiſſen nur um ſeiner ſelbſt willen treiben, unter unſere literariſchen Tagelöhner, die keinen Begriff davon haben, ein Erlerntes und Erfahrenes mit dem inneren Weſen zu vereinbaren, mit dem äußeren Leben zu verbinden, unter dieſe kam doch durch unſere Dichtung wenigſtens eine Ahnung, daß es auch außer dem Dunſtkreis der Schule ein Leben gebe, und die Dichtung, die dieſe Wirkung direkt oder indirekt eröffnete, war allein Göthe's. Wie Vieles uns von dem alten Zunftzwang der Gelehrſamkeit übrig geblieben iſt, dennoch können wir das geiſtige Handwerk und Jochwerk, das den freieren Kräften die Flügel binden will, nun überwinden, wenn wir nur die gewonnenen Standpunkte nicht verleugnen wollen, auf die uns Keiner ſo nachdrücklich und ſo anhaltend geſtellt hat, wie Göthe. Wie blühte um ihn her in den

70er Jahren nicht ein anderes Geſchlecht von Gelehrten plötzlich auf, die uns auf Einen Schlag eine ganz neue, heitere Wiſſenſchaft lehrten! Wie ſchwand der bloße Sammelfleiß plötzlich vor den Werken, an denen Phantaſie, Gemüth und die totale Natur des Schriftſtellers Theil hatte! Es iſt uns möglich geworden durch Göthe, die Unterlage einer natürlichen Empfindungs-, Denk- und Lebensweiſe den geiſtigen Beſtrebungen, die durch das ganze Mittelalter davon entblößt waren, wieder unterzulegen, es iſt uns das Werk ächter Kultur dadurch verbürgt worden, an dem wir uns vorher ewig vergebens abgemüht hätten, es iſt uns Natur und einfältige Sinnesart, Leichtigkeit und Ungezwungenheit der geiſtigen Exiſtenz wieder gegeben worden, die wir für Jahrhunderte verloren hatten. Was Wunder, daß das Vaterland dankbar nach dem Heros hinblickt, der das Verdienſt dieſes Erwerbes hat, der, dieſes Beſitzes ſicher und froh, uns ihn als ein Erbtheil hinterließ, deſſen wir uns eben ſo ſicher freuen, deſſen wir uns mühlos bedienen können, und den wir übrigens auch *gebrauchen müſſen*, wenn wir ihn nicht müßig verzehren wollen und auf dieſe Weiſe ganz gegen die Abſicht des immer zur That rufenden Mannes handeln, der dem jungen Geſchlechte ſo oft zugerufen hat, ſich von dem Geſchehenen und Gethanen wegzuwenden zu einem neuen Thun. Dem herkuliſchen Ringer, der uns den Boden zu reiner Kultur geſäubert hat, iſt es zu vergeben, wenn er zuletzt die Feſſel der weichlichen Ruhe trägt; *uns* nicht ſo, die wir uns um dieſe Kultur bemühen ſollen. Göthe hat uns Anſchauung, Empfänglichkeit, Intereſſe, den ganzen Umfang der receptiven Natur gelehrt; das Werk der freien geiſtigen Fortbildung auf dieſem gewonnenen Boden muß folgen. In der Geſchichte unſerer Kultur ſchließt ſich Schiller hier ergänzend an; ihm fehlt Alles, kann man im Allgemeinen ſagen, was Göthe beſaß, und er beſaß Alles, was Göthe fehlte. Er verſündigte ſich, nach deſſen eigenem Ausſpruche, an der Natur zu Gunſten der geiſtigen Freiheit; und Schiller würde mit demſelben Rechte geſagt haben, daß Göthe zu Gunſten der Natur das Pfund der Freiheit vergraben habe. Wer daher zwiſchen dieſen Dichtern und ihren Lebensrichtungen ausſchließend wählt, der will ſich leichtſinnig zwiſchen zwei Beſitzungen theilen, die nicht Einer erobern konnte, wohl aber, nachdem ſie erobert ſind, Einer beſitzen kann. *Vor* Beiden hat ſie ſchon Leſſing beſeſſen, aber gleichſam ohne den *Schmelz* der ſchönen Natur, den die gereinigte Poeſie erſt nach ihnen möglich machte. Wir können an Göthe dieſe ſchöne Natur bewundern, die Fähigkeiten beneiden, den bahnzeigenden Genius verehren, wir mögen in ihm ein außerordentliches Meiſterſtück ſeiner Mutter Natur beſtaunen; aber

darum behalte doch auch der kräftige Geiſt, der energiſche Charakter, der die gezeigte Bahn mit raſtloſer Thätigkeit verfolgt, und der die Ziele ſeinem Bildungsvermögen aus freier Selbſtbeſtimmung ſteckt, in unſerer Schätzung einen gleichen Werth, ſelbſt wenn auf jener Seite immer das Glück, auf dieſer immer ein tragiſches Schickſal läge. Iſt es nun aber richtig, die Bildung der beiden Dichter im großen Ueberſchlag wie Natur und Kultur einander zur Seite und gegenüber zu ſtellen, ſo liegt es eben hierin, daß keiner der Beiden vollkommen und normal heißen kann. Und betrachten wir ihre ſucceſſive Entwickelung, ſo möchte leicht die des ſpäteren Dichters regelmäßiger als die des früheren erſcheinen. Wenn nach Göthe's großem Grundſatze in der Ausbildung aller menſchlichen Kräfte der vollkommene Menſch zu erkennen iſt, ſo ſcheint es nöthig, daß ſich ein Solcher, der dorthin ſtrebt, in den Welten der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit umtreibe, die unſer Verhältniß zu den Dingen erſchöpfen, die in den Fächern der Kunſt, Geſchichte und Philoſophie umſchrieben ſind, und die, wie ſchon Leſſing mit einem verlorenen Winke angedeutet hat, in der natürlichen Reihenfolge unſerem Geiſte gegenüber liegen, wie ſich dieſer aus ſchwärmeriſcher Jugend zu thätiger Männlichkeit und beſchaulicher Gemüthsruhe des Alters bildet. In Einer dieſer Disciplinen wird der geiſtig Strebende immer, nach den Bedingungen der nationalen Kultur, feſtgebannt ſein: es kommt nur darauf an, daß er, ſoviel an ſeiner individuellen Betriebſamkeit iſt, ſich der anderen zum Dienſte dieſer zu bemächtigen ſucht. Dies ſchien Schiller richtig geahnt zu haben, als er Geſchichte und Philoſophie betrieb und zu ſeiner Dichtung benutzte; Göthe blieb mit jener Entſchiedenheit auf der Kunſt hängen, die in dem merkwürdigen Ausſpruch liegt, den er an Lavater that: Reſultate und Abſtraktionen mag ich nicht, Geſchichte und Einzelheiten will ich nicht! Er ſcheiterte auch vor beiden. Sein Thätigkeitsprincip ermattete, als er auf die eigentlich thätige Welt im Großen durch ein ſo ungeheueres Phänomen der Geſchichte, das er erlebte, ſo nahe hingewieſen ward! Er wollte ſich Allem bequemen, jede Seite des Menſchen in Ehren halten, und wandte ſeinen wirkenden Kräften den Rücken, deren Lobredner er immer geweſen war. Er wußte recht gut, daß zwiſchen der Zeit der Ideale und der der Befriedigung die raſtloſe Zeit des Beſtrebens mitten inne liegt; es lag ganz in ſeiner Weltanſchauung die Ueberzeugung, daß es auf dieſe Mitte, auf dieſe Bewegung und Thätigkeit der Natur am meiſten ankam, daß ſie ihr Zweck und Ziel war; allein ſie überwältigte ihn, da ſie ihm nach einer leidenſchaftlich durchſtrebten Jugend zu koloſſal entgegentrat, zu mächtig noch einmal die ganze

Kraft in Anſpruch zu nehmen drohte; er hatte die Menſchheit ohnehin nie kennen gelernt, ſondern nur den Menſchen. So wandte er dem großen Schauſpiele der Gegenwart, ſo der Wiſſenſchaft der Vergangenheit den Rücken, die dem männlichen Geiſte ſo reiche Nahrung bot. Wie er den Mittelpunkt der Geſchichte ſeiner Zeit überſprang, der erſt das Reſultat ſchien von Allem, was er ſelbſt angeſtrebt hatte, ſo überſprang er gleichſam auch den Mittelpunkt des Menſchenlebens, der erſt leiſten ſoll, was die Blüte verſpricht; er ging von Jugend zum Alter über[38]), oder hielt mit der Kunſt die Jugend durch ſein langes Leben feſt. Seine Göttin blieb Zeus' Schooßkind, die Jugend des Geiſtes, die Phantaſie, und er wollte „das zarte Seelchen nicht von der alten Schwiegermutter Weisheit" und nicht von der mürriſchen Hofmeiſterin Wirklichkeit beleidigt haben. Was dies poetiſch ſagt, das ſagte Göthe aufs proſaiſchſte im Geſpräche. Wir ſind Senſualiſten, ſo unterſchied er die Epochen, ſo lange wir Kinder ſind, Idealiſten, wenn wir lieben; die Liebe wankt, wir zweifeln und werden Skeptiker; der Reſt des Lebens iſt gleichgültig, wir laſſen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus. So freilich wäre Göthe's Leben das Urbild alles Lebens! ſo wäre freilich die ganze Herbſt- und Fruchtzeit nichtig, in der wir Ideal und Skepſis ablegen und beſeitigen durch verſtändiges Wirken, oder auf einer höhern Stufe vernünftig verſöhnen und ausgleichen, der Theil des Lebens, um den die Menſchheit allein zu leben ſcheint! ſo wäre allerdings Fauſt ein Muſter des Menſchen, und es käme auf die Fortſetzung des Werkes ſo wenig an, wie auf die Fortſetzung ſeines Lebens!

---

38) Es wäre leicht thunlich, aus einer Reihe ſeiner gnomiſchen Ausſprüche zu belegen, wie er immer blos die Gegenſätze von Jugend und Alter kennt und nach ſeinen Erfahrungen treffend charakteriſirt. Nur einmal bezeichnet er den vollſtändigen Lebenslauf des Menſchen, ſelbſt auf deſſen Normalität hindeutend, aber nicht mit den Merkmalen, die wir wählen würden:

Als Knabe verſchloſſen und trutzig,
als Jüngling anmaßig und ſtutzig,
als Mann zu Thaten willig,
als Greis leichtſinnig und grillig;
auf deinem Grabſtein wird man leſen:
das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

Im Fauſt hatte Göthe am Ende dieſer ſeiner zweiten Epoche gleichſam ſummirend und abſchließend das Bild des titaniſchen Zweiflers und Ringers aufgeſtellt, das in der Nation als ein ewiges Andenken an jene allgemeine deutſche Periode der Naturgenien ausdauern ſollte. Wie wenig aber die Nation in der Lage war, den raſchen Gang des Individuums im großen Ganzen mitzumachen, geht eben aus den anhaltenden Wirkungen des Fauſt, aus ſeinen ſteten Fortbildungen hervor, denen ſich Göthe ſelbſt nicht entziehen konnte. Das Gedicht ward, wie es die Anlage zur poetiſchen Entwickelungsgeſchichte des Menſchlichen trägt, ein Rahmen, in den ſich immer wieder die kommenden Epochen der Volksbildung in immer andern und neuen Gemälden darſtellen laſſen; es ward eine Schatzkammer, in der die bewegenden Zeitideen in ſtets wechſelnden Geprägen ſich niederlegen und wuchern können, bis ſie, zu einem ganz veränderten Stock geworden, eine neue Anlage bedingen, die auf jene ältere nach Jahrhunderten zurückweiſen kann. Göthe in ſeinen eigenen Fortſetzungen ſkizzirte nur ſeinen eigenen Bildungsgang, das Volk hielt daher an dem erſten Theile feſt, der aus dem Nationalleben geſchöpft war. Und ſo kam es, daß Fauſt dieſem dunklen Drängen und Streben, dieſem üppigen und formloſen Wuchern der Natur neue Nahrung gab, da gerade Göthe's Wunſch war, dieſe Epoche abgelegt zu ſehen. Als er aus Italien zurückkam, noch voll von den Anſchauungen der reinen antiken Kunſt, noch mitten in ſeinen neuen Werken lebend, fand er zu ſeinem Schrecken gerade die Art von Dichtung, der er ſich zu entziehen ſtrebte, die er ſich vom Halſe geſchafft zu haben meinte, in einem ganz neuen Schwunge. Ein Dichter, der zwar ſchon Jahre vor der Reiſe nach Italien aufgetreten war und gleich anfangs ſchneidende Wirkungen gemacht, „der die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen ſich Göthe zu reinigen geſucht, recht in vollem hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte", dieſer Dichter war in der Schätzung der Nation mittlerweile immer geſtiegen. Der Beifall an ſeinem wilden, leidenſchaftlichen Drama war von der Studentenwelt aus bis in die Hof- und Damenwelt vorgedrungen; und was den ſeiner Ueberlegenheit ſichern Göthe an dieſem Lieblingsdichter der Nation gerade ſo ſpät, gerade ſo in der unrechten Zeit beleidigte und quälte, war wohl mitunter einiger Mismuth darüber, daß ſich dieſer aus ſeiner böotiſchen Provinz in Perſon bis nach Weimar, bis in das Hoflager vorgedrängt hatte und den Lorbeer mit Arioſto theilen zu wollen ſchien, ſowie, daß er an dem jüngſten Produkte der göthiſchen Muſe, an Egmont, jene Ausſtellungen machte, die allerdings nach einer andern und verſchiedenen Weltbetrachtung

und Kunstansicht lauteten. Die Zeit der ersten stürmischen Wirkungen der Jugendwerke Schiller's (denn Er ist's, von dem wir reden) war übrigens damals vorüber; Don Carlos war schon erschienen, der eine Veränderung auch in diesem Dichter ankündigte; ja, wenn Göthe Schiller'n nicht ausgewichen wäre, so hätte er ohne Mühe bald gefunden, daß dieser gerade in jener Zeit, als er ihm zum ersten Male begegnete, eine innere Veränderung erlebte, die derjenigen außerordentlich ähnlich war, die Göthe soeben selbst zurückgelegt hatte. Denn die Mäßigung, die von den Göttingern, von der Bekanntschaft mit der hellenischen Dichtung ausging, faßte gegen die 90er Jahre hin vorübergehend, und in dem feiner gebildeten Theile der Nation allerdings nach allen Seiten hin so entschiedene Wurzel, daß von hier aus die Niedersetzung unserer Sprache und Dichtung aufging; und diese Veränderung sollte bei dem Dichter besonders grell werden, der am energischsten sich auf die Spitze der bisherigen Naturperiode gestellt hatte. Denn dies ist eigentlich der Gehalt der ersten Periode Schiller's, daß er die ganzen Elemente der 70er Jahre gleichsam in drei Dramen zusammenfaßte, die Kraftgeisterei von allen Seiten ihrer Wirkung nach außen hin umspannte und alle Strahlen dieser Richtung so zusammenfaßte, daß, wie Göthe sagte, keine Aussicht war, diese Erzeugnisse von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. Einen Klinger mußten diese Stücke ganz entmuthigen, und sie haben ihn entmuthigt, in dieser Gattung weiter zu wetteifern. Denn hier zeigten sich schon die Eigenschaften, die Schiller später immer mehr ausbildete, daß er eine Fülle von Mannichfaltigkeit in einer rein abgegrenzten Form darbot, wie sie jene Jugend nicht von weitem kannte, deren Schrankenlosigkeit von ihrer Leerheit ausging; wie denn auch die rohe Kraft und Uebertreibung in diesen Stücken von einer weit größeren Kunstordnung begleitet war, als in sämmtlichen Dramen jener göthischen Schule.

Und diese rohe Kraft selbst schien hier zum ersten Male, zwar vielleicht angespannter als in allen früheren Dichtungen der Kraftgenies, aber dennoch minder gemacht und angetäuscht; es scheint uns etwas das Unnatürliche der Lagen, der Charaktere, der Gesinnungen in diesen Jugendstücken Schiller's zu erklären und zu rechtfertigen; man glaubt durchzufühlen, daß sie nicht aus einem selbsterdachten Elend und Druck den unbändigen Ruf nach Freiheit und Natur erheben. Und diese Erwartung täuscht nicht. Wenn zwar auf ganz Deutschland das Joch einer altväterischen Zeit und Sitte, die Dumpfheit des Hauses und der Stube, die Willkür der Regierenden und die Polizei der Geistlichkeit lastete und

überall die neuen Ideen von natürlichen Verhältniſſen im öffentlichen und Privatleben gleichſam hervorrief, ſo war dies doch im Süden Alles noch viel auffallender. Im katholiſchen Schwaben ward noch in den 70er Jahren, nach Schubart's Erzählung, ein Juriſt als Gotteslästerer enthauptet, weil er voltaire'ſche Grundſätze im Wirthshauſe vortrug; in Heidelberg durften damals Gellert's Werke noch nicht verkauft werden; wie es in Tübingen ausſah, wie an der bairiſchen Grenze Mönche und Jeſuiten ihr Weſen trieben, wie es überhaupt mit der Bildung in Baiern und Oeſterreich ſtand, haben wir ſchon aus gelegentlichen Winken erfahren. Daher kam es denn, daß gerade in dieſen Gegenden die Aufklärerei, als in dem achten Jahrzehnt die Gewalt unſerer Literatur zu groß ward, ſo plötzliche und ſtürmiſche Fortſchritte machte, die bald durch den Reiz der Gefahr und der Verbote, bald durch Joſeph's unvorſichtigen Vorgang nur gefördert wurden. Daher haben Freimaurer und Illuminaten in Baiern vorzüglich ihr Weſen getrieben, daher fand Nicolai in Wien ſelbſt übertreibende Nachahmer, daher warfen ſich einzelne Zöglinge des tübinger Stifts, nachdem ſie dem Zwange entronnen waren, deſto nachdrücklicher auf die Seite freierer Bildung, und Spittler und Planck reformirten die Kirchengeſchichte. Wie im Süden Alles mehr in das Volk herabſtrebt als im Norden, ſo kam es denn auch, daß man hier verſuchte, die neue Lehre der Starkgeiſterei beider Schulen, der poetiſchen und ſupernaturalen wie der trockenen und rationellen, der weſtlichen und öſtlichen, recht volksthümlich zu machen. Dies geſchah gerade durch zwei Schwaben, die in ihren Lebensſchickſalen, in ihrer Art aufzutreten eben ſo ähnlich, als von Charakter, Richtung und Denkart verſchieden waren. Der Eine iſt Wilh. Ludw. Wekhrlin (1739—92), der Andere Chr. Fr. Daniel Schubart (1739—91). Beide haben ſich in einem unſteten Leben raſtlos herumgetrieben, in lüderlichen Sitten Geſundheit und Geiſt zerrüttet, in populären Zeitſchriften ihre freien Neuerungen gepredigt, und dafür Noth und Gefangenſchaft erduldet; Beide haben ſich zahlloſe ſchlimme Feinde gemacht, und waren Feinde unter ſich, und Jeder ſich ſelbſt der ärgſte Feind. Wekhrlin war ganz franzöſiſch gebildet; Witzlinge und Sonderlinge wie Galiani, Montagne, Linguet u. A. waren ſeine Lieblinge; Voltaire war ihm als Menſch, Bürger und Philoſoph der größte Name der Geſchichte; ihm verdankten, nach ſeiner Meinung, die Menſchen ihre Freiheit, die Staaten ihre Logik, die Vernunft ihre Rechte; er war ihm Lehrer der Fürſten, Geſetzgeber der Künſte, Theologe des Menſchengeſchlechts. In Deutſchland knüpfte ihn dieſe Richtung an Wieland, ſeinen großen Landsmann, an. Abwechſelnd umgetrieben in

Wien, Augsburg, Nördlingen, Baldingen und Anſpach, ließ er überall erſt ſeine Liebenswürdigkeit im geſelligen Umgange ſpielen, bis ihn ſeine Spottſucht, ſein cyniſches Weſen, Trunkenheit, Wolluſt und öffentlich zur Schau getragene Freigeiſterei um Kredit, um Wohnort, und endlich ſelbſt ums Leben brachten. Von ſeinen rachſüchtigen Pasquillen zu ſchweigen, ſo hat er eine Reihe von Zeitſchriften geſchrieben[39]), die mit Schubart's Chronik parallel laufen, ohne, wie dieſe, zugleich eine Art Zeitung ſein zu ſollen. Wie ſehr Beider Blätter ihrer Freimüthigkeit wegen viel berüchtigt geweſen ſind, wie ſehr Wekhrlin das periodiſche Libell von Linguet (die annales politiques et littéraires von 1775 an) als Muſter vor ſich hatte, wie begeiſtert Schubart ſeinen Hut emporwarf, um etwas engliſche Freiheit darin zu fangen, ſo darf man doch nichts darin ſuchen, was nur ſo viel Rückſichtsloſigkeit verriethe, wie unſere ſpätern Oppoſitionsblätter in Literatur und Politik. Alles Freiere iſt bei Beiden noch gar zu vorſichtig in Anekdoten, Fabeln, in Viſionen u. dgl. gekleidet, die Behutſamkeit lauert hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingibt; der Witz ſogar, der oft gerühmt wurde, iſt erſtaunlich ſpärlich; es iſt vielfach der alten Wochenſchriften Humor; vielfach liegt das Anziehende nur, wie in den Kurioſitäten von Vulpius, eben in Kurioſis. Das Glaubensbekenntniß, das Wekhrlin überall zur Schau trägt, iſt entſchieden jene „Philoſophie der Franzoſen oder der Grazien", die Linguet, Voltaire, Diderot, Raynal, Wieland lehrten; ſeine Religion iſt Gottes- und Nächſtenliebe, die Religion der Rechtſchaffenheit, die damals von den Aufklärern gepredigt wurde, die Naturreligion, der es vor Menſchenopfern nicht mehr als vor Theophagie ſchaudert. Der Freigeiſt wird ausdrücklich in Schutz genommen, der an Tugend glaubt und ſeinen Weg zum Himmel geht, unbeſorgt um die Vorurtheile des Pöbels; in dieſem Sinne war Chriſtus ſelbſt ein Freigeiſt, mehr als Spinoza. Der Geiſtliche wird mehr als Polizeibeamter, als Werkzeug der öffentlichen Ruhe, denn als Diener Gottes betrachtet, die mechaniſchen Künſte für ehrwürdiger gehalten als die ſchönen, und auf dieſe Weiſe jedes Erhebende und Verſchönernde aus dem Leben getilgt, indem man dafür das Verſchlimmernde und Erniedrigende gleichfalls zu bannen ſucht. Daher ſteht denn allerdings manche kühnere Andeutung in dieſen Journalen, die neben Moſer's patriotiſchem Archiv und Schlözer's Staatsanzeigen

39) Zuerſt in Nördlingen das Felleiſen, das wir nicht geſehen haben; von 1779—83 die Chronologen; von 1784—87 das graue Ungeheuer; von 1788—89 die hyperboreiſchen Briefe; von 1791—92 die Paragraphen.

herliefen, und es finden ſich darin zerſtreute Bemerkungen und Anekdoten über Preßfreiheit, über die Sicherheit der Juſtiz in deutſchen Landen, über Konkordate und die Behandlung der Religion als einen kommerciellen Gegenſtand u. dgl., die wir nach löblicher deutſcher Sitte noch heute nicht außer Mode nennen dürfen. In Schubart's Chronik (1774—77) ſtehen wir dem Gange der deutſchen Literatur und Muſik näher, als der Politik; am ähnlichſten mit Wekhrlin ſind darin die Ausfälle auf die Geiſtlichkeit, und im unvorſichtigen perſönlichen Auftreten gegen dieſe, in der Freigeiſterei und dem Libertinismus der Sitte berühren ſich Beide überhaupt am meiſten. Schubart's Leben und Charakter iſt jetzt aus ſeinen Briefen[40]) von Strauß ganz offen gelegt; dies bewegende und zugleich quälende Gemälde gewährt einen grundtiefen Blick in ſolche Naturen, wie Günther, Wekhrlin, Bürger und Aehnliche waren. Sclaven der Sinnlichkeit, zerrüttete Seelen voll Leichtſinn, Schwäche und Haltloſigkeit, weder Meiſter ihrer Worte noch ihrer Handlungen ſuchen die Menſchen dieſes Schlages ihre anſtößige Sitte gern mit ihrem freien Sinne und ihren weichen fühlbaren Herzen zu decken, und klagen die Welt und das Glück an, wenn ſie ſich inneres und äußeres Elend bereitet haben, ſtatt in den eignen Buſen zu greifen und dort den gefährlichſten Feind zu ſuchen. Schubart war anfangs Theolog, ſein Hang ſtand aber zur Muſik. Er hatte ein lüderliches Studentenleben geführt, lebte dann in Erlangen, von wo er bald wegen Krankheit und Schulden nach Hauſe zurückberufen ward. Mit ſeinem Berufe war er zerfallen; er hatte eine Neigung zu Semler und den ähnlichen Reinigern der Theologie, und wagte ſeine Sympathie für dieſe Heterodoxen vor ſeinen rechtgläubigen Schwägern und Pfarrern in Schwaben auszuſprechen, aber er fand nicht den ſicheren Weg zwiſchen Aberglauben und Unglauben, um den er ſeinen Landsmann Abbt beneidete; er erlaubte ſich nach der einen Seite hin Spöttereien und leichtſinnige Streiche, die dem Theologen übel anſtanden, dann trieb ihn die Schwäche ſeines Charakters und ſeine ſittliche Unfreiheit, wie Strauß ſagt, zur geiſtigen Knechtſchaft, zur Autorität, zum Mirakel, zu den Höllenſtrafen zurück, weil er ſich „bewußt war, daß das Thier in ihm der Zucht von außen bedurfte". Er mochte ſich mit Fug beſchweren, daß ein gewiſſes plumpes, heimtückiſches Weſen die Furie der damaligen Geſellſchaft in ſeinem Lande war, wo das „offene Weſen, das ihn begeiſterte" auch unverſchuldeten Anſtoß gab; er durfte, während er ſich in Geißlingen (1763—69) mit einem laſtenden Schulamt

40) Vgl. D. F. Strauß, Schubart's Leben in ſeinen Briefen. 1849. 2 Bde.

in Dürftigkeit und Gram quälte, sein Geschick beklagen, das ihm die Freudigkeit der Seele und der Thätigkeit benahm; wir wollen ihm das auch nicht so sehr verargen, daß er dann seinen Unmuth in Witzen und Ausfällen am unrechten Orte, beim Weine, Luft machte, und dadurch den Aufpassern Nahrung, dem ängstlichen Geschlechte um sich her Stoff gab, seine Schwachheiten zu Fehlern, seine Fehler zu Lastern zu deuten; als er aber 1769 in Ludwigsburg in bessere Lage kam, als Organist in seinem Lieblingsberufe thätig sein konnte, wen wollte er nun darum anklagen als sich selbst, daß er sich in galante Abenteuer warf, eine Maitresse hielt, sein Weib von seiner Seite scheuchte, seine Kinder vergaß und verwildern ließ und durch andern Leichtsinn sich um seine Stelle und seine Heimat brachte? So trieb er es nachher in Mannheim weiter, so in Ulm, wo er seine Chronik schrieb. Als man ihn von da, es scheint wegen eines Stichs auf die Kinderlosigkeit vieler europäischer Fürstenhäuser (Würtemberg darunter) in seiner Chronik, verrätherisch weglockte und zehn Jahre lang auf dem Asperg einsperrte, kam dort nun, unter der geistlichen Gefangnenpflege und unter einem natürlichen Rückschlag, eine „Zerknirschungskrise" über ihn, wie er sie übrigens auch früher schon in kleinerem Grade durchlaufen hatte; sobald er frei wurde, bemerkte man nach der Aussage seines eigenen Sohnes von der ganzen Asperger Frömmigkeit in seinem Leben keine Spur mehr! Ganz so schwankend wie in seinem sittlichen Charakter erscheint er nun auch in seinen literarischen Neigungen. Stand und Geschmack schien ihn von Anfang an gleichmäßig zu Klopstock hinzuziehen; noch 1764 schrieb er, er halte nur den Dichter für wahrhaft groß, der sein Talent zur Empfehlung der Tugend und Religion anwende; die Gleim, Lessing, Gerstenberg „blieben bei den Quellen stehen, die Klopstock und Young hätten Oceane vor sich, aus welchen sie allein die erhabensten und der Unsterblichkeit würdigsten Gedanken schöpfen könnten"! Aber nicht gar lange vorher hatte er mit Wielands Schriften und Bekanntschaft geliebäugelt, und hätte gar zu gern eine Wochenschrift mit ihm herausgegeben, wenn er es nur als Theolog hätte wagen dürfen! Ganz so sich selber ungleich schrieb er damals Oden in Klopstock's Manier und „Zaubereien", in denen er Wielands Wege ging. So las er den Messias noch öffentlich (vor den ungebildeteren Kreisen mit dem größten Beifalle) vor, als er schon am ärgsten ungläubig die Religion nur für einen Kappzaum des Pöbels hielt. Uebrigens stellten ihn alle seine Neigungen wie seine Sitten in den Kreis der Starkgeister, denen Wieland mit der Zeit zu schwächlich ward. Wekhrlin kann kaum in dem Grade eine Karrikatur

der voltaire'ſchen Richtung heißen, wie Schubart der poetiſch-genialen, die in Göthe's oder Klopſtock's Schulen in den 70er Jahren herrſchte. Dorther kam ſeine Verehrung Heinſe's, ſeine Freundſchaft mit dem Maler Müller, der ihm Treue mit rauhem Handſchlage geſchworen; dorther die Vereinigung jener wüſten Sitten, des „Rolandsungeſtüms", der Empörung gegen alle Konvenienz und Religion zugleich mit der Hinneigung für Lavater und Claudius, für die ſanften, landsmänniſchen, befreundeten Dichter Miller und Krauſenek, ja mit der Vorliebe für die Pietiſten. Wie Wekhrlin ein Freund der Franzoſen, ſo iſt Schubart ein Anglomane und ein Verbündeter der Schweizer; er begrüßt daher mit Jubel die ſhakeſpeare'ſche Schule, ahmt ihre Redeweiſe nach, freut ſich des Ausſpruchs eines deutſchen Grafen (Schmettau?), der lieber Götz von Berlichingen als alle Werke Voltaire's geſchrieben haben wollte, und er verwünſcht gegen die altdeutſche Rauhigkeit alle die feine Kultur, die von Voltaire angeprieſen wird. Auch in ſeinen Gedichten iſt er überall gegen alles winzige Weſen, gegen Iris und Jacobi, gegen Weiberherrſchaft und Nachäffen fremder Sitte gerichtet. In den Sammlungen der Gedichte (1785 und ſpäter) ſtechen jene hervor, die er auf dem Asperg gemacht hat. Ihnen iſt immer mehr Beileid als äſthetiſcher Beifall gezollt worden; der Dichter wußte es ſelbſt, daß der moraliſche Werth, die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Gefühle dieſer mehr „niedergebluteten als niedergeſchriebenen" Gedichte größer ſei als der poetiſche, daß ſie dem Mitgefühl mit fremder Noth mehr als ihrer inneren Güte die gute Aufnahme zu danken hatten. Uebrigens wurzelten ſie theilweiſe auch zu feſt in jener aufgeregten Zeit, als daß nicht manche ſeiner Volkslieder „in den Schneiderherbergen", ſeiner geiſtlichen in den Geſangbüchern, ſeiner erotiſchen auf dem Notenpulte, wohin ſie *vor* ſeinen Schickſalen gekommen waren, auch ohne ſeine Schickſale ſo hätten aushalten ſollen, wie ſeine Fürſtengruft *nach* ſeinen Schickſalen ſich in den Herzen der mißſtimmten Jugend fortpflanzt.

Erinnern wir uns nun, daß Wieland das große Signal der Freidenkerei zuerſt und noch von Schwaben aus gegeben hatte, wo er den Geiſt der religiöſen Unduldſamkeit und der bürgerlichen Kleinmeiſterei gründlich kennen lernte; daß der politiſche Freiheitsſinn der Schweiz ſich zuerſt durch Schwaben, durch die Abbt, Moſer, Gemmingen, Huber, Hartmann, nach Deutſchland herüberzog: ſo ſehen wir leicht, wie dieſer Oppoſitionsgeiſt ſich hier in einer gewiſſen Fülle anſammelte, und unter dem launigen Regimente des Herzogs Karl v. Würtemberg, der ſich ſelbſt zwiſchen Anhänglichkeit an alten Formen und Sinn für neuen Geiſt

theilte, in ſtetem Feuer erhalten werden mußte. So finden wir denn um Schiller her gleich in deſſen früher Jugend mitten in der Anſtalt, wo die drückendſte Unterordnung, der läſtigſte Zwang, die ſtrengſte Ueberwachung der geiſtigen Beſchäftigung ſtatt hatte, in der Karlsakademie, einen ganzen Kreis junger Leute, die alle in Herz und Gemüth um Schubart, oder um die Vorbilder Schubart's verſammelt waren. Der revolutionaire Sinn in Schiller's Jugendſtücken hatte alſo nicht allein die allgemeine Grundlage in dem deutſchen Vaterlande, wie bei Göthe in ſeiner erſten Zeit; er hatte auch die nähere landſchaftliche; und noch mehr: er hatte eine ganz perſönliche in dem Dichter ſelbſt, die wir bei keinem andern jener Kraftgenies entdeckt haben. Friedrich Schiller (1759—1805) war in Marbach geboren und unter den häuslichen Einflüſſen einer dichtungsſinnigen frommen Mutter und eines ſtrengen, ernſten Vaters aufgewachſen. In den erſten Aeußerungen ſeines Jugendlebens zeigte er ſich dem Allgemeinen des Weltwirkens, dem Sinne für das handelnde Leben ſo nahe, wie Göthe davon entfernt war. Ihn erfüllten die Reiſen des Columbus und die Thaten des Alexander mit Sehnſucht nach Außen, nach Kenntniß der Welt, nach ſchaffender Thätigkeit; weltbürgerlich ſprang er ſchon als Knabe über die Grenzen des Vaterlands weg. Er entwickelte einen ächten Knabencharakter, war immer an der Spitze der Schulſpiele, muthwillig, unreinlich, unternehmend, kühn; und dieſe erſten Geiſtesſymptome berechtigten Schiller's Jugendfreund v. Scharffenſtein, dem wir intereſſante Nachrichten über deſſen Frühleben verdanken[41]), zu dem Ausſpruche, daß Schiller, wenn nicht Dichter, ſo ein großer Mann im thätigen öffentlichen Leben geworden wäre. Denn durch ſein ganzes Dichten und Trachten blickt es hindurch, daß er das wirkende Leben über das betrachtende emporhob, das Thun dem Erkennen, die That, wie es im Fiesko heißt, der Kunſt und

41) Im Morgenblatt 1837. Anderes von Peterſen, ebend. 1807. Vergl. (A. Streicher) Schiller's Flucht von Stuttgart und die Briefe an Dalberg. 1819. H. Döring, Schiller's Sturm- und Drangperiode. 1852. Ueber Schiller und Göthe iſt ſo viel Schönes und Treffendes geſagt und geſchrieben worden, daß dem Geſchichtſchreiber hier kaum etwas zu thun bleibt, als es noch einmal zu ſagen. Namentlich hat Schiller, wozu ſein ganzes Weſen einlädt, umfaſſende und abſchließende Beurtheilungen und Biographien erhalten, ſeitdem ſich eine Reaktion gegen die Alleinherrſchaft Göthe's auch in den höheren Kreiſen bildete. Wir halten unſer Ziel im Auge, immer in der Betrachtung des Ganzen unſer Verdienſt zu ſuchen. Die Arbeiten von Hoffmeiſter, Hinrichs, Guſtav Schwab, Döring, Carlyle u. A. ſetzen wir als bekannt voraus und empfehlen beſonders die von Frau v. Wolzogen.

dem Scheine vorzog. Als er ſeinen erſten Dichterruhm ſchon geerntet, blickte er immer noch gern nach einer praktiſchen Thätigkeit um ſich, wozu ihn nicht Nahrungsſorgen allein antrieben; als er ſich von ſeinem Freunde Streicher trennte, war nicht ein großer Dichter, ſondern Miniſter zu werden die ſcherzhaft-ernſte Ausſicht des Beſtrebens; und nur da die wirkliche Welt gar zu ſteil vor den Geſinnungen des Jünglings dalag, ward er auf die Dichtung und das Reich der Ideale zurückgewieſen. Aber auch da nahm er den Stoff faſt immer aus der wirklichen, handelnden Welt der Geſchichte her, und ſchien es richtig für des Dichters höchſten Beruf zu halten, Thaten zu beſingen, wie er umgekehrt des Dichters Preis die ſchönſte Krone der Thaten nannte. Dieſe ſtrebſüchtige freie Seele nun ſollte ihr erſtes Feuer frühe gedämpft fühlen. Erſt machte ihn das Penſionsleben bei einem ſteifen Schulmeiſter linkiſch und ängſtlich; dann drohte ihm Theologie und Kloſter: endlich kam er in die militäriſche Zucht der Karlsakademie, und ſollte mit dem 15ten Jahre erſt Rechtswiſſenſchaft, dann Medicin ſtudiren. Die Lektüre, an der die Herzen hingen, war durch Verbote unterſagt; ſie mit Liſten zu umgehen war Schiller mit ſeinen Freunden ſtets geſchäftig, er machte ſich mancher Widerſetzlichkeit ſchuldig und beſchäftigte ſich ſchon 1775 mit einem Plane zur Flucht. So ſchien hier ein Gegenſtoß gegen den unleidlichen Druck der Anſtalt gerechtfertigt, eine freiſinnige Widerſetzlichkeit des Geiſtes entſchuldigt. Die Jahre, die Andere in dem freien Leben der Univerſität vertoben, ſollten Dieſe eingekerkert verbringen; unmuthig wandte ſich Schiller aus der vorgeſchriebenen trockenen Wiſſenſchaft nach dem verbotenen Garten der Pieriden hin und klagte im 16. Jahre ſchon über den Gegenſatz der Welt, die er kennen gelernt, mit dem Ideale, das ſeine Seele trug. Sie laſen in dieſem Kreiſe mit Bewunderung Klopſtock, Götz, Ugolino und Werther; Schubart's Gedichte machten tiefere Eindrücke ſeit ſeiner Gefangenſchaft (1777—87), und Schiller ging einige Male nach dem Asperg, ihn zu ſehen; eine Erzählung von ihm im ſchwäbiſchen Magazin wird als die Quelle der Räuber angegeben, und ſein Schickſal mag Schiller'n zu ſeiner Flucht mit haben beſtimmen helfen. Die Freiheitsbegeiſterung war unter den nähern Freunden (v. Hoven, Peterſen, v. Scharffenſtein u. A.) gleich; Heroentugend und Freundſchaft ſpannte die Geiſter, Rouſſeau's Naturpredigt entzückte, die Helden des Alterthums, Hektor und Brutus, blicken aus den Räubern heraus, und Plutarch gab dem begeiſterten Schiller die Vorbilder ſeiner Helden. Die Vignette, die zur Begleitung der Räuber von der geſammten Geſellſchaft entworfen ward, ein aufgerichteter Löwe mit der Unterſchrift in tyrannos,

bezeichnet den Geiſt dieſer Jugend vortrefflich, ſowie die poetiſchen Werke, in denen ſie untereinander wetteiferten, und die ſich in die göthiſche Schule einreihen ſollten, ihre empörte Stellung gegen den Druck der Konventionen ausſprechen. Wir wollen ein Buch machen, ſagte Schiller zu Scharffenſtein, das aber durch den Schinder verbrannt werden muß. Das äußere Leben entſprach dem ſittenſtürmiſchen Eifer jener Zeit in ganz Deutſchland; die Mittheilungen aus Schiller's Jugendleben laſſen ihn keineswegs in dem moraliſchen Lichte ſehen, das aus ſeinem ſpätern Leben und Schriften widerſcheint, und leider ſteht es bei uns ſo, daß ihm dies vielleicht bei Manchen erſt wieder einen Platz neben Göthe verſchafft haben wird, die außerhalb der göthiſchen Moral keine Dichtung für möglich halten.

Die erſten lyriſchen Gedichte, die uns aus dieſer Periode in Reſten theils durch die Ausgaben, theils durch die Nachträge von Boas u. A. bekannt ſind, ſtehen durchaus mitten in dieſer Sturm- und Drangzeit inne. Wie ſich in Schubart's Todesgeſängen und Zaubereien Klopſtock und Wieland ſtritten, ſo in Schiller's Jugendgedichten Klopſtock und Bürger. Noch begegnen uns die Spuren einer ganz chriſtlichen Stimmung; er hatte die Abſicht, einen Moſes zu dichten; er überſetzte Virgiliſches in Hexametern; er trug in einzelnen Oden Klopſtock's Feſſel. Die Stimme der Natur iſt aus dieſen erzwungenen Erhabenheiten und Melancholien weg; des Titanen Stimme, der die laſtende Welt trägt, heuchelt angeſtrengt eine trotzige und unüberwindliche Kraft. Ob von Rouſſeau oder Klopſtock her jener Freiheitseifer ſtammt, jener Römerſinn, jene männiſche Natur, ob von Klopſtock oder Bürger jene bombaſtiſche Großrednerei herrührt, jenes erhabene Tragen des ſtolzen Scheitels, jenes Geprahl von den Adlerpfaden, die der Dichter fliegen will, zweifelt man in der Betrachtung dieſer Gedichte, in denen zum Theil petroniſche Schlüpfrigkeit und platoniſcher Schwulſt nach des Dichters eigener Kritik ſtreitet. Offenbar iſt, daß ſie ſo gut wie Schubart's Dichtungen an Bürger's Ton einen großen Wohlgefallen zeigen, ſo daß der Enthuſiasmus jenes ſchwäbiſchen Mädchens, das ſich Bürger'n poetiſch antrug, keineswegs zufällig gerade in dieſen Gegenden auftauchte[42]). Der Venus-

42) Es mag als Curioſum bei dieſem Anlaſſe erwähnt werden, daß auch Schiller, als er in Weimar lebte, von Schweinfurt einen Antrag erhielt, ob er nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalte, verbunden mit einer Frau von einigen tauſend Thalern annehmen wolle.

wagen, Eberhard der Greiner, Triumph der Liebe, Kaſtraten und Männer und andere dieſer Gedichte ahmen Bürger nach; und als er ſpäter deſſen Geſchmack angriff, verwarf er damit zugleich ſeine eigenen Jugendwerke, die ihn bald erſchreckten, deren Gebrechen er theilweiſe faſt im Augenblicke der Hervorbringung eingeſehen hatte, ohne über den Geiſt der Zeit Herr werden zu können, der dieſe Oper auch von dem gefaßteren Gemüthe erzwang, das ſich in reiferen Jahren mit Leichtigkeit durchſchlug. Schiller's Stimme über Bürger war daſſelbe, was Göthe's Stimme über Schiller: ein Stabbruch über die eigene Blindheit nach zerriſſenem Schleier, eine That fortſchreitender Naturen, die ſich über die Befangenheiten der Jugend erhoben.

In den Verhältniſſen und Stimmungen Schiller's auf der Militärakademie wurzelten auch ſeine drei erſten Dramen. Die Räuber (1781) nannte er ſelbſt ein Erzeugniß, das der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genies in die Welt geſetzt. Mit dieſem Klima, worin das Stück geboren ward, entſchuldigte er ſich vor der ſittlichen Welt, die ihn als Beleidiger der Majeſtät vorgefordert habe; nichts fand er von allen Klagen treffend, als die, daß er zwei Jahre früher Menſchen geſchildert habe, ehe er Einen geſehen. Die „glühende thatenlechzende Seele" des Räuber Moor zwar ſchien er aus dem Spiegel zu nehmen: er lieh ihm ganz offene Züge ſeiner Perſönlichkeit und legte in ihm allen eigenen Eifer nieder gegen die Verrammelung der geſunden Natur mit Konventionen, den feurigen, empfänglichen Geiſt, dem es vor dem tintigen Jahrhundert ekelt, „in dem der Lichtfunke des Prometheus ausgebrannt iſt". Allein die Uebertreibungen rückten Charaktere und Sachen aus dem Kreiſe der Natürlichkeit heraus. Vortrefflich ſagte dies Schiller ſelbſt in der Selbſtbeurtheilung, die er als Anonymus, nicht ohne eine Neigung ſich vorzudrängen, verfaßte: der Dichter ſei glücklich in ſaturirten Empfindungen und im höchſten Grade der Leidenſchaften, in keinem Mittelwege zu gebrauchen, und er wolle dem poetiſchen Arzte lieber zehn Pferde als ſeine Frau zur Kur übergeben. Was wir ſchon bei Klinger ſagten, das gilt auch bei Schiller: in dieſer Tragödie, die den Stelzen und Drahtfäden der franzöſiſchen entgegengeſetzt iſt, herrſcht doch in anderer Art der ähnliche falſche Heroismus und jenes Römerpathos, das bald auf der pariſer Rednerbühne vernommen werden ſollte, aus demſelben Beſtreben, die antike Eigenſtändigkeit, männliche Tugend und Gewalt der Perſönlichkeit herzuſtellen. Dieſe Erſcheinungen im Leben waren hier in der Dichtung vorausgenommen, Rouſſeau arbeitete

dem Einen und dem Andern vor, das Leidenſchaftliche und Ueberſpannte in den Handlungen und Geſinnungen der Menſchen glich dem der Tragödie. Nirgends iſt dies daher ein vereinzelter Fehler, ſondern der Geiſt des Ganzen bedingte die grelle Farbe, und nichts war übler angebracht, als wenn die Schauſpieler ſeit Iffland den Charakter des „ſpekulativiſchen Böſewichts" Franz zu ermäßigen ſuchten. Der Dichter *will* uns das Gemälde ungeheuerer Leidenſchaften geben, die, ſelbſt wo ſie aus guter Quelle fließen, doch zerrüttete Leidenſchaften ſind. Er iſt darin von Klinger und Gryphius weit verſchieden, daß er, trotz dem Mitgefühl mit ſeinem Helden, der moraliſchen und äſthetiſchen Gerechtigkeit freiwillige Opfer bringt. Sein überlegener geordneter Geiſt ahnt ſich nicht, wie bei Göthe, aus der ſchwächeren Färbung der rauhen Kompoſition, ſondern trotz dem grellen Kolorit aus dem tragiſchen Untergang des Helden, der es ſelbſt einſieht, daß zwei Menſchen wie Er den ganzen Bau der ſittlichen Welt zerſtören würden; der Dichter trinkt den Kelch der Starkgeiſterei tiefer aus als Göthe, und geht dennoch nüchtern davon wie Er. Die ungemeine Sympathie mit dieſem Stücke, die der mit Götz von Berlichingen ähnlich war, und die üblen materialiſtiſchen Wirkungen, die es noch nach ſehr langen Jahren hin und wieder gemacht hat, ruhen auf dem ſichern Griffe nach der weichſten Seite, wo die Unbändigkeit der Jugend zu faſſen iſt, die kühne Reiſende und Entdecker, Ritter und Räuber immer als Abbilder männlicher Thatkraft und Freiheit feſſeln werden. An dies Stück ſchließt ſich die ähnliche Reihe von Räuberromanen an, dem Rinaldo bis zum Fernandino und ſeinen letzten Nachahmungen, wie an Götz die Ritterromane, wie an den Geiſterſeher die Zauberromane, und in ächten alten Katalogen von Leihbibliotheken gebührte dieſen drei verſchwiſterten Gattungen ihre eigene Rubrik.

Den Gegenſatz gegen die gemeine Welt, den dieſes Stück, den alle Richtungen jener Jugend ankündigten, hielt Schiller in weiſer Ermäßigung durch ſein ganzes Leben feſt, ohne eine Spur von dem ſchwarzſichtigen Trübſinne, der dem Lebensernſte Klinger's anhängen blieb. Aehnlich war es mit dem politiſch-republikaniſchen Sinne, der ſchon in den Räubern vorblickt, und im *Fiesco* (1783), deſſen Stoff Rouſſeau angab, ein eigenes Gebäude ſchuf. Auch dieſem politiſchen Freiſinne hing Schiller immer an, ohne eine Spur von jener Freude an der Revolution oder jenem Modeliberalismus und dem finſteren Blicke auf jedes beſtehende Verhältniß des Staates. Eine Stelle in den Räubern, wo Deutſchland zu einer Republik werden ſoll, gegen die Rom und Sparta nur Nonnenklöſter ſein dürften, erhält erſt dadurch eine Bedeutung, daß

ſie in der Bearbeitung fürs Theater[43]) auf Dalberg's Antrag weggelaſſen werden mußte. Als Fiesco in Mannheim den Beifall der Räuber nicht fand, ſchrieb Schiller an Reinwald: Republikaniſche Freiheit iſt hier ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut! Er ließ ſich nicht irren, auf den Fiesco größeren Werth zu legen als auf die Räuber; und über das Einzelne, wie über den Burgognino, der ſeine „roſenrothblutigen" Jünglinge einleitet, über den fünften Akt mit ſeinen Greueln und Anderes weggeſehen, iſt es auch ein weit bedeutenderes Stück. Es eröffnet Schiller's Richtung auf das Hiſtoriſche, mit der er begann „an der Tugend der Vorgeſchlechter die Folgezeit zu entzünden", er betrat hier den Weg, auf dem er groß geworden, auf dem auch außer ihm das Höchſte im Dramatiſchen geleiſtet worden iſt: er baute das Werk der tragiſchen Dichtung, den Grundlagen des großen volksmäßigen Epos entſprechend, auf dem Boden der Geſchichte auf, und gab ihm dadurch jene Feſtigkeit und ſichern Halt, der ihn erſt ſpäter dieſe Gattung ſchätzen lehrte: denn damals[44]) ſchien er das „lautere Produkt der Begeiſterung" noch höher zu halten. Die lebendige Glut, welche durch dieſes herrſcht, ſchrieb er damals, ſtand nicht bei mir meiner Fabel einzuhauchen. „Aber die kalte Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen, das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden". Wenigſtens lehrte ſie ihn den richtigen Grundſatz, daß er die Geſchichte und Geſchichtsſage nicht weiter feſthielt, als die dichteriſche Kompoſition nach der ſtrengſten Forderung erlaubte; ſie lehrte ihn die Kluft zwiſchen der alten dramatiſchen Hiſtorie und der eigentlichen Tragödie ausfüllen, und ſeine geſchichtlichen Stücke vermitteln hier in einer Weiſe, die außerordentlich aufſchlußreich iſt für Schiller's ganze poetiſche Stellung und Anſichten, nach denen Er überall auszugleichen und verſöhnend zu binden ſuchte, nach denen er ſich mitten zwiſchen Leſſing's Grundſatz von der reinſtgehaltenen Gattung und Göthe's Neigung und Verwiſchung aller ſtrengen Gattung ſtellte, mitten zwiſchen Alterthum und neuerer Zeit ſeinen Standpunkt nahm, und die idealſte Tendenz der Dichtung an den realſten Stoffen geltend zu machen ſtrebte. Die Fertigkeit, mit der der junge Mann dieſe politiſche Materie

43) Bei Boas, Bd. 1.

44) Obwohl vorübergehend auch ſpäter noch einmal.

auf den erſten Verſuch handhabte, die Entſchiedenheit, mit der er ſich auf dieſem Wege fühlte trotz der Gegenſtimme des Publikums, dem dieſe Gattung ganz fremd und von dem materialen Intereſſe der Räuber entblößt war, ſprach ſchon damals laut dafür, daß hierin ſeine Beſtimmung lag. In dem Sinne, in dem Shakeſpeare den Charakter des Cäſar faßte, entwarf er im Fiesco „das Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes", zeigte in den großen Kolliſionen des Staatslebens jenen Charakter, über dem ſich das ganze Jahrzehnt abmühte, deſſen rieſigem Leibe das Kleid der gewöhnlichen Moral nicht paßt, der die Schande abnehmen ſieht mit der wachſenden Sünde, das Bild einer Menſchheit von gefährlicher Vollkommenheit. Der Gegenſatz des Mohrs, der dieſen Ausbund von Ueberlegenheit, ſobald er auf böſem Wege ſeine Größe ſucht, noch überbietet, iſt, wie unwahrſcheinlich das Einzelne klingt, im Ganzen ein Meiſterſtück; der Gedanke, einen verderbten Staat zu ſchildern, der keiner Freiheit mehr fähig iſt, und der den Revolutionshelden zum Despotismus nothwendig verführt, iſt faſt zu altklug aus dem Montesquieu entlehnt. Die ganze tumultuariſche Raſchheit dieſes Revolutionsſtücks läßt begreifen, warum Schiller den Götz umarbeiten wollte und den Egmont tadelte. Sie zeigt den Dichter der Behandlung hiſtoriſcher Stoffe gewachſener und den Menſchen den gährenden Freiheitsideen, die aus Amerika ſich verbreiteten, näher, als irgend einen der Jünglinge jener Zeit; und man hatte im pariſer Nationalkonvent gar ſehr den rechten Takt, als man Schiller'n und Klopſtock das neufränkiſche Bürgerdiplom ſchickte. Jene poetiſche Anticipation der Geſchichte lag in keinem Stücke dieſer Zeiten ſprechender vor, als im Fiesco. Dies mochte auch der geheimſte Grund ſein, warum der Dichter in der Wahl zwiſchen Konradin und Fiesco den vaterländiſchen Gegenſtand fallen ließ.

In Kabale und Liebe (1784) verführte Schiller'n, wie er an Dalberg ſchrieb, die Eitelkeit in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, ſeine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einſchränken zu wollen, da doch die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld und für ihn, möchte er ſagen, da iſt, da er hier vielleicht nicht erreicht, in Anderem übertroffen werden könne! Der Plan war noch in Stuttgart im Gefängniß gemacht; man ſieht es ihm an. Wenn in den Räubern der Gegenſatz der Jugendphantaſie gegen die umgrenzte Welt, oder auch, wenn man will, die Zerrüttung des Familienlebens, im Fiesco die Zerrüttung des Staatslebens geſchildert iſt, ſo hier die Kluft der Stände und die Zerrüttung des Hoflebens. Jene freie Britin, einer der weiblichen Lieblingscharaktere jener Zeit, der, wie Jacobi ſagte, die Buhlerin

und den Engel, die Verbrecherin und die Märtyrerin vereint, wird in einen beſchämenden Gegenſatz gegen ſchmähliche deutſche Hofverhältniſſe und eine deutſche Landesſchmach geſetzt, für die wir unempfindlich waren; die Ketten der Standesvorurtheile werden mit Gewalt durchbrochen, den „Inſektenſeelen der Aemter" die Allmacht der Leidenſchaft, das Rieſenwerk der Liebe, dem Wappenadel der perſönliche entgegengeworfen. Gegen eine übertriebene Seelenkleinheit wird eine phantaſtiſche Seelengröße geſetzt, und das Stück ward dadurch eine Karrikatur, die übrigens eben hierdurch die abgöttiſche Verehrung der Jugend aufs neue hervorrief. Die ungeheueren Tiraden kehren hier aus den Räubern wieder, die im Fiesco wenigſtens in den niederen Scenen etwas gewichen waren oder jenen epigrammatiſchen Bühnenphraſen Platz gemacht hatten, die der Schauſpieler „anbringen kann, daß es ſich gewaſchen hat." In dieſem mißglückten Stücke hat Schiller das meiſte Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage; in den Räubern blickt Götz neben Shakeſpeare hervor, und in der ſpekulirenden Tendenz auch Julius von Tarent, zu dem Schiller einmal ein Seitenſtück (Kosmus von Medicis) zu machen unternahm; im Fiesco liegt dem Dichter außer Shakeſpeare die Emilie Galotti ſo nah, daß die Anklänge nicht aufhören, ja daß Verrina das treue Abbild Odoardo's geworden, und das ganze Familiengemälde jenes Stücks gleichſam epiſodiſch in die Staatsaktion eingeflochten iſt. Im Don Carlos, deſſen Stoff ſchon damals von Dalberg Schiller'n empfohlen war, hört man den Dialog im Nathan an vielen Stellen durch. Der Dichter verſammelte auch von Seiten des Vortrags alle Schattirungen und Manieren jener dramatiſchen Epoche in ſeinen wenigen Stücken, wie er alle Richtungen jenes titaniſchen Ausſtrebens darin niedergelegt hatte, bis auf die Eine gegen die Grenzen des eigenen Geiſtes, die für Fauſt vorbehalten war.

Die Räuber wurden 1782 in Mannheim unter einem unbeſchreiblichen Zulaufe aufgeführt; dies entſchied für Schiller's Beruf und Leben. Er begab ſich ohne Vorwiſſen des Herzogs dahin, und die Aufführung gab ihm einen ſolchen Antrieb, daß er ahnte, er werde, wenn Deuſchland je einen dramatiſchen Dichter an ihm fände, die Epoche von daher zählen müſſen. Sein Verhältniß zur Bühne ſchien gleich anfangs feſtgeſtellt werden zu ſollen, und ward es im Grunde trotz aller langen Unterbrechungen und Störungen. Er ſchrieb hinfort ſeine Stücke (mit Ausnahme des Don Carlos) in beſtimmter Hinſicht auf die Darſtellung, und hier und da nur zu ſehr in Hinſicht auf beſtimmte Darſteller; er wollte ſogar bei den möglichſt ungünſtigen Gaben einmal ſelbſt Schauſpieler

werden. Am mannheimer Theater wäre die Aussicht gewesen, daß Schiller das geworden wäre, was einmal Lessing werden sollte; er hätte dessen Sendung übernehmen können; er erfüllte dessen Weissagung, daß uns Shakespeare achtbarere Zöglinge ziehen würde als jene ersten, die sich als seine Nachahmer benahmen. Das mannheimer Theater hatte sich würdiger gestellt als noch kein anderes; an dieser Bühne war ein geistiges Zusammenwirken, sie war, wie Schiller sagte, durch Wahl entstanden und dauerte durch eine Art Kunstsystem; hier spielten und schrieben Iffland und Beil, und der Intendant Heribert von Dalberg, der Bruder des Coadjutors, hatte wenigstens die besten Absichten, wenn er nur nicht selbst hätte Schauspieldichter sein wollen. Gegen Schiller benahm er sich kleinlich und elend. Der schwärmerische Jüngling warf sich ihm ganz in die Arme; als er nach einem zweiten heimlichen Aufenthalte in Mannheim, der verrathen wurde, ins Gefängniß kam, ward ihm seine Lage zu peinlich, er floh mit einem dürftigen Nothpfennig, in Gesellschaft seines Freundes Streicher, aus Stuttgart weg, auf Dalberg vertrauend. Mann nannte diesen Streich ein Seitenstück zu den Räubern, und im Wesentlichen der Sache war er es ganz. Im heimlichen Aufenthalte in Oggersheim, unter Noth, Angst und Aufgegebenheit schrieb er Fiesco und Kabale und Liebe; nach Abschüttelung der äußeren Fesseln lag seine Muse im schweren Dienste des Geistesunmuths; aber seine Seele fing an sich unter den Widerwärtigkeiten des Geschickes zu läutern, wie Göthe's in Italien unter dem Lächeln des Glücks. Ein vortrefflicher Kern, eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth spiegelt sich bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen in der damaligen Lage ab. Dalberg verließ den erwartungsvollen Dichter und nahm seinen Fiesco nicht an; er war genöthigt, einen Zufluchtsort bei seiner Gönnerin, Frau von Wolzogen, in Bauerbach anzunehmen. Hier, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg, wo einst mächtigere Schützer der Dichtung hausten, hier fand er sich unter wenigen edlen Menschen wieder, da der Empfang der Welt ihn, den Gutherzigen, schon fast zum Menschenhasse getrieben hatte; die Freundin wirkte veredelnd auf ihn, und „machte den zu einem guten Menschen, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte, Tausende zu verderben." Sein reizbares Herz ward von der Tochter seiner Schützerin gefangen, und er hatte diese Leidenschaft mit nicht unerschütterter Kraft zu bekämpfen. Nicht lange, so rief ihn Dalberg wieder nach Mannheim zurück, da er merkte, daß Herzog Karl den Flüchtling nicht zurückforderte, und da er ihn bei seinen platten dramatischen Machwerken

gebrauchen wollte. Als er zum zweitenmale nach Mannheim kam, ward er durch Frau von Wolzogen bei Frau Charlotte von Kalb, ſeiner nachherigen intimen Freundin, eingeführt: ſie fand ihn damals glänzend von Jugendmuth, feierlich und ſinnend in ſeiner Haltung, im Geſpräche von raſcher Lebhaftigkeit, die mit faſt ſanfter Weiblichkeit wechſelte. Den ähnlichen Eindruck empfängt man von ſeiner Natur auch, wenn man ſeinen damaligen literariſchen Schritten folgt. Er ließ ſich in Mannheim (1783—84) als Theaterdichter nieder, voll Enthuſiasmus für ein Amt, in dem ſeine Leidenſchaft aufging. Er brannte im ſchönſten Eifer für die Bühne, die ihm damals eine Bundesgenoſſin der Religion und des Geſetzes, eine Schule praktiſcher Weisheit war; er wollte eine dramaturgiſche Monatſchrift herausgeben, die aber an dem Geize des Intendanten ſcheiterte. Als er in der Thalia, die er 1784 auf eigene Hand herausgab, ſich auf Beurtheilung der Schauſpielerleiſtungen einließ, ging es ihm wie Leſſing in Hamburg. In dieſer Zeitſchrift warf ſich Schiller der Nation in die Arme, die ihn nicht verließ. Ihm lächelte keines Mediceers Güte; er hatte ſeinen despotiſchen Herrn geflohen, dem lauen freiherrlichen Gönner entzog er ſich, er ging ſtufenmäßig dem Volke zu, machte in der Thalia ſein Bündniß mit ihm, und erzählte ihm ſeine Geſchichte, und „es wandelte ihn etwas Großes an bei der Vorſtellung, keine andern Feſſeln zu tragen als den Ausſpruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.“ Hatte er ſchon früher gemahnt, „mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl nicht zu ſpielen,“ und vor Phaethon's Loos gewarnt, ſo blickte er jetzt ſchon mit Entfremdung auf die ganze Periode der Räuber zurück; nicht lange, ſo fühlte er, daß die kühne Anlage ſeiner Kräfte falſch geleitet, das „vielleicht große Vorhaben der Natur mit ihm“ mißlungen ſei, und er gelobte ſich, „die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum Ziele von vorn anzufangen.“ Und wie man ſchon aus der Einleitungsſchrift der Thalia merkt, daß es ſich geiſtig in ihm reinigt, ſo gährt es auch moraliſch fortwährend in ihm; er trieb ſich vorübergehend wieder in lockerer Geſellſchaft um, er trug ſich, wie er ſpäter ſagte, mit einer „miſerablen Leidenſchaft,“ aber er ſehnte ſich doch nach Erlöſung aus dieſen verwickelten Verhältniſſen, nach Stille und Ruhe, nach neuer Nahrung, nach beſſeren Menſchen, nach einem Gefühle des Glücks. „Meine Bedürfniſſe in der großen Welt, ſchrieb er damals, ſind vielfach und unerſchöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie ſehr ſchrumpft dieſer neben meiner Leidenſchaft zur ſtilleren Freude zuſammen.“ In dieſer Zeit der An- und Abſpannung erhielt er von Freunden, die ihm ſeine Dichtung

erworben hatte, von Huber und Körner[45]), dem Vater Theodor's, eine Einladung nach Leipzig und Dresden, und ergriff sie begierig; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Volkstädt oder Rudolstadt, bis zu seiner Heirath und Niederlassung in Jena (1789) als Lehrer der Geschichte. Nach Weimar kam er, während der Herzog abwesend, Göthe noch in Italien war. Das Schicksal fügte es so, daß er in Göthe's Garten unter dessen Hausgästen seinen Geburtstag begehen half, als dieser in der Ferne nichts von dem neuen Eindringling ahnte. Den Eindruck, den Weimar auf Schiller machte, kennt man erst seit der Bekanntwerdung des Briefwechsels mit Körner genauer. Der Hof stieß ihn ab; sich in Formen und Hofmanieren zu fügen, sich in steifen, großen Zirkeln vorstellen zu lassen, war dieser freien Seele nicht gegeben. An der Götheschen Sekte, an Knebel u. A., die sich ganz nach dessen Geist gemodelt hatten, fiel ihm die stolze Verachtung aller Speculation auf, und die bis zur Ostentation getriebene Anhänglichkeit an die Natur, die Resignation in die fünf Sinne; „eine Idee, die gesund und gut sein, aber auch übertrieben werden könne." Das Zusammentreffen mit den übrigen Größen in Weimar verbesserte seine gesunkene Meinung von sich selbst. Zu Herder, dessen familiäre Ausschließlichkeit bekannt war, kam er in kein engeres Verhältniß; doch achtete er seinen Geist, und er war ihm fesselnd genug, um sich vorzunehmen, ihn einen Sommer hindurch „so zu sagen zu verzehren." Herder imponirte ihm, wie auch Göthen, am meisten, aber die Mittheilsamkeit, die er neben Göthe in Straßburg besessen, hatte längst aufgehört. Wieland's ungleichen und unzuverlässigen Charakter lernte Schiller bald aus eigner Erfahrung und aus Erfahrungen der nächsten Verwandtschaft kennen; er fühlte, daß sie nicht zusammen taugten; er konnte höchstens auf Augenblicke erbaut sein in dem Kreise der Familie, die natürlich, aber unerfahren war, neben der sich selbst Schiller als ein Weltkind fühlen durfte. Die leidigen materiellen Sorgen erhielten eine gezwungene Verbindung mit Wieland. Doch waren dieß nicht die ebenbürtigen Männer für Schiller; ihm war die Freundschaft mit Göthe vorbehalten. Gleichwohl war ihm in dem weiteren, geistreichen Kreise der hier versammelten Menschen wohl. Abgesehen von dem Verhältnisse zu seiner Freundin Charlotte von Kalb, mußte er, wenn er Pläne machte, auch Freund Körner nach Weimar zu ziehen, sich doch gestehen, daß die Frau von Stein, und ihre Schwester Imhof,

45) Das ganze Verhältniß zu diesem Freunde liegt nun offen in „Schiller's Briefwechsel mit Körner." (Berlin 1847.)

die Bode, Voigt, Hufeland, Knebel u. A. einen Kreis von Menſchen bildeten, die man in Einem Orte nicht wieder zuſammen finde. Die Zeit ſeines Aufenthaltes in Weimar wirkte denn auch ſchon durch die äußerliche Ausbreitung ſeiner Kenntniß von Welt und Menſchen eine ſittliche Veränderung in Schiller. In ſeinem Innern gährte es; er bewegte ſich in dieſer unruhigen Zeit anhaltend in moraliſchen, intellektuellen und äſthetiſchen Zweifeln; Geſchichte und Philoſophie drängten ſich unter ähnlichen inneren Veränderungen, wie ſie Wieland in Erfurt erlebte, an ihn heran; er lag mit dem Skeptiſchen und Leidenſchaftlichen ſeiner frühern Periode im Kampf, und es drängte ſich in einzelnen Aufwallungen, wie in den philoſophiſchen Briefen, in der Reſignation u. A., noch hervor. Die größern Produkte, mit denen er ſich beſchäftigte, gediehen nicht; der Geiſterſeher „berührte ſein Herz nur flach; Don Carlos, der in den erſten drei Akten (in der Thalia) noch ſehr im alten Stile begonnen war, vollendete er ſo wenig in dem alten raſchen Zuge, wie Göthe ſeine Stücke der zweiten Periode, und ganz wie dieſer ſeine Iphigenia und Taſſo hatte er ihn anfangs in Proſa angelegt. Dem inneren Bedürfniſſe nach einer Aenderung ſeiner ganzen geiſtigen Lage kamen die Geſchicke entgegen wie Göthe'n in Italien. Dieſen entzückte die Kunſt und das milde Klima des Südens zu einem geläuterten Leben und Streben; bei Schiller bedurfte er anderer Hülfe. Zwar dem Norden des Geſchmacks zu entfliehen, in dem er nie zu gedeihen hoffte, war ſchon ein Wunſch des Jünglings, als er die Anthologie aus Tobolsk (1782) herausgab; glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima, hoffte er, ſollten ihn zum Dichter erwärmen. Aber die Kunſt war ihm gleichgültiger; die Gemälde in Dresden hatten ihn kalt gelaſſen, die Plaſtik hatte für ſeinen lebendigen und hiſtoriſchen Sinn nichts Anregendes, er ſprach ſich die Liebe dafür ab und hatte ſogar von Italien keine Erwartung für ſich. Ihm kamen edle Menſchen rettend entgegen; bei ihm ging die poetiſche Reinigung von der ſittlichen aus, bei Göthe'n war die ſittliche eine Folge der künſtleriſchen. Schiller ſchrieb damals ſeiner nachherigen Schwägerin aus Rudolſtadt: „Dieſe Gegend ſoll, hoff' ich, der Hain der Diana für mich werden, denn ſeit geraumer Zeit geht's mir, wie dem Oreſt in Göthe's Iphigenie, den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas Anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den böſen unterirdiſchen beſchützen." Ganz ähnlich wie ſich Göthe in dem gleichen Läuterungsprozeſſe anfangs zurückzog von den Menſchen, lebte auch Schiller in Weimar ſtill für ſich, und meinte in

seinem Streben sich über die Alltagswelt zu heben, ein wahrer Mensch müsse entfernt von Menschen sein; bedurfte er der Welt für seine Dichtung, so suchte er im Plutarch die Bilder einer kräftigern Menschheit. Ganz ähnlich ferner kam ihm wie Göthe'n die erneuete Bekanntschaft mit den Alten entgegen, um seine poetische Richtung umzugestalten, obwohl sie die eindringende Wirkung nicht bei ihm wie bei jenem machte. Er las die Tragiker mit seinen Freundinnen noch in französischen Uebersetzungen, er übersetzte mühselig mit solcher Hülfe, „sein Original errathend oder vielmehr erschaffend" die Iphigenie des Euripides, und wollte Agamemnon übersetzen, der aber seinem Freunde Humboldt aufbehalten blieb. Wie wenig er in die alte Welt und Dichtung mit Göthe's reizender Sicherheit eindrang, zeigt sowol jene Uebersetzung des Euripides, als die im Wettstreit mit Bürger übertragenen Gesänge aus Virgil. Zum Glücke traf er noch auf den vossischen Homer, in Weimar las er fast nichts als ihn. Es war ihm, als ob ein neuer Lebensquell aufging, da er ihn seinen Freundinnen vorlas, und an Körner, schrieb er, er bedürfe der Alten, um seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstelei und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Wie mächtig ihn übrigens das Alterthum ergriff, sieht man leicht aus den Göttern Griechenlands und den Künstlern, die in eben diese Zeit fallen und in Wieland's Merkur (1788, 1789) erschienen. Mit dem Christenthume war Schiller längst zerfallen, mit spinozistischen Ansichten eine Weile her im stillen Verkehr; wie Göthe und Herder sah er das Leben im großen Ganzen an und opferte das Individuum der Gattung. Er zerfiel daher, wie wir oben bei Stolberg hörten, durch die Götter Griechenlands mit den strengen Christen; sie sprachen in der ersten Gestalt auch gar zu hart jene immer rührende Sehnsucht des ächten Dichters nach einer untergegangenen Welt aus, deren Kunstsinn über Religion und Götter Meister ward. In beiden Gedichten schloß sich gleichsam die Blüte dieses Geistes auf, wie sie denn in Form, Vers und Gedanken, das erste mühseliger, das andere schon ganz entschieden, eine Veränderung ankündigen; ich möchte sie im Kleinen Göthe's Iphigenie und Tasso ziemlich scharf vergleichen, weil sie die Metamorphose der Kunst durch die Antike in beiden und das Verhältniß der umgeänderten Dichter zur Welt sehr ähnlich aussprechen. Wie Schiller in den „Künstlern," auf die er selbst in seinen Briefen an Körner mit Recht einen bedeutenden Werth legt, die Kunst als den eigenthümlichen Besitz des Menschen besonders darum preist, daß sie ahnend und im Symbole das Reich der Erkenntniß und Sitte, der Wahrheit und Tugend spielend

eröffnet, ſo ſchien dies gerade ſeiner eigenen Erfahrung entnommen, der eben in ein bewußtes Leben erneuter Sittlichkeit und Vernunftthätigkeit eingehen wollte, und durch ſeine Dichtung deutlich den Weg zur Geſchichte und Philoſophie nahm. Schon hegt er hier den großen Begriff von der Kunſt, daß ihr die Würde der Menſchheit in die Hand gegeben ſei, daß ſie dem Weltplane diene; er heißt das Jahrhundert reifer Männlichkeit, froh der errungenen Geiſtesfülle und Bildung, nicht der erſten Quelle dieſes Sieges, der Kunſt, vergeſſen, und für die Kunſt ſcheint daraus die Verpflichtung zu folgen, ſich dieſem vorgerückten Zeitalter würdig zur Seite zu ſtellen. In dieſem Sinne ſtrebte ſie Schiller hinfort zu behandeln, und es ſchien dazu nöthig, daß er ſich in Wiſſenſchaft und Leben erſt auf die Höhe der Zeit ſtellte; er nahm den Umweg durch Geſchichte und Philoſophie, um ſeine auswuchsreiche, üppige Poeſie ſo zu beſchneiden, wie es der höheren Kultur des erleſenſten Theils der Nation angemeſſen ſchien.

Mitten in der Zeit dieſer inneren Kämpfe begegnete Göthe auf der Rückreiſe aus Italien Schiller'n in Rudolſtadt zum erſten Male bei den Freunden, die Beiden nahe ſtanden. Hätte er in ſeinem Innerſten leſen können, ſo würde er ſchon damals gefunden haben, daß bei der großen Verſchiedenheit ihrer Naturen dennoch Schiller auf einer Stelle der Entwickelung ſtand, die, wie wir merkten, von der ſeinigen nicht ſo weit ablag. Auch Schiller wollte dieſe Berührung der Epochen nicht finden, beſchied ſich aber, aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher ſchließen zu wollen. So mieden ſie ſich lange. Die älteren Werke Schiller's, die noch im erſten Preiſe ſtanden, mußten Göthe'n eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen ihnen zu bilden ſcheinen. Der neuere Don Carlos (1787) ſchien nicht geeignet, den Bruch zu heilen; das Stück ſtellte ſich, ſelbſt abgeſehen von der Beurtheilung des Egmont (1788), dieſem göthiſchen Werke dem Stoffe nach ſo nahe, und war dem Geiſte und der Behandlung nach ſo unendlich verſchieden! Es war in der Geſtalt, in der es damals erſchien, der alten Periode noch verwandter, während es dem Entwurf nach die neue Zeit verkündigte, in der Schiller's edler Sinn aus der Verhüllung heraustrat. Der Gang ſeiner eigenen inneren Veränderungen bildete ſich in der Geſchichte dieſes Dramas ab. Zuerſt war die troſtloſe Leidenſchaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältniſſe der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk, Verhältniſſe, die Schiller mehr, nach Art unſerer Naturdichter und Göthe's, aus eigenen Erfahrungen zu ſchildern vermochte. Es war auf ein Familienſtück abgeſehen, das ſich plötzlich, als Poſa in den Vorgrund trat, in ein

hiſtoriſches im größeren Stile verwandelte. Hier trat die geläuterte Geſtalt des Dichters in das ungeläuterte Gedicht, das durch verſchiedene Pläne verſchoben ward, und dadurch alle die äſthetiſchen Gebrechen erlitt, die ſo oft und mit Recht an ihm ausgeſtellt worden ſind, die Schiller ſelbſt nicht widerlegen wollte. Nur daß man darüber den endlichen Gedanken des Gedichtes immer aus den Augen verlor, ärgerte ihn, und beſtimmte ihn die Briefe über Don Carlos (1788) zu ſchreiben, worin er den Kern ſeines Gedichtes erſt dem Publikum öffnen mußte, das für Alles, was nach Politik ſchmeckte, unendlich ſtumpfſinnig, noch vor Don Carlos, wie vor Fiesco, war. Was heute jeder Sekundaner aus Marquis Poſa herausliest, war damals der Leſewelt noch ein Räthſel, die erſt für ſolche Stoffe durch die Revolution empfänglich gemacht werden mußte. Aus allen jenen Gegenſätzen von Ideal und Wirklichkeit, von Natur und Konvention, die das große Thema der weltſtürmeriſchen Poeſie der 70er und 80er Jahre waren, griff Schiller hier den gewaltigſten heraus und ſtellte Weltbürgerthum gegen Kabinetsweisheit, Vernunft und Naturrecht gegen die Beſchränkungen des willkürlichen Regiments, die Menſchheit mit ihren reinſten Anforderungen gegen den Staat, das große Gebäude, in dem ſich menſchliche Willkür und Naturbeſtimmung ſo innig die Hand reichen. Mit glücklichem Griffe wählte er dazu die Zeit und im Hintergrunde die Geſchichte des Aufruhrs der Niederlande, wo dieſe in der Reformation erhobenen Anſprüche zuerſt mit Nachdruck in die politiſche Welt eintraten. Wenn Göthe den Menſchen mit ſeiner Dichtung umfaßte, die Herſtellung reiner Menſchlichkeit, Recht und und Freiheit, naturgemäße Entwickelung in Anſpruch nahm, ſo gab ſich Schiller der Menſchheit hin und focht für die Ausbreitung deſſen, was als naturgemäß anerkannt war, im Volke und im Staate. Daß ihm dies Abſicht und Zweck, nicht zufällige Begleitung ſeines Dichtungswerkes war, dies liegt in den Briefen über Don Carlos in einer ſehr merkwürdigen Stelle, worin er die Anticipation und Divination in ſeinem Kunſtgebilde weiſſagend andeutet. „Vielen, ſagt er, dürfte der Gegenſtand dieſer Tragödie zu abſtrakt und ernſt ſcheinen. Die heiligſten Wahrheiten, die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaft waren, in das Gebiet der Kunſt herüberzuziehen, und, als lebendig wirkende Motive in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen, ſchien mir des Verſuchs nicht unwerth. Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Grenzverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder (!) nicht verloren.“ Dieſer Gedankenſtrich

winkt inhaltsvoll, daß der Dichter mit ſeinen Wirkungen über die Bühne hinaus will, daß er für unſere Geſammtentwickelung im Staate auf dem mäßigen Wege des Dichters das werden will, was Rouſſeau, Montesquieu und Voltaire für Frankreich geworden ſind, daß er an die äſthetiſche Bildung die politiſche der Nation unmittelbar anknüpfen möchte, und das Jahr 1813 hat die Anfänge dieſer Wirkſamkeit begonnen. Warum er dieſe Zwecke auf dem Wege der Dichtung verfolgte, ſetzen ſpäter die Briefe über die äſthetiſche Erziehung auseinander. Sehen wir den angefochtenen Poſa in Parallele mit unſerer Freiheitsjugend jener Jahre, ſehen wir ihn mit Schiller im Verhältniſſe zu den Zwecken der Freimaurer und Illuminaten im vorigen Jahrhundert, ſtellen wir ihn neben die geſchichtlichen Figuren, die für Wahn und Irrthum das Leben geſetzt haben, oder betrachten ihn innerhalb der Zeit, in die ihn der Dichter geſtellt hat, neben dem republikaniſchen Könige Heinrich IV., oder vergleichen wir ihn mit den franzöſiſchen und ſpaniſchen Bühnenheroen, die man ſich Jahrhunderte lang gefallen ließ, ſo ſcheint es überall, als ob ſich der Dichter nicht ſo mit Unrecht für die Rechtfertigung ſeines Charakters und ſeines Opfertodes ereifert hätte. Wie es auch ſei, dieſer Eifer iſt für die große Denkart des Dichters eben ſo merkwürdig, wie der Entwurf dieſes Freiheitsſchwärmers ſelbſt, und ſo wenig Jemand die verleugnungsfähigen Helden Leſſing's angreifen dürfte, der nicht den ungemeinen Charakter des Dichters ſelbſt zu würdigen weiß, ſo wenig ſollte Einer am Poſa ausſtellen dürfen, der nicht zuerſt Schiller's Rettung dieſes Charakters verſtanden und beſeitigt hat.

Die Studien für Fiesco und Don Carlos hatten Schiller'n in die Geſchichte eingeführt; an dem Abfall der Niederlande arbeitete er lange, ehe er nach Jena hinkam und aus der Geſchichte Beruf machte. Bald darauf brach die Revolution aus, die des Dichters Auge noch feſter auf politiſche und hiſtoriſche Verhältniſſe heften mußte. Zugleich hatte ihn die kantiſche Philoſophie gefeſſelt, und ſo finden wir in den erſten Jahren des letzten Jahrzehends ſeine poetiſche Ader vertrocknet, und ſeine Thätigkeit durch Wiſſenſchaft und Leben abgelenkt. Dies geſchah in derſelben Zeit, als Göthe, durch den Ausbruch der Revolution mißſtimmt, ſich mit dem öffentlichen Leben und der Geſchichte völlig überwarf, in ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen ganz geirrt wurde, und ſich ſyſtematiſcher mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte. Bei beiden Dichtern alſo, die unſerer neuen Poeſie Geſtalt und Würde gaben, die am kräftigſten das Gebiet der Kunſt behaupteten, ward die künſtleriſche Thätigkeit durch Zeitverhältniſſe in Staat und Wiſſenſchaft unterbrochen, und unſere nächſte

Aufgabe muß daher ſein, auf dieſe zurückzublicken, und die Störungen zu erwägen, die von dorther einer reinen ungetrübten Entfaltung unſerer Dichtung entgegentraten. Hier werden wir die frohen Hoffnungen, ja die errungenen Siege, deren wir nur eben erſt uns zu freuen beginnen, nicht wenig verkümmert finden. Kaum konnten wir in unſerer kalten Zone das lange verſprochene Aufbrechen der Knospe unſerer Kunſt vor Ungeduld erwarten; jetzt entfalten ſich die zarten Blätter, und ehe ſie ganz erſchloſſen ſind, drückt ſie ein neuer Froſt. In die Spiele der heiteren Tochter der Empfindung und Phantaſie greift die Ungunſt der neuen Zeitverhältniſſe, die Feindin der Künſte, mit ſtörender Hand ein. Die kaum halb erzogene Dichtung tritt in eine niedere Dienſtbarkeit herab. Die wenigen Pfleger, die ſoeben ihre Würde im ganzen Umfange erkannt und bekannt haben, widerſetzten ſich mit Mühe und ſauerer Anſtrengung; und ſie ſchienen ihre Kränze zuletzt mehr der überwundenen Hemmungen wegen verdient zu haben, als weil ſie mit ſorgloſem, ſiegfrohem Schritte zum Heiligthum der Kunſt den Weg gefunden hätten.

XII.

Ueberſicht der ſchönen Proſa (Romanliteratur).

1. Humoriſtiſche Romane.

Unſere ganze Poeſie, auch in den höhern Gattungen (wie im Trauerſpiel), hatte ſich mit Anſtrengung aus der proſaiſchen Rede loszuringen, wie wir an den Beiſpielen von Leſſing, Göthe und Schiller gefunden haben. Es läßt ſich denken, daß es ihr, die ſo viel Mühe hatte, nur in den höchſten Regionen ihre eigenthümliche Ausdrucksform durchzuſetzen, nicht gelingen konnte, in dieſer Hinſicht einen allgemeinen Sieg zu erringen, noch weniger alſo, jene große Zwittergattung des Romans abzuhalten, in der die ungebundene Rede herkömmlich iſt. Wirklich ward auch der Roman zugleich mit dem Schauſpiele hergeſtellt. Er war in vereinzelten Werken Gellert's und weniger Anderen viel minder vorbereitet, als das Schauſpiel durch Gottſched und ſeinen Anhang; er erhielt aber durch die Einflüſſe des engliſchen Romans einen viel dringenderen Anſtoß als das Schauſpiel durch Shakeſpeare, weil die berühmten engliſchen Romanſchreiber mehr gleichzeitig und dem Genius des Jahrhunderts

verwandter waren; und ſo kam es, daß in den 70er Jahren dieſe Gattung plötzlich eben ſo neu geboren, wie das Drama neu geſtaltet, hervortrat. Wir haben uns bei den Erzeugniſſen aus dieſem Dichtungszweige als ſolchen nirgends lange aufgehalten, und wollen es auch jetzt nicht; auch wäre hier irgend vollſtändig zu ſein nicht einmal möglich, wenn es auch zweckdienlich wäre. Was uns aber dennoch ein wenig dabei zu verweilen nöthigt, iſt hier, wie ſonſt, das nähere Verhältniß der Werke dieſer Gattung zu den Zuſtänden, Leiſtungen und Tendenzen der Zeit, die Grenzberührung von Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, die uns unmittelbare Aufſchlüſſe über alle zugleich gibt. Daß wir dabei nur die größeren Beziehungen dieſer Art von Dichtung mit dem öffentlichen und allgemeinen Leben der Nation im Auge behalten, verſteht ſich von ſelbſt, und wir werden auch hier, wie früher, finden, daß uns aus dieſem Grunde eigentlich nur die Anfänge des Romans eine Theilnahme abgewinnen können. Sobald die gewöhnliche Geſellſchaft ſein Urbild wird, ſobald er zur bloßen Unterhaltungslektüre herabſinkt, und für die täglichen kleinen poetiſchen Bedürfniſſe das wird, was die Scheidemünze und das Kupfer zur Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe iſt, verliert er für die Geſchichte der Literatur alle Bedeutung; ſeine Veränderungen ſind dann nicht mehr organiſch und geſchichtlich, ſondern modiſch, und gehören vor das Forum des Theetiſches, nicht vor das der wiſſenſchaftlichen Betrachtung.

Um in der Kürze das Verhältniß unſerer Romane zur Zeit ihrer Wiedergeburt unter engliſchen Einflüſſen, und ihren Gegenſatz zu der bisher behandelten Naturpoeſie der Kraftgenies anzudeuten, ſo erinnern wir, daß alle Kunſt und Poeſie auf dem Grunde einer möglichen und idealen Welt ruht, die des Menſchen freie Seele im Fluge über die gegebene Wirklichkeit hinweg ſich dichtend und denkend ſchafft. Es iſt natürlich, daß die Dichtung, wo die Blüte ihrer Entwickelung in ein Zeitalter gereifter Geiſtesgaben fällt, ſich dieſes ihres Gegenſatzes gegen die wirkliche Welt bewußt wird, wie wir es in den letzten Erſcheinungen gewahrt haben; und ſie wird in einem ſolchen Falle den Stoß der Einbildungskraft auf die Schranken des gegebenen Lebens gerne zu ihrem Vorwurfe nehmen. Dieſes Thema haben wir bisher im Sturme und Drange des Inſtinktes, wie in der klaren Auffaſſung des gereiften Geiſtes behandeln ſehen. Unſere Kraftgenies, zum Theil mit der Anlage zu ächten Dichtern geboren, umfaßten die Verhältniſſe der Möglichkeit und Wirklichkeit mit der ganzen Energie einer jugendlichen Einbildungskraft, deren Natur es iſt, nirgends das Getheilte zu ertragen, überall nach dem

Ganzen zu streben. Bei ihnen war daher die Betrachtung der gegebenen Welt, in die sie sich gesetzt sahen, und der Gegensatz, in den sie sich selbst zu ihr setzten, immer aus Einem ganzen Gusse. Sie warfen ihr das eigene Selbst mit allen seinen Eigenheiten eigensinnig entgegen; sie stellten sich aus ihr, die ihr entschiedenes Mißfallen erregte, heraus, nicht ohne die italienischen Wünsche, sie aus ihren Angeln heben zu können; sie bildeten sich, der verworfenen Welt zum Trotze, schöpferisch in ihrem Innern eine eigene bessere Welt aus, und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Gesetze in ihre Sitten und ihr Leben über. Wer gefaßt genug war, bei dem ersteren Versuche stehen zu bleiben, sich mit der eingebildeten Welt der Phantasie zu begnügen, und in ihr Trost zu suchen über die mangelhaften Zustände des äußeren Lebens, der kam noch so leidlich durch; tragischer war der Ausgang jenes anderen Bestrebens, Wirklichkeit und Ideal zu versöhnen, nach den Forderungen dieses jene erstere umgestalten zu wollen. Die Starkgeisterei in allen ihren Eigenschaften war sowohl Quelle als Ergebniß eines solchen eitlen tantalischen Ringens, aus dem sich keine andere als eine tragische Dichtung entwickeln, und, wo die innere Erleuchtung über dies dunkle Bestreben ausblieb, keine andern als tragische Lebensschicksale gestalten konnten.

Es gibt eine andere Art, sich der Wirklichkeit gegenüber zu stellen, indem man sich nicht aus ihr heraus, sondern mitten in sie hineinstellt, ohne sich ihr übrigens, wie der Geschichtschreiber, gleichzustellen, ohne daher den poetischen Grund und Boden zu verlassen, ohne ein Weiteres zu wagen, als nur diese beiden Gebiete einander zu nähern. Man darf nur die kälteren Gaben des gealterten Geistes zu dem Schwunge der Phantasie hinzunehmen, über dem Bilde der möglichen Dinge die Erwägung und Betrachtung der bestehenden nur nicht ganz außer Acht lassen. Wir meinen nicht jene Art der Betrachtung, die sich völlig auf diesen Standpunkt der verständigen Erkenntniß herüberstellt, bis auf die Höhe, wo sie zur vernünftigen Uebersicht wird: sobald der Beobachter so weit emporklimmt, das Ganze der Wirklichkeit umspannt, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit überall in ihr herrschen sieht, und aus dem Princip einer besten Welt die schlechteste Gegenwart zu erklären wagt, so ist er im Gebiete der ächten Geschichte und verliert den Anspruch auf den Namen des Dichters. Jener Betrachter, den wir charakterisiren und dem starkgeistigen entgegenstellen wollen, wird, weil wir widersprechende Geisteskräfte, Phantasie und Verstand, in ihm vereinigt thätig sehen wollen, nie ein wahrer Dichter werden können, und muß nie ein wahrer

Hiſtoriker werden wollen. Er wird ſich auf einem mittleren Standpunkte halten, wie faſt alle die Männer gethan haben, die wir unter dieſer Rubrik verſammeln werden, und bei denen nichts gewöhnlicher und zugleich bezeichnender iſt, als daß ſie theils das ſelbſt leben, was ſie dichten, theils das für Geſchichte ausgeben, was ſie in Romanen darſtellen, und daß ſie nicht auf den Titel des Poeten, ſondern wie Hermes auf den des Beobachters, oder wie Jean Paul, Hippel, Wezel und faſt Alle auf den des Biographen ſcherzhaft oder ernſthaft Anſpruch machen. Sie ſind ſo weit Geſchichtſchreiber ihrem Talente und ihrer Manier nach, als es der Pragmatiker iſt, und wieder ſind ſie ſo weit Dichter, als eine Dichtung dieſen Namen verdient, die wir gar nicht anders als mit demſelben Ausdrucke, einer pragmatiſchen, zu charakteriſiren wüßten. Denn dieſe ihre Dichtung entbehrt des Ideals und einer vollkommenern Welt ſo ſehr, wie die pragmatiſche Geſchichtſchreibung der Idee der Vorſehung und der nothwendigen Welt entbehrt. Dieſe Dichter betrachten die Dinge, wie jene Hiſtoriker, blos mit dem menſchlichen Witze, der daher beiderſeits die beſte Würze ihrer Werke bleibt; ſie kennen nichts Unſichtbares und Ungreifbares in der Menſchheit; ihre Kenntniß der Natur des Menſchen iſt nur aus dem geſelligen Umgange entwickelt, wie jene der Kraftgenies oft nur aus dem Triebe des Herzens, nur aus dem einſamen Brüten des Geiſtes über ſich ſelbſt; es gibt nichts Innerliches für dieſe, was ſich nicht äußerlich den Sinnen faßlich ausprägte. Es iſt daher erklärlich genug, daß eben die Zeit, welche die erſten pragmatiſchen Geſchichtſchreiber in Deutſchland hervorbrachte, ſich auch über der Phyſiognomik als über dem höchſten Probleme menſchlicher Weisheit abquälte: die freieſte Bewegung des Geiſtes ſollte ihr körperliches Organ haben. Es iſt erklärlich, daß eben dieſe Zeit verſtandesmäßig die Wunder, die unmittelbare Offenbarung, die Wirkungen des Geiſtes, der Gnade, des Gebets aus der chriſtlichen Religion wegleugnete, um alle ihre Geheimniſſe menſchlich erklären zu dürfen; ja, der dieſen Pragmatismus am eifrigſten bekämpfte, Lavater war doch ſelbſt der eifrigſte Pragmatiker, wie in ſeiner phyſiognomiſchen Lehre, ſo in ſeiner religiöſen: er wollte doch ſelbſt dieſe Wunder und Wundergaben gleichſam nur glauben unter der Bedingung, daß ſie noch immer ſichtbar und empfindbar wirkten, er wollte ſeinen Gott ſogar fühlen und „genießen.“ Was man von Seiten der göthiſchen Genieſchule an den Berlinern tadelte, war der Geiſt des Pragmatismus, der ſich vor dem Genie und den Gaben des Dämons kreuzigte, und der die Wirkungen der göthiſchen Gedichte lieber aus tauſend Nebenſachen herleitete, als aus dieſer Einen Hauptquelle: der

die Zuckungen des Obscurantismus gegen das blendende Licht der Aufklärerei durchaus alle aus geheimen Gesellschaften, aus bestimmten Planen, von gewissen Menschen hervorgehen sah, nicht aus den nothwendigen Bedingungen der Verhältnisse, aus den Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung, wo weit mehr die geheime Ursache jener Erscheinung lag, die den materialistischen Erklärern selber als letzte Ursache anderer Erscheinungen vorkam, die ihnen lästig waren. Diese Zeit nun brachte, wieder erklärlich genug, auch jene Dichter der Menschenkenntniß hervor, die wir pragmatische nennen wollten. Wir könnten sie auch humoristische nennen, wenn nicht jener Begriff diesen letzteren einschlösse, und als der weitere noch Anderes in sich faßte, was nicht unter diesen fallen kann.

Dem Menschen, der sich mitten in der Welt befangen aufs Beobachten legt, ohne die Fähigkeit, sich über sie zu erheben, sich aus ihr zu entfernen, stellt sich bald das Widersprechende der menschlichen Lagen, Verhältnisse und Eigenschaften dar. Er gewahrt das Geregelte neben dem Zufälligen, das Natürliche neben dem Unnatürlichen. Da er dies Gegensätzliche nicht in einer höheren Einheit, wie der gläubige und empfindende Mensch, wie der idealisirende Dichter, wie der spekulirende Philosoph ausgleichen will, sondern in sich selbst, so schärft sich ihm innerhalb des Wirklichen, das er zu beobachten, verständig zu vergleichen und zu verarbeiten nicht aufhört, die Kombination, und er fängt bald an, das scheinbar Unvernünftige an das Vernünftige anzureihen, das Mangelhafte an das Vollkommene. Diese Operation ist nicht anders möglich, als durch Nivelliren. Jene tieferen Naturen unter den Kraftgenies verschmähten alles Halbe, sie wollten, wie wir es ausdrücken hörten, Alles oder Nichts, sie sahen in dem Menschengeschlechte nur das verachtete Kleine und das bewunderte Große; diese ihre Gegenfüßler aber ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf, und heben den Unterschied zwischen beiden auf. Es entsteht eine heitere Weltanschauung, die sich in die Dinge schickt, die das Lächerliche ihrer gegensätzlichen Außenseiten in der Ordnung findet, die, weit entfernt von dem sogenannten Weltschmerze jener Genialen, einen allgemeinen Weltscherz an die Stelle setzt. Dieser Humor, der ebenso von der Vergötterung des Kleinen ausgeht, wie jener Weltschmerz von der Verehrung des Dämonischen und Großen im Menschen, liegt bei uns in Deutschland damals gleich krampfhaft diesem letzteren gegenüber. Die Originalcharaktere, die auf ihm ruhen, sind eben so sehr Karrikaturen, wie dort die Originalgenies; die Kleingeisterei und „Pusillanimität" auf der einen Seite (ein Ausdruck, mit dem Lichtenberg vortrefflich sein eigenes, in dieser Beziehung repräsen-

tirendes Weſen bezeichnet hat) iſt eben ſo ſehr Krankheit, wie auf der anderen die Starkgeiſterei und Großmannſucht. Denn das einſeitige Verweilen auf der ſchwarzen oder lichten Seite des menſchlichen Thuns und Treibens wird, wie es auf einer einſeitigen Anlage beruht, dieſe nur deſto nachdrücklicher ausbilden. Das haben auch viele der ſchreibenden Individuen bei uns auf beiden Seiten gleichſam gefühlt, und haben ihm zu entgehen geſucht; es drängt ſich in den Trübſinn der Genialen ein Humor ein, aber ſeine Bitterkeit verräth, daß es nicht der gutmüthige der Gegenſeite iſt; es miſcht ſich in die Scherze der Humoriſtiſchen ein Zug der Wehmuth, allein es iſt nicht jener prometheiſche Geier, der die Freude des Lebens wegfrißt, ſondern es iſt jene weiche Empfindſamkeit, jene Rührung zum Weinen, die eben ſo ſehr, wie ihr Gegenſatz, die Rührung zum Lachen, aus der gutartigen Anſicht von der menſchlichen Schwäche und Kleinlichkeit fließt. Und in dem eigentlichen Vertreter unſerer humoriſtiſchen Romane, in Jean Paul, legen ſich beide Gegenſätze, des Kraftgenies und Originals, der Empfindſamkeit und des Humors, dicht nebeneinander, ohne daß es uns Befriedigung gäbe: wir empfinden das Krankhafte nach beiden Seiten hin abwechſelnd deſto unmuthiger. Bis zu der Höhe, wo ſich der Dichter rein über jene Zuſtände erhebt, die er darſtellt, wo Göthe im behaglichen Gefühle eines befriedigten Daſeins das Bild der Unbefriedigtheit, ſeinen Fauſt, ſchrieb, wo Cervantes mitten in der Erfahrung vom Ernſte des Lebens die Bilder ſeiner Thorheit entwarf, gelangten nur wenige Menſchen, und auf der Seite der humoriſtiſchen Weltbetrachtung die wenigſten. Der Schriftſteller, der die Kleingeiſterei und Kleinmeiſterei verfolgt, verfällt ihr gar zu leicht ſelbſt; wer die Thorheit reizend zu ſchildern weiß, verliebt ſich leicht in ſeine Aufgabe; „der Genuß des höchſten Lächerlichen, ſagt Jean Paul treffend, verbirgt das kleinere, das ſich dann der Mann halb ſcherzend, halb im Ernſte angewöhnt.“ Oder auch umgekehrt: der Schriftſteller verfolgt die Kleinlichkeit und Thorheit, weil er ihr verfallen iſt; er zieht ihr die Maske des Spottes vor, und es iſt daher bei den meiſten Humoriſten üblich, ſich ſelber lächerlich darzuſtellen. Was dies Beides ſagen will, wird der verſtehen, der je im gemeinen Leben darauf geachtet hat, wie z. B. das naive Weib der höhern Stände auf der Grenze von Bewußtſein und Naturtrieb das feinſte Spiel ihrer Naivität iſt, und das feinſte Spiel *mit ihr treibt*, oder wie der Provinziale, und beſonders wieder das Weib, ſeinen Dialekt zuſtutzt und ſo anwendet, daß man zweifelt, ob es aus Gewöhnung oder aus Humor geſchieht; oder wie ſelbſt der trockene Spaßmacher zuletzt ſich der Bewußtloſigkeit

ſeiner Einfälle oft bewußt wird, ohne darum die Drolligkeit ſeiner Natur immer in der Gewalt zu haben. So iſt es nun mit den meiſten humoriſtiſchen Schriftſtellern; ſie ſind am ſeltenſten der Ketten frei, der ſie ſpotten; ſie ſchildern Originalcharaktere, und ſind meiſtens Originale im eigenen Leben. Sie ſitzen ſich am liebſten ſelbſt, zeichnen am liebſten Portraits, die ihre eigenen Züge tragen, ſie werden theilweiſe Autobiographen, auch wo ſie es nicht ſein wollen. Sie werden überall, wo das Herz einigen Antheil an ihren Schilderungen hat, wie im Jean Paul, im höchſten Grade pathologiſche Dichter werden, und ſie ſcheinen dies in der Regel nur darum nicht, weil an ihren Dichtungen, wie in allen komiſchen Gattungen mehr der Verſtand als das Herz Theil hat.

Denn das, worin der Begriff des Pragmatiſchen und Humoriſtiſchen zuſammenfällt, iſt eben die blos verſtändige Betrachtung der Welt. Der Pragmatiker bekümmert ſich nicht um den unſichtbaren Hintergrund der Menſchengeſchichte, und der Humoriſt eben ſo wenig; Jean Paul hat ſeine hoch humoriſtiſchen Charaktere zu Leugnern der Gottheit oder Unſterblichkeit gemacht, und ein minder greller und wahrerer Zug würde geweſen ſein, wenn er ſie zu Indifferentiſten gemacht hätte. Wie in den Werken der pragmatiſchen Geſchichtſchreiber der weltgeſchichtliche Plan fehlt und die Idee der Vorſehung, ſo in dem humoriſtiſchen Romane der epiſche Entwurf, den wir noch in Klinger's Romanen theilweiſe finden, und das Ideal. Hier und dort werden die Handlungsweiſe und die Charaktere der Menſchen nicht ſo gern aus dem großen Stand der Dinge, aus Schickſal und Natur entwickelt, als vielmehr aus kleinen zufälligen Urſachen und Anläſſen, aus den Gewöhnungen der Erziehung, aus den ſtillen und geringen Einflüſſen der Umgebung und der engeren Verhältniſſe. Nicht eine ewige Vorſicht, ſondern der menſchliche Witz lenkt hier die Welt, nicht eine Maſchinerie der Götter herrſcht in dem Dichterwerk, ſondern der Zufall. So hat Wezel, indem er die Geſchichte des Urſprungs und der Entſtehung eines humoriſtiſchen Originalcharakters ſchildern will, eine Reihe von kleinen Einwirkungen und zuletzt den kleinſten zufälligen Anlaß dieſe Geſtalt bilden laſſen. Bei den Kraftgenies brach die Natur durch alle Schranken der Verhältniſſe durch, aber hier wird der Natur weit nicht ſo viel Macht gegeben: nicht ſie macht den Menſchen, ſondern die Umſtände; ſie gibt in dem Kinde, nach den Worten eines unſerer Humoriſten, nur einen Guckkaſten: die Aeltern, die Erziehung, die Umgebung zündet das Oel an und ſtellt die Bilder hinter die Gläſer. Daher beginnen alle ſolche Romane ab ovo, mit der Kindheit, ja bei Sterne mit der Embryogeſchichte des Helden, und ſind in der That wie

pragmatiſche Biographien angelegt. Nicht auf das Innere des darzuſtellenden Charakters wendet ſich der Fleiß des humoriſtiſchen Dichters, wie bei Wieland und Klinger, deren Romane daher nicht in dieſe Reihe gehören, ſondern auf das Aeußere und Geſellige; nicht die Gewalt der Triebe iſt ſeine Aufgabe, wie bei den Kraftgenies, und nicht Handlungen, die dort ihre Quelle haben, ſondern äußere Begebenheiten und Schickſale, die eine zufällige Macht über den Menſchen üben. Die Lieblingscharaktere auf dieſer Seite ſind die ſchroffen Gegenſätze zu jenen Himmelsſtürmern, die die Welt nach ihrem Willen zu lenken ſuchen: es ſind die Narren des Glücks, die Spielbälle des Zufalls, die Märtyrer der Launen der Verhältniſſe; wie die Hanswurſte des Poſſenſpiels müſſen ſie ſich hetzen, treten und ſchlagen laſſen. So iſt der Held in allen picariſchen Romanen und Gilblaſiaden, trotz allen Anlagen und Kniffen, immer ein leidender Dulder: ſeine Geſchicklichkeit kann nur dem Stolze eines Menſchen ſchmeicheln, der von der Menſchheit kleine Begriffe hat. Alle humoriſtiſchen Romane ſind daher gleichſam zur Demüthigung des menſchlichen Stolzes geſchrieben, jene älteren Schelmenromane ſowohl, als die neueren engliſchen, deren Seele gewöhnlich die Schilderung eines Nationalcharakters ausmacht. Sind jene älteren Charaktere der niedern Stände dem ausſchweifenden Dünkel der höhern Klaſſen entgegengeſetzt, wie noch früher im Thierepos die thieriſche Natur des Menſchen dem Halbgötterthum, ſo ſind dieſe Originale, die ſtets in Nebenſachen leben, die immer nur in den kleinern Verhältniſſen des alltäglichen Lebens auftreten und ihre Beſonderheit und Auszeichnung nur im Weſen des Sonderlings haben, jenen Titanen entgegengeſtellt, die ſich der menſchlichen Natur überheben und der Kraft des Geiſtes. Daher nun kommt, wie in England der Gegenſatz der komiſchen Romane gegen die empfindſamen Moraliſten Addiſon und Richardſon, ſo in Deutſchland der allgemeine Gegenſatz unſerer humoriſtiſchen Romanſchreiber gegen die von der Genieſeuche Angeſteckten, die ſich in tauſend Feindſeligkeiten äußert. Ihnen, die von des Menſchen dämoniſcher Natur groß denken, ſetzt man hier neckiſch ſeine kleine pedantiſche Natur entgegen. Die Schriftſteller auf dieſer Seite ſehen den Menſchen in die thörichte Welt hineingeſtellt mit nicht allzu heroiſchen Kräften; ſie ſehen ihn gutmüthig und ohne Zorn an dem Looſe der Menſchheit, an der allgemeinen Schwäche ſchuldlos Theil nehmen, ſie tröſten ſich daran, daß das Kleine in der menſchlichen Natur mit dem Großen oft ſo innig verwachſen iſt: denn ſie, die nichts nach dem erſten glänzenden Eindrucke beurtheilen, ſondern immer auf die entlegenen Quellen der Handlungen und Geſinnungen zurückgehen, finden

die Anfänge des Großen und Gleißenden gemeinhin gar zu geringfügig. Sie empörten ſich daher gegen die ſtarkgeiſtigen Genialitäten, die aus dem Menſchen auf der einen Seite ſo viel Weſen machten, auf der anderen ſeine Schwäche ſo weit wegwarfen und verachteten. Sie riefen daher das ſwiftiſche vive la bagatelle nach, und machten nach Sterne's Muſter die Kehrſeite des Menſchen zum Lieblingsgegenſtande ihrer Darſtellung. Dies ſpiegelt ſich in der Form, wie in der Materie ab. Das Geringfügige läßt ſich nur in einer kleinlichen Manier darſtellen, die ſich bis ins Endloſe verläuft. Triſtram und die Flegeljahre haben deswegen kein Ende, weil der funfzigſte Band nichts weiter ſagen könnte, als der vierte ſchon geſagt hat. In dieſer humoriſtiſchen Manier Sterne's iſt das Weſentliche wieder der Pragmaticus, mit dem er nicht allein die Erſcheinungen, ſondern auch die Empfindungen bis auf die entfernteſten Quellen ihres Entſtehens verfolgt. In ſeinen wunderbaren Sprüngen und in dem Verdecken des geheimen Zuſammenhangs ſeiner Gedanken und Einfälle fordert er gleichſam den pragmatiſchen Witz ſeiner Leſer wieder heraus, die verborgenen Fäden aufzufinden. Die deutſchen Nachahmer verſtanden von dieſen Künſten freilich wenig. Sie ſtehen in dem Verhältniſſe zu Sterne, wie die deutſche Schule Shakeſpeare's zu dieſem; und dies iſt um ſo übler, als das Muſter an und für ſich viel geringer und zweideutiger iſt. Denn der vorwaltende Humor iſt ein Begleiter der abnehmenden Kunſt, er zerſtört und vernichtet ſie zuletzt. Dieſe Bemerkung iſt von Göthe, der auch die moraliſchen Nachtheile der vorwaltenden humoriſtiſchen Stimmung durchſchaute. Das Humoriſtiſche, ſagte er, weil es keinen Halt und Geſetz in ſich ſelbſt hat, artet zuletzt in Trübſinn und üble Laune aus, wie man an dem Beiſpiele von Jean Paul und Görres erlebt habe.

Der humoriſtiſche Roman jener Zeit war bei uns weit entfernt eine ſo reinliche Gruppe zu bilden, wie in England, und in ſich von ſo entſchiedener Form zu ſein; es miſchten ſich fremdartige Beſtandtheile bei, weshalb man ihn mit der Bezeichnung des Humoriſtiſchen, welches gar oft ſeine ſchwächſte Seite iſt, nicht erſchöpft. Unſere Romanſchreiber waren ihrer Natur nach mehr praktiſche Leute, und auch von dieſer Seite den Kraftgenies entgegengeſetzt. Im Werther gilt die Geſellſchaft für die Quelle des Unglücks, für den Untergang der guten Natur im Menſchen; bei Hippel iſt die Geſellſchaft Urſache des menſchlichen Glücks oder Unglücks, und er glaubt, daß noch erſcheinen werde, was noch nicht erſchienen iſt: was Alles der Menſch durch ſie noch werden kann. Dieſe Männer ſind mit der wirklichen Welt vertrauter und verſöhnter

als jene Jünglinge, ſie hoffen auf ihre Verbeſſerung und tadeln die umſtürzende Richtung dieſer Gegner. Sie ſind Reformer, während dieſe entſchiedene Revolutionäre ſind. Nie iſt in der Welt ein Großes geſchehen ohne einen leidenſchaftlichen Anſtoß, mit welchem Zügelloſigkeit und Uebertreibung immer verbunden iſt: das haben jene ausſchweifenden Starkgeiſter für ihre Beſtrebungen anzuführen. Es iſt aber nur die Sache eines großen Geiſtes, im Ganzen die Nothwendigkeit ſolcher Ausſchweifungen einzuſehen; wer am Einzelnen klebt, der ſieht immer nur die Ausſchweifung und den nächſten Schaden, der ihr anhängt. So iſt es mit unſeren pragmatiſchen Poeten. Sie denken der Welt im Einzelnen aufzuhelfen, und Hippel, Hermes, Jean Paul und Andere haben immer eine Reihe politiſcher und ſittlicher Plane, womit ſie die menſchliche Geſellſchaft heilen wollen; ſie, die wenig vom poetiſchen Idealismus haben, ſind leicht mit einem gewiſſen politiſchen behaftet. Gemeinnützigkeit iſt bei faſt allen unſeren Romanſchreibern der erſten Zeit das allgemeine Ziel, wie man es häufig von dem pragmatiſchen Geſchichtſchreiber ausgeſagt hat. Die Werke der Letztgenannten und anderer Männer ſind überfüllt mit Vorſchriften einer praktiſchen Fürſorge fürs Leben, mit Vorſchlägen, Lehren, Syſtematik und Polemik. Wo dieſe noch ſatiriſcher Art iſt, verträgt ſie ſich wohl mit der humoriſtiſchen Manier; allein ſie iſt am häufigſten lehrhafter Natur. Daher nun kommt es, daß unſere Romane anfangs allen Kunſtwerth ſchon dadurch verlieren, daß ſie meiſtens in eine enge Beziehung zu den Wiſſenſchaften treten. Wir haben kein freies und mannichfaltiges öffentliches Leben, wie England, das die große Heimat der pragmatiſchen Geſchichte und des rein humoriſtiſchen Romans aus den gleichen Gründen iſt. Dort härten ſich an den Ecken der Oeffentlichkeit jene originalen Perſönlichkeiten ab, die nicht müßige Erfindungen des Dichterkopfs ſind, die bei ihrer zufälligen Eigenrichtigkeit dennoch allgemeine Natur tragen, wie Sterne's Triſtram z. B. das Urbild aller Kleinmeiſterei iſt. Wir in Deutſchland haben nur die kurze Zeit eines freien Lebens auf der Univerſität, toll und humoriſtiſch genug, aber ohne eine bedeutende Widerlage. Wenn ſich unſere Romanſchreiber nach Materie und Umgebung umſahen, ſo trafen ſie nur auf ein gelehrtes, nicht auf ein thätiges Leben; ſie fanden mehr Originalitäten und Sonderbarkeiten in den Meinungen als in den Handlungen, weshalb wir auch ſo viele ſolcher Charakterbilder unter dem Titel „Leben und Meinungen" haben. Dies gab nun an die Hand, daß ſich dieſe Poeſiegattung ganz enge mit den wiſſenſchaftlichen Zweigen verwebte, in denen einige lebendige Bewegung ſtatt hatte. Wir werden daher kaum in der

Theologie die erſte Polemik rege werden ſehen, ſo erſcheinen theologiſche Romane; kaum tritt die Phyſiognomik ans Tageslicht, ſo wird ſie in phyſiognomiſchen Reiſen verſpottet; Geheimlehren und Orden geben Stoff zu Wunderbarem, was der neuere Roman ſonſt entbehren muß; die erneute Erziehungskunſt ward die Quelle einer ganzen unendlichen Literatur für Kinder, für Haus und Schule; ſobald die Philoſophie neuen Aufſchwung nahm, kleidete ſie ſich hier und da in äſthetiſche Formen; kaum war die Geſchichte etwas genießbarer behandelt, ſo überſchwemmte man uns mit hiſtoriſchen Romanen. Der Roman ward aufs neue ein Lagerhaus für allerhand Wiſſenswürdiges aus allen möglichen Fächern, nur in anderer Art, als es in Happel's Zeit der Fall war. Dies nöthigt uns, bei der Beſprechung unſerer ſchönen Proſa und Romanliteratur zugleich auf die Bewegungen in der Wiſſenſchaft, inſoweit ſie das große Publikum berührten, hinüberzublicken. Unſere Dichtung erſcheint auch hier angelehnt an das Buch. Wo die Romane nicht praktiſche oder wiſſenſchaftliche Probleme behandeln, wo ſie ſich dem reinen humoriſtiſchen Stile nähern, da lehnen ſie ſich an die Originale der Engländer an, wie ſehr ſie ſich mit dem Titel von Originalromanen brüſten. Wo endlich Einer wirklich ein eigenthümliches Werk in glücklicher Stunde lieferte, da verdünnte er es ſelbſt in Wiederholungen.

Es iſt daher eine gewiſſe Willkürlichkeit und Zufälligkeit in dieſen nachgeahmten Produkten, ein Mangel an Nothwendigkeit, was ſie der hiſtoriſchen Betrachtung gleichgültiger macht. Fehlte dieſes organiſche Band ganz, wie es bei den Unterhaltungsromanen der Fall iſt, ſo gingen ſie die Geſchichte gar nichts mehr an. Indeſſen läßt es ſich leicht zeigen, daß dem nicht ſo iſt. Unſere Vielſchreiber in jenen erſten Zeiten ſelbſt, die Jung, Wezel, Müller u. A., ſind meiſtens erſt durch Gewöhnung in das gedankenloſe Fabriciren hineingerathen: der Anfang ihrer Thätigkeit floß aus einer ernſteren Theilnahme an der öffentlichen Lage der Literatur, und iſt meiſt durch ein oder das andere Werk bezeichnet, das für den Gang derſelben charakteriſtiſch iſt. Unſere Ueberſetzungen und Nachahmungen ſelbſt ſind meiſtens durch das Zuſammentreffen der Wahl ſolcher Materien bedeutſam, die unter ſich und mit der Stellung unſerer Literatur verwandt ſind. So iſt es leicht nachzuweiſen, daß ſich um die 70er Jahre herum die humoriſtiſche Romanliteratur der ganzen Welt in Ueberſetzungen und Nachbildungen zuſammendrängte, als Gegenſatz des tragiſchen Pathos, in welcher Stellung wir die komiſche Poeſie überall gefunden haben, oder auch als Heilmittel gegen die epidemiſche Hypochondrie, was ſo oft als Grund und Rechtfertigung dieſer Art Werke

angeführt worden iſt. Sehen wir von dem komiſchen Epos ab, ſo ſteht an der Spitze der humoriſtiſchen Proſa das Werk des Cervantes. Wir erhielten es 1767 in einer neuen Ueberſetzung, welcher 1775 die von Bertuch folgte. Schon früher (1764) hatte Wieland's Don Sylvio den Don Quixote nachgebildet, der in der ganzen Gattung des komiſchen Romans als eröffnend angeſehen werden kann, wie denn Wieland als der Vater unſeres neueren Romans überhaupt angeſehen werden muß. Der berühmte Siegfried von Lindenberg beginnt gleichfalls wie eine Nachahmung des Don Quixote, wird aber mehr zur Zeichnung eines Originalcharakters im Geſchmacke der engliſchen Romane. Daß Rabelais' Gargantua von Sander in einer freien, nicht unebenen Bearbeitung wieder erſchien, zählt hierher, obwohl er der Zeit nach etwas ſpät (1785) fällt. Die picariſchen Romane der Spanier, der komiſche Roman von Scarron, die beliebten Werke nach Leſage folgen nach der Reihe. Gilblas erſchien 1768 von Walther verdeutſcht, dann ſchnell hintereinander in einer hamburgiſchen Ueberſetzung in drei Auflagen; der Gerundo Zotes von Bertuch 1775, der Gran Tacaño in deſſen Magazin der ſpaniſchen Literatur (1780 ꝛc.), der Lazarillo de Tormes 1782. Werke dieſer Art haben wir in jenen Zeiten in rohen Nachbildungen mehr, als wir heutzutage noch wiſſen, und wir wollen nur einige nennen, um zu belegen, daß dieſer Geſchmack noch an der Zeit war. Abgeſehen von den abenteuerlichen Studentenromanen, die noch in die 70er Jahre reichen, und von dem moderniſirten Eulenſpiegel (1779), ſo haben wir z. B. ein Leben und Tod Sebaſtian Sillig's (1776), eines Helden des „ſchwarackiſchen" Schlags, wie unſere Alten ſagten; der erſte Theil von Bretſchneider's Ferdinand von Thon (1775) treibt den Junker in Händeln und Abenteuern herum und wirft ihn aus einem Stande in den andern, wie es in allen dieſen Erzählungen der Fall iſt; das Leben des Tonkünſtlers Gulden (1779) hält uns ganz in den gemeinen Scenen des niedrigen Lebens; das Leben Menadie's (1779), Grull Herrmann Kwerl (1785) und andere ſind ſolche Kompoſitionen im Geſchmacke Scarron's, deren Mittelpunkt herumſtreifende Banden, Charlatanismus und unkluge Tollheiten aller Art ausmachen. Wie alle Gilblaſiaden ſehen auch dieſe mehr Memoiren als Romanen ähnlich, und ſind zum Theil auch mehr Biographie als Dichtung; der Reiz iſt in dem läſſigen Gange der Begebenheiten, welche weder durch Zweckmäßigkeit noch auch durch Willkür beſtimmt ſind, in der friſchen Lebendigkeit, wo der Augenblick Alles entſtehen und verſchwinden läßt. Am bekannteſten unter den hierhergehörigen Werken iſt wohl Knigge's Peter Klaus (1783) geblieben, der unter

dem Titel des deutschen Gilblas ins Französische übersetzt ward: ganz solch ein plump nachgeahmtes Produkt im niederländischen Stile, wo der Held, ehe er durch Glück und Geschick zu Ehren und Wohlsein kommt, in allen Lagen herumgehetzt wird, damit „jeder Klasse von Lesern etwas dargeboten werde". Der äußeren Zurichtung nach gehört Nicolai's Sebaldus Nothanker ganz in diese Klasse, doch überwiegt in ihm das materiale Interesse das formale so sehr, daß wir ihn lieber an einem andern Orte erwähnen. Einen Werth haben alle jene mit Recht vergessenen Werke durchaus nicht. Wir haben schon früher, bei Gelegenheit des Simplicissimus und des Lebens des Herrn von Schweinichen, einmal geäußert, daß das, was wir in diesem Genre im wirklichen Leben und in der Biographie besitzen, weit anziehender ist, als was wir in poetischer Abbildung und im Romane haben. Und dies können wir auch in dieser Zeit wieder völlig bestätigen. Das Abenteuerliche und Glücksritterliche steht in den Zeiten des Aufschwungs unserer Literatur aus einer ganzen Reihe von Lebensgeschichten selbst blos unter unseren Literaten hervor. Die Schicksale einer Frau Karsch, eines Wekhrlin, eines Bronner, die Selbstbiographien Schubart's und Jung's würden theilweise ganz vortreffliche Partien in Romanen des picarischen Geschmacks abgeben, und auf die letztere müssen wir wenigstens noch mit einigen Worten zurückkommen. Auch das Leben Bode's gehört in einzelnen Zügen hierhin, der für die Verpflanzung des komischen Romans aus England so sehr thätig war, sowie sein jüngerer Freund Friedrich Schulz (aus Magdeburg 1762—98), der ganz in ihm aufging, und ähnlich wie Er verschiedene Stände durchgemacht, sich an vielen Orten umgetrieben und mühsam emporgebracht hat. Der Anton Reiser (1785), die Selbstbiographie von Karl Philipp Moritz (aus Hameln 1757—93) ist zwar nicht so abenteuerlicher Natur, aber doch ganz aus dem Gesichtspunkte der humoristischen Romane angelegt: er will seinen Charakter aus den zufälligen und ersten Verhältnissen und Richtungen aufbauen; er sieht die unendliche Menge von unbedeutenden Kleinigkeiten, die auf ihn in der Jugend wirkten, durch ihre Verflechtung wirksam werden, er fand, daß sie das Leben ausmachten; und wer sein Buch aufmerksam gelesen hat, wird finden, daß er darin bei aller Wahrheitsliebe und bei allem psychologischen Scharfblicke zur Selbsttäuschung übergleitet, indem er der Natur durchaus keinen Antheil an seiner Störrigkeit geben will, die immer nur die Behandlung der Menschen und die Verhältnisse in ihm gebildet haben sollen. Sein ganzer späterer Charakter in Leben und Schriftstellerei bewies, daß er, zwar immer leer, wie Göthe sagt, und

nach Gegenſtänden lechzend, jetzt Herder, jetzt Göthe, jetzt Jean Paul ganz hingegeben, und ſcheinbar allen Eindrücken ganz offen, dennoch gerade immer wieder Er ſelbſt blieb, daß, wie bedeutenden Umgang er pflegte, wie gründliche Anregungen er hatte, er doch in ſeinen pädagogiſchen, äſthetiſchen, maureriſchen und Reiſeſchriften immer unbedeutend war, wie denn nur ſeine Mythologie dem Publikum bekannt geblieben iſt. — Endlich haben wir zwei Autobiographien, die ſich ihrem ganzen Gehalt und Umfang nach hierher ſtellen laſſen: die eine iſt die von Bahrdt, die wir ſpäter dem Sebaldus Nothanker gegenüberhalten wollen, wo wir in jeder Beziehung Intereſſe, Belehrung und ſelbſt Unterhaltung auf Seiten der geſchichtlichen, nicht der gedichteten Lebensbeſchreibung finden werden; die andere iſt die des Schauſpielers Brandes (aus Stettin 1735—99), die erſt nach ſeinem Tode 1803 herauskam. Er war von ganz verarmten Aeltern, in der Jugend zum Schuhmacher beſtimmt, und ward dann Kaufmannslehrling; auf Diebſtahl ertappt, floh er und bettelte ſich nach Polen, ward da Tiſchler, Schweinehüter, Diener eines Wunderdoktors, Tabakshändler und Fuhrmannsknecht; er ward nachher nach Hamburg und Lübeck verſchlagen, ſpielte da neue Rollen als Bedienter, Figurant bei falſchen Spielern, als Schauſpieler und Roman- und Komödienſchreiber. Hier hat man alle Beſtandtheile einer Gilblaſiade, und, was die Hauptſache iſt, die innere Natur des herumgeſchlenderten Abenteurers in voller Blüthe: einen Leichtſinn, der in Glück und Unglück auf gleiche Weiſe aushält.

Nach den Romanen in dieſem Stile der Spanier und ihrer Nachahmer Scarron und Leſage, folgen in der Geſchichte der allgemeinen komiſchen Literatur die humoriſtiſchen Romane in England, auf jene abenteuerlichen, vagabundiſchen Charaktere die häuslich beſchränkten Originale und Sonderlinge, auf den curiosus nach dem ächten Wortbegriffe, den wir im 17. Jahrh. als den Mittelpunkt dieſer Romane bei uns fanden, der Kurioſe nach unſerem neueren Sinne des Worts[46]).

46) „Es gibt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit der Benennung Eigenheiten am beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind, was das Individuum conſtituirt; das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt, und in dem Allerwunderlichſten blickt doch noch etwas Verſtand, Vernunft, Wohlwollen durch, das uns anzieht und feſſelt. In dieſem Sinne hat Sterne, das Menſchliche im Menſchen aufs zarteſte aufdeckend, dieſe Eigenſchaften, inſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn ſie treiben den Menſchen nach Einer gewiſſen Seite, in einem folgerechten Gleiſe, und erhalten ihn, ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung". Göthe.

In den engliſchen Werken der Smollet, Fielding, Sterne und Goldſmith berühren ſich beiderlei Charaktere noch vielfach (wie z. B. der eulenſpiegeliſche Humphry mit Sir Bramble u. ſ. f.). Und dies ſind nun die Muſter, die neben Richardſon damals nach Deutſchland beſonders herüberwirkten, und die den Richardſon bei uns wie in ihrem Vaterlande bei Seite ſchoben. Sie ſtellten ſich gegen den Pedantismus des Letzteren, gegen die weibliche, ja weibiſche Manier und empfindſame Langweiligkeit ſeiner berühmten Romane (Pamela, Clariſſa, Grandiſon), gegen ſeine gezierten Charaktere und ihre Unnatur im Guten und Böſen. Die Sitten wahrer Menſchen, die ächte Natur zu ſchildern wird der Ehrgeiz dieſer Gegner Richardſon's, und ſie gleiten dabei nach dem Gegenſatze ſehr oft allzu tief herab. Sie ſchildern denn doch eine ſeltene Menſchheit und Natur in ihren Zerrbildern und Karrikaturen; ſie ſind in ihrem ſehr derben und männiſchen Widerwillen gegen das Schmachtende und Weiche allzu ſehr darauf aus, in ihren Naturſtudien das Plumpe und Scharfe zu ſammeln, und ſie geben dazu nach dem Geſchmacke der engliſchen Malerei grobe und derbe Umriſſe. Dies mußte ſich in Deutſchland mildern, und es verloren ſich aus unſeren Originalromanen die Rohheiten und Widerlichkeiten, die z. B. bei Smollet noch häufig begegnen, aber freilich auch die grelle Wahrheit der Zeichnungen, die den Werken dieſer Schriftſteller allerdings eigen iſt. Das Verhältniß deſſen, was in Deutſchland dieſen Werken ähnlich ſieht oder ſehen ſoll, iſt dem Verhältniſſe des engen deutſchen Lebens zu dem weiten engliſchen entſprechend; es läßt ſich in zwei Worten haarſcharf angeben: es iſt das Verhältniß der Miniaturbildchen Chodowiecki's, die die meiſten der hierher gehörigen Romane begleiten, zu den keckeren und genialen Umriſſen von Hogarth. Dieſe Romane nun fanden neben den richardſon'ſchen bei uns allgemeinen Eingang ſeit dem Ende der 60er Jahre; wir theilen in der Note eine Reihe der Ueberſetzungen mit[47]). Bald bekannten ſich die Hermes, die Jung, die Wezel und Aehnliche offen zu ihren Nachahmern, und die Männer des feinſten Geſchmacks zu ihren Bewunderern. Wem iſt nicht bekannt, wie Göthe und Herder frühe von Goldſmith's Landpfarrer urtheilten, und welche Bewegung dieſes Buch in ihren Anſichten und ihren Neigungen machte!

47) Fielding's Amelia war 1766 ſchon in der dritten Auflage überſetzt. Der Vicar of Wakefield 1767; zehn Jahre ſpäter von Bode. Fielding's Ophelia 1767. Sterne's Yorick von Bode 1768. Smollet's Peregrine Pickle 1769. Deſſen Humphry Klinker von Bode 1772. Sterne's Triſtram Shandy von eben dieſem Ueberſetzer 1774. Yorick's Briefe an Eliſa und Eliſa's an Yorick 1775. Fielding's Tom Jones von Bode 1780 (viel früher war er ſchon von einem Wodarch übertragen worden), u. ſ. f.

Und wie trieben Sterne's Werke die Zeugungskraft zum Ausſchlagen bei uns, bei deren Erſcheinen, wie Jean Paul ſagt, alle Kinder unſerer ſchönen Geiſter zu zahnen anfingen, und Alles zu Einer Zeit zu lachen und weinen begann, wie im 14. Jahrh. die Secte der Geißler und der Tänzer zugleich aufgeſtanden. Das Gebiet war damals bei uns noch ganz unbebaut. Die beweglichen Werke Richardſon's liefen um, als ihnen noch kein anderes Buch dieſer Art den Weg verſperrte; ſie hatten eine dauernde Exiſtenz, die ſie ſich nicht durch innere Bedeutung mühſelig zu erkämpfen brauchten. Dieſe Dauer des Intereſſes, das durch kein neues verdrängt wurde, gab ihnen eine deſto tiefere und ausgebreitetere Wirkung. Dazu kam die große Unſchuld des Publikums, die ſie nicht für Romane, ſondern für Geſchichte las. Es war daher kein Wunder, daß es für einen Mann wie Chriſtoph Bode (aus Braunſchweig 1730—93) eine Art Lebensgeſchäft werden konnte, ſich der Ueberſetzung dieſer Werke zu widmen. Er war ſchon 1759 mit der Verdeutſchung des begeiſterten Braminen von Dodsley aufgetreten, und für die Bearbeitung der humoriſtiſchen Romane war er ganz gemacht. Er lebte, ehe er nach Weimar überzog, in Hamburg und ſog dort ſeine engliſchen Neigungen ein; Aufenthalte und Schickſale hatten ihn mit den Menſchen bekannt gemacht, ſein geſelliges Talent entwickelt, ſeinen Charakter ehrenhaft gebildet, ſeinen Kopf aller Schwärmerei verfeindet; er ward ein Parteimann der geſunden Vernunft, und hing daher mit Nicolai und Leſſing befreundet zuſammen. Er war ſelbſt Humoriſt, man fand „ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen ſeinem nervigen, gleichſam in Erz gegoſſenen Gliederbau und ſeinem reizbaren Empfindungsvermögen, das ihn beſtändig prickelte, und in die Stimmung verſetzte, in der er mit ſeinen ſinnreichſten Einfällen hervorbrach"; inſofern war er alſo mehr als bloßer mechaniſcher Ueberſetzer, ohne daß wir darum ſeine Ueberſetzungen, in denen er ſich hier und da ſtarke Freiheiten und Erweiterungen erlaubte, nach einem höheren Maßſtabe gemeſſen loben wollten. Leſſing mußte ſeinen Beruf erkannt haben, er gab ihm die Richtung an und ermunterte ihn zu ſeinem erſten Verſuche in dieſem Zweige, zu Yorick (1768), dem nachher Klinker, Triſtram und der Dorfprediger folgten. Auch Rabelais zu überſetzen war ſeine Abſicht geweſen.

Wie wenig Deutſchland geeignet war, mit England in einer Gattung von Erfindungen zu wetteifern, die ganz auf ſchlagender Menſchenkenntniß und ſprechender Wahrheit der Darſtellung beruhte, dies hat Niemand mit größerem Nachdruck geſagt, und wiederholt, und immer wieder eingeſchärft, als Georg Chriſtoph Lichtenberg (aus Oberramſtedt

bei Darmſtadt, 1792—99), ein Mann, der ſelbſt ſich dem engliſchen Nationalcharakter mit der größten Vorliebe näherte, voller Whims und Spleen, ein Original ſelbſt, und mehr als irgend Einer befähigt, die humoriſtiſchen Romane auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ein nüchterner, geſünderer Pfleger dieſer Gattung zu werden, als Jean Paul, und ſelbſt die engliſchen Vorbilder, wenigſtens von Seiten der klaſſiſchen Form, in tiefen Schatten zu werfen. Er hatte alle feinſten Eigenſchaften, die den Humoriſten und den humoriſtiſchen Schriftſteller ausmachen, die Beide da gleichſam zuſammenfallen müſſen, wo der Mann ein ſo ſcharfer Selbſtkenner iſt, wie Lichtenberg war. Ihm war es zur Natur geworden, den Maßſtab des reinſten mathematiſch-gebildeten Verſtandes an alle Dinge anzulegen, er hatte gute Stunden der Munterkeit und des leichten Sinnes, wo ſein Geiſt heiter war, und dazwiſchen unterlag er ſeiner Nervenreizbarkeit, wo ſeine Phantaſie in größter Lebendigkeit ſpielte und auch wohl „ſcheu wurde und mit ihm fortlief"; ein Zuſtand, der dem Humoriſten in irgend einem Grade nothwendig ſcheint, und den Jean Paul mit Reizmitteln und innerer ſchriftſtelleriſcher Unruhe hervorrief. Im umgekehrten Verhältniſſe zu dieſem, der oft mit Phantaſie und Witz um die Gegenſtände gaukelt, ehe der minder bewegliche Verſtand ſich ihrer klar bemächtigt hat, ſteht bei Lichtenberg Alles im ſcharfen Umriß der Zeichnung, ehe der Witz ſeine Farben aufträgt, und die aufgetragenen haben nichts Schillerndes Falſches an ſich. Dies iſt nun aber jene Miſchung der geiſtigen Kräfte, die wir an den humoriſtiſchen Schriftſteller verlangt haben, und uns ſcheinen auch bei Lichtenberg, zerſtreut, aber am reinſten, alle Eigenſchaften und Eigenheiten deſſelben vorzuliegen. Er wagt ſich mit ſeinem Verſtande an die größten Probleme, denen der Verſtand nicht gewachſen iſt, er vermag es nicht, ſeiner Einbildungskraft die kleinſten Grillen, die ſich ihm aufdrängen, zu entreißen, und dadurch entſteht jene komiſche Miſchung von geſunder Objektivität und wunderlicher Individualität in ſeinem Gedankenſyſteme und in deſſen Ausdruck, die, in einen äſthetiſchen Charakter gelegt, völlig jenes ächte Bild eines Originals abgäbe, in dem die Karrikaturzüge Charakterzüge der Menſchheit ſind, die zufällige Eigenrichtigkeit allgemeine Gültigkeit hat, die Unregelmäßigkeit des individuellen Räderwerks von der Mangelhaftigkeit der ganzen Maſchine bedingt iſt. In allen Anſichten Lichtenberg's, über Hohes und Tiefes, liegt die Grille mit der Wahrheit, die Einbildung mit der Ueberzeugung, die Wärme der Phantaſie und ſelbſt des Herzens mit der Kälte des Verſtandes im Kampfe: und dies, in einer äſthetiſchen Charakterform dargeſtellt, würde vielleicht eine der größten Aufgaben

ſein, die ſich die humoriſtiſche Dichtung ſtellen könnte: die Unzulänglichkeit und Verlaſſenheit, die Rath- und Hülfloſigkeit des menſchlichen Geiſtes, der gern überall rechnen und beweiſen möchte, und ſich im höchſten Falle bei einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruhigt. Der Charakter würde das Gegenſtück zu Fauſt werden, wie Lichtenberg in der That der grellſte Gegenſatz gegen alle die Fauſte dieſer Zeit war. Wie dieſer Charakter auf den Grund der Seelentiefe und Schwermuth gezogen iſt, ſo müßte jener auf der Unterlage von Muthwille und Leichtſinn aufgebaut werden, die nach Forſter's Urtheil die Beſtandtheile von Lichtenberg's Weſen waren, wie von Käſtner's, nur ohne die Zugabe von der Dreiſtigkeit des Letzteren. Wir wollen einige Züge von Lichtenberg's „Leben und Meinungen" herſtellen, um uns deutlich zu machen. Er zweifelte, daß die bloße Vernunft (Verſtand) ohne das Herz je auf einen Gott gefallen ſein möchte; das Herz erkenne ihn, und wolle ihn gern dem Verſtande begreiflich machen, was allerdings ſchwer, wo nicht unmöglich wäre. Aber daß ſich ſeine Einbildungskraft hierbei beruhige, daran fehlt viel. Sie ſpinnt ihm das ſchöne und tröſtende Gleichniß, daß der Menſch, vielleicht doch fähig das Ueberſinnliche zu wiſſen, ſeine Ideen von Gott ſo zweckmäßig weben könnte, wie die Spinne ihr Netz, und daß höhere Weſen uns wegen dieſer Ideen von der Gottheit ſo bewundern könnten, wie wir die Spinne und den Seidenwurm. Ein andermal denkt er über das Gute und Böſe nach; er kann mit ſeiner mathematiſchen Denkweiſe nicht auf die Theodiceen der Philoſophen kommen, er hält es für thöricht, zu glauben, daß eine Welt ohne Schmerz und Böſes nicht möglich wäre: da fällt ihm ein, ob nicht unſere Welt das Werk eines untergeordneten Weſens ſein möchte, der Verſuch Eines, der die Sache noch nicht recht verſtand! In Bezug auf Unſterblichkeit iſt er ganz Leſſing's Anſicht: zu ſein und abzuwarten; der Menſch ſchien ihm weiſe zu handeln, wenn er über der Erziehung für den Himmel die für die Erde nicht vernachläſſige, wenn er ſich durch keine Offenbarung blenden ließe, und dieſe Station als ſein Ziel anſähe, in die uns doch ein weiſes Weſen geſetzt habe. Er fühlte ſich am glücklichſten, wenn ihn ein ſtarkes Gefühl beſtimmte, nur in dieſer Welt zu leben, allein dabei „war ſein Unglück, daß er in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen exiſtirte, die ſich ſeine Phantaſie, unterſtützt von ſeinem Gewiſſen, ſchaffte". Er muß ſich mit Ideen über Seelenwanderung, nicht wie Leſſing überlegen und ruhig tragen, ſondern quälen: er kann den Gedanken nicht los werden, daß er einmal geſtorben war, ehe er geboren ward, und durch den Tod wieder in jenen Zuſtand zurückkehre; er grübelte über den Werth

des Nichtseins, über diesen Zustand vor der Geburt, wenn man so sagen darf, und seine Indolenz, deren er sich selbst treffend anklagt, ließ ihn meinen, man befinde sich in jenem Zustande eben so wohl wie in dem der Glückseligkeit! Lichtenberg's Ansichten über Religion waren die starkgeistigsten, die man haben kann. Wie Lessing, (dessen Seitenstück er ist, wenn man alles das abrechnet, was den Menschen von harmonischen Seelenkräften und starkem Willen von dem in Geist und Charakter passiveren, was mit einem Worte den typischen Menschen von dem Sonderling unterscheidet, der im seltensten Falle von thätiger Natur ist,) wie Lessing bekennt sich Lichtenberg frei zum Spinozismus; nach unzählbaren Jahren, glaubte er, werde die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein, die sich selbst überlassene Vernunft führe auf nichts Anderes hinaus. Er verleugnet nicht seine Abneigung gegen die Religion, die die furchtbarsten Kriege in die Welt gebracht habe, deren Bekenner glauben, „daß man seinen Schöpfer fressen könne"; er hält das Gebet für die Sache derer, die viel Glück und viel Schwäche haben; er vertheidigt den Selbstmord; er geht im Eifer einmal so weit, es Wieland zu verargen, daß er Glauben an Gott und Unsterblichkeit für zwei nöthige Grundsäulen hält, ohne die Tausende unglücklich würden: sollen diese unantastbar sein, schrieb er an Forster, so würden wir bald wieder eine ganze Kolonnade haben. „Man soll den Frieden der Gemüther nicht stören; aber quaeritur, wie geht dies an? es stellen sich dabei alle Plackereien ein, die mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden sind". Und doch ist Lichtenberg zu anderen Zeiten wieder gleichfalls, wie Lessing, überzeugt, daß jenes reine Vernunftsystem nur für geübte Denker ist, daß für die Ausübung, für das Volk eine positive Religion nothwendig ist, und daß das Christenthum sich unter allen dem Vernunftglauben am meisten nähere. Ja noch mehr, er war andächtig und nicht ohne religiöse Empfindungen, für das Große und Erhabene religiöser Dichtung hatte er offnen Sinn, und das „Ehe denn die Berge wurden" war ihm lieber als „Sing unsterbliche Seele". Und was noch sonderbarer ist, er betete selbst mit Innigkeit und mit Glauben an die Kraft des Gebets! Er war aller Schwärmerei so sehr verfeindet, von allem Wunder- und Aberglauben bekanntlich so weit entfernt, daß er als ein Hauptgegner und Bekämpfer der thörichten Propheten und Wunderthäter, der Lavater, Ziehen und Schröpfer öffentlich vorgetreten war; und dennoch achtete derselbe Mann auf seine Träume, und beurtheilte aus einem ausgehenden Lichte seine Reise nach Italien, und machte hundert Dinge zu Orakeln! Hier liegt der springende Punkt am nächsten, von dem aus

uns Lichtenberg den Schlüſſel zu dem höchſten humoriſtiſchen Charakter in die Hand gibt, der vielleicht denkbar iſt. Denn wenn es in Wahrheit, nach Sterne, oder nach Ben Jonſon's früher einmal angeführtem Ausſpruch, Humor genannt zu werden verdient, wenn Eine beſondere Eigenſchaft einen Menſchen ſo einnimmt, daß ſie alle ſeine Leidenſchaften und Geiſteskräfte nach Einer Richtung mit ſich zieht, welch einen allgemeineren Humor könnte es denn geben, als wenn dieſe Eigenſchaft ein ſolcher Grad von geſteigerter Subjektivität iſt, daß ſich dieſe in alles Dichten und Trachten vordrängt, daß ſich der Mikrokosmus zum Maßſtabe des Makrokosmus macht? Ein ſolcher humour wird in den Zeiten aufſtrebender Bildung, wie damals, epidemiſch; er liegt der tragiſchen und luſtigen Hypochondrie jener Geſchlechter zu Grunde; er wird nothwendig einen traurigen Ausgang haben, wenn, wie bei unſerer heutigen und bei der damaligen Jugend ſo oft, der kleinen Welt ihre Unbedeutenheit fühlbar gemacht wird, ohne daß ſie ſich über ſich klar machen will (was offenbar damals Lenzens und Wezel's Wahnſinn entſchied); er macht den heiterſten Eindruck, wenn ſich der Humoriſt ſo wie Lichtenberg ſelbſt bekannt wird, wenn er ſich ganz durchſchaut, wenn er in leichten Momenten ſich über ſich ſelbſt fühlt, wenn in ihm geſunde Stunden für die kranken (wie ſo vortrefflich in der Schilderung Don Quixote's beobachtet iſt) entſchädigen, wenn er im Gefühle eines anderen Werthes keinen Werth auf ſeine Sonderbarkeit legt, wenn ihm dieſe (trotz dem Ankampf dagegen mächtiger als ſein Wille) zur Selbſtbeobachtung merkwürdig wird, nicht ihn zur Ausbildung und äußeren Oſtentation verführt. Dieſe Selbſterkenntniß nun iſt in Lichtenberg ſo völlig, daß ſie, wie wir ſagten, nicht allein ſein eigenes Weſen, ſondern das des Humoriſten überhaupt aufſchließt. Wie er in jenen Orakelfragen ſein Selbſt willkürlich an die äußeren Dinge knüpfte, ohne ſich über die Thorheit zu täuſchen, die darin lag, ſo beobachtet er, daß er in gewiſſen Zuſtänden überhaupt die Dinge nicht mehr dachte, ohne an ſich ſelbſt zu denken und ſich hauptſächlich zu fühlen, daß er ſeine Neigungen und Bedürfniſſe in ſeinen Gedankengang einflocht. Er ſah dann die ganze Welt als eine Maſchine an, die nur zu ihm in Beziehung geſetzt, die nur da ſei, um ihn ſein Leiden auf alle Weiſe fühlen zu laſſen. Ihm waren aber dieſe Zuſtände Krankheit, und dieſe Krankheit war ihm zur Natur geworden. Er nannte ſie Puſillanimität; ſich ſelbſt einen pathologiſchen Egoiſten. In dieſen Zuſtänden nun war es, wo ſeine Phantaſie mit ihm durchging, wie er ſelbſt angibt, und ihn zu all den kleinen Grillen anleitete, vor denen ihn ſein Verſtand und ſeine geſunde Natur nicht retten konnte; und wer nun die oben

angeführten Widerſprüche, die, in poetiſche Anſchaulichkeit gebracht, die komiſchſten Gegenſätze bilden würden, wieder in Gedanken durchläuft, der wird leicht finden, daß ſie alle aus der Gegenwehr folgen, die die Schwäche der menſchlichen Natur, die Stimme des Triebes, die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit der ſchroffen Strenge des Verſtandes entgegenſetzten. Die Kleingeiſterei trägt über die Starkgeiſterei den Sieg davon.

Wenn die tragiſchſten Humore, die ſich damals unter der kraftgenialen Jugend kund gaben, oft ihre gar komiſchen Seiten haben, ſo iſt es nicht zu leugnen, daß dieſer heiterſte auch ſeine tragiſche hat. Das unentſchiedene Wiegen der Dinge hin und her, die Gleichgültigkeit führt nothwendig zu einer Zweifelſucht und Unthätigkeit, über die ſich zuletzt der größte Leichtſinn nicht mehr wegſetzt. Bei Lichtenberg verlor ſich am Ende alles Gefühl; es ward ihm ein entſchiedenes „Mißtrauen gegen alles menſchliche Wiſſen, Mathematik ausgenommen.“ Er entzog ſich allem menſchlichen Umgang, und ſein Forſter klagte, daß ihn die Einſamkeit verderbe. So entging ihm jeder Sporn zur Thätigkeit, und daher haben wir in ſeinen Schriften nichts als einen Haufen von Bruchſtücken, von Gedankenſpänen, von den trefflichſten proſaiſchen Epigrammen und Ausſprüchen, aber nichts Ganzes. So mußte er denn zuletzt ſelbſt ſeine Trägheit anklagen und ſogar befreien. Er wies ſo nachdrücklich die an Dichtung und Phantaſiereiz kranke Zeit auf die Naturkunde hin, er ſelbſt war aber zur Thätigkeit nicht zu bringen. Seine ganze Wirkſamkeit beſchränkte ſich in dieſem Felde nur darauf, in Zeitſchriften Rechenſchaft von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft zu geben; er populariſirte dieſe Ergebniſſe, und zeigte ſich hier, wie er im Gebiet der ſchönen Literatur das Verſtändige hervorhob, beſonders empfänglich für das Phantaſievolle, für die kühnen Muthmaßungen der Keppler, Herſchel, Kant und Franklin. Er ſchien ſo gut die Wege zu wiſſen, wie man in dieſen Gebieten hervorbringend und erfindſam werden konnte, er ſchlug ſie aber nicht ſelber ein. Er geſtand, daß die Erfindung Montgolfier's in ſeiner Hand war, aber daß er ſie aus Unthätigkeit aus der Hand gelaſſen habe; ja er ließ ſie vielleicht aus Scheu vor dem Abenteuerlichen aus der Hand, denn er ſchien dieſe Erfindung anfangs zu Mesmer's Magnetnadeln aus Papier und Brodkruſten, und zu Caglioſtro's und Gaßner's Wundern ſtellen zu wollen. Ebenſo könnten wir von der neuen Wiſſenſchaft der Phyſiognomik ſagen, ſie ſei in Lichtenberg's Hand geweſen. Es lag ganz in ſeiner Natur, daß er von Jugend auf Phyſiognom war; er las ſchon 1765, 66 im hiſtoriſchen Inſtitut in Göttingen Aufſätze vor, die viel Phyſiognomiſches enthielten, ſo daß man ihn

für den Verfaſſer von Lavater's erſtem Entwurfe hielt, der im hannov
riſchen Magazine erſchien. Wer zweifelt auch, daß Lichtenberg ganz hie
für geboren war, wenn man ſeine Erklärungen des Hogarth (1794) kenn
die die engliſchen Kommentatoren Trusler und Ireland zurücklaſſen un
Lichtenberg's Namen am berühmteſten gemacht haben, oder wenn ma
ſeine Briefe aus England (1776) über Garrick geleſen und gefunden ha
wie ſein Auge, das Organ der mathematiſchen Künſte, ſo geübt iſt, al
er ſein Ohr, das Organ der Gefühlskunſt, ungeübt bekennt; wie es ihn
gelingt, das möglich zu machen, was er ſelber unmöglich nannte, vo
Schauſpielen einen Begriff, und der verſchwindenden Kunſtleiſtung de
Schauſpielers eine Dauer und Unſterblichkeit zu geben. Wer zweifelt
daß er dieſer phyſiognomiſchen Lehre eine andere und fruchtbarere Rich
tung und Ziel gegeben hätte, als ihr Lavater gab, der die Menſchenlieb
mit einer Kunſt befördern wollte, die viel ſchneller zum Menſchenhaß
führt! Lichtenberg hätte den neuen Forſchungstrieb geleitet, um di
„Menſchenkenntniß aus ſchimpflichem Verfall und Entartung" zu retten
um in jenen „traurigen Tagen der Empfindſamkeit den Beobachtungsgei
zu wecken, zur Selbſtkenntniß zu führen und *den Künſten vorzu
arbeiten.*" Aber auch in dieſem Fache, in dem wir ihn noch unte
anführen werden, anders als verneinend und im feindlichen Eifer einz
greifen, hinderte ihn vielleicht nicht ſo ſehr die Ueberzeugung, daß d
Phyſiognomik als Wiſſenſchaft eine Unmöglichkeit ſei, als wieder
zufälliger Grund ſeines Egoismus, der ihm am eheſten zu gut zu hal
iſt. Eine Organiſation wie die ſeinige wehrte ſich natürlich gegen
Satz, daß die ſchönſte Seele im ſchönſten Körper wohne, und er fü
Sokrates dagegen an, und hätte Chriſtus anführen können, und
ſelbſt wohl anführen mögen; er ſetzte Winckelmann's Schönheit
Schönheit der Tugend, dem Reiz der Formen (wie es dem Mann
niederländiſchen Geſchmacks, dem Erklärer des Hogarth, dem Fr
Chodowiecki's geziemte) den Reiz des Ausdrucks, dem ſchönen it
ſchen Banditen den häßlichen deutſchen ehrlichen Bauer entgegen
nun, wie in dieſen beiden Fällen die Unthätigkeit Lichtenberg zöger
und in dem Einen nur Gereiztheit und gleichſam perſönliche Bethei
ihn zum Schreiben brachte, ſo iſt es ähnlich noch in einem dritte
wo er in unſerer ſchönen Literatur hätte thätig werden ſollen.
berg war zu mehr als zum humoriſtiſchen Schriftſteller, er war z
tiriker geboren. Er ſah die Zeit für einen Juvenal reif, und er
werden können. Er hatte Weltkenntniß, Takt, Beobachtungsga
vaterländiſche Natur, Richtung gegen eitle Neuerungsſucht,

Freude an dem Menschen hätte gegen seine Bitterkeit und Unzufriedenheit immer das Gleichgewicht gehalten; er hatte das Auge auf der öffentlichen Entwicklung, hatte Sinn für Gemeinwohl, Politik und Staat. Er hatte die gehörige Geringschätzung gegen die Art Satire, wie Rabener's, die sich in Allgemeinheiten herumtrieb, und gegen die wielandische, die sich Hirngespinste von Gebrechen und Lastern schuf, um sie zu bekämpfen. Er wäre kein Aristophanes geworden, aber er war weit genug, die Manier von Sterne und Swift zu verschmähen und den feinen Horaz seiner Satire wegen zu bewundern. In der That hatte er vor, eine Satire gegen die Empfindsamkeit und die Kraftgenies zu schreiben. Man sieht, er hatte auch den rechten Griff in die Materie. Ein solches Werk hätte auf der Seite der humoristischen Schriftstellerei durchaus damals entstehen müssen, wenn sie ihrem Gegensatze die Wage halten wollte; allein es scheiterte eben so sehr an der Unbehülflichkeit des ehrbaren Ernstes der Deutschen, wie vorher die vielfachen Versuche der komischen Epopöe, dem Messias und seinen läppischen Gegnern mit einer eindringenden Satire entgegenzutreten. Gerade wie damals Klopstock gegenüber, so war auch jetzt unter den Widersachern der Genies der Gedanke häufig und gemein, mit einer Satire ihr Unwesen zu bestrafen. Man schrieb in Theorien und in Romanen gegen Empfindsamkeit und Geniesucht, und wir wollen unter vielen Romanen, die nicht allein ihrer Form, sondern ihrem Inhalte nach gegen diese Verirrungen ankämpften, nur an Timme's empfindsamen Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt (1781) erinnern, der der Empfindelei spottet, und an den Plimplamplasko (1780), der im altdeutschelnden Stil die Geschichte eines Kraftgenies satirisch erzählt. Was würde aber Lichtenberg aus dieser Materie gemacht haben, der so unerschöpflich an Einfällen über diese Genies war, „diese großen Durchblätterer kleiner Bücher, denen der Mund stets überging von dem, wovon das Herz nicht voll war;" und der zugleich der Quelle dieser Erscheinung so gut auf den Grund sah! Aber er kam zu nichts, als zu zerstreuten Ausfällen und zu einem kleinen Aufsatze, in dem er den osnabrücker Hans Sachs (Bellinkhausen) den modernen Genies entgegenstellt, seine Gedanken und Scenen drangmäßig kühn und kraftvoll findet, und zum Muster ein Stück, Donatus, über die lateinischen Deklinationen durchgeht, und die Dichter der Zeit auffordert, sich jetzt an die Konjugation zu machen! Dies sei ja neu, und unser ganzes Thun und Lassen laufe ohnehin auf amare, docere, legere und audire hinaus, „scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch wieder nach jenen gingen!" So wenig Lichtenberg zu dieser Satire kam, so wenig an einen

oder den anderen Roman, den er lange herumtrug, zu dem er ſich Vieles anmerkte, in deſſen Plan er gelegentlich etwas hineinſehen läßt[48]). Er ſollte die Thorheiten und Mängel der Zeit behandeln, der Held ſollte eine Mißgeburt, ein doppelter Prinz ſein. Man merkt ſogleich, wie dies zur ſtrengen pragmatiſchen Manier nöthigt. Verſchieden von dieſem ſcheint noch ein anderer Entwurf zu ſein, den er ſchon 1765 hatte, und in dem ein Alchymiſt auftreten ſollte, zu dem er aber den Stoff nicht zu ſuchen getraute: er fürchtete, in der Quellenlektüre würde der geſündeſte Kopf nicht aushalten. Dieſer Grund könnte wieder einer jener Einreden ſeiner Trägheit gleichen. Doch hatte er dafür, daß er ſich nicht zu Werken der ſchönen Literatur entſchloß, auch gültige, treffliche Gründe, die weit von ſeinem perſönlichen Spleen abliegen. Es iſt bei der Höhe unſerer Kultur, bei der Möglichkeit einer geſteigerten perſönlichen Bildung die traurige Frucht dieſer erfreulichen Erſcheinung, daß wir, um es recht einfach zu ſagen, zuweilen zu klug ſind. Wir kennen alle Dinge von ihren zwei Seiten, wir fürchten uns vor jedem Entſchluſſe, weil jeder ſeine Bedenklichkeiten hat; in der Politik iſt dies unſer Unglück, daß wir nichts wagen wollen, weil wir immer den ſichern Verluſt und nie den möglichen Gewinn berückſichtigen; in der Dichtung iſt Göthe um alle großen Verſuche nur herumgegangen, weil ihm zu klar war, woran er ſelbſt und woran die Zeit litt, und was beide hinderte, in der Dichtung das Größte mit Leichtigkeit zu erreichen. Ein Aehnliches war bei Lichtenberg. Er hatte eine zu klare Einſicht in ſich ſelbſt und in ſeine Umgebung, als daß er mit jenem leichten Muthe wie unſere ſonſtigen Romanſchreiber ans Werk gehen ſollte. Er war kein Dichter und mochte das ſelbſt am beſten wiſſen. Er hatte für Göthe's Schöpfungen keinen Sinn, ſein Geſchmack ſchwankte zwiſchen den Plattheiten Wieland's und den Uebererhabenheiten Milton's; er hatte darin recht, daß er keine horaziſchen Oden hören wollte, als von dem, der auch horaziſche Satiren machen könnte, aber nicht darin, daß er, ungleich Leſſing, der didaktiſchen Poeſie Lob ſpendete und den Denkenden Vergnügen verſprach von einem Gedichte, das die Lehren der Mathematik behandelte. Er wollte unſtreitig lieber kein Dichter ſein als ein mittelmäßiger; denn dieſer ſchien ihm wie Horaz unter allen mittelmäßigen Dingen das elendeſte zu ſein. Warum er aber dennoch einige mittelmäßige Verſe machte? Er hatte gehört, jeder gute Kopf müſſe einmal in ſeinem Leben Verſe gemacht haben, und es

48) In der neuen, von den Söhnen Lichtenberg's veranſtalteten Ausgabe ſeiner vermiſchten Schriften (Göttingen 1844. 8 Bde.) Bd. 3. p. 48.

sähe ihm gar nicht unähnlich, wenn er dieser Pflicht absichtlich Genüge geleistet hätte. Aber weiter wollte er denn nicht, auch nicht einmal in Prosa gehen; und dies schon darum, weil ihm ein Swift, dem er wohl am nächsten gestanden hätte, ein mittelmäßiger Schriftsteller schien, dessen Phantasiekinder, wie ächt gekleidet, doch kaum von Hanswursten oder Luftspringern zu unterscheiden seien! und ein Sterne nicht minder, dem er sich in seinen Romanen am meisten genähert haben würde. „Kriterium für Originalität, sagte er irgendwo, das Zeichen, daß man Kopf habe, ist, daß man sich täglich ein paarmal darauf stellt. Dies, wenn es auch eine sterne'sche Kunst wäre, ist doch nicht schwer. Mit etwas Witz, biegsamen Fibern und dem Vorsatz, sonderbar zu scheinen, läßt sich eine Menge närrisches Zeug in der Welt anfangen, wenn man schwach genug ist, es zu wollen, unbekannt genug mit wahrem Ruhme, es schön zu finden, und müßig genug, es auszuführen." Er selbst schien sich diese Muße nicht gönnen zu wollen; und dies wieder hauptsächlich darum, weil ihn das Schreiben und der schreibselige Charakter der Deutschen überhaupt verdroß. Ihn ekelte vor dem Zusammentragen und Ausziehen, woran der Deutsche seine Denkkräfte schmilzt, und vor den Genies, die sich zum Geschäft des Schreibens erheben müssen, nicht herablassen; er hatte einen anderen Begriff von dem Berufe der Menschheit, um es nicht zu beklagen, daß in Deutschland das Schreiberverdienst der Maßstab von wahrem Werthe geworden, weil Schulfüchse den Thron des Geschmacks einnahmen, und leider auch andere Throne umgeben und lenken. Er war ein Freund Englands, dessen Stolz nicht war, die größten Sammler und Schreiber hervorgebracht zu haben, sondern die größten thätigen Männer, die standhaftesten und großmüthigsten Charaktere; und er sah daher mit Wohlgefallen der französischen Revolution zu, die doch einmal wieder handelnde Menschen zu Ehren brachte. So sah er denn in dem stockenden öffentlichen Leben in Deutschland den Mangel an Stoffen und Charakteren jene Dichtung der Menschenkenntniß gleichsam unmöglich machen; er schrieb eine eigene launige Abhandlung über die Unmöglichkeit des deutschen Romans, worin er die günstigen Verhältnisse der Engländer gegen die unseren hält. Ihr wollt Originalcharaktere? sagte er zu den Deutschen. Geht hin und sagt das erst den Leuten, die Kinder zeugen, und denen, die sie regieren, wenn sie groß geworden sind, nicht uns! Er wollte in einem Orbis pictus mit Chodowiecki eine Sammlung von Charakteren aufstellen, nicht für die Moral wie Theophrast's, sondern um den unmündigen Schauspieldichtern und Romanschreibern die Hand zu führen und Anleitung zu geben. Sich unter diese Milchbärte

als Ebenbürtiger zu ſtellen, ſchien ihm nichts Reizendes zu haben, wo überall die Gefahr drohte, daß ein männliches ſtärkendes Buch im Wetteifer mit den entnervenden Moderomanen unterliegen werde. Die Seichtigkeit unſerer Roman- und Dramenſchreiber ſchien ihm zu einer Größe gediehen, bei der ſich blos ein Volk begnüge, das ſich über gewiſſe Prachtphraſen und Modeempfindungen verglichen und dahin vereint habe, den Werth eines Buchs blos nach dem Grade der Näherung an dies Konventionsgeſetz zu beſtimmen. Eine Gradus ad Parnassum-Methode habe ſich eingeſchlichen, eine der Zeit angepaßte Logodädalie und Verſetzungskunſt des tauſendmal Geſagten. „Die Gabe, das Kapital von Bemerkungen über den Menſchen zu vergrößern, und eigene Empfindungen mit den verſtändlichſten, individualiſirenden Ausdrücken zu Buch zu bringen, und dadurch auch Männer zu unterhalten, die jenes Syſtem nicht kennen, und mehr als tranſcendente Setzerkünſte von einem Schriftſteller verlangen, ſcheine ſtets mehr zu erlöſchen.“ So vergrub er denn ſeine eigene Gabe der Menſchenkenntniß in Verborgenheit. Er war ſo unbefriedigt von der Buchkenntniß, er gab ſo ſchlagende Beweiſe von ſeiner Fähigkeit in der politiſchen Kenntniß der Welt, und doch begnügte er ſich, — charakteriſtiſch genug für unſere deutſche Oeffentlichkeit — hinter ſeiner Fenſterſcheibe zu lauſchen. Hätte er große Anregungen gehabt, ſo hätte ſein reizbares Temperament ſeine Unthätigkeit übermannt. Aber ſo iſt er wieder eines der großen Beiſpiele, wie viele edle, glänzende Kräfte in unſerem Vaterlande hinter dem Fenſter, im Treibhauſe, zum Trotze der erſtickenden Luft zwar aufkeimen, aber auch davon, wie ſie im Wachsthume gehemmt, wie ſie verkrüppelt, wie ſie verkümmert werden; eine Erſcheinung, bei der Jedem das Herz blutet, der an dem Gedeihen der Nation Antheil nimmt, und die jene Staatsmänner nie müſſen geſehen haben, die ſich unſerer deutſchen Staaten freuen und rühmen können, obgleich auch ſie nur in Kabinet und Amtsſtube ein dürftiges Treibhausleben friſten.

Wenn Lichtenberg jenen Originalroman geſchrieben hätte, den er ſchon in den 60er Jahren in ſich trug, ſo würde er dieſer ganzen Gattung bei uns eine andere Richtung gegeben haben, weil er ohne Zweifel als ein ganz anderes Phänomen aufgetreten wäre, als die wir jetzt an der Spitze des erneuten Romans ſehen. Sehen wir von Wieland ab, ſo ſteht der Zeit nach unter den Erſten, die aus dem Geſchmacke der happel'ſchen Zeit (er dauerte noch in den 60er Jahren mehr, als wir jetzt denken) heraustreten, Joh. Timoth. Hermes (bei Stargard 1738—1821). Bei ihm iſt der neue engliſche Geſchmack gleich anfangs entſchieden, doch

ſchwebt ſeine Manier und ſeine Neigung zwiſchen Richardſon und Fielding. Freunde entdeckten in ihm eine Anlage zum deutſchen Richardſon, und dies mußte ſeiner eigenen Meinung und ſeinem Wunſche ganz entſprechen. Er war überzeugt, daß der Geiſt unſerer Nation der der engliſchen ſei, was Lichtenberg weit anders anſah; in Werken des Witzes, des Theaters, der Dichtung, des Romans ſei der engliſche Geſchmack zugleich der deutſche, ſagte er; ihn müſſe er daher zu haſchen ſuchen, auch auf die Gefahr hin, ein Nachahmer zu heißen! Als er 1766 mit ſeiner Miß Fanny Wilkes zuerſt auftrat, erſchien er ungefähr zwiſchen Richardſon und Fielding wie getheilt. Die Charaktere ſchienen aus dem Erſteren entlehnt und nur neue Situationen unterlegt zu ſein; die Form, die Einkleidung, bis auf die Kapiteleintheilung war fieldingiſch; und ein ähnliches Verhältniß war in ſeinem bekannteſten Werke, der Sophie. Man möchte ſagen, er ſchloß ſich an den Einen in Geſinnung und Richtung an, an den Andern in der Manier; dies bezeichnet die Ablegung einer früheren, den Uebergang zu einer ſpäteren Periode. Wir erinnern nur, daß mit Richardſon und ſeinem Geſchmacke noch Gellert enge zuſammenhing, der ja zwiſchen jenen hamburger Romanſchreibern und Hermes eine große Lücke als die einzige Notabilität ausfüllt, die ſich mit dieſem Geſchäfte abgab. Für Hermes iſt Gellert noch ein Liebling, und er ſetzt die ängſtlich moraliſche und weibliche Geſinnung, gegen die ſich unſere Starkgeiſter erſt nach Erſcheinung von Hermes' Hauptwerken auflehnten, noch völlig fort. Hierin ſchloß er ſich an Richardſon ganz an, der bekanntlich ſeiner Kenntniß des weiblichen Herzens wegen ſo gerühmt, der der heldenmüthigen Tugend ſeiner Frauencharaktere wegen ſo bewundert war. Der Nachdruck, mit dem ſich Richardſon, mit dem ſich Hermes, mit dem ſich Georg Jacobi und Wieland auf die Gunſt der Frauen legten, und dies mit den feſſelnden Frauencharakteren ihrer Romane und der empfindſamen Manier zu bewerkſtelligen ſuchten, iſt keineswegs unbedeutend oder zufällig. Wir haben ſchon früher angemerkt, daß für dieſe Gattung das ſchöne Geſchlecht immer intereſſirt werden mußte, ehe ſie in Gang kam; wir haben den Ritterroman ganz von Frauen von Niederdeutſchland her, oder durch ihre Diener vermittelt geſehen. Wenn wir nöthig hätten, nach Aehnlichkeiten zu haſchen, ſo würden wir ſagen, daß dies gerade jetzt wieder der Fall war. Denn dieſe Dichtungsart ward von unſerm Wieland neu eröffnet, mit einem Werke, in dem er ſeinen Jugendcharakter beleuchtete, als er der Diener jener Frau la Roche war, die ihrerſeits ſelbſt unter den erſten Romanen neuern Stils aus Koblenz ihr Fräulein Sternheim (1771) in die Welt ſandte. Auch dieſer Roman

behandelt die Abenteuer und Prüfungen eines Weibes, und der Herausgeber (Wieland) ſelbſt tadelt den richardſon'ſchen Heroismus derſelben; auch hier haben wir ein im Geſchmack halbgetheiltes Werk, das der Briefform, den Figuren und den moraliſchen Richtungen nach an den Engländer, den abenteuerlichen Thatſachen nach an die picariſchen oder auch die griechiſchen Romane erinnert. Wenn wir den Leſern mit Titeln beſchwerlich fallen wollten, ſo könnten wir eine ganze Reihe ſolcher Romane nennen, die ſich ſchon ihren Ueberſchriften nach in Eine Gruppe mit dieſen Frauengeſchichten ſtellt. Wir bleiben bei Hermes, als dem Vertreter, allein ſtehen: wir laſſen, um uns nicht ins Breite zu verlieren, alle ſeine ſpäteren Werke, die er nach eigenem Geſtändniſſe[49]) aus Bedürfniß und Nahrungsſorge ſchrieb, und die überdies meiſt auf Einen Schlag ſind, bei Seite, und verweilen nur bei dem Einen, das ihm den Hauptnamen gemacht: Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen (1770). Es war ſeine erklärte Abſicht, den Roman, der ſonſt der ärgſte Feind der Tugend ſei, zur Tugend zu bekehren, wie Young von Richardſon gerühmt hatte: deſſen Ausſpruch hatte ihn bewogen, ſein Buch zu ſchreiben. Er ſtellte ihn den Nachahmungen der franzöſiſchen Romane ausdrücklich entgegen, die den Leſerinnen ſo gefährlich ſeien, den Werken junger „Knaben, die frech und unverſchämt über alle Grenzen des Anſtandes und der Scham wegſpringen." Seine erklärte Abſicht war eigentlich, alle Kapitel der Moral abzuhandeln; und dies machte ſein Buch zu einem ungeheueren Haufen von Geſchichten, Lehren, Warnungen, Vorſchlägen, Herzensergießungen über Alles, was er im Stillen in ſeinen Umgebungen in Pommern und Schleſien bemerkte, ſo daß nicht die Erfindung, ſondern ſeine Bemerkungen der Faden ſind, den er willkürlich anknüpft, „wo er irgend haften will." Er will nicht Dichter ſein, ſondern Beobachter und Zeichner. Da ihm die Maſſe zu gewaltig anwuchs, ſo beſchränkte er ſich zuletzt auf einige Lieblingskapitel der Moral, und zwar beſonders auf die Fragen und Verhältniſſe, die Haus und Kirche, Prieſter und Frauen betreffen, ſo daß die Perſon, der Stand, die Geſchichte, die Grundſätze des Paſtor Gros die Hauptſache in dem Buche ſind. Man hat die Wahl, welche Seite man für bevorzugt halten will. Die Begriffe, die er von dem geiſtlichen Stande hat, die Forderung, die er an ihn macht, die Polemik gegen die Verachtung dieſes Standes, die wunderlichen Vorſchläge, die er an die Regierungen und Konſiſtorien macht (jene ſollen z. B. eine heimliche Spionerie des Verdienſtes, lohnende

49) In der Vorrede zu Zween literariſche Märtyrer 1789.

Orden, Beſtrafung der Neider u. ſ. f. einführen, damit Land und Leute von der Würde des Standes recht überzeugt würden; dieſe ſollen unter Anderem die Wahl der Gattinnen der Paſtoren leiten), in den ſpäteren Theilen beſonders ſeine Stellung auf die Seite Lavater's gegen den Verfaſſer des Sebaldus Nothanker und den der neueſten Offenbarungen Gottes, Alles dies verräth den Stand des Verfaſſers und den Eifer, mit dem er ihm angehörte, nur allzu ſehr; und es hält den vielen Bemerkungen in Bezug auf weibliche Erziehung, Bildung, Ehe und Haus die Wage. Eigentlich, findet er ſelbſt, iſt ſein Buch doch nur für Leſerinnen geſchrieben. Er hat es gar zu gern mit ihnen zu thun, er hat immer mit ihnen ein Wort beſonders zu reden, er fordert ſie auf, ganz wie Gellert, an ihn ungenannt zu ſchreiben, ſich ihm zu vertrauen, ihm die Wonne zu verſchaffen, auf dieſe Weiſe ſeinen Wirkungskreis zu erweitern. Bekanntlich hat Hermes andere Erzählungen und Romane ausdrücklich für Frauen, für Töchter edler Herkunft (1787), für Aeltern und Eheluſtige (1789) geſchrieben, und wenn man wollte, ſo könnte man ſagen, daß in der Sophie die Ehe den Hauptgegenſtand und den Mittelpunkt der Geſchichten und Erörterungen bilde. Und dies Thema iſt dann in allen einzelnen Theilen ſo praktiſch, proſaiſch und nüchtern durchgeführt, daß der Autor mit ſeiner unempfindſamen Ader hier ganz gegen Richardſon erſcheint. Er erklärt ſich, wie faſt alle unſere humoriſtiſchen Romanſchreiber, ſehr heftig gegen die Empfindſamkeit und alles Dichtwerk, was ſie nährt; er möchte gern Haus und Stube und Mädchenerziehung wieder ganz auf den alten ehrbaren Standpunkt zurück-, die ganze Art der Empfindung in die alte Ruhe herſtellen; „im Bräutigam ſoll das Mädchen wieder den wirklichen Adamsſohn ſehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geſchöpf ſuchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfaſſen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthſchaft führen und Kranke pflegen kann." Statt der Poeſie ſoll das Chriſtenthum wieder einkehren und mit ihm die glückliche Geſammeltheit, die bei einer aufgehobenen Täuſchung natürlich iſt. Daher ruht denn auch überall die Geſchichte auf ſolchen Thatſachen, welche die guten alten ſpießbürgerlichen Gebräuche einſchärfen und empfehlen. Mißheirathen, ja Freundſchaften zwiſchen Perſonen ungleichen Standes werden als Quell des Unglücks dargeſtellt, während Alles gerade über dieſe Schranken hinwegſtrebte; Beiſpiele von Ehen im Standes-, im Alters-, im Vermögensunterſchied durchſchlingen ſich in dem Fortgang der Briefe (in welcher Form die fünf, ſpäter ſechs Theile ſich bewegen); Muſter von Ehegeduld im Ehekreuz werden aufgeſtellt,

an denen jeder ehrliche Chriſt verzweifeln möchte; ein Ideal von Erziehung wird entworfen, das am Ende auf Puppendreſſur hinausläuft. So gehört denn dies Werk ganz noch der alten Zeit an, die die Poeſie gleichgültig gegen die Moral hingab. Von äſthetiſcher Seite gibt es nicht leicht ein widerlicheres Buch als dieſes. Die äußere Form ſchon iſt ganz nach einem abſichtlichen Syſteme peinlich. Der Verfaſſer ſucht das Intereſſe zu theilen, hält ungewiß, wem die Haupttheilnahme gelten ſoll, er will einen Verſuch machen mit dem Wunderbaren, und dies ſucht er darin, daß er, „die Erwartung des Leſers auf eine möglichſt natürliche Art auf den entſcheidenden Punkt führt, und dann ſchlechterdings täuſcht.“ Ganz ſo iſt ſchon in der Fanny Wilkes der bloße Titel, wie bei Smollet's Humphry, eine Täuſchung, und die Hauptkataſtrophe ebenſo. Bei dieſer Abſicht aber erſcheinen auch die Charaktere als geheimnißvoll und auf Myſtifikation angelegt, und dadurch entbehren ſie alle, bis auf die Originalfigur des Herrn Puff, nicht allein die innere Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, auf die der Verfaſſer doch ſo ſehr abzielt, ſondern auch die Fähigkeit moraliſch zu wirken, da in ihnen das Beiſpiel der Handlungsweiſe beſtimmter Charakterformen verloren geht. Und wirklich fiel die Wirkung des Buches, und namentlich der Eindruck, den die Perſönlichkeit der Sophie machte, ganz anders aus, als Hermes beabſichtigte; der eifrige Paſtor ſtraft mit einer barbariſchen poetiſchen Gerechtigkeit ein Mädchen, die, einnehmend, edel, für ihr Alter und ihre Schickſale ſelbſtändig, nur einen Fehler der Eitelkeit begeht, der noch dazu von einem natürlichen Adel ihrer Seele zeugt. Sie erregte alſo nur das Mitleid eines tragiſchen Opfers, was ganz gegen des Verfaſſers Abſicht war.

Wir würden uns nicht ſo lange bei dieſem Roman aufgehalten haben, wenn er nicht ſeiner Zeit, beſonders in den öſtlichen Gegenden, ein Wunderwerk geweſen wäre, trotz dem, daß er eins der merkwürdigſten Beiſpiele von der äſthetiſchen Stumpfheit unſerer deutſchen, und vielleicht vorzugsweiſe preußiſchen Poeten jener Zeit iſt, die ſich mit der Berufung auf die Wirklichkeit und Wahrheit ihrer Erfindungen gegen jeden Einwurf gedeckt glaubten. Wir wollen ein anderes Beiſpiel dieſer Art an einem andern Preußen geben, der in der neugeſtalteten Zeit zu ſchreiben begann, der ſchon andere Begriffe von Kunſt und Poeſie hatte, als Hermes, der auch mehr Schmelz der Empfindung mitbrachte, als dieſer, und dennoch ſeinen ſchöngeiſtigen Schriften nicht viel mehr Reiz und Geſchmack zu geben wußte. Dies iſt Theod. Gottl. v. Hippel (aus Gerdauen 1741—96). Wir wollen ſeine Romane, wenn man ſie ſo

nennen darf, unter dem angedeuteten Geſichtspunkte hier anführen, obwohl in ihnen eben ſo treffend der wiſſenſchaftliche Ballaſt, mit dem ſie überladen ſind, hervorgehoben würde. Die beiden Werke, die uns hier allein angehen, die Lebensläufe in aufſteigender Linie (1778) und die Kreuz und Querzüge des Ritters A—Z (1793), ſind, beſonders das erſtere, kaum Erzeugniſſe der ſchönen Kunſt zu nennen; ſie ſind Kommentare zu Hippel's eigenem Leben, Charakter und Ideenkreiſe, und all dieſes wieder muß uns jene Schriften erläutern. Die Lebensläufe würden, ohne daß wir Kenntniß von Hippel's innerem und äußerem Leben hätten, ein mißgeſtalteter Haufen von zuſammenhangloſen Thatſachen, Einfällen, Abſchweifungen und Unterredungen ſein, zu denen wir nicht einmal einen nothdürftigen Schlüſſel beſäßen. Sobald man aber Leben und Schriftſtellerei vergleicht, ſo erleuchtet ſich Inhalt und Manier auf einerlei Weiſe; auch hier alſo iſt die platte Wirklichkeit die Muſe des Schreibers, und das Ungewöhnliche und Außerordentliche, was der Menſch und der Verfaſſer an ſich hat, bildet das Feſſelnde und Originale. Wir wollen dieſes Verwachſen von Biographie und Roman zum Faden unſerer Erläuterungen machen. Gleich was am meiſten an Hippel's Schriften wie an Hamann's aufgefallen iſt, die wunderliche Außenſeite des Stils, das Zuſammenwürfeln unpaſſender Beſtandtheile, die Witzelei, die Bibelſtellen, die Liederverſe, die Brandſchatzung aller Wiſſenſchaft und Natur, die blendenden Gegenſätze, die gehäufte Würze überhaupt, Alles läßt ſich ſtückweiſe bei ihm aus Natur und Umgang herleiten und auf ſeine Quelle zurückführen. Den Anſtoß zu der ganzen Manier hat Hamann ſelbſt gegeben, die bibliſchen Anklänge und Lieder hat der Verfaſſer aus ſeinem frommen Aelternhauſe her, die Lektüre des Seneca hat ihn falſchen Prunk gelehrt, die Häufung von Einfällen aller Art, „die doch ſo verſchieden von Einſicht ſind," wie Hippel ſelbſt weiß, rührt theilweiſe von Montaigne her, der für dieſe ganze Gattung humoriſtiſcher Dichtung damals ſehr wichtig, der ein Liebling von Hippel, von Lichtenberg u. A. war, und der auch von Bode, dem Einführer alles fremden Witzes, überſetzt ward. Die Hauptſache aber bei all dieſer irren und wirren Schreibart iſt, daß Hippel von Jugend auf ein Gedächtniß hatte, das nie treu und feſt auf einem Gegenſtande haftete, das immer von ſeiner regelloſen Phantaſie gekreuzt war. Er hielt ſich, wie Jean Paul, den er in der Schriftſtellerei ſeinen Sohn oder Bruder nannte, Tagebücher, Tages- und Gedankenzettel, Gloſſen, Notate, „Vorſichs," die er in ganzen Stößen hinterließ. Es kam hinzu, daß ihn ſein Vater von Jugend auf nicht an abgeſchloſſenen Unterricht gewöhnt hatte, daß er ihm in religiöſen

Dingen, für die der Sohn anfangs beſtimmt war, nur Winke, nie
ſchlüſſe gab. Aus all dieſem Mangel und dieſer Noth machte der S
ſteller, ganz verſchieden von Lichtenberg und ſelbſt von Hamann,
Tugend; er lobte Tagebücher und lobte das Gebet, das er für ein
buch mit Gott anſah; er nannte das Syſtem den faulen Knech
Verſtandes; er haßte die Ordnung und ſuchte hierin eine Ueberleg
des Geiſtes; er läßt es nicht allein in ſeinen Schriften in hunde
örterungen bei Winken, bei dem pro et contra bewenden, ſondern
hat das auch ganz richtig von ſeinem Leben geſagt, daß er mit ſich
und ſeinen Grundſätzen im ewigen Streite gehandelt habe. Was
zu der eigenthümlichen Schreibart als eine eigenthümliche Behandl
art des geſammten Stoffes in ſeinen Romanen hinzukommt, iſt das
fahren nach einer doppelten falſchen Maxime, die er einmal in den Le
läufen ausſpricht: Wer einen Brief ſchreibe, ſolle glauben, er ſc
ihn an die Welt, und wer ein Buch, er ſchriebe es an einen guten Fr
So geſtand er, daß die Lebensläufe vorzüglich für ſeinen Freund Sch
geſchrieben ſeien; man könnte noch ſtrenger ſagen, er ſchreibe oft
Gedanken, wie im Selbſtgeſpräche; und in der That liegt bei ihm
bei Sterne, der Hauptreiz für den Leſer in der Entdeckung des geh
Zuſammenhangs ſeiner Ideenſprünge. Durch dieſe naive, um das l
Publikum ganz unbeſorgte Art nun, die das Privatleben eines noch
ſtreng namenlos auftretenden Schreibers gleichſam als bekannt vo
ſetzt, durch dieſe ſelbſtgefällige Wichtigkeit, die auf die Perſönl
deſſelben gelegt iſt, wird nicht allein die Form jener Werke beſti
ſondern auch ihr Inhalt. Hippel'n war es wie Hermes nur um Ar
gung ſeiner Weisheit und ſeiner Erfahrungen zu thun, und er
ſeinen Freunden Scheffner und Kant, die man deswegen Beide f
Verfaſſer oder Mitarbeiter der Lebensläufe hielt, vielerlei auf, w
ihren Unterhaltungen vorgekommen war, was er von ihnen ſelbſt
und ſich bemerkt hatte. Seine Lebensläufe enthalten gleichſam ein
kündigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Im zweiten
ſind nicht allein Sätze der kantiſchen Moral, ſondern auch ſeine An
über die Grenzen der Erkenntniß und den Begriff und Inhalt der
ſophie, über die Geſetze und Formen unſerer urſprünglichen Ver
und ihren Gebrauch, vor Erſcheinung der kantiſchen Werke oft mi
ſelben Ausdrücken niedergelegt, die Kant in ſeinen Heften und Sch
gebraucht hat. Dieſer Rede-, Lehr- und Unterredungsſtoff nun üb
die ſchweren Bände der Lebensläufe und ſchiebt, noch weit mehr a
Hermes, das Thatſächliche ganz zurück. Und auch dies Thatſä

iſt nur zu begreifen, wenn man die Quellen kennt, woher es fließt. Das Ganze enthält eigentlich nur eine Reihe von Portraits aus ſeiner Bekanntſchaft. Der Paſtor und ſeine Frau ſind ſeine Aeltern, der Herr von G. iſt der Kanzler von Korff, Herr und Frau von W. ſind die Aeltern der Pfleglinge, bei denen Hippel eine Zeit lang in Königsberg Hofmeiſter war u. ſ. f. Eine Reihe der handelnden Figuren ſterben im Verlaufe der Geſchichte weg, und werden dann regelmäßig „portraitirt“[50]) und mit einer Trauerrede begleitet. Durch das ganze Buch zieht ſich eine gewiſſe Sterbephiloſophie, ein Verweilen bei Todesſcenen; Chodowiecki fand in dem Buche faſt nichts zu ſtechen als ſolche. Eldorado iſt unter der Erde, dies iſt der ſtete Refrain in den Querzügen wie in den Lebensläufen; viele Bogen dieſer letzteren, ſagt Hippel ſelbſt, „muß der unausſtehlich finden, der nicht die Stimme der menſchenfeindlichen Eiche verſtanden: aus mir wird einſt dein Sarg geſchnitten!“ Eine Hauptfigur macht in dem Werke ein Graf aus, der gern Sterbende aufnimmt, der immer mit den Todten verkehrt, dem in drei Jahren Frau und ſieben Kinder nebſt deren Bräutigamen und Bräuten geſtorben ſind. Mit den Unterhaltungen dieſes hochgeborenen Todtengräbers über Chriſtenthum und Tod und Leben will Hippel dem Leſer ein „kaltes Badeſtündchen“ machen, da wir doch alle das kalte Bad des Grabes vor uns haben. All dies nun hat keinen rechten Zweck und Ziel, überſchreitet in ſich alles Maß, und iſt an ſich ein ganz ſonderlicher Beſtandtheil, auf welchen Hippel nur wieder durch ebenſo ſonderliche Eigenheiten ſeiner Natur geführt ward. Er hatte ſchon als Knabe dieſe Liebhaberei am Schauerlich-Ergreifenden; er behielt einmal die Leiche eines todtgeborenen Brüderchens, die auf ſeine Stube gelegt war, des Nachts bei ſich, hielt ihr eine Leichenrede, dachte an die Möglichkeit ſeines eigenen Todes und ſchlief dann ruhig ein. Und ſo blieb es bei ihm ſpäter ein ſtetes Beſtreben, ſich mit dem Tode vertraut zu machen. Dies Alles hängt mit ſeiner Erziehung zuſammen, deren Abbild wir gleichfalls in den Lebensläufen erhalten. Sein Vater war einer der achtungswerthen und verſtändigen Pietiſten, ſeine Mutter hochfromm und praktiſch dabei. Dieſer zweigetheilte Charakter vererbte ſich dem Sohne in einem geſteigerten Grade. Dies liegt in den Lebensläufen der Schrift und der Wirklichkeit vor. Der Held des Buchs wie des Lebens war im ſteten Kampfe zwiſchen weltlichem und geiſtlichem Berufe,

50) Hippel über die Ehe p. 18: „Wenn der Künſtler auf bloße Portraits eingeſchränkt iſt, und keine Ideale mehr wagen darf, ſo agoniſirt ſeine Kunſt, und auch ſein Genie liegt in den letzten Zügen.“

zwiſchen praktiſchem und Seelenleben, zwiſchen Frömmigkeit und Weltſinn, zwiſchen Empfindung und Verſtand, zwiſchen Natureinfalt und Klugheit. Wie ſich dieſe ſtreitenden Elemente unverträglich begegnen, iſt die Seele ſeines Lebens und Charakters, ſeiner Schriften und deren eigenthümlicher Manier. In der Welt außerhalb der Welt zu ſein, das iſt ihm Weisheit; im unruhigen Thätigkeitsſinn rückzublicken auf die Ruhe des Weiſen und Frommen, den ſpekulativen Frieden des Philoſophen mit dem praktiſchen Wirken des Weltmannes zu vereinigen. Dies Beſtreben iſt ja gewiß ſehr rühmlich, aber Hippel'n gelang weder im Buche noch im Leben die Verſöhnung dieſer Gegenſätze. In den Lebensläufen liegt die empfindſame Jugend des Helden und ſeine Beſtimmung zum Paſtor gegen ſeine knapp beſchriebene militäriſche Laufbahn, zu der er nach Jugendneigung zurückkehrt, ohne inneres Verhältniß da. In Hippel's Leben haben wir all dies ebenſo. In ihm hafteten aus den erſten Jahren her die frommen Reminiscenzen und die religiöſen Eindrücke feſt; er führte da in lebhaften Jugendphantaſien ein patriarchaliſches Leben mit Gott; er behielt die Neigung für ein höheres gläubiges Chriſtenthum auch dann noch, als er aufgeklärt genug war, eine Zeit zu erwarten, wo Gott nicht mehr in Tempeln, mit Händen gemacht, werde verehrt werden. Er ſprach mit Verklärung von den Herrnhutern, denn ihr Glaube, recht verſtanden, ſchien ihm ein Miniaturbild von eben einem ſolchen erleuchteten chriſtlichen Staate, der ſich auf Liebe, und nicht auf Geſetz und Prieſterthum gründe. In dieſer Jugendzeit ſchrieb Hippel Gedichte (über die Unzufriedenheit 1761, und Rhapſodien 1763) voll melancholiſcher Unmittelbarkeit in dem Stile der alten Schleſier. Damals zog ihn das Weltleben in Petersburg trotz aller glänzenden Anerbietungen nicht an; Sinnigkeit und Empfindſamkeit herrſchten noch in ihm, Elemente, die in die Lebensläufe eingefloſſen ſind, wo die Geſchichte Wilhelminens eine Epiſode in Yorick's Geſchmack bildet, die ſchon darum das Anziehendſte in ſämmtlichen Schriften Hippel's iſt, weil ſie theilweiſe trefflich erzählt iſt, und mehr zu leſen gibt, als geſchrieben ſteht, während uns in der Manier des Verfaſſers ſonſt nichts geſchenkt wird. Auch dieſe Geſchichte wird manche Erinnerung aus der Jugendliebe Hippel's erhalten, die den Wendepunkt ſeines Charakters entſchied. Er liebte ein Mädchen über ſeinem Stande, und ging von der Theologie zum Recht über, mit dem Entſchluſſe, an Stand und Vermögen ihr gleich zu werden; er verfolgte fortan in der That ein planmäßiges Beſtreben nach Erwerb und Ehren, das ihn zu Neid und Geiz, zu Spionerei und Heimlichkeit in Amt und Schriftſtellerei, und zu mißtrauiſcher Verſtellung gegen ſeine genaueſten

Freunde verleitete; er ward nun ſtets politiſcher und unruhiger, und hatte es zu erfahren, daß den Menſchen die Verhältniſſe, denen er ſich hingibt, gegen ſeinen Willen und beſſere Einſicht fortreißen. Er ſuchte 1787 den alten Adel ſeiner Familie hervor (auch dies kommt in den Lebensläufen vor), Er, der ſo ſehr das Glück des Mittelſtandes pries! Er ward von ſeinen Freunden darüber aufgezogen, nahm es übel und wünſchte doch gelegentlich ein Landgeiſtlicher geblieben zu ſein, und als er ſeine Selbſtbiographie (Gotha, 1800) niederſchrieb, rieth er ſeiner Familie, dem Mittelſtande treu zu bleiben, und empfahl ihr den Beruf des Geiſtlichen. Mit dieſem Widerſpruche ſeines Weſens mißfiel er ſeinen nächſten Bekannten nur darum nicht, weil er ſie alle täuſchte. Der einzige Hamann witterte etwas von ſeiner wahren Natur. Er liebte und ſchätzte ihn, ohne ihm zu trauen, d. h. er erwiederte Hippel'n in deſſen eigenem Stile. Er wunderte ſich über deſſen Gabe, das Entgegengeſetzte zu vereinigen, Luxus und Oekonomie, Weisheit und Thorheit; als man ihn ganz in dem thätigen Lebensſyſteme vergraben ſah, als Bürgermeiſter, Polizeidirektor, Kriminalrichter thätig, als Geſellſchafter, Gärtner, Bauliebhaber und Sammler zerſtreut, ſagte er dennoch von ihm aus, daß er wiewohl zum Redner, Schauſpieler und Staatsmann ganz geboren, doch eben ſo viele Talente zur ſpekulativen Ruhe beſitze. Sein Verſtellungsſyſtem, ſein Verhalten der Wahrheit mit jedem Gegenmittel, das ihm ſeine lebendige Einbildungskraft eingab, ſchien Hamann ganz zu durchſchauen. Anders war es bei Scheffner, zu dem Hippel in Briefen eine faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft äußerte. Er erfuhr aus den Papieren Hippel's nach ſeinem Tode, daß er auch gegen ihn Komödie geſpielt habe, und er hatte gewiß Unrecht, ſeine ganze Freundſchaft für Täuſchung zu halten und Hippel's Charakter wie mit aller Abſichtlichkeit auf das Schlechte und deſſen Verhehlung angelegt darzuſtellen. Dieſe Aufhüllung iſt die natürliche Strafe für die Verſteckheit, die ſie hervorrief; aber wie ſich im Menſchen Böſes und Gutes kreuzt, ſo iſt immer eine Unwahrheit im Spiele, wo man Alles zum Schlimmen kehrt[51]).

51) Scheffner ſagt von ihm in ſeiner Autobiographie: „Seine früheſte Leidenſchaft war der Ehrgeiz, dem die Ueberzeugung von eigenem Werth und Kopfe Nahrung gab; um durch Reichthum ſeinen Ehrgeiz leichter zu befriedigen, ward er auch geldgeizig, und weil er über die Sittlichkeit dieſer Eigenſchaften nicht mit ſich einig werden konnte, ſo verbarg er ſeine Erwerbſucht noch mehr als ſeinen Hang zur Wolluſt. Keine Leidenſchaft mag aber die Vergütigung des durch ſie angeſtellten Schadens aus ſich ſelbſt hernehmen und ſich etwas entziehen; ſie greift lieber zu einem außerhalb liegenden Befriedigungsmittel, und ſo griff Hippel zur Religioſität und ſtürzte ſich in eine Andachtsbrandung, die der Leſer um das Eiland ſeiner Schriften ſchäumen ſieht."

Ein Mann, der ſo entſchieden an dem Idealen und Praktiſch menſchlichen Natur Theil hatte, fiel in eine Zeit, die ganz im G dieſe ſtreitigen Richtungen theilte, nothwendig auf ein Intereſſe an geheimen Geſellſchaften, die eben dieſer Trieb der Zeit, das Bed und die Sehnſucht nach einer beſſeren Menſchheit innerhalb der gege geſtaltete. Hippel trat ſehr früh in die Freimaurerverbindung ein behauptete, ihr ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu danken. G ſich allen Träumen und idealiſchen Hoffnungen auf dieſe Geſellſcha die in Königsberg eine Hauptſtätte hatte, wo der Oberhofprediger ihr thätiger Beförderer, eine Zeit lang in Amt und Würde ſtand. durchging alle Grade, und ließ ſich in allen täuſchen; er legte ſi Sammlung über die Geſchichte der Freimaurerei an, und ließ maur Reden drucken; er verflocht ſich auch in den klerikaliſchen Orden; e ihm Ernſt, dieſen Verbindungen eine moraliſche Richtung zu geb fand aber den Klubgeiſt unüberwindlich. Später verſuchte man ihn vergeblich in den Illuminatenorden zu bringen; er kehrte ſich geg ſolche Geſellſchaften, und ſeine Kreuz- und Querzüge ſind der B wie ſehr er ſich in dieſe Angelegenheiten vertieft hatte, und wie davon zurückgekommen war. Er führt den Helden, einen ermäß Don Quixote mit einem veredelten Sancho Panſa, durch allerhand und Weihungen, Prüfungen und Täuſchungen hindurch, wieder allen Reiz der poetiſchen Einkleidung. Die Abſicht begegnet uns ohne daß die äſthetiſche Kompoſition ſie lebhaft vrſinnlichte un prägte. Der Hang zu Hieroglyphen, zum Wunderbaren und Gehei vollen wird in dem Menſchen als eine natürliche und edle Anlage g fertigt, die Begeiſterung dafür in der Jugend als das Zeichen ein verdorbenen Gemüthes hervorgehoben, der Vernünftigſte kann in ge Jahren nicht beſſer ſpielen. Was die Sympathie für dieſe Geſellſ nährt, iſt edle Neugier, Lebensverachtung, Stolz, politiſcher Langeweile, und der „Gränzſtreit in Hinſicht der theoreti Vernunft und Unkunde der Vorſchriften der praktiſ Allein nur der Jugend wird dieſer dunkle Drang vergeben. Einma man die Kinderſchuhe ausziehen. Jeder ſuche für ſeinen Theil ſi das Reich Gottes vorzubereiten, und ſeine Lektion zu lernen, daß im Ganzen ſtehe. Ausgewählte werden im Stillen fördern, abe dieſe legen es nicht darauf an, eine Brüdergemeinde zu ſtiften, eine Gottes zu bauen und Bande der Natur zu zerreißen, ſie rufen nich Licht, indem ſie eine goldpapierne Sonne zeigen. Durch Unterric Erziehung ſoll dies große Werk kommen, das durchaus im Kleine

langsam kommen muß. Alles dies, was die Querzüge lehren, lehrt Hippel's sonstige Schriftstellerei auch. Er hofft auf eine letzte fröhliche Zeit, wo die Menschheit die Kinderschuhe ablegt, er will diese Hoffnung nicht einen Traum genannt wissen, die auf dem Glauben an die Menschheit ruht; dieser Glaube ist ihm Weltpatriotismus. Er ist, wie Jean Paul, ein Staatsidealist, ein Weltbürger, und der Weltbürger schien ihm, wie Wielanden, der rechte Bürger der Stadt Gottes zu sein. Auf dieser politischen Seite wieder ist dieselbe Zwistigkeit in Hippel's Thun und Reden, wie wir vorher in allgemeiner Betrachtung seiner Natur fanden. Wie sehr er im Sinne der gewöhnlichen Beamtenpraktik seine bürgerlichen Stellen begleitete und sich in die gemeine Politik fand, so sehr ist er doch in den Ansichten, die zerstreut in seinem Büchlein von der Ehe (1774 u. f.), über die bürgerliche Verbesserung der Weiber (1792) und sonst liegen, ein eigentlicher Revolutionär. Ganz wie alle unsere Revolutionsgeister jener Zeit predigt er das große Naturevangelium in allen Fächern. Er thut es in der Poesie, wie sehr die seinige praktisch obliegt von der Einfalt der Naturdichtung; nicht allein ausdrückliche Aussprüche zu Gunsten der Poesie, deren Seele Natur ist, auch seine Vorliebe für lettische Volkslieder, die in den Lebensläufen laut wird, zeigt Hippel'n dem Geschmack seines Landsmannes Herder zugethan. So ist es nun auch im Staat und im Recht. Er will die ursprüngliche Natur und das Reich der Kinder auch im Staate wieder haben, und seit der Revolution predigt er Menschenrechte und politische Aufklärung, und findet es schrecklich, daß am Ende des 18. Jahrhs. Frankreich noch mit der Freiheit schrecken kann; wie Hamann sich gegen die leblose Wissenschaft jeder Art sträubt, so empört Hippel gegen die Rechtswissenschaft, die todt an ihr selbst ist[52]). Im Besonderen hat sich Hippel bekanntlich mit der Emancipation der Weiber abgegeben, und ganz in dem hyperrevolutionären Sinne, hinter dem die französische Revolution selbst hier zurückblieb. In der ersten Ausgabe des Buches über die Ehe herrscht

52) In den Lebensläufen z. B.: „Das Weltrecht ist aus dem codice genommen, der todt an ihm selbst ist; das rechte Recht aus dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt. Ein haarkleiner Unterschied aus der Ursache, aus der Wirkung, wie verändert er die Sache! casus in terminis! welch ein dummdreistes Kunstwort! ist euch, ihr hochverordneten Rechtskenner, das principium indiscernibilium denn ganz unbekannt, und (um euern Kollegen ein lehrreiches Exempel darzustellen, einen wirklichen casum in terminis) thut der Arzt nicht wenigstens, als ob er dem lebendigen Specialfall, der eben vorliegt, nach dem Leben, nach dem Pulse faßte, obgleich auch Er nach dem corpore juris Hippocratesiano sein Urtheil formt?“

die Anſicht noch nicht, die der Frau die Mitherrſchaft im Hauſe und die Fähigkeit zu Staatsämtern mittheilt. Erſt in die Ausgabe nach dem Ausbruch der Revolution findet ſie Eingang und in die Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber (1792). Es iſt gewiß richtig, daß Hippel ſich über die bürgerliche Bevormundung der Weiber ärgert, gewiß irrig, daß er den Frauen alle Fähigkeiten des Mannes beimißt, und gewiß abenteuerlich, wie er ſie erziehen will, um dieſe unterdrückten Fähigkeiten wieder emporzuheben. Dieſe philanthropiſchen Meinungen ſagten aber der damaligen Stimmung der Menſchen ſo ſehr zu, daß ſie ſelbſt in der politiſchen Theorie eines Hiſtorikers wie Spittler Wurzel feſſen konnten. Man führte immer zum Preiſe der weiblichen Natur die Eigenſchaften an, die ihnen ſelbſt einen Vorzug vor den Männern geben, ohne zu bedenken, daß ſie eben dieſe Eigenſchaften nur durch und für ihre Entfernung aus dem großen Strudel der Welt beſitzen, daß ſie nur darum ſo gut ſpielen, weil ſie mehr Zuſchauer als Mitſpieler ſind, worin unter andern der Grund jener Erſcheinung liegt, auf die alle dieſe Gynokraten ſo viel Gewicht legen, daß die meiſten Regentinnen ihre Stellung ſo vortrefflich ausgefüllt haben. Es mag ſein, das wir in dieſem Falle, wie in ſo vielen, den Weg der Natur verloren haben; wir müſſen leider in dem vorgerückten Zeitalter der Welt die Natur wieder lernen; wir verfehlen ſie aber ganz gewiß völlig, wenn wir ſie ganz antipodiſch von jenem Wege gelegen denken, auf dem wir Unnatur gelernt haben.

In Hermes und Hippel pries man bald unſere Richardſons, Fieldings und Sternes, unſere deutſchen Originalſchriftſteller und Lehrer der Lebensweisheit. Die praktiſchen und lehrhaften Beſtandtheile ihrer Romane und ihre äſthetiſche Formloſigkeit ſchadete ihrer Aufnahme nicht. Indeſſen fehlt es nicht an einer Reihe von Romanſchreibern, die ſich in eine entgegengeſetzte Gruppe zuſammenſtellen, innerhalb welcher man mehr auf thatſächlichen Inhalt als auf Weisheitskram, auf plane Darſtellung objektiver Originale mehr als auf ſubjektive Originalität in der Schreibart achtete. Nur einige Häupter wollen wir aushebend aus dieſer Klaſſe hervorheben, die abſinkend uns bald auf die gleichgültige Maſſe der platten Unterhaltungsromane herabführt, während wir Hippel mehr als einen untergeordneteren Vorläufer Jean Paul's betrachten dürfen. Auf dieſer Seite können wir den Abfall von Richardſon und deſſen empfindſamer Manier zu der humoriſtiſchen beſtimmter zum Anknüpfungspunkte zwiſchen der neueren und alten Zeit machen. Noch vor Hermes nämlich erſchien (1760) der Grandiſon der zweite von Joh. Karl Muſäus (aus Jena 1735—87), der etwa 20 Jahre ſpäter unter dem Titel

des deutschen Grandison (1781) völlig umgearbeitet wurde. Musäus erscheint hier als Gegner gegen das romantisch-moralische Hochgefühl, das sich aus den Romanen Richardson's in die Gemüther einschlich und aus der Bewunderung der übertriebenen Ideale von Menschentugend, die darin aufgestellt sind, hervorging. Er stellt, noch ehe Wieland im Don Sylvio auf den ähnlichen Gedanken gerieth, seinen Helden, den Herrn von Achten, genannt Neunhorn, als eine Art Don Quixote dar, dem die Lektüre des Grandison den Kopf verrückt, und in den spätern Ausgaben geht den Grandisonaden, die er spielt, noch eine Robinsonade voraus. Die Art des Humors ist eine ganz andere, als die des Hermes und Hippel, und Musäus war auch später ein erklärter Gegner gegen Hermes' fremdartige und peinigende Täuschungstheorie, sowie gegen seine moralisirende Richtung. Sein Roman sollte seinen Werth in sich selbst und in dem Lebensbilde haben, das er entwirft; und deshalb ist nicht in Bei- und Nebenwerken das Verdienst gesucht, sondern in der Erzählung und Darstellung eines Stoffes, der aus der Zeit lebendig gegriffen war. Der deutsche Humor „der sich selbstbelächelnden Hausväterlichkeit" herrscht darin vor, der sich am natürlichsten neben Wieland's behagliche Manier stellt, wie überhaupt die heitere, gutmüthige, launige Natur des Mannes und sein ebenes Leben (seit 1763 in Weimar) zu Wieland's paßte. Die „liebe Tausendkünstelei dieses unschädlichen Scherzes, die spielweise Läppchen und Bändchen am Kappenprunke der Narrheit verbrennt", ist gar oft in Deutschland gepriesen worden; wir übrigens wissen diesen Humor, der sich nie zu Ernst und Strenge hebt, weniger zu beneiden, als den Hippel'schen, der zuweilen zur schneidenden Satire wird. Er spielt auf der Oberfläche hin, und wird nothwendig je weiterhin desto unbedeutender und flacher. Musäus' physiognomische Reisen (1778 ꝛc.) sind noch ganz aus der Sphäre des Nationallebens genommen, und der Gedanke dazu hätte in einem überlegenen Kopfe wie Lichtenberg's den fruchtbarsten und ergiebigsten Stoff für einen humoristischen Roman in Sterne's Art geschaffen, der nur denkbar ist. Allein nicht nur verdirbt der gezwungene Ton der neumodischen Geniesprache die Beweglichkeit des Vortrags, sondern die naheliegendsten Motive für einen solchen Gegenstand sind nicht einmal gehörig benutzt, und mit Unmuth sieht man eine so schöne Aufgabe ganz reiz- und interesselos behandelt, und an Ungeschicklichkeit und Dürftigkeit der Lebenskenntniß scheitern. Noch minderen Werth wird man auf die Volksmährchen (1782 ꝛc.) legen dürfen, denen man gekünstelte Naivetät und in den späteren Bänden sogar Schmuck nicht mit Unrecht vorgeworfen hat. Musäus ist überall ein Gegner der

herzbrechenden Empfindſamkeit und wollte dem Hange hierzu auch dieſe romantiſchen Erzählungen entgegenſtellen. Das Unternehmen fließt ſchon aus der Schreib- und Leſeſeligkeit, aus der Voſſens Ueberſetzung von 1001 Nacht, Reichardt's Romanenbibliothek und Meißner's Skizzen hervorgegangen ſind, Schriften, die die ungeheuere Fluth der flachen Alltagslektüre zur Befriedigung des maßloſen trockenen Leſedurſtes der Nation hereinleiteten. Was vollends noch ſpäter folgte, iſt noch unbedeutender, und daher ſchloſſen ſich denn die Lafontaine und Kotzebue natürlich als Muſäus' nähere Jünger an. Wir machen hier an Muſäus jene Erfahrung, auf die wir ſchon vorher hindeuteten, die wir bei Hermes gemacht haben, und die wir an einer ganzen Reihe unſerer erſten Romanſchreiber noch machen können. Sie beginnen mit Werken, deren Stoff doch noch mit einigem Sinn aus einem lebendigen Intereſſe der Geſammtheit entlehnt war, und deren Behandlung doch noch einiges gewiſſenhafte Beſtreben zeigt, ſich ſelbſt vor dem Volke Ehre zu machen. Allein ſobald der erſte Beifall erobert iſt, und vollends die Erfahrung hinzukommt, daß außer dieſem erſten, bei dem ſtets wachſenden Werthe des Neuen, kein dauernder Beifall zu behaupten iſt, ſo ſorgen denn auch dieſe beſſeren Schreiber hinfort für nichts als für Neues, bis ein anderes Geſchlecht ſich an ihre Stelle ſchiebt, das gar von jener erſten Verbindung zwiſchen Schriftſtellerei und Volksleben nichts mehr weiß. So, haben wir ſchon früher angedeutet, iſt es mit Miller, dem Verfaſſer des Siegwart; ſo, werden wir gleich ſehen, iſt es mit Wezel; ſo mit Jung; ſo mit Knigge, (bei Hannover 1753—96), der nach dem Romane ſeines Lebens (1781) eine Reihe von elenden Schreibereien in die Welt ſchickte [53]). So iſt es mit Auguſt Lafontaine (aus Braunſchweig 1758—1831); ſeine erſten Schriften ſtehen mit den Bewegungen der Zeit in Verbindung: ſein Naturmenſch und ſein Sonderling mit den pädagogiſchen Dingen; ſein Heymeran, ein Seitenſtück zu Muſäus' und Müller's Romanen, hat es mit dem Adel zu thun und mit der Literatur der Tage; ſpäter aber verfällt er in die gleichgültigen Gegenſtände des Hauslebens, und ſeine Lieblingscharaktere wiederholen ſich. So iſt es ferner mit dem itzehoer Advokaten Joh. Gottw. Müller (aus Hamburg 1744—1828). Dieſer, als er zuerſt in ſeinen Gedichten und in ſeiner Wochenſchrift: der Deutſche (1771 ꝛc.), auftrat, ſchien ſich der

53) Vergl. Karl Gödeke Knigge's Leben und Schriften. 1844. p. 68—71, wo mit andern Worten über Knigge's Schriftſtellerei eben das geſagt aber eben das getadelt iſt, was wir hier ſagen.

höheren Poeſie Klopſtock's und Cramer's, wie es dem Norddeutſchen anpaßte, nahe ſtellen zu wollen, und er that ſich in ſeinem Ring (1777), der erſten komiſchen Geſchichte, die er ſchrieb, nicht genug. Er nahm einen höheren Schwung, auf den er ſich ungefähr wie Wezel und ſehr in deſſen Stile viel zu Gute thut, in dem berühmten Siegfried von Lindenberg (1779). Auch dieſes Buch iſt im Widerſpruche gegen Richardſon's krankhafte Ideale geſchrieben, und es war dem Verfaſſer ſowie Muſäus (die Beide unter einander freundlich geſinnt waren und mit Nicolai gut ſtanden) ſelbſt wohl bekannt, daß der deutſche Grandiſon und Siegfried Zwillingsbrüder waren, wie durch ein Spiel der Natur, ohne daß Einer von dem Andern entlehnt hätte. Das Wunder ſcheint noch größer, wenn man Wieland's Don Sylvio hinzuſtellt; es wird aber ſehr klein, wenn man ſieht, daß die Uebereinſtimmung doch nur auf der gemeinſamen Nachahmung des Don Quixote ruht, indem der Originalität des Junkers Siegfried ebenſo wie der des Sylvio und des Herrn von Achten der nächſte Anſtoß aus der Lektüre eines poetiſchen Werkes gegeben wird. Und auch dies geſtaltet ſich doch bei Müller wieder ganz anders, auf deſſen Helden nicht die Lektüre des Volksbuches von Siegfried ſowohl eine bedeutſame Wirkung übt, als vielmehr der vorleſende Schulmeiſter, eine Art Squenz, der mit ſeinem Junker, dem Bilde rohen Naturverſtandes, in Gegenſatz gebracht wird. Dieſe Figur iſt eigentlich ein ſehr gut getroffenes Gegenſtück zu jenen Vagabunden der Schelmenromane, die durch die Verhältniſſe Alles werden; den Junker hat die Natur zu etwas gemacht, da er aber außer alle Verhältniſſe geſtellt iſt, ſo bleibt er doch bei dem Mangel aller Erziehung ein Idiot, und wird aus dem Idioten unter den Einwirkungen ſeines Faktotums ein Thor. Es lag ſehr nahe, daß Müller ſeiner Erfindung die Wendung gegeben hätte, mit ihr den ſouverainen Dünkel unſerer kleinen deutſchen Regenten zu verſpotten; allein dagegen verwahrt er ſich feierlich. Und ſtatt daß er weiterhin ſich bemüht hätte, fortzuſchreiten, ſo wurden die ſpäteren Ausgaben des Siegfried verkünſtelter, was um ſo übler war, da nun das Karrikaturartige und das Groteske der Anlage deſto unangenehmer auffiel. Der Verfaſſer, einmal in Zug gekommen, fing an zu überſetzen (ſo die Geſchichte der Sevaramben 1783); dann ſich zu wiederholen, wie z. B. in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784) die Geſchichte der Waldheimer gleich wieder einen rohen, aber biederen Soldaten bringt, der auf ſeinen Gütern die Einwohner zu beglücken ſucht, und dabei ſeinen ehemaligen Feldſcheer zum Verwalter hat, wo es dann an der drolligen Provinzialredeweiſe, an burlesken Charakteren

und grellkomiſchen Situationen eben ſo wenig wie im Siegfried fehlt. So bleibt denn in den bändereichen ſpäteren Sachen nichts übrig als der Ton der Luſtigkeit und Geſchwätzigkeit, den der Verfaſſer zu Anfang angeſtimmt hatte.

Ebenſo iſt es auch mit Joh. Karl Wezel (aus Sondershauſen 1747—1816). Bei ſeinem erſten Auftreten als Tragiker (im Grafen Wickham) ſchien er ganz ein Anderes zu verſprechen, als er gar nicht viel ſpäter in ſeinen platten Luſtſpielen (1778 ff.) leiſtete, und ebenſo kündigte die Geſchichte des Tobias Knaut (1774) wenigſtens einen nachdenkenden Schriftſteller an, von dem man ganz gute Erwartungen haben durfte. Das Buch iſt jetzt vergeſſen; es hat auch für die Leſer des gewöhnlichen Schlages wenig Anziehendes, denn es iſt breit, mit unnützen Epiſoden, mit philoſophiſchen Abſchweifungen durchſchoſſen, und bietet wenig Thatſächliches, was feſſeln könnte, dar. In der Zeit ſeiner Erſcheinung übrigens erkannte man den etwas tieferen Zug, den es vor ſo vielen Meßwaaren voraus hatte, doch an; Schubart hielt Wielanden, Hamann hielt ſogar Herdern für den Verfaſſer; er fand ſo viele innere Merkmale, obzwar wenig äußere des Stils, für dieſe Vermuthung. Die Darſtellung iſt plan, die Manier iſt die ſterniſche, aber verdünnt. Für die Einſicht in die Natur des Originals und des Romans, der ſich Originale zum Gegenſtande nimmt, iſt dies unſtreitig das Lehrreichſte, was man leſen kann. Der Gegenſtand iſt die Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung eines Sonderlings, und Wezel arbeitet mit voller Planmäßigkeit und Bewußtheit des Verfahrens, durchaus nicht in der Gedankenloſigkeit jener Schreiber, die damals wohl offenherzig genug waren, geradehin zu geſtehen, daß ſie die ſterniſche Manier zu treffen hofften, wenn ſie beim Anfang ihrer Romane nicht wußten, wohin das Ende führen ſollte. So iſt der ſtrenge Pragmatismus des humoriſtiſchen Romans hier nicht allein angewandt, ſondern auch gerechtfertigt. Orditur ab ovo iſt das Motto. Der Held iſt ein ganz vernachläſſigtes Naturprodukt, vier Fuß hoch, buckelicht, ganz ſtumpf und fühllos, eine Geſtalt, wie die Volksnarren früherer Zeiten. Hier haben die Verhältniſſe alſo Alles zu thun, was aus ihm werden ſoll. Nun werden die Quellen deſſen, was er geworden iſt, nachgeſucht. Die Aeltern, heißt es gleich anfangs, ſind die Bildner des Kindes in jedem Verſtand, nicht die blinde Natur; ſie ſind die Aeltern nicht allein ſeines Körpers, ſondern auch ſeines Charakters, ſeines Glücks u. ſ. f. Im Unterricht, in der Erziehungsweiſe wird die Knospe zu verſchiedenen Begebenheiten aus Knaut's Leben nachgewieſen, an die kleinſten Fäden ſein Geſchick geknüpft, wie

z. B. seine Geschichte ganz anders geworden sein würde, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, den Hut mit der linken Hand abzuziehen. Ueberall wird zu seinen Eigenheiten und Aufführungen das geheime Uhrwerk aufgesucht. Er entflieht schon als Knabe seinen Aeltern, und nun liegt die Welt der picarischen Romane vor ihm, „Kaiser, König, Nobile, Gelehrter, Schuhflicker, Küchenjunge, Alles kann unser Mitspieler werden". Wir übergehen das Thatsächliche und Abenteuerliche wie das Philosophische, und fassen nur das Ende ins Auge. Der Held kommt unter andern Schicksalen zu einem Herrn, bei dem er seine Behauptung: unsere Glückseligkeit sei in uns — bewähren soll an einer Schüssel voll Eicheln. Er verzehrt sie, Herr und Frau finden Gefallen an seiner Sonderbarkeit, und er selber auch. Dies war der Zeitpunkt, wo seiner Ehrbegierde, die bei seiner Organisation ganz wo anders liegen mußte als bei gesunden Menschen, ein Ziel gesetzt ward. Ein kleiner unbemerkter Umstand thut dies meistens in unserm Leben. Eine Kleinigkeit weist unserer Ehrliebe ihren Lieblingsgegenstand an. Dies sei der Ursprung aller seltsamen Charaktere, die wir bewundern oder belachen; wer sie erklären soll, müßte ihre geheimsten und kleinsten Begebenheiten und die feinsten Wirkungen derselben kennen. Noch ward man in jenem Hause unsers Sonderlings satt, er war weggewiesen, aber jetzt war sein fühlloses Temperament schon empfindlich und reizbar geworden. Ein neuer Umgang gibt zur Empfindlichkeit Ehrbegierde und Ruhmsucht hinzu, es gehörte nur ein warmer Sonnenstrahl dazu, um sie fruchtbar zu machen. Wieder eine andere Gesellschaft, und er empfängt die Idee von einem angenehmen Wege zum unmittelbaren Glücke in städtischen Kreisen. Das Bewußtsein erwacht in ihm, daß ihm bisher nur Besonderheiten Beifall geschafft, und daß er seiner Person nach auf diesem Wege sein Glück suchen müsse. Nun fehlt nur noch der letzte Anstoß des Schicksals, auf welche gewisse Art von Besonderheiten es ihn leiten will; es ist ungewiß, ob er ein Marktschreier, Seiltänzer, paradoxer Philosoph, Staatsmann u. s. w. werden wird, aber ein Sonderling wird er gewiß. — Hier bricht die Erzählung ab, die Wezel'n ganz unter die sternischen Nachahmer zu setzen scheint. Doch brechen hier und da die Züge hervor, die ihn den Genialitäten mehr angehörig zeigen, denen man sonst auf dieser Seite entgegen ist. Wezel theilt mit den Humoristen die Abneigung gegen die Empfindsamkeit; er richtete später ganze Werke, wie seine Wilhelmine und Hermann und Ulrike, gegen diesen überspannten Seelenzustand und die butterweichen Seelen und Tollhäusler, die ihn in Romanen verbreiten. Er will den Roman nur mit Scenen des wahren

Lebens ausgeſteuert und zur bürgerlichen Epopöe gehoben wiſſen. Gegen die Genialität dagegen iſt er nicht, weder intellektuell noch moraliſch. Das Eine bezeugen ſeine ſpäteren Luſtſpiele, die z. Th. ganz auf Unſchicklichkeiten gebaut, z. Th. mit ihnen durchflochten ſind; es bezeugt es ſein offenes Bekenntniß, daß er gerne einen feinen Cynismus unter die Mädchen einführen, die Eitelkeiten der Schamhaftigkeit einſchränken, die Ziererei der Züchtigkeit und alle Grimaſſen bei der Sittlichkeit verbannen möchte. Das Andere belegt am beſten ſein Belphegor (1776), ein Roman in anderem Stile, von Voltaire's Candide angeregt, düſter, menſchenfeindlich, weit mehr als das Finſterſte, was Klinger geſchrieben hat; Neid und Vorzugsſucht, lehrt deſſen Inhalt, ſeien die Hebel aller menſchlichen Handlungen, die Triebfedern der menſchlichen Natur. Das Motto bellum omnium contra omnes bezeichnet die Materie und die Stimmung, aus der ſie behandelt iſt. Das wüſte Werk zeigt uns leider nur, daß der Verfaſſer ſelbſt, nicht aber die Welt, von jenem Neide und jener Rangſucht erfüllt war, an dem er und ſein Talent zu Grunde ging. Schon in ſeinen Erſtlingswerken blitzt überall die ungeheuere Einbildung des Schreibers hervor, er ſteigerte ſie nachher ſo ſehr, daß er meinte, die Nachwelt müſſe ihren andern Homer an ihm verehren. Es iſt bekannt, daß er im Wahnſinne unterging, und ſeine Monomanie drehte ſich nach den Erzählungen derer, die ihn in ſeinem traurigen Zuſtande geſehen haben, immer um den Punkt der verletzten Eigenliebe herum. Sonderbar iſt es dabei, und es zeigt bei ihm eine ganz eigene Stumpfheit an (einen ſolchen Eindruck machen auch ſeine ſämmtlichen von aller Empfindung entblößten Schriften), daß bei ihm gar nichts von der wühlenden, tieferen Natur der Lenz und Aehnlicher erſcheint; alle ſeine zahlreichen Romane und Luſtſpiele ſind von ganz entſchiedener ſpießbürgerlicher Natur, und das ſelbſt da, wo, wie im Kakerlak (1784), ſeine krankhafte Phantaſie ſchon merkbarer wird.

Sehen wir von Jean Paul ab, ſo hat uns die beſte der „bürgerlichen Epopöen", welche in dieſen Kreis gehören, mit ächterer Menſchenkenntniß ausgeſtattet, als die bisher berührten Werke, nach feineren Begriffen von der Eigenrichtigkeit und Originalität, die in Deutſchland beſonders nahe liegt, in ungezwungener und freierer Anlehnung an die yorick'ſche Manier, Mor. Aug. v. Thümmel (bei Leipzig 1738—1817) geliefert, in den Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1791—1805). Das Werk iſt ziemlich ſpät begonnen und noch viel ſpäter vollendet worden, und es ſteht ſchon darum neben Jean Paul's Romanen auf einer gewiſſen Höhe dieſer Richtung. Haben ſchon alle die

bisherigen Produkte immer in Lehre oder Gegenſtand einen Bezug auf einzelne Zweige der Bildung oder Literatur in Deutſchland gehabt, an denen ſich die gute Laune zu üben ſuchte, ſo iſt dies hier in einer gewiſſen Allgemeinheit der Fall, die das Weſentliche der Krankhaftigkeit der Zeit ſo im Mittelpunkte zu faſſen ſucht, wie in anderen Gebieten der Fauſt, an den ſogar der Entwurf trotz der bürgerlichen Sphäre, in die er herabgerückt iſt, etwas erinnern kann. Wenn man den yorick'ſchen Nachahmertrupp in Deutſchland von der empfindſamen Seite her kennt, und nicht allein in den beſſeren Erzeugniſſen, ſondern in den Stümpereien des servile imitatorum pecus[54]), ſo begreift man, warum der Eifer gegen die Empfindſamkeit ein ſo allgemeiner unter allen unſeren Humoriſten war. Thümmel auch nimmt ſich die Zerrbilder erdichteter Empfindungen zum Gegenſtand ſeiner Laune, ſo aber, daß er überall weit tiefere Blicke in die allgemeine menſchliche Natur und in die beſonderen epidemiſchen Leiden der damaligen deutſchen Welt hineinſieht. Er ſtellt die Extreme von geiſtigem und ſinnlichem Leben, von Hypochondrie und Epikureismus gegeneinander, die ſo leicht die Uebergänge unter ſich vermitteln, wie es damals in Deutſchland ſo oft mit ſo üblen Folgen geſchah. Der Reiſende war in der Heimat über Büchern verkommen, er hatte über Leſen und Denken zuletzt verlernt, ſich in ſein eigenes Daſein zu finden, er hatte ſeine Geſundheit eingebüßt. Sein Arzt gibt ihm den Rath, das Land des Leichtſinnes aufzuſuchen und zu ſeiner geiſtigen und körperlichen Geneſung zu nützen. Er ſoll ſcherzen und lachen lernen, die Vielwiſſerei und die Bibliotheken meiden, Wein und Mädchen ſollen ſeine Philoſophie und ſeine Arznei ſein. Der Uebergang zu der neuen Lebensweiſe iſt plötzlich und leicht gemacht. Ein naives Naturkind begegnet ihm glücklicherweiſe zuerſt, das den ſpleeniſchen Deutſchen, der ſein edles, gutes, weiches pedantiſches Gefühl noch mitbringt, nicht mit ekler Sinnlichkeit abſtößt, vielmehr die ſeinige in einen feinen Reiz ſetzt. Bald ſteigert ſie ſich gelehrig. Der Zauber der Liebesempfindungen macht ihn bald zum Jeſuiten, zum Verführer, zum Feind der Platos und Rouſſeaus; er gründet auf die ſinnliche Luſt, wie es der deutſchen Empfindſamkeit und

54) Darunter gehören z. B. die empfindſamen Reiſen durch Deutſchland (1771) von Schummel, voll von ganz platten Kopien, elend ſeichtem Witz, peinlicher Schwatzhaftigkeit und Selbſtgefälligkeit. Dieſer bekennt ſich noch ganz frei zur Nachahmung; es gibt andere Yorick's bei uns, die bei Gott ſchwören, lieber betteln zu gehen, als etwas nachzuahmen; und indem ſie dies ſagen, brechen ſie ſchon, wie die Leſer Sterne's wiſſen, ihren Schwur.

Sinnlichkeit Art und Weiſe iſt, gleich ein philoſophiſches Syſtem, er hat für ſie gleich eine moraliſche Rechtfertigung. Er entſchuldigt ſeinen Sündenfall mit dem heißen Klima, mit der Wißbegierde, pſychologiſche Erfahrungen zu machen, mit Originalität und Starkgeiſterei, mit dem Kunſtgefühl, das er ſteigern wollte. So nackt zwar Thümmel ſchon hier die gute Lehre und Moral neben die böſen Thatſachen ſtellt, ſo nackt iſt doch auch der Reiz und das Verführeriſche; Wieland hat dies nicht ſo weit getrieben, und Schiller fällte ein übertrieben hartes Urtheil über Thümmel's Werk, weil er nur die erſten, nicht die letzten Bände geleſen hatte. Bei dem Reiſenden erhält nun die Wolluſt jenes Kleid des ſchönen Scheins, das die Philoſophie bei uns dem Gemeinen und Niedrigen überzuwerfen weiß. Es wird bei ihm Theorie, die lachenden Phantaſien der Liebe dem Mordluſtigen, Schlachtgierigen in der menſchlichen Natur, der Politik und dem Kriege entgegenzuſtellen. Er will ſich die ſchlüpfrigen Umwege erlauben, wenn er die verwilderten Männer nur zu den Frauen rückführen könne; er will ſich keines wollüſtigen Bildes ſchämen, wenn er nur damit eine geſündere Nachkommenſchaft, Abkömmlinge einer befeuerteren Liebe erzielen könnte. Schon wünſcht er Rouſſeau etwas von ſeinem leichten Sinne; dann würde er zwar nicht Rouſſeau geweſen, nicht wie ein Elephant mit zermalmenden Schritten über unſere verdorbene Erde gegangen ſein. Die verliebten Abenteuer bringen ihn in Gefahr, und die Sophiſtik der Liebe lehrt ihn ſchon, um ſich herauszuhelfen, ein religiöſer Betrüger und täuſchender Wunderthäter zu werden, mit den Objekten die Farbe zu wechſeln; er fühlt ſich in den Künſten des Böſen ſchon ſo geübt, daß, wie ein Geſunder ſeinen Magen, ſo Er ſein Gewiſſen nicht mehr ſpürte. Die Gefahr, die Prüfung ſelbſt erhält Reize für ihn; es wird ein neuer Entſchuldigungsgrund für ſein geändertes Leben, daß er ſeine eigene Natur durch Erfahrung und Kenntniß der Welt will beſſer kennen lernen. Aber nun ſtürzt ihn das Uebermaß dieſes Lebens in eine Krankheit, die einen Wendepunkt bildet. Sein Arzt rettet ihn auch geiſtig. Er ſolle den Weiſungen der Natur folgen, hat ihn ſchon ſein erſter Arzt gelehrt; wohlgemerkt aber, der ſchönen Natur, fügt der jetzige beſchränkend hinzu. Der Eine hatte ihn auf Reiſen geſchickt, dieſer ſchickt ihn wieder nach Hauſe. Die Verhältniſſe und Begebenheiten, in die er bisher gerathen war, ſchienen die Rathſchläge des Erſteren zu unterſtützen, und die folgenden begünſtigen die des neuen Arztes, die ſelbſt durch eine kleine Maſchinerie gefördert werden. Reizende Naturſcenen erſchüttern den Geſundenden, neue Bekanntſchaften und Vorfälle, der Beſuch eines Zuchthauſes und eines Irrenhauſes, Alles arbeitet

zusammen, das alte Wesen zu brechen, ihn aufzuklären darüber, daß er die sittlichsten Triebe und Künste zum Dienste des Unsittlichen erniedrigt habe. Er hängt sich nun mit einer Art Schwärmerei an die Scenen, die sein Herz rühren und bessern; man möchte sagen, Thümmel führt den Weg, den Wieland von der Schwärmerei zur Sinnlichkeit geführt hatte, gerade zurück. Nun will der Reisende gern seine Geschichte dem Unerfahrenen vorstellen, dem Lüsternen, dem Kenner, und es soll ihm lieb sein, wenn sie zuletzt, von einer Nacktheit zur anderen verlockt, an einer Warnungstafel anprallen. Er begegnet seinem ersten Arzte wieder, der ihm eröffnet, daß er ihn mißverstanden habe, wenn er meinte, er habe ihm eine leichtsinnige Behandlung des moralischen Menschen gegen seine Hypochondrie, ein muthwilliges Bestürmen der Natur gegen seine Krankheit angerathen. Dies Gespräch bildet den Schluß; es ist nur ein moralisches Ende da; mit dem Faktischen täuscht Thümmel den Leser gleich Hermes, zu dessen Ueberraschungstheorie er sich bekennt, mit dem er auch darin ähnlich ist, daß er seine Charaktere, wenn nicht versteckt, so doch hinterhält. Der Leser soll desto nachdrücklicher auf jenes Gespräch hingewiesen werden, die Selbstbekenntnisse dort sollen mehr Wirkung machen als Rousseau's. Der Absicht nach ist Thümmel's Roman so gerechtfertigt, wie der Wahrheit nach; nur möchte jener Einwurf, den er sich selbst macht, immer ein Bedenken übrig lassen: daß die Jugend so gern die sittlichen Fehltritte aus solchen Schilderungen für nothwendig ansehen lernt, und den Durchgang durch eine solche zügellose Periode als den gewöhnlichen Fortgang zur Erkenntniß. Uebrigens dürften wir uns immer wünschen, daß alle unsere Romanschreiber, die sich mit ihrer Kenntniß der Welt und der Menschen schmückten, sich ein Beispiel an Thümmel's Mäßigung genommen hätten, der auf Ein Werk seinen Fleiß versammelte, sowie daß sie etwas von seiner Erfahrung und seiner geschmeidigen Eleganz hätten; so würden wir uns den Ausländern gegenüber in dieser Gattung nicht ganz so versteckt halten müssen. Sie kam ohnehin zu keiner rechten Entwickelung, weil einmal die aufblühende Bühne die mittleren Talente alle auf das bürgerliche Drama und Lustspiel lockte, und dann weil der Stoff des praktischen Lebens zu gering war. Aus dieser letzteren Ursache kam es sowohl, daß die Romane des platten geselligen Lebens sobald überhand nahmen, als auch daß sich diese Gattung, wo sie noch einen ernsteren Bezug zur öffentlichen Kultur nahm, an die Wissenschaft beschloß, die in jeder Hinsicht bei uns näher lag und größere Bedeutung hatte, als das öffentliche Leben, ja die das öffentliche Leben ganz eigentlich ausmachte. Wir wollen diesen

Anlehnungen nicht folgen, und den kurzen Streifzug in die Grenzgegenden der Wiſſenſchaften nicht machen, ehe wir Jean Paul eingeſchoben haben, der in der Gattung des humoriſtiſchen Romans den Gipfelpunkt bildet. Es gehörte ein Mann von ſo ſcharfer Eigenrichtung dazu, der ſich dieſes bei uns vorkommenden Zweiges ſo ſtark annehmen, der ihn fortpflegen ſollte, ſchon da er überall faſt ganz abgeſtorben war, und da ihm von jeder Seite her Trieb und Nahrungsſtoff entging. Denn das Intereſſe an dieſen Materien hielt ſich nicht den großen Begebenheiten gegenüber, die am Ende des Jahrhunderts die Welt in eine andere Lage rückten. Dies hat Knebel irgendwo ganz vortrefflich ausgeſprochen, daß jene mittlere Art von Welt- und Menſchenkenntniß, die die Thorheiten, Leidenſchaften, Intriguen, Schwachheiten und alle kleinen Hebel des Menſchengetreibes als die wahre und einzige Welt anſieht und ſich mit dieſer Erkenntniß wunderbar hoch begabt fühlt, durch die Zeiten der franzöſiſchen Revolution etwas in Veraltung kam. Der einzige Buonaparte habe die Atmoſphäre der Welt über die Wichtigkeit dieſer Betteleien unendlich erhoben. Hiergegen hielt nur ein Mann aus, der von all dieſen Welthändeln in ſeinem Schneckenhäuschen wenig oder keine Notiz nahm.

2. Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter (aus Wunſiedel 1763—1825) fällt zwar mit der Blüte ſeiner Schriftſtellerei erſt an die Scheide der Jahrhunderte; er wurzelte aber mit ſeiner Jugend feſt in den Zeiten, wo ſich die große Spaltung der Genialitäten und der Rationalen kund that. Alle Elemente dieſer Periode, alle ihre Mißklänge und Widerſprüche, die Herzloſigkeit der Satire, die überſchwengliche Weichheit der Empfindung, die „Gemſenſprünge“ einer zügelloſen Phantaſie, die nüchternen Anſichten eines geſunden Verſtandes, Reizbarkeit und Zähigkeit der Natur, Poeſie und Wiſſenſchaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Reſignation ſchien ſich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu ſammeln und in einen gewiſſen Körper zu verbinden. Die wenigſten Zeitalter dürften geeignet ſein, eine ähnliche Geſtalt wieder einmal aus den gleichen Beſtandtheilen darzuſtellen, die wenigſten Menſchen, wenn ſie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Verſuch in den meiſten Fällen mißglückt, in die ungleichartigen Theile den bindenden elektriſchen Funken zu ſchlagen, zu dem vielſeitigen

Charakter den ſpringenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Paul's eigener Bemerkung, kein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erſte Bildungsſchuß dieſes Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs ſo mächtig, daß nach ſeiner Vollendung der Wuchs ſtillſtand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis ins 19. Jahrh. herüberragten, wo eine ähnlich geſtimmte Jugend ihm vorzugsweiſe gern die Hand reicht. Daher kam es, daß die Schriften dieſes Mannes einer Gattung angehörten, die damals gepflegt, nachher vergeſſen ward, daß ſie ſpät und frühe eine entſchiedene Gleichartigkeit trugen, und einen ſolchen geſchichtlichen Fortgang, ſolche Perioden der Bildung, wie wir ſie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Dieſe große Einförmigkeit in Jean Paul's Bildung würde ſich noch ſchlagender darlegen, wenn wir ſein Leben von ihm ſelbſt beſchrieben beſäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" zu berichten; aber auch aus dieſem Fragmente lernen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geſchichte ſeiner ſelbſt zu ſchreiben, noch daß er eine eigentliche Geſchichte zu ſchreiben hatte, da ſein ganzes Leben nur eine Reihe von idylliſchen Zuſtänden zeigt, ohne merkliche Einwirkungen der Zeit, oder eines wechſelvollen Schickſals, oder eines wandelſüchtigen Geiſtes. Seine Biographie, die ſchon auf dem Titel, mit einem Stiche auf Göthe's Dichtung und Wahrheit, nur Wirklichkeit zu berichten verhieß, würde darum weit entfernt geweſen ſein, eine pragmatiſche Geſchichte zu liefern, wie Göthe that; ſie würde ſich kaum in etwas von ſeinen Romanen, in denen er lediglich das deutſche Kleinleben ſchildert, unterſchieden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit redete, nicht als ob die Dichtung, mit der er ſein Leben durchflechten wollte, dieſer Wahrheit Abbruch gethan haben würde; allein in ſeiner Geſchichte würde ſich nach den erſten Jahrzehenden und ſchon während dieſer lauter Beſtand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbarere Kenntniß ſeines Weſens erhalten, als man ſie ſchon durch ſeine Werke beſitzt, die nur das genaue Abbild ſeines innern Lebens ſind. Die Verhältniſſe wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Göthe'n um die Aeußerung, daß der Menſch um jedes Jahrzehend ſich ändere; er ſtreitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umſtänden zu erklären; der Menſch ſei ſein eigenes Licht und Schein, ſagt er im Gegenſatze zu Göthe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er ſich nehme, was ihm die Verhältniſſe und die Menſchen gegeben. Er geſteht damit ein, daß er

keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetiſchen ſpielte; er bekennt es auch geradezu, daß er von ſich ſelbſt nicht gekannt ſei; er benutzt die Jugendgeſchichte, die er ſchrieb, durchaus nicht in den pragmatiſchen Zwecken aller der humoriſtiſchen Biographen, daß er in den Zügen derſelben das Vorleben der ſpäteren Menſchen nachwieſe; Alles ſteht vereinzelt, in eine Reihe gefädelt, ohne nothwendige Ordnung oder einen Zweck. Wie in ſeinen Romanen die Erzählung dürftig iſt, die Reflexion breit, ſo würde es hier geweſen ſein. Er hat keinen Sinn für Thatſachen, denn, ſagt er, ich kann tauſend auslaſſen und tauſend anführen, und doch weder in jenen noch in dieſen ein rechtes Urtheil begründen. Aber der rechte Hiſtoriker kann zehn anführen und mit dieſen ausrichten, was er ſich nicht mit tauſend getraute.

Ich verſuche dieſes Geſchäft, ohne für dieſen rechten Hiſtoriker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuſchen. Bei einem Schriftſteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Intereſſe von ſeinen Werken ab auf ſich ſelbſt und ſeinen Geiſt lenkt, der ſo ganz mit ſeiner Perſon vordrängt und die Theilnahme an ſeinen Geſchichten und Charakteren verdrängt, iſt nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That iſt, gleich gegen oder für die Perſönlichkeit mehr Parthei nimmt, als für oder gegen die Schriften an ſich, und daß, wie der Autor pathologiſch ſchreibt, ſo das Urtheil über ihn pathologiſch und leidenſchaftlich wird. Jean Paul ſelbſt hat ſich über den Mangel befugter Kritiker und Beurtheiler ſeiner Werke oft beſchwert, und es iſt manchmal, als ob er dieſem Mangel ſelbſt habe abhelfen wollen, indem er bald in ſcherzhaftem Lobe unter tauſend Wendungen auf ſeine zum Theil vergeſſenen Werke wieder hinweiſt, bald ſeine eigenen Fehler aufdeckt und dann beweiſt, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbſtkritik weniger fehlt, als an dem thätlichen Nachdruck, der eine willenskräftige Einſicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als entſchiedene Lober und Tadler gefunden habe, daß ſeine kälteſten Leſer ihn keiner Verbeſſerung für fähig gehalten, ſeine wärmſten keiner für bedürftig. Dies iſt ſo wahr, daß wir unter ſeinem Publikum nie andere als ſolche partheite Leſer gewahren: Männer, wie Göthe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck berührte, und Andere, wie Fr. v. Oertel, dem er ein Apoſtel ſchien, der ſchon denen gram war, die ihn nur kunſtmäßig loben wollten; ſentimentale Damen, die die Locken ſeines Pudels auf der Bruſt trugen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachſagten, ſie liebten den Dichter ſo wenig, daß ſie nie

eine Zeile von ihm geleſen hätten. Selbſt dieſer Witz enthält ſo viel natürliche Wahrheit! Wer ein gewiſſes Alter überſchritten hat, wer von einer Lektüre ſeinem Verſtande Rechenſchaft geben will, den wird Jean Paul's Schreibart in kürzeſter Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter geleſen zu haben, ſein Urtheil bald feſtſtellen dürfen. Wer in idealen Jugendträumen ſchwärmt, wen ſein geſteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die freigeſitteten Poeten eiferte, „die zerſtörten Zerſtörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren," Frauen und Jünglinge, die „am Setzſtabe des Zeigefingers" über die dunkeln und wunderlichen Stellen ſeiner Schriften wegſpringen, die von dem Exemtionsdekret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor ſelbſt gab, ſeine Satiren zu überhüpfen, Solche werden ſich durch keinen Einwurf ihre Gefühle ſtören laſſen; und ſie zu heilen, iſt bei den Leſern das beſte Mittel die Reife der Jahre, bei den Leſerinnen, daß man ſie erſucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzuleſen und möglichſt zu erklären. Dies letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entſchiedenen Geſchmacke im Großen dem excentriſch-originalen Autor entgegengetreten wäre, ihn ſelbſt aufmerkſam machen können, wie ſehr er das Beſſere ſah und dem Schlimmern folgte; er konnte ſelbſt das Vorleſen nicht leiden und machte ſich ſchwerlich je deutlich, warum nicht; er arbeitete in ſtrenger Einſamkeit vor ſich hin, ohne ſich im Geringſten mitzutheilen. In dem Streit über ſeine Eigenſchaften fragt er ſich, welcher Meinung ein Autor anhängen ſolle, und findet, am ſchicklichſten ſeiner eigenen. Daraus folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Partie ergriff; ſie wird ihn nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie ſtellen, das werden die Verleger der Werke am beſten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und ſchon darum, weil die meiſte Unpartheilichkeit faſt nothwendig auf ihrer Seite ſein muß. Denn der beſte Beurtheiler von Jean Paul wird der ſein, der einmal mit ihm geſchwärmt und dann ſich gefaßt hat, der die möglichſt vielen Saiten, die ſeine Schriften berühren, in ſich anklingen hörte, und ſich Rechenſchaft von ſeinen guten Eigenſchaften geben kann, ohne für ſeine übeln blind zu bleiben. Es iſt aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Paul's zu ſeinem Lobredner werde, ſein Lobredner wird im natürlichen Gange der Dinge zum Tadler. Eine Mitte zu halten, iſt bei einem Schriftſteller, der ſelbſt keine Mitte gehalten hat, faſt unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang, blieb er

in ſeiner Kindheit einer überſchwenglichen Phantaſie überlaſſen, die in der idylliſchen Leere umher nichts als unbeſtimmte Sehnſuchten in ihm weckte, die ihn mit Geiſterfurcht und andern dunkeln Vorſtellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in ſtiller Verſchloſſenheit beſchäftigte; die Einſamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Menſch ausſieht, brütete eine verdichtete Menſchenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens," vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle dieſe wenigen und vagen Eindrücke wuchſen in ſeinem beſchäftigten Innern zu einem unendlichen Stillleben, wie Jung Stilling, der in ähnlichen Lagen ſeine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieſer erſten Zeit in ſich feſthielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortſchritte machte; er ſprang vom Latein zum Griechiſchen und Hebräiſchen, und fing gleich als Knabe an, ſich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinweſen auch der Gelehrſamkeit in ſich auszubilden. Die Glut der Empfindungen, die Träume der Phantaſie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane und den älteren Robinſon; er trug eine ſtille kindliche Liebe in ſich; er ging, ſobald er Klavierunterricht empfing, dem Phantaſiren, der „Selbſtfreilaſſung" nach. Nur was ſonſt des lernbegierigen Knaben liebſte Thätigkeit zu ſein pflegt, was ihm einen geſunden Erwerb von Kenntniſſen ſichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meiſten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geſchichte, Geographie und klaſſiſche Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, ſondern auch durch ſein ganzes Leben hin ſo gut wie fremd. Als er 1779 Leipzig beziehen ſollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod ſeines Vaters; dies nöthigte ihn auf Erwerb zu ſinnen, und er fiel auf die leidigſte Quelle, die Schriftſtellerei. Er hörte nun keine Kollegien, las keine Bücher, als ſolche, die ihm für ſeine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete ſich nur das Gleichartige daraus an, er wandte alſo den erſten innerſten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die ſchon fertige Richtung ſeines Geiſtes mit einer Maſſe ähnlicher Elemente zu verſtärken, nicht dem noch lenkbaren Geiſte vergleichend und verſuchend eine zuſagende Richtung zu finden. Bei dieſer Thätigkeit gewahren wir zugleich ſchon in ſeinem 17. bis 18. Jahre eine Frühreife, die von einem ungemein energiſchen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geiſt der Jugend feſthielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meiſten Menſchen dunkel verläuft und verloren geht, mit einer merkwürdigen

Klarheit des frühen Bewußtseins auffaßte, und ihn, der seiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben so oft an das helle Licht zog, als er ihn anderemale von diesem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Jugendlichkeit blieb bei ihm von seiner ersten Feststellung an stehen, und erklärt uns sein Wesen und seine Schriften so, wie Herder in ähnlicher Weise die eigenthümliche Entwickelung der Swedenborg und Zinzendorf erklärte, und wir Lavater's originale Erscheinung erklären können.

Unendlichemale hat Jean Paul seine Aussprüche über den Werth seiner Jugend wiederholt und variirt. Er sah auf nichts Zauberischeres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteste war, die leicht ein Jüngling ertragen; er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißlosen Zeit zurück, wo das Schicksal mit dem Wenigsten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Musik und Mondschein sein Herz seliger machen konnte, als später mit Millionen. Er wollte aus seinen spätern Jahrzehenden alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne im Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, sagt er, und verwandelte sie in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen. Wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er sovielmal „dummer und glücklicher, und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war!" und das schien ihm die Bestimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei." So ist denn wohl erklärlich, daß Jean Paul's Werke so viele Reminiscenzen aus seiner eigenen Jugendgeschichte enthalten, wie daß seine Jugendgeschichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Wie Hippel, trug er sein Leben, und vorzugsweise das Leben seiner Jugend in seine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach sich selber gestalteten; ja nicht allein schnitt er seine Geschichten nach seinen eigenen Erlebnissen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schicksal nach dem Plane seiner Erzählungen seine eigene Geschichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in seinen Dichtungen selbst: „was von Firlein's Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel

nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchſtaben geſchrieben ſteht, läßt ſich wörtlich mit allen Umſtänden auf ſein eigenes Leben anwenden;" ſeinen Haus- und Winkelſinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge ſeiner in Einſamkeit rege gewordenen Phantaſie in dem Helden der unſichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er ſich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei ſeinen Erſtlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Walten ſchildert; im Titan erſchöpfte er die Ideale ſeines Herzens und ſchuf das Innerſte ſeiner Seele ſo darin nach, daß ihn ſpäter die Lektüre dieſes Werkes zu ſtark ergriff; die Glut ſeiner Freundſchaftsliebe hauchte er den Viktor und Albano ein; und ſeine Freunde erſchienen idealiſirt und geſteigert in der Gruppe ſeiner Charaktere. Manches Harte in dem Bau ſeiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entſchuldigte er mit der eckigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche im bloßen poetiſchen Reflex, meinte er, leichter zu ertragen ſein müßten. Dies iſt derſelbe äſthetiſche Realismus, den wir bei den humoriſtiſchen Schriftſtellern ſo häufig finden, und er iſt verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul, wie ſo Viele unter dieſer Klaſſe, in das Leben ſelbſt hineintrugen.

Und dies eben, weil er die Welt nur aus dem Geſichte der Jugend anſehen mochte, die Alles idealiſirt, und die eben darum in der Poeſie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preisgibt. Wenn man ſich von Allem, was uns in Jean Paul's Werken mit beſonderem Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in ſeinen Meinungen, was uns als Lieblingsgegenſtand ſeiner Muſe erſcheint, deutlich Rechenſchaft gibt, ſo ſieht man klar, daß es vorzugsweiſe ſolche Eigenheiten ſind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig ſind, und daß ſie ſich darum ſo auffällig ausnehmen, weil ſie in einem ungeziemenden Alter feſtgehalten und darum in einer extremen Weiſe ausgebildet ſind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthuſiasmus im greiſen Kopfe und den Schauder vor der wirklichen Welt in dem gereiften Manne nicht dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menſchen darum ſo unſäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Beſtimmbarkeit iſt, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menſchen gründen können. Eben dieſelbe Beſtimmbarkeit ſah Jean Paul in dem ganzen Menſchengeſchlechte; er gab daher nichts auf das, was der Menſch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm ſein Inneres erſchafft, werden kann, und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verſpricht. Iſt

man erſt auf dieſe Weiſe dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewieſen, ſo wird man ſich natürlich nach der Zeit vorzugsweiſe neigen, in der die Phantaſie am lebendigſten ſpielt, in der das Gebiet der Ideale am weiteſten iſt. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul dieſen befeſtigten Gebilden aus der Kindheit, und ſein Weſen geht auf in dem Begriffe eines jung gebliebenen Menſchen, wenn man die Zufälligkeiten gerade ſeiner Jugend dabei in gehörigen Anſchlag bringt. Sieht man auf das Moraliſche, ſo blickt in ihm überall der Sinn für die Unſchuld und Reinheit der erſten Jahre hervor, und das zog jene ſittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreiſe unſerer gefeierten Dichter, zur Zeit deren ſchönſter Blüte, ſo nahe zu ihm, daß er neues moraliſches Leben und Tugend und Gefühl in die mißbrauchte Dichtkunſt zu bringen ſchien. Seine Schriften bringen eine Unſumme ſchöner Grundſätze und Betrachtungen, von Handlungen bringen ſie wenig, wie ſein eigenes Leben nicht ein erſprießliches heißen kann. Dies iſt nun ganz Jugendart; denn dieſe Zeit iſt zum Sammeln und zum Reflektiren beſtimmt, ehe ſie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es ſteht ihr natürlich an, daß ſie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Tugend aufſucht, und jene Allmacht ſchöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in ſeiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er ſich moraliſch überwachte, und Betrachtungen anſtellte, die auf ascetiſche Schmerzunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenſchaften, auf jede ſtrenge Forderung der Vernunft ausgehen. Er verzeichnete ſeine Tugenden und Laſter wie ſeine Einfälle und Leſefrüchte, er verbollwerkte ſich gegen das Böſe, und ſo wuchs in ihm eine „Allliebe, die ſeines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward," und er ſchilderte in ſeinen Werken eine angeſpannte Tugend, die wohl unterweilen ſogar ſeinen wärmſten Verehrerinnen voll Unnatur und beunruhigender Symptome ſchien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundſätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armuth fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, ſo ſehen wir doch in ſeinen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menſchheit, an einzelne hohe Menſchen, wie die geſteigerten Begriffe von Freundſchaft, von Liebe, von Tugend in der Weiſe durchgehen, wie wir ſie nur in edeln Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd iſt. Mit dieſen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelſtein zu ſchleifen beſtimmt iſt, wenn er ihre ätzende Schärfe aushält. Sie ſteht

immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, ſie macht es mit ihren hervorragenden Täuſchungen zu einer ſchmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geſchildert als dieſen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Miſchung von Lächerlichem und Rührendem, was dieſe Lage mit ſich bringt; nirgends hätte er leichter wahrhaft klaſſiſch werden können, als hier; und wo er am meiſten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, iſt er von dieſer Seite her am genießbarſten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er ſich von dieſer Art ſtellte, und die Eindrücke, die er damit machte, ſchon früher mit den Materien der Ritterromane verglichen, und es iſt vortrefflich, daß ſich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der erſten Liebe eine ſolche nennt, wo der Jüngling die alte franzöſiſche Ritterſchaft erneue. Wenn unſer humoriſtiſcher Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwiſchen Weltverachtung und Liebe, zwiſchen Humor und Empfindſamkeit hätte ſtehen bleiben können, auf dem er ſich in den Flegeljahren noch am erſten hält, ſo hätte er uns vortreffliche Werke geſchaffen; aber ſo war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen ſich zu bewegen. Auch dies iſt die Weiſe der Jugend, daß ſie, zum Maßhalten nicht geeignet, nach allen Seiten ausſchweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben iſt die Erſcheinung nur zu gewöhnlich, daß ſie ſich in Skepticismus und Miſanthropie wirft, und eine gewiſſe falſche Kraft affektirt, oder daß ſie umgekehrt die verſehrten Ideale in ſich verſchließt und ſich in Schwäche und Weichheit verliert. Dies nun ſind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es iſt ihm auf der einen Seite die Welt verleidet; er wendet ſich mit Geringſchätzung von dem Menſchen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt ſie mit ſeinem Spott; oder er zieht ſich auf das Klein- und Stillleben des Menſchen, auf ſeine innere Welt zurück, und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beſchränkung und in dem ſtillen Verkehr mit den Hoffnungen einer beſſeren Zukunft. Auf jener Seite haben wir ſeine humoriſtiſchen Charaktere, die ihren Weltſcherz bis zum Weltekel verbittern; auf dieſer haben wir ſeine ſelbſtgefälligen, ſanften Figuren, mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menſchheit erfüllt. Jene dort ſinken gelegentlich zum lüderlichen Genie herab, dieſe Blumenſeelen ſteigern ſich zu dem Extreme ſeiner ſogenannten hohen Menſchen, die der Welt den Rücken kehren bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen, nutzbar und wirkſam auf der Erde zu ſein, mit einer höheren Unbeflecktheit des Charakters unvereinbar finden.

Auf jener Seite iſt Jean Paul ſkeptiſch, ſatiriſch, ein Verfolger der deutſchen Kleinmeiſterei, ein Realiſt in der Manier der Darſtellung, wie es der Jüngling bei dieſer Richtung iſt; auf der anderen iſt er ſentimental, weich, verſchwommen, elegiſch, ein Spiritualiſt, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Witzes, in der Spannung der Verſtandeskräfte, ſo hier in der Spannung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm ſelbſt wie Sterne'n eigen war, und auf die er in ſeinen Leſern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen ſeinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanken zu weilen, ſich mit Todes- und Geiſterfurcht zu quälen, auf Träume und Orakel zu achten; und was in dieſer Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmerniſſe unſerer erwachenden Forſchbegierde ſind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundſchaft, von Gott und Welt, dieſe durchdringen Jean Paul's Werke überall und füllen ſein eigenes Intereſſe aus. Was das Mannesalter feſſelt, die praktiſchen Verhältniſſe der Welt, die Zuſtände der Geſellſchaft, daran legt er nur den Maßſtab der jugendlichen Empfindung; ſelbſt in ſeinen Spekulationen drängen überall ſeine Gefühle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beſchäftigungen des Geiſtes und den ſchwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trockene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüberliegt, ſo iſt es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchteſten Scenen eines verfeinerten Seelenlebens zugleich die nackteſten Disputirübungen abſchildert. Die Unerſättlichkeit der Lernbegierde, die einer ſtrebenden Jugend eigen iſt, iſt es auch Jean Paul; und aus dieſer Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen iſt, das ideale Sonntagsheimweh, und dieſe Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in ſeinen Sabbathskapiteln eine Art poetiſche Vertretung. Und ſo ließe ſich dieſer Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Pauls Werken und Weſen bis ſo ſehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man, um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komiſche Manier für den Verfolg anwenden müßte, die doch dem Ernſt der hiſtoriſchen Darſtellung nicht zuſagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir ſuchen, was unſerer gebildeten Jugend Halt und Feſtigkeit und die mittlere Stimmung für das Leben gibt. Wir ſagten oben, er entbehrte die Nahrung ſeines Geiſtes durch Geſchichte und Geographie, und hierin kam das Geſchick ſeiner Neigung entgegen. Er entbehrte ebenſo die Kenntniß und Liebe der

alten klaſſiſchen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen ſie aus der Schule, er ließ dies auf der Univerſität fahren, als er Seneca und Cicero las; dies waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beiſpiel geben können. Später blieb es ſeine (zwar ſchwankende) Anſicht, das Studium der Alten müſſe ſinken und könne ſinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich geſunde Nahrung, und in der orientaliſchen noch beſſere. Jean Paul gleicht ſchon darum in ſeinen Schriften den Produkten der mittleren Zeiten, oder erinnerte Göthe'n an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geiſtes, weil ihm das ordnende Maß, das Göthe dort lernte, abging, weil ſein ſcholaſtiſches Wiſſen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der göttinger Schule und Göthe'n im großen Gegenſatze der Modernität gegen das Antike, und er fand ſelbſt, daß die äſthetiſchen Geſetze nur von dieſem Einen (Göthe) gehalten würden, der gleichſam die ſtellvertretende Genugthuung für die anderen Autoren ſei. Alles, was die neuere Zeit mit den edelſten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher, als dieſer romantiſche Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieſer in adjecto ſich widerſprechenden Bezeichnung charakteriſirt man die widerſprechende Natur dieſes Schriftſtellers und ſeiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht durchdrang, und ſelbſt die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picariſchen und humoriſtiſchen Romans, die formloſen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauſpiel erſt werden ſahen, dieſe Zeiten entſprechen dem Dichter, der ebenſo die vagſte Form der Dichtung ergriff, der ebenſo nur jene dichteriſchen Elemente, das Elegiſche, Satiriſche, Idylliſche und Allegoriſche in ſich trug, die eben jene Zeiten zu dichteriſchen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen, als mit Rabelais, dem Vater des humoriſtiſchen Romans. Hätte er weiſe ſich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetiſchen und ſelbſt den „humoriſtiſchen Wahnſinn des Sterne gering zu ſchätzen, hätten ſie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geſchmack halte die höchſte Anſpannung nicht für Ueberſpannung, ſo würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit ſo viel Anomalien, als man Wieland's Dichtungen der Ritterpoeſie vergleichen kann, obgleich er dem Geiſte nach vielfach an die pragmatiſche

und humoriſtiſche Poeſie anſtreift, muß man Jean Paul's Romane mit den humoriſtiſchen, der Ritterdichtung entgegengeſetzten Romanen vergleichen, wiewohl er dem Geiſte nach uns oft an die Ritterpoeſien erinnert. Beide ſtehen ſich daher in jeder Hinſicht untereinander entgegen. Die ebene, glatte und leere Schreibart Wieland's macht zu Jean Paul's ſpringender, vollgepfropfter und unebener den vollkommenſten Gegenſatz; die Romane des Einen ſind immer voll ſtriktem Zuſammenhange, voll pſychologiſcher Deduction, die des Anderen ſind im Bau der Thatſachen und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm ſich die ausſchweifende Welt des Ritterthums gern zum Gegenſtand, der excentriſche Jean Paul ausſchließend faſt die Kleinwelt heimiſcher Zuſtände. Jener blieb, wo er aus der phantaſtiſchen Ritterzeit ſich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geſchichte; Jean Paul hatte die Anſicht, die mit ſeiner Unkenntniß des Alterthums zuſammenhängt, daß ſich der Menſch nur für Nachbarſchaft und Gegenwart intereſſire, daß ihm die wichtigſten Vorfälle, die ſich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger ſeien als die nächſten: er verwechſelte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Geſetz des Erlebten mit dem Geſetze der Phantaſieſchöpfungen. Wenn Wieland ſcheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoriſtiſchen als auf den Ritterroman, mehr auf bürgerliche als auf romantiſche Dichtungen fortwirkte, ſo Jean Paul von ſeinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantiſchen, wo ſich Fouqué und Hoffmann an ihn anſchließen. Denn es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß der Dichter romantiſcher Stoffe durchaus pragmatiſchen und rationalen Sinnes iſt, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er, wie im Wort, ſo in der Sache im Romane die romantiſchen Beſtandtheile für unumgänglich hält. Wieland trug in die alte und mittelalterige Welt unſere modernen Alltagsgefühle, unſere Verhältniſſe und Sinnesart; Jean Paul in die proſaiſche Welt unſerer Höfe, Kleinſtädte, Häuſer und Studirſtuben, in unſer low life die ſchwärmeriſchen Liebſchaften des Mittelalters, die Freundſchaften der Urzeit, orientaliſche Einſiedler, Lauren und Petrarken, unterirdiſche Erziehungen, Scheinbegräbniſſe, Kinderverwechſelung und Geiſterſpuk, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte ſich ganz in ſein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Anderen machte dies Freude, nur daß er neben dieſem „Naheſuchen" zugleich einen Bund mit dem „Fernſuchen" ſchloß, daß er ſich die Schneckenſchale breit offen hält, um die Fühlhörner bis in den Himmel emporzuſtrecken. Der Eine bewegte ſich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den

Extremen, der Eine auf der Seite des geſunden Menſchenverſtandes, der Andere auf der des Genies; ein Waſſertrinker jener, dieſer ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des franzöſiſchen Geſchmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des engliſchen und niederländiſchen; jener zu Voltaire, dieſer zu Rouſſeau geneigt; Staatsidealiſten und Weltbürger Beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen, und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit ſeinen Lebensanſichten auf der ebenen Heerſtraße blieb, ſo ſchweift der Andere überall aufs ungewöhnlichſte aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original ſelbſt.

Worin ſich dieſe Originalität vorzugsweiſe äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftſtellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewieſen, die Quelle ſeiner Eigenheiten in den Eigenſchaften der Jugend zu ſuchen. Der maßloſe Eifer, mit dem ſich der Jüngling beim erſten friſchen Intereſſe an den Büchern, beim erſten Blick in die Welt des Wiſſens, bei dem erſten Fluge der Wißbegierde und Neugierde auf das Leſen und Sammeln, und, wenn in ihm ſelbſtthätige Kräfte ſind, auf das Nachahmen und bald aufs Produciren wirft, dieſer Eifer iſt bei Jean Paul ſtehend und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in ſeiner früheſten Kindheit, ſobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann dieſe Sucht in ihm; Bücher und Buchſtaben zu ſchreiben, ſagte er, fing er faſt zu gleicher Zeit an. Gleich als er Hebräiſch begann, ſammelte er ſich alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16.—17. Jahre ſchrieb er ſchon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachſinnen über Schriftſtellerei verrathen; dann ein Tagebuch ſeiner Arbeiten voll philoſophiſcher Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moraliſchen Betrachtungen. Neben ſeinen Studienſchriften machte er ſich Auszüge aus ſeiner Lektüre, und hatte deren ſchon 12 Quartbände, ehe er auf die Univerſität ging. Dieſe anfängliche Sammelwuth und Schreibluſt dauerte und wuchs durch ſein ganzes Leben. Nichts zu verlieren, war das Syſtem, wodurch Jean Paul ſeine Polyhiſtorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern. Wie Lavater ließ er keinen Spahn ſeiner Ideen und ſeiner Erfahrungen fallen, und brandſchatzte ſeine Freunde um Beiträge, wenn er gerade beſtimmte Aufgaben vor ſich hatte. Er notirte ſich auf Diskurszettel, was er bei Beſuchen ſprechen wollte; er machte ſich als Hofmeiſter eine Anthologie der Bonmots ſeiner Zöglinge; er excerpirte die Geſellſchafts- und Beſuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas,

die Natur und den eigenen Geiſt. Es war eine Zeit, wo er 20 ſtarke Quartbände bloßer Ironien beſaß und noch mehr Satiren; denn Alles war rubricirt, die Abtheilungen und Unterabtheilungen und Subunterabtheilungen ſo klein und ſubtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf ſo wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Profeſſor eloquentiae ein Feſtthema ſucht. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirkſam ſchien, trieb dieſe Pedanterie des kleinlichen Gelehrten aufs Alleräußerſte; der in ſeiner Schreibart am regelloſeſten war, hatte ſich für dieſe Studirart die genaueſten „Reglements und Marſchrouten" vorgeſchrieben. Auf dieſe Weiſe ſpannte er ſeinen Geiſt, und übertrieb ſeine Kräfte; er ſammelte ſeinen Reichthum, der uns voll Armſeligkeit ſcheint. Aber war es anders möglich, als daß er dieſes ungeheuere Aufgebot von Material machte, da ſein Hunger nach Schaffen ſo unerſättlich war? Denn war ſeine Luſt zu ſammeln groß, ſo war doch ſein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Leſen ſchien ihm den Geiſt nicht ſo zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anſchlag kam, ſo war es natürlich, daß ihm ſeine Autorſchaft lieber ward als ſein Menſchliches, daß er aus dem Schreiben ſeinen Menſchenberuf formte, und nun mit dem gekünſtelten Pflichteifer, zu dem er ſich ſelbſt erzogen hatte, dieſem Berufe nachging. Ganz der ächte Deutſche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine anderen Verdienſte um den Staat haben kann," ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg ſo fatal war! Völlig im Gegenſatz zu Göthe, der ſchwer zum Schreiben zu bringen war, der ſein Geſchriebenes vernachläſſigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im, und mittelſt Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute ſich ſeiner Sachen, er las ſie gern und oft, in Vorſtellung anderer Perſonen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freunden und Allem — zu ſchreiben! er fand ſich ſelbſt nicht der Mühe werth gegen das, was er gemacht! jeden Tag ſchien er ſich leichter zu ſterben, da das Gewicht ſeiner Druckſachen immer ſchwerer wurde. Wenn ihn im achtzigſten Jahre der Tod abriefe, ſo würde er ſich ärgern, daß er ihm aus der „Schreibſtunde des Lebens ſo frühe veniam exeundi gegeben." Die Zeit verſchwelgen hieß ihm die Zeit verſchreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur ſchönes Wetter konnte ihn in Zwieſpalt bringen, da er doch auch gern ſpazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, ſo ergreift er, ſanft und wüthend, im höchſten Enthuſiasmus ein Papier, um ihn aufzuheften; und nichts quälte ihn mehr als das

bloße Umwenden des Blattes beim Setzen ſolcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantaſien und Darſtellungen zehrten ſein äußeres Leben ab, er vergaß ſeine Geſundheit, Eſſen und Trinken war ihm zu viel, wenn er ſchrieb; alle Bequemlichkeiten ſollte nach ihm der Menſch verſchmähen, dem Opfer ſeiner Schöpfungskraft nichts entziehen. Ja alle ethiſchen und diätetiſchen Vorſchriften ſchien er ebenmäßig zu verſchmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für ſeinen Geſchmack tränke er nichts lieber als Waſſer, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzuſtumpfen, aber er trank, um zu ſchreiben, um die Seele von der ſie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus ſchriftſtelleriſchem Inſtinkt. Witz und Feuer der Darſtellung hing bei ihm von ſeinem Willen ab und von ſolchen geiſtigen Hilfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit ſo gewiſſenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unſer Autor Alles aus ſich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht zu machen war, was er mochte und wünſchte: daß nach ſeinem Tode alle ſeine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man das Geſchriebene nur überſchlägt, wenn man aus ſeinen Werken heraustretend ſich noch in ſeine Notizbücher hineindenkt! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm ſein Schulmeiſterlein Wuz ſcheinen, der alle Werke ſelbſt ſchrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit ſeinen Titeln Anlaß gab; und war es unſers Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun ſo aufgeſchwollen ſind, daß dies Beiſpiel nachzuahmen für den ſchreibluſtigſten Deutſchen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch ſcherzen über dieſe Symptome eines Naturtriebes, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als ſein Wille? „Wenn ich, ſchrieb er, meinem Geiſt und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, ſo drängt am zweiten ſchon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Neſt voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird es ſo forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Bruſt von der letzten Erdſcholle gekühlt iſt.“

Wollen wir nach einer Urſache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, ſo dürfen wir keine andere ſuchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die ſeine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in ſeiner erſten Entwickelung auf jene Periode der deutſchen Literatur traf, wo ein erfriſchtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichſam

durchdrang. Dies Zuſammentreffen hatte dann die Folgen, daß, wie er in ſeinen ganzen Weſen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit feſthielt, in ſeiner Schriftſtellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo, wie wir ſagten, die Gegenſätze der Stark- und Kleingeiſterei unſere Literatur bewegten. Gleich bei den erſten Anſtrengungen ſeines Geiſtes und Charakters in ſeinen früheſten Jugendſchriften und Briefen hören wir ganz entſchieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unſerer Genialitäten. Ehe er ſich ſeinen eigenen Stil gebildet hatte, ſchrieb er an die Freunde, mit denen er ſiegwartiſirte, in der apoſtrophiſchen Sprache und dem ſentimental derben Tone des Götz, auch wohl in Anklängen an Yorick und Young. Die horaziſche Regel war ihm ſchon damals ein kraftausſaugendes Recept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekritteln könne, eben weil es Genie iſt. Das Genie, ſchrieb er, iſt ſich ſelbſt Leiter und geht ſeinen eigenen Gang; es iſt ſich ſelbſt Räthſel, und geht dunkle Gänge, es kennt an ſich nichts als ſeine Unergründlichkeit, und es allein kennt ſie am beſten. Göthe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herder'n verehrte er ſchon ganz frühe, und Klinger zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war genau mit den herrſchenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeiſtigkeit, die Abſchüttelung alles Syſtems und aller vorgeſchriebenen Form begünſtigten, und kein Schriftſteller machte von dieſer Licenz ſo auf die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen beſtimmt, gab aber bald dieſen Beruf auf; denn ſchon ganz frühe war er heterodox, und zwar mit jener Einſicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an ſeiner Stelle iſt. Das hatte ihn Leſſing gelehrt, deſſen Ton und Anſichten man gleichfalls in manchen ſeiner früheſten Aphorismen wiedertönen hört. Wenn er ihn las, ſchien er eine heitere Weltanſicht zu faſſen und gegen Jene zu eifern, die gottesfürchtig zu ſein meinen, wenn ſie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber ſprach er vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald ſchien er ſich in Menſchenhaß hineinarbeiten zu wollen, zum Trotz ſeiner unendlichen Menſchenliebe. Dieſer ſkeptiſche graue Staar war auch in den Augen zweier frühgeſtorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Paul's Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprincipien kennen lernen. Der Eine, Oerthel, war ein reizbarer Hypochondriſt, von ſchrecklichem Unglauben, der Andere, J. B. Hermann, war ganz in ſich zerfallen, mißtrauiſch gegen Jeden, und nur gegen Jean Paul brauchte er ſeine erdrechſelte Verſtellungskunſt nicht; er war arm und ſtrebend,

cyniſch und von jungfräulicher Seele. Jean Paul ſchrieb ihm, er ſei wie die Lerche ſingend in den Wolken oder niſtend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman aufpflanzen, wenn er dem Leſer die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieſer Freund in den Stürmen des Geiſtes und in äußerer Noth untergegangen iſt, ſo dürfen wir Jean Paul's Seelenſtärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängniſſen, als er mit dem Schickſal rang, mit einer verengten Hüfte davonkommrn ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, ſeit ihm ſein Vater geſtorben war. Ein Bruder ertränkte ſich, um nicht das Elend der Mutter zu mehren, ein anderer ging in Lüderlichkeit unter, ſeine Freunde ſtarben ihm weg, ſeine erſten Autorhoffnungen ſchlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menſchenleben und an ſeinen Hoffnungen, um nicht in all dieſem Jammer auszuhalten; er war in ſeinen „Empfindungen zu gläubig," um nicht den Skepticismus des Kopfes zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeiſtereien der Welt, um ſich in ſeiner Starkgeiſterei wie Andere feſtzurennen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Konvention, gegen das Rückſichtnehmen auf Andere, das ihm ein Geiſt unſerer Ruhe ſchien. „Er beging in Leipzig mit Abſicht Sonderbarkeiten, um ſich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er ſchien ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen." Er ging dort nach engliſcher Mode mit entblößter Bruſt und abgeſchnittenem Zopfe; ſein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf ſeine ſatiriſchen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß, wenn er bloß das Innere, nicht das Aeußere ſchätze, er bedenken ſolle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philoſophie ſei, nicht daß ſich die Vielen nach dem Einzelnen, ſondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er ſchien widerſtehen zu wollen; als aber der Tumult zu groß ward, ſank ihm der Muth, ſeinen Eigenwillen durchzuſetzen, und er hängte den Zopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier ſeinen Uebergang vom Starkgeiſt zum Kleingeiſte anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Paul's gehören ſeine ſatiriſchen Erſtlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wiſſenſchaften und Brodſtudien gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in ſeiner Natur lag; die Starkgeiſterei entfernte ihn von der natürlichen Art ſich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modiſchen Empfindſamkeit, zu der ſo viele Anlage in ſeinem Weſen war. Die ſentimentalen Gecken in Deutſchland raubten ihm, der in ſich ächte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Muth, eine gemißbrauchte

Sprache, „die ſimple Naturſprache des einzig guten treuen Rouſſeau“ zu reden. In ſeinen Jugendſchriften redete Jean Paul durchaus nicht in der ſpäteren Weiſe, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als ſein Bild,“ wo er ſich „wegen einer Antitheſe falſche Ausdrücke erlaubte;“ er ſelbſt gibt an, daß er auf dem Wege war, ſeine Sprache nach Leſſing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las ſich nun ſein Witzſpielen künſtlich an, „die Bücher mit ſcharfſinnigem Unſinn gefielen ihm beſſer als ſchlichter Menſchenverſtand, weil er blos las, um ſeine Seele zu üben, nicht zu nähren.“ Dies war der erſte und zugleich zerſtörende Schlag, den er ſeiner geſunden Natur verſetzte. Er pfropfte dies fremdartige Reiß auf ſeine ganz empfindſame Seele, und auf das gepfropfte impfte er wieder ſeine Theorie, daß ſich der Witz erlernen laſſe und der Beruf zur Satire anzubilden ſei. Von da an iſt es nicht ſchwer in ſeinem Weſen den Zwang des Geiſtes überall zu entdecken; er arbeitet ſich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein, und es ſcheint ihm nicht möglich geweſen zu ſein, ohne dieſe „Schreibrührung“ zu produciren; es ging ihm, ſagt er irgendwo, jedesmal ſo, daß er das Geſchilderte während des Schilderns ſich eigen mache, die Verwirrung ſelbſt verwirrt beſchreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der geſpannten Seelenkraft, daß, wo er ſeine Gefühle beherrſchen mußte, er ſich z. B. gleichgültig ſtellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter ſeinen ſcherzhaften Arbeiten ſeine Kinder den Tod ſeines Bruders nachſpielten, ſo weinte er und ſcherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die ſich nach einer ſolchen Scene bei ihm einſtellte. Damals alſo, als er durch Noth auf den Gedanken kam, ein Buch zu ſchreiben, änderte er ſeine Art des Studirens, und las blos witzige Schriftſteller. Die Reihe deſſen, was er damals mehr durchſtürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntſcheckige Narrenkleid, in dem ſein erſtes Werk ſich dem Publikum zeigte. Unter ſeinen erſten Lektüren war Hippel's Buch über die Ehe und ſeine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredtſamkeit Rouſſeau's, der prächtige Stil des Helvetius, die feinen Bemerkungen Touſſaint's, die Heiterkeit Montaigne's in die franzöſiſche Literatur; Pope und Boileau wurden von entſchiedenem Einfluſſe auf ihn; von Liscow lernte er ſeine ſtrenge Ironie; über Alle weg trat Swift, in dem ihn die Poeſie der Satire ergriff, der ihm Tagelang die Gedanken füllte. Da er alle dieſe Autoren mit der beſtimmten Ausſicht auf eigene Produktion las, ſo begreift es ſich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davontrug, daß das

Reſultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. S
Schriftſtellerei gewöhnte nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſeine Spra
an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens ſtr
Anthitheſen und Gleichniſſe wurzelten ſich ſo feſt in ſein Gehirn, daß
ſeinen Träumen anhingen, und die Sprache ſeines Herzens mit Galli
men verunſtalteten. Er änderte nun ſogar ſeinen Briefſtil an ſe
Freunde, um ſich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war ſe
ſein Paſtor Vogel, ſonſt ein verſtändiger Mann, gegen ihn ein viel
freundlicher Kritiker. In den erſten Jahren beklagte ſich Jean Paul n
ſelbſt wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falſchem G
ſchmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt ſ
würde; er meint zuweilen ſelbſt, ſeine witzigen Wollüſte ſatt zu werd
obwohl er zu anderen Zeiten, wenn er die tauſend Fehler ſeines E
lingswerkes und die Ueberladung mit Gleichniſſen tadelte und erkann
dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den R
der Umäßigkeit beſiegen könne? „Verkennt dort der Weinſäufer mit
rothen Naſe, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüſſigen Weines?
kennt ſie wohl, aber er flieht ſie darum nicht!“ Und dies ſoll ſein
Witzrauſch entſchuldigen? Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch k
gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, ſo ſchrieb er denn luſtig auf l
Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, ſondern nur erziel
ſo ſchließt er ſich lieber das Ohr vor ihrem Geknarre; weil die Kri
dem Genie die Zeit, in der es beſſert, für die Produktion abſtiehlt,
ſparte er lieber dort als hier. Mit dieſen gehäuften Spielen des Scha
ſinnes und Witzes nun übertäubte er die Stimme der natürlichen Empfi
dung in ſich ganz, und es war ihm ſpäter ein Räthſel, wie er zu d
Bitterkeit gekommen war, und namentlich zu der Liebloſigkeit gegen da
weibliche Geſchlecht, die in ſeinen Grönländiſchen Proceſſe
(1783) herrſchte. Er hatte in ſeinem 18. Jahre ſchon nach Erasmu
ein Lob der Narrheit geſchrieben, das er ein Jahr ſpäter in dieſe Proceſ
verarbeitete. Von da und von Liscow und Pope's Dunziade mag ſi
die gerade Ironie herſchreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man
ob die unſinnige Häufung der Gleichniſſe und des Witzes, ob die außer
ordentliche Geſchmackloſigkeit dieſes Buches nicht gleichfalls ein Vorbil
habe, ſo muß man ja bedenken, daß Jean Paul ſich in der Rolle de
Satirikers, die er ſpielte, mitten in der ſchlechteſten Geſellſchaft in Deutſc
land ſah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wekherlin, Seybold un
Bretſchneider, und was ſich damals Alles als Satiriker bei uns gerirt
noch ſo ſehr verachten, ſo waren ſie doch immer ſeine Umgebung, die

kannte und las. Den Deutſchen damaliger Zeit war der Antihypochondriakus und die Vademecums noch der beſte Witz; und ſelbſt den viel ſpäteren war Falk ein Satiriker von Namen und Kortum's Jobſiade (1784) ein Meiſterſtück von Laune und Sarkasmus! Er mag Rabener noch ſo ſehr in Schatten ſtellen, ſo konnte er doch ſchon aus ihm auf die falſche Maxime gekommen ſein, daß die Ironie, die nur ein rhetoriſches Hülfsmittel der Satire iſt, das eigentliche Vehikel derſelben ſei. Wer die Satiren des 17. Jahrhs. bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufſatz des erſten Bändchens über Schriftſtellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit dieſen. Das Gemälde, das hier von der deutſchen Poeſie entworfen wird, die Begeiſterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebſtahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrhs. ſchon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichniſſe. Die Stiche auf die regelverachtenden Poeten, auf die Unſterblichkeit, die durch Kitzelung der Thränendrüſen erlangt wird, auf die Vielſchreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Tinte ins Meer der Ewigkeit fließen laſſen, und auf den Schwulſt, den Baſtard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelſtich der Originalität zum Tanze begeiſtert ſind, all dies war ſchon früher da, und ſogar mit der Eigenheit, daß alle dieſe Stiche auf Niemand beſſer paſſen, als auf die Autoren ſelbſt. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Satiriker, wenn er über die Thorheiten ſcherzt, denen er ſelbſt verfallen iſt, wenn er ſich (ein unangenehmer jüdiſcher Zug) ſo oft zum Stichblatt des eigenen Witzes ſelbſt machen muß. Man merkt den Gegenſtänden ſchon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends beſſer zu Hauſe war als auf der Studirſtube; die meiſten Scherze gelten den Schriftſtellern, und treffen ihn ſelbſt am meiſten. Wie viel Schönes hat er in dem Satze geſagt, daß gute und ſchlechte Autoren durch höchſte Anſtrengung ihrer Talente den Sturz vom erſtiegenen Gipfel des Geſchmacks ankündigen, indem ſie Schönheit und Fehler auf die äußerſte Gränze treiben! Und dennoch hat ihn dieſe frühe Einſicht nicht vor der Ueberanſtrengung ſeiner Anlagen gewarnt. Wie viel Schönes ſchrieb er ſpät und frühe über die Vergeudung des Witzes; nnd dennoch war es noch in der Aeſthetik ſein Grundſatz, daß Fülle des Witzes ſeine Seele ſei. Richtiger ſagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren auskomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und dieſe nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie ſchön ferner ſah Jean Paul ſchon in dieſen Proceſſen auf die Mißlichkeit der Lage,

in der ſich unſere deutſche Satire befand. Unſer ſatiriſcher Jagdzug, ſagt er, iſt weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Haſen, Haſenfüße, Haſelanten und Bönhaſen gerichtet. Er hätte ſich mit dieſer Einſicht durch das Beiſpiel Rabener's ſollen warnen laſſen. Und doch, wenn man die grönländiſchen Proceſſe, und die Teufelspapiere, die Palingeneſien, und alle Extrablättchen und Schalttage der Romane, worin die Satire Jean Paul's fortdauerte, durchgeleſen hat, ſo haben wir faſt lauter rabeneriſche Stadtklatſchereien durchlaufen, lauter „Autodafes über Kleinigkeiten" beigewohnt; wir ſehen den Satiriker, der den Himmel auf die Erde ſetzen will, nur im dünnſten Staube wühlen. Für alle großen Verhältniſſe iſt Jean Paul blind, und belegt auch ſeinerſeits, daß alle unſere Satire in Deutſchland bis jetzt in der Kindheit geblieben iſt, daß alle unſere Satiriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire ſagte, ſie ſchonten die Geier und zerriſſen die Tauben. Das hat er ſeinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satirikers iſt, wie er ſich in das äußere und innere Leben ſeiner Nation eingelebt hat, und nicht durchgefühlt, daß dieſer ſo viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deutſchen Geſellſchaft, an den Ahnenſtolz, an die Weiber und Stutzer und Schreiber verſchwendet haben würde, was Alles nur des tiefſten Mitleids und ſchweigender Verachtung werth iſt. Und wer hätte alle die Bagatellen in ſo anſpruchsvoller Weiſe beſprechen mögen! Der Satiriker ſollte der populärſte Schreiber ſein, und dieſe gehäuften Kurioſitätenſpäße, dieſe „Wildniß von Gedanken," dieſer Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel ſein ſoll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall iſt als in den grönländiſchen Proceſſen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abſchneiden, um die es doch dem Satiriker nothwendig zu thun ſein muß. Er entſchuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeit lang unter der Erde ging, wenn er hervorkomme, noch ſtets derſelbe Strom ſei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als darüber, und, wenn es hervorquillt, uns kaum einen klaren Trunk bietet? Beide Jugendwerke Jean Paul's ſind daher wenig geleſen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen ſpäteren Satiren hat er es nicht einmal ſo weit bringen können, daß ſein Kuhſchnappel nur neben Krähwinkel genannt wurde, ſo wenig als Siebenkäſens leberfarbener Frack den blauen des Werther verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verurſachte dies eben ſo ſehr wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und

Menſchenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältniſſe laſſen dieſe wie alle unſere Satiren unbedeutend. Im Siebenkäs werden die Papiere dieſem zugeſchrieben und Leibgeber lobt ſie, als himmliſch und recht gut, und vielleicht paſſabel, ſich verwundernd, daß ein Advokat (oder Kandidat) in einem Kleinſtädtchen ſo reine Satiren geſchrieben. Nur dies aber erklärt es, daß er ſie geſchrieben, die weder rein, noch himmliſch, ja nicht einmal paſſabel ſind. Wie fiel auch der Jüngling gerade auf die Satire? Sie läßt ſich vielleicht ſofern anlernen, als der Satiriker den materiellen Grund, auf dem er ſeine Werke aufbauen will, forſchend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verſtand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren ſchreiben ſolle, ſo durfte er gewiß viel weniger ſolche „juvenile Juvenalia“ im 19ten ſchreiben.

Daß dieſe ganze ſatiriſche Schriftſtellerei nur wenig Natur war, erwies ſich im Fortgang bald. Dieſer Hang war ein Erwerb durch Lektüre; hinter dem luſtigen Schein, ſagt er ſpäter ſelbſt, wuchs der Ernſt der Empfindung ungeſtört fort; er erhielt ſchon in den Teufelspapieren einigen Raum, und in den erſten Romanen, die Jean Paul nun in die Welt ſchickte, tritt ſchon die ganze Weichheit ſeiner elegiſchen und idylliſchen Natur an den Tag. Seit den Proceſſen, ſchrieb er, habe er noch neun Jahre in der ſatiriſchen Eſſigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigſaure Leben des Wuz den Uebergang zur unſichtbaren Loge gemacht; ſo lange hätte das Herz des Jünglings Alles verſchloſſen ſehen müſſen, was in ihm ſelig war und ſchlug, was wogte, liebte und weinte. Als es ſich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es ſich ergoſſen wie eine warme überſchwellende Woge. Wir bemerken auch hier die Unregelmäßigkeit der Entwickelung; denn jene Allmacht der Gefühle, die in den Pubertätsjahren dem Menſchen natürlich iſt, iſt es nicht mehr im angehenden Mannesalter; ſie war zurückgedämmt in unſerem Dichter durch die rauhe Hand des Schickſals, und man kann die Macht der Reaktion nicht beſſer ſchildern, als es Jean Paul ſelbſt in den eben angeführten Worten gethan hat. Dieſes dunkle Gefühlsweſen hielt ihn durch ſein ganzes Leben hindurch unter ſeiner Herrſchaft, und ſind wir durch die geſuchten Scherze und Bilder, das Verſtandswerk ſeiner Schriften, geſättigt, ſo erwartet uns abwechſelnd nach der ſüßen die bittre Speiſe (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier iſt ſeine romantiſche, ganz unplaſtiſche Natur in ihrem Weſen. War Göthe vielleicht mehr zum plaſtiſchen Künſtler geſchaffen, ſo war es Jean

Paul ſeiner ganzen geiſtigen Erſcheinung nach zum Muſiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er ſie darſtellen wollte, ſo drängte ſie in ihm nicht nach Worten, ſondern nach Tönen; Alles, ſagte er, war bei ihm Ton, nicht Anſchauung, wenn er ſtark getrunken hatte; er hörte ſich oder das Innere ewig und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann, ſeine Empfindungen auf dem Klavier auszuſprechen; zur plaſtiſchen Kunſt hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte dieſen ſeinen Gegenſatz zu Göthe ſelbſt: dieſem, ſagte er, ſei Alles beſtimmt, ihm aber romantiſch zerfloſſen; er reiſte durch Städte, ohne etwas darin geſehen zu haben; ihn reizten nur ſchöne Gegenden, die dem Romantiſchen zuſagten; er ſah zwar alle Individualitäten des Lebens, und er fragte nichts darnach und vergaß ſie. Mit dieſen Eigenſchaften konnte ein muſikaliſches Talent beſtehen, aber kein wahrhaft dichteriſches. Und in der That, welche andere Eindrücke als muſikaliſche tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Muſikſtück, bald einen Traum oder eine Viſion, bald den dunkeln Gefühlsſtand der Seele unter äußeren Eindrücken abſchildert? Wenn er jene Regenbogenſcenen ausmalt, jene duftigen Abendrothbriefe ſchreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dies ſind jene Stellen, die nur ein Dichter ſchreiben konnte, und nur ein Leſer bewundern kann, dem das helle Licht des Tages und ein faßlicher Gegenſtand der Begeiſterung unheimlich iſt. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte dieſen Dichter nicht wie Göthe'n auf die Spitze ſeiner Schöpfungen ſtellen können, ſondern er vergrub ſich in die Nacht, ſich ſteigernd, und bedurfte für das Feuerwerk ſeiner Phantaſie, das blos im Dunkel leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Roſenblatte ward ſie lebendig; der Geruch einer Blume ſtimmte ihn poetiſch; der trauernde Herbſt mehr als der Frühling, der Mondſchein mehr als die Sonne; dunkle poetiſche Stellen zogen als Entzückungen in ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakeſpeare ſchuf, wie der arme Yorick in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo ſich Jean Paul dieſen inneren dunkeln Stimmungen überließ, wie beſonders im Hesperus, „bei deſſen erträglicheren Stellen er in ſüßer Entzückung faſt ſtarb", da iſt er für jeden reifen Geſchmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieſer Energie der Gefühle die Klarheit ſeines Bewußtſeins geſellte, nicht um abenteuerliche Allegorien und Viſionen zu bilden, ſondern um in den dunkeln Minen der jugendlich bewegten Bruſt nach dem reinen Golde zu graben, da iſt er vortrefflich. Er hatte die ganz eigene Gabe, bei den ſtärkſten Gefühlen Klarheit und Beſonnenheit zu behaupten; die

Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meinte er, sei Bild, wenn nicht Grund seiner geistigen: Phantasie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er oben sagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in seinen Träumen war es ihm sogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm jene Gabe zusammen, daß er eben jene chaotische Welt des inneren Menschen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenschaften das Bewußtsein am meisten überwältigen, mit dem klarsten ergriff, daß er jene Seelenzustände mit allen Mitteln der musikalischen Sprache oder der Metaphern schildert, die sich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widersetzen. Er sieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem ersten Streit der sinnlichen Gewalten mit den sinnigen am meisten empfinden; er greift in die fernsten Gegenstände der kosmischen Natur, um Bilder für die geheimsten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anschauung bringen, was die wenigsten Menschen selbst in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher sind so Wenige, die ihm da, wo er am feinsten und tiefsten ist, nachempfinden, die sich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier fast sein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoristischen und pragmatischen Autoren Eigenheit war, daß sie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, so muß man gestehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der sie gerade in dem Alter vorzugsweise aufsuchte, wo ihre Herrschaft am mächtigsten und zügellosesten ist, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überschritt. Er kannte nicht die Menschen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menschen; aber den inneren Menschen, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unsichtbare Loge (1792) ist nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er ist hier gleichsam zwischen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeschichte, die entschiedene Sympathie mit Rousseau erinnert etwas an jenen, das Schönthun mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesscenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei von Nachtscenen, die an sich keinen Zweck haben, als einige Herzstürme auf den Leser und sein Schnupftuch zu machen, lehnt sich geradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt sich über ihre Tendenz nichts sagen, als was fast bei allen Romanen Jean Paul's die letzte

Abſicht iſt: ſie ſchildert den Gegenſatz der Idee zu dem Leben. Der Held iſt eine jener erdenarmenden, himmelſüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantaſie nicht genug beſchnitten ſind, die ſich außerhalb der Welt ſtellen; „dieſe iſt nur ein Nebenplanet ihrer inneren; ſie ſehen die äußere nur, wenn ſie ſich ihrer erinnern, und dann iſt ſie in die innere zerſetzt und verwandelt". Die eigenthümliche Manier der Jean Paul'ſchen Romane iſt übrigens hier gleich anfangs entſchieden. Die Hauptſache geht einen verdeckten Gang, die „friſche Hiſtorie" gebricht hier wie in allen ſeinen Sachen, der Hauptfaden liegt verſchleiert hinter Reflexionen und lyriſchen Ergüſſen, hinter ſatiriſchen Einſchiebſeln, Träumen und allerhand Rauſchgold. Unerſchöpflich iſt der Erzähler in tauſend Wendungen, den geraden Bericht zu vermeiden. Nicht allein daß er über ſeine Fakten reflektirt, er reflektirt auch über ſeine Arbeit, und unterhält ſich und ſcherzt ſehr ergötzlich mit dem Leſer, er rügt ſtiliſtiſche Mißſtände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm die Perioden zu ſehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er ſie wegläßt. Er will, wie Hamann, die Gedanken und Ideentänze ſeiner Helden nicht allein, ſondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung mittheilen, wie ſie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß ſich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterſcheiden kann, als durch die Ordnung, die ſie, die langſame und überlegende, in den wirren Fluß des raſchen Lebens bringt. Dieſe Irrung durchdringt alle Schriften unſers Dichters und iſt die Quelle eines gewiſſen pſychologiſchen Werths und eines guten Theils ihres äſthetiſchen Unwerths zugleich; ſie ſtellt ſeinen Roman in einen grellen Gegenſatz gegen die ſpaniſchen Novellen, in denen alle menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften, Reden und Gedanken in einer gewiſſen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parentheſenmanier in der Schreibart nun ſpiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau ſeiner Romane ab. Sie ſind nicht mit jenen tauſend Klammern gefügt, aus jenen tauſend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoriſten; es ſind einzelne Riſſe und Züge, vortreffliche Scenen, aber nicht Reihen ſtreng fortgeſetzter Handlungen; charakteriſtiſche Anekdoten, aber nicht Gemälde; wie ſeine witzigen Schriften nicht als ganze Satiren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich ſind. Er ſucht, ſagt Lichtenberg, „den Beifall durch einen coup de main mehr als durch planmäßige Attake zu erobern". So ſind ſeine Charaktere beſſere Schattenriſſe als Portraits, eher Portraits als Standbilder, beſſere Entwürfe als Ausführungen. So hat

ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne
gegeben, hätte aber nie ein Syſtem der Erziehungskunſt oder
k geben können. Es iſt nicht das Leben in ſeiner Fülle, was ſeine
ſo umfangreich ſie ſind, umſchreiben, ſondern nur Bruchſtücke
ens; es iſt nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die ſich, wie
he oder Schiller, aus dem Inhalt der Schriften wie aus dem
er des Schreibers gleichmäßig ergäbe, ſondern es iſt eine aphori-
launiſche Philoſophie, die man daher ſo gern zerpflückt und in
leſen ſammelt. Und wie die erträglichen Charaktere ſeiner Ro-
ur die jugendlichen ſind, und ſeine Männer und Greiſe zu Karrika-
erden, ſo möchte man von dem Autor ſelbſt ſagen, nur ein Seg-
s Lebens und der entwickelten Menſchheit falle auf ihn. Er ſagte
, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der morali-
wollendung beſtändig mit ſich trage. Er war kein fertiger Schrift-
und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf anſah,
as aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeite,
e groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich
tenberg, indem er von Sterne ſpricht, eine andere Haupteigen-
r Jean Paul'ſchen Romane blosgeſtellt. Es iſt bekannt, wie er
n, gleich Sterne, dem er ſich in Leben und Schriften verglich, in
ſelndſten Stimmungen verſetzt, wie er Ernſt und Scherz, Lachen
inen, und alle menſchlichen Kräfte zugleich ſpielen läßt, wie es
n iſt, vergeſſend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit
n ſoll; wie er immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für
after an hat", wie er aus „Schoppe's Weisheit in die Hesperus-
" überſpringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Rührung
kühlbäder der Satire zurückſetzt"; er muthet uns immer zu, den
im Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die
von Lichtenberg, in der er dies verwirft, iſt folgende. „Es gibt,
ein untrügliches Zeichen, ob Einer, der eine rührende Stelle
wirklich dabei gefühlt hat, oder ob er aus einer genauen Kennt-
menſchlichen Herzens blos durch Verſtand und ſchlaue Wahl
er Züge und Thränen ablockt. (Dies wäre bei Jean Paul anders
.) Im erſten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber iſt, ſei-
g plötzlich aufgeben. So wie bei ihm ſich die Leidenſchaft kühlt,
ſich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es
Hingegen im letzten Fall nimmt er ſich ſelten die Mühe, ſich
ieges zu bedienen, ſondern wirft den Leſer, oft mehr zur Bewun-
ſeiner Kunſt als ſeines Herzens, in eine andere Art von Ver-

faſſung hinein, die ihn ſelbſt nichts koſtet als Witz, den Leſer aber faſt um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieſer letzteren Art iſt Sterne".

In den Hesperus (1794) ſind offenbar Beſtandtheile aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dies iſt noch ein Nacht- und Abendſtück, an müde Seelen, gedrückte Geiſter und höhere Menſchen, die das Leben kleiner finden als ſich und den Tod, gerichtet; zur inneren Miſere iſt die äußere hinzugefügt: Schwindſüchtige, Blinde, Staarkranke, Wahnſinnige; und auf Todtenſcenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele und mit „wahnſinniger Laune" verweilt. Die Abſicht iſt, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geſchwiſter-, Kindes-, Freundes-, Geſchlechts- und allgemeine Menſchenliebe, „nebeneinander auf den Altären brennen zu laſſen" und den Reichthum und Edelmuth des menſchlichen Herzens zu öffnen. Daher ſind denn in dieſem „Tragelaphen", deſſen Erſcheinung unſere geradſinnigen Dichter in Weimar ganz komiſch und neu berührte, aber die Enthuſiaſten, wie Moritz, und die Frauen begeiſterte, beſonders die weichmüthigen Beſtandtheile ſehr vorwiegend. Wir wollen beſonders auf den Charakter Emanuel's achten. Schon in der Loge erſchien ein Extrablatt über hohe Menſchen, die er außer anderen Vorzügen beſonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdiſchen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unförmlichkeit zwiſchen unſerm Herzen und unſerm Orte, an dem Wunſch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel hier iſt nun der Vertreter dieſer Klaſſe, ein Indier, mit zerknicktem Körper, ein Pythagoreer, den ein Jahrmarkt, ein Poſſenſpiel traurig und ein Dichter wie Shakeſpeare melancholiſch macht, der ſich durch Faſten und Enthalten von Fleiſchſpeiſe ſeine Phantaſie leichter macht, und der durch einen Zug beſonders ausgezeichnet wird, der „nicht allein Wahnſinnige, ſondern auch außerordentliche Menſchen von ordentlichen unterſcheide": daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geiſtigen Nahrungsſaft einſeitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben[55]). Zwei große Wahrheiten, die das Univerſum tragen, hält er in ſeinem Herzen feſt: Gott und Unſterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwiſchen Gottmenſchen, Thiermenſchen und Pflanzenmenſchen;

55) Eine Probe ſeiner Philoſophie iſt ein Stammblatt, das mit den Worten anfängt: „Der Menſch hat hier 2½ Minuten, eine zu lächeln, eine zu ſeufzen, und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieſer Minute ſtirbt er". Das ſind ſolche Dinge, die man ſchreibt, „wenn man ſo viel Citronenſäure, Theeblüthe, Zuckerrohr und Arrak ſich gefallen läßt".

rechnet dieſe Einſiedler zu den erſten, die wir doch zu den letzten zählen
äßten. Wir deuten den Leſer auf dieſen Charakter, nicht allein um
rauf aufmerkſam zu machen, wie übel es iſt, wenn der Jugend ſolche
aturen, die auf der Erde unnütze Koſtgänger ſind, und auf die die
anitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben ſollte, als das
eal der höchſten Menſchheit dargeſtellt werden, ſondern auch um auf
an Paul's eigene Sterbephiloſophie vorzubereiten, die wir bald im
ampanerthal kennen lernen. Auch auf das Gegenſtück hierzu, auf ſeine
reude an dem Kleinleben, die zuerſt der Siebenkäs und Q. Firlein
ısſprach, bereitet der gemiſchte Charakter des Helden Viktor vor, in
m die kontraſtirenden Seiten Jean Paul's, ſein Humor und ſeine
entimentalität, vereint liegen, und in dem er ſich ſelber erklärterweiſe
bildet. Der excentriſche Held hat für die unähnlichſten Gefühle ein
räumiges Herz, er iſt Poet, Philoſoph, Hofmann und Enthuſiaſt
ſammen, er hat „drei närriſche Seelen, eine humoriſtiſche, eine empfind-
me und eine philoſophiſche", und der Leſer mag ſich den Leitton zwi-
hen allen herausfinden.

Die beiden Gegenſätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die
chſtfolgenden Werke Jean Paul's kennen. Quintus Firlein und
e Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke ſind die erſten Romane,
e eigentlich der Schilderung des Kleinlebens ſich widmen und der
umoriſtiſchen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn
an Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klin-
er's Werke, trotz der theilweiſe ſcherzhaften Manier, anreihen würde.
n der Vorrede zum Q. Firlein gibt uns Jean Paul ſelbſt den Gegenſatz
eſes Buches gegen die vorhergehenden zu verſtehen. „Ich konnte, ſagte
, nie mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundſchaften. Der
ſte, der in die Höhe zieht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens
inauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfs-
ruben, Beinhäuſer und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen
ie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt:
erade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in die Furche
inzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſte herausſieht,
man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern
nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein
Sonnen- und Regenſchirm iſt. Der dritte endlich, den ich für den ſchwer-
ſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln". Man
ſieht wohl, dies iſt die deutlichſte Doktrin eines Mannes der Extreme,
dem der nächſte Weg am weiteſten abliegt, auf dem man weder fliegt

noch kriecht, ſondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuſer f
anſteht, was ſie ſind, und ſich an Berg und Thal, an Menſchenwe
Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Reſte zu
ſcheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandeln,
hinkender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freund
ten ihm ſchon in der Jugend geſchmeichelt, er werde uns Shake
Rouſſeau und Pope zugleich werden, und ſie hatten nicht bedacht,
wer nur Eine Faſer von Pope hat und Eine von Rouſſeau, faſt
von Shakeſpeare haben kann. Aber es gehörte zu dem univerſaliſ
Beſtreben der Zeit, die Verſuche des Unmöglichen anzuſtellen, u
haben wir in Jean Paul, wunderbar genug, die Züge des dämon
Geniedichters und des humoriſtiſchen Pragmatikers hart beiſan
Der Mann, der ſo ſkeptiſch von der Nichtigkeit des Menſchen und
eigenen Selbſt denkt, legt ſeine Autobiographie ganz auf das klein
an, als ob eben hieran Alles gelegen ſei; er findet es, wie die
matiker, lockend, von einem bedeutenden Menſchen nur einige Tag
alles Alltägliche aufzuſchreiben, was er treibe, nicht um daraus
Jene, Aufſchlüſſe über ſeine Natur zu finden, ſondern wieder in
melancholiſchen Wunſche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; ſich
will er lächerlich darſtellen und das Unbedeutende an ihm, obgl
ſein endliches Beſtreben nannte, auf der Erde nichts zu kultiviren
im droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt ſo ſeh
ſchwindelnder Höhe überſchaute, gefiel ſich aufs höchſte, „alles Ge
und Pedantiſche mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtſei
Willkür“. Der ſich ſo über alle Blitzableiter emporſchwang, geſ
doch ein Wetterprophet zu ſein, nicht ohne ſich wieder ſelbſt darüber
zu machen. Er, der anfangs die Allmacht des Genies ſo verehrte,
doch nachher, daß ſich Dinge erlernen ließen, von denen Andere a
urtheilen würden, und er mußte ſich geſtehen, daß ſeine Anlage
endlich klein ſein würden ohne die Verbeſſerungen des Fleißes. Der
vaganteſte Schriftſteller mußte ſich an die pedantiſchſte Ordnung kn
und wenn es in dem ganzen jungen Geſchlechte damals lag, was
Paul einmal von ſich ſagt, daß die Anſpannungen der Phantaſie
Leidenſchaften zu viel Milchſaft und Heftigkeit gaben, ſo waren
dieſe Anſpannungen bei ihm nicht durch den unmäßigen Lebenstrie
durch jenen weltſtürmeriſchen Sinn wie in den Andern hervorge
ſondern er erkünſtelte ſie durch die fixe Idee, mit der er ſich auf da
der Schriftſtellerei warf. Dieſer Mann ſchien Vielen die Poeſie, die
Göthe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, den ſie be

eichen ſollte, noch geſteigert zu haben; und dennoch ging ſie bei ihm
r auf einen ungemein geſteigerten Realismus hinaus. Er ſuchte ſie im
biete der Moral und der Geſchichte, er ſuchte ſie im Leben, unfähig,
) an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantaſie zu freuen.
ſchien zu den Leſern zu gehören, von denen er einmal ſagt, ſie ſähen
Dichter wie ätheriſche Gebilde an und begriffen nicht, wie ſie nur
en Schnitt Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei
ſönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher
r getäuſchte Ideale, weil ſie nicht wie Er die Poeſie und Begeiſterung
t ſich zur Schau trugen: er fand Göthe'n kalt für alle Sachen und
enſchen, einſilbig, einen Gott im Palaſte, und Schiller'n felſig, voll
en, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe[56]); er empfing
ür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kanne's und Koſegar-
's. Und dennoch, wer ihn ſeiner vielen phantaſtiſchen Bewunderer
d Grillen wegen auf der Seite der Lavater und aller Schwärmer jener
it ſuchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geiſtes beſchworen,
würde ſeine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in reli-
iſen Dingen und in allen, um die des Menſchen unbefriedigte Neu-
rde ſich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolai's
d der Nicolaiten in äſthetiſcher Hinſicht, in rationellen Sachen ein
hänger der Aufklärung, und daher mit der voſſiſchen Familie befreun-
. So täuſchte er ſich denn auch nicht über jene Ueberreizung ſeiner
antaſie, die in den bisher genannten Werken ſichtbar war; er war
mals ſtets darauf aus, ſich kälter zu machen, und aus dieſer Stim-
ung, ſagen die Herausgeber ſeiner biographiſchen Notizen, ging der
. Fixlein hervor. Wie aus der unſichtbaren Loge Elemente in den
esperus übergegangen ſind, ſo ſchildert der Fixlein ein vergnügtes
chulmanns- und Pfarrleben, das weſentliche Züge aus der Idylle vom
chulmeiſterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieſer vergnüglichen
childerung des Kleinlebens nicht doch an, daß dem Autor, wie er es
en ſelbſt ſchildert, nicht recht Ernſt iſt um die Freude an dieſen Lerchen-
ſtern? Dies ſcheint das Leben des Armenadvokaten Siebenkäs
795) noch deutlicher zu verrathen, das ſich eben in dieſer niederen
phäre bewegt, und ſich in der Wendung der Geſchichte auch wieder
ausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo

56) Ihnen umgekehrt erſchien er „wie aus dem Mond gefallen, voll herzlich
uten Willens, die Dinge zu ſehen, nur nicht mit dem Organe, mit dem man
ieht"!

ſich die ſchönſten Seelen nach Jean Paul's Meinung bilden, während ſich mit dem beſten Glücke hier und in den Flegeljahren an der Schilderung ſchöner Seelen aus den unterſten Ständen verſucht hat. Die Beſchreibung von Siebenkäſens Noth, Haushalt und Schriftſteller ſchickſal heimelte bei der Erſcheinung des Werkes die Nation an; es waren deutſche idylliſch Zuſtände, die bei uns nicht auf der Wieſe, ſondern in der Studirſtube ſpielen; zu dem Charakter des Helden faß der Autor wieder ſelbſt, zu Lenette ſeine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an ſolchen einfältigen Charakteren, an ſeiner Lenette ſo wenig als an ſeiner Appel; dieſe Frauen ſind ihm Schneckenſeelen, die nur ſein Mitleid, nicht ſein Wohlgefallen anſprechen. Wenn ſich die deutſche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieſer einfachen Frau ergötzen mochte, ſo ward ſie auf's äußerſte verletzt durch die abſichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen verſetzt werden, und durch die geniale Weiſe, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit eingegangenen Verhältniſſen und mit dem, was des Menſchen letztes Schickſal iſt, geſpielt wird. In dem Gemälde einer ſolchen engen Häuslichkeit iſt die letzte romantiſche Wendung mit dem Scheintode nur eine Fratze; in der Geſellſchaft einer Lenette iſt der humoriſtiſche Held eine wehethuende Erſcheinung. Wer ſich ſo von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen? und ſolch eine Frau nehmen, wer ſolch einen Freund hatte? Das humoriſtiſche Freundepaar hat mit Recht die meiſten Leſerinnen, auch die dem Dichter ergebenſten, beleidigt. Denn in der That ſind die humoriſtiſchen Charaktere, die Jean Paul mit ſo viel Prätenſion anlegte, faſt eben ſo widerlich wie ſeine hohen Menſchen, weil ſie ebenſo in Karrikaturen verzerrt ſind. Wenn dieſe nur Gemüth, und nichts als Gemüth ſind, ſo mangelt dieſen Humoriſten, deren Repräſentant bei Jean Paul ſein Leibgeber-Schoppe iſt, das Gemüth ganz. Sie ſollen luſtig und gleichmüthig ſein, und ſie werden egoiſtiſch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in ſeinem Elend heiter; er ſagt ſeiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müſſe, ſo wolle er doch dazu lachen und ſingen. Recht, meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verſchloſſenes Weib hat, das er mit einem phantaſtiſchen Thorenſtreich ſelbſt um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dies gut gemacht, lieber heulen als lachen ſollte. Dieſe Humoriſten Jean Paul's kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rückſichtsloſen Freiheit, mit dem Bewußtſein, daß ſie die menſchliche Thorheit traveſtiren, daß ſie allem Lächerlichen eine äſthetiſche Seite abgewinnen und ſo die Narrheit zu Weisheit ſtempeln. Sie

den ehrlosen Eigennutz und Alles Gemeine mit Ingrimm an,
re eigene Selbstsucht merken sie nicht; sie verschmähen die Kinder-
des Lebens, und wollen das Kleine dabei schonen, da sie nicht
die gute Beschränktheit in jenem Weibe zu schonen wissen. Sie
Menschenhasser voll Menschenliebe sein, Allerweltskenner und
algenies, ohne daß sie für die geringste Thätigkeit geschaffen
Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältnisse nur großen Be-
zen gegenüber verachten darf, die sie hemmen; daß, wenn man
icht selbst nachgeht, man Alles Recht verloren hat, über jene zu
die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen sich beklemmt über
rgebliche auf der Erde; wer aber in der großen Geschichte das
:eiche kennt und überschlägt, der sehnt sich zuweilen gern auf dem
lichen und Müßigen zu ruhen, und auf diesen Grund sollten
nd humoristischer Roman überall gebaut sein. Diese Charaktere
n zwischen dem Oben und Unten', das Jean Paul's Lehre war,
seln nicht damit, sie fallen, wohl ohne des Dichters Absicht, mit-
ch. Sie halten sich immer in den kleinen Sphären des niedern
auf, obwohl sie sich ihm entgegenstellen; sie lieben es nicht und
sich nicht davon losreißen; sie streben hinauf, aber die Schwer-
r Skepsis hält sie nieder, sie glauben kein Leben nach dem Tode.
: romantischen Helden Jean Paul's die Poesie, so setzen diese die
ie, die Satire in Leben und Handlungen herüber, und tragen
em donquixotischen ähnlichen Charakter an sich. Sie beschweren
ß der schwerfällige Ernst der Deutschen ihre Ideentänze nicht ver-
d mag, und doch wird auch selbst der Verstehende sie nicht mögen:
iewohl wir Jean Paul die Gabe des geistreichen und natürlichen
s nicht absprechen wollen, so sind doch die Späße seiner „Wild-
ar oft der Art, daß man sie eben so trivial findet, wenn sie aus-
sind, als kraus, so lange sie in der eckigen Schale liegen. Bei
zwiespalte schallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer
nenen Brust, ihr Weltscherz verzerrt sich in einen Weltekel, und
e wird zuletzt wahnsinnig über das fichtische Ich, was, ich weiß
b eine Satire auf die Philosophie oder auf jenen Humor ist.

Wir haben vorhin die biographischen Belustigungen unter
irnschale einer Riesin (1796) übergangen; sie sind nicht
et: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall
atire. Jetzt wollen wir auch an dem Jubelsenior (1797),
euen Predigeridylle, mit einer adelig-höfischen Burleske durch-
, worin nun ausdrücklich das Historische nur als Vehikel zu

Einfällen und Scherzen benutzt iſt, vorbeigehen, um in deſto grel
Gegenſatze das Kampanerthal (1797) gegen die letztberührten
überzuſtellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel
ein, während in jenen Werken und beſonders hier in den beigegel
Erklärungen der Holzſchnitte der Verfaſſer tief eingegraben in ſ
Schneckenhauſe auf den Niederungen der Erde weilt. Hier ſehen wi
gleichſam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbatl
den Ruhetag. Aber ſelbſt indem wir im Großen in dieſen Sch
Scherz und Ernſt getrennt ſehen, theilen ſie ſich doch wieder im Kle
an das Reale in niederländiſcher Manier reiht ſich das Nihiliſtiſc
hyperidealem Stile, das Kleine wird mit großem dynamiſchen Aufn
geſchildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verſchwen
Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die Schilderung des Stillk
und der deutſchen Gemüthlichkeit und idylliſchen Natur die höchſten
ben gehabt; allein ſeine univerſellen Tendenzen vielleicht noch meh
ſeine Natur, üble Theorien vielleicht eben ſo ſehr wie ſein Gefühl l
ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; ſie trieben ihn i
wieder zu den entgegengeſetzten Enden und hießen ihn das Wide
chendſte verbinden. Mit ſo entſchiedenem Sinne, mit ſo ſchonender
faſſung für das reale Menſchenleben begabt, richtete er doch ſchon
frühe ſeine Gedanken über das Dieſſeits hinweg, und ſeine Rel
ward: Leben für Unſterblichkeit und Gottheit. Ihm trugen die
Jugendjahre, wo der Geiſt ſich ſeine Welt ſchafft, einen ewigen G
aber er ſah, daß dieſe herrliche Zeit nicht dauern, daß ſie nicht wi
kehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo
dann ſein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn ſie wiederkehren kö
dies gewiß nicht hier geſchehen würde, ſondern in einer anderen
unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er ſeine Liebe z
Jugend der Menſchheit mit der ewigen Jugend, die wir jenſeits e
ten. Schon im 18. Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft
aufs Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht
worauf er in der anderen Welt nicht feſtbauen könnte; er verachtet
Ruhm der Welt, ehe er ihn gekoſtet hatte, und ſein Freund Vogel w
ihn mit Recht, daß, wer dies thue, gewiß nicht groß werden würde,
wenn dies Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm
den müßte. So ſtand er immer mit dem Einen Fuße in der an
Welt, unfähig, wie ſein Herder, im äußerſten Fall ſich zu einer kräf
Reſignation zu entſchließen. Er erhob ſich nicht zu der Abſtraktion
für eine Anſicht wie Herder's nöthig war, hier war er ganz

menſchlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen; und wie die Jacobi, Lavater und Jung einen perſönlichen Gott haben mußten in Menſchengeſtalt, ſo ſchien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampanerthal nicht einmal denen viel Troſt reichen dürfte, die eine perſönliche Exiſtenz verlangen. Mit wie finſteren Vorſtellungen quälte ſich nicht ſeine Phantaſie in jenen Viſionen von der Vernichtung, in jener Rede des todten Chriſtus, daß kein Gott ſei! Er ſah uns hier auf der Erde alle wie Miſſethäter auf den Tod ſitzen, und fragt: ſtehen wir nur die Todesangſt aus, oder geht die Hinrichtung des menſchlichen Geiſtes vor ſich? Wenn Jean Paul ſelbſt und ſeine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenſtand der Unſterblichkeit für ſein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben ſei, ſo darf es uns doch ja nicht ſcheinen, als ob wir nun bei ihm, und beſonders in dem Kampanerthal, das dieſem Thema ganz gewidmet iſt, beſondere Aufſchlüſſe oder Belehrungen, oder auch nur anderen Troſt finden würden, als ihn ſich Jeder in ſeinem Herzen geben kann, und vielleicht mit größerer Beſcheidung geben wird, als Jean Paul. Er iſt hier nur poetiſcher Ausleger der kritiſchen Philoſophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erſcheinung mächtig ergriff; die Philoſophie wird ihm zur Dichtung, Spekulation zu Empfindung, die Schlüſſe „verdichten ſich," oder lockern ſich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritiſche Philoſophie augenblicklich aus dem Auge, und läßt ſein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig iſt, jeder Muſik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturſcene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, ſo gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet ſeine Haupthoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dies innere Univerſum, einen anderen Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang ſeiner lebhaften Einbildungskraft genügte dieſes ſchmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher dieſe außerweltlichen Anlagen und Wünſche in uns gelegt ſind? Er läßt ſich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun ſpringt er zu ſeinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Alſo wurde ein Engel in den Körper geſperrt, um der ſtumme Knecht, Küchenmeiſter und Thürwärter des Magens zu ſein? Waren nicht Thierſeelen im Stande, die Menſchenleiber auf den Obſtbaum und auf den Tränkheerd auszutreiben?" Wir ſehen, dies kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menſchenſeele noch auf ein Anderes ausgetrieben werden ſoll, als auf den Obſtbaum. Aber Jean Paul ſteht ganz auf jenem Satz der Fauſte dieſer Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die

richtige Mitte des Lebens herumgehen ſehen, wie wir ihn ſich zwiſchen Lachen und Weinen durchbewegen ſehen, ohne auf dem mittleren Stand des Ernſtes je nur auf Minuten ſich erhalten zu können, ſo geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menſchheit, der zwiſchen Enge und Thier ſo ſichtbar für jeden erſt keimenden Verſtand liegt, wie absichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titaniſchen Trotze, der, wie es ſcheint, der beſte Beweis ſein ſoll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht ſchaffen dürfen! nicht dürfen! und die Unförmlichkeit zwiſchen unſerem Wunſche und unſerem Verhältniß bleibe Blasphemie, wenn wir verſchwänden! Aber Leſſing wünſchte gar nicht! Forſter hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Selbſt der edle Schiller ſah die Unſterblichkeit nur als einen Beruhigungsgrund für unſeren Trieb nach Fortdauer an, alſo für unſere Sinnlichkeit. Und ſind ſie nicht auch menſchliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, ſo bereitwillig wie dieſe zu reſigniren; aber wer würde darum ſo ſtarkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Geſetz geſchrieben iſt?

Von nun an wiederholt ſich im Grunde Jean Paul's Autorſchaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müſſen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutſamſten Werke ſind, um ſeine geſammte Schriftſtellerei von ihren zwei Hauptſeiten, der dynamiſchen und atomiſtiſchen, darzuſtellen. In den Palingeneſien (1798) wiederholten ſich gleichſam ſeine Jugendſatiren, ohne daß neue Eigenſchaften oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem bevorſtehenden Lebenslauf (1799) ſind die Jugendidyllen von Wuz u. ſ. f. in der Konjekturalbiographie wieder variirt. Zwiſchen 1797—1802 erſchien der Titan, in dem Jean Paul ſein ganzes Weſen erſchöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe iſt von auffallenden Erinnerungen an den Hesperus voll. Gaspard iſt nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieſer den kalten Weltmann und Taſchenſpieler auf eine närriſche Weiſe; ein willenloſer Fürſt iſt von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Miniſter mit einem ſchlechten Sohne, der den Böſewicht macht; im Hauſe verdorbener Aeltern eine ſeltene Tochter; Liane eine Geſellſchaftsdame wie Klotilde; Spener gleich Emanuel; die Böſewichter gleicherweiſe hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantiſchen Liebesgeſchichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entſpricht ſich. Wer ſich die Verſchiedenheit der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wetteifer mit Wilhelm Meiſter durch dieſe Kompoſition durchſpielt, die nicht undeutlich

zum Meiſterſtück unter allen deutſchen Romanen hinarbeitete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verſchmähte unter die Maſſe der Romanſchreiber geſtellt zu werden, und „rubricirte ſeine Werke in das Gebiet des Epikers," wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, ſteht. Der Held verſucht ſich im unklaren Drange mit ſeinen Idealen an der Welt; er iſt ein ſaftvoller Feuergeiſt, der an Alles Rieſenmaß anlegt; der ſich in tauſend Fehlgriffe des Willens und Irrungen des Geiſtes verliert, mit „unerſetzlicher Verſchwendung von Herz und Gehirn." Schade, daß für dieſe Irrungen gleich von vorn herein zu viel Partei genommen wird. Es iſt gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle erſten ſtürmiſchen Regungen der edeln Jugend, unſere erſte Freundſchaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unſer erſtes Gefühl für Natur und ideale Ausmalung der Welt; aber auch nichts ſo erſchlaffend und matt, wenn man dabei auch nur mit entſchiedener und ausſchließlicher Vorliebe auf dieſe Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichſam dabei verharrt. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geſchichte das Unglück; er wird mit ſeiner extravaganten Liebe von dem Vater abgeſtoßen, er verſchwendet ſie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliebte, die nicht auf dieſer Erde weilen konnte; jetzt ſcheint ſich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regen zu wollen: Albano will den galliſchen Freiheitskrieg mitmachen; aber dies gilt für neue Ueberſpannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die aufs neue zerſtört wird, zuletzt iſt ihm wie Meiſtern ein Weib Erſatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöſt iſt, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens" zu ſeinem Berufe; ein ſchlimmer Troſt für die Menſchen anderer Stände, die wohl eher als geborene Fürſten in der Jugend zu dem Geſchlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde iſt, die bei dem Tode des Vaters ſchwer ihre Waiſen ernähren kann." Albano ringt ſich durch unter all denen, die um ihn her dem Schickſal zum Opfer fallen, die „Milchſtraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantaſie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten," obgleich in ihm derſelbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. An dem Ende des Buchs ſteht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche ſelbſt, und der ganzen Schriftſtellerei, und dem ganzen Leben Jean Paul's eigentlich Lügen geſtraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors, wie beſtimmt er auch ſagte, daß er im Titan gegen die titaniſche Natur ankämpfte, ruht auf dieſen Titaniden, er reißt unſern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Akt der kalten Gerechtigkeit

(z. B. an Linda) übt, beleidigt er unſer Gefühl, ohne daß er unſern Kopf für die Genugthuung geſtimmt hat, die er einer temperirten Anſicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Dieſe Didaktik, die nicht ein launiſcher Einfall iſt, ſondern mit der Anlage des Werkes allerdings zuſammenhängt, ſcheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Paul's krank ſind und ordentlich ſtolz darauf, daß ſie es ſind. Die Geſundheit, ſagt Solger, überlaſſen ſie den Alltagsmenſchen, wie Rabette; ſie ſind in dem Maß vorzüglicher, als ſie kränklich ſind. Dies iſt ſo wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul ſelbſt irgendwo im Titan ſagt, angeborene Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, ſowie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfängt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht[57]). Daher kommt es denn, daß ſich alle titaniſche Jugend natürlich an ihn anklammert, achtlos dieſe warnende Stimme überhört, und ſich an die Beiſpiele hält; denn dieſer Zeit und ihrem Uebermaße iſt es eigen, daß ſie ihr eigenes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in Roquairol viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abſchreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben begegnen ſollten, in unſerer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unſerer Jugend dieſen meiſterhaft umſchriebenen Charakter eher bewundern als verabſcheuen. Wir wollen die treffenden Züge herſetzen, in denen ſich unſere Genialitäten wie im Spiegel erkennen laſſen, ſchon um jene Gegner Jean Paul's, die ihn nicht leſen, aufmerkſam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieſer Mann der Extravaganzen aus eben dieſem Gebiete davontrug. Der Dichter charakteriſirt dieſes lüderliche Genie, das ſich gegen das Konduitenweſen der ſteifen Philiſterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüſſen und Kenntniſſen in der Jugend, von überreizter Phantaſie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerſpruch. Wahrheiten und Empfindungen *anticipirte er*! Alle Zuſtände der Menſchheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundſchaft *durchging er früher im Gedichte* als

57) Aehnlich hoffte Herder — und dies iſt für die Geſchichte des deutſchen Geiſtes und Genies durchaus ominös-charakteriſtiſch — von den Vorſtehern der Toll- und Siechhäuſer die frappanteſten Beiträge zur Geſchichte des Genies aller Zeiten und Länder zu erhalten!

im Leben, früher in der Sommerſeite der Poeſie als in der Wetterſeite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er ſtürzte ſich in böſe Zerſtreuungen, und ſtellte dann Alles poetiſch dar, was er bereute oder ſegnete; jede Darſtellung höhlte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligſten Empfindungen nicht laſſen, aber ſie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: gerade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abſchüſſiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm ſchnell wechſelnd, bis er beide vermiſchte. Er ſtürzte ſich zuweilen abſichtlich in Sünde und Moder, um ſich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuſchneiden. Aeußere Verhältniſſe hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Officier- (Schreiber-) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, deſſen Gefühl mehr lyriſches Gedicht als wahres dichtes Weſen iſt, unfähig, wahr, ja kaum falſch zu ſein, weil jede Wahrheit zur poetiſchen Darſtellung ausartete, und dieſe wieder zu jener; mit ruchloſer Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Menſch achtet, in ſeinen Entſchlüſſen verzagend und ſogar in ſeinen Irrthümern ſchwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinſten Moralität beraubt, und mitten im Brauſen der Leidenſchaft ſtehend im hellſten Licht der Beſonnenheit. Solche Naturen wollen die Verheerung der Menſchheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie ſympathiſiren mit den tragiſchen Gewitterwolken in Shakeſpeare, Göthe, Klinger, Schiller, (Jean Paul). Glaubſt du, ſagt Roquairol ſelbſt, daß die Roman- und Tragödienſchreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menſchheit tauſendmal nachgeäfft haben, anders ſind als ich? — Dies iſt in der That ein ſchreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müſſen, wenn ſie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unſerer Bildung ausmacht. Und wie wenig dieſe Wirkungen übertrieben ſind, zeigen uns die Scenen aus dem Inneren des Familienlebens in Frankreich, die wir ſchaudernd erleben, eben ſo gut, wie uns der dortige und der hieſige Zuſtand der belletriſtiſchen Literatur der Verzweiflung, wie ſie Göthe vortreffliche benannte, beweiſen kann, daß auch die Urſache eines ſolchen Wüſtlingslebens der Verzweiflung eben ſo ſchlagend auf dieſe zurückgeleitet iſt.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit vielem Selbſtgefühle ſprach, wollte Jean Paul das Herzblut ſeines Lebens

ausſtrömen; er ſollte das erhabenſte ſeiner Werke werden; er wollte darin „Rheinfälle, ſpaniſche Donnerwetter, tragiſche Orkane voll Tropen, und Waſſerhoſen anbringen, wollte der Hekla ſein und das Eis ſeines Klima's und ſich dazu entzweiſprengen, und ſich nichts daraus machen, wenn es ſein letztes ſein werde!“ Wirklich kann man ſagen, daß er das Uebermaß ſeiner Phantaſiekräfte darin ausgetobt habe, er ward nun verhältnißmäßig ruhiger, ohne im Weſentlichen anders zu werden, er ward aber auch erſchöpfter. Er konnte (wie Göthe, wenn er eine beſtimmte Periode abgelegt hatte, die ihr angehörigen Werke nicht mehr anſehen mochte) den Titan nicht gern mehr leſen, was ſonſt gar ſein Fall nicht war; er gab die Werke, die jenen höheren dynamiſchen Aufwand erforderten, auf, und blieb hinfort in der ebneren Sphäre, wo ſich ſein Katzenberger, der Komet, Fibel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir wollen uns bei dieſen nicht mehr einzeln aufhalten, weil ſie in der That nichts weſentlich Neues bringen, die ſpäteren ſogar etwas abſinken. Nur die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801), müſſen hiervon ausgenommen werden; ſie ſind noch mit der alten Friſche geſchrieben, aber reiner von ſeinen Auswüchſen und „Schwanzſternen“, rein von den ſonſt ſo ungeſchickt eingemiſchten romantiſchen Elementen, und überhaupt in ſo vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat ſich Jean Paul's Doppelgeſicht am ſchönſten getheilt: der Eine, das rührendſte Abbild der träumeriſchen Jugendunſchuld, iſt mit viel naiveren Zügen ausgeſtattet, als ſeine ſentimentalen Geſtalten dieſer Art, z. B. in der Loge; der Andere, deſſen vagabundiſche Natur eine vortreffliche Figur in einem picariſchen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zuſtutzen hilft, iſt ein Humoriſt, ohne die verzerrten Züge ſeiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieſer Troubadourzeit im Menſchen zu belauſchen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in dieſen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele ſo endlos groß zu ſchildern, wie es in dieſer genügſamen Periode dem Menſchen iſt, den Jugendträumen, der Atmoſphäre von Heimath, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit, und Allem, was daran hängt, ſo zarte und wahre Züge zu leihen, die ſchrankenloſe Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieſer durch Phantaſie reichen Zeit abzubilden, die ſtillen ſanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs“ zu entfalten, dies Alles iſt von Niemanden und nirgends ſo geleiſtet worden, wie hier. Und wie er dieſen gläubigen Menſchen in

Gegenſatz zu dem enttäuſchten und enttäuſchenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegenwirft, dem guten Träumer „nach dem Feſte der ſüßeſten Brode das verſchimmelte aus dem Brodſchrank vorſchneidet," das Alles iſt vortrefflich, und das Auge, das hier Jean Paul auf die menſchliche Natur richtet, iſt wahrlich mehr werth als jene ſublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geiſterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Paul's größerer Ruhe war ſein Uebergang zu mehr wiſſenſchaftlichen Arbeiten, den er mit der ganzen romantiſchen Periode im Anfang dieſes Jahrhunderts gemein hat. Daß er ſich hier einmal verſuchen würde, lag ſo ſehr in dem ganzen Gange ſeiner Bildung, wie daß er es zu nichts Syſtematiſchem und Geordnetem darin bringen würde. Er hatte von frühe an alle Wiſſenſchaften angefangen, aber er blieb keiner treu; ſeitdem er ſeine Schriftſtellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur inſofern ſie ihm Materie für ſeine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm ſogar die Philoſophie gleichgültig, der er ſich bei Kant's Auftreten einmal ernſtlich hingeben zu wollen ſchien. Sein Skepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen dieſen fauſtiſchen Naturen, den Buchſtaben der Wiſſenſchaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung und der Divination mehr anzuhängen, und des Details des Wiſſens ſich nur wie kleiner Habe zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein Durſt nach Wiſſen, und ſein poetiſches Bedürfniß zugleich machten ihn zum dilettantiſchen Univerſalgenie: er ſtrebte darin Herder'n und Leibnitz wie Idealen nach; er ergötzte ſich gern an der Ausmalung eines Menſchen, der Alles wüßte; unſere Beſtimmung ſuchte er in der Erweiterung unſeres Inneren für alle Syſteme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, bis zur Erfaſſung des Ganzen in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaft vorzudringen. Er ſah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinſtrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wiſſenſchaft allſeitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wiſſenſchaften nur „anſpielend ſpielen;" „er war ein gelehrter Mann, ſagte er, und wußte doch das Gewöhnlichſte nicht, er war ein Ignorant, denn er wußte von allen Wiſſenſchaften." Durch alle ſeine Werke ſind die Broſamen und Abfälle ſeiner gelehrten Kenntniſſe in Philoſophie, Juriſterei, Medicin und Theologie aufgetiſcht, in derſelben Konfuſion, wie er zu Einer Zeit ſich mit Meteorologie, Staatskunſt, Moral, Literaturzeitungen und Kirchengeſchichte leſend beſchäftigte. Wie gern ſucht er in ſeine Romane ein Tiſchgeſpräch, eine Reiſe u. dgl. Formen

hineinzuſchieben, in denen ſich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dies im Detail unangenehme Eigenſchaften in ſeine poetiſchen Werke brachte, ſo läßt ſich ſogar nachweiſen, daß ſeine wiſſenſchaftliche theoretiſche Beſchäftigung auch im Ganzen, im Grundſätzlichen, übel auf ſeine Praxis überwirkte, daß ſein kritiſcher Verſtand ſeinen producirenden Inſtinkt ſtörte. Wer die Vorſchule der Aeſthetik (1805) kennt und nach ihr ſeine Erzählungen wieder durchlieſe, der würde leicht finden, daß, wenn ihn zwar ſeine Praxis hie und da auf ſeine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komiſche Kraft des Beſonderen, über die ſpringenden Punkte der Charaktere, über den [falſchen] Gegenſatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), ſo doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu geſuchten Anwendung derſelben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Dieſe Aeſthetik wie die Levana (1807) ſind Sammelplätze ſehr geiſtreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die ſpringenden Punkte ſind in beiden Disciplinen eben ſo wenig gefunden, wie der geſunde Quell des Lebens in Jean Paul's allgemeiner Natur und Wirkſamkeit. Einen äſthetiſchen und pädagogiſchen Grundſatz muß man hier nicht ſuchen wollen, ſo wenig als der Staatsmann einen politiſchen ſuchen wird in den idealen Staatsprincipien Jean Paul's, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an ſeine Unſterblichkeitshoffnungen, wer die Geſchichte an ſeine Menſchheitsträume und Erdenparadieſe, wer die Phyſiologie an ſeine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menſchen gegen ſeine beſondere Art von Menſchenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wiſſenſchaftlicher Geiſt in dieſem Manne der Einbildungskraft war.

Jean Paul brauchte die Wiſſenſchaft noch ganz zum Dienſte der Poeſie, ſo lange nicht ſeine, und die deutſche Poeſie überhaupt rückgängig zu werden anfing. Wir gehen jetzt zu anderen Erſcheinungen über, die uns ſtufenweiſe zeigen ſollen, wie die Wiſſenſchaft anfing umgekehrt die Poeſie zu beeinträchtigen. Wir wollen zunächſt einen Blick auf die herrſchenden Zweige der Wiſſenſchaft werfen, mit denen ſich die Poeſie berührte. Wir werden einer Reihe religiöſer und pädagogiſcher Romane begegnen, die der theologiſchen und Erziehungswiſſenſchaft ungefähr in gleichen Rechten noch gegenüber liegen; wir werden dann eine andere Reihe von geſchichtlichen Romanen treffen, in denen die Wiſſenſchaft ſchon ganz den Sieg über die Dichtung davongetragen hat, und eine kleine Anzahl philoſophiſcher, wo die Poeſie nichts mehr als eine ganz dürftige Einkleidung geliehen hat. Kant hatte das Verdienſt,

gleichſam nach leſſingiſchen Reinigungsprincipien, die Philoſophie, die ſeit Leibnitz und Wolf ganz in Poeſie populariſirt worden war, wieder in die Würde der Wiſſenſchaft herzuſtellen und auf eigene Füße zu ſetzen. Dies geſchah gleichzeitig, als die Geſchichtſchreibung von Planck und Spittler auf eine ähnliche Weiſe, in der politiſchen Hiſtorie von dem Ballaſte der Forſchung, in der kirchlichen von der Beſchränkung des Dogma's geſäubert wurde. Seit dieſer Reſtauration der Wiſſenſchaft litt die Poeſie in dem Maße, daß unſere erſten Dichter von wiſſenſchaftlicher Beſtrebung ergriffen wurden. Sie rafften ſich gleichzeitig mit den Romantikern noch einmal zu Gunſten der Poeſie zuſammen, und behaupteten für dieſe, ſo viel ſie ſelbſt anging, noch zur Zeit einen nicht leicht errungenen Sieg. Aber die Romantiker bewieſen es auf Weg und Steg durch ihr eigenes Beiſpiel, daß in dem Momente, wo wir auf den Gipfel wahrer Dichtung ſtiegen, wir auch den Abweg zur Wiſſenſchaft einſchlugen.

---

3. Unmittelbare Einwirkungen der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände.

Die Revolution, die ſeit den 60er Jahren die Geiſter in Deutſchland mit ſich fortriß, hatte ſich zuerſt in der Poeſie angekündigt. Von da aus griff ſie ſchnell in alle Zweige geiſtiger Kultur über, die in jenen Zeiten eines lebendigen Triebes fähig waren. Bald ward eine allgemeine Sehnſucht rege, nicht allein nach richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe von Staat und Haus, von Schule und Kirche, von Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern auch nach naturgemäßen Veränderungen zufolge den Vorſchriften dieſer neugewonnenen Erkenntniß. Die große Maſſe der Nation nahm an dieſem Durſte nach Wiſſen und Verbeſſerung einen Antheil, der ſich in ſteigendem Fortſchritt bis heute immer erweitert hat, und wenn man ſagen kann, daß nach der volksthümlichen Literatur in der Reformationszeit jene aufeinanderfolgende Vorherrſchaft der Standesbildung, erſt der Geiſtlichen, dann des Adels, welche wir ſchon in unſerer alten Literatur beobachteten, ſich wiederholte, und um Klopſtock herum noch ſichtbar war, ſo muß man von der Zeit unſerer Volksdichter an die neue Epoche einer volksthümlichen Literatur datiren, in welcher die Stände den Rangunterſchied aufgaben, *von* welcher kein Stand ausgeſchloſſen, keiner bevorzugt war. Dieſe Miſchung der Stände, die ſich der Literatur annahmen, bedingte die Miſchung der Formen, den Zuſammenſtoß der

Fächer, die Verwirrung von Theorie und Praxis. Der Dichter, der Laie, der Philoſoph, der ſich in die theologiſchen Fragen des Tages miſchte, urtheilte in dieſem Gebiete natürlich anders, als der Gelehrte des Fachs, und gab ſeinem Urtheile ein anderes Kleid; der Geiſtliche, der ſich an der Zuchtloſigkeit des Schauſpiels ärgerte, predigte über dieſe Sittenſchule aus einem anderen Tone als die ſhakeſpeariſche Sekte unſerer jungen Dramatiker; der praktiſche Geſchäftsmann, wenn er ſich dem poetiſchen Schwindel der Zeit hingab, fiel auf eine andere Gattung als der Kreis der göttinger Odenſänger. Aus der allgemeinen Unordnung, die hieraus entſtand, erklärt es ſich, daß kein Zweig der Wiſſenſchaft oder der Kunſt ſeit den 70er Jahren mehr eine reine, ungeſtörte Entwickelung bei uns erlangen konnte. Das Drama hätte nach der Natur der Verhältniſſe im Vordergrund der Poeſie ſtehen müſſen; allein die Maſſe der übrigen Erzeugniſſe, die aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb in allen Gattungen entſtanden, überdeckte dieſe geſetzmäßige Gattung ſo ſehr, daß es ſchon ſchwer iſt, nur ihre Geſetzmäßigkeit zu erkennen, daß nichts leichter iſt, als dem Geſchichtſchreiber dieſe, ja jede Geſetzmäßigkeit in dem Gange der Literatur dieſer Zeiten zu leugnen, wo die menſchliche Willkür und Freiheit zu einer merkwürdigen Höhe geſtiegen war. Ebenſo hätte nach der Natur der Verhältniſſe wieder im Vordergrunde der geſammten Literatur die Poeſie ſtehen müſſen, und in dem Sinne, in dem das Drama die erſte Stelle innerhalb derſelben einnahm, nimmt auch die Poeſie die erſte Stelle in der Geſammtliteratur ein, obgleich ſeit den 70er Jahren in allen Fächern der Wiſſenſchaft ein ungemeiner Aufſchwung ſtatt hatte, ja obgleich die theologiſchen Schriften der Zahl nach damals noch den vierten Theil unſerer ganzen Literatur ausmachten. Mit der Zahl und dem Gewichte können wir es nicht darthun, aber mit dem Geiſte, daß damals die Poeſie, trotz aller Aufnahme der Wiſſenſchaft, vorzugsweiſe das belebende Princip unſerer Literatur war. Als die Hamann, Herder, Lavater und Andere verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaft neu anfingen zu belebeu, ſahen wir überall mehr poetiſche als eigentlich wiſſenſchaftliche Kräfte in Bewegung; die Phantaſie überredete, wo der Verſtand beweiſen ſollte. Die durch die Dichtkunſt geweckte unendliche Macht der Empfindung wehrte ſich gegen die engen Feſſeln gelehrter Forſchung und Beweisführung, die dunklen Kräfte des Gemüthes und der Phantaſie warfen ſich in die Bezirke, wo der Verſtand heimiſch iſt, ſie löſchten im Eifer manches Licht aus und zündeten wieder in anderen Theilen, wohin nie ein Licht gedrungen war; es regte ſich der Glaube an Wunderkräfte, mit denen man die Religion zu neuer

Stärke beleben, Wiſſenſchaft und Natur aufklären wollte. Wie wir ſchon in den ähnlichen Zeiten der Reformation gefunden haben, die Kräfte des Geiſtes verirrten ſich gleichſam in den Gebieten, und griffen im Stoffe fehl. Der praktiſche und wiſſenſchaftliche Verſtand rächte ſich dafür, und griff in das Reich der Phantaſie über: ſo geſtalteten ſich die auf bloße Nutzbarkeit berechneten Romane und ſchönwiſſenſchaftlichen Schriften. Schon in den kaum erwähnten humoriſtiſchen Romanen ſehen wir dies Princip der Lehre und der praktiſchen Gemeinnützigkeit epiſodiſch eingehen, und bald werden wir eine andere Reihe ähnlicher Werke anführen können, wo es ſchon die ganze Anlage geſtaltet und den erſten Entwurf beſtimmt. Wir erkennen aber von dieſen beiden Seiten her, die wir zunächſt zum Faden unſerer Erzählung machen, ein Verhältniß, worin die Poeſie immer eine gewiſſe Vorherrſchaft behauptet, indem ſie einmal die Geiſter und Kräfte, dann aber die Form herleiht, um den Zwecken der Wiſſenſchaft zu dienen. Aber auch nach dieſer Zeit der Dämmerung und des Chaos, als ſich in den 80er Jahren faſt zu ganz gleicher Zeit Wiſſenſchaft und Poeſie reiner ſchieden, Kant die Philoſophie, Spittler und Müller die Geſchichte, Voß und Wolf die Philologie auf einen neuen Standpunkt rückten, und dieſen Wiſſenſchaften ganz neuen Reiz und Werth gaben, auch jetzt behielt die Dichtung, die ſich nun ihrerſeits gleichfalls anſtrengte, den Vorrang. Denn nun leiſtete Göthe das Vortrefflichſte, und ihm folgte Schiller, in dem der allgemeine Kampf zwiſchen Wiſſenſchaft und Dichtung, als in dem ächten Sohne der Zeit, am innigſten kämpfte, der Sieg aber der Poeſie blieb. Was aber dieſe beiden Männer in der Dichtung waren, dem vergleicht ſich weder an innerer Geltung noch an äußerer Wirkſamkeit das, was Andere in anderen Fächern geleiſtet haben, wie bedeutend es immerhin ſei.

Indem wir uns zu dem Streifzuge in die Gebiete der Wiſſenſchaften rüſten, entſchließen wir uns, durchaus nur auf der Grenzlinie zu bleiben, wo der lebendige und unmittelbare Verkehr ſtatt hatte[58]). Was inner-

58) Wir haben in unſerem Werke überall die Entwickelung unſeres eigentlichen Gegenſtandes; der Dichtung, im Auge, und können ſie auch in dieſen unmittelbaren Berührungen mit Leben und Wiſſenſchaft nur in ſo weit zeigen, daß wir die gegenſeitig einwirkenden Momente aufſuchen, aber nicht die Konflikte ſelbſt ſo zum Gegenſtand der Darſtellung machen, daß wir dadurch unſeren Hauptgegenſtand und deſſen innere Entwickelung aus dem Auge verlören. Wer jene andere Seite hervorgehoben wünſcht, muß ſich bei Schloſſer (Geſchichte des 18. Jahrhs., beſonders 3, 2.) belehren, der die Verzahnungen, mit welchen Literatur und Leben ineinandergreifen, vortrefflich nachweiſt,

halb der Wiſſenſchaft ſelbſt ſtreng ſyſtematiſch geleiſtet ward, kann uns hier nicht angehen, wo wir mehr um die Methode und die Formen, als um die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe bekümmert ſind. Die reine Forſchung der Gelehrſamkeit berührte nicht das Volk, ſondern nur die Reſultate, die in das öffentliche Leben bewegend eingingen. Wir werden daher mehr nach den Menſchen, als nach ihren gelehrten Leiſtungen, mehr nach der Polemik als nach dem Syſteme, mehr nach der populären als nach der wiſſenſchaftlichen Bedeutung der Schriften zu ſehen haben, denn hier war es, wo ſich die Grenzſtreitigkeiten einſtellen, die uns angehen.

Bei weitem am merkwürdigſten ſind ſie in den Regionen der Theologie; denn hier war die Berührung auf verſchiedene Weiſe bedeutend und von den merkwürdigſten Erſcheinungen begleitet. Wir ſind auf dieſe ſchon früher, in den Zeiten der Bremer Beiträger, hinlänglich vorbereitet worden. Zuerſt hatten ſich Religion und Poeſie zu gegenſeitiger Förderung, in Klopſtock's Tagen, die Hand gereicht. Schon damals aber ſpürte man gleichſam durch, daß die ſcheinbare Freundſchaft eine heimliche Unverträglichkeit untergrub. Denn in der That bereitete ſich die Lebensfrage vor, ob die religiöſe Kultur, die Deutſchland 200 Jahre beherrſcht hatte, jetzt durch den neuen Schritt zur äſthetiſchen Bildung ſollte zurückgelegt werden, oder ob es ihr noch einmal gelänge, ihre Alleinherrſchaft zu behaupten. Es war daher augenſcheinlich, daß die Religion damals nur ein politiſches Bündniß mit der Poeſie ſchloß, das ihr aber anders gerieth, als ihren ernſteren Wächtern erwünſcht war. Sobald ſich daher die Dichtung anfing in den Materien und Formen ganz frei zu ſtellen, ſo erlebten wir noch ſo ſpät, daß ſich die Geiſtlichen gegen das Schauſpiel waffneten, eine Gattung, die dem Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte ein Greuel war und dem ſpäteren vielfach geblieben iſt. Unter den Geiſtlichen, die in die Bekanntſchaft der Bremer Beiträger oder in ihren Kreis ſelbſt gehörten, war nicht allein die Verbindung zwiſchen Poeſie und Religion geſucht, ſondern auch die zwiſchen Religion und Philoſophie, zwiſchen Glaube und Vernunft, zwiſchen Offenbarung und Natur. Denn in der Poeſie namentlich ſpürte man bald den Mangel des poetiſchen Intereſſes in den tauſendmal wiederholten Sätzen der Bibel, und die Nothwendigkeit, ihren Lehren den Bilderſchmuck aus der Natur, den Gedankengehalt aus der Philoſophie hinzu zu thun. Wie nur aber dieſe letztere durch das poetiſche Bündniß

---

und der bekanntlich dieſe fruchtbare Erweiterung der Geſchichtsbehandlung eigentlich erſt eingeführt hat.

auf dieſem unzugänglichen Felde erſt Boden gefaßt hatte, ſo fing ſie ihrerſeits an, auch ſelbſtändig und ohne das lähmende Bündniß ſich mit der Religion zu vertragen. Als das Charakteriſtiſchſte finden wir deshalb bis in die 70er Jahre hin jenen Kreis gemäßigter Theologen, die die Offenbarung achteten, ſie aber auf Vernunft zu gründen ſuchten. Hierauf folgten nun die allerentgegengeſetzteſten Wirkungen. Sie gingen den Rechtgläubigen zu weit und waren ihnen zu ſchöngeiſtig, und dieſe waren es im Grunde, die mit ihrem Eifer die erſte Zwietracht ſtifteten. Sie waren umgekehrt den jungen Genies, den Herder und Lavater, zu lahm und zu unpoetiſch, und dieſe verſuchten mit den aus der Poeſie und Philoſophie gewonnenen Waffen die Religion unabhängig von beiden zu machen. Bald ſpürte man ſchon eine neue Sekte von jungen Poeten, die ganz freigeiſtig gegen alles Chriſtenthum ſich auflehnte, aber ſich noch ſehr im Stillen halten mußte. Deſto lauter machte ſich dagegen Leſſing, der die poſitive Religion achtete, aber den kühnſten Forderungen der Vernunft genug gethan wiſſen wollte. An ihn ſchloſſen ſich Planck und Spittler mit den Ergebniſſen einer reinen Geſchichtsbetrachtung, denen wenig zu widerſprechen war, und nun trat Herder in einer anderen Weiſe auf eine Höhe theologiſcher Intelligenz, die innerhalb der Theologie und poſitiven Religion nie ſo weit getrieben war, und nie überſchritten werden kann. Dieſe Skizze liegt der folgenden Ausführung zum Grunde, die wir ſo kurz als möglich halten.

Die gemäßigten Rationaliſten, die wir noch in den 60er Jahren faſt unangefochten in unſerer Theologie den Ton angeben ſehen, hängen mit jenen Freunden der Bremer Beiträger, mit Mosheim und Aehnlichen zuſammen, die ſelbſt den weſentlichſten Beſtandtheil unter ihnen ausmachen. Sie hatten ganz beſonders in Preußen, und vorzugsweiſe in Berlin, einen Stütz- und Mittelpunkt. In dem Gegenſatz gegen den freigeiſtigen König und ſeine Franzoſen waren ſie ſelbſt freidenkend geworden; ſie hatten die engliſchen Deiſten ſtudirt, um ihren Einwürfen gegen das Chriſtenthum zu begegnen; ſie hatten die Bemerkung gemacht, daß ſich dieſe Einwürfe noch ganz gut mit dem Chriſtenthume vertragen; ſie fanden, daß die Offenbarung nur gefördert würde, wenn die Vernunft- und Naturreligion mit ihr übereinſtimmte. Spalding hatte ſich daher nicht bedacht, eine Schrift von Shaftsbury zu überſetzen, und dies hieß Herder in ſeiner freiſinnigſten Zeit gut, wo er ſich wunderte, daß man alle die engliſchen Philoſophen ohne Wahl in Einen Topf warf, daß man Shaftsbury einen Deiſten nannte, ja daß man überhaupt den Deismus ſo verdächtigen mochte. Von jenen Engländern angeregt führten

Michaelis und Erneſti auf einen neueren richtigeren Weg der Auslegungskunſt, nachdem man früherhin immer aus der Dogmatik heraus exegeſirt hatte. Von jenen Engländern lernten unſere Theologen zuerſt in einem neueren Stile ſchreiben, und ſich Formen bequemen, die bald von dem hergebrachten Tone gelehrter Unterſuchung ablagen. Damit iſt jedoch nicht geſagt, daß der unendlich breite Schulvortrag gleich in den Schriften der Jeruſalem, Töllner, Teller, Baſedow, Semler, Büſching, und wer hier ſonſt noch genannt zu werden verdiente, getilgt, noch daß ihre Freiſinnigkeit irgend auch nur von ferne dem heutigen Standpunkte ähnlich ſei. Alle hängen doch noch ganz der orthodoxen Lehre an, in der ſie nur die grellſten Sätze in milderes Licht zu ſetzen wagten. Sie laſſen nur, wie Töllner, den Wunſch laut werden, daß man die Religion ebenſo pflegen möchte, wie die Theologie. Sie wollen beſcheiden, wie Jeruſalem in ſeinen Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, das Weſentliche in dieſer von dem abtrennen, was Philoſophie, Schulmethode, und Polemik hinzugethan haben. Sie wagten ſich nur mit Gefahr ſo weit, wie Büſching, die Endlichkeit der Höllenſtrafen zu vertheidigen, und wer dies mit größerem Nachdruck und in einer formell ſchon vorgeſchrittenen Schrift thun ſollte, wie Eberhard in der Apologie des Sokrates, der mußte ſchon ein Philoſoph von Profeſſion und dadurch befugt ſein, den Dunſtkreis der Kirche zu verlaſſen und auf offenem Markte zu predigen. Ein Mittelpunkt für dieſe Klaſſe von Theologen ward nun ſeit 1765 Nicolai's allgemeine deutſche Bibliothek, ein Mann und eine Anſtalt, die für die Vorgänge in der theologiſchen Welt von einem ungemeinen Einfluſſe waren. Durch Reichthum und Fruchtbarkeit des Ideengehaltes hat ſich weder in dieſem noch in einem anderen Fache die Bibliothek je ausgezeichnet; aber ſie war deſto wirkſamer durch die ſtete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologiſche Streitigkeiten nicht Religion ſeien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, ſondern für das Volk da ſei. Sie brachte es durch ihre Dauer und die Dauer ihrer Lehren dahin, daß populare Gemeinnützigkeit ein Ideal der Geiſtlichkeit ſelbſt, daß Duldſamkeit ein Wahlſpruch der Zeit, ja daß Heterodoxie ein Ruhm ward. Allein es fehlte viel, daß ſie zu dieſen Wirkungen gleich anfangs Miene gemacht, ja daß ſie die letztere überhaupt nur je in Ausſicht genommen hätte. Nicolai ſtand ganz auf dem Standpunkte jener Männer, ſeiner theologiſchen Freunde in Berlin, und er widerſprach mit Fug den Verketzerungen der Finſterlinge und Katholiſchen, die ihn und ganz Berlin der Freigeiſterei und des Atheismus beſchuldigten. Er gab nie die Anhänglichkeit an den kirchlichen Formen

auf, und aus ſeiner Bibliothek leuchtet nur das Eine hervor, daß er, wie Zollikofer ihm gethan zu haben ſchien, das Chriſtenthum auf die Vernunftreligion gegründet haben wollte, die aber nichts Anders als das Fundament, keineswegs das Haus ſelbſt abgeben ſollte. Das heftige Eifern gegen die Schultheologie in den Beiträgen, die ihm Joh. Müller zeitig in die Bibliothek ſchickte, mißfiel ihm; er mochte ſeine Spöttereien über theologiſche Dinge nicht leiden. Ein Mann wie Spalding that ſeinen Anſichten ganz Genüge, der die Religion nicht mit unnöthiger Salbung behandelte, der ſie ganz im Geiſte der Gemeinnützigkeit, im Lichte der geſunden Vernunft betrachtete, der an dem Stande der Geiſtlichkeit keine apoſtoliche Heiligkeit kleben ſah, der in ſeiner Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamtes (1772) keinen anderen Unterſchied zwiſchen ſich und einem andern Menſchen aufſtellte, als den die mehrere Beſchäftigung mit den großen Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit vermuthen laſſen kann.

Anſichten, wie ſie in ſolchen Schriften niedergelegt, wie ſie unter dieſen hellſehenden Männern üblich waren, mißfielen den Rechtgläubigen, die auf ihre biſchöfliche Würde wie auf den Buchſtaben der Bibel hielten, außerordentlich. Ihr berühmter Vorkämpfer iſt der Hauptpaſtor Goeze in Hamburg; die Ziegra, Zimmermann, Treſcho u. A. ſtehen gegen ihn im beſcheidenen Hintergrund. Er nahm wie ein Atlas die Laſt des orthodoxen chriſtlichen Himmels zu tragen allein über ſich. Man hat Nicolai mit Recht der Unverträglichkeit und der Verfeindung mit aller Welt angeklagt, doch iſt dies bei ihm gering gegen den feindſeligen Eifer Goeze's. Ihm waren alle jene Theologen der richtigen Mitte Indifferentiſten, weil ſie ſich um die Logomachien der dogmatiſchen Streitigkeiten weniger kümmerten. Er erhob ſich gegen Spalding und Erneſti; er ſchalt Semler, mit dem er in den 60er Jahren einen Streit über die complutenſiſche Bibel hatte, einen Socinianer; er griff ihn und Baſedow in Predigten an und beſchuldigte den Letztern, er wolle das Lutherthum ſtürzen; er ließ die Arbeiter an der allgemeinen Bibliothek Nicolaiten taufen und auch ſie zu Socinianern und Pelagianern machen; er griff Büſching wiederholt an wegen ſeiner allgemeinen Anmerkungen über die ſymboliſchen Schriften (1770); und bis zu ſeinen Streitigkeiten mit Alberti (um 1772) hatte er ſchon ein ſolches Maß von Gehäſſigkeit aller Art angehäuft, daß man dies Alles einigermaßen kennen muß, wenn man begreifen und entſchuldigen will, daß Leſſing, als er auch mit ihm anband, ihn einen lang geſammelten Aerger empfinden ließ und in einem Tone mit ihm redete, der für alle ſeine geweſenen Gegner eine Genug-

thuung enthielt. Der unzeitige Eifer des athletiſchen Vorkämpfers der Orthodoxie ſprach ſich, wie wir andeuteten, auf der Kanzel aus. Er machte die rein gelehrten Angelegenheiten zu einer Sache des großen Publikums, und die Anſichten des Kopfes zu Kennzeichen des Herzens. Kein Wunder, daß man dies auf der anderen Seite zuletzt mit Schriften erwiderte, die gleichfalls vor das Forum der Laien paßten, und als hier Leſſing gegen Goeze in jenen glänzenden Flugblättern ſeine gewaltige Ueberlegenheit fühlbar machte, zogen ſich die Gegner plötzlich erſchrocken zurück und wollten dieſe gelehrten Fragen wieder lateiniſch behandelt haben. Noch vor Leſſing aber hatte ſchon Nicolai, durch eben dieſen unduldſamen Zionswächter gereizt, die Aufmerkſamkeit der Nation auf dieſe Angelegenheiten hingezogen.

Dies geſchah durch den ſeiner Zeit ſehr berühmten Sebaldus Nothanker (1773). Der Form nach gehört dieſer Roman oder dieſe Lebensbeſchreibung ganz zu der picariſchen Gattung; er ſpielt in der mittlern Welt, fern von dem high life der Engländer, wie Nicolai ſelbſt angiebt; die Begebenheiten ſind abenteuerlich, aber doch alltäglich, und ſehr gerippenartig und trocken angelegt; die Charaktere „ſtrotzen nicht von Imagination und wortreicher Tugend;“ für die Langweiligkeit der Geſchichte ſollen die Meinungen entſchädigen; das Werk iſt nicht für die ſchöne Welt, ſondern für „hagere Magiſter, feiſte Superintendenten, weiſe Schulmänner, Studenten und Dorfpaſtoren“ berechnet. Der Held iſt ein Cruſianer, ein Original durch ſeine reine Menſchlichkeit, ſowie durch den gelehrten Eigenſinn, mit dem er kraft ſeiner haarſpaltenden Philoſophie aus der Apokalypſe ein feines Gewebe von Weiſſagungen zog. Das Thatſächliche dreht ſich zuerſt um die Verfolgungen, die der ehrliche Sebaldus wegen ſeiner Irrgläubigkeit durch den Superintendenten Stauzius erleiden muß, weiterhin um eine Kette von Schickſalswechſel und Unglück, das ihm ſeine Meinungen bereiten, das ihm durch Geiſtliche angeſtiftet wird, welche an Lehrformeln ausſchließende Seligkeit knüpfen. Daß hier die Zuſtände der deutſchen Welt, wie in ſo vielen Romanen dieſes Schlages geſchah, mit offener Naivetät beſprochen waren, daß die Verhältniſſe der Literatur im Allgemeinen ſchonungslos erörtert wurden, daß Perſonen wie Nicolai ſelbſt, wie Leſſing, Georg Jakobi und Andere, nicht undeutlich in dem Romane mitſpielen und ſo einen Goeze verleiten konnten, den Stauzius auf ſich zu beziehen, daß der Pietismus angegriffen ward, daß nur die Paſtoren hier wie gewöhnliche Menſchen behandelt waren, machte einen außerordentlichen Eindruck. Viele tauſend Exemplare wurden von dieſem Buche in drei ſchnell folgenden Auflagen

bgeſetzt, Ueberſetzungen, Nachahmungen, wie das Leben des Martin ickius und Anderes halfen zu ſeiner Verbreitung und Wirkung, ja es ſchah dem Werke ungefähr die Ehre, wie dem Narrenſchiffe von Brant, ß Predigten Rothanker's (von D. Ch. Seybold 1774) veröffentlicht urden.

Alles, was in dieſem Buche anſtößig war, waren leider Vorbilder s wirklichen Lebens, die noch dazu viel greller konnten aufgetragen d viel feſſelnder gemacht ſein. Dies ſieht man aus dem Leben von arl Fr. Bahrdt (aus Biſchofswerda 1741 – 92), das er ſelbſt (1790) ſchrieben hat[59]), und das uns weit tiefer in die theologiſchen Zuſtände neinblicken läßt, als der Sebaldus, zu dem dieſe Biographie ein natürhes Seitenſtück iſt. Der Verfaſſer erzählt ganz wie der Held eines :ariſchen Romans, er zeigt ſich „in puris naturalibus," als einen enſchen ohne inneren Charakter, mit dem die Verhältniſſe ſpielen, der ne Zufluchtsſtätte in ſich ſelber hat, der ohne eine Spur von Wärme d Poeſie, von tieferen Zügen des Gemüths war, der nur der praktien Richtung des Tagsverſtandes folgte, und dem am Ende nichts ickte, als ſich ſelbſt zu ſehen, wie er war, doch ohne im geringſten zu pfinden, welch ein abſchreckendes Beiſpiel ſein Leben gab. Er leitet : Züge ſeines moraliſchen und gelehrten Charakters ganz wie jene manfiguren aus den kleinen Zufälligkeiten der Erziehung und Schule, agmatiſch her, und in einer Reihe ſolcher kleiner allmäliger Einwirngen ſehen wir den Helden, der anfangs wie Sebaldus ein Cruſianer, Schwärmer, ein Exorciſt und Hyperorthodoxer war, und der als lcher von der allgemeinen Bibliothek langehin viel zu leiden hatte, imälig bis zur Stufe unſeres gewöhnlichen Rationalismus aufſteigen, s deſſen Leuchte und Licht er voranglänzt. Wir haben außer Bronner's ben Weniges, was uns ſo hüllenlos in die wahren Zuſtände des bens, ſo weit es den Erzähler berührt, hineinblicken ließe, wie dieſes uch. Die erſte Hauptſcene iſt in Erfurt, wo dem beſcheidenen und chtigen jungen Manne der erſte moraliſche Stoß gegeben ward durch n erſchreckend gemeinen Ton, den Riedel dort in die Geſellſchaft einführt hatte. Die ſchmählichen Verfolgungen, die Bahrdt dort von inen Kollegen, durch die Fakultätsgutachten von Wittenberg und Göingen, und durch Reichshofrathsbeſchlüſſe zu erleiden anfing, und die ich bei ſeinen Aufenthalten in Gießen, in Marſchlinz, in Dürckheim und

59) Vergl. Prutz: K. Fr. Bahrdt, ein Lebensbild. In Raumer's hiſt. Taſchenbuch. Dritte Folge. 1. Jahrg. 1850.

Halle fortſetzten, ohne daß Bann, Abſetzung, Verleumdung, Gefc
ſchaft, Hauskreuz und Noth ſeine leichtſinnige Laune beugen ko
ſind reine Seitenſtücke zu den Abenteuern im Sebaldus. Sie m
ihn, der ſich zu den ächteſten Orthodoxen zählen durfte, noch in
aufmerkſam auf den Tadel der Berliner, denen ſein Grad der Aufkl
nicht genügte. Nun fing er an mit Vorſicht, aber mit der Ausdau
allgemeinen Bibliothek und der Schreibluſtigkeit eines deutſchen B
machers, trotz der Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit ſeines Wiſſens,
loſe Bände zu ſchreiben (er zählt deren 126 in ſeinem Leben auf!)
einen Ehrgeiz darein zu ſetzen, die Blößen der Orthodoxie aufzut
Stufenweiſe läßt er nun Ein Dogma nach dem anderen fallen,
zuletzt durch Eberhard und Semler's Schriften auf jenen Stand
kam, wo er das Chriſtenthum als eine Moralreligion mit jener
taſieloſigkeit betrachtete, die aus ſeinen Wundererklärungen und
ſeinen neueſten Offenbarungen, jener von Göthe verſpotteten mode
ten Paraphraſe der Evangelien (1772), hervorſieht; wo er Chriſtu
einen ausgezeichneten Menſchen, als einen Wohlthäter und Auf
der Geſellſchaft anſah, mit dem er ſich ſelbſt neben Luther, Sokrate
Semler ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte.

Während ſich dieſe Gegenſätze der Orthodoxie und des Rat
lismus innerhalb der gelehrten Welt der Theologen (um 1770 h
bildeten, lagerten ſich gleichzeitig in der Laiengeſellſchaft ſelbſt nod
ſchroffere Gegenſätze gegeneinander über. Dies war beſonders ir
weſtphäliſchen Gegenden und am rechten Niederrheinufer der Fall.
förmlicher Klub von antichriſtlichen Freigeiſtern gruppirte ſich um
Mauvillon, den wir ſchon genannt haben, während die verſchiede
Sekten des Pietismus und Myſticismus ſich vom Naſſauiſchen bis
nach dem Niederrhein hin angeſiedelt hatten. Mauvillon's Kreis
Bekanntſchaft mußte ſich ſehr im Stillen halten; die außerorde
grellen Anſichten, die darin herrſchten, fanden wenige und jetzt meiſ
ſchwundene Organe in der Literatur; und wir wüßten kaum etwas
dem heimlichen Antichriſt, der hier ſein Weſen trieb, wenn nicht
villon's Briefwechſel (Deutſchland, 1801) wäre bekannt geworden.
lernen wir beſonders jenes Freundepaar kennen, Mauvillon und U
die ſich verſprachen, nach ihrem Tode ſich zu erſcheinen, und die
gegenſeitig in ihren religiöſen Freigeiſtereien ſteigerten. Unter ihnen
es für gut, gegen die Religion zu ſchreiben; der Weiſe dürfe keine
ſich erkennen; ſollten ſie einer ihren Beifall geben, ſo war es die zo
ſtriſche. Sie wußten ſich etwas mit der „ſchönen" Abſicht, die chriſt

Religion zu tilgen; ſie trugen den Plan, eine Bibliothek der Freigeiſter zu gründen, worin alle theologiſchen und philoſophiſchen Schriften von freigeiſtern beurtheilt werden ſollten. Sie waren ſelbſt gegen jene Denker aboſt, die zwar gegen die goeziſche und frankiſche Religion waren, aber nicht gegen die der Spalding, Semler und Teller, die der natürlichen Religion doch ebenſo ſchädlich ſei. Sie ſuchten mit dem Grafen von Schmettau in Plön in Verbindung zu treten, dem Verfaſſer des Schreibens eines Naturaliſten an Semler, Spalding, Jeruſalem u. A., der bei voller Preßfreiheit in Dänemark die „Blätter aus Liebe zur Wahrheit geſchrieben," eine Wochenſchrift, herauszugeben wagte, worin er dem Chriſtenthum ins Angeſicht widerſprach und das Kühnſte gegen die Bibel vorbrachte, ſo daß denn doch dies Blatt bald durch die Cenſur unterdrückt wurde. Mauvillon war in franzöſiſcher Schule ſo freigeiſtig geworden; er nahm das nicht ſo tief, wie deutſche Naturen, wenn ſie darauf fallen; er blieb bei allem Skepticismus heiter, geſellig, ein ſtoiſcher Epikureer. Unzer's Anſichten und Charakter beſtimmte Mauvillon; er ward ausſchweifend, und da der junge Mann ſchwindſüchtig war und den Tod vor Augen ſah, wühlte er ſich ganz in Verachtung und Gleichgültigkeit gegen Alles ein, wollte kein Chriſt und kein Menſchenfreund heißen [60]), ging mit dem Gedanken an Selbſtmord um (der in dieſem Kreiſe nach den Grundſätzen der größten Alten vertheidigt ward), ſchrieb noch vier Monate vor ſeinem Ende Vermächtniſſe für Zweifler, und verbat ſich auf dem Todbette, mit dem Beifall, auf den Rath des gemeinſamen Freundes Diez (damals Referendar in Magdeburg), die Kommunion. Dieſer Diez begegnete den Anſichten, die in dem système sur la nature humaine von Mauvillon niedergelegt waren, mit den ſeinigen; nur war er ſchwarzſichtiger, glaubte nichts, achtete nichts, leugnete Alles; er bekannte ſich unter allen Naturaliſten zu ſtehen, er wünſchte nie geboren zu ſein und nach dem Tode nicht fortzuleben. Er hatte Verſchiedenes geſchrieben, was jetzt ſchwer mehr aufzutreiben ſein möchte; eine mit Unzer gemeinſame Schrift ward ſogleich verboten. In dieſen Kreis

60) Er ſetzte ſich ſelbſt die Lobſchrift:

Die Nachwelt ſoll von mir die Prädikate leſen,
daß ich kein Menſchenfreund, kein Chriſt geweſen.
Ob nun ein ſolcher Mann
nicht auch rechtſchaffen heißen kann,
das kommet auf die Nachwelt an;
zum wenigſten bin ich's geweſen.

gehörten noch mehrere Männer des praktiſchen Lebens, die als Schriftſteller nicht bekannt ſind; dagegen iſt der Juſtizrath von Knobelauch in Dillenburg, ein eifriger Freund Mauvillon's, als antithaumaturgiſcher Schriftſteller bekannt, und man kann ihn aus dem Merkur und Eberhard's phil. Magazin kennen lernen, wenn man ſeine ſonſtigen Schriften nicht zur Hand hat. Auch Er iſt ein ganz entſchiedener Skeptiker, mit Menſchen und Amt zerfallen, ein ebenſo greller Feind der poſitiven Religion und Freund der Revolution, wie Mauvillon. Der Letztere hatte bei ſeinem Aufenthalte in Kaſſel noch mehr demokratiſche Grundſätze im Angeſicht jener Despotie eingeſogen, als ihn ſeine allgemeine Doktrin lehrte; er iſt aus ſeinen Staatsſchriften am bekannteſten geworden, in denen er als ein Gegner von Schlözer auftrat, und aus ſeinen Schickſalen, da er als Propagandiſt und Revolutionär verfolgt ward. Auch Knobelauch hing mit ganzer Seele an der Revolution. Sollte ſie ein übles Ende nehmen, ſo wollte er nicht mehr leben; nach ihm hatten alle die, deren Köpfe damals in Gefahr waren, an dieſer Umwälzung gearbeitet, und ſie würden, meinte er, damit fortfahren, um unſern Enkeln wieder ein ähnliches Trauerſpiel zu ſchaffen.

Ganz andere Zuſtände der Bildung herrſchten in den Gegenden, wo Knobelauch zu Hauſe war, unter der Maſſe des Volks, ganz andere Anſichten in anderen Kreiſen der höheren Sphäre. Wie ſich die Extreme ſo vielfach berühren, kann man nirgends beſſer gewahren, als eben hier. Es iſt auffallend genug, daß eine Philoſophie, die in ihren Entwickelungen den freien Gedanken der Religion ſehr gefährlich machen mußte, gerade von Königsberg ausging, wo ſo viele Reſte des Pietismus zu Hauſe waren; daß in dem Lande, wo Klopſtock und Cramer lebten, der Graf Schmettau dem Chriſtenthum offenen Krieg erklärte; daß an dem Orte, wo Goeze predigte, Reimarus ſeine Fragmente ſchrieb; daß in der deutſchen Schweiz Lavater ſeinen abenteuerlichen Glauben verkündete, im großen Gegenſatze zu dem abenteuerlichen Skepticismus, der in der franzöſiſchen durch Rouſſeau war verkündet worden. Nirgends aber liegen die Gegenſätze, die Extreme und Ueberſprünge auffallender vor, als in den Gegenden von Naſſau und Weſtphalen. Hier fand die außerordentliche Erweckung, die in der Chriſtenheit im Anfange des 18. Jahrhs. ſtatt hatte, eine populare Stätte auf die Dauer, wie wir leider noch jeden Tag erfahren. Von unten herauf wurde hier eine Herſtellung des Chriſtenthums gelehrt, die anderswo von Adel und Geiſtlichkeit ausging. Während in Halle die Anſtalten von Franke blühten, während Zinzendorf die Brüdergemeinde ſtiftete, wollte Elia Eller im Bergiſchen in

Ronsdorf das neue Jeruſalem bauen und das tauſendjährige Reich gründen; der Handwerksgeſell Hochmann lehrte enthuſiaſtiſch in Jülich-Cleve-Berg, predigte in Elberfeld und Solingen, und dem Verfolgten gab Graf Kaſimir von Berleburg ein Aſyl. Hier bildete ſich eine Zufluchtsſtätte für Separatiſten des verſchiedenſten Schlags, von hier ging die myſtiſch-gloſſirte Bibel von Haug aus, die weitverbreitete Wirkungen hatte. Der Schuſter Rock aus Büdingen ſtiftete die Sekte der Inſpirirten; er zog als ein noch beredterer Prediger wie Hochmann in Naſſau und Siegen umher, wo ihn ein Schüler der Guyon, Herr von Marſay, mitten in einer Predigt mit einem Eimer Waſſer vom Paroxismus und vom heiligen Geiſt zugleich heilte. Wie nun der äußerſte Myſticismus, der ſich durch dieſe Menſchen hier im Volke feſtſetzte, in Einzelnen zum geraden Gegentheile überglitt, kann man in eben dieſen Gegenden noch lange vor den Zeiten beobachten, in denen wir ſtehen. Der berüchtigte Arzt Chriſtian Dippel hatte ja auch nach ſeinen vielen Irrzügen in Berleburg Zuflucht gefunden; er knüpfte ſeine myſtiſche Morallehre zuletzt an die Theorien der neuen aufgeklärten Theologen, und Chriſtus ward ihm eine gleichgültige Perſon. Sein Schüler Edelmann war unter den erſten verrufenen Freigeiſtern; auch Er war vom Myſtiker zum Leſer Spinoza's und der engliſchen Deiſten, zuletzt ein Spötter der Religion geworden. Aber dieſe Beiſpiele wirkten auf das Volk nicht herunter. Aberglaube, Pietismus, magiſche Wiſſenſchaft und Charlatanismus aller Art reichte in den Gegenden, wo Joh. H. Jung (Stilling — aus der Gegend von Siegen 1740—1817) geboren war, in die unterſten Volksklaſſen herab, und in die ganz ähnlichen Zuſtände läßt uns Moritz in ſeinem Anton Reiſer bis nach Hameln und Pyrmont hin blicken. Jung Stilling wuchs mitten in der Nachwirkung auf, die die Lehren jener Männer hatten. Er hörte von Hochmann erzählen, Rock's Predigten waren in ſeiner Heimath noch im Andenken; von Dippel, der in deren Nähe gelebt hatte, konnte er noch mancherlei erfahren. Seine Familie war ganz von dieſem Geiſte angeſteckt: ſein Onkel grübelte über der Quadratur des Cirkels, ſein väterlicher Großvater hatte Viſionen, ſein mütterlicher war ein Alchymiſt, und ſein Vater hatte viel mit frommen Leuten und er ſelbſt in früher Jugend mit Paracelſiſten und Böhmianern zu thun. Er hatte die Gelegenheit, den Pietismus und die Pietiſten von ihren übeln Seiten, die Freigeiſter der Zeit von ſehr guten kennen zu lernen, er ſuchte ſich daher in einer gewiſſen Mitte zwiſchen jenen Extremen zu halten, die aus den Ueberlieferungen ſeiner Heimat ihn berührten, und die ihm in ſeinem eigenen Leben ſpäter von der anderen Seite begegneten. Dennoch

blieb er auf der Seite, die bei den Seinigen zu Hauſe war, ganz
ſchieden hängen. Das Große, was Aufklärung und Freidenker
Deutſchland hervorrief, konnte ihm nicht die beifällige Erinnerun
die myſtiſchen Volksprediger und Schuhmacher austilgen[61]); trotz
Unlauterkeiten, die da unterliefen, ſchien es ihm unverkennbar, daß
mächtige Stimme in jenen Zeiten der Erweckung aus der unſichtbar
die ſichtbare Welt herüber erſchollen ſein müſſe. Ja er vernahm in
Stimme den Schall der ſiebenten Poſaune aus der Apokalypſe, d
nämlichen Zeit auch die vornehmſten Werkzeuge des Drachen, die
läufer des Thiers aus dem Abgrunde auftraten!

Der Mann, von dem wir reden, berührt mit ſeiner Schriftſte
ganz unſer Gebiet des praktiſchen Romans, von dem aus wir dieſe
den Regionen überblicken; religiöſe Intereſſen füllten ihn ganz aus,
er war kein Theologe und ſchrieb in Formen, die nichts mit der S
zu thun hatten. Schon ſein Jugendleben muß in der urſprüngl
Geſtalt (Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſ
1778) unter jene Biographien geſtellt werden, die ganz in den Cha
der picariſchen Romane hineinſpielen. Wenn Jung dem Werke äſt
ſchen Zuſchnitt, Dichtung zur Wahrheit hätte geben können, ſo wä
ein empfindſamer Roman geworden, der an Originalität ſeines Gle
nicht hätte; auch jetzt wirft es den Siegwart und Alles, was wir
pfindſames beſitzen, in tiefen Schatten, und wer es nicht mit An
und Rührung lieſt, muß ganz unter die ärgſten äſthetiſchen Nicol
gehören. Jung entwickelt in ſeiner Jugend einen Gegenſatz idealer N
zur wirklichen Welt, wie er nicht Jean Paul[62]) und keinem unſerer
manſchreiber, die das Aehnliche verſucht, gelungen iſt. Die from
und abergläubigen Eigenheiten ſeiner Familie, die ganz erläuterung
Lektüre von Heldenromanzen und Volksbüchern, des Homer und
aſiatiſchen Baniſe, die Gewöhnung, alle Mährchen und Sagen glä
aufzunehmen wie die Bibel, das einſame Schwärmen in einer ſch

61) Die obigen Notizen kann man zerſtreut in ſeinen Werken auffinden.

62) Die Flegeljahre behandeln dieſe Aufgaben. Viele Züge könnten Walt ger
von Jung's Gemüthsleben geliehen werden. Wie nahe hier die Wirklichkeit der Dic
lag, und wie leicht dies Leben zu einem Dichtungswerk umgebildet werden konnte,
man z. B. aus dem natürlichen Gegenſatz des humoriſtiſchen Hersfeld gegen Jung
kalten, verſtändigen, empfindungsloſen Beobachters der Welt, eine Gattung, di
Biograph Launer nennt, und die Jean Paul überall richtig gegen ſeine Idea
überſtellte.

Natur, die Entfernung von Menſchen und Welt, und mithin von Verſuchung und Erkenntniß des Böſen, bildeten in dem ſinnigen, phantaſievollen Knaben einen ganz außerordentlichen Grad von Empfindbarkeit und molluskenartiger Weiche aus. Die unendliche Schwermuth, die unter gutartiger Armut der ſtrebenden Jugend eigen wird, kommt hinzu, um in dieſem Jugendleben einen Stock von natürlicher, ungekünſtelter Sentimentalität anzuhäufen, wie wir ihn nicht leicht wieder beiſammen finden werden. Der Stoß dieſes verſehrbaren Gemüthes auf die arge Welt iſt der mehr tragiſche oder tragiſch-komiſche Theil des Buches, der ſich von dem elegiſchen abſcheidet. Außerordentlich feſſelnd iſt die Vergleichung dieſer Jugendgeſchichte eines Frommen mit der von Moritz, der mit einem widerſetzlicheren Gemüthe in derſelben Abhängigkeit von pietiſtiſchen Vorſtellungen und in dem ähnlichen Gegenſatz einer idealen Gedankenwelt gegen die wirkliche aufwuchs. Jung Stilling ſtrebte höher hinauf, er warf ſich in eine ſchulmeiſterliche Laufbahn, und ward zerriſſen unter rohen bäuriſchen Kabalen und Nachſtellungen, er litt mit ſeiner Lammesnatur unter Wölfen, rechnete ſich dies als Strafe für Dünkel an, und kehrte zur Nähnadel, dem Geſchäfte ſeines Vaters, zurück. Auf ſeiner Wanderſchaft führt der Himmel ſeine Heiligen wunderlich; er geräth unter lauter gute fromme Leute; die Kraft des Gebets hilft ihm in aller Noth; er ſchließt ſeinen Bund mit Gott; bei jeder überraſchenden Wendung ſeines Geſchickes gibt er ſich im Guten und Böſen willig hin. Wie ihn Gott zur Medicin leitet, erkennt er ſeinen Beruf und preiſt die Wege des Himmels; wie es ihm darin mißglückt, ſo weiß er auch das wieder Gott zur Ehre zu deuten, und erkennt nun wieder, als es das Glück ſo fügt, daß ihn Gott ganz deutlich zum Staatsökonomen beſtimmt habe, für den er eben ſo wenig geſchaffen war. Wenn er im höchſten Elend iſt, ſo ſieht er, wie dem Vater der Menſchen die Eingeweide brauſen, und er ſich vor Mitleid nicht mehr halten kann. Denn er ſteht mit Gott in einem perſönlichen Verkehr, wie er eine perſönliche Neigung zu Chriſtus fühlte; er ſtellte ſeinen Gott mit dem Satz, daß kein Haar umkommen ſolle, ganz eigentlich auf die Probe, und er hält die Probe in häufigen und ſehr auffallenden Beiſpielen. Mit Recht alſo hält ſich Jung Stilling, wenn irgend einer, für einen bevorzugten Sohn der Vorſehung. Allein in den Schelmenromanen des 16. Jahrhunderts iſt dieſe ſelbe Vorſehung ſchon an den Böſen gelehrt eben ſo einſeitig und gegen die chriſtliche Lehre wie hier an dem Guten; dort ſind die Maſchinengötter Glück und Zufall; und wer will, kann die Moral, die ſich auf dieſe Erfahrungen gründen ſoll, zur Gotteslästerung anwenden. Der Eine ſieht

Gott in jedem Zufall, der Andere vergißt ſeinen Gott über dem Zufall. Sonderbarer Weiſe hat der Abenteurer Bahrdt, mit dem Jung gewiß nichts Gemeinſames haben möchte, nicht allein denſelben Glauben an eine beſondere Vorſehung wie Jung, ſondern auch dieſelben reichlichen und wundergleichen Glücksfälle in der Noth! Jung's Buch macht daher, wunderbar genug, ganz denſelben Eindruck, wie jene Biographien der Abenteurer; dies hat auch Göthe in dem, was er über Jung ſagte, ganz deutlich gefühlt. Und auch darin berührt es dieſe Gattung (der es eigentlich entgegenzuliegen ſcheint, indem ſcheinbar Nichts den Verhältniſſen, Alles unmittelbar der Gottheit zugeſchrieben wird), daß es die Vorſehung ſelbſt ſich den Verhältniſſen bequemen läßt, ihre Eingriffe pragmatiſch herleitet, und die Gottheit vermenſchlicht. Dies folgt natürlich daraus, daß man ſich für die lebendigen Zuſtände der Gegenwart und Wirklichkeit blind macht; man ſucht dann nach keinen andern Urſachen der Dinge, als die man mit geſchloſſenem Auge finden kann. Man lebt ſich in vergangene Zeiten zurück, wie Jung in die des patriarchaliſchen Chriſtenthums; man befähigt ſich ganz zum Sektenmanne, und die es Jung anmutheten, Sekten zu ſtiften, erkannten richtiger als Er die Beſtimmung, die er in ſich trug, aber nicht ſo richtig wie er, daß der Zeit der Beruf für Sekten mangelte. In ſolchem Falle ſtehen Männer wie Jung als die größten Originale abgeſondert da. Jung fühlte es ſelbſt, er beſchuldigte ſich eines gewiſſen Anſtrichs von Etourderie und Unbedachtſamkeit, und gibt damit den Schlüſſel zu ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeiner Geſchichte. Er fand ganz richtig, daß die Vorſehung durch lange Läuterung dies in ihm tilgen wollte, was daſſelbe ſagt, wie jenes Obige: daß er ſich in ſeinem Gegenſatz gegen die Zeit erkannte und nicht ganz ſo eigenſinnig wie Lavater den Sonderling durchführte; er wollte nicht eben der Alleinweiſe ſein, wie es Menſchen ſeiner Art ſonſt ſo gerne mögen; er ging nicht ganz ſo weit wie verwandte Leute dieſes Schlages, die noch in unſere Zeit herüberdauern, daß er über anderer Leute Köpfe die Glasglocke ſähe, die er ſelber trägt.

In den lebhaften 70er Jahren ſchien es, als ob ſich Jung aus ſeiner friedlichen Natur herausreißen laſſen wollte; er warf dem „berliner Philiſter," ärgerlich über die Ausfälle im Sebaldus Nothanker gegen die Pietiſten, einen Stein aus der „Schleuder des Hirtenknaben" entgegen, doch war er zugleich beſorgt, er möchte für dumm rechtgläubig gehalten werden, und ließ, dem vorzubeugen, ſchnell „die große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens" folgen. Weiterhin mied er die Polemik und ſchrieb ſeine nächſten Romane, um ſich nach der einen Seite hin

gegen den Ruf des Freigeiſtes ſicher zu ſtellen, den er in Elberfeld hatte, und nach der anderen gegen den des Pietismus. Im Anfang ſtehen daher ſeine Schriften noch in einigem näheren Bezuge zu den Lebensverhältniſſen, wenn auch nur zu mehr örtlichen und privaten des Verfaſſers ſelbſt; ſpäter ſchrieb er einzelne, wie die Theodore von Linden, aus Geldnoth, andere aus Gewohnheit des Schreibens, ſo daß wir abermals dieſelbe Erſcheinung des Rückgangs haben wie bei den Wezel, Müller und Hermes. Die Geſchichte des Herrn von Morgenthau (1779) ſchrieb er für die Elberfelder, die ihn wegen ſeiner Lebensgeſchichte im Verdacht eines Freigeiſtes hatten, und er benutzt das Buch, um den Pietiſten einige ſchonende Lehren zu geben über ihre Abſonderung von der Welt und ihren Mangel an Gemeinnützigkeit, einen Zug, den Jung nicht theilte, da ihn ſeine Geſchicke allmählich unter die Menſchen geführt hatten, und er von Natur einen Drang nach Wohlthun und nutzbarer Wirkſamkeit hatte. Was das Formelle angeht, ſo iſt hier von dem ächten Geiſt der Naivetät in ſeiner Biographie nur noch ein Tropfen in einen Eimer Waſſer aufgelöſt. Es iſt dieſelbe Dürftigkeit und Wiederholung wie bei den Andern. Er hatte ſich verführen laſſen, im Morgenthau die neue fielding'ſche Manier etwas nachzuahmen; im Florentin von Fahlendorn (1781) ſuchte er mehr zu ſeiner eigenen Stillingsmanier zurückzukehren. Aber dafür haben wir dem Thatſächlichen und den Tendenzen nach wieder deſto mehr Erinnerungen an die Lebensgeſchichte. Im Theobald dem Schwärmer (1784) ging ſeine Abſicht dahin, mit Erlebniſſen an ſich und Anderen, aus denen er die Geſchichte zuſammenſetzte, den Satz durchzuführen, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glücke zwiſchen Unglauben und Schwärmerei mittendurch gehe. Als Dichtungswerk betrachtet haben wir auch hier wieder nichts als hingeworfenes Material, wieder Züge aus Jung's eigenem Leben und Erfahrung. Es war ihm, wie unſern geiſtlichen Liederdichtern und unſern frommen Malern, nicht der Mühe werth ſeinen Stoff zu verarbeiten, der ihm an ſich ſelbſt intereſſant genug ſchien; er hatte nicht Muth, die Materie dichteriſch zu vernutzen, denn da es ſich um die Mißbräuche des Pietismus handelt, ſo fürchtet er ſich, wie er ausdrücklich ſagt, der Sünde, das Geringſte hinzuzudichten. Wir haben alſo trockene Wahrheit hier; wir haben noch ein Minus von Wahrheit, denn wo der Verfaſſer etwas recht Tolles und Arges, Originalbriefe u. dergl. mitzutheilen hat, was den Pietismus lächerlich machen würde, da hält er es zurück. Aber auch das Mitgetheilte iſt unglaublich genug! Und dennoch vertheidigt Jung dieſes Weſen! Er vertheidigt es aus demſelben romantiſchen Sinn, aus dem

die genialen Jünglinge damals alles Poetiſche des Lebens und der Sitte gut hießen; es tritt alſo ein poetiſches Glaubensbekenntniß hart an das religiöſe hinan. Die Bibel mit allem Wunderbaren und allen Wundern einfältig zu glauben, iſt ſchon die Vorſchrift eines ganz unkritiſchen, ganz zum vergleichenden Denken unfähigen Kopfes; und ein unnützes Leben, wie das pietiſtiſche, gut zu heißen, beweiſt wenigſtens einen Sinn, der in der politiſchen Oekonomie nicht weit gekommen ſein kann. Warum, fragt er, haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, deſſen Seele im Reiche der Phantaſie herumſchwärmt und dichtet? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantaſiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenſtand hält und von ihr romanhafte Begriffe hat, den wollt ihr verbannen! Und gewiß mit Recht; denn der Eine wird im gewöhnlichſten Falle ein Phantaſt auf eigene Hand, aber der Andere ein Schwärmer, der Schwarm macht und fanatiſirt, und die Phantaſie auf Verhältniſſe und unter Menſchen trägt, wohin ſie nicht gehört. Es heißt den Schönheitsſinn zu weit tragen, wenn man, wie Jung, die Ueberzeugungen der Hochmannianer, daß das Weltgericht bevorſtehe, und daß ſie den ſicheren Zugang in die Stadt der Freiheit beſäßen, wenn man dieſe Monomanie für die ſüßeſte Schwärmerei hält. Man muß dazu das gute Herz von Jugend auf und dabei jene Etourderie beſitzen, die unſere Aufmerkſamkeit von den natürlichen Verhältniſſen der Menſchheit ablenkt, um nur die gute Seite bei allen Dingen zu ſehen und die üble ſich unwillkürlich zu verhüllen. Wer dieſe Gabe theilt, der wird allerdings in dieſen Romanen oder Bildern der Wirklichkeit finden, daß das Leben jener pietiſtiſchen Volksklaſſe poetiſche Elemente an ſich in den Geſellſchaftsromanen ſeit den 90er Jahren in dem Maße verloren, wie ſie ſich aus dem übrigen Leben entfernten, ſo daß dann unter den Romantikern die Flucht ins Mittelalter nöthig ward.

In weiteren Kreiſen des deutſchen Lebens als in dieſen pietiſtiſchen gab damals die Neuheit der geheimen Geſellſchaften und das geſpannte Intereſſe daran ein Poetiſches und Wunderbares mitten in der nüchternen Gegenwart ab. In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entſtand das Getriebe mit dieſen Geheimorden über ganz Deutſchland hin. Man wußte nicht woher und wohin; es erſchienen Abgeſandte unbekannter Verbindungen mit eiteln Vorgebungen und Hirngeſpinnſten; die Neugier ward rege; man ließ ſich betrügen und Zeit und Geld rauben, ohne dadurch klüger zu werden. Die Phantaſie war einmal losgebunden, und es widerholten ſich Erſcheinungen und Zuſtände, denen wir ſchon im 17. Jahrhundert begegnet ſind. Die Aufhebung des Jeſuiten-

ordens gab dem Intereſſe an dieſen neuen Erſcheinungen den großen Nachdruck und die weitreichende Nahrung. Man forſchte nach den geheimen Oberen aller der verſchiedenen Sekten, der Illuminaten und Freimaurer, der Klerikalen und Roſenkreuzer, und fiel am natürlichſten auf die Jeſuiten. Männer, die in dieſen Kreiſen ſich umgetrieben hatten, fanden allerdings, daß unter den Roſenkreuzern und anderen Freimaurerſekten der Jeſuitismus ſchleiche, ſo beſonders Forſter, der ſich anfangs gläubig dieſem Weſen hingegeben hatte, und der es gleichſam wider Willen zugeſtand, daß die Aufklärer in Berlin nicht Unrecht hatten, Machinationen des Papismus zu wittern. Es erſchienen Schriften, wie z. B. Hirtenbriefe an die wahren und ächten Freimaurer alten Syſtems (1785), worin die Wächter des Proteſtantismus, Nicolai, Semler u. A., Kunſtgriffe der Jeſuiten zur Unterſtützung der katholiſchen Hierarchie fanden. Man ergriff nun Gegenmittel, man wollte die geheimen Geſellſchaften reinigen und beſſern; Adam Weishaupt, Profeſſor des kanoniſchen Rechts in Ingolſtadt, brachte die Illuminatengeſellſchaft zu einer Art Konſiſtenz, in welcher ſie der Hierarchie und den Jeſuiten entgegenwirken ſollte. Aufs wildeſte durchkreuzte ſich dies Weſen in den katholiſchen Landen, wohin offene Aufklärung ſich nicht wagen durfte; und in dies Gewebe blickt man in Bronner's Leben hinein, das wir ſchon oben erwähnt haben. Die Jeſuiten richteten hier beſonders ihre Verfolgung gegen die Illuminaten, in deren Innerem ohnehin die gutgemeinten Abſichten des Stifters durch tumultuariſche Uebereilungen ſolcher Männer wie Knigge[63]) alle verdorben wurden; in Baiern triumphirten die Loyoliten, 1785 ward der Illuminatenorden dort aufgehoben. Wie Meteore ſchwanden dieſe Erſcheinungen vorüber; nur der Freimaurerorden beſtand durch alle Verfolgungen. Er verkündete oft, daß er mit Religion und Politik nichts zu ſchaffen habe; Leſſing legt ihn in ſeinen Geſprächen zwiſchen Ernſt und Falk eine feine und tiefe Abſicht unter, die ganz auf den humaniſtiſchen Regungen des Jahrhunderts ruhte, und zu der ſich die eifrigſten und einſichtigſten Freimaurer immer bekannten. Der Orden war in den Zeiten religiöſer Wirren und politiſcher Noth die Zufluchtsſtätte aller ſtrebenden Männer; der ganze klopſtock'ſche Kreis hielt ſich daran an; der alte deutſche Verbrüderungsſinn fand hier eine willkommene Nahrung. Wie dieſe Intereſſen die Nation ausfüllten, erkennt man

63) Die näheren Hergänge gehören natürlich nicht in ein Werk wie dieſes; aus Knigge's Standpunkt ſind ſie in Gödeke's Leben Knigge's zu leſen, wo jeder Einſichtige das Urtheil, das hier gefällt iſt, trotz der möglichſt günſtigen Stellung der Thatſachen beſtätigt finden wird.

in unſerer ſchönen Literatur auf Weg und Steg. Alle Romane ſind mit ſolchen Verbrüderungen angefüllt; im Meiſter, in Jean Paul, in Knigge's Leben, ſeinen Romanen und ausdrücklichen Gelegenheitsſchriften iſt Alles voll davon. Ein großes Muſikwerk Mozart's ruht auf dieſem Grunde; Bahrdt's letzte Anſicht vom Chriſtenthum nicht minder. Man forſchte wiſſenſchaftlich nach den Myſterien der Alten; Stark's Buch über dieſen Gegenſtand ſetzte in Bahrdt die Idee in Feuer, Chriſtus habe den Plan gehabt, durch eine geheime Geſellſchaft die von den Prieſtern verdrängte Wahrheit zu retten. Hier fand er den ächten Schlüſſel zu der Geſchichte Jeſu. Auch in Wieland's Geſchichtsromane der ſpäteren Periode, werden wir unten ſehen, gehen dieſe Ideen vielfach ein. Wir haben andere Romane, deren ganzer Bau auf den Fundamenten des Ordensweſens ruht. Dahin gehört Hippel's A — Z; und zu dieſem müßten wir Jung Stilling's Heimweh (1794) ſtellen. Dies Buch drückt den endlichen völligen Sieg des Verfaſſers über die Zweifel aus, die ihm Freigeiſterei und Determinismus gemacht hatten. Er ward ihm durch die Extreme erleichtert, die auf der Seite des Unglaubens und der Aufklärung heraustraten. Die kantiſche Philoſophie ſchien am leichteſten überwältigt, wenn man ſie für ein unterirdiſches Labyrinth erklärte, der franzöſiſche Vernunftgötze am beſten ignorirt, wenn man ſich bei dem perſönlichen Gotte der Chriſten tröſtete. Jung hatte gerade Triſtram geleſen und wollte nach Hippel's Beiſpiel dieſen Styl reinigen und heiligen, allein er hält ihn nur auf den drei erſten Seiten feſt. Dazu hat das Ganze durchaus nichts mit Sterne zu thun. Es ſoll den Chriſten auf ſeiner Heimwehreiſe, ſeine Ausbildung zum Kreuzritter in dem Tempel von Jeruſalem, unter den Prüfungen des Geheimordens der Felſenmänner darſtellen, und iſt ausdrücklich gegen die Ritter vom flammenden Stern der Aufklärung geſchrieben; die Erzählung iſt peinlich und geſpenſtig, weil man auch ohne den Schlüſſel die kleinliche Allegorie überall durchmerkt. Es iſt ein Roman, der völlig in dem allegoriſchen bedeutſamen Sinne der Geſchichtsgedichte des 17. Jahrhs. geſchrieben iſt, wie wir denn überall in dem phantaſtiſchen Getriebe dieſer Zeiten an Zuſtände jener früheren Periode erinnert werden. Da ſich die Führung eines jeden Kreuzritters im Allgemeinen gleich bleibt, ſo läßt ſich erwarten, daß auch dieſes Buch wieder Jung's eigenes inneres Leben erzählt, nur in einer überweit getriebenen Allegorie, die es deutlich verräth, wie der Verfaſſer in ſpäten Jahren immer mehr in die Blödheit ſeiner Jugend zurückging. Er überläßt ſich zuletzt dem Geiſte der Weiſſagung ſo ganz, daß er ſelbſt die höhere Allegorie ſeines Romans nicht mehr enthüllen kann. Und ſo ſehen wir ihn zuletzt in ſeiner Theorie der

Geiſterkunde (1808) völlig zu jenen Volksklaſſen gleichſam herabgeſunken, aus denen er ſich anfangs emporgehoben hatte. Er bringt den Köhlerglauben in ein Syſtem, nicht mit der Gewalt jener bildneriſchen Phantaſie des Paracelſus, die einer poetiſchen Theorie der Geiſter noch gewachſen war, ſondern mit dem ärgerlichen Widerſetzungsgeiſt gegen die Philoſophie und Aufklärung der Zeit, der er zu folgen, die er zu begreifen nicht im Stande war, und mit jener Miene der Wiſſenſchaftlichkeit, die ſich gar nicht bewußt iſt, daß ſie auf ein Gewebe von halben phyſikaliſchen Erkenntniſſen und von Charlatanerien ein Gebäude der Wahrheit aufſtellen will.

Wie ſich Jung Stilling vorſichtig und friedlich hielt, und das Auffallende eines Sektirers, eines Propheten, eines Sonderlings in den phantaſieloſen Zeiten der Kritik, der Naturforſchung und Mechanik wenigſtens praktiſch fühlte, obgleich theoretiſch entſchuldigte oder milderte, ſo warf ſich dagegen Joh. Kaspar Lavater (aus Zürich 1741—1801) laut und eifrig gegen dieſe Zeit auf und verſtockte ſich im Trotze gegen ſie. Er machte ſich für ihre Eigenſchaften blind, er ließ ſich von zerſtreuten Zeichen eines jungen Lebens zu dem Glauben verleiten, die erſte Kraft des Geiſtes dauerte auch in alten Geſchlechtern aus, er beſchwor dieſen Geiſt, der ihm nur durch Sünde latent geworden ſchien, er mußte mit Unmuth erfahren, daß er eitle Geſpenſter für Erſcheinungen dieſes Geiſtes hielt, ließ ſich aber dennoch nicht enttäuſchen und wühlte ſich immer tiefer in ſeinen Eigenſinn ein. Was uns den Aufſchluß über dieſen höchſt ſonderbaren Mann gibt, wo die Quelle ſeiner Originalität liegt, iſt im Grunde daſſelbe, was wir bei Jean Paul gefunden haben. Er lebte von Kind auf ein thätiges inneres Stillleben, was ihn in ſeinem Bewußtſein über Andere ſeines Gleichen wegſetzte, er ward aber äußerlich abgeſtoßen und gegen Andere zurückgeſetzt, denen er ſich überlegen wußte; dies machte ihn auf alle Eigenheiten, Empfindungen und Phantaſien ſeines jungen Kopfes deſto erpichter, und er hielt nun gleichſam in demſelben Trotze an dem Angefochtenen feſt, wie er es nachher im Großen nach den erſten Befehdungen ſeiner auffälligen Meinungen vor der Nation that. Dazu kommt dann, daß um ihn her eine Bewegung in dem Volke und in der Zeit war, die dieſe phantaſtiſchen Jugendgrillen unterſtützte; die Nation feierte gleichſam eine neue Jugend nach, und dieſe verſchwindende Zeit wollte der, der ihr am innigſten angehörte, ebenſo feſtbannen, wie er ſeine eigene Kindheit mit ihrem Seelenleben, das ihm lieb geworden war, feſthielt. Wir erinnern uns an den Zuſtand unſerer Poeſie: ſie war ganz der Sphäre des früheſten Volksgeſanges nahe

gerückt worden; man glaubte an poetiſche Wundergaben, an unmittelbare Begeiſterung, an Eingebungen, deren wir nicht mächtig ſind. Im ſittlichen Leben ging man ganz auf dieſelbe Weiſe zu den unmittelbaren Einflüſterungen der Natur und des Triebes zurück, und nannte Uebereinkunft und Mißbrauch, Hofmeiſterei und Kleinmeiſterei, was die Vernunft dagegen einzuwenden hatte. Auch in der Wiſſenſchaft aller Art hatte Hamann dieſe Forderung geſtellt, daß man von den grauen Theorien zurückkomme zu der erſten friſchen Quelle der Anſchauung und der Eingebung. Seine Lehre wandte Herder auf Poeſie, Geſchichte, Sprachkunde und Religion an, und hier mit jener brauſenden Lebhaftigkeit, die wir früher in ſeiner Jugendgeſchichte kennen gelernt haben. Mit demſelben jugendlichen Sinne, den wir in Lavater noch geſteigert wiederfinden werden, warf ſich Herder jenen Theologen, deren Lehre bis in die 70er Jahre den feſten Mittelpunkt der deutſchen Theologie ausmachte, entgegen, ebenſo wie ſich die ganze Zeit gegen die Dichter des alten Schlags auflehnte. Wir haben es oben geſehen, wie Herder gegen Spalding, mit dem Lavater anfangs befreundet war, losfuhr, und daher kommt es, daß die allgemeine deutſche Bibliothek, wie gegen Hamann, ſo auch gegen Herder's theologiſche Erſtlingsſchriften bitter polemiſirte. Die ganze Jugend ſtellte ſich jetzt auf dieſe Seite des Inſtinkts, des kühnen Wurfs, des Ahnungs- und Schöpfungsvermögens im Menſchen gegen die nüchterne Verſtändigkeit der Berliner; und dies nicht allein in Beziehung auf Poeſie, ſondern auch auf Religion. Wie man damals Alles mit poetiſchen Augen anſah, ſo auch die Sagen und Schriftquellen des Chriſtenthums, und man wollte dieſe bei ihrer Poeſie geſchützt wiſſen, auch wenn man keinen anderen Glauben daran hatte, als einen poetiſchen. Man hatte den großen Rückhalt an Klopſtock, und Einer der jungen Genien, die jetzt von allen Seiten auftauchten, ſtützte den Andern. Göthe vertrug ſich mit Jung, mit Herder, mit Lavater, und ſatiriſirte gegen Bahrdt; Herder blickte an dem apoſtoliſchen Charakter Lavater's hinauf und ermunterte ihn bei dem erſten Hervortreten ſeiner wunderbaren Anſichten auf eine gefährliche Weiſe; im ganzen Kreiſe dieſer Männer war Keiner, den das Phantaſtiſche und Abenteuerliche in irgend einer Geſtalt ſchreckte. Jung, Jacobi, Claudius, Schloſſer, Alle ſchienen ſich mehr oder minder den neuen Religionsanſichten anzuſchließen und den prophetiſchen Geiſt zu nähren, der hier laut ward. Aus ganz anderen Kreiſen hörte man die ähnlichen Stimmen der Hermes und Hippel. Leſſing ſchien das Phantaſievolle und den poetiſchen Sinn der chriſtlichen Dogmen zu billigen; Semler ſchien zurückzugehen, und ward von Bahrdt und Baſedow ſeiner

Zweideutigkeiten wegen angegriffen. So, ſieht man deutlich, war eine Zeit, wo Lavater gleichſam ein Mittelpunkt aller der jungen Männer war, die in Deutſchland eine neue Aera gründen wollten, und dies war in jenen Jahren, als ihn die chriſtologiſchen Meinungen noch nicht ganz der ſinnlichen Welt entfremdet hatten, als er die Phyſiognomik vorbereitete, und durch ihre Erſcheinung ſelbſt noch nicht den großen Glauben an ihn erſchüttert hatte. Wie hoch begeiſtert ſich damals die Bedeutendſten um ihn drängten, wie einnehmend und zauberiſch er ſie alle feſſelte, ſo daß ſie ſelbſt ſeine Schwachheiten ertrugen, und ſelbſt dann noch für ihn ſchwärmten, als ſie ihm ſchon ſeine Thorheiten mit der größten Bitterkeit und dem ärgſten Verdruſſe vorwarfen, und wie ſie endlich alle bis auf den guten Pfenninger ihn verließen, da ſie die unnahbare Kraft des Prophetismus in ihm erfuhren, dies Alles überſieht man leicht und anſchaulich aus der von Ulrich Hegner beſorgten Briefſammlung[64]). Sollten es die Klopſtock und Herder, die Göthe und Stolberg, die Zimmermann und Füßli darin verſehen haben, daß ſie den liebenswürdigen Freund mit Schmeichelei und Bewunderung verdarben, ſo ließen ſie es nicht fehlen, dies Verſehen durch Aufrichtigkeit, durch Geradheit, ja durch Grobheit wieder gutzumachen; der heimliche und offenbare Hochmuth, der in Lavater's Briefen und Schriften immer höher ſtieg, erleichterte ihnen dieſen Uebergang vom Schönthun zum Wehethun bedeutend, er forderte förmlich dazu heraus. Der Bruch war ganz unvermeidlich, ſobald man ſieht, mit welcher Entſchiedenheit Lavater auf den eigenthümlichen Meinungen jenes erſten geiſtigen Revolutionseifers und ſeiner eigenen Kindheit hängen blieb, während die Andern alle, und in Bezug auf das Religiöſe beſonders Herder, mit der raſch fortſchreitenden Zeit weiter gingen. Sie ſahen ihn als einen Zurückbleibenden an, er konnte ſie alle als Abtrünnige anſehen.

Lavater hat uns die erſten 15 Jahre ſeines Lebens[65]) ſelbſt beſchrieben; wir halten dieſen Schlüſſel für hinreichend zu den geheimſten Fächern ſeines Weſens. Er meinte, von ſeiner Mutter die bevorſtehenden Eigenheiten ſeiner Natur geerbt zu haben: pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit, Projektſucht, Erfindungsgeiſt und Freiheit. Er ſtellte ſich ganz frühe in einen Verkehr mit Gott, wie Kinder häufig thun; der Grad von Lebhaftigkeit und Energie aber, in dem Er es that, iſt charakteriſtiſch für ihn: er war auf dieſen „Gebrauch und dieſes Bedürfniß Gottes" ſo ſtolz,

64) Beiträge zur nähern Kenntniß Lavater's aus Briefen an ihn. 1836.

65) In Georg Geßner's Biographie Lavater's. Vergl. Lavater von Herbſt. 1832.

daß er ſeine Mitſchüler ſchon damals, wie ſpäter die ganze Welt, mit einem „halb ſtolzen, halb liebreichen Mitleid oft anſah.“ Wie Jung machte er die Erfahrung, daß ſeine Kindergebete wunderbar erhört wurden: der liebe Gott korrigirte ihm ſeine Exercitien, „er ging äußerſt zärtlich mit um; ſeine größten Fehler wußten immer nur Er und wenige Freunde, ſein Gutes zog Gott ans Licht, wie ſehr er es auch verbergen wollte.“ Kein Wunder, daß Lavater für dieſe Güte „an Gott attachirt“ und ihm dankbar ward, und daß er auf dieſe Erfahrung ſeine Theorie von der Gewalt des Gebetes baute, obwohl mit der Zunahme der Theorie nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe die hohe herzerhebende Erfahrung abnahm, weil natürlich mit dem Alter die Phantaſieſpiele der Jugend aufhörten einzugreifen. Kein Wunder aber auch, daß Lavater hier ſchon anfing ſich ſelbſt und Andere zu betrügen. Wenn Gott ſein Gutes ans Licht zog, das er verbarg, verbarg er auch jene böſen Streiche Lavater's, obgleich ſich dieſer nicht Mühe gab, ſie dem Licht zu entziehen? Oder unterſtützte eine angeborene Schlauheit und Klugheit den lieben Gott in der Mühe, ſie geheim zu halten? Dieſe ſeine praktiſchen Talente ſind ſo oft von ſeinen Freunden gerühmt worden, die ſeine Gutartigkeit am lebhafteſten vertheidigten; warum ſollten ſie auch ſcheuen, der Taubeneinfalt die Schlangenklugheit zur Gefährtin zu geben? Aber freilich könnte ſich ſo auch wohl das ſcheinbar Widerſprechende vertragen, daß unter denen, die Lavater am beſten kannten, Viele den aufrichtigen Ernſt betheuern, mit dem er an ſeinen Lehrſätzen hing, während Andere an ſeiner unangefochtenen Ueberzeugung zweifelten, während Göthe ihn einen Freund der Lügen von Anfang an nannte, dem es nichts koſte, ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei erſt zu aſſimiliren, um dann ſeine herrſchſüchtigen Klauen deſto ſicherer einzuſchlagen. Freilich könnte dieſer Verein von guter Abſicht und übeln Mitteln, von Salbung und Menſchenkenntniß, von Schlauheit und Schwärmerei, zu dem dann jener geiſtliche Stolz noch hinzukommt, ganz gemacht ſcheinen, in hellſten Zeitläufen das zu rechtfertigen, was man im dunkeln Alterthum als die Seele des Pfaffenweſens angeſehen hat. Fehlte noch ein Beſtandtheil zu dieſem Charakter des Prieſters im ſchlimmen Sinne, ſo wäre es verſteckter Ehrgeiz, und auch dieſer findet ſich ſchon in dem Knaben Lavater. Er trieb ſich immer mit großen Entwürfen um, er wollte Erfinder und Erbauer babyloniſcher Thürme ſein, er machte Plane zu undurchdringlichen Gefangenſchaften, er phantaſirte ſich zum Haupte einer Diebesbande, um den unſichtbar Wirkenden zu ſpielen. Auf dieſe letztere Beſcheidung ſelbſt führte ihn ſeine blöde Natur; er war ſteif, ängſtlich,

ohne die Gabe zu reden; äußerlich ſo ſtumm als innerlich lebendig beſchäftigt; der Spott der Knaben ſchreckte ihn in ſich zurück; man nannte ihn den Unmündigen, das Kind. Und wie dieſe Zurückſetzung in der Schule und im Hauſe jenen heimlichen Stolz nur nähren mußte, ſo reifte nachher ſein geiſtlicher Uebermuth unter den ſtechenden Strahlen des allgemeinen Tadels, der ihn traf, und er hätte dieſen Eigendünkel nur noch mehr geſteigert, wenn ihn, den Greiſen, die Fichte und Gentz, die Humboldt und Göthe noch ins Angeſicht unmündig und albern geſcholten hätten.

Dieſe Anlagen entwickelten ſich nun gerade in der Zeit, wo in Zürich der klopſtock'ſche Geiſt waltete, den Bodmer ſo wunderlich übertrieb; dieſer ward im Humanitätskollegium Lavater's Lehrer; Wieland gehörte unter die erſten bedeutenden Männer, die er ſah, und dieſer war damals in ſeiner frommen Periode; die Heß und Hirzel wurden Lavater's Freunde; die Freundſchaftsgefühle, die elegiſche Empfindſamkeit, die engliſche Literatur, Alles überſtrömte den zarten Jüngling auf Einmal. Mit dem ungeſtümen Füßli ſchloß er ſeinen innigſten Freundſchaftsbund, und mit ihm gelang jener erſte Verſuch einer unſichtbaren Wirkſamkeit gegen den Landvogt Grebel aufs glänzendſte. Die ſchinznacher Geſellſchaft nahm den jungen Mann auf und krönte ſeine ſchweizer Gedichte mit ihrem Beifall. Welcher Sporn! Er ward erfüllt von ſeinem Pfarrberuf, ſeinem Apoſtelamt, das er unwillkürlich durch eine Art von Beſtimmung ergriff, und ſeine Predigten machten lebhaften Eindruck: dem Unmündigen ward wie den Apoſteln plötzlich die Gabe der Rede! Eine Reiſe in Deutſchland machte ihn mit Spalding, mit Gleim, mit Klopſtock, Jeruſalem und Moſer bekannt. Seine erſten Schriften von Bedeutung machten ein ungemeines Aufſehen. In ſeinen Ausſichten in die Ewigkeit verzieh man, was ſchwärmeriſch ſcheinen konnte, dem poetiſchen Entwurfe dieſes Buches. Der erſte Theil, ſowie die Anmerkungen zu Bonnet's Palingeneſie, die er 1769 überſetzte, ſchien Herder'n noch ganz ungetrübt von Luſt und Liebe zum Himmel durchſtrömt zu ſein, während er in den ſpätern Theilen ſchon ſeinen Teig durch die Meinungen und Urtheile der Menſchen ermattet und durchſäuert fand. Die bonnet'ſchen Beweiſe des Chriſtenthums widmete Lavater dem Moſes Mendelsſohn und beſchwor ihn dabei, dieſe Schrift öffentlich zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan hätte, wenn er ſie unwiderleglich gefunden hätte. Dies war der erſte öffentliche Redeakt des gelöſten Mundes; es war die erſte Uebereilung, zu welcher der bisher geerntete Beifall den raſch vorſchreitenden Emporkömmling verleitete. Er geſtand ſie ein, und

erklärte ſich ſeitdem zum Feinde aller Proſelytenmacherei; Mendelsſohn ſelbſt und ſogar die berliner Bibliothekare blieben freundlich und ſchonend, nur Lichtenberg verſpottete in ſeinem Timorus (oder Vertheidigung zweier Iſraeliten, die durch die Kräftigkeit der lavater'ſchen Beweisgründe und der göttinger Mettwürſte den wahren Glauben angenommen, 1771) im Tone einer proteſtantiſchen Barfüßerpredigt die geiſtlichen Zuckungen des mit dem Unausſprechlichen ſchwangern Chriſten; er ſah ihn wie einen Nachtwandler auf der Scheidewand zwiſchen Wahnwitz und Vernunft hinlaufen, wo ſie am dünnſten iſt.

Schon damals (1769 und 71) trat Lavater mit ſeinen Anſichten über Glaube, Gebet und Geiſtesgaben hervor, aber noch beſcheiden und fragweiſe. Er wollte wiſſen, ob nach dem Tode der Apoſtel und derer, die durch ſie den heiligen Geiſt empfangen, keine hiſtoriſch ſichern Beiſpiele von Wirkungen des Gebetes und des Geiſtes vorhanden ſeien, die den Wundern des Evangeliums ähnlich? Begebenheiten, die auf ausdrückliches Gebet oder poſitive Glaubensäußerung erfolgt ſind und ohne dies nicht erfolgt wären? beſonders, ob nicht ſeit der Reformation? Es kamen Antworten, die er prüfte und ungenügend fand; die Sache ward ſchon öffentlich, eine Flut von Streitſchriften erfolgte in den 70er Jahren, und auf Lavater's Reiſe am Rhein nannte ihn das fromme Volk, bei dem er predigte, ſchon St. Lavatus. Herder rief Beifall und Ermunterung zu. Die Nüchternen konnten übrigens noch kaum erwarten, wo das hinauswollte; die ungewiſſe Fragform ſchien nur beſcheidene Lernbegierde anzukündigen. Gleichzeitig erſchienen, durch Zimmermann eingeführt, die erſten Ankündigungen und Vorſtudien der Phyſiognomik, und dies ſchien eher das Studium eines verſtändigen, weltkennenden Mannes als eines eifrigen Theologen zu ſein. In dem Kreiſe der Genialitäten vollends hatten jene Anſichten nicht einmal ſo viel Auffälliges. Wie ſollten die jungen Bewunderer Klopſtock's, die alle unmittelbare Poeſie in Leben und Schrift liebten, dem Manne die ſeinige nicht gönnen, die ſich, wie Klopſtock's, ganz auf die Religion werfen wollte? die ſich, wie die Poeſie aller dieſer Jünglinge, als bloße Empfindung bekannte, nur mit dem kleinen Zuſatze: Empfindung über Gott! Wie ſollten ſie ihm verargen, daß er die Zeit der Apoſtel wiederbringen wollte, da ſie ſelbſt die Zeiten der Oſſian und Homer zu erneuen dachten? Wie ſollten ſie, die an die poetiſche Begeiſterung glaubten, nicht an die prophetiſche glauben? Warum, da die Claudius und Bürger, und alle die jungen Hamlete Geiſter fürchteten, warum ſollten ſie Lavater nicht glauben, daß er durch innere Gebetsſtimmung für gewiſſe Einflüſſe der Gottheit

und der Geiſterwelt empfänglich werde, wie ſein Auge für die Vibrationen des Tageslichts? Warum ſollten ſie es ihm verargen, daß er jene allmächtige Natur, die ſie anbeteten, daß er das ſpinoziſtiſche Ein und Alles in einem Sinne Gott nannte, von dem ſie noch nicht wiſſen konnten, wie eng und beſchränkt er ihn nahm? Daß er dieſen Gott als den Pantotypus des Menſchen anſah, daß er dem Menſchen an Gottes Natur Antheil gab, daß er die ihm Näheren die Begabteren nannte, das Alles ſchmeichelte den Begriffen jener Jugend, die von dem Menſchen gern als einem Götterſohn dachte; und noch mochte er nicht Allen ſo beſtimmt geſagt haben, was er ſpäter ſagte, daß er unter dieſem Gotte nur den Chriſtengott verſtand, daß er die menſchlichen Gaben nur fragmentweiſe im Unchriſten, im Chriſten allein ganz und harmoniſch fand, daß er Gott am eigenſten angehörig nur die Gläubigſten nannte. Sie konnten ſeine noch unbeſtimmten und noch nicht ausſchließend gewordenen Lehren für eine Abart der Genielehre nehmen; die Geiſtesgaben konnten ihnen als eine chriſtliche Nebengattung der Geniegaben vorkommen; und Lavater ſelbſt ſetzte die Ausdrücke Wunder und Genie in eine Reihe. Er ſpannte daher, er überſpannte dieſen Begriff des Genies, er zerbrach ihn dadurch. Er iſt der Mann, der in der Mitte zwiſchen unſern Starkgeiſtern und Kleingeiſtern die Spitze einnehmen muß, indem er von dem Einen zum Andern herabglitt. Er wollte von der Würde des Menſchen nicht groß genug gedacht haben, und mußte ſich dabei geſtehen, daß man von ſeiner Würdigkeit nicht klein genug denken konnte. Nimmt man dieſen Sätzen die chriſtliche Färbung, ſo vereinigen ſie die Merkmale des Starkgeiſtes und des Kleingeiſtes. Faßt man den Gedanken des Mannes, die patriarchaliſche Zeit des Chriſtenthums zu erneuen, den Glauben herzuſtellen, der Berge verſetzt, im Ganzen und Allgemeinen ins Auge, ſo ſcheint er wenigſtens die gleiche Ehrfurcht zu verdienen, wie die Hoffnungen der Dichter, eine reine Naturpoeſie herzuſtellen, wenn der neue Apoſtel nur ganz ſeinem Berufe hingegeben, und den eiteln Abziehungen der Welt entfremdet erſchiene; man würde ihn dann neben Herder ganz in der Reihe der genialen Umgeſtalter unſeres geiſtigen Lebens ſehen, während er jetzt, ſobald wir auf die kleinlichen Mittel blicken, mit denen er zu wirken ſtrebte, auf die kleinlichen Beweggründe, die ihn leiteten, auf die kleinlichen, ja ſogar höchſt lächerlichen Wirkungen, die er machte, ganz zu den Kleingeiſtern herabſinkt, eben dadurch, daß er ſich zur Karrikatur des Genies, zum Original unter den Originalgenies ſteigerte. Er nannte ſich ſelbſt einen gebärenden Berg, und er war der

Auf dieſe kleinliche Seite ſeines Weſens ließ gleich 1771 das „geheime Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt“ blicken, das Zollikofer nicht ohne Verſtümmelung herausgab, deſſen zweiten Theil aber Lavater ſelbſt für ächt erklärte. Wir können es neben vielen nachfolgenden Blättern und Schriften für einen Theil ſeiner Autobiographie anſehen, und aus dieſen Bruchſtücken über ſein chriſtlich inneres Leben wie aus der Geſchichte ſeines äußeren Wirkens werden wir einen hochkomiſchen Charakter aus der Klaſſe der Kleingeiſter erblicken, der uns vielleicht in einer nicht geringen Aehnlichkeit mit dem poetiſchen Pantotyp derſelben (Don Quixote) erſcheinen darf. Wenn ein Menſch anfängt ſeine Gedanken und Willensäußerungen zu beobachten, und er thut dies anders als aus der Vergangenheit, aus beſtimmten Anläſſen, in Zeiten einer Kriſe in ſeinem Innern, ſobald er ſich in der Gegenwart, auf dem Tag, im Momente belauſchen will, ſo wird er nur die kleinſte Zeit aufrichtig ſein, er wird, je ernſter es ihm iſt, deſto bälder am Morgen und Mittag ſeine Thätigkeit ſo einrichten, daß ſie ſich am Abend im Tagebuche vortheilhaft ausnimmt, er wird ein Selbſtbetrüger und ein geſchrobener Menſch zugleich werden. Er wird, wenn er wie Lavater im Menſchen nichts als einen Chriſten ſieht, ein religiöſes, ein moraliſches Phantaſieleben führen, ein viel gefährlicheres als das poetiſche. Wie Klopſtock ſich ſpannte und ſteigerte zu einem beſtändigen Beharren auf dem erhabenen Kothurn und im poetiſchen Stande, ſo zwang ſich Lavater, dieſem Tagebuche nach, zu einem moraliſchen Beharren in Heiligkeit und im Gnadenſtand. Dazu brauchte er unnatürliche Reiz- und Erweckungsmittel; nicht allein die Gegenwart Gottes, ſondern auch die eines Todtenſchädels, nicht allein Gebet, auch Händeringen und Kniebeugen. So viele und häufig angewandte Mittel zerfließen dem Menſchen unverſehens mit dem Zwecke in Eins, und dies iſt bei allen Kleingeiſtern und Pedanten das charakteriſtiſche Abzeichen. Der Friede mit Gott und dem Gewiſſen, das kindliche unfurchtſame Gemüth des Chriſten wird auf dieſem Wege der Unterhandlungen mit Gott und ſich ſelbſt nicht erlangt, eben weil ſolche Unterhandlungen blos ein Weg bleiben und ewig nie ein Ziel haben. Die unnatürliche Spannung, die Strenge, der Argwohn, der Krittel gegen ſich und die Welt muß zuletzt eine religiöſe Hypochondrie hervorrufen, die auf jede geiſtige Nahrung und Thätigkeit mit derſelben Peinlichkeit achtet, wie der phyſiſche Hypochondriſt auf äußere Einflüſſe und Leibesnahrung. In dieſer Hypochondrie rechnet ſich Lavater die holde Beugſamkeit der Natur, die nach ſchmerzhaften Eindrücken bald wieder den heiteren offen ſteht, als Schuld und Sünde an; er zerſtört die zarteſten

Seelenkräfte, unbedacht, daß dies eine Art Selbstmord des Geistes ist. Der Mann, der zu den unmittelbarsten Gaben des Kindheitsstandes der Seele zurück will, zerstört muthwillig ihr Instinktleben, das durch jede Reflexion erschüttert wird, wenn sie irgendwie herbeigezwungen ist und dauernd sein soll, weshalb z. B. jeder junge Mann, der von frühe auf aus Philosophie und spekulativer Theologie Profession macht, Gefahr läuft, aller natürlichen Entwickelung verlustig zu gehen. In einem solchen Reflexionsleben wird man immer bedachtsam wandeln, um nicht zu irren und fehlen, aber den größten Irrthum und Fehler wird man nicht bemerken, der darin liegt, die Zeit, die uns zum Handeln und Wirken gegeben ist, mit Selbstquälereien zu verlieren und mit lächerlicher Kleinigkeit zu zersplittern. Ein solches Leben macht Alles bedeutsam, weil es an das Kleinste die erhabensten Grundsätze anknüpft, und auf das Unbedeutendste Werth legt. Dies war ja eben das, dies Zusammenschmelzen des Großen und Kleinen, worin wir den humoristischen Charakter suchten. Und sind nicht jene Mystiker, in deren Weise Lavater Gott zu sich herab, sich zu Gott hinauf zieht, in deren Weise er das Alltägliche emporhebt, das Heilige travestirt[66]), die einzigen humoristischen Christen, die einzigen, die mit der Religion und ihren Quellen einen kühnen Scherz zu treiben nicht scheuen? und ist dies nicht ganz natürlich, da sie jeden Augenblick im Menschen den Gott fühlen und jeden Augenblick seine Menschlichkeit empfinden, immer zwischen seiner Würde und Unwürdigkeit, wie Lavater es ausdrückt, getheilt sind? Was kann ein Mensch Stolzeres sagen, als was Lavater schon im Tagebuch verkündet: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben! Siehe da, deinen großen Beruf, Mensch! Jeder Sterbliche sieht einen Theil der Wahrheit, und sieht ihn auf seine besondere Weise. Jedem erscheint das Universum durch sein eigenes Universum. Zeugen, wie uns in unserm Gesichtspunkte die Dinge vorkommen, heißt königlich denken und handeln! Das ist Menschen-Beruf und -Würde!" So freilich wäre der Mensch zum Maßstab der Welt berufen! Allein nur der größte Mensch sollte diesen Beruf in sich fühlen und aussprechen dürfen, denn sonst wäre

66) Wir wollen nur Einen Satz beispielsweise hersetzen: „Der Mensch, der sich als Ebenbild der höchsten Kraft denkt, weiß, daß Gott wahrhaftig in ihm ist. Solch ein Mensch wird ein durchscheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigsten Liebe, die er sich als Ursache aller Ursachen denkt. Strahlen des Urlichtes entblitzen den heiligsten Momenten seiner Verlorenheit in dem lebendigsten und liebevollsten All-Eins, durch dessen Glaubensintuition er mit Verrenkung seiner Hüfte allenfalls, nach einer ihm unausweichbaren Vorstellungsweise, ein Ueberwinder Gottes werden kann."

auch der Bettler ein König, wenn er zeugte, wie ſeiner Dürftigkeit die Dinge vorkommen. Und dieſen widerlichen oder auch komiſchen Eindruck macht es, wenn man mit Lavater's Auftreten und ſeiner Einbildung das vergleicht, was er that und war, wenn man den Propheten im Hauskleide aufſucht. Jeder wird da den Eindruck empfangen, den der junge W. Humboldt bei ſeinem Beſuche davontrug. Er ſuchte mit geſpannter Erwartung die Spuren eines tiefen und ſeltenen Mannes, große und ſelbſt ſchwärmeriſche Ideen; aber er fand nichts als einen kleinlichen Geiſt, der ewig ſelbſtgefällig und eitel auf ſich ſelbſt zurückblickte, dem Spielereien in Worten und der Ausdruck geiſtloſer fader Herzensgefühle alle wahre Kraft raubten, der ſich gefiel mit Formen eine unendliche Zeit zu verderben. Die Anſtalt ſeiner Korreſpondenzen, die Art, wie er für ſich mit ſeinen Freunden lebte und mit ihnen Zettel und Futterale hielt, die eitle Oſtentation, mit der er ſeiner Tiſchgeſellſchaft ſeine Zerſtreutheit zeigte, die ungeheuere Vielgeſchäftigkeit mit nichtigen Dingen, die er in ſeinen Schriften aufdringlich Allen erzählte, die ſie nicht zu kennen verlangten, dies ewige Selbſtbeäugeln, mit dem er bei tauſend geſuchten und ungeſuchten Gelegenheiten in allen ſeinen Schriften auf ſich und ſeinen wenigen Ideen verweilt, die ganze Redeweiſe, die vom Dreifuß herab doch nur in ſteten Tautologien ſchwärmt, dieſe Orakel voll eitler Wortfülle, dieſe flüſſige Schrift, die für Lapidarſtil angeſehen ſein will, dies Zuſammenſtoppeln von Stellen und Phraſen, zu dem ihm ſelbſt ſeine Freunde behülflich ſein mußten, dieſe Karten- und Notizblättchen, Alles läßt uns nur in eine Trödelbude des Charlatanismus und der Pedanterie hineinſehen, die noch abenteuerlicher ausſtaffirt erſcheint, als ſie bei antiquariſchen Sammlern zu ſein pflegt. Vergebens warnte Herder, bei dem erſten Auftauchen dieſes Weſens, den Mann, den er noch hochachtete, vor dergleichen gelehrten Ueppigkeiten, den Umhörungen und unmaßgeblichen Rathſchlägen und Korreſpondenzen, die im äußerſten Grade verwilderten, zerſtreuten und von der Einfalt, Kraft und Treue des wahren gottergebenen Genies weit abführten. Der eifrige Mann hörte nicht. Er ſuchte mit Ernſt das Leben in Gott und im Jenſeits; aber er führte ihn nicht folgerichtig, wie die älteren Myſtiker, zu einem Quietismus und inneren Frieden, ſondern die propagandiſche und apoſtoliſche Unruhe kam hinzu. Nachdem er ſich auf die gefundenen Wahrheiten anfing feſt zu ſteifen, zog er aus, um alle Welt zu bekehren und zu retten, und ſie zu nöthigen, die Dame ſeines Herzens für die Schönſte zu erklären. Er ſchob ſich ſelber immer mehr vor und ſeine Perſon, um dann ſeine Lehre deſto leichter geltend zu machen. Er ſuchte,

ſagt Forſter vortrefflich, nach einem Prinzip, das die Karyphäen die Schwärmerei dem h. Paulus abgelernt haben, Allen Alles zu ſein. Dies iſt ſo richtig, daß ſich daher erklärt, warum er es mit allen Sekten hält, mit allen nicht hält; er erkennt bei den Orthodoxen, bei den Pietiſten, bei den Katholiken, bei den Proteſtanten Wahres und Falſches; und dies iſt eine Bedingung, ohne die kein Sektenmacher jemals Erfolg gehabt hat. Es erklärt ſich dorther, warum ſich Lavater gegen alle Seiten hin, gegen jeden Vorwurf mit jener Ungeduld verwahrte, mit der ſich Jacobi mit den philoſophiſchen Sekten zu ſetzen ſuchte. Es erklärt ſich, warum er Alles für Alle wiederkäute, warum er ſeine Lehren viel ärger als Baſedow für jede Gattung Köpfe und Charaktere, für jeden Stand, jedes Alter, in jede Geſtalt einkleidete und in jedem Formate drucken ließ; warum er die zweiſeitigen Ausdrücke: im Scherz und im Ernſte, zu wenig und zu viel geſagt u. dergl., ſo gern gebraucht; warum er ewig über Mißverſtändniſſe klagt; warum er nach allen Seiten hin Toleranz predigt, während er zuletzt mit dem Intoleranteſten: Atheiſt oder Chriſt — und Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich — ſeine beſten Freunde abſtieß. Wer Allen Alles ſein will, wird zuletzt Keinem Nichts, das hat Lavater erfahren. Der ſich gegen Alles verwahrte und ſein gutes Herz und ſeine Feindesliebe ſo oft belobte, entfremdete ſich zuletzt alle Freunde. Er, der es nicht undeutlich, obzwar verblümt nachſprach: Wer kann mich einer Sünde zeihen? bürdete ſich eine Laſt der Thorheit auf, die vielen Sünden gleich wog; und es ward ihm noch dazu aufgebürdet, was er nicht verſchuldet hatte, zu tragen, denn der der Welt Heiland ſein will, muß ihre Sünde auf ſich nehmen. Dieſe Reform, auf die er losarbeitete, ſchlug ihm zu einer Revolte gegen ihn ſelbſt aus. Er hatte das Schickſal eines chriſtlichen Don Quixote in allen Theilen. Wie bei dieſem, war die Frucht ſeines beſchränkten Feſtklebens auf Einem Gegenſtande eine Monomanie, die mit einem ſanften und guten Charakter, und mit einem entſchiedenen Talente ganz wohl beſtand, und es iſt daher leicht, gegen die Spötter dieſer Schwärmereien die verſtändigen und nüchternen Momente in Beiden geltend zu machen. Lavater ſah Wunder und Wunderkräfte, er brauchte das Gebet wie eine gefeite Waffe, er ſuchte nach Wunderthätern, wie jener nach Rittern und Rieſen. Die Chriſtenpflichten und Eigenſchaften wurden in ihm ſo lebendig, wie jenem die Ritterpflichten. Ganz auf demſelben Einen großen Mißgriff ruht die Verrückung Beider: daß ſie ſelber nämlich die Zeiten verrücken, daß ſie gewiſſe Zuſtände, die einmal waren, für noch immer beſtehend hielten, daß ſie die ſchönen Gaben eines beſtimmten Zeitalters für immer dauernd, die

Vorſchriften einer anderen Welt für immer verpflichtend und bindend halten. Dieſe Irrung ſetzte Beide an die Grenzen von guter Meinung und üblem Erfolg, von Wahnwitz und Vernunft, von Groß- und Kleingeiſterei; ſie ſind pedantiſche Genies, geniale Pedanten; ſie ſind humoriſtiſche Charaktere, ohne alle Selbſtkenntniß und tragen daher bei ihrem Berufswerke einen hohen, der Sache nach tragiſchen, dem Eindruck nach komiſchen Ernſt. Frauen und zarte Gemüther ärgern ſich darum auch an der grotesken Darſtellung des Don Quixote, und werden ſich an uns ärgern, die wir es bedauern, daß Lavater nicht eine ähnliche Kompoſition bei uns hervorgerufen hat. Welch ein Gegenſtand wieder für eine Satire! welch ein Originalcharakter für einen komiſchen Roman! Man ſpürte es auch wohl und machte zerſtreute Verſuche, aber ſie fielen ſo ſchlecht aus, wie nur immer jene früher erwähnten, die gegen Gottſched, gegen die Klopſtockianer, gegen die Genies gerichtet waren. Wieland verſpottete im Endymion das Tagebuch; Muſäus in den phyſiognomiſchen Reiſen die Phyſiognomik und die bekannte Geſchichte der Nachtmahlvergiftung; das Tagebuch der kopenhagener Reiſe perſiflirte Knigge in der kleinen Reiſe nach Fritzlar. Aber das Alles belegt nur die Armſeligkeit, in der die Satire immer bei uns geblieben iſt.

Wer zu einem ſolchen Geſchäfte am meiſten berufen geweſen wäre und gleichſam auf dem Wege dazu war, iſt wieder Lichtenberg. Er traf mit Lavater bei verſchiedenen Gelegenheiten zuſammen, und nie ſind ſich zwei feindlichere Naturen begegnet. Der Eine ganz auf den Himmel gerichtet, mit ſo viel lüſternen Blicken nach der Erde und ihrem Ruhme, der Andere ganz auf das Dieſſeits gewandt, mit ſo manchem Zweifel über das Jenſeits. Der Eine ganz Chriſt, der Andere Spinoziſt; wundergläubig der Eine, und der Andere ein verſtockter Feind aller Propheten. Der Eine aus lauter Menſchenfreundlichkeit ein Miſanthrop geworden, der Andere zwiſchen miſanthropiſchem Spleen und menſchenfreundlichem Kitzel getheilt; muthwillig dieſer und jener feierlich ernſt. Lavater an Hamann und Herder ſo angelehnt, wie Lichtenberg an Leſſing; ganz Verſtändigkeit der Eine, nicht ohne einen Anflug von Empfindſamkeit und Weichheit, der Andere ganz zart organiſirt und empfindſam, nicht ohne eine Zugabe von Schlauheit; jener ganz auf mathematiſche Gewißheit in allem Wiſſen ausgehend, dieſer beſonders angezogen von jener Vorempfindung der Wahrheit, von dem Adlerflug und Adlerblick, der aller Wiſſenſchaft Anfang ſei; Lichtenberg ganz auf Ueberzeugung geſtellt, Lavater nur zur Ueberredung gemacht. Jener war ſo wüthend gegen alle Genies, und dieſer nannte Jeden einen Philiſter, der nicht zu aller

Richtigkeit der Ideen und aller Schönheit der Formen Genie hinzubrachte. Schrieb der Eine zu wenig bei vielem Berufe, ſo der Andere zu viel bei wenigem. Jener täuſchte ſich über ſeine Schriftſtellergabe vielleicht zu wenig, dieſer allzuſehr, er hielt es für ſeine Kraft, und folglich für ſeine Pflicht, ein Vielſchreiber zu ſein. Lichtenberg fand ſich überhaupt im hellſten Lichte der Selbſterkenntniß, er war ſich „eine wohlbekannte Perſon," aber Lavater's Selbſtverblendung hinderte ihn ganz an dieſer Hauptquelle aller ächten Erkenntniß zu ſchöpfen. Beide begegneten ſich in der Jugend in abergläubigen Phantaſien: auch Lichtenberg betete mit jenem Glauben, und warf das Loos, und legte dem lieben Gott Zettel, um zu erfahren, was das Nordlicht ſei; aber ihn erhörte, ihm gewährte a nichts, und er war vielleicht darum auch ſo „attachirt" an ihn wie Lavater. Wo beide Gegenfüßler am heftigſten auf einander ſtießen, war in der Phyſiognomik. Hatten Wieland und Laroche Recht, wenn ſie behaupteten, Lavater würde ſeine Fragmente nicht, oder nicht ſo geſchrieben haben (nicht mit jener Behauptung, daß der ſchönſte Menſch die beſte Phyſiognomik ſchreiben werde), wenn er nicht ſelbſt ſchön und edel geweſen wäre, ſo würden ſie mit eben dem Recht behauptet haben, Lichtenberg würde ihm nicht entgegnet haben, wenn er wäre beſſer organiſirt geweſen.

Die Erſcheinung der Phyſiognomik iſt durchaus nicht durch Lavater improviſirt. So wie bei der erregten Neugierde und Sucht nach geheimen Verbindungen und Ordensverbrüderungen das hiſtoriſche Moment des Jeſuitenordens im Hintergrunde lag, ſo ein Aehnliches bei der Phyſiognomik. Sie trat neben den neuen und großen Forſchungen über die Verſchiedenheit der Menſchenracen hervor; das Studium der Menſchengeſtalt feſſelte die Herder und Göthe, die Phyſiognomik die Lichtenberg und Nicolai unabhängig, nur in ganz anderer Weiſe, eben ſo wie Lavater'n. In Deutſchland beſonders hing dies Studium mit dem allgemeinen Rückgang auf die Natur zuſammen. Da man die unmittelbarſte Stimme der Naturdichtung vernommen hatte, und die unmittelbarere des Herzens in der Muſik vernahm, wollte man auch die unmittelbarſte, die ſtumme Sprache der Seele leſen. Die Emancipation der Sinne, in deren Reihe jetzt das Auge beſorgt werden ſollte, die Herſtellung der Schauſpielkunſt, die Aufnahme der Malerei und der plaſtiſchen Künſte überhaupt, Alles muß in Anſchlag gebracht werden, damit man die phyſiognomiſche Wiſſenſchaft mehr als einen Ausfluß einer gewiſſen Richtung der Zeit anſehe, denn als einen Anſtoß für dieſe. Der niederländiſche Geſchmack, der in den 70er Jahren herrſchte, die Bevorzugung von

Wahrheit und Ausdruck vor Ideal und Schönheit hängt ſehr innig mit der phyſiognomiſchen Doktrin zuſammen; der Apollokopf, die griechiſche Schönheit gilt bei Lavater nichts, dagegen hat er manche an Karrikatur ſtreifende Larve der neueren Zeit ſchön gefunden. Theilweiſe hatte Lavater ſchon Vorgänger. Wolf, Sulzer, Winckelmann konnten ihm Winke geben; durch dieſen Letztern war Herder ſchon 1768 auf ſeine Plaſtik verfallen, und Lavater bekennt, daß er Herder'n viel ſchuldig ſei, ſowie es bekannt iſt, das Göthe ſeinen Antheil an den Fragmenten hat. Huarte's Buch, von Leſſing überſetzt, zählt unter die Vorarbeiten. Von einem Peuſchel erſchien 1769 eine: Abhandlung der Phyſiognomie, Metoſkopie und Chiromantie, worin noch abenteuerliche Vergleichungen zwiſchen Menſchen und Thieren, ausſchweifende Folgerungen und abergläubiſche Doktrinen vorkommen, die aber doch immer als eine Anregung angeſehen werden muß. So nahe nun durch all dies der Gedanke zu einer Behandlung dieſes Gegenſtandes lag, ſo auffallend kann es doch ſcheinen, daß gerade Lavater vor Allen darauf fiel. Ueberflüſſige Gaben hat er auch in der That nicht dafür mitgebracht. Es fehlte ihm an einem ſcharfen Geſichte, an umſichtiger Welterfahrung, an eigentlich wiſſenſchaftlichem Geiſte, an anatomiſcher und zoologiſcher Kenntniß; übrigens muß er außerordentlichen Takt und phyſiognomiſches Gefühl gehabt haben, wenn ihm auch ſcharfer, verſtändiger Beobachtungsgeiſt entging. Daß er ſo viele lächerliche Mißgriffe machte, kann ſeine richtige „Geſichtsempfindung" nicht bezweifeln laſſen, ſowie es anderſeits ſeinen mathematiſchen Sinn durchaus nicht beweiſt, daß er über einen Stirnmeſſer nachſann, der die Charaktere der Stirne beſtimmen ſollte; daß er, ſicherer als Columbus ſein Amerika, einen allgemeinen Maßſtab der Humanität und Animalität *ahnte*, oder daß er ein Einmaleins der Menſchheit, ein Organon zur Erkenntniß der Wahrheit entwerfen wollte. Wenn ihn nun die bloße Divinationsgabe, nach den Theorien jener Genialitäten, ſchon zu dieſem Geſchäfte befähigte, ſo gab es innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt ſolche Eigenſchaften, die ihn von ſeinen zwei Seiten, mit denen er den Genies und den Pragmatiſchen angehört, feſſeln mußten. Sie beſtätigte einmal die Lieblingsſätze der Einen von der Gewalt der Natur. Die Phyſiognomik führte Lavater'n in Bezug auf die menſchliche Freiheit auf den Satz, den Göthe einmal in eine Fabel gebracht hat, der Menſch ſei frei wie ein Vogel im Käficht. Aus dieſer metaphyſiſchen Wahrheit zieht er eine praktiſche, die ganz gegen die Humoriſten und Pragmatiker iſt. Es ſei Helvet's größte Sünde, ſagt er, daß er die Erziehung als das einzige Mittel der Bildung angebe. Er erkenne aus der Phyſiognomik

die Beſtimmung des Menſchen und ſeine Talente aus der Natur. Einen Menſchen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt ihm meine Stirne und Naſe aufdringen wollen. Dies iſt die Philoſophie unſerer lucianiſchen Geiſter. Jeder Menſch kann nur, was er kann, und iſt nur, was er iſt, trägt nur wie der Baum ſeine Frucht, iſt nur in ſeinem Bezirke frei, kann ſeine Kräfte brauchen und mehren, aber nicht ändern und übernatürlich ſteigern, jeder iſt Fürſt, aber nur in ſeinem Fürſtenthum. Sei, was du biſt, und werde, was du kannſt, dies iſt am Ende der allgemeine Ruf der Genies. Auf der andern Seite aber iſt nun die kleinliche und bequeme Art, wie hier die unendlich mannichfaltige Natur auf enge Regeln gebracht werden ſoll, außerordentlich ergiebig für die pragmatiſche Betrachtung der Dinge, und es ſieht daher viel natürlicher aus, daß Lichtenberg und Nicolai gute Phyſiognomen ſind, als daß Lavater. Es liegt noch mehr dürrer Verſtand als Schwärmerei darin, daß man die ganze äußere Welt nur als eine Chiffre und Hieroglyphe der unſinnlichen betrachtet, daß man die Idee im Auge leſen, die geiſtigen Kräfte im Knochenbau fühlen will. Und wie ganz in dieſem kleinlichen und pragmatiſchen Sinne Lavater ſeine Phyſiognomik betrachtete und übte, iſt ja bekannt genug. Er ſchien ſeine Studien auf die wiſſenſchaftliche Begründung anzulegen, obgleich er ſpäter (in dem Auszuge von Armbruſter 1783), nachdem er die Angriffe von Lichtenberg erfuhr, ſich beſcheiden erklärte, nur anregen zu wollen. In der That iſt in ſeinen berühmten Fragmenten (1776) auch nicht einmal ein gründliches Material für ein Fundament zu erbeuten, und Göthe war ſo äußerſt mißmuthig über den Blödſinn, der in einem ſo weiten Gebiete kaum ein ſicheres Ergebniß zu Tage förderte. Wir hören hier einen Architekten, der einen babyloniſchen Thurm bauen will, der ſtets von deſſen ungemeinen Eigenſchaften und Bequemlichkeiten ſpricht, der Material zuſammenfährt, beſchaut, zankt, die Witterung ſpürt, Plan, Ausſicht, Boden, Nutzen und Alles beſpricht, aber nicht dazu kommt nur zwei Ziegelſteine zuſammenzufügen. Es treiben ſich die Rufe: forſche, lerne, ſieh, beobachte, miß, beſchreibe, zeichne — aber es geſchieht nichts; es iſt noch kein Grundſtein zu dem neuen Tempel gelegt, und ſchon hält der Baumeiſter, plötzlich in einen Prieſter verwandelt, Andacht und predigt zur Beförderung der Menſchenliebe. Er hebt ſeiner Eigenthümlichkeit nach den moraliſchen und religiöſen Nutzen dieſer neuen Wiſſenſchaft hervor, den Andere wohl am ſpäteſten geſucht hätten. Er ſieht, ganz in Widerſpruch mit aller Erfahrung, aus Menſchenkenntniß Menſchenliebe erwachſen, er meint, die Phyſiognomik müſſe der Tugend

ſo günſtig als dem Laſter furchtbar werden. Für dieſe Behauptung iſt kein einziger vernünftiger Erweis gegeben, vielmehr knüpfen ſich an ſie jene berüchtigten praktiſchen Folgerungen, die vollkommen wie Don Quixote's Waffenthaten auf eine Säuberung und Läuterung der Welt ausgehen, und das furchtbarſte Unheil anrichten müßten; wenn ſie ins Werk geſetzt werden. „Furchtbar iſt die Phyſiognomik dem Laſter," ſagt er. „Laßt ſie wirkſam werden, und da ſtehen ſie gebrandmarkt die Kammern und Konſiſtorien, die Klöſter und Kirchen, voll heuchleriſcher Tyrannei, Geizhälſe, Schmeerbäuche und Schälke, die unter der Larve der Religion ihre Schande bergen und Vergifter der menſchlichen Wohlfahrt waren. Abfallen wie welkes Herbſtlaub wird alle Ehrfurcht, Hochachtung und Zuneigung. Man wird empfinden lernen, daß es Läſterung ſei, ſolche bedauernswürdige Figuren für Heilige, für Säulen der Kirche und des Staats, für Menſchenfreunde und Religionslehrer zu halten." Und dies ſoll Menſchenliebe befördern? Das ſoll eine heilſame Wiſſenſchaft ſein, die den Menſchen als eine Maſchine konſtruiren könnte? Der rechte Phyſiognome ſollte bei dem Anblick des Kopfbaues eines neugeborenen Kindes ſagen können: ſo wird ſich in dem und dem Falle das Knochenſyſtem formen, ſo wird der Knabe, der Jüngling, der Mann werden — ſollte dies ſagen können und wird's! Solche Hoffnungen baute der Mann im Nu auf eine Wiſſenſchaft, die in flüchtigeren Elementen arbeitet als die Meteorologie, für deren erſte Grundlegungen die ganze Welt zuſammen arbeitet! Wenn die Phyſiognomik dies wird, was Lavater erwartet, ſagte Lichtenberg, ſo wird man die Kinder hängen, ehe ſie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Sturz ließ ſich über jene Hoffnungen halb ironiſch hören: Wenn er ſich ſeinen Gedanken überlaſſe, daß die Ausführung eines phyſiognomiſchen Elementarwerks nicht unmöglich ſei, ſo erwarte er noch mehr als Lavater. Er denke ſich dann eine ſo ausgebildete Sprache, daß nach einer wörtlichen Beſchreibung eine Geſtalt wieder hergeſtellt werden könne, daß eine Phyſiognome aus einem künftigen Plutarch große Männer zu palingeneſtren vermöge, daß es ihm leicht werde, ein Ideal für jede Beſtimmung des Menſchen zu entwerfen. „Vortrefflich, ruft Lavater dazu; und, der Verfaſſer mag ſcherzen oder ernſten, was ich Alles ohne Träumerei, ganz zuverläſſig ſchon von dem folgenden Jahrhunderte mit erwarte!" Mit ſolchen Idealen, fährt Sturz fort, behängen wir dann die Gemächer unſerer Fürſten und wer ein unſchickliches Amt fordert, muß ſich ohne Murren beruhigen, wenn ihn ſichtbar ſeine Naſe davon ausſchließt. „Lacht und lächelt, ſagt Lavater; ſo wird's, ſo muß es kommen!" und ſo mahnt

er die Fürſten, ſich mit ſtarken Naſenwurzeln zu umgeben, ſich am liebſten parallel gezeichneten Geſichtern zu vertrauen! ſo mahnte er, was ſich eher hören ließ, die Richter, mit der Phyſiognomik eine Folter abzuſchaffen, und Sonnenfels, als er das Letztere in Wien durchſetzte, prophezeite, daß man in 25 Jahren physiognomicen forensem als eine Hülfswiſſenſchaft des Kriminalrechts auf den Univerſitäten leſen werde!

Wir wollen nicht ausführen, was Nicolai über Lavater's Phyſiognomik in einer weitläufigen Recenſion in der allgemeinen Bibliothek ſchrieb; ſie war ſchonend und zeugte davon, daß ſich der Verfaſſer ſelbſtändig mit dieſem Studium abgegeben hatte, wie er ſich denn auch in ſeiner Reiſebeſchreibung als manche geſchickte Beobachtung der Nationalphyſiognomien durch einen denkenden Geſichtskenner zeigt. Auch die Art und Weiſe, wie Muſäus in ſeinen Reiſen einen phyſiognomiſchen Don Quixote ausfahren läßt und zuletzt heilt, ſcheint uns, obwohl uns das Werk der Form nach nahe liegt, äſthetiſch zu unbedeutend, um ihrer nähere Erwähnung zu thun. Das Gründlichſte hat unſtreitig Lichtenberg gegen die Phyſiognomik in dem göttinger Taſchenkalender 1778 erinnert. Er wollte Behutſamkeit in einer Sache lehren, bei welcher der Irrthum gefährlicher werden könne, als, außer in der Religion, überall ſonſt; er wollte Mißtrauen wecken gegen die tranſcendente Ventriloquenz, und verhindern, daß an die Stelle des groben Aberglaubens nicht ein klügelnder unter der Maske der Vernunft ſich einſchleiche. Er legt das Hauptgewicht auf die Unterſcheidung der Phyſiognomik und Pathognomik; er gibt objektiv die Exiſtenz einer Phyſiognomik zu, nicht ſubjektiv die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß derſelben, weil wir zu wenig vom Ganzen überſehen, weil unſer Körper nicht allein von innern beſtimmt, ſondern auch durch äußere Kräfte afficirt und gebildet werde, ſo daß in dem feinen Gebilde des menſchlichen Weſens die Anomalien allzuhäufig und undurchdringlich ſein müſſen. Er ſträubte ſich dagegen, daß der menſchliche Körper und Kopf, in dem eine freie Seele wirkt, wie ein Erzeugniß der Pflanzenwelt ſolle beurtheilt werden. Er räumt ein, daß Jeder von Jugend auf Phyſiognomik lerne; ſie lehren wollen, hieße den Sand zählen. Man könne ihm einwenden, daß dieſer Satz alle jene Wiſſenſchaften aufhebe, die man unlehrbar nenne. Allein Lavater'n gegenüber bleibt eben dies der Hauptpunkt der Anfechtung, daß er dieſe ſchwierige Wiſſenſchaft nicht wie die Philoſophie als das Eigenthum weniger Befähigter anſah und für dieſe ſeine Behandlung berechnete, ſondern daß er ſie allgemein und praktiſch machen wollte. Lichtenberg hatte alſo richtiger als Lavater vorausgeſehen, und durfte ruhig wünſchen,

daß dieſer Ausſpruch beſonders auf die Nachwelt komme: daß die Phyſiognomik in ihrem eigenen Fette erſticken werde; in einem centnerſchweren phyſiognomiſchen Atlas entwickelt, würde der Menſch nicht deutlicher liegen als jetzt in ſeinem Leibe; ein ſolches Werk zuſammenzudenken ſei fürchterlich, während den Menſchen aus der erſten Hand zu ſtudiren unſer tauſendfaches Intereſſe anlockt. Um die Zeit, da man Bücher über dieſen Gegenſtand verſtehen würde, verſtehe man die Sache ſchon weit beſſer, als ſie gelehrt werden kann; ſie ſei ſo unnöthig, als eine Kunſt zu lieben; hätte Lichtenberg Hand an dieſe Wiſſenſchaften gelegt, ſo hätte er eine Pathognomik geſchrieben, und hätte ihr einen einſeitigen praktiſchen Bezug gegeben, wo ſie nicht ſchaden, nur nützen konnte, auf die Schauſpielkunſt und Malerei. Lichtenberg kannte die Welt zu gut, um ſich ſelbſt von der ungeheuern Aufregung und von der Silhouettenmanie, die in Niederſachſen beſonders groß war, irren zu laſſen, daß er dies Alles nicht für einen vorübergehenden Schwindel angeſehen hätte. Er ſtach in ein Wespenneſt mit ſeinem Aufſatze, Lavater antwortete, Zimmermann drohte, Mendelsſohn ward hineingezogen; aber ohne daß Lichtenberg ſeine Abſicht ausführte, gegen das Heuſchreckenheer der Phyſiognoſtiker loszuſchlagen, war der Lärm bald vorbei. Hätte er dies Unweſen in einer freiern äſthetiſchen Form verſpotten wollen, welche Gaben hätte er mitgebracht! So viel phyſiognomiſche Weiſſagung und Anatomie hat wohl Jeder, daß er ſchon aus dem Fragment „von Schwänzen" dieſe Talente dem Mann anſieht!

Ehe noch Lavater die abenteuerlichen Folgerungen, die er aus ſeiner Phyſiognomik zog, ganz enthüllt hatte, hatte es ſich ſchon in noch tiefere Irrwege verloren, die ihn ganz um ſeinen guten Kredit bei Feinden nicht allein, ſondern auch bei Freunden brachten. Er ließ ſich dabei in Sphären herab, die man nicht berührt, ohne beſchmuzt zu werden, und entwickelte einen Eigenſinn und eine Beſchränktheit, die ſeine wärmſten Verehrer am meiſten erſchreckte. Wie kam es doch, daß dieſer Mann mit ſeinen chriſtlichen Neuerungen ſich durchaus nicht nach dem Stande der proteſtantiſchen Gottesgelahrtheit hinkehrte, ſondern mit den Bewegungen in dem von Aberglauben und Finſterniß niedergedrückten Pöbel von Baiern und Oeſterreich ſich gemein machte? In dieſen Gegenden haben wir ſchon in der Geſchichte des Theaters die alleräußerſte Barbarei noch herrſchen ſehen, und hier finden wir in andern Regionen ganz dieſelbe Erſcheinung wieder. Um 1766 ſchon hatte der Theatiner Sterzinger eine akademiſche Rede in München geſchrieben über das Vorurtheil der Hexerei. Da dieſe Lehre dem Abſatz der geweihten Kreuzchen von Scheyern

Abbruch that, ſo griff ein Benediktiner dieſes Kloſters, Angelus März, ihn als einen Halbketzer an. Hier haben wir ganz und völlig noch die religiöſen Zuſtände, wie ſie uns Fiſchart vor zweihundert Jahren in eben dieſen Gegenden ſchildert. Es entſpann ſich eine polemiſche Literatur über dieſen Gegenſtand bis in die 70er Jahre, deren Inhalt ganz unglaublich iſt, wenn man den Zuſtand der Bildung in Norddeutſchland damit vergleicht. Man muß, um dieſe Abſtiche zu begreifen, durchaus die Zuſtände der katholiſchen Welt neben die der proteſtantiſchen halten, man muß wiſſen, daß in Paris ſelbſt, ehe 1782 die Montgolfieren ein anderes Luftgebiet öffneten, Teufelsbanner, Alchymiſten, Waſſerbeſchauer und Wunderthäter an der Tagesordnung waren. Im Jahre 1774 miſchte ſich Gaßner in jene Bewegungen ein, ein katholiſcher Prieſter in Klöſterle in der Schweiz; er vertheidigte den Teufel, Zauberkunſt, Hexerei und Teufelsbündniſſe, und gab Segensformeln zur Bewahrung. Gegen dieſen Spuk hatte ſich Schubart in ſeiner Chronik zu richten, und er ward von dem Fanatiker bedroht, deſſen Brod in Gefahr war, der Beſeſſene und Bezauberte reinigte. Aus Baiern ſtrömte es nach Ellwang, wo Gaßner heilte; das Ordinariat unterſtützte ihn, der Fürſtbiſchof von Regensburg machte ihn zum Hofkaplan, die Kuren ſelbſt und eine Maſſe Streitſchrifteu ſetzten das ganze Land in Bewegung, bis endlich die Regierungen ſich hineinlegten, beſonders ſeitdem Dr. Mesmer in Wien entdeckt hatte, daß nicht allein Gaßner, ſondern der Menſch überhaupt eine magnetiſche Kraft beſitze, durch welche ſolche Wunderkuren möglich würden, durch welche nun Mesmer ebenſo Teufel austrieb, wie Gaßner. Auch bis nach Sachſen drangen die Wunderthäter der Zeit vor, in der ein Vagabundenleben aller Art unter die Zeichen der allgemeinen Gährung gehörte. Ein Kaffeeſchenke Schröpfer in Leipzig, der durch allerhand Rollen und Stände durchgegangen war, verſchuldet, Freimaurer, Myſtiker, ward zuletzt Geiſterbeſchwörer und theurgiſcher Philoſoph. Aber ihm glückte es nicht ſo ſehr in den helleren Gegenden, obgleich ſein Zulauf bedeutend war; er verwickelte ſich ſo in ein Gewebe von Gaukeleien und Lügen, daß er ſich 1774 bei Leipzig erſchoß. Cruſius, der zwar ſo gut wie Lavater die Exiſtenz des Teufels glaubte, ging übrigens doch nicht ſo weit wie dieſer, daß er ſich an dieſe falſchen Propheten mit Hoffnungen angelehnt hätte. Lavater ſetzte ſich mit Gäßner in Verbindung, er beſchwor ihn, ſich zu prüfen, er ſchrieb an Semler, er ſollte den Betrug aufdecken oder die Wahrheit Wahrheit heißen, die Kraft Gottes im irdenen Gefäße anerkennen. Vergebens ward er bei perſönlicher Zuſammenkunft mit Gaßner enttäuſcht, wie ſpäter mit Caglioſtro; vergebens ſchrieben

ſeine Landsleute, die Hirzel und Hottinger, gegen ihn oder verließen ihn; vergebens riethen ſie ihm, den Wunder- und Mirakelkram zu ſchließen, und ſpotteten öffentlich ſeines Glaubens an „allwiſſende Viehmägde und Waſſerprophetinnen;“ vergebens erlebte er, daß ſich die Kaufmann und Aehnliche, die er für auserwählte Rüſtzeuge erklärte und nahe bei Chriſtus ſetzte, in Lumpenpropheten verwandelten, wie ihm die Freunde vorausſagten, — er ließ ſich nicht irren, er glaubte nach wie vor an die Wundergabe, er ſah mit dem Magnetismus das verhüllte Reich der Natur aufgethan. Und auch dieſe Ueberzeugung näherte ihn nicht etwa mehr einer natürlichen Beurtheilung dieſer Wunderkräfte, ſondern auch ſie, auch dieſe magnetiſche Kraft war ja von Gott gegeben, und der Gläubigſte war auch der beſte Magnetiſeur. Dieſe neue Lehre, ſagte Zimmermann von ſeinem Freunde, hielt er nicht allein für bewieſen, ſondern auch für den Prüfſtein eines ächten Chriſten.

Was Alles Lavater in dieſer Zeit ſchrieb, und wie er nun die alte Schüchternheit und Rückhaltung ablegte, und eben ſo ſehr im Offnen wie im Geheimen zu wirken ſtrebte, können wir nur im Allgemeinen angeben. Seine Schriften wurden nun ſtets häufiger, lauter, anmaßender, dünkelvoller, und man darf wohl ſagen alberner, ſie verriethen den Taſchenkünſtler jedes Jahr mehr. In den vermiſchten Schriften (um 1774) lehrte er nun das ſchon poſitiv, es ſei die Beſtimmung des Menſchen, nach den Evangeliſten, daß er in einer unmittelbaren und eigentlichen Gemeinſchaft mit Gott ſtehe; eine eigentliche moraliſch-ſinnliche Unterhaltung mit ihm ſei das Eigenthümliche der Religion und die Abſicht Gottes bei ſeiner Offenbarung; Gott ſei dem Menſchen in dieſer Gemeinſchaft ſo erkennbar, ſpürbar und genießbar, als nur immer ein ſichtbarer Menſch ſein könne; man könne alſo von ſeinem Daſein und ſeinen Eigenſchaften wie von denen eines ſinnlichen Weſens überzeugt werden. Die Allgemeinheit der Gaben des heil. Geiſtes für alle Zeiten vertheidigt er auch hier. In dem Nachdenken über mich ſelbſt (1773) fährt er fort ſich ſelber ins Gebet zu nehmen, und ebenſo dreht ſich in den vermiſchten Gedanken (1775) wieder Alles um ihn ſelbſt; ſie gingen anfangs als Handſchrift unter ſeinen Freunden herum; Zimmermann war ſehr froh, als ſie aufhörten, weil er nur üble Folgen von dieſen „Epiſteln an die Brüder und Schweſtern in Theſſalonich und Korinthus“ vorausſah. Wir wollen alles Kleinere, alles Poetiſche liegen laſſen, und nur ein paar Hauptwerke noch berühren. Der Pontius Pilatus (1781) trug ſchon das unduldſame Motto an der Stirne: Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich — und ſtieß dadurch Göthe, der ihn einmal

parodiren wollte, ganz ab. Nirgends hat Göthe ſchöner geredet, als in den unmuthigen Briefen darüber an Frau v. Stein[67]) und an Lavater. Er wirft ihm jene ausſchließliche Unduldſamkeit vor, die, wenn ſie nicht ausſchlöſſe in dem Sinne, als ob der Andre nichts wäre, hinausſchlöſſe, wo die Hündlein ſind, die von des Herrn Broſamen genährt werden. So viele Ausforderungen ſeien darin: Wer kann? wer darf? auf die ihm bald ein gelaſſenes, bald ein unwilliges Ich entfahren ſei. Ihn ärgerten und lächerten „die ewigen Trümpfe, mit denen man nichts ſticht, weil ſie Niemand gelten läßt.“ Hamann hatte in einem Briefe die Idee zum Pilatus gegeben, das Werk ſollte Allen Alles werden, und darum ſchrieb Lavater unter ſeinen Freunden einen Beitrag von Stellen und Notizen aus; ein hiſtoriſches, moraliſches, philoſophiſches, theologiſches, religiöſes, bibliſches, ſinnbildliches ecce homo, ein Menſchenbuch, ein Alles in Einem, wie es Pilatus war, ein Menſch, in dem die Gottheit und Schwachheit ſtark erſcheint, der Himmel und Hölle darſtellt. Wunder, daß man damals ein ſolches Buch nur ernſthaft zu beſprechen würdigte! Es iſt eine geſalbte Auslegung und paraphraſtiſche Ausdehnung der vier Worte, die wir über Pilatus wiſſen, in vier Bände; eine ungeheuere ausſchweifende Geſchichtspredigt, in der ſich der Schreiber einen Weg vorgezeichnet hat, der Herr aber ſeinen Gang richtet und leitet; hinter jedem Kapitel hat der Verfaſſer die „unendlich ſimple und würdige Naivetät“ (ſo ſagt er ſelbſt), eine Selbſtcenſur, ein imprimatur, ein „Er ſahe, daß es gut war“ zu ſetzen! Das Werk würde dem Judas des Abraham a Santa Clara auf ein Haar gleichen, wenn es dem Proteſtanten erlaubt geweſen wäre, in ſeiner Kapuzinade Witz und Humor anzubringen.

Wenn auch nichts ſonſt Lavater'n den eifrigen berliner Proteſtanten verdächtigt hätte, als dieſes Buch, ſo hätte ihr Verdacht ſchon einen Grund gehabt. In dem Jahr, als der Pilatus erſchien, fing auch Nicolai's berühmte und berüchtigte Reiſe durch Deutſchland zu erſcheinen an, ein Werk, daß ſich in ſeinen freimüthigen Tendenzen ganz an Schlözer's Staatsanzeigen anreiht, und, wie dieſe, die Zuſtände der deutſchen Welt ohne Schonung aufdeckt. Nicolai miſchte ſich hier in die Verhältniſſe von Süddeutſchland, von Oeſterreich und Baiern, dem katholiſchen Theile

67) An ſie ſchreibt er darüber: „Wenn ein großer Menſch ein dunkel Eck hat, dann iſts recht dunkel. Ihm hat die Geſchichte Chriſti den Kopf ſo verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Bei Lavater iſt der höchſte Menſchenverſtand und der kraſſeſte Aberglaube durch das feinſte und unauflöslichſte Band zuſammen.“

[illegible] und wenn er sich nie unberufener eingemi[illegible]
[illegible] Werk in Fragen der Religion und Aufklär[illegible]
[illegible] gehabt, ihn wegen seiner a[illegible]
[illegible] Die vorausgegangenen Bewegungen i[illegible]
[illegible] und denen Nicolai einen eige[illegible]
[illegible] in der allgemeinen Bibliothek hielt, entschuldigten
[illegible] daß er, der sich an Ort und Stelle aufzuklären such[illegible]
[illegible] die Verhältnisse dieser Gegenden und ihrer Bildun[illegible]
[illegible] damals hatte Kaiser Joseph seine befreienden Gesetze
[illegible] eine neue Zeit zu verkündigen schienen. Freunde und Fein[illegible]
mit Beifall und Mißmuth in ihm einen neuen Luther; man
Aussicht auf eine Vereinigung der Sekten auf, Masius, Sattl[illegible]
schrieben für sie, Schütz schlug ein Koncil vor, Andere, wie [illegible]
mann, hielten das Alles für überflüssig: er meinte[68]), wir seie[illegible]
Eins durch die Reformation von 1781; kein Katholik könnte [illegible]
von seiner Kirche sondern wollen, die der Kaiser von aller Un[illegible]
gereinigt habe; keiner werde nun weiter einen Protestanten vo[illegible]
Irrthümern zurückführen wollen. Allein Nicolai war viel weits[illegible]
weil er, wie Lichtenberg, ein praktischer, nüchterner Mann war,
Welt sah, wie sie ist. Er stellte Luther gegen Joseph; die Refo[illegible]
des Ersteren sei ein Werk aus dem vorbereiteten Volke heraus, [illegible]
ein bloßes Gebot für ein unvorbereitetes. [illegible] Gesetze, sah
[illegible] ein Heer von Vorurtheilen nicht [illegible] es gehö[illegible]
[illegible] von ihrer Schädlichkeit, [illegible] richtiger Gru[illegible]
[illegible] nichts als die freimüthigsten [illegible] führ[illegible]
[illegible] er geben; er fand in den [illegible] des Kaisers s[illegible]
[illegible] hierzu für jeden denkenden [illegible] er fand die G[illegible]
[illegible] aut nunc aut nunquam [illegible] Und hat
[illegible] Jene Zeit ist verloren [illegible] Enthus[illegible]
[illegible] Die österreichische Literatur [illegible] die prot[illegible]
[illegible] Kreises wandte [illegible] Es is[illegible]
[illegible] wenig grob über [illegible] den heiligen
[illegible] aber wie fein doch auch [illegible] schädliche[illegible]
[illegible] Katholicismus! Wenn man [illegible] die Augen
[illegible] man sehen, daß aus [illegible] der blinde E[illegible]
[illegible], als die Erfahrung des [illegible] staatswirt[illegible]
[illegible] Mannes. Und wenn man [illegible] wollte, se[illegible]

[illegible]keit 3, 442.

man es nicht mit dem Kanzelschwulst der religiösen Eiferer, und nicht mit der patriotischen Befangenheit und Gereiztheit der Wiener, und nicht aus dem guten Gemüthe, das sich z. B. in Garve gegen die finstere Ansicht von dem Einflusse des Jesuitismus wehrte; man mußte dem Manne, der mit seinem Auge gesehen hatte, mit Erfahrungen antworten und nicht mit den Vorspiegelungen eines sanften Herzens. Daß Nicolai und seine Freunde Gedicke und Biester in ihren Befürchtungen von dem heimlichen Fortschleichen des Papismus im Allgemeinen Recht hatten, das bewiesen die bald eintretenden Zeiten der Romantiker hinlänglich. Daß sie im Besondern Recht hatten, wenn sie die im Stillen fortdauernde Existenz der Jesuiten und ihren großen Einfluß auf die geheimen Orden und von da weiter behaupteten, und eine neue Verfinsterung selbst in protestantischen Ländern fürchteten, das haben die Reaktionen des Jesuitismus im Süden, das haben die Fortschritte der Rosenkreuzerei in Berlin, gleich nach dem Tode des großen Königs, bewiesen, deren Folgen Nicolai selbst und sein ganzer Anhang, sein Sebaldus und seine Zeitschriften zu erfahren hatten. Männer, wie Bronner, der die Zustände im Süden einzeln kannte und ganz eingeweiht war, wie Forster, der die Rosenkreuzerei im Norden mitgemacht hatte, sind hier die Zeugen, die man vor Allen hören muß. Den Letzteren um so mehr, als er anfangs gegen die Aufklärerei ganz eingenommen, gegen Nicolai und seine Grillen erbittert, ein eifriger Christ war, der der ganzen lessing'schen Tendenz, den Menschen über den Christen zu stellen, sich abneigte, und der daher die Einseitigkeit solcher Bücher, wie Nicolai's über die Tempelherren, ganz durchsah, wo man willkürlich zum Gegenstande aller Mysterien vom griechischen Alterthum an bis auf die Freimaurerei die Lehre des einzigen Gottes machte. Daß Nicolai und seine Freunde vielfach irre geführt wurden, das war wohl nicht zu vermeiden und wird von Bronner bestätigt. Daß sie sich in ihrem Pragmatismus ins Lächerliche verloren, wie wenn z. B. Nicolai den von Skelton in seiner geoffenbarten Deisterei geäußerten Gedanken glaublich findet, es möchte der Deismus und Atheismus ein schlau angestiftetes Werk der Jesuiten sein, dies ist offenbar, und ist oft und mit Recht gerügt worden. Auch hier ist Forster Derjenige, der über die feindlichen Stellungen des Protestantismus und Katholicismus am meisten gehört werden muß. Obgleich er nach seiner Sinnesänderung ein ganz freidenkender Mann war, so schlug er doch nicht zu den Einseitigkeiten dieser Pragmatik über. Ein Freund von Biester, trat er dessen Monatschrift in einem Aufsatze über Proselytenmacherei (1789) geradezu entgegen. Er nahm sich der Katholiken an,

denen man das Proſelytenmachen verargen wollte, das ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Wir ſind alle Proſelytenmacher, meinte er, und nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel darf man tadeln. Und er macht die proteſtantiſchen Eiferer zugleich aufmerkſam, wie viel Schwäche der eigenen Ueberzeugung ſie verriethen, wenn ſie ſo kleinlich (wie es in einem einzelnen Falle vorlag, an den er ſeinen Aufſatz anknüpfte) gegen jede Bekehrung empfindlich ſein wollten. Können die Proteſtanten, ſagt er, wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

In den letzteren Bänden der nicolai'ſchen Reiſebeſchreibung nun kam der Kampf zwiſchen ihm und Lavater, der lange drohte, zum Ausbruch. Nicolai hatte Lavater'n, außer den allgemeinen Irrungen ſeiner Lehren und Schriften, ſeine Verbindung mit dem Jeſuiten Sailer in Dillingen zum Vorwurfe gemacht und ſein Schönthun gegen den Katholicismus überhaupt. Ueber dieſen Mann dürfen wir wieder nicht die Parteien hören, ſondern Bronner, der ihn wohl kannte. Er nannte ihn den aufgeklärteſten Lehrer in Dillingen, ob er gleich in ſeinen Vorleſungen noch 1786 die Vernunft als einen trügenden Irrwiſch verſchrie. Er ſuchte ſeine Schüler mit einem dogmatiſchen Zauberkreiſe zu umziehen, aber die Denkkraft ließ ſich nicht einzwängen. Die Jeſuiten wurden hier ihrer Aufklärung wegen beargwohnt! Sailer nahm daher weiterhin einen ſtets heiligern Ton an, bildete ſeine Auserwählten zu Frömmlern, und dies, meinte Bronner, ſei für den Jeſuitismus immer die räthlichere Rolle, der unter der Maske der Aufklärung Gefahr laufe, die Jugend denkender zu machen, als er haben will. Die Finſterlinge März und Zeiler u. A., die in ihrer „Sammlung der Schriften, welche ſeit einigen Jahren zur Steuer der Wahrheit herausgekommen ſind," alle gemäßigt denkenden Katholiken angriffen, griffen daher Sailer nicht an; und dennoch ſchützte ihn ſeine ſpäte Frömmigkeit nicht: als die Revolution ausbrach, die unſere Illuminaten aller Art angeſtiftet haben ſollten, fiel er, und die Jeſuiten legten die Vernunft an die alten Ketten. Nicolai vermuthete von dieſem Manne offenbar viel Aergeres, als von ihm zu fürchten war. Er machte es Lavater'n zum Verbrechen, daß er deſſen Vernunftlehre empfohlen, und ein Gebetbuch von ihm in Zürich verbreitet habe, in dem er ſo wenig als möglich Unproteſtantiſches finden wollte, obgleich Sailer ſelbſt erklärte, es ſeien darin alle weſentlichen Lehren des Katholicismus enthalten. Nun kam Alles zur Sprache, was Lavater's Zweideutigkeit beweiſen ſollte. Er habe Semler und Steinbart Raubthiere genannt, er habe den Berlinern zur Laſt gelegt, daß ſie die Religion

en wollten, daß sie in 20 Jahren den Namen Christi nicht mehr nnt zu hören hofften. Besonders wurden Lavater'n seine drei Lobhte über den katholischen Gottesdienst zur Schuld gemacht, die lai 1787 mit Anmerkungen begleitet abdrucken ließ. Allerdings war Toleranz an sich auffallend, und es klang sonderbar in diesen Geen [69]), daß ihm Alles, was zu Ehren Gottes gefabelt sei, verehrungsig wäre! Dies heißt Wahrheit und Lüge auf Eine Linie stellen; was bleibt der einen voraus, wenn die andere Verehrung weg hat? ter und Sailer schwiegen beide nicht. Der Erstere hatte schon 1784, ioch die Streitpunkte so bestimmt hervorgetreten waren, Herzenshterungen geschrieben, jenes Buch der Verwahrung gegen Alle und 3, was man ihm zum Vorwurfe machte, in dem er seiner Eitelkeit ingemessensten Opfer brachte. Nie ist ein Buch mit solcher Selbstligkeit geschrieben worden: Ich Lavater, vom ersten Blatte bis zum n: Ich Lavater! und Lavater in allen Stellungen und Lagen tritt auf, der Prophet im Hauskleide, wie er seinen Freunden und Gästen ndigt, was sie bei ihm essen werden, und wie er für seine „Unide" das mitleidige Auge thränend gen Himmel wendet, und sie seiFehllosigkeit und seiner Liebe zugleich versichert. Gradaus gegen die iner geht alsdann seine Rechenschaft an seine Freunde (1786), die hzeitig mit Sailer's „einzigem Mährchen in seiner Art" erschien, zwei riften, auf die dann Nicolai im 8. Bande der Reise erwiderte. Wer Polemik unbefangen vergleicht, der gewahrt auf Weg und Steg, beide Gegner Nicolai's heimliches Spiel treiben, wo dieser in plumGeradheit offene Karte legt; sie leugnen, was ihnen Nicolai nachher eist, sie drohen gegen Verleumder mit Gerichten, die Verleumder n sich ihnen selbst, und sie verstummen. Und auch in dieser Sache n wir, wenn wir den Akten selbst nicht trauen wollen, Bronner zum gen. Er erfuhr es ganz deutlich, daß Sailer ein heuchlerisches Spiel seiner Umgebung und mit seinen Freunden in Zürich trieb; er erfuhr daß Lavater ihm, der dem Kloster und Katholicismus mit Gefahr lohen war, anrieth, ins Kloster zurückzugehen, während Geßner ihm ndlich die Hand zur Rettung bot.

---

69) Es heißt dort:

„Mir sei, was Dich nur, Jesus Christus,
zu ehren meint, verehrungswerth!
Wenn's Täuschung nur, wenn's Fabel wäre,
es fable nur zu Deiner Ehre,
um Deinetwillen will ich's lieben."

Von nun an ward Lavater's chriſtliche Lehre immer greller und unduldſamer. In den Herzenserleichterungen ſchon ſagte er trocken, daß ihm Niemand zumuthen ſollte, den für einen Bruder in Chriſto zu erkennen, der Chriſtus anders anſehe als Er. In dem erſten Bande der kleinen proſaiſchen Schriften (1785) erklärte er, Er ſelbſt ſei kein Chriſt, was das Evangelium Chriſt nenne; er habe ſich nie mit Ernſt und Redlichkeit befliſſen es ganz zu ſein; er kenne in dieſem erhabenen Sinne keinen Chriſten, nicht einen einzigen. Die deutlichſte und vollſtändigſte Entwicklung ſeiner religiöſen Anſichten liegt in der Handbibliothek für Freunde (1790 ꝛc.). Faßt man dieſes Syſtem zuſammen, ſo läuft es auf einen heiligen Epikureismus hinaus, und auf jenen ſpekulationsfeindlichen Pragmatismus, auf den das Chriſtenthum ſo gut wie das Judenthum und wie aller Orient herauskommt, wenn man ſeine Mythen und Dogmen beim Wort nimmt. Eine lebhafte Phantaſie konſtruirt ſich das Unſichtbare, ſo bequem es nur immer möglich iſt, ſo ſehr es nur angehen will, ohne alle Anſtrengung des Verſtandes und der abſtrahirenden Vernunft, und ſie ſcheut ſich nicht, aus der engſten Schranke des menſchlichen Kopfs heraus das Univerſum für das engſte menſchliche Bedürfniß zuzurichten. Am allerdeutlichſten liegt dies in einem Briefe Lavater's an Jacobi von 1787. Religion iſt ihm da die ſubjektive Anſicht der Welt in Beziehung auf ſich. Betrachte ich, ſagt er, die Welt nicht als Menſch, als eine bedürfnißvolle Perſon, ſo ſcheint ſie mir nichts als ein Syſtem unwillkürlicher Kräfte zu ſein, welches willkürliche Kräfte auswirft; ich ſehe ein regelmäßig gebärendes und verzehrendes Ungeheuer, das ich nicht ertragen kann. Ich Perſon muß Alles perſonificiren und humaniſiren. Wir ſelbſt ſind der Maßſtab aller Dinge. Ich ſehe in meiner Natur eine mechaniſche und eine willkürliche Kraft in ſteter Harmonie. Ich ſehe den Gott des Spinoza und Chriſtus in jeder menſchlichen Natur. Im ſchlafenden und vegetirenden Menſchen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmenſchen Chriſtus. Ich kann mich als Maſchine und als freies Selbſt anſehen, je nach Beidem iſt mir Spinoza's und der Bibel Gott recht; ſo vereinige ich Spinozismus und Chriſtenthum, das ſich nicht mehr aufhebt, als der Mechanismus und die Freithätigkeit unſerer Natur. Dennoch aber ſchien es trotz dieſem Syſtem, als ob er allen Mechanismus in ſeiner Natur aufheben wollte, da er ſich ſo ganz nur zu dem Gott der Freien kehrte. „Bis ich einen perſönlichen Gott habe, ſchrieb er an Jacobi, mit dem ich ſo vertraulich korreſpondiren kann, wie mit dir, der mir ſo determinirt antwortet, wie du, habe ich keinen! Mein täglich Gebet iſt: zeige dich, Abraham's Gott, Gott Iſaak's, Iſrael's,

zeige dich! Aber der Gott, der ſich zeigen kann, iſt ſo zu ſagen nur eine Silhouette Gottes, des unanſchaubaren, nur ein relativer Gott, ein Gott für Perſonen.“ Man ſieht, er will einen „brauchbaren, leichtglaubbaren,“ einen bequemen Gott haben; ein Gott, der nicht Menſch iſt, iſt ihm Luft, Nichts! Daß ein Weſen wie Chriſtus der Menſchheit ſo unentbehrlich ſei, wie der Kompaß dem Seefahrer, die Sonne dem Auge, iſt ihm ganz gewiß. Das Weſen der Religion nannte er Magie, eine Götterzauberei, Engelerſchaffung, Gottesrealiſirung, die Kraft in uns, die Geiſterwelt uns ſo exiſtent zu machen wie die Körperwelt. Dieſe magiſche Kraft wird durch das Gebet geweckt; ſie macht jeden Menſchen fähig, ein Prophet zu ſein; Gottes Wort ſoll nicht in der Bibel eingekerkert bleiben. Aber feſtſtehen ſollte es bleiben, nach ſeiner und Jung's und Claudius' Theorie, bis aufs Jota, Alles, was die Apoſtel gelehrt hätten. Er war für die Unterſuchung der Evangelien als hiſtoriſche Quellen, die jetzt in Anregung war, ganz blind. Seinen Worten nach verlangte er ſie, aber ſeiner Meinung nach gar nicht; die erſte Frage, und es ſcheint die einzige, war ihm: Was iſt die Meinung der Evangeliſten, was lehren ſie? Und darauf hatte er die Antwort ſo einfach fertig, daß nie eine Unterſuchung mit ihm möglich war. Die Hauptfrage aber: Haben ſie Recht oder Unrecht, ſtimmt ihre Geſchichte mit Vernunft und Erfahrung, iſt ihre Erzählung Abbild objektiver Begebenheiten oder ſubjektiver Auffaſſung und Legende? dieſe Frage hätte er gar nicht zugelaſſen. Den Worten nach meinte er, eben dies einfältige Feſthalten an der bibliſchen Weisheit und Geſchichte verwahre vor aller Schwärmerei; aber daß alle Beſchränkung auf einerlei Quelle von Weisheit, alle Entfernung von Kritik und Vergleichung gerade Schwärmerei erzeugt, das hat er nie empfunden. Spürt man nun in allen dieſen Vorſtellungen durch, daß Bequemlichkeit auf ſie führte, ſo begreift man, daß das endliche Ziel des Syſtems in einem Mann, der ſich ſo kühn zum Maßſtab der Welt und ihrer Einrichtung macht, wieder Bequemlichkeit und Genußſucht ſein werde. Gott, heißt es in der Handbibliothek in richtiger Folge obiger Sätze vom Gott des mechaniſchen und des freien Menſchen, Gott und höchſtes Gut iſt Eins; höchſtes Gut und wirkſamſtes Medium unſeres Selbſtgenuſſes, oder unſeres froheſten Daſeinsgefühls iſt Eins. Iſt das Medium unſeres Selbſtgenuſſes, der Gegenſtand, der uns am meiſten intereſſirt, aus der ſichtbaren Welt, und kennen wir kein anderes, ſo haben wir keine Religion und keinen wahren Gott; iſt's aus der unſichtbaren Welt, und geiſtiger Natur, ſo haben wir Religion. Der hat die wahrſte Religion und den wahrſten Gott, der das möglichſte, einfachſte und allgenugſamſte,

immer applikable, mithin geiſtige, inwohnendſte Medium des froheſten Selbſtgenuſſes in ſeiner Gewalt hat. Wer ſagen kann: Etwas in mir iſt mächtiger als Alles, was außer mir und in mir iſt, der hat die wahrſte Religion und den wahrſten Gott. Man bemerke ja, daß dies ganz daſſelbe Raiſonnement iſt, auf das Wieland ſeine weltliche Theorie vom höchſten Gute baute, und daß Wieland, der von Schwärmerei zur Nüchternheit, ungefähr umgekehrt wie Lavater von praktiſchem Sinn und Nüchternheit zur Schwärmerei, gelangte, den letzten Satz ganz dreiſt von ſich ausgeſprochen haben würde und alſo der beſte Chriſt geweſen ſein müßte. Denn das nannte Wieland ja die Herrlichkeit der menſchlichen Natur, jene Fügſamkeit, mit der ſie über Alles Herr werden konnte; und er hätte ſeine Theorie vom höchſten Gut Lavater'n als eine vielſeitigere vorhalten können, da ſein Medium des Selbſtgenuſſes das Geiſtige nothwendig verlangte und das Sinnliche nicht ausſchloß, worauf denn Lavater nichts hätte entgegenhalten können als wieder ſeine Worte, nicht ſein Leben. Denn dies ſchloß bei ihm (ſo wenig wie bei ſo vielen frommen Feuerköpfen, die, dunkel auf den Verſtand, lebhaft auf die Empfindung wirkend, die Weiber zu führen vermögen, wohin ſie wollen) die ſinnlichen Genüſſe nicht aus, wovon die Briefe der Gräfin Branconi deutliches Zeugniß geben. Eben das „Mutuelle", was Lavater zwiſchen Menſch und Gott ſuchte, ſuchte Wieland zwiſchen Menſch und Natur, und es iſt auch natürlich, daß die Bequemlichkeit des chriſtlichen Glaubens dem Laxen und Schwächlichen in der menſchlichen Natur ſo zuſagend war, weshalb wir die Ueberſprünge von Pietiſterei zum Leichtſinn, von Weltſinn zur Bußfertigkeit ſo allgemein finden. Die Verwandtſchaft des wortgläubigen Chriſtenthums mit den Philoſophemen der Behaglichkeit fühlte auch Lavater recht gut und hatte die „unendliche Naivetät" ſie geradezu auszuſprechen. Meine Philoſophie, ſagt er (gerade wie Wieland auch), macht mich allem Disputiren, Grübeln, Anatomiren, Strahlenſpalten und Scheidekünſteln abſterben. Meine Philoſophie, Religion, Schwärmerei, wenn Sie wollen, Epikureismus, wenn Sie wollen, iſt nur Eins! Genuß! Ich will ſo ſehr wie möglich exiſtiren, leben, genießen, mich ſelbſt beſitzen; was mir konſtanten, geiſtigen, reinen, vollen, innigen, unzerſtörbar ſcheinenden, nie gereuenden Selbſtgenuß verſchafft, das iſt mein Gott, mein Himmel! All das konnte Wieland mit denſelben Worten von ſeinem Syſteme ſagen! und gegen Beide giebt es nur Eine Entgegnung: daß der Menſch nicht zum Genuſſe geſchaffen iſt, ſondern zur Energie, zum Leben in einem andern Sinne, als dieſe das Wort gebrauchen, zum Wirken, zum Erwerben, nicht zum Beſitze. So wollte

Lessing, und zu ihm hielten sich wenige Kräftige, und im Allgemeinen die protestantische Stoa, die noch das Leben ernster ansieht; kein Wunder, daß die Lahmsten und Thatunfähigsten, die Hamann, Claudius, Jung u. A. sich zu Lavater hielten, der diesen epikureischen Christianismus unverhohlener predigte als alle Mystiker früherer Jahrhunderte, und daß er in der katholischen Welt mehr im Andenken geblieben ist, die von dieser Lehre, seitdem sie den lebendigen Trieb verloren hat, ganz durchdrungen ist.

In den letzten Jahren, seit der Handbibliothek, steigerte Lavater immer mehr Alles, was von frühe an bei ihm auffällig und dem Geiste der Zeit fremd war. Er ahnte, hoffte, glaubte an eine nahe entscheidende Epoche, gegen welche die Reformation ein Kinderspiel sei; er sah, je mehr sich der Unglaube ausbreite, die Glaubenskräfte sich in wenigen Individuen desto enger zusammenziehen[70]). Seine Erwartung von höheren Kräften und der Gabe ihrer Mittheilung soll noch außerordentlich verstärkt worden sein, als ihm der Prinz Karl von Hessen in Schleswig versicherte, daß der Apostel Johannes noch auf Erden wandle! Hegner erzählt, Lavater habe seitdem jeden vorübergehenden Unbekannten forschend angesehen, ob er nicht den leibhaften Johannes in ihm entdecken könne. Auf seiner Reise nach Bremen und Kopenhagen (1793) benahm er sich als einen Heiligen, und man skandalisirte sich allgemein über seine Gastpredigten, und namentlich über die Veröffentlichung seiner Reisebeschreibung. Er sprach in dem Kreise Fr. Stolberg's in Enkendorf und Wandsbeck ein, zu dem Claudius, die Gräfinnen Julie von Reventenlow, Bernstorf und Kath. Stolberg u. A. gehörten, wo zuweilen die Gallitzin sich einfand und einige Jahre Jacobi lebte. Stolberg, der sich etwas bei Lavater erlauben durfte, suchte ihn von seiner persönlichen Schriftstellerei abzuhalten; das aber nannte dieser flache Philisterei, Nichtachtung seiner individuellen Privilegien, indelikate Hofmeisterei, und Stolberg bat ab! Auch sein ungeschickter Eifer in der Revolutionszeit verräth durchweg eine ganz krankhafte Spannung. Als er gegen die Landvogtei der großen Nation 1798 den patriotischen Eifer seines ersten Jugendschrittes wiederholte und seinen prophetischen und geistlichen hinzuthat, und einen Reubel vor seinen Ahnungen und Weissagungen warnte, da hätte es sich ihm freilich aufdringen sollen, daß jetzt keine Zeit mehr war für prophetische Patrioten[71]).

70) Vgl. J. F. Kleuker und Briefe seiner Freunde, hrsg. v. Ratjen. 1842. p. 84.

71) Die Aktenstücke im 1. Band der nachgelassenen Schriften Lavater's, hrsg. v. G. Geßner.

Am geiſtesverwandteſten mit Lavater war in Deutſchland der Kreis Jacobi's und weiterhin der Fürſtin Amalie von Gallitzin, die in Weſtphalen und Niederſachſen eine Art Mittelpunkt für die Gläubigen und Geiſtreichen, namentlich aus der katholiſchen Kirche, ward. Auch dies iſt für Nicolai ſchon eine Rechtfertigung wegen ſeiner Rüge der katholiſchen Neigungen Lavater's. Von ihren Freunden Jacobi und Hamann aus entſtand in den 80er Jahren ein zweiter öffentlicher Streit mit den Berlinern, der mit den Bewegungen, die Lavater erregte, ſehr nahe zuſammenhängt; nachher gab Stolberg mit ſeiner Bekehrung ein anderes Aergerniß, das die Xenien ſogleich und Voß ſo viel ſpäter, lange nach dem eigentlichen Uebertritte, öffentlicher machten; endlich hing mit dieſem Kreiſe der Freiherr Droſte zu Viſchering zuſammen, der in unſeren Tagen einen neuen Brand in den Frieden der Sekten geworfen hat. Die Fürſtin (geb. v. Schmettau) war aus Berlin (1748—1806), katholiſch, mit vielem Geiſte begabt, aber ſchlecht erzogen und unwiſſend aufgewachſen. Romane gaben ihr den erſten moraliſchen Trieb, Trauerſpiele eine gewiſſe ſtoiſche Ader; die üble Rolle, die ſie bei ihrer mangelhaften Bildung in der großen Welt ſpielte, der ſie angehörte, wies ſie auf eine ernſte Selbſtbeſchäftigung an; ſie fiel auf das Buch de l'esprit und füllte ſich unklar den Kopf mit metaphyſiſchen Gedanken und wirrer Spekulation. Sie heirathete 1768 den Fürſten Gallitzin ohne Neigung; ihr männiſches Bildniß ſagt uns ſchon, daß ſie nicht zu der ſanften Beſtimmung des Weibes geboren war. Bald wünſchte ſie aus der Welt zu ſcheiden, um der Wiſſenſchaft zu leben, ſie ſchob die Pflichten der Mutter vor (ihren Kindern eine gründliche Erziehung zu geben), um die Pflichten der Gattin nicht erfüllen zu dürfen, ſie ſchor ſich die Haare ab und lebte um 1773—79 im fleißigen Umgang mit Hemſterhuys, dem ſokratiſchen Sohne des berühmten Philologen, bei dem Haag. Dann zog ſie der Miniſter von Fürſtenberg an, ſich in Münſter niederzulaſſen. Dieſer edle und milde Mann, deſſen Verwaltung des Stiftes Münſter mit Recht gerühmt iſt, nahm ſich des Zuſtandes der Bildung in jenen Gegenden an, und hat hier in einem Lande katholiſcher Bevölkerung und lange hergebrachter geiſtiger Verfinſterung geleiſtet, was im Süden von Deutſchland in den katholiſchen Landen damals nicht gedeihen wollte. Welcher Art ſie auch ſei, ſo bildete ſich hier doch eine literariſche Bewegung. Kleuker, Sprickmann, Katerkamp, Buchholz, de Marees u. A. hatten hier einen gemeinſamen Mittelpunkt; Stolberg, der 1800 ſeinen Sitz in Münſter nahm, ward von dem Freihern von Droſte auf die Geſchichte aufmerkſam gemacht und auf den mangelnden Einheitspunkt, der bisher ihrer

Behandlung fehlte. Dieſen Einheitspunkt fand man in der Religion; Droſte forderte Stolberg auf, eine Geſchichte in dieſem Sinne zu ſchreiben; und wirklich beſtimmte ihn der gallitzin'ſche Kreis, ſeine Religionsgeſchichte zu verfaſſen. Dies Werk wirkte mit dieſer Tendenz offenbar auf Fr. Schlegel's Philoſophie der Geſchichte fort, leicht das Glänzendſte, was aus unſerer neueren katholiſchen Literatur hervorgegangen iſt. Damals nun, als die Fürſtin nach Münſter kam, war ſie noch, wie bis dahin immer, ein Freigeiſt und bat ſich von Fürſtenberg aus, ſie nicht zu bekehren. Als ſie aber die Einſamkeit und die Unbefriedigung, die aller verfehlter Beruf mit ſich bringt, die Wüſte, die eine unfruchtbare Spekulation in ihrem Kopfe zurückgelaſſen hatte, die Erſchöpfung mißbrauchter Kräfte, Kränklichkeit und auch die Erfahrung, daß ihr platoniſcher Unterricht nicht ganz den Erfolg hatte, den ihr Eifer und ihre Geſchäftigkeit ſie wohl erwarten ließ, hypochonder gemacht hatte, gelobte ſie in einer Todkrankheit 1783, über das Chriſtenthum zu denken, wenn ſie wieder geſund würde. Die Captation des lieben Gottes gelang, ſie ward geſund, und es war nicht mehr als dankbar, daß ſie nun chriſtlich ward. Eine greifliche, anſchauliche, ſcheinbar tiefere Metaphyſik feſſelte ſie bald, ie bereitete ihren Freund Hemſterhuys vor, der über chriſtliche Dinge viel ärger als Leſſing dachte, mit der Erzählung wunderbarer Träume auf ihre bevorſtehende Veränderung; ſogar Sokrates erſchien ihr und verwies ſie auf einen andern Führer. Sie erfuhr allmählich die lavater'ſche Kraft des Gebetes, ſie beichtete und empfing den Herrn, ſie gab ſich Gott ganz unterthan und „brachte ihm das Opfer ihres Verſtandes[72])." Sie hatte ganz offenbar das Nutzloſe eines gelehrten Strebens in weiblicher Sphäre empfunden, ſie entſagte der Gelehrſamkeit, und da ſie ſich an ein geiſtiges Bedürfniß gewöhnt hatte, wohin ſollte ſie anders verfallen als auf das Chriſtenthum, das mit erhabenen Beſchäftigungen ſchmeichelt ohne Anſtrengung des Kopfes. Sie fuhr auch jetzt fort, ſich ſelbſt zu beobachten, bei jeder Regung und Empfindung Schildwache zu ſtehen; ſie verachtete die Gelehrſamkeit und gefiel ſich in ihrer Ablegung des Ehrgeizes, und als ihr Hamann, der, indem er alle Schwärmereien mitmachte, doch nicht ſeine hellen Blicke verlor, das Allzulebhafte und Angeſtrengte ihres Vervollkommnungstriebes, und die Quelle deſſelben, Stolz, vorwarf, fühlte ſie ſich getroffen, ohne das Mittel zu finden, dem entgegenzutreten. Statt daß ſie das eitle Reflexionsleben aufgegeben hätte, achtete ſie nur deſto ängſtlicher auf ſich, gab ſich ganz an ihren

72) Vergl. das Leben der Fürſtin Gallitzin, von Katerkamp. 1834.

Beichtiger Overberg, und rechnete ſich nun zu den Unmündigen und Säuglingen der Kirche. Nicht allein den menſchlich geſtalteten Gott theilte ſie mit Lavater und Jacobi, auch das ſtete Leben der Selbſtbeobachtung ebenſo und das Nieruhen vom Geiſte. So fand es Göthe in ihrem Kreiſe, der zwar nur ſchonend ſeine Meinung über denſelben von ferne andeutete. Jacobi und Hamann mußten dieſe Eigenſchaften anziehen; der Eine war 1784 zum Beſuche in Hofgeismar bei ihr, der Andere kam 1787 zum längeren Aufenthalte, ſtarb aber bald. Der Letztere hatte ſich ihr, ſagt Jacobi, mit der Bibel zugleich ſo in ihre Vorſtellung eingewebt, „daß ſie wie an einem heimlichen Anſatz von Liebe zu ihm krank ward;“ Jacobi ſeinerſeits ſchrieb ihr in den zärtlichſten Ausdrücken und „fühlte ein mächtiges Wehen in den Flammen ſeines Herzens zu ihr.“

Als Hamann ſich 1787 aus Königsberg dieſem Kreiſe näherte, aus dem den neuen Sokrates ſein Alcibiades Buchholz, ein Johannesweſen, Lavater'n in einzelnen Zügen ähnlich, mit einem Kapitale beſchenkt hatte, war ſchon Beider Streit mit den Berlinern eigentlich vorbei. Leſſing's letztes Auftreten machte den Bruch zwiſchen den ſtreitenden Parteien der Gläubigen und der Illuminaten unverſöhnlicher, als er vielleicht ohne ihn geworden wäre; der Ton, den er in ſeinen Streitſchriften gegen Goeze anſtimmte, erhöhte den ſeiner berliner Freunde mehr als der Einfluß ihrer allgemeinen Bibliothek. Wir erinnern uns, daß Leſſing in den 70er Jahren, während die erſten Aufregungen durch Lavater ſchon erfolgt waren, die Fragmente des Ungenannten herausgab, die ſich über die Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln, über die Unmöglichkeit einer Offenbarung, über die Auferſtehungsgeſchichte u. A., zuletzt über den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger mit einer neuen Freimütigkeit erklärten, und einige alberne Artikel der chriſtlichen Offenbarungsgeſchichte im Grunde zum erſten Male geradehin albern nannten. Es folgten hierauf ſeine Flugblätter gegen Goeze, und bald ſein Nathan, der glänzende Vertreter aller dieſer Händel im Gebiete der Poeſie. Bald nach deſſen Erſcheinung ſtarb Leſſing und hinterließ ſeinen Freunden das Schlachtfeld. Unter dieſe Freunde rechnete ſich auch Jacobi, der ihn noch kurz vor ſeinem Tode kennen gelernt hatte, und der ſich bald ein Geſchäft daraus machte, dieſe Freundſchaft hervorzuheben und ſich auf alle Weiſe an Leſſing vor den Augen des Publikums anzurücken. In dieſem Sinne iſt ſchon der kleine Aufſatz: Etwas das Leſſing geſagt hat, ein Kommentar zu (Joh. Müller's) Reiſen der Päpſte (1782), geſchrieben. Wir haben früherhin aufmerkſam gemacht, wie Jacobi durch ſeine

ientschiedene Natur die Anlage, sich in Anderer Sinnesart hineinzudenken, orzüglich eigen war, eben diese Anlage entdeckte er hier in Lessing, bei em sie aus wahrer Vielseitigkeit und ächtem Wahrheitssinne floß. Eine eußerung Lessing's, daß alle Gründe gegen die Rechte des Papstes auch oppelt und dreifach gültig gegen alle Fürsten seien, benutzte Jacobi zur nterstützung einiger antidespotischer Sätze, die er in seinem Schriftchen usſprach, und zugleich zur Anfechtung der Antihierarchen, die sich jetzt, nd zum Theil in Lessing's Namen, so laut machten. Im deutschen Museum erschienen gegen dieses Etwas: Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (1783), woran Mendelssohn Theil hatte. Wie ruhig diese Schrift geschrieben war, so legte sie doch Jacobi so aus, als ob man ihm Vertheidigung der päpstlichen Hierarchie arin vorwerfe. Während sich so zwischen diesen schon eine Reizbarkeit eigte, gab es zugleich Fehde zwischen Mendelssohn und Hamann. Der rstere hatte in seinem Jerusalem (1783) ein Thema aufgegriffen, von em Spinoza im tractatus theologico-politicus gehandelt hatte: er esprach die Grenzen der Macht des Staates über die Religion, und man nn denken, in dem Sinne, der der neuesten Zeit angenehm ist. Im weiten Theile benutzte er seine Stellung, um so weit zu gehen, einen Beweis zu führen, daß Gott keine Wahrheiten und Lehren zu offenbaren öthig gehabt habe, weil er sie in der Natur schon sächlich offenbart habe, nd daß er sie nicht habe offenbaren können, weil Worte die Ideen nur nbestimmt mittheilen, während die Anschauung sie in Bestimmtheit erreifen läßt. Hiergegen erschien Hamann's Golgatha und Scheblimini 1784), und es traf so ungefähr zusammen, daß, wie schon früher angedeutet wurde, Hamann den Moses zum Atheisten machte, als Jacobi Lessingen zum Spinozisten stempelte. Jacobi hatte nämlich von Lessing bei Mittheilung des göthischen Gedichtes Prometheus erfahren, daß er sich zu dem Ἓν καὶ πᾶν, wohin dieses Gedicht gehe, bekenne. Jacobi machte ihn aufmerksam, daß er sich dann mit Spinoza verstehe. Wenn ich mich nach Jemandem nennen soll, sagte Lessing, so weiß ich keinen Anderen; und als Jacobi dabei ein schlechtes Heil finden wollte, so gab er es zu, und fragte ihn, ob er aber etwas Besseres wisse. Das ganze Gespräch, obgleich aus einem nicht festen Gedächtniß aufgeschrieben, trägt völlig das Gepräge der Aechtheit an sich, und es war eine furchtsame Aengstlichkeit Mendelssohn's, daß er daran mäkelte, daß er zu beschönigen suchte, daß er sich vor dem Vorwurfe des Spinozismus aus der Seele seines Freundes wahren zu müssen glaubte. Lessingen, wie es aus dem ganzen Verlaufe der Unterhaltung hervorgeht, war dies

Alles nur ein Spiel; es ergötzte ihn, daß ihn Jacobi aus ſeinen Aeußerungen der Kabbaliſterei verdächtig machen konnte; er war mit Spinoza mitgegangen, ihn ſchreckte Jacobi's Bedürfniß einer perſönlichen Urſache der Welt auch nicht, er bat ihn, ihn mitzunehmen, ſo weit es auf ſeinem Wege gehen wollte, obgleich er ſonſt mit der Vorſtellung „eines perſönlichen Weſens im unveränderlichen Genuſſe ſeiner höchſten Vollkommenheit, die einer unendlichen Langeweile verband.“ Er, der ſo unparteiiſch über den Katholicismus dachte, neckte Jacobi'n mit ſeinen ſtocklutheriſchen Paradoxen, er behalte „den mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum, daß kein freier Wille ſei“; er nannte, wie Hamann, Jacobi's Syſteme und Anſichten Worte und trieb ſeinen heitern Scherz mit dieſen, wie mit ſeinen Spinozismus. Wer ſich aus der Vielheit der Erfahrungen und der Syſteme klar gemacht hat, daß man das Weltall und die Menſchheit von vielen Seiten vielfach und mit gleicher Wahrheit in verſchiedene Augenpunkte faſſen kann, den wird ein philoſophiſches Syſtem nicht anders als durch ſeine Folgerichtigkeit reizen können, es wird ihm ein poetiſches Ganze werden, das ihm in Bezug auf objektive Wahrheit immer und ewig nur beziehungsweiſen Werth hat. Er wird daher von einer Lehre und Schule nie anders reden können als mit jenem: Wenn ich mich zu etwas bekennen ſoll; und dies hatte Claudius aus dem vorliegenden Geſpräche ganz richtig als den weſentlichen Moment ergriffen, indem er warnte, man ſolle Leſſing doch ja ſeinen eigenen Stuhl ſetzen, er ſitze die gewöhnlichen (der Spinoziſten und aller übrigen iſten) alle nieder. Und dies war gerade der Satz, den Jacobi gar nicht bemerkte, der ſich vielmehr eilte, ſeine Entdeckung von Leſſing's Spinozismus gleich der Welt mitzutheilen. Vergebens äußerten Eliſe Reimarus und Mendelsſohn ihm in Briefen ihr Bedenken, er ſah es als ein nützliches Werk an, die „wahrhafte Philoſophie“ eines Mannes wie Leſſing unverhüllt ans Licht zu ſtellen. Die wahrhafte Philoſophie Leſſings! die er in einem halb neckiſchen Geſpräche mit Jacobi auf die Erde fallen ließ? die er an Gleim's Tiſche zu Poſſen gebrauchte? Leſſing würde ſich die Ehre, ſeine verlorenen Worte eine Philoſophie genannt zu hören, ebenſo verbeten haben, wie er ſich gewundert haben würde, Jacobi'n von ſeinen einfachen Sätzen von der menſchlichen Freiheit, von der wahrhaften Vorſehung und deren Gnade (denn ein anderer als ein erbarmender Gott wäre ihm ſeiner lavateriſchen Ausdrucksweiſe zufolge ein „ſcheußliches Thier“) immer als von einem ihm eigenthümlichen Philoſophieſyſteme ſprechen zu hören. Doch es ſei, daß der Spinozismus Leſſing's wahrhafte Philoſophie war; was konnte Jacobi der Freundin

Reimarus antworten, die ihm die Hebung dieses Schleiers verargte, weil die Welt nicht werth war und nicht fähig, Lessing unverhüllt zu sehen? Wo blieb seine Versetzung in Anderer Sinnesart, daß er sich nicht fragte, ob Lessing dies Gespräch „für die Stärkeren im Volk" dem ganzen Haufen mitgetheilt haben würde? Er, der so voll Rücksicht auf die Fassungsgabe des Volks war, der zwar nicht ängstlich abwog, ob durch ein Gutes auch ein Schlimmeres entstehen möchte, der aber doch den Grundsatz hatte, daß der „Weise nicht sagen könne, was er besser verschweigt"? Und wie kam Jacobi vollends dazu, da er als Zeuge auftrat, zugleich als Kläger aufzutreten, wie sehr er es auch verrede? da nun sogleich auch sein bloßes Zeugniß verdächtig werden kann! Denn in seiner Schrift über die Lehre des Spinoza (1785) nannte er den Spinozismus mit dürren Worten Atheismus, und die leibnitzisch-wolfische Philosophie ebenso fatalistisch wie jene. Das Element aller menschlichen Erkenntniß sei Glaube. Die Vernunft, sich selbst überlassen, könne den Spinozismus nicht vermeiden u. s. Was half es, daß er immer protestire, er wolle mit dem Namen Spinozismus nichts Arges verbinden, da die Welt mit dem Namen Atheist das Aergste verband? Göthe, der zu dem ganzen Streit den unschuldigen Anlaß gegeben hatte, mischte sich öffentlich nicht hinein, verhehlte aber seine offene Meinung gegen Jacobi nicht, und die Zwiespaltigkeit dieser Naturen trat an einem neuen Beispiele zu Tage. Jacobi hatte Göthe's Gedicht Prometheus seinem Spinoza vorausgedruckt und Herder fand es lustig, daß Göthe bei dieser Gelegenheit mit Lessing auf Einem Scheiterhaufen zu sitzen käme. Göthe schrieb Jacobi frank, daß, wenn Spinoza ein Atheist gescholten werde, weil er nicht das Dasein Gottes beweise, da ihm das Dasein Gott sei, so nenne Er ihn deßhalb Theissimum und Christianissimum; und daß Jacobi's Weise mit dem Worte Glauben umzugehen (am Schlusse seines Buchs) nur für Glaubenssophisten passe, die alle Gewißheit des Wissens verdunkeln möchten, da sie die Grundfeste der Wahrheit doch nicht erschüttern könnten. Jacobi's Buch afficirte übrigens Mendelssohn so sehr, daß Engel und Göthe ihm wohl mit Recht theilweise Schuld an seinem bald erfolgten Tode gaben. Gleich mit ihm waren Moses' Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes (1785) erschienen. Sie widerlegten die Lehre Spinoza's und gaben Lessing einen geadelten Spinozismus in den Mund, wie er mit der Sittlichkeit wohl bestehen sollte. Diese Wendung hätte Moses der Sache nicht geben sollen. Nachdem das Wort einmal gesprochen war, hätte er in Lessings Geiste den Spinozismus desselben nicht weiter verreden sollen, aber gegen Alles

ankämpfen, was darin Beſchuldigendes für deſſen Charakter oder Beſchränkendes für deſſen Geiſt liegen ſollte. Was in dieſer Schrift über Spinoza geſagt war, war ſehr ſchwach; dennoch ſchien es Göthen mehr zu freuen als zu verdrießen, wie pfiffig die jüdiſche Spinne die chriſtliche Fliege ſchien einſpinnen zu wollen. Da bald darauf Mendelsſohn ſtarb, äußerte ſich Göthe weiterhin über den ganzen Handel immer gleichgültiger und vornehmer ablehnend, obwohl er auch dann noch Jacobi'n in dieſer Sache nichts ſchenkte[73]). Uebrigens ſchloß ſich ſelbſt mit Mendelsſohn's Tode dieſer Streit noch nicht. Es miſchten ſich andere hinein (in einer „vorläufigen Darſtellung des Jeſuitismus", 1786), die Jacobi'n blinden Glaubens beſchuldigten, und daß er damit dem Katholicismus in die Hände arbeitete. Selbſt Hamann machte ihm in Briefen den Vorwurf des Katholicismus, und bezeugte ſich überhaupt unzufrieden über ſeine buntſcheckige Schreibweiſe, beſonders in der Schrift David Hume über den Glauben (1787), in der er der vorläufigen Darſtellung antwortete. Verba ſind die Götzen deiner Begriffe, ſchreibt er ihm darüber, und Jacobi ſelbſt mußte ſpäter geſtehen, daß in dieſem Geſpräche der Gebrauch der Worte und Begriffe von Glauben, Vernunft und Verſtand noch unklar und durch den Nebel herrſchender Vorſtellungen getrübt war. Hamann war ſelbſt als Parteifreund ſo übel gelaunt über dieſes Geſpräch, daß er ihm geradezu rieth, die Berliner in Frieden zu laſſen und ſein Schwert in die Scheide zu ſtecken. Er durchſchaute das Schaukelnde in Jacobi's Weſen ganz genau. In ſeinem Gegenſatze gegen Spinoza erſcheint dieſer überall wie auf Lavater's Wegen; er ſchien ſich dem züricher Propheten immer mehr zu nähern, er nahm ſich ſeiner gegen Rehberg an, der für Spinoza geſtimmt war und Lavater einen verwirrten Kopf genannt hatte, die Herzenserleichterungen hatten neue

73) Als ihm Jacobi 1786 ſeine Schrift „wider Mendelsſohn's Beſchuldigungen in deſſen Schreiben an die Freunde Leſſing's" ſchickte, antwortete er ihm, das Büchlein zeige ihm wieder recht, wie weit ſie von einander abſtehen; er halte ſich feſt und feſter an die Gottesverehrung des Atheiſten (Spinoza) und überlaſſe ihm, was er Religion heiße und heißen müſſe. Dabei rügt er auch hier die Prätenſion, die ihm an Jacobi ſo zuwider war, mit runder Erklärung. Der Schreiber hatte in der Vorrede ſeine Schrift mit einem Straußenei verglichen, welches das Licht des Tages ausbrüten werde. „Wenn die Gegner nur halbklug ſind, ſchreibt ihm Göthe, ſo machen ſie auf den langhälſigen Verfaſſer Jagd, der in unendlicher Selbſtzufriedenheit aus Dornenbüſchen herausſieht, und im Schatten ſich ſeiner Superiorität über Elſtern und Raben erfreuet, und ſie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Lieber Freund, man hat Exempel, daß Adler-Eier im Schooße Jupiters für einem Pferdkäfer nicht ſicher waren!" S. Schöll, Briefe und Aufſätze Göthe's aus den Jahren 1766—86 p. 212.

undſchaft zwiſchen ihnen geknüpft, er forderte ihn auf, in der Streit-
e gegen Berlin nicht zu ſchweigen, indem er alle die kleinlichen Vor-
ile des Gelehrtenkriegs brauchte, wie namentlich die Rolle bewies,
ſein Schildknappe Witzemann zu ſpielen bekam. Wir haben oben
e Stelle angezogen, die uns Lavater's Anſicht vom Spinozismus
ſchloß; auch Jacobi's letztliche und ſchließliche Aeußerungen gleichen
ſer vollkommen. Er wollte mit dem reinen Naturalismus, dem un-
hüllten Fatalismus Spinoza's Friede halten, der in ſeiner Grenze
beſiegbar ſei. Aber daß Spinoza das blinde Schickſal als Vorſehung
sgelegt habe, dies ſei ein von dem ſonſt wahrhaften Manne einge-
rter und hernach heillos gewordener Betrug, gegen den er ſtets an-
npfen wollte, aus dem immer Einen Bedürfniß des Glaubens an
en individuellen Gott, an eine beſondere Vorſehung, an die menſchliche
iheit. So wie Leſſing die ſchroffe folgerichtige alte Orthodoxie gegen
neue inkonſequente in Schutz nahm, mit derſelben Unparteilichkeit
llte er gegen jenen unrechtlichen Fatalismus, der Freiheit und Noth-
ndigkeit, Vorſehung und Fatum vermiſche, dem rechtlichen des Spinoza
ar als Bundesgenoſſe beitreten. Wenn Hamann dieſe Aeußerungen
ebt hätte, wie würde er ſich heftig gegen ihn erboßt haben! Denn die
f der Gläubigen Seite ganz waren, denen war mit den philoſophiſchen
ldungen nicht gedient, viel weniger mit der launiſchen Unduldſamkeit,
t der ſich Jacobi ſpäter gegen Stolberg's Uebertritt erklärte. Bei dieſem
eigniß ſchien ihn ſein Eifer gegen die berliner Jeſuitenriecherei etwas
reuen. Er miſchte ſich in die Illuminatenkämpfe, als Schloſſer
erzend den Caglioſtro in Schutz genommen hatte, um mißdeutbare
ußerungen von dieſem zu ermäßigen. Hier nahm Jacobi wieder den
tleren lauen Standpunkt, der Hamann zu dem Ausfalle gegen ihn
pörte, den wir früher angeführt haben. Er hatte ſich damals in einer
hrift: Betrachtungen über den frommen Betrug (1788 im deutſchen
uſeum) Stark's angenommen, inſofern er, wie er damals an Stolberg
rieb, die ganze Geſchichte von dem einbrechenden Katholicismus für
Hirngeſpinnſt hielt. Habe er Unrecht in dieſem Punkte, ſo ſei es mit
l ſeiner Philoſophie und aus der Geſchichte gezogenen Erkenntniß zu
nde, und er getraue ſich über nichts mehr eine Meinung zu haben!
nd er hatte Unrecht, gerade in Beziehung auf dieſen Stark, von dem
ſchrieb, und auf dieſen Stolberg, an den er ſchrieb!

In dieſe Streitigkeiten griff mehrfach auch Herder ein, und gab
ine Stimme ab, der Mann, den wir in ſeinem erſten Enthuſiasmus

gegen die praktiſchen und anſpruchloſen Theologen wie Spalding l
gerichtet geſehen, den wir Lavater mit Wärme haben preiſen hören
eine Zeit hatte, wo er Prieſter- und Prophetenthum verband, wo e
jener unbeſtimmten Ahnungsgabe redete und mit der Erregung du
Gefühle wirkte, überall in jener „Glorie und Elektriſirkraft“ auftre
die Wielanden und allen Nüchternen ſo ärgerlich war. Aber in d
Manne waren ſeit der Zeit, in der wir ihn verließen, große Veränd
gen vorgegangen. Er hatte nicht die Befangenheit eines Jung, d
ſo viel galt; er hatte nicht die Selbſtvergnüglichkeit eines Clau
der, wie die Berliner ſagten, weil er nicht über ſeine Naſe wegzu
pflegte, die Meinung faßte, des Menſchen Sehkreis reiche nicht üb
Naſe hinweg; er hatte nicht die ängſtliche Unentſchiedenheit Jaco
mit dem er über die ſpinoziſtiſche Frage zu Zerwürfniſſen kam; er
nicht Lavater's Eigenrichtigkeit, der für Alles, was in der Zeit vor
ganz blind und taub ward. Herder konnte nicht zu der Beſchränk
und zu den Vorurtheilen gelangen, die dem theologiſchen Stande
nothwendig anhängen, ſchon weil jene allgemeine Empfänglichkeit,
wir an ſeiner Natur als das Auszeichnendſte rühmten, ihn für Alle
gänglich machte, was in der Zeit geſchah. Machte er daher eine Zei
die Prophetenſucht mit, wie ſie epidemiſch war, ſo ging er auch mi
Nation von ihr zurück, als ſich die Seuche legte, und es ward nun
ganz eigene Erſcheinung, die nur in Deutſchland möglich war, al
Mann, der mit ſeinen Gaben alle die Ueberſchwenglichen leicht
überfliegen können, als der prophetiſchſte aller jener Propheten ſelb
Fackel des Rationalismus in die Religion trug, und zu ſeinen
Idealen rückzukehren ſchien, wo er den praktiſchen Weltmann un
Prediger und Gelehrten zu verbinden ſuchte in dem ehrwürdigen Beg
daß das geiſtliche Amt die beſte Stelle ſei, von der man die Kultu
Gebildeten dem Volke vermittelnd übermachte; als er nicht allein,
er von Leſſing rühmte, unter den Freigeiſtern als ein Rechtgeiſt, ſo
auch als ein Geiſtlicher ſtand; als er mehr wie Lavater, von dem er
ausſagte, ein reines Chriſtenthum ohne allen Methodismus lehrte;
er, wie Jean Paul von ihm ſagte, die kühnſte Freiheit des Syſtems
Gott und Natur mit dem frömmſten Glauben bis ſogar an Ahnu
verband; als er jenes Streben der Geiſtlichen um Klopſtock heru
dem höchſten Grade zu verwirklichen ſchien, Chriſtenthum mit Ver
und Naturreligion auszugleichen, durch die Muſen den Glauben au
Erde zu bringen, und für ihn, durch ſie, auch die Gebildeten und
gebildeten zu gewinnen. Wie dieſe große Veränderung in Herder ſi

mäßig vor sich ging, wollen wir hauptsächlich nur an einigen seiner vorragendsten Schriften aus den zwei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts verfolgen.

Herder hatte viel zu viel menschlichen Takt, als daß er die wunderlichen Ueberspannungen Lavater's und seiner Anhänger nicht mit Mißmuth hätte betrachten sollen. Er warnte ihn wiederholt und dringend vor den gefährlichen Eigenschaften seiner begabten Natur, aber vergebens. Er mußte bald einsehen, daß er sich nicht schleunig genug von diesen Freunden zurückziehen könne. Er ließ das unfruchtbare Gebiet, auf dem sich diese gefielen, liegen, ihn reizten die Swedenborg höchstens einmal als psychologische Probleme. Vielmehr wandte er seine Aufmerksamkeit nach jener andern, früher berührten Seite hin, wo Freigeisterei und Orthodoxie aufeinander trafen; denn seine Ansicht war es zu jeder Zeit, daß man aus der Naturphilosophie für die Religion lernen müsse. Er mochte es nicht leiden, daß man die Shaftsbury mit dem Worte Deisten als mit einem Ekelnamen verfolgte; er liebte sie um das, was sie Gutes hatten, und fand, daß weder Schrift, noch Gnade, noch Offenbarung dies verböten. Die Veröffentlichung der reimarischen Fragmente durch Lessing, besonders des letzten von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, bestimmte ihn wohl hauptsächlich zur Abfassung seiner Briefe über das Studium der Theologie (1780), obgleich er sich mit einer gewissen Unparteilichkeit ganz außerhalb der beiden großen kriegführenden Mächte hielt. Er ging zwischen dem starren Rationalismus, der allen Wein und Geist zu Wasser macht, und dem heißen Schwefelbrunnen des Mysticismus mitten durch; er kehrte den Gelehrten nicht mehr wie in der ältesten Urkunde die Stirne zu, sondern den Rücken. Er wandte sich an die Ungelehrten und an die Jugend, und ließ die Bibel für sich und die Religion reden, herzlich müde der Schreibereien, die immer aus der unlauteren Quelle schöpften, die die Dogmatik aus dem Religionskodex gemacht hatte, und abgeneigt der gelehrten Theologie, die vor der Gemeinde predige, was Gott sei und wie er Eins in drei und drei in Einem; sich mit ähnlichen Sachen viel zu behelligen, sagte er, sei Thorenwerk, und wer darum die Ketzerkrone verdiene, trage sie weder zum Nutzen noch mit Ehren. In dem ruhigen Tone und gehaltenen Stile, in dem dieses Werk geschrieben ist, leitet Herder aus seinen frühern Ueberspannungen in ein mäßigeres Gleis zurück. Er fand nun, daß man bei der Theologie so frei und heiter sein könne, wie bei allen andern Wissenschaften, während sich diese Eigenschaften mit seinem früheren prophetischen Priesterthume nicht gut zu vertragen schienen. Er empfiehlt nun die Lektüre

der Bibel als eines weltlichen Buches; er fing an, beſonders an das
Teſtament die ſcharfe hiſtoriſche Kritik zu legen, die Leſſing verlan
den Geiſt der Zeit und der Sprache erklären zu laſſen, was er ſelbſt
vorzüglich verſtand; und auf dieſem Wege gelangte er ſpäter ſelbſt
ähnlichen kritiſchen Prüfung des neuen Teſtaments, zu der er ſich
noch nicht ſo erhob. Uebrigens iſt es merkwürdig, wie hier Herder
einer gewiſſen Klemme zwiſchen Vernunft und Offenbarung, Natur u
Schrift erſcheint, da er ſich noch nicht ſein ſpäteres ſtrenges Syſtem
Auslegung der Evangelien gebildet hatte. In Allem, was er über
Verbindung beider ſagt, löſt ſich kein einziger Satz recht deutlich ab, a
dieſer: Beide verhalten ſich wie Mutter und Kind: das Kind ſoll nic
vergeſſen, daß es von der Mutter einſt gehen gelernt. Aber jetzt kann
allein gehen, wendet man ein, ſie will nicht immer das Leitband anhabe
Die Mutter darf nichts als antworten: Geh denn allein! So freili
hätte dann die Vernunft ihren Willen: und Herder findet nichts anbe
ſich zu helfen, als daß er ſagt: jede Vergleichung hinke, und ſo wolle
ſich auch dieſer nicht weiter überlaſſen, als es reichen könne und ſoll
So weit reicht es ſchon, daß der Geiſtliche, der ſich von der Wahrhe
des Chriſtenthums überzeugt bekennt und erweiſt, doch die nicht verdam
und gekreuzigt wiſſen will, die nicht glauben, nicht den geſchlagen, d
eine Geſchichte, die 2000 Jahre alt iſt, nicht glauben will, da au
Sokrates' Schüler nicht Krieg geführt gegen die, die ſeinen Namen nic
kannten. Das war Labſal für die vielen Sokratiker! und Gleim begrüß
Herder'n ſogleich mit einem Gedichte über dieſe Briefe, worin die Stel
für Beide am charakteriſtiſchſten iſt, wo Gleim ihm zuruft: Bilde d
Theologen ſo, daß Leſſing findet, er ſei der beſte Theologe.

Wenn wir auch bei dieſem Werke, wie wir es bei frühern in ande
Gebieten fanden, eine Anlehnung an Leſſing erkennen, ſo iſt dies au
bei ſeinen chriſtlichen Schriften der Fall, auf die wir ſogleich zu rede
kommen, und bei ſeinen Geſprächen über Spinoza's Syſtem (Goth
1787), mit denen er ſich in den Streit Jacobi's und Mendelsſohn'
miſchte. Die Befangenheiten des Gefühlsphiloſophen verdroſſen ihn
der Spinoza nicht leiden mochte, weil dieſer über ſeine Anthropopathie
und Anthropomorphismen in ſeinem kühnſten Syſteme erhaben war; d
Aengſtlichkeit, mit der Mendelsſohn Leſſing und den Spinozismus b
handelte, ſchien ihm ebenſo unbehaglich. Schon war Leſſing's Nachla
mit jenen reizenden Fragmenten (1784) herausgegeben worden, in dene
es ſich zeigte, wie unabhängig Leſſing von Spinoza, und wie ſehr e
auf eigenen Füßen zu ſtehen wußte, wie großartig er zugleich über di

chriſtliche Lehre zu philoſophiren verſtand. Dies lieh Herder'n Flügel, wie überhaupt Leſſing's Vorgang jetzt auf Einen Schlag die ganze Behandlungsart der Theologie umänderte, ſo daß, wenn wir in den letzten Jahren des 8. Jahrzehents noch ganz in der Sphäre der Goeze zu ſtehen ſchienen, wir ſchon in dem erſten des 9. Jahrzehents uns gleichſam auf Leſſing's Höhe befinden. Dies geſchah hauptſächlich durch die Geſchichtſchreibung und die plane Unterſuchung der Kirchenhiſtorie. Seit 1781 erſchien Planck's Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs und bald Spittler's reizender Ueberblick der Kirchengeſchichte; hier ſchrieben Kenner des Menſchen die Geſchichte, die über die Befangenheiten der Dogmatik hinweg waren. Mit dieſen Werken pflanzte der Rationalismus ſeine Fahne auf, dem es nun überlaſſen blieb, ob er, wie bei Bahrdt, zu den dürren Kunſtſtücken der Pragmatik herabſinken, oder auf der Höhe von Leſſing eine ſpekulative Religionsphiloſophie begründen, oder, wie es ſchon in den Schriften der 80er Jahre geſchah[74]), zum Unglauben und Spott aller Religionen ausarten ſollte. So begreift ſich's, wie Herder 1787 in obiger Schrift ſchon dreiſt für Spinoza und Leſſing zugleich auftreten konnte. Es ſchien, als ob Jeder, der ſich um Leſſing damals herumſchlug und ſeinen Vertheidiger machte, eiferſüchtig ſei, dem Manne am nächſten zu erſcheinen, wenn nicht gar der Wunſch hinzukam, ſich ein wenig über ihn hinaufzuſtellen. So ſieht man Jacobi ſich Leſſing's heftig gegen Hamann annehmen und zugleich ihn in ein zweideutiges Licht ſtellen; ſo ſpöttelt hier Herder über ihn, und tadelt ihn, je nach Laune, ſalbungsvoll, aber er erklärt doch auch, daß es dem Manne gleichgültig ſein könne, wofür ihn der ſchwache Sektenmacher halte! Er erklärte, daß, wie Leſſing, ſo auch Spinoza bei den Verſtändigen keine Ehrenrettung nöthig habe. Er ſtieß Jacobi hart vor den Kopf durch die ganz richtige Aeußerung, daß es thöricht ſei, Spinozismus und Atheismus für einerlei zu erklären, da Spinoza's ganzes Syſtem nur Lehre von Gott iſt, die Idee Gottes ihm die erſte und letzte, ja die einzige aller Ideen, an die er Welt- und Naturkenntniß, Ethik und Politik, das Bewußtſein ſeiner ſelbſt und aller Dinge um ihn her anknüpft. Ja, er geht weiter, indem er, bald an unpaſſenden Ausdrücken, bald an den Härten der ſpinoziſtiſchen Lehre anſtoßend, ſeine eigenen Ideen unvermerkt unterſchiebt, und er behauptet, man gebe Pantheismus dem Spinoza eben ſo unrecht Schuld als Atheismus, indem man den Unterſchied zwiſchen dem

74) Z. B. Hierokles, oder Prüfung und Vertheidigung der chriſtlichen Religion. 1785.

durch ſich ſelbſt Unendlichen und dem durch Raum und Zeit in de Einbildungskraft Endloſen nicht faſſe, auf dem doch Spinoza's ganze Syſtem ruhe, und indem man ſo (wie Jacobi that) von einem inwelt lichen Gotte rede; Spinoza indentificire nicht ſeinen Gott mit der Welt, ſein unendliches, untheilbares Weſen, ſeine Subſtanz ſei ſo wenig di Welt, wie das Abſolute der Vernunft und das Endloſe der Einbildungskraft Eins ſei. Hier wollte er Jacobi's Verlangen nach einer außerweltlichen Gottheit ſtillen, ohne dieſen zu befriedigen, der vielmehr über dieſe Schrift nicht wenig aufgebracht war.

Als Herder dieſe Geſpräche über den Spinozismus herausgab, hatte er ſchon (ſeit 1784) ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte begonnen, und die Studien für dieſes ſein berühmteſtes Werk mußten ſeine religiöſe Aufklärung und Toleranz aufs höchſte ſteigern. Keines ſeiner Werke belegte es ſo ſehr, wie er in aller Ausdehnung nach einem panhiſtoriſchen Wiſſen, nach einem Univerſalismus ſtrebte, wie ſein Liebling Leibnitz vor ihm gethan hatte. Er war von frühauf ſchon von Allem angezogen, was ihm Wiſſenswürdiges entgegenkam, dies konnten wir aus den kühnen Lebensplanen merken, die er ſich in ſeiner Jugend entwarf. Er war der Erſte, der ſich ſo wie Göthe, und mehr wie dieſer, im Ganzen des Bildungsganges der Nation fühlte, und der daher auf ihre theologiſchen und poetiſchen, ihre geſchichtlichen und philoſophiſchen Entwickelungen zugleich theilnehmend einging. Er faßte dies am richtigeren Ende an, als ſein Nebenbuhler Jean Paul, den die Einheitspunkte der Wiſſenſchaften lockten, aber die Einzelheiten, die er zu Gleichniſſen verbrauchen mußte, zerſtreuten: Herder ſteuerte überall auf jene letzten Begriffe und höchſten Geſichtspunkte los und ließ das Einzelne unverarbeitet liegen. Damit machte er jene anregenden Wirkungen in faſt allen Zweigen, die auch Leibnitz vor ihm gemacht hatte. So wie Herder Leibnitzen auffaßte, kann man faſt Alles von ihm ſagen, was er von dieſem ſagt. Gerade ſo brach er überall die Blüten des Wiſſens ab, wie er von Leibnitz bemerkt; gerade ſo warf er nach Laune und Liebe ſeine Ideen aus, in zerſtreuten Winken mehr als ſyſtematiſcher Darſtellung. Gerade wie er von Leibnitz rühmt, kann man es von ihm: daß ſein Geiſt in einer idealen Welt, im Reiche der Denkenden, fürs Wohl der Menſchheit Lebenden fortwirkte; daß er für dieſen großen Staat geſchrieben habe, „meiſt auf Veranlaſſung fremder Aeußerungen.“ Beide waren ihrem ganzen Beſtreben nach Männer, die nur in Deutſchland werden konnten, obwohl ſie über die Grenze des Vaterlandes hinwegſtrebten, auch wohl in ihren Neigungen für Akademien und dergl. franzöſiſche Sympathien

verriethen. Der Mangel an Geſchloſſenheit, der Fragmentarismus iſt Beiden gemein, und obgleich Leibnitzens juriſtiſche und mathematiſche Bildung ihn ſehr von dem Theologen und Aeſthetiker Herder unterſcheidet, ſo ſieht ihn dennoch Herder ganz richtig, wie man ihm ſelbſt thun dürfte, als einen Dichter in Philoſophie und Metaphyſik an, als Einen, der überall die Anfänge der Wiſſenſchaften mehr phantaſiereich erfaſſend bezeichnet. Den Mangel an eigentlichem Cenſorgeiſt kann man Beiden zuſchreiben; wie Leibnitz von ſich ſelber ausſagte, ſo ſah auch Herder die Dinge, die ihn nicht näher berührten, gern von der beſten Seite an, und in den hiſtoriſchen Memoiren in der Adraſtea ſteht z. B. Alles durchweg in der Lichtſeite. So wie Leibnitz in religiöſer Hinſicht verketzert war und im Volke den Beinamen Lövenir führte, ſo geſchah es Herder'n ſelbſt in Weimar. Und Beiden nicht allein in der abergläubigen Maſſe. Lichtenberg wollte nicht, daß man aus Leibnitzens Vertheidigung der chriſtlichen Religion auf Religioſität bei ihm ſchlöſſe: Eitelkeit, meinte er, etwas Beſſeres zu ſagen als die Leute von Profeſſion, ſei bei einem ſolchen Manne wie Leibnitz eine weit wahrſcheinlichere Triebfeder, ſo etwas zu thun, als Religion. So fand Niebuhr bei Herder'n in der ſpätern Hälfte ſeines Lebens das Große verdunkelt, weil er aufgehört habe, religiös zu ſein. Und Beiden kann man doch entgegenſetzen Herder's großen Schmerz über die religiöſe und moraliſche Zügelloſigkeit, die in der Zeit der Romantiker hereinbrach, und Leibnitzens wehmüthige Ueberzeugung von dem Einbruch einer allgemeinen Revolution, wenn die irreligiöſen Richtungen, die ſich unter die Leute der großen Welt und in die Modebücher einſchlichen, überhand nehmen würden.

Wir theilen in Bezug auf Herder's religiöſe Seite die Anſicht Niebuhr's in keiner Weiſe. Wir ſehen vielmehr Herder mit Freude aus den dunkeln Sphären des lavater'ſchen Chriſtenthums und des theologiſchen Geniedranges heraustreten, nachdem ihm die Ueberſpannungen zu grell geworden waren; wir ſehen ihn ſeitdem auch in dem Eifer, der ihn gegen die kantiſche Schule ſpät ergriff, gegen alles Ueberſchwengliche auch in der Moral gerichtet; wir ſehen ihn überall mit Göthe den Rückzug auf eine einfachere Lebensweisheit nehmen. Wie dieſer durch Natur und Kunſt zu einer gemäßigten Theorie der Dichtung kam, ſo kam Herder durch Natur und Geſchichte zu einer geläuterten Religionsanſicht in einem ganz ähnlichen Fortſchritt; und ſo gewiß bei Göthe und Herder mit dieſem Uebergang Elemente der frühern Periode, denen wir ihren eigenthümlichen Werth gern zuerkennen, verloren gehen mußten, ſo gewiß waren die entſchädigenden Gewinnſte auf der neuen Laufbahn bedeutender

als die Verluſte. Wenn Göthe in ſeinen italieniſchen Dichtungen am höchſten geſtiegen iſt, ſo iſt es Herder in ſeinen Ideen, und, von theologiſcher Seite betrachtet, in ſeinen chriſtlichen Schriften. Wenn Iphigenie und Taſſo die Frucht einer höchſten Kunſteinſicht waren, ſo die chriſtlichen Schriften das Ergebniß einer aufs äußerſte gereinigten Betrachtung des Chriſtenthums. Und wenn beide Männer ſpäter gereizt, gleichgültig gegen die Welt und das Publikum geworden ſind, und von der erreichten Höhe gleichſam wieder herabſtiegen, ſo war dies die gleiche Einwirkung der ungünſtigen Zeitverhältniſſe: durch die franzöſiſche Revolution und die kantiſche Philoſophie ſchien Herder'n, wie wir ſchon früher anführten, die Zeit um ein Jahrhundert zurückgekommen, und das Aehnliche empfand Göthe der Revolution und der neuen Dichterſchule gegenüber. Wenn Göthe in ſeinen allgemeinen Tendenzen jene Höhe der Bildung anſtrebte, die wir bei Gelegenheit des Fauſt bezeichneten: Kultur und Natur auf einer neuen Stufe der Erkenntniß und Lebensweisheit zu verſchmelzen, ſo war dies nicht minder die Ausſicht Herder's. Wenn Rouſſeau als die Quelle aller der menſchenfeindlichen Skepſis und ſauern Betrachtung von dem Werthe des menſchlichen Wiſſens und Seins angeſehen werden darf, wie wir ſie unter unſerer genialen Jugend fanden, ſo kann Herder hier als ſein großer Gegenſatz betrachtet werden. Wie Rouſſeau die Schranken der Menſchheit zu eng ſteckte, die Bedeutung ſeiner geiſtigen Freiheit zu gering anſchlug, des Menſchen Vermögen und Kraft nicht würdigte, einen Ruheſtand vor aller Kultur als ein Ideal anſah, ſo lehrte dagegen Herder, daß man von der Menſchheit nie zu groß denken könne, er ſetzte ihr ihre Ziele nicht vor dem Anfange des Ringens, ſondern in einer weiten Ferne, die nur durch Entwickelung aller Kräfte durchlaufen werden könne. Seine Ausſicht war nicht nach Rouſſeau's phyſiſcher Stufe, ſondern nach der geiſtigen Harmonie, die als Lohn den Sieger erwartet, der den Wettlauf um eine völlig durchgeführte Entwickelung wagt; nicht jener Kulturſtand reizte ihn, der die Künſte und Wiſſenſchaften gar nicht anfing, ſondern der andere, der ihre Vollendung erreichte. Er iſt in ſeinen hoffnungsvollen Ausſichten auf die Fortbildung der Menſchheit vielleicht ſo viel zu weit gegangen, als Rouſſeau in ſeinen verzagenden; aber dennoch lehrte er in ſeinen Ideen die in den damaligen Aufregungen ſehr wohlthätige Lehre der Beſcheidung, die dem Menſchen und ſeinem Wohnorte eine mittlere Stellung anweiſt, und die den geiſtlichen Stolz der Chriſtomanen dämpfen konnte, mit dem ſie ihre Welt zum Mittelpunkte des Alls und ſich ſelbſt zum Bilde ihres Gottes machten. Herder warf, wie Leſſing, in ſeinen Ideen den Begriff der

Menſchheit dem der Chriſtenheit entgegen; die Lehre im Nathan fing ſo bald an ihre Früchte zu tragen. Er war von der Befangenheit der Schlegel u. A. frei, die in dem Begriffe des Chriſten des Menſchen ganzen Beruf aufgehen ſahen. Er wußte dem Menſchen keine edlere Beſtimmung, als die in ſeinem Namen liegt; Humanität war ihm der Ruf zu jener Ausbildung alles deſſen, was zum Charakter unſeres Geſchlechtes gehört, zu dem, was Göthe und Schiller Kultur nannten; der Begriff der Thätigkeit lag ihm hierin eingeſchloſſen, wie Göthe'n auch: da unſer Geſchlecht ſelbſt aus ſich machen muß, was aus ihm werden ſoll und kann, ſo darf Keiner müßig bleiben; er muß aus ſich ſelbſt machen, was er ſoll und kann, wenn er etwas zum Beſten der geſammten Menſchheit ſoll beitragen können. Humanität nannte Herder in den Humanitätsbriefen (1793—7) das Gefühl der menſchlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche; er ſetzte ſie ausdrücklich der Brutalität entgegen, die auf dem Naturſtande beharren wollte; er ſetzte ſie aber auch ſchweigend dem Gottähnlichkeitsbeſtreben der Chriſtlichen entgegen, die ſich ihrer menſchlichen Natur überhoben; er predigte gegen Swift, der den Menſchen zu Yahoo erniedrigen wollte, und gegen Young, der ihm in ſeinem jetzigen Zuſtande die Würde des Seraphs anſchmeicheln möchte. Er ſuchte in jenen Briefen den Geiſt des Humanismus in aller Geſchichte und Literatur auf: er empfahl ihn in dem Deiſten Shaftsbury und in dem Naturdichter Homer; er fand ihn im Horaz und Petrarca; er ſaugte ihn in vollen Zügen aus den Schriften und der Kunſt der Griechen ein, die mit ihrer geiſtigen Einfalt in allen Zweigen des menſchlichen Thuns und Treibens mit ſo reizender Sicherheit die Blüten zu pflücken verſtanden. So fuhr er in Leſſing's, in Luther's Weg, ja im Wege unſerer nationalen Bildung fort, Humanismus und Chriſtianismus neben einander zu pflegen, und neben der Einſeitigkeit der religiöſen Kultur die allgemeine menſchliche nicht aus den Augen zu verlieren.

Das Chriſtenthum war nach Herder's ganzem Vorſtellungskreiſe ein weſentliches Moment in ſeiner geſammten Weltanſicht, und wie locker und loſe ſein Chriſtenthum den heutigen reaktionairen Theologen vorkommen mag, es war keineswegs durch ſeine Aufklärung und Heiterkeit gebrochen, ſondern nur geſichtet und geläutert. Dieſe Religion hätte ſich Herder'n, auch wenn ſie nicht bei ſeiner Geburt ihm eigen geworden wäre, ſchon dadurch aufgedrungen, daß ſie dem Charakter der reinſten Humanität am nächſten lag, daß ihr Stifter ein Sohn Gottes und des Menſchen zugleich war. Seitdem ihn dieſer Begriff des Humanismus erfaßt hatte, legte Er, der ſo viel Sinn für Nationalpoeſien und

Verfaſſungen und Sitten hatte, den Sinn für Nationalreligionen ab
ergriff die Menſchheitsreligion, die ſich ſo gut anzufügen wußte,
Allen Alles war, die die Gabe hatte, in fremden Zungen zu predi
Er haßte innerhalb dieſer Religion die Staats- und Nationalkirchen
möchte nicht, daß Luther eine deutſche Kirche geſtiftet hätte. Er
darum mit denſelben Argumenten, wie man heute auf eine Unive
literatur und Republik aus iſt, auf die Univerſalreligion aus. Er
eine wahre unſichtbare Kirche durch alle Zeiten und Länder durchge
die ihm über die chriſtliche war; in ihr ſind ihm die Freimaurer
eine Sekte, in ihr fallen die Kultusunterſchiede weg: in ihr „iſt
Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib
ihr ſind wir Alle Eins.“ In dieſem Sinne hätte er gern ein Chri
thum gelehrt, das ſo auf die äußerſten Punkte der Allgemeinheit zu
geführt wäre, daß jede Partikular- und Sektenanſicht davor aufg
konnte. War dies eine katholiſirende Tendenz, nach der auch Leibnitz
die Vereinigung der Hauptkonfeſſionen hinarbeitete, ſo war doch
der'n das Katholiſche weit nicht katholiſch, nicht univerſal genug.
ging in den chriſtlichen Schriften (1794—8) auf jenen rein
Standpunkt zurück, den Leſſing in ſeiner Religion Chriſti angeg
hatte. Wenn Herder Lavater'n darum pries, daß er ein reines Chri
thum ohne allen ſcholaſtiſchen Ballaſt bekannt habe, ſo muß man
erinnern, daß dieſer überall auf den Standpunkten der Apoſtel ſt
bleibt, und ihre Befangenheiten mit ihnen theilt. Herder ging
Chriſtus ſelbſt und ſein Leben und ſeine Lehre zurück; Lavater ko
keine Mitte zwiſchen Deiſterei und Chriſtenthum, zwiſchen der Lehre
der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit poſitiver Gotteswirkung fin
Herder ertrug ſie beide. In ſeinen chriſtlichen Schriften, die weder
Rationaliſten noch deren Gegnern genug gethan haben, weil ſie be
Parteien nicht weit genug gingen, liegt ſein Glaubensbekenntni
allem Umfang und aller Klarheit vor. Dieſe Aufſätze ſind ſo pop
und bündig, ſo ganz ohne allen falſchen Prunk, Salbung und Kirc
feierlichkeit geſchrieben, daß ſie jeden einfachen Sinn anſprechen mü
auch wenn man nicht mitgehen will, ſo weit er geht, oder nicht ſt
bleiben will, wo er ſtehen bleibt. Gegen dieſen Ton wird der Frei
nichts haben, der Spötter nicht aufkommen, der einfältig Gläubige
taub ſein. Aus dieſem Tone gelehrt, wird heute das Chriſtenthum
der Proteſtantismus noch immer ſeinen feſten Anhang um ſich geſamm
halten. Herder erklärt die Evangelien in einer rationellen, nicht in e
plump materiellen Weiſe. Er will die Wunder und den Glau

Niemandem aufzwingen, der ſie nicht einfach feſthalten kann. Es fällt ihm nicht ein, aus den Wundern Beweiſe für das Chriſtenthum zu ziehen, ſie ſind für uns Ueberlieferung, ſie waren, wenn ſie waren, für jenes Geſchlecht. Es war ihm natürlich, daß ſich der Glaube in die That verliere; jener war Jahrtauſende lang als Bekenntniß und Symbol unentbehrlich, doch war er nur Symbol, nur Zeichen, nie die Sache ſelbſt! Er warnt vor dem geſcheiterten Syſteme von groben und ſubtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzloſen Grübelei. Er hofft auf eine Zeit, da man ſich ſchämen werde, Sekten ſeinen Namen zu geben und ſie zu verfolgen; das reine Chriſtenthum dulde Alle; er wollte beweiſen, daß alle Sekten dem wahren Chriſtenthum nichts geſchadet, ſondern geholfen hätten. So läßt er Alles, was die Geſchichte aus dem Chriſtenthume gemacht hatte, liegen, und ſucht aus den letzten geſchichtlichen Quellen das Einfachſte, was Chriſtus und ſeine Lehre war. Er breitet mit wahrer Meiſterſchaft nach ſeinen Humanitätsprincipien ein menſchliches Licht über die Geſchichte Jeſu aus, er nimmt den Heiligenſchein von den Evangelien ab, und verſteht dies zu thun, ohne ihrer Würde im geringſten zu ſchaden. Nur drei lichte Punkte einer himmliſchen Beurkundigung des Gottgeweihten hielt er feſt: den himmliſchen Ruf bei der Taufe, die Verklärung und die Auferſtehung. War dies Selbſttäuſchung, daß er bei dieſen wie willkürlich ſtill ſtand? Aber ebenſo blieb ja auch Luther eigenſinnig bei Einem Punkte ſtehen, weil er fühlte, daß ein Symbolum und Stichwort des Glaubens noth war. Ebenſo führte Herder in andern Gebieten uns zu einer reinſten Theorie der Poeſie, bis er vor der Didaktik mit einem faſt unerklärlichen Eigenſinn bewundernd feſt ſtand, ſo betrachtete er die Geſchichte mit geſunden Blicken, behielt aber die Ausſicht auf eine endliche Darſtellung des reinen Guten in der Menſchheit, auf eine moraliſche Vollkommenheit und Scheidung des Guten und Böſen gläubig feſt, die die Geſchichte nicht lehrt. In ihm war die Verſetzung in den Geiſt der Zeiten des erſten Chriſtenthums zu innig, als daß er nicht, wie ein erſtandener Jünger, zwar von vielem Wunderbaren einfaches Zeugniß hätte ablegen, aber auch in Einzelnem die Gläubigkeit hätte theilen ſollen. Wie beweiſt es ſeine Ueberzeugungen, daß ihm in der Nachſchrift zu dem Aufſatze von der Auferſtehung erſt einfällt, ſie könne auch ein bloßes Naturereigniß geweſen ſein (das er übrigens nicht wie unſere Rationalen nach den zweifelhaften Symptomen der mediciniſchen Lebens- und Todeskritik beurtheilt wiſſen wollte)! Wie gern gibt er ſich auch hiermit zufrieden, wenn nur den Apoſteln keine Fälſchung Schuld gegeben werden muß! Und wäre es denn auch für das wunder-

ſüchtigſte Volk nicht Wunder genug, wenn es wirklich ein Naturereigniß geweſen wäre? Aber die Menſchen freilich wollen Alles nur beim Worte halten. Und vom Worte war Herder endlich ſo frei in ſeinem Chriſtenthume, daß er dieſe Schriften mit folgenden merkwürdigen Sätzen ſchließt: Ob in dem Chriſtenthume der Name Chriſti litaneimäßig genannt werde, ſagt er, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Der großen Mißverſtändniſſe wegen haben ſich Viele an dem heiligſten Namen verekelt, ſo daß jetzt Stärke der Seele dazu gehört, dieſerhalb das ganze Gebäude nicht von Grund auf neu zu wünſchen! Doch muß man ſich nicht irren laſſen, den ſtilleſten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts auch in ſeiner Art, d. h. ſtill, ſchweigend und nachahmend zu ehren. Am Namen ſelbſt liegt wenig! Er ſelber nannte ſich den Menſchenſohn; von Schlacken gereinigt kann ſeine Religion nichts ſein, als die Religion reiner Güte, Menſchenreligion. — Schade, daß dieſe gewiß Chriſtus ähnlichen Geſinnungen nicht Wurzel faſſen konnten, ohne daß lächerliche Nachtreter gleich übertreiben und im Namen der Humanität taufen und dadurch natürlich neue Reaktionen herrufen mußten! Konnten ſie nicht bei den Theologen ausdauern, ſo hätten ſie es bei den Laien ſollen! Aber wie ſollte dies geſchehen, da es ja hier offenbar iſt, daß wir das Beſſere unſerer Literatur vergeſſen und liegen laſſen, wenn es nicht in Reimen geſchrieben ſteht! und daß wir dann wieder nach halben Jahrhunderten auf längſt bereiſte Gegenden zurückkommen, die wir in Zerſtreuung verdämmert hatten, ſie als neue Gegenſtände auf's neue oberflächlich beſtaunen, um ſie aufs ſchleunigſte wieder zu vergeſſen.

Auf dieſen Wegen alſo gewannen wir in Deutſchland von doppelten Seiten her in der Religion eine Aufklärung, in der Feidenkerei und dem Heidenthume eine Mäßigung, wie ſie innerhalb der chriſtlichen Welt niemals dageweſen iſt. Die poetiſche Kunſt half uns über die einſeitige Verſeſſenheit auf eine blos chriſtliche Bildung, die ſeit Luther unerſchütterlich war, hinweg, aber ſie achtete die Religion, ſchon weil ſie von der Seite ihres phantaſiereichen Gehaltes an die Poeſie grenzte. Kein Mann von Bedeutung erſcheint in unſerer Literatur, der nicht die Feſſel der poſitiven Religion abgeſchüttelt hätte, keiner aber auch, der ſie nicht geachtet hätte an dem, der ſie gern tragen mochte. In dem gläubig erwachſenen Geſchlechte dauerten die Jugenderinnerungen aus, die uns ſo unendlich werth ſind, und ſie wollten dem werdenden und kommenden Geſchlechte nicht die gleiche Unſchuld der Jugend verkümmern. So hatten Göthe, Wieland, Forſter auf eine rein religiöſe Zeit in ihrem Leben zurückzublicken, ſo entſchieden ſie ſie auch ablegten. Die Einſicht in die

Geſchichte war zu verbreitet, als daß man den franzöſiſchen Vernunftgötzen auf den Thron geſtellt hätte; wer auch wie Voltaire das Chriſtenthum betrachtete, betrachtete es doch mit hiſtoriſcher Gerechtigkeit. So that Wieland, ſo that La Roche, als er ſeine Briefe über das Mönchsweſen ſchrieb, ſo haben unſere Kirchenhiſtoriker fortgefahren; ſie verſchmähten es, den Einen Sektengeiſt mit dem andern zu bannen. Wer ſich ſelbſt auch fähig fand, die Binde des Glaubens von ſeinen Augen zu nehmen, und reif, die Predigt der Kirche zu entbehren, der wollte darum nicht auch die Unmündigen und die am Geiſte Armen mit ſich reißen, wollte nicht ihm, dem in den vielen Mißverhältniſſen der Welt und den Unbilden des Schickſals ſein Abhängigkeitsgefühl am fühlbarſten wird, den Troſt rauben, den ſich eben dieſes Gefühl natürlich erſchafft. So achtete Leſſing, ſo Lichtenberg, ſo Möſer in ſeinem Schreiben an den ſavoyiſchen Vikar, den Beſtand der poſitiven Religion für das Volk. Wo irgend ein Spötter der Religion laut wurde, ward er nicht gehört, und es war faſt keine Stimme von Bedeutung, die ſich ſpottend, ja die ſich nur ernſt gegen das Chriſtenthum ausgeſprochen hätte. Auch Jean Paul dachte ganz frei in religiöſen Dingen, er ſtach ſchon in den grönländiſchen Proceſſen auf Lavater und auf die Orthodoxen; das 10te Kapitel im Siebenkäs über deſſen Unchriſtenthum iſt voll Stacheln; aber doch bleibt Alles in der Ordnung. Auch Schiller'n gab die Religion kein Reſultat und keine Ueberzeugungen in überſinnlichen Dingen, und ſelbſt in ihren Beziehungen auf die Moralität war ſie ihm ausgeſprochenermaßen „dem Effekte, nicht dem Werthe nach, nur ein Surrogat der wahren Tugend, beſtimmt die Legalität da zu ſichern, wo eigentlich Moralität nicht zu hoffen iſt.“ Aber auch Er ſchwieg vorſichtig und nur die Eiferer konnten den jugendlichen Erguß ſeines poetiſchen Heidenthums in den Göttern Griechenlands verketzern. Göthe ließ ſich wohl gelegentlich zu harten und bittern Aeußerungen über das Chriſtenthum verleiten; auch Er aber machte es bei all dem nicht ſo arg, daß, während ihn zwar die neuen Paule und Saule auf der Kanzel zu der Linken Gottes ſchieben, nicht andere Theologen wären, die ihn zur Rechten ſchaarten, wenngleich er die Ehre verbittet und im Angeſicht Gottes unter den Vernünftigen ſtehen will. Ich weiß nicht, wie man ſeine Gnomen auslegt, worin er die Dreieinigkeit perſiflirend aufführt, worin er jeden Schwärmer vorm 30ſten Jahre ans Kreuz geſchlagen haben will, und das Kreuz zu dem Tabak und Knoblauch rechnet, und was ihm ſonſt wie Gift und Schlangen zuwider iſt; nur wie man Chriſtenthum daraus zieht, ſehe ich nicht. Ihm war es „eines Gaſſenvolkes Windsbraut, die da einen Gott hinter

des Menſchen alberner Stirne predigte, der viel herrlicher ſei als das Weſen, an dem wir die Breite der Gottheit erkennen." Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn Göthe auch dieſe wenigen Bitterkeiten verſchwiegen hätte, wenn er ſein Glaubensbekenntniß, wie er es gegen die theilnehmenden Bekehrerinnen, die Gallitzin und die Stolberg, that, nur in Briefen und in Geſprächen ausgeſprochen hätte. Wie er es gegen Lavater that, iſt es erbaulicher als manche chriſtliche Predigt, und kann als ein Glaubensbekenntniß aller unſerer Koryphäen der Literatur aus jenen Zeiten daſtehen, dem auch die Reaktionen der Romantiker nichts anhaben konnten. „Bei deinem Wunſche und deiner Begierde, ſchreibt er ihm, in einem Individuum Alles zu genießen, iſt es herrlich, daß uns aus alten Zeiten dies Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen, und in ihm dich beſpiegeln und dich ſelbſt anbeten kannſt. Nur das iſt ungerecht und Raub, daß du alle köſtliche Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ausraufſt, um deinen Paradiesvogel damit zu ſchmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und in allen ſeinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich nicht darin verändern kannſt, doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigſt, dir auch den unſerigen als einen ehernen Fels der Wahrheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen eueres Meeres vielleicht einmal überſprudeln, aber weder überſtrömen noch in ſeinen Tiefen überſchüttern kann. — Du nennſt das Evangelium die göttlichſte Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Waſſer brennt und das Feuer löſcht, und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter auferſteht; vielmehr halte ich dies für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur. In dieſem meinem Glauben iſt es mir eben ſo heftig Ernſt wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, ſo würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen, wie du für das Einreich Chriſti." Dieſe Ariſtokratie beſteht bis jetzt unter uns unbeſiegt. Was ihr Schickſal ſein wird in der Folge, mag die Zeit lehren. Die chriſtlichen Monarchiſten vertrügen ſich noch mit ihr, wenn ſie ſie nicht in eine Demokratie in der Ferne ausarten ſähen. So lange dieſe ſchädlichen Männer, ſagt Jung Stilling, noch einzelne Gelehrte, Sokrate und moraliſche Menſchen ſind, geht es noch an; aber laßt den Gedanken allgemein werden, daß es mit der chriſtlichen Religion nichts iſt, dann — und nun fügt er ein ſchreckliches Gemälde der Zukunft hinzu, das er aus der traurigen Ueberzeugung ſchöpft, daß die Chriſten ohne Religion wegen

des hohen Grades ihres Luxus zu allem Greulichen am geſchickteſten ſeien. Auch Leibnitz hatte ſchon ein ähnliches Prognoſtikon geſtellt, das auch in Frankreich bald genug zutraf. Er noch dazu ſah mit dem aufkommenden Moralprincip der Ehre, der launigen, zugleich alle Vaterlandsliebe, Gemeinſinn, Sorge für die Nachwelt, und die edlen Grundſätze der Griechen und Römer ſchwinden. Unſere Anſicht wäre eine andere. Die Zeiten bleiben leider nicht aus, wo die Religionsprincipien und ſelbſt die bloßen Morallehrer aufhören, in den Völkern die Grundſätze des Handelns zu regeln; glücklich iſt alsdann der Staat, der nach dem verlorenen Boden des Heiligen und Guten den Grund des Rechts und der Gemeinnützigkeit übrig behält. Dies iſt nur da möglich, wo man der vaterländiſchen Freiheit, der politiſchen und ſtaatswirthlichen Entwickelung vollen Lauf läßt: dort bildet ſich Ehrbarkeit, Ehre und Rechtsgefühl zu einem neuen bindenden Princip in der Geſellſchaft, das, gegen Religion und Moral gehalten, nur ein Nothbehelf, aber immer ein Behelf iſt. Wir haben das Vaterland, die Freiheit, das Ehrgefühl und den Rechtsſinn nicht, das uns dieſe Ausſicht verkürzte, und wenn wir die trüben Weiſſagungen Jung Stilling's theilen ſollten, ſo theilen wir ſie aus dieſem Grunde, und aus keinem andern.

Wir können dem Leſer weit verirrt ſcheinen, und ganz abgekommen von unſerm anfänglichen Vorſatze, uns auf dem Grenzgebiete von Religion und Poeſie zu halten. Wir haben aber in der That nur eine lange Linie durchlaufen, nicht uns in eine unnöthige Tiefe verloren. An ſich ſchon war dieſe Abſchweifung nöthig, um auch von poetiſcher Seite die Reaktion der Romantiker gegen den freien religioſen Standpunkt erklärlich zu machen. Zum Glück aber haben wir auch einige praktiſche Romane zur Hand, die nur auf dieſer gewonnenen Höhe freier Religionsbetrachtung entſtehen konnten. Wir meinen einige Werke von Wieland. Bei der Art und Weiſe, wie dieſer Mann die ſämmtlichen Gattungen des Romans behandelt hat, und zugleich, wie er in ſeinem ganzen Dichten auf das Praktiſche aus war, in ſeinem inneren Leben ſtets an den öffentlichen Dingen in Deutſchland Theil nahm, ließ es ſich erwarten, daß er bei den großen Angelegenheiten, die wir bisher behandelt haben, nicht ſtumm ſitzen werde. Er konnte dies um ſo weniger, als er ſelbſt wider ſeinen Willen in dieſe Verhältniſſe hineingeriſſen wurde. Er hatte ſich ja ſchon früher des klopſtock'ſchen Chriſtenthums ſo lebhaft angenommen, er war dann eben ſo lebhaft ſein Gegner geworden. Als jetzt in den 70er Jahren der Hauptſturm gegen das Chriſtenthum losging, hatte Wieland ähnliche Anfechtungen auch von dieſer Seite zu erleben, wie moraliſcher-

ſeits von ſeinen freigeiſtigen poetiſchen Schülern. Es erſchien im Anfang der 80er Jahre eine kleine Flugſchrift, die ihn aufforderte, die Menſchen von dem Religionsgeſpenſte zu heilen. Dies nahm er gewaltig übel. Er ſchrieb 1783 Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers und beklagte ſich darin über das Saturnalienmäßige der ſtürmiſchen Aufklärerei, und über den wachſenden Unglauben, der ein größeres Elend über die Welt bringen würde, als Aberglaube und Möncherei angerichtet. Machten ihm dieſe Himmelsſtürmer Sorgen, ſo kümmerten ihn dagegen die neuen Seher und Wunderthäter und Propheten doch mehr, wenn er ſie auch nicht in dem Licht betrachtete, in dem Adelung in ſeiner Geſchichte der menſchlichen Narrheit alle Dämoniſtiker der Welt im grellſten Uebermaße des dürren Pragmatismus in das Tollhaus verbannte. Wieland ſchien es für nöthig zu halten, ſich bald nach der Gegenſeite hin zu erklären, damit man ihn nicht aus jenen Antworten für einen Finſterling halte. Im Merkur erſchien 1788 ſein Aufſatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen. Er verfocht darin nicht nur die Rechte der Vernunft, ſondern auch die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieſer Rechte, und dies in einem ſo ſtarken Stile, daß man wohl merkt, wie auch hier Leſſing's polemiſche Schriften eingewirkt haben. Wieland bekennt ſich hier frei zum Deiſten und Bekenner der natürlichen Religion, die ihm in den zwei Punkten von Gott und Unſterblichkeit erſchöpft war; er nennt den Glauben an das Wunderbare und die Begierde das Künftige zu wiſſen, die ſchwächſte Seite des Menſchen. Seine Stellung gegen das Pabſtthum iſt ganz offene Kriegserklärung: er meinte, wenn wir uns nur entſchließen könnten, ſo zu verfahren in Allem, als ob das Unglück von Roms Sturz geſchehen wäre, würde der Sturz bald erfolgen. Er ahnte richtig voraus, was in Frankreich bald geſchehen ſollte, aber nicht, daß es eine ſeiner idealiſtiſchen Hoffnungen war, einen ſolchen Erfolg jetzt ſchon von Beſtand zu glauben. Uebrigens gibt er über ſeiner Deiſterei und ſeinem Antipapismus keineswegs das ganze Chriſtenthum auf. Er iſt vielmehr ganz auf Herder's Standpunkt, mit dem er in dieſen Zeiten ſehr befreundet war: er war überzeugt, daß die Hauptfeſtung des Chriſtenthums, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, ſich gegen alle Angriffe der Vernunft behaupten könne, und er bedauerte nur, daß wir Proteſtanten keinen andern Stützpunkt hätten als die vielgedeutete Bibel, ſo daß uns nichts übrig bliebe, als Allen das Recht zuzuerkennen, nach eigener Ueberzeugung zu glauben. Als Wieland dieſen Aufſatz ſchrieb, fing ſchon zu gleicher Zeit ſein überſetzter Lucian an

zu erſcheinen. Es war außerordentlich merkwürdig, daß, als die neuen Peregrine, Apollonius, Chriſtus und Johannes in Deutſchland auftraten, auch jener Geiſt des Widerſpruchs und des nüchternen Menſchenverſtandes ſeine Wiederbelebung fand, daß Wieland ſeine Poeſie eigentlich ganz verließ und nun ſich ganz wie Lucian der Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten hingab, ſich ſo völlig in deſſen Form einlas, daß er zunächſt faſt nichts mehr ſchrieb, als was an Lucian erinnert, ſich auch ſo völlig in ſeiner Geiſtesrichtung wieder erkannte, daß in ihm der Glaube an Seelenwanderung damals bis zu einer Art von Täuſchung feſtwuchs. Er fing nun an, pſychologiſche Räthſel zu ſtellen und zu löſen, problematiſche Charaktere zu würdigen, dem Hang des Menſchen zum Geiſterglauben nachzuſpüren, die religiöſen und politiſchen Fragen des Tags in Unterſuchungen, Geſprächen und anderen freien Formen zu prüfen. Im Jahre 1789 fingen ſeine Göttergeſpräche zu erſcheinen an. Gleich hier trat ſeine zweiſeitige Denkart über das Chriſtenthum grell heraus. In dem 6ten Geſpräche erhält Jupiter die Nachricht von ſeiner Abſetzung unter Theodoſius, und läßt ſich ungefähr ſo vernehmen: In dieſem Augenblicke lege man den Grund zu einem Aberglauben, der alle menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe untergraben werde, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder geſunden Vorſtellung von natürlichen und ſittlichen Dingen den Zugang verſchließen und unter dem Vorwand einer chimäriſchen Vollkommenheit die Humanität in jedem Menſchen erſticken werde. Der alte Aberglaube ſei unſchuldiger und wohlthätiger als der neue, die alten Prieſter harmloſer, denn ſie fochten Niemandes Glauben an, während die neuen um nichtswürdiger Wortſpiele willen verfolgen und morden, und die als Feinde Gottes und der Menſchen behandeln würden, die nicht über das Undenkbare dächten, wie ihre Willkür es vorſchriebe. Die alten Prieſter wären nie mit der bürgerlichen Obrigkeit in Zuſammenſtoß gerathen, die neuern würden nicht aufhören zu verwirren, um Gottes Statthalter zu werden, um den freien Gebrauch der Urtheilskraft zum Verbrechen zu ſtempeln, und die Sünden der Welt in Geldquellen zu ihrem Vortheil zu verwandeln. Zeus prophezeit dann all das Ungeſtalte, Verſchrobene, Ungeheuere, wie aus der Verbannung der Götter und aller verſchönernden Künſte, deren Erfinder ſie ſeien, erfolgen werde, und wie man ſpäter ſie wieder hervorziehen, und mit affektirtem Enthuſiasmus jene Wunder der Kunſt und der ächten Begeiſterung und wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachahmen werde. Das 8te Geſpräch hält dieſem nun ein Gegengewicht. Chriſtus erwidert dem Jupiter, die viele Zeit der Barbarei entſcheide nichts gegen das

Chriſtenthum, ſein Maßſtab ſei zu kurz, tauſend Jahre ſeien Nichts zur Vollendung des großen Werkes, aus dem ganzen Menſchengeſchlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Menſchen zu machen; auf dieſen Vollkommenheitspunkt, wohin Alles bisher Geſchehene nur erſt hinſtrebe, müſſe man die Augen gerichtet halten. Wir merken auch hier Herder's humaniſtiſche Anſichten, die nur bei Wieland kosmopolitiſche heißen. Im Jahre 1791 erſchien Peregrinus Proteus. Er knüpft ſich an einen Stoff Lucian's, der Gelegenheit zu einer Ehrenrettung, zur Löſung eines pſychologiſchen Problems gab. Peregrin war ein Gaukler, der in Olympia eines freiwilligen Feuertodes ſtarb; Wieland macht aus dem Gaukler einen edlen Schwärmer, deſſen jugendliche Phantaſie mit Wunderglauben und Einbildungen gefüllt ward, der nach Kenntniß ſeiner ſelbſt und der Welt rang, die ihn zur Eudämonie, Geiſterwonne und Glückſeligkeit führen ſollte: und dieſe ſucht er darin, daß er das Leben des Dämons lebe, mit Göttern und Dämonen umgehe, und von einer Stufe des Schönen zur andern bis zum Anſchauen und Genuß jener höchſten Urſchönheit, jener himmliſchen Venus gelange, welche der Inbegriff alles Schönen und Vollkommenen iſt. Man ſieht leicht, wie dies ein Abbild eines Lavater's, eines chriſtlichen Myſtikers und ſeines Strebens nach Göttervereinigung, das Syſtem des frommen Epikureismus iſt. Hatte Wieland in ſeinem Agathon früher ſich ſelbſt geſchildert, einen Jugendſchwärmer, den die wirkliche Welt heilte, ſo ſchildert er jetzt, auf Lavater und die Aehnlichen hinüberblickend, einen Anderen, in dem das Dämoniſche das Uebergewicht behält und ſich gegen die Täuſchungen der Wirklichkeit verhärtet, bis zuletzt der cyniſche Herkules, der es mit der Verderbtheit der Welt aufnehmen will, an Allem, und ſogar an ſeinem freiwilligen Tode ſcheiterte, mit dem er vergeblich hoffte einen heilſamen Eindruck zu hinterlaſſen. So weit das Chriſtenthum in dieſem Geſchichtsromane mitſpielt, wird es ungefähr in dem Geiſte jenes 6ten Geſprächs behandelt; die hierarchiſchen Plane gegen den Staat, die Theokratie und das Reich Gottes in Rom, die Gnoſis und die dithyrambiſche Art der Philoſophie, die Wunder und göttliche Geburt, alles dieſes und Aehnliches erhält ſeine geißelnden Hiebe, ohne daß das Wohlthätige des neuen Glaubens gehörig hervorgehoben würde. Es geſchieht dies aber im Agathodämon (1798), wo Wieland nicht mehr mit ſeinem pragmatiſchen Rationalismus die urchriſtliche Zeit mit lauter Kniffen und Intriguen, Liſt und Verſtand ausfüllt, ſondern dem harmloſen Glauben an den gekreuzigten Gott und der ungeheuern Kraft der Phantaſie ihr Theil abläßt. Auch der Agathodämon iſt ein Geſchichtsroman und bahnt

uns den Uebergang zu dieſer Gattung, in der Wieland's Ariſtipp vielleicht als das bedeutendſte Produkt ſteht; das Werk iſt eine pſychologiſche Ehrenrettung des Apollonius von Tyana, und alſo mit Peregrin ſehr nahe verwandt; es tritt an die Stelle von der verunzierten Lebensbeſchreibung des Apollonius von Philoſtrat, ſo wie der Peregrinus an die Stelle des ſpöttiſchen lucianiſchen Geſprächs; es arbeitet hier ſchon der Philolog mit dem Poeten und dem Pſychologen Hand in Hand, und dies deutet uns an, daß Wieland den allgemeinen Uebergang von Poeſie zur Wiſſenſchaft mit der Zeit gemeinſam macht. Aus dem fanatiſchen Beförderer des Dämonismus, der Peregrin geblieben iſt, und der Agathodämon war, wird dieſer zu einem Feinde aller Schwärmerei, zu einem Manne, der im ſchönſten Sinne auf die Veredelung der Menſchheit ausgeht. Der Held iſt bei Wieland von Jugend auf beſtrebt, das thieriſche Leben möglichſt einzuſchränken, und dem Dämon und Gott ganz dienſtbar zu machen; er enthält ſich daher auch der aphroditiſchen Myſterien, und Wieland eiferte ihm darin in ſeiner Kompoſition einmal möglichſt nach, was noch im Peregrinus nicht geſchehen iſt. Er wollte der verderbten römiſchen Welt werden, was Pythagoras den kleinen griechiſchen Staaten in Italien einſt war. Wieland leiht ihm nun alle die ſelbſtbewußten Kunſtgriffe und Maximen, die die rationale Anſicht gewöhnlich allen Religionsſtiftern leiht; mit Klugheitsmitteln wirkt er in ſeinem Orden auf die kosmopolitiſche Vereinigung der Menſchheit in Eine Familie hin, auf die Herrſchaft von *Natur und Vernunft* (wir erkennen wieder jenes allgemeine große Ziel aller unſerer Koryphäen), zu welchem weitentfernten Punkte man ſtufenweiſe und allmählich nach Vertilgung des Dämonglaubens fortſchreiten ſollte. Aber ihm gelang ſein Werk nicht; mit ſich ſelbſt Rechnung haltend, muß er bekennen, daß, was er ſpielte, Schein und Rolle war, daß in ſeine guten Zwecke ſich Stolz und Ueberhebung gemiſcht. Er geſteht nun, daß unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Mann war, der all das *war*, was er ſchien, der ohne Geheimanſtalten, ohne Künſte und Blendwerk auf dem geraden Wege zu Stande brachte, was er verfehlte. Das Chriſtenthum enthalte den Keim zu aller der Entwickelung, die Er berechnet habe, mehr bewußtlos. Chriſtus *glaubte der zu ſein*, für den *Er ſich ausgab*; Apollonius glaubte nicht an ſeine Götterſendung, aber Chriſtus wohl, der keine ſelbſterfundenen Pläne auszuführen, noch für die Mittel zu ſorgen hatte, an denen Apollonius ſcheiterte. Wir ſehen alſo, daß Wieland ſich über die gemeine pragmatiſche Anſicht erhebt, und daß er durch dieſen geſchickten Gegenſatz die Angriffe des Fragments über den Zweck

Jeſu und ſeiner Jünger zu entkräftigen ſucht. Wie ſehr er die Geſchicht Chriſti rationaliſtiſch behandelt und dabei wohl ſelbſt an Bahrdt uni ſeines Gleichen erinnern kann, ſo hat er doch in ſeiner planen Weiſe hie vortreffliche Sachen über die hiſtoriſche Bedeutſamkeit des Chriſtenthum geſagt, und damit die Anregung zu einer Betrachtungsweiſe gegeben die vielleicht noch lange nicht angebaut genug, und bei weitem die frucht barſte iſt, eine Zeit wie die unſere für das Chriſtenthum billig geſtimm zu halten.

Während in den religiöſen Ueberzeugungen die Veränderungen vor ſich gingen, die wir bisher durchlaufen haben, bereiteten ſich ähnliche und größere im Erziehungsweſen vor, die von weit eingreifenderen Folgen werden ſollten, und die eigentlich allein in der Maſſe den Stand unſerer Kultur ſo mächtig umgewandelt haben. Die Glaubenskämpfe gingen bei uns vorüber, ohne in die Formen des Lebens einzuwirken; die Kirche blieb unberührt von ihnen: ein Zeichen, daß ſie nicht mehr in die organiſchen Entwickelungen des Nationallebens hineingehörten, daß die Religion aufhören ſollte, das hauptſächlichſte Triebwerk in der Volksbildung abzugeben. Die neuen pädagogiſchen Lehren aber geſtalteten die äußere Form, die Schulen, ganz um, ſie belebten dieſe erſtarrten Anſtalten, die ſeit der Reformation kaum Einen Anſtoß erlitten hatten. Daß die religiöſen Neuerungen den Körper der Nation nicht mehr berührten, liegt nicht allein darin, daß die populärſten Männer jeder Seite, die Lavater und Bahrdt, gerade im Volke keine Wirkung mehr machten, ſondern es iſt beſonders daraus klar, daß, wie wir ſagten, die gewonnene Höhe der Aufklärung nur das Vorrecht einer kleinen Ariſtokratie blieb, die ſich deſſelben mäßig, und ohne Aergerniß zu geben, bediente, ja dem äußeren Benehmen nach ſogar darauf zu verzichten ſchien; und daher kam es, daß auch die Gegenwirkung der Romantiker gegen dieſe heidniſche Aufklärerei durchaus nur in dem Kreiſe der Ariſtokratie blieb und die Maſſe des Volks, wie ſehr man dies auch gefürchtet hatte, nicht berührte. Die neuen Erziehungslehren dagegen beurkundeten darin ſogleich ein unweit größeres Intereſſe, das ſie dem Volksganzen einflößten, daß der Urheber dieſer Neuerungen, trotz unweit kleinerer Anlagen, trotz ſeiner ſehr unempfehlenden Perſönlichkeit, trotz ſeinem bald durchſchauten Charlatanismus allen Parteien, den Lavaterianern und Nicolaiten, eine gleiche und große, wenn auch ſchnell vorübergehende

Aufmerkſamkeit abnöthigte, daß, als ſeine Perſon fiel, ſein Werk beſtand und beſtehend ſich veränderte und verbeſſerte, und daß die Früchte davon den Geſammtkörper des Volks mit neuer Nahrung durchdrangen. Wenn alles das, was die ſchöne Literatur, angelehnt an die religiöſen Bewegungen, damals hervorbrachte, an die gebildetſte Klaſſe der Nation gerichtet iſt, ſo ſtrebt dagegen Alles, was ſich an die umgeſtaltete Erziehung anlehnt, zu den unterſten Klaſſen hin, und ſtimmte Sprache und Stoff zum entſchiedenſten Volkstone herab. Wenn es unter den Aufgeklärten in religiöſer Hinſicht, wie wir zuletzt bei Wieland ſogar gefunden haben, charakteriſtiſch iſt, daß ſie ſich nicht dem gemeinen Rationaliſten anſchloſſen, der mit dem dürren Verſtande Alles greifen will, was er begreifen ſoll, der nicht Unſinnliches in der Phantaſie, ſondern nur das für möglich hält, was in die äußeren Sinne fällt, und was ihm ſelbſt einmal in die Sinne gefallen iſt: ſo ſtehen dagegen faſt alle die Männer, die unſer Erziehungsweſen geändert haben, entſchieden auf der Seite der Pragmatiker und jener Aufklärer in Berlin, die einen ſo üblen Namen unter unſerer poetiſchen Ariſtokratie hatten. Für Baſedow nahmen Nicolai und Käſtner, Gedicke und Bieſter Partei; Reimarus war ſein Lehrer; Ebert und Leſſing achteten auf ihn; Bahrdt und Steinbart, die Berüchtigten, erſcheinen unter den erſten neuen Pädagogen, und Trapp, der ſich Bahrdt's öffentlich annahm; und überhaupt zog Preußen zuletzt den reinſten Ertrag der ganzen Schulreform, von wo aus ſie mit Perſonen und Schriften am kräftigſten unterſtützt ward. Ja noch mehr: die ganze Revolution im Erziehungsweſen war ganz in der Stille gerade gegen die Kirche und Geiſtlichkeit, gegen die ausſchließende und bevorzugte religiöſe Bildung gerichtet, und das iſt ihr letzter Sinn, daß ſie die Schule dem Einfluſſe der Geiſtlichen entriß, daß ſie der Nationalerziehung die chriſtlichen Feſſeln abnahm, indem ſie ihr die Feſſeln der pedantiſchen Gelehrſamkeit, des unfruchtbaren Wiſſens und des nutzloſen Zwangs abzunehmen Miene machte. Will man dieſe Wirkungen blos pragmatiſch nach ihrer nächſten Quelle verfolgen, ſo kann man ſagen, daß ſich der geiſtliche Eifer dieſe Wunde eben ſo gut ſelbſt geſchlagen habe, wie er mit ſeinen Verfolgungen gegen Bahrdt den Rationalismus hervorgerufen hat.

Mit den Schickſalen nämlich, die dieſen bekehrt und von der Rechtgläubigkeit abgebracht haben, hat das Leben Joh. Bernhard Baſedow's (aus Hamburg 1723—90) von dieſer Seite große Aehnlichkeit, ſo verſchieden die beiden Menſchen auch waren. Baſedow war im Anfang ein Anhänger von Klopſtock und Cramer, wie es ſchon ſein Geburtsort mit ſich bringt. Er hatte ſich zur Theologie beſtimmt, die er zwar frühzeitig

aufgab, allein er benahm ſich doch öffentlich gegen die Berliner als ein Parteimann des nordiſchen Aufſehers, er ließ ſich in dieſem Blatte von Cramer rühmen, Gellert führte ſein erſtes Hauptwerk, die praktiſche Philoſophie (1758), preiſend in ſeinen moraliſchen Vorleſungen an; denn dieſes dickleibige Buch war noch in der Abſicht geſchrieben, die Freunde der Philoſophie auch zu Freunden des Chriſtenthums zu machen, der Vernunft zu beweiſen, daß ſie ihr ſchönſtes Licht erſt aus der Offenbarung erhalte; und die platte breite Weisheit darin war noch ganz in dem Stile, der Gellert genugthun konnte. Im 30. Jahre erhielt Baſedow einen Ruf an die Ritterakademie zu Soroe auf Seeland als Profeſſor der Beredtſamkeit; er fand dauernden Beifall, und der Hof trug ihm auf, auch theologiſche Vorleſungen zu halten. Aber man ärgerte ſich hier bald an ſeinen Sitten, und die orthodoxe und orthodäniſche Partei des Grafen Daneſkiold verklagte ihn eines anſtößigen Privatlebens, das ſich mit theologiſchen Vorleſungen nicht vertrage. Baſedow zeigt beſſer als Einer, wie man innerhalb der klopſtock'ſchen Schule von der Sicherheit des rechten Beſtrebens zur Freiheit des genialen Lebens überglitt und bis zum Cynismus des Studentenlebens herabſank. Er kann als einer unſerer vagirenden Originalcharaktere, unſerer Projektmacher und Charlatane ganz füglich genannt werden. Aus niederm Stande erwachſen, war er frühe ſeinem Vater entlaufen und Lakei geworden; wie in dieſem Zuge, ſo zeigte es ſich auch in ſeinem ſpäteren Leben, daß er häuslichen Sinn und Gemüth nicht beſaß. Auf der Schule ſog er ſchon ſeinen Haß gegen allen Zwang und Methode ein; er verachtete alles Syſtemwerk in dem Sinne der neuen Genies, ſtudirte tumultuariſch und in dem weiten Abſehen, ſich für jedes Amt und Geſchäft zu bilden, und ſchon auf der Schule in Hamburg ſpielte er den Vielwiſſer. Ein Naturkind ohne Ausbildung, machte er die Unbeſtändigkeit des Betragens zum Syſteme, und nannte es Lappalien, ſich in den Ton der Welt und ihre Konventionen zu fügen. Bei kurzem Umgange, wie man ihn, den ewig Reiſenden, nur zu ſehen gewohnt war, ergötzte ſeine gravitätiſche Drolligkeit und ſeine Schwänke, die er ausführte und erzählte, und das Leben eines freien Muſenſohns bei Spiel, Tabak und Trunk, das er in ſeinem Leben feſthielt; wie er dann von dieſen launigen Ueberſpannungen in das Gegentheil zurückfiel, und mit ſeiner Hypochonderie und Haustyrannei quälte, blieb ſeinen näheren Freunden allein bekannt, von denen keiner bei ihm aushielt. Erſt als man ſein Leben und ſein Wirken im größeren Ganzen überſchlug, ſah man, wie ſehr der Mann, der den Ton der Allmacht anſtimmte, mit Ohnmacht wechſelte, aus Trotz und Ungeſtüm in Verzagen,

aus Rechthaberei in Zweifel, aus der ſcheinbaren Kraft des Polterers in Unbeſtändigkeit fiel, und eben einen ſolchen enttäuſchenden Eindruck machten ſeine Schriften, ſobald man auf ſie achtſamer ward. Vergebens verſteckte er ſeine Oberflächlichkeit hinter ſeine blöden Augen, als man es überſah, wie er in ſeinen zahlloſen Schreibereien mit der größten Unverſchämtheit ſich ſelber und ſeine nothdürftige Weisheit ausſchrieb, und immer wiederholte, aufwärmte, wiederkäute, ſo daß man witzig bemerkt hat, man könne den Gehalt ſeiner maſſigen Schriften in ein Sedezbändchen bringen, nach ſeiner eigenen Lieblingsgrille, daß man das Materielle, aus dem die Erde beſtände, vielleicht in eine Nußſchale zuſammendrängen könne. Es war wohl nöthig, daß man dem hartnäckigen Publikum die neuen Wahrheiten ſtets aufs neue einprägte; nur iſt es die Art dieſer Wunderdoktoren und lauten Cyniker, daß ſie unter jeder Bedingung ſchreien, als ob alle Welt taub ſei. Damals übrigens, als Baſedow in Soroe lehrte, waren ſeine Schriften weit entfernt den Eindruck der Plattheit oder der Wiederholung zu machen; in ſeiner praktiſchen Philoſophie lag der Same noch neu, den er ſpäter, verbraucht, immer wieder ausſtreute, und ſeine ſpäteren Feinde hörten damals aus dieſem Buche einen Patriarchen und Apoſtel reden. Als man ihn daher aus Soroe 1762 entfernte, ward er nach Altona, doch ehrenvoll verſetzt, wohin damals, wie nach Holland, alle Diſſenters ihre Zuflucht nahmen; und als er auch hier verfolgt ward und in kollegialiſche Mißhelligkeiten kam, ward er mit ſeinem Gehalte in Ruheſtand verſetzt. So erhielt er nun erſt recht Muße für ſeine ſchriftſtelleriſche Feder und ward faſt mit Gewalt auf ſein neues Gebiet geſtoßen. Der große Goeze hat auch hier das Verdienſt, mit ſeinen Freunden Ziegra u. A. den Mann gereizt zu haben, deſſen Pfiffigkeit vielleicht mehr zu fürchten war als ſeine Unverſchämtheit, der ſeinen Gegnern zwar im Stile der Gelehrten der Reformationszeit mit Prügeln und Piſtolen begegnete, aber auch mit feineren Waffen zu begegnen wußte. Baſedow bewegte ſich in religiöſer Beziehung wie ein Indifferentiſt jener Zeit, dem der Deismus und Naturalismus ſo lieb und unlieb war wie der Supernaturalismus und die Orthodoxie; er verwarf zu Einer Zeit die poſitiven Lehren der Dogmatik und ließ nur die natürliche Religion gelten, und dann behauptete er wieder, die letztere habe doch ohne die Offenbarung keine Gewißheit und Sicherheit. Ein ſolcher Mann wäre von den Rechtgläubigen leicht zu halten geweſen; aber ſeitdem man auf der Kanzel das Volk gegen ihn aufhetzte und ſeine Schriften verbrannt wiſſen wollte, ſeit man ihm und ſeinen Freunden ſogar das Abendmahl verweigerte, ſchrieb er nun gegen

Goeze und ſeine Genoſſen, und ſeine Betrachtungen über Rechtgläubigkeit und Toleranz (1766) gewannen ihm die Berliner, weil ſie gegen die Verbindlichkeit der ſymboliſchen Bücher, gegen das Forterben von beſtimmten unverletzlichen Syſtemen, für allgemeine Religionsduldung in den Staaten ſich erhoben. Er näherte ſich in ſeinen bibliſchen Auszügen den Abſichten Bahrdt's in deſſen kleiner Bibel, ſeinen Briefen im Volkston und ſeinem Plane Jeſu; und auch in der Hauptprobe der Zeiten (1767) und der freimüthigen Dogmatik (1766) legte er freiere Bekenntniſſe und Grundſätze nieder, die aber immer außerordentlich eingehüllt waren, eben wie es auch in Bahrdt's Schriften möglich war, das Gefährlichſte für das Unſchädlichſte zu halten. Als Lavater mit ſeinem Glauben an Wundergaben hervortrat, trat ihm Baſedow als Bernhardus Nordalbingius (1770) im Prophetenton entgegen, und rieth ihm, ſein der Wahrheit geheiligtes Anſehen nicht durch ſolche ungeprüfte Meinungen zu gefährden.

Alle dieſe ſeine Neckereien gegen die rechtgläubige Partei hätten dieſer nicht geſchadet; ſie machten ſo wenig Wirkung, wie die Philalethie (1764) und ein ganzer Nachzug von Schriftchen, die er aus dem Inhalte dieſes Buches in den nächſten Jahren herauspreßte, und die ſämmtlich in ihrer abſtrakten Art und ſynthetiſchen Methode, in ihrer Breite und Plattheit beweiſen, wie ſehr ſich Baſedow ſelbſt aus dem maſſigen Schulweſen loszuwickeln hatte, und wie erklärlich ſein Ueberſprung zur Sehnſucht nach einer Erleichterung des Lernens war. Er fiel nun, da es ihm nicht gelang, auf dem theologiſchen Felde Aufſehen zu erregen, auf das pädagogiſche, und dieſer Schritt war von einer Folge, die man ganz unvorhergeſehen nennen müßte, wenn dies nicht gerade in eine Zeit gefallen wäre, die für jede Neuerung plötzlich außerordentlich empfänglich ward, und wenn nicht dieſe neuen Entwürfe ſich breit auf dem Grunde der Empfindſamkeit und Menſchenliebe niedergelaſſen hätten, den jetzt gerade die Nation am fröhlichſten bebaute. Schon ſehr frühe hatte Baſedow ſeine Gedanken über das Erziehungsweſen. Ehe er nach Soroe kam, war er Hauslehrer im Holſteiniſchen, und dies war ſeine liebenswürdige Zeit. Er war damals beſcheiden und ruhig, biegſam und empfänglich, er lehrte ſchon jetzt nach ſeinem ſpäter ausgebildeten Plane, ſpielend, praktiſch, anwendend, vertraut und herablaſſend gegen ſeine Zöglinge, was noch eine ganz ungewohnte Erſcheinung war. Als Magiſter ſchrieb er ſchon 1752 eine Abhandlung: inusitata et optima juventutis erudiendae methodus. Und in der praktiſchen Philoſophie ſprach er ſchon in den Kapiteln von der Erziehung in Sätzen, die Gellert

und Aehnliche bedenklich machen konnten, die an Locke und Rouſſeau erinnerten: er will die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zeriſſenen Schuhen gewöhnen, er will ſie früh klug, bald in Geſchäfte eingeſchoſſen, in die Schliche des praktiſchen Lebens eingeweiht haben; die Sprachen ſollen redend gelernt, das Gelernte ſpielend erworben werden. Er verſicherte ſchon damals (1758), daß er oft an die Verbeſſerung der öffentlichen Schulen gedacht habe. Aber dies blieb Alles liegen und ging in ihm ſelbſt, der unfruchtbaren Stimmung der Zeit gegenüber, verloren. Allein 1768 ſchrieb er ſeine Vorſtellung an Menſchenfreunde und vermögende Männer, über Schulen und Studien, nebſt dem Plane eines Elementarwerks der menſchlichen Erkenntniß. Dies fiel in eine Zeit, wo Herder, Wieland u. A. ſelbſtändig auf ähnliche Gedanken gerathen waren wie Baſedow; Rouſſeau's Naturdoktrin bemächtigte ſich ſeither der Gemüther, und dieſelbe Reform, die unſere Poeſie umgeſtaltet hatte, erwartete die ganze Weiſe des Lebens und der Bildung der Kinder. In den Jahren 1766, 67 hatten Männer wie Ehlers, Herold u. A. ſehr beachtenswerthe Schriften über Schulreform geſchrieben, Zeitſchriften für Pädagogik (wie das Magazin für Schulen und Erziehung 1767) waren ſchon gegründet, in denen man die Hoffnung ausſprach, daß die Verbeſſerung der Schulen eine Angelegenheit der Regierungsfürſorge werden möchte. Jetzt kam nach jener ächt deutſchen Weiſe, nach der wir Alles von unten auf uns erwerben ſollten, der Wetteifer des Privatmannes hinzu, der die Aufnahme der Schule, wenn nicht vom Staate, ſo doch von der Kirche betrieb, der, wenn er die Schule auch der Sorgfalt des Staates empfahl, ſie doch auch dem Privatmann freigegeben wiſſen wollte. Baſedow ließ es an den Künſten der vielgeſtaltigen Praktik nicht fehlen; allein auch ohne ſie wäre er zum Ziele und vielleicht zu einem dauernderen Zwecke gelangt, denn die Zeit kam ihm auffallend willig entgegen. Er ließ ſeine Gabe ſpielen, zu ſpannen, zu würzen, aufzuwiegeln; er begann ſogleich vierteljährige Unterhaltungen mit Menſchenfreunden herauszugeben, worin er die Briefe mittheilte, die über das große Werk beſonders mit großen Herren gewechſelt wurden, worin er die eingegangenen und verſprochenen Summen meldete, und in zudringlicher Weiſe ſich überhaupt des Publikums bemächtigte. Er kündigte das berühmte Elementarwerk an, eine neue Art orbis pictus, und berichtete jedesmal über deſſen Fortſchritte; 1771 ward er nach Deſſau berufen, um dort eine Muſterſchule anzulegen und zugleich ein Seminar, in dem die Lehrer für ganz Deutſchland ſollten gebildet werden. Der Eifer drang durch alle Theile der Nation, es würde als ein Verrath an der Menſchheit

angeſehen worden ſein, an dem neuen Werke zu zweifeln, und vergebens lehnte ſich Schlözer, indem er de la Chalotais' Verſuch über den Kinderunterricht überſetzte, gegen Baſedow auf: die übrige Welt ſchien ihm allein die pädagogiſche Arbeit mit vollem Vertrauen übertragen zu haben. Und jetzt wuchſen Baſedow auch die Flügel ſo, daß er ſich ſeines reformatoriſchen Berufs ganz bewußt ward, und wie Wieland, wenn dieſer auf ſeiner Seite wäre, meinte er, die ganze Welt umkehren zu können. Allein das Vertrauen zu ihm ward bald erſchüttert. Das Werk aber beſtand darum doch, und gedieh nur deſto beſſer, weil es eben Eigenthum des Volks ward. Als das Elementarwerk, zu dem das Publikum 15,000 Thaler geſteuert hatte, 1774 erſchien, fand ſich Jedermann getäuſcht. Man verglich es mit Chambers cyclopaedia (London 1728), mit Alstadii encyclopaedia aus dem 17. Jahrh., mit dem Schauplatz der Natur und dem Inbegriff menſchlicher Fertigkeiten u. A., und fand es eher zurückgegangen als vorwärts; auch hinderte es nicht, daß ſich bald ähnliche Werke, das ſchütziſche Elementarwerk und Campe's allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens an ſeine Stelle ſetzten. Als daher Baſedow 1775 ſeine Anzeige über das in Deſſau errichtete Philanthropinum machte, und das Publikum einlud, zu dem neugeborenen Kinde Pathenſtelle zu vertreten, d. h. das Pathengeld (für das erſte Jahr bedürfe er 22,000 Thaler, wenn Alles geleiſtet werden ſolle) bald einzuſchicken, ſo begnügte ſich das Publikum bis in die unteren Klaſſen herunter, dem Kinde den Namen des Philanthropins, den ihm Baſedow gegeben hatte, achtungsvoll zu laſſen, im übrigen aber die Pathengelder zu ſparen. Die Nothſchüſſe an die Kosmopoliten verhallten, der Plan zu einem Mädcheninſtitute, zu dem nur 3000 Thaler verlangt wurden, ſcheiterte, Baſedow zerfiel mit allen Lehrern, er zog ſich 1778 ſchon ganz zurück und überließ die Anſtalt an Campe, der ſie ins Kleine zog und den Grund zu einer blühenden Anſtalt legte.

Keineswegs war mit dieſem Rücktritte etwas verloren. Es wich ein unbeſtändiger Mann, und überließ den Platz Anderen, die mit mehr Ausdauer und Kenntniß ſich des Nationalwerkes annahmen. Aus Deſſau ging eine Reihe der verdienteſten Schulmänner aus, die zum Theil ſelbſt mit Baſedow aufs höchſte unzufrieden waren, die ihn, wie Mangelsdorf, öffentlich angegriffen, die ihn, wie Bahrdt, Iſelin u. A., ſchnell durchſchauten, die ihn, wie Wolke, im Unfrieden verließen, die, wie Gedike, auf ganz anderen Wegen fortgingen. Aber daß er den großen Anſtoß gegeben, durften ihm ſeine Feinde nicht ableugnen, und mit Recht hat ihn der Ueberſetzer des Pindar darum beſungen und gerühmt. Die

enannten Männer und Andere, wie Salzmann, Salis, Trapp, Campe, unke, W. Gottl. und Rud. Zach. Becker, Schmohl, Mahel, Simon . A., gingen wie Apoſtel in alle Gegenden Deutſchlands aus und verreiteten die Philanthropine, oder doch den neuen Schwung, der in den Beruf der Schulmänner gekommen war. Anſtalten entſtanden und verſingen; einige, wie die bahrdtiſche in Heidesheim, die wolkiſche in Petersburg, hatten ſehr kurzen Beſtand; andere, wie Campe's (nachher Trapp's) bei Hamburg und Salzmann's in Schnepfenthal (im Gothaiſchen), hatten Ruf und Dauer, und die letztere pflanzte ſich bis auf unſere Tage fort. Beſonders in der Schweiz zündete der pädagogiſche Eifer; auch hier dauerte eine Art Nebenbuhlerei mit Norddeutſchland und Hamburg fort. Hier hatten Iſelin und Lavater, der Letztere ſogar trotz ſeiner Verſtimmung über Baſedow's religiöſe Ketzereien, die erſte Ankündigung des Reformators mit Begeiſterung ergriffen. Die rouſſeau'ſchen Neigungen lagen hier näher, die empfindſame Menſchenliebe Iſelin's ſchwärmte für dieſe Ausſichten, in der vielerwähnten helvetiſchen Geſellſchaft von Schinznach befeſtigte ſich hier eine ſtändige Theilnahme. Der Entwurf zu den Ephemeriden der Menſcheit ging von dieſer Geſellſchaft ſogleich aus (1771), die die Zwecke der Vermenſchlichung verfolgen ſollte; und über dieſen Ausſichten thaute ſogar der Froſt der Berliner auf, die in der allgemeinen Bibliothek von einem Orden der Kosmopoliten ſprachen, der ſich zur Förderung aller dieſer edlen Ziele bilden ſollte. Der Freiherr von Salis gründete in Marſchlinz (in Graubünden) das erſte Philanthropin nach dem in Deſſau, ein herriſcher Weltmann, der, nichts weniger als philanthropiniſch, ſeine Anſtalt zu einer Erwerbsquelle machte. Aber ganz in anderem Sinne trat J. H. Peſtalozzi (aus Zürich 1746—1827) auf, der an den Ephemeriden gleich mitarbeitete. In ſeinen theoretiſchen Schriften iſt die Schule Rouſſeau's unverkennbar. Sein redlicher Eifer machte in der Schweiz die Erziehungsſache noch volksthümlicher als in Deutſchland. Die Arbeit nach der Bildung der Kinder reichte ſich hier mit dem Beſtreben, den Landmann zu bilden, inniger die Hand, als es in Deutſchland trotz vielen gelungenen Verſuchen der Fall ſein konnte. Nach Peſtalozzi's vortrefflichen Volksſchriften bildete ſich in Zürich eine moraliſche Geſellſchaft von jungen Männern, die den Kurzweil der Jugend leitete, den Kindern vorlas und für die anwachſende Jugend ſchrieb. Es iſt bekannt, daß Peſtalozzi die goldene Zeit der Philanthropine in der Schweiz hervorrief; und es iſt auch nicht unſer Geſchäft, hier darauf weiter einzugehen. In dem freien Lande gediehen dieſe Privatanſtalten beſſer, als in Deutſchland, wo herkömmlich

die Schule unter der Aufſicht des Staates war. Der Deutſche, in nichts politiſch, war darin politiſcher als irgend ein Staat der neueren Welt, daß er die Bildung ſeiner Jugend einer freiſinnigen Leitung des Staates gern überließ; er, der kein nationales Element hat als ſeine geiſtige Bildung, wollte für deren Gemeinſamkeit Sorge tragen und ihr einen bleibenden Mittelpunkt geben, wie es nur die alten Staaten und die Kirche mit der Schule gehalten hatten. Das Erziehungsweſen nahm daher bei uns eine ganz andere Richtung, als die ihm in den Philanthropinen angewieſen werden ſollte: der Geiſt der Verweichlichung und falſchen Menſchenliebe, der ſich hier eingeniſtet hatte, ward gedämmt, indem der Staat, wirkſamer als der Privatmann für die Schule thätig, dieſelbe unabhängig von den Einflüſſen ängſtlicher Aeltern ſtellte. Gleich anfangs, während man noch in den proteſtantiſchen Landen wünſchte und ſeufzte, ſchritt man zuerſt in einem katholiſchen zur That, und der Churfürſt Max Friedrich erließ 1776 eine Verordnung für Reformation der Schulen des Hochſtifts Münſter. Und nun folgten ſich Schlag auf Schlag die Schulordnungen von Staatswegen, die Verbeſſerungen der Gymnaſien, und die Einrichtungen von Seminarien. Hier gab Preußen beſonders das denkwürdige Beiſpiel, das im Laufe der Zeit ſo ſchöne Früchte trug. Dort war der Eifer für die Schulreform national. In wie gerechtem Ruhme ſtand damals nicht der Freiherr von Rochow zu Rekahn durch ſeine Volks- und Schulbücher und durch ſeine edle Sorgfalt für die Schule und Erziehung der Kinder auf ſeinen Gütern! Wie geſund und doch eifrig und warm war das Wirken Gedike's, der in Berlin das Seminarium für gelehrte Schulen leitete und den Schulrath und das Oberſchulkollegium einrichtete! Zum Glücke kam die Erneuerung der philologiſchen Wiſſenſchaft dieſem Eifer entgegen, ſo daß die klaſſiſche Bildung ſich aus eigenen Kräften gegen die realiſtiſchen Neuerungen ſicher ſtellte, daß in dem Popularitätsbeſtreben nicht alle höhere Erziehung Noth zu leiden hatte. Nicht auf dem Wege der freien Privatanſtalt, ſondern auf dem der Staatsſchule, die die Lehrfreiheit im Ganzen nicht viel gedrückt und die Freiheit der Lehrer, die eben ſo wichtig iſt, verbürgt hat, hat Deutſchland eine ſolche Verbreitung des Unterrichts, eine ſolche Allgemeinheit und zugleich Gründlichkeit der Bildung erhalten, daß nun, wie die freien Engländer uns gewöhnlich unſere freiere religiöſe Kultur beneiden, ſo die Franzoſen unſer Schulweſen nachahmungswerth gefunden haben, und daß derjenige, der ohne Schwarzſichtigkeit in den menſchlichen Dingen nicht das Ideal, ſondern das Wirkliche und unter Menſchen Mögliche im Auge hat, geſtehen wird,

es ſei in ausgedehnteren Volksmaſſen niemals ein ähnlicher Zuſtand geweſen.

Was Baſedow's Einwirkungen angeht, ſo hat er (und dies iſt ſein großes, faſt nie beachtetes Verdienſt) die Befreiung der Schule von dem Einfluſſe der Geiſtlichen, die zwar ſchon in der Reformationszeit begründet wurde, verwirklicht, wie ſich ſo vieles in jenem Zeitalter Begonnene in dieſem literariſchen vollendete; denn thatſächlich hatten die Konſiſtorien und die Geiſtlichkeit immer die Schulen unter ihrer Obhut gehabt. Ob nun dieſe Befreiung deutlich in Baſedow's Abſicht lag, oder ob ihn ein natürlicher Takt dazu dunkel antrieb, und die Stimmung der Zeit ihm entgegenkam, iſt zweifelhaft; doch kann man leicht darthun, daß er im letztern Falle die Neigungen des Jahrhunderts wohl begriff und erfaßte. Er kündigte ſeine Unterhaltungen mit Menſchenfreunden als ſolche an, die ſich über moraliſche und *dennoch unkirchliche* Verbeſſerungen der Erziehung und Studien verbreiten ſollten; er kehrte überall die weltbürgerliche, die menſchliche Seite ſeiner Neuerungen heraus, und gewann den geſchickten Schein, als ob er durch Umgehung der Kirche und der Geiſtlichen nur den Zwieſpalt der Sekten vermeiden und ſeine Beſtrebungen, außerhalb der Parteien geſtellt, jeder annehmlich machen wollte. Durch die maſſenweiſe Anziehung junger Pädagogen gewann er eine Anzahl von Leuten, die, ohne ſich auf andere Fächer zu zerſplittern, ihr ganzes Leben dem Lehrfache widmen wollten. Dies zu unterhalten, betrieb er die Begründung von Seminarien; ſo wurden die Theologen aus der Schule weggeſchoben. Was ihnen damit entging, wurde im Ganzen faſt gar nicht bemerkt; der weltliche Schulmann Baſedow ſtellte ſich als Gegenfüßler Hermann Franke's auf, ohne daß man ſich den Eroberungen der Humanität im Namen der Chriſtianität widerſetzt hätte. Im Einzelnen zwar lehrt die Geſchichte der heidesheimer Anſtalt wohl, wie die Geiſtlichen merkten, worauf es abgeſehen war; auch kann man aus der Hauptbiographie Baſedow's[75]) hinlänglich ſehen, wie bitter man in dieſem Stande gegen die Erfolge ſeiner Reform geſinnt war. Es findet ſich darin unter Anderem auch die Mittheilung eines Geiſtlichen, nach der Baſedow geäußert haben ſoll, ſein Inſtitut ſei nicht Zweck, ſondern Mittel geweſen, eine Vereinigung zu ſtiften, die vom Kirchenthum unabhängig wäre. Was konnten die Geiſtlichen aber hier von einer Widerſetzlichkeit hoffen, da man es mit den Regierungen zugleich hätte aufnehmen

75) Von J. Chr. Meier, Rektor in Verden, ein ſchlechtes, ſehr vorſichtig zu gebrauchendes Buch.

müſſen? Baſedow drang auf Errichtung von Schulkabinetten und Kultusminiſterien, er trennte dadurch die Schule von dem Geſchäftskreis der Konſiſtorien ab, und untergab die Lehrer als Männer eines eigenen Faches des Staates unmittelbarer Aufſicht. Aber eben dadurch erhielt die Philologie eine neue Kraft; die Schulmänner, deren Unterhalt nun beſſer geſichert war, konnten nach einem wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt der Pädagogik ſuchen, und dieſer konnte nicht in Pſychologie und Anthropologie, nicht in Religion und Philoſophie ſo ſicher liegen, als in der Kenntniß jener Zeiten, wo die Welt das Kindheitsalter der Menſchheit durchlebte und jene Schriften ewiger Jugend hinterließ, die allein für den einzelnen Menſchen wieder die natürliche Schule ſeiner Kindheit abgeben. Hier hätte Baſedow, wenn er das Heft in der Hand behalten hätte, übel gewirkt. Sein ganzes Beſtreben ging auf eine Popularität der Methode hinaus, die zuletzt die Popularität der Materie mit ſich gebracht, und die Elemente, die wir für eine rein menſchliche Bildung nöthig halten, entfernt haben würde zu Gunſten einer realiſtiſchen Einſchulung des Menſchen für das Leben und den beſondern Beruf. Wenn auch die wiſſenſchaftliche Philologie in unſeren Gelehrtenſchulen in ihrem Intereſſe zu weit ging, ſo muß man bedenken, daß damals, wo die Induſtrie ganz bei uns niederlag und die allgemeine Bildung das Hauptgeſchäft der Nation war, dieſe Wendung eben ſo natürlich war, als man vorausſehen konnte, daß eine induſtriellere Zeit, wie die unſere, ſich — wie es denn geſchehen iſt — entſprechende Schulformen neben den Gymnaſien ſchaffen würde. Damals würde eine ſolche Richtung voreilig und widerſinnig geweſen ſein; ſie lag aber ganz in den rouſſeau'ſchen Theorien begründet, und der allgemeine Ruf war damals: man ſolle Emile ziehen, und auf dem kürzeſten Wege; beſonders Examinationscharlatanerie und Wundererfolge des Unterrichts drohten trotz allem Geſchrei von Erleichterung des Lernens eine Treibhausmethode allgemein zu machen, wie ſie leider jetzt ſelbſt auf unſeren Staatsſchulen eingeriſſen iſt. Die Einſichtigen wehrten ſich daher damals gegen dieſes Weſen. „Mir kommt Alles ſchrecklich vor, ſchrieb Herder über das Philanthropin in Deſſau; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, ſo ſchieße Alles über der Erde in Stamm und Aeſte. Das ganze Arkanum Baſedow's liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geſchweige Menſchen.' Jacobi wollte den aufgeblaſenen Quackſalber an den Beinen aufgehängt wiſſen, der uns das Einzige wegplaudern wollte, was wir noch hätten,

die Wissenschaft und jene ihre Quelle, die uns noch ein bischen Menschenverstand und Gefühl erhält: Philologie und Alterthum. Schlosser schrieb gegen die neuen pädagogischen Idealisten: ihm genügten bescheidnere Anstalten und Zwecke, die auf den passenden Grad des Guten berechnet wären; er machte auf die große Kluft aufmerksam, die in einer so praktischen Sache die Theorie von der Praxis trennt, und wie die Menschen, die das Was so hoch spannen, beim Wie gewöhnlich am tiefsten sinken. Er tadelte jene pomphaften Ankündigungen, nach denen man Emile, starke Menschen, ziehen wollte, indem man doch jede Anstrengung scheuete und nicht wagte, die Schüler länger als eine halbe Stunde mit Einem Gegenstande zu beschäftigen. Er meinte eher aus einem Waisenhausschüler einen brauchbaren Menschen machen zu können, da sich die Barbarei abschneiden lasse, als aus einem philanthropischen Jungen einen arbeitsamen, ausdauernden Geschäftsmann. Er lachte über das eitle Geprahl mit der sokratischen Methode, da er sich überzeugte, man verstehe darunter nichts als eine leere Fragmethode. Sokrates, warf er ein, lehrte bei Gelegenheit; wie kann man diese immer auf der Schule für die vielen Gegenstände in Bereitschaft haben? er lehrte Denken und Thun, aber nicht Wissen, was auf der Schule ein Hauptzweck ist.

Wenn sich schon an die religiösen und theologischen Bewegungen in unserer schönen Literatur eine Reihe von Werken anschloß, so noch viel mehr an diese pädagogischen. Hier sollte es wieder offenbar werden, welchen Hang unsere Literatur von jeher hatte, sich ins Populare auszudehnen, sich gemein zu machen und dadurch gemein zu werden; es sollte sich zeigen, wie unermeßlich bei uns die Zahl der Mittelmäßigkeiten ist, die nur auf eine Gelegenheit lauern, sich hervorthun zu dürfen unter irgend einer Maske der Gemeinnützigkeit oder sonst, die ihnen zugleich ein Schild und eine Decke für ihre Seichtigkeit wäre. Eine ganze Bibliothek, eine ganze Literaturgeschichte voll schöngeistiger und auch theoretischer Werke für und über die Kinder, die Schule und das Volk ließe sich zusammenbringen, unter denen aber nur ganz einzelne und wenige einer ernsten Beachtung werth sind. Sobald das philanthropische Institut in Dessau im Gange war, begann dieser Jammer über Deutschland hereinzubrechen. Schon vorher hatte Schlosser mit seinem Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk (1771) einen Anstoß zur volksfreundlichen Schriftstellerei gegeben, die mit der kinderfreundlichen ganz Hand in Hand ging. Mit ihm begegnete sich Rochow in gleicher Gesinnung, Absicht und Lehrart: sein Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (1772) dehnte sich vom Sittlichen, auf dem Schlosser

verweilte, auch aufs Praktiſche aus. Das Erſte iſt hier verhältnißmäßig das Beſte; wie abſtrakt und ſchulmäßig in dieſem und andern Volks- und Schulbüchern von Rochow und Reſewitz noch Vieles iſt, ſo iſt doch von vielen Spätern, wenn man die Standpunkte der Zeiten in Anſchlag bringt, kaum etwas den Schriftchen dieſer Männer nur gleich zu ſchätzen. Jetzt brach die große Fluth volksfreundlicher Bildungsſchriften herein; in wenigen Jahren wimmelte Alles von Wochenſchriften, Zeitungen, praktiſchen Unterweiſungsbüchern und menſchenfreundlichen Geſchenken an das Volk und die Kinder. Die Aufklärung des Landmannes ward nicht allein in der Schweiz ein Ehrengeſchäft; auch in Deutſchland nahm ſich R. Zach. Becker ihrer beſonders an; er kündigte in einem Verſuche (1785), wie Baſedow ehemals, ſein berühmtes Noth- und Hülfsbüchlein, ſein Elementarwerk für den Bauer, an, er poſaunte die Ermunterung hoher Perſonen aus, er legte, ganz wie Baſedow, dieſelbe Wichtigkeit in ſein Geſchäft, und meinte, der Schriftſteller müſſe mit einer Schandſtrafe belegt werden, der es nur bezweifeln wollte, ob Vernunft auch für den Bauer beſſer ſei als Unvernunft; es glückte ihm, ſich mit dieſem einzigen Büchlein ein artiges Vermögen zu erwerben! Kaum war 1776 Rochow's Kinderfreund erſchienen, ſo kam Weiße's Wochenſchrift unter demſelben Titel zu Tage, die Großmutter von vielen anſpruchsvollen Enkelinnen; zwiſchen dieſen Geſchlechtern lag der Briefwechſel des Kinderfreudes (1783—92) in der Mitte. Soll man den Bildungstrieb dieſer Nation bewundern, die dieſe Dinge alle als Evangelien verſchlang, oder ſoll man die Genügſamkeit verhöhnen, die ſich an dieſen kindiſchen und unſäglich läppiſchen Produkten kindiſch freuen konnte? Es regnete nun Kinderbücher, Kinderreiſen, Kinderſchauſpiele (die erſten wohl von Auguſt Rock 1776), Kinderromane, Kindermährchen, Kinderzeitſchriften und Bibliotheken — Alles für die großen Kinder noch weit wichtiger, als für die kleinen. Lichtenberg's Jammer war es, daß man darüber die Männer vergaß; er wollte im Ernſt gehört haben, Jemand ſchreibe eine Hebammenkunſt für Kinder: die Zeit iſt reif, rief er, für die Geißel eines Juvenal! Und ähnlich zürnte Merck über die Kalteſchale unſerer Literatur, die in den Kinderſchriften angerichtet werde: ſchon ſpielten da die Mädchen mit ihren Herzen wie mit Schwefelhölzchen. Man hebe das Beſte aus jener ganzen ungeheuern Maſſe aus, was im Beſitz der Nation geblieben iſt, und man wird erſtaunen, zu finden, daß ſelbſt dies Beſte nur durch ſeine Materie ſich erhalten hat, daß nur die treffliche Wahl gerühmt zu werden verdient, nicht ſo die Behandlung. Oder was glaubt man, das ſonſt die Erzählungen aus der alten Welt von Karl Fr. Becker,

und den Robinson von Campe (1779) und seine Entdeckung von Amerika (1781) erhielte, als der Stoff? Und mit welcher Heiligkeit wurden diese Sachen behandelt! J. H. Campe (aus dem Braunschweigischen 1746—1818) stand als ein Licht unter den Pädagogen jener Zeit und ist in Vieler Andenken als ein Stern stehen geblieben. Seine Bearbeitung des Robinson erschien im Wettstreite mit Wezel, der dem alten englischen Texte von Defoe treuer blieb; wer noch an das veraltete breite Original damals mehr gewöhnt war, wollte den neuen trotz seiner Eleganz gar nicht lesen. Campe wollte mit diesem Buche der herrschenden Seuche der Empfindsamkeit entgegentreten, scheinbar aus einem männlichen Geschmacke, und doch hat man mit Recht beklagt, daß er in seinem Cook allen Charakter verschwemmt habe; ja, was die eingestreuten läppischen Gespräche angeht, so erweist sich jeder kräftige Junge klüger als der berühmte Erzähler, und überschlägt die langweiligen und saftlosen Abweisungen. Wo Campe vollends diese Stoffe verläßt und nur seinen Reisebeschreibungen (1785) die Erzählung einer Reise des Herausgebers von Trittow nach Wismar und Schwerin beifügt, da sinkt er plötzlich zu Salzmann und seines Gleichen herab. Welch ein Werk ist Salzmann's Karl von Karlsberg (1783), das geduldige, tolerante, unendlich breite platte Seitenstück zum Faustin oder Belphegor, das alles Elend gutmüthig aufzählt, was bei aller Aufklärung noch die Welt überdecke! Und doch hatte dies Buch ein ungeheueres Publikum durch seinen populären Stil, und der Verfasser ward flehentlich um die Fortsetzung gebeten, und mit sehr bedeutendem Honorare ermuthigt. Muß man nicht erstaunen, fragt Forster, daß es in Deutschland noch Menschen gibt, wo solche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume und Aehnliche die Erzieher sind? Und dieser wußte noch lange nicht, wohin es die Lossius, die Meynier und alle die fruchtbaren Schmierer bringen würden, die alljährlich ihre Ostereier legen und ihre Christbäume putzen! Unter diesem Schwall seichter und durch Entnervung sittenverderblicher Bücher steht ein Buch wie Pestalozzi's Lienhard und Gertrud (1781) einzig da in seiner Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt, und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Herdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden. Und selbst ein solcher Mann durfte nicht auf diesem Wege allzu lange beharren: in seinem Christoph und Else (1792) fällt er schon zu einer raisonnirenden Erklärung des vorigen Werkes herab.

Leicht ließe sich außer diesen zunächst für die Jugend berechneten Schriften noch eine Reihe von andern pädagogischen Romanen, theils

didaktiſchen, theils ſatiriſchen Inhalts, anführen, die mehr für die Erwachſenen beſtimmt waren. Salzmann, Heuſinger, Thieme, Fröbing, Niemeyer und wie viele Andere haben ſolche Werke geſchrieben, deren Belehrungen nicht ſo ausſchließlich für die Kinderwelt gemeint waren; Andere, wie Schummel in ſeinem Spitzbart; griffen ſatiriſch die neuen Schulidealiſten an. Aber auch dieſe Werke ſind ſo unbedeutend, wie alles Frühere, was wir in dieſer Art erwähnen konnten. Nicolai durfte nicht fehlen bei dieſer Gelegenheit. In den raiſonnirenden Theilen ſeines dicken Mannes (1794) beſpricht er Schulen- und Univerſitätsweſen, er läßt Baſedow's Anregungen Gerechtigkeit widerfahren, ohne ſeine Aufſchneidereien zu loben. Sein Held wird in einem Philanthropin erzogen, und die Frucht iſt ein Menſch, der denken und raiſonniren lernt, einen Geniehieb hat, ſich nichts übel nimmt, ſich nirgends nach der Welt richtet, alle ſchönen Mädchen verfolgt, aber nichts lernt, der nach der Natur zu leben glaubt, wenn er ſeinem Dünkel folgt. Es wird am Ende wieder ein pikariſcher Roman, ohne viel pſychologiſchen Halt; die Satire fällt auch im Verlaufe von der Pädagogie auf die Philoſophie herüber und bereitet ſchon des Verfaſſers Sempronius Gundibert (1798) vor, in dem es über die Syſteme von Kant, Fichte und Schelling hergeht. Wenn Nicolai auch alles Talent und alles Recht auf ſeiner Seite gehabt hätte, ſo wäre es doch natürlich, daß man ſich endlich nur über die Häufigkeit ſeiner Ausfälle und Angriffe und ſeine Einmiſchungen in alle möglichen Dinge erboſt hätte. Nun hatte er es mit Göthe und Lavater, mit Jacobi und Hamann, mit Wieland und Jung, mit Schiller und Zimmermann, mit Bürger und Blumauer, von Klopſtock's bis zu Schlegel's Schule (in den Briefen der Adelheid) mit Allen verdorben; Theologie und Geſchichte, Natur und Genie, Kritik und Dichtung, die Poeſie der Einbildungskraft wie Klopſtock's, und des Humors wie Hippel's, Alles war ihm nicht recht, und nun mußte auch noch die Spekulation dran. Kein Wunder, daß Göthe ihn ſo verfolgte und ihn im Fauſt als Proktophantasmiſten dem Spotte preisgab, daß die Xenien ihn nachher mit allen Mittelmäßigen ſo mißhandelten, daß ſelbſt Schiller, der ſelten polemiſirte, in dem Aufſatze über naive Dichtung einen groben Ausfall auf ihn machte[76]), daß Kant (über die Buchmacherei) ihn unglimpflich

76) „Molière als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben, oder wegfallen ſollte; aber ich wollte nicht rathen, daß mit den klopſtock'ſchen Oden u. ſ. f. eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich, dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die

angriff, und Fichte, alle Würde des Philoſophen vergeſſend, beklagte, daß man ihn für die Polemik gegen ſeine Philoſophie nicht aufgehängt habe. In der That, wenn Nicolai für Alles geſchaffen war, ſo war er es gewiß nicht für ein Urtheil im Felde der Philoſophie, für deren eigenthümliche Vorzüge er auch nicht im geringſten eine Spur von Sinn zeigt. Und vollends, wo er in äſthetiſchen Formen ſich darüber auslaſſen will. Es iſt keine Frage, daß es eine ſchöne Aufgabe für einen Mann von ſatiriſcher Gabe geweſen wäre, die Anmaßungen der philoſophiſchen Schulen gegen das praktiſche Lebensſyſtem eines welterfahrenen Menſchen überzuſtellen, die Ecken des ſchroffen Syſtems mit den mannichfaltigen Nuancen und Rundungen des Lebens durch Steigerungen ſeiner Conſequenzen in Gegenſatz zu bringen, die ſtoiſche, allein moraliſch lachende Tugendlehre Kant's aus dem freundlichen Humor eines Möſer zu beleuchten, der die Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen treueſte Freunde, der Tugend größte Förderer nannte, die Kant aus dem vernünftigen Menſchen ganz verbannt wiſſen wollte. Aber wenn es denn ſo plump geſchieht, wie hier der gute Leinweber Gundibert mit ſeinen reinen Vernunftſätzen an den Weltverkehr überall anſtößt, in dem nichts nothwendig und Alles bedingt iſt, bis er zuletzt getäuſcht von den Eitelkeiten der Philoſophie zur Leinweberei zurückkehrt, da verliert ſich natürlich ſelbſt der Reiz, den ein ſolches Thema an und für ſich ſchon entgegenbringt, und man würde dann noch lieber zu der ſatiriſchen Allegorie im Sahir von Klinger greifen, in dem der kategoriſche Imperativ perſonificirt und verſpottet iſt. Man begreift übrigens leicht, wie ſich die Philoſophie am wenigſten eignete, eine Anlehnung für ſchöngeiſtige Werke entgegenzubringen, in der Art, wie wir es bei Theologie und Pädagogik gefunden haben. Die ſatiriſche Auffaſſung würde ſich immer nur an einen kleinen ariſtokratiſchen Kreis haben wenden können, wie denn ſchon Gundibert nicht im entfernteſten mehr das Publikum fand wie Sebaldus; die didaktiſche aber wird hier am erſten in Verſuchung kommen, die äſthetiſche Form nur als allereinfachſten Rahmen zu gebrauchen, wie es in allen Werken ſolcher Art von Allwill und Woldemar an bis zum Julius und Evagoras u. A. geſchehen iſt. Aehnlich iſt es mit den Romanen, die ſich an die Geſchichte anlehnen. Hier herrſcht das Thatſächliche und Wirkliche leicht ſo ſehr, daß man vor Geſchichte die Poeſie

---

Molière'ſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie und Kunſt u. dgl., nur wie billig auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt."

nicht findet. Bei dieſen beiden Fächern ändern wir daher unſern Weg. Wir verſparen uns den Seitenblick auf die Veränderungen, die hier vorgingen, auf eine Stelle, wo wir die mittelbaren Einflüſſe von dort auf unſere größten Dichter anführen können, nicht wo wir, wie bisher, die unmittelbaren Einflüſſe der Wiſſenſchaften und Lebenszuſtände auf die mittelmäßigen Schreiber angaben.

Wenn der philoſophiſchen Romane überhaupt ſehr wenige waren, ſo hatten dagegen die Geſchichtsromane eine eigentliche Epoche, die mit der pädagogiſchen nicht allein zuſammenfällt, ſondern auch zuſammenhängt. Als die Wiſſenſchaft der Geſchichte hergeſtellt wurde, ſo galt es, dem großen Haufen die reizenden Punkte derſelben in einer verſtändlichen Weiſe beizubringen: man fügte ſich auch hier den Bedürfniſſen des alten Kindes Publikum, indem man ſich zu ſeiner Schwäche herabließ. Jede Dichtung, die ſich fortwährend an Gelegenheiten übt, wird handwerksmäßig werden; übt ſie ſich gar an ſtehenden Gelegenheiten, wie man von aller Beſchäftigung unſerer Romanſchreiber mit pädagogiſchen Leſebüchern und Geſchichtſtoffen wohl ſagen kann, ſo wird ſie dies nur deſto verächtlicher und werthloſer machen. Wenn die Poeſie in der Geſchichte ihre Materien ſucht, um ſie mit freier Selbſtändigkeit zu behandeln, ſo wird ſie nur Vortheile von dieſem Bunde ziehen; ſobald ſie ihre Dürftigkeit damit verbergen will, wird ſie ihre Blöße deſto augenfälliger machen. Es war eines der bedenklichſten Zeichen unſerer poetiſchen Bildung, als man ſeit Götz von Berlichingen immer mehr und mehr hiſtoriſche Stoffe in Roman und Schauſpiel hervorſuchte, und mit der geſchickt getroffenen hiſtoriſchen Färbung meinte eine poetiſche Wirkung hervorgebracht zu haben, indem man ein Erſatzmittel für die Sache nahm. Dieſe Gattung mußte mit der romantiſchen Zeit, die ſich ganz dieſer Farbenkunſt hingab, ganz den Formen und Tönen oblag und um den Gehalt ſorgloſer ward, ihre Höhe erreichen; ſie nimmt überhaupt die eigene Stellung ein, daß ſie ſich in dem Maße verfeinerte und vervollkommnete und an Geltung gewann, als die eigentliche Poeſie verfiel und ausging. Damals, als unſere Dichtung nach ihrer Höhe ſtrebte, gingen dieſe Romane von den ſchlechteſten Anfängen aus, denen man eine ſo breite Entwickelung kaum verſprochen hätte. Haller's Uſong (1771), den man als den Ausgangspunkt anführen kann, lehnt ſich mit ſeiner politiſchen Moral und Gelehrſamkeit, als eine Helden- und Staatsaktion mit ritterhaften Abenteuern und Schlachten, in der Sprache unſerer Tragödie vor und um Gottſched's Zeit, noch ganz unmittelbar an die alten Romane des 17. Jahrhs. an. Sein Alfred (1773), der den Zweck hat, der gemäßigten Monarchie wie

ſein Fabius und Cato (1774) der Ariſtokratie, eine Lobrede zu halten, iſt kaum mehr ein Roman zu nennen. Wenn hier, wie in Wieland's ähnlichen Werken, die Lehre Hauptabſicht iſt, und die Cyropädie als Muſter vorſteht, ſo iſt dagegen in den hieher einſchlägigen Werken von Meißner die Erzählung der Sachen und die bloße Geſchichte die Hauptſache, weniger das Kolorit, das eine farbloſe Ueberlieferung der Geſchichte erſetzen ſoll. Meißner's Alcibiades (1781) erinnert in ſeinem freiern Bau und in ſeinen freiern Sitten an Wieland's Vorbild, und eröffnet die ſelbſtgefälligen und unſäglich hohlen hiſtoriſchen Erzählungen dieſes Vielſchreibers, die ſich, noch ganz wie die Sachen des 17. Jahrhs., in Geſchichtgedichte und Gedichtgeſchichten abtheilen laſſen, je nachdem (wie im Alcibiades und der Bianca Capello) die Erdichtung, oder (wie im Epaminondas, Cäſar, Spartacus, Maſaniello u. A.) die Geſchichte vorherrſcht. Auf ſeinem Wege ging J. A. Feßler, der 1790 mit dem Marc Aurel ſeine Reihe von hiſtoriſchen Romanen begann. Eine andere Klaſſe bilden jene Nachfolger des Götz von Berlichingen. Sie ſtrotzen von gezwungener Kunſtſprache, von überraſchenden Wendungen und Schlagſätzen, von ſhakeſpeariſchem Witz und Derbheit, und halten meiſt die Form dialogiſcher Scenen feſt: ſo H. Schmieder in dem Erdbeben von Meſſina (1786) und in dem ſchwachen König (Heinrich IV. von Kaſtilien), in welchem Letztern übrigens die geniale Sprache nachläßt; ſo Fr. Chr. Schlenkert in dem Friedrich mit der gebiſſenen Wange (1784), und was dem Alles folgte; ſo K. Gottl. Cramer, der auch von Perſönlichkeit ein grober, derber Deutſchthümler war, in jenen verwilderten Ausgeburten eines rohen Geſchmacks, dem deutſchen Alcibiades, dem Hasper a Spada und Adolf von Daſſel, die den Knaben in ſeinen Tölpel- und Raufjahren ſo leicht in Begeiſterung ſetzen. In dieſem Ton ging es bei Lafontaine (Scenen; Rud. von Werdenberg u. A.) eine Zeitlang und bei G. H. Heinſe aus Gera fort; und man kann nicht einmal ſagen, daß bei den mehreren dieſer herausgeſprudelten Sachen nur eine gewiſſe Kenntniß des Mittelalters herrſche, oder ein Ton der Zeit anders als in fratzenhafter Uebertreibung getroffen wäre. Sobald ſich die Schriften dieſer Verfaſſer vollends aus der Ritterzeit entfernen, wie Cramer's Schleicher und Yſop, verbinden ſie aufs widerlichſte die Rohheit dieſer Rittermanier mit den frivolen Darſtellungen der neuen Genialitätsmoral und den Schlüpfrigkeiten Wieland's und Meißner's. Etwas mehr von dem ritterlichen Anſtrich, wie ihn nachher Fouqué und die Romantiker ſuchten, die ſich übrigens ganz aus dieſer Schule herausbildeten, hatte Veit Weber (Leonhard Wächter) in ſeinen Sagen der Vorzeit (1787—98)

und Benedikte Neubert, die ſeit ihrem Eginhard und Emma (1785) eine lange Reihe hiſtoriſcher Romane, meiſt mittelalterigen Stoffs, geſchrieben hat; die Bibliothek der Romane, die die alten Rittergeſchichten im Gedächtniß auffriſchte, konnte übrigens, ſelbſt mit den Originalen vor ſich, den Ton für die alten Stoffe noch nicht ſo finden, wie es der ſpäteren romantiſchen Zeit gelang. Der friſche Produktionstrieb nach den Empfindungen und dem Stile der Zeit wog zu ſehr vor. Dies kann man bei Vulpius am beſten ſehen, der, an der Romanbibliothek thätig, ſich ganz in die alten Rittergeſchichten hineinſtudirte, aber nicht mit ſeinem Kalloander und Gabrino, ſondern mit ſeinem Rinaldo Wirkung machte, der ſich würdig an die obige Reihe anſchließt. Es gehört in eine andere Zeit ſchon, wie es endlich beſſer gelang, die Zeitcharaktere zu individualiſiren durch Kompoſitionen, Charaktere und Färbungen, die nach ernſteren geſchichtlichen Studien im Geiſt der Zeiten gedacht und entworfen waren, und die ſo das dürre Gerippe der hiſtoriſchen Ueberlieferung mit dem runden Fleiſche der Dichtung umgaben. In Deutſchland haben die Erzeugniſſe dieſer Art von den gekünſtelten und affektirten Romanen Fouqué's an eine regelmäßige Bildung durchgemacht, bis ſie es neuerdings in einzelnen Fällen zu einem naiven Charakter gebracht haben. In dieſer Gattung hat ſich Walther Scott den Namen eines großen Dichters machen können, und iſt als ein ſolcher ſelbſt von Göthe in der Zeit geprieſen worden, da er im Charakter des Dilettantismus Alles, was er nannte, dilettantiſch beurtheilte und lobte, und was er nicht nannte, als Dilettantismus verwarf und verdammte. Am ernſthafteſten und wiſſenſchaftlichſten hat in Deutſchland den Geſchichtsroman Wieland im Ariſtipp (1800) behandelt. Der Mann, der von der Cyropädie ausging, ſchloß billig ſeine erzähleriſche Laufbahn mit dieſem Werke, das ſich neben den Reiſen des jungen Anacharſis aufpflanzt und mit dieſem auf einer gewiſſen Höhe jenes Beſtreben des 17. bis 18. Jahrhs. darſtellt, alles Wiſſenswürdige aus beſtimmten Fächern und Zeiten zur nähern Anſchaulichkeit zu bringen. Es iſt für Deutſchland charakteriſtiſch, daß ſich Wieland in dieſem Werke zu einen Cicerone nicht in der äußeren, ſondern in der geiſtigen Welt von Athen zu Ariſtipp's Zeiten macht; und für Wieland charakteriſtiſch, daß er noch einmal ſeine Unfähigkeit des breiteren bekundet, ſich in fremde Zeiten zu finden, und andern Leuten andere Philoſophien als ſeine eigenen zu leihen. Die Beurtheilung des Ariſtipp iſt dadurch ſchief, daß ſich Wieland ihm wie allen ſeinen Lieblingen überall untergeſchoben hat; die Beurtheilung des Plato aber, die eine breite Stelle einnimmt, iſt dadurch ſehr unwohlthuend geworden,

daß der epikureiſche Wieland, der ihn jetzt mit weit andern Augen betrachtet, als es früher der ſchwärmeriſche Jüngling that, die ſchwachen Seiten des Mannes vorzugsweiſe verhöhnt, während, faſt wie bei Nicolai der neuern Philoſophie gegenüber, kein Organ des Verſtändniſſes für ſeine großen Seiten ſichtbar wird. Auch zeigt das Werk in den vielen Erörterungen kritiſcher philologiſcher Probleme die Verwandtſchaft, die es mit den Zwecken des Attiſchen Muſeums hat, und den Uebergang, den es mit dieſem aus der poetiſchen in eine wiſſenſchaftliche Periode einleitet.

Auf welche Vielgeſchäftigkeit und Ausdehnung unſerer Literatur laſſen nicht nur ſchon die wenigen Fingerzeige auf die wenigen Gattungen ſchließen, die wir bisher erwähnt haben. Und noch haben wir nicht einmal den ganz gewöhnlichen Unterhaltungsroman genannt! Nachdem die ſchöne Proſa alle großen Gegenſtände des öffentlichen Lebens berührt hatte, ſo bemächtigte ſie ſich nun auch im ganzen Umfange aller der kleinen Gegenſtände der engern Geſellſchaft und des Privatlebens. In dieſe Gebiete folgt die Geſchichte nicht. Sie hat es nur mit dem zu thun, was auf dem öffentlichen Boden der Nationalkultur, zur rechten Zeit geſäet, als erzielte Pflanzung darin aufgeht; das Unkraut, das von ſelbſt dazwiſchen wuchert, geht ſie nicht weiter an, als daß ſie aufmerkſam darauf macht, wie viel Nahrungsſaft es der ächten Saat entziehen mußte. Und wenn auch dies nicht wäre, ſo haben wir unſer Werk von Anfang an darauf angelegt, unſere Dichtung nur bis zu ihrem Höhepunkte zu führen, nicht ihre Ausbreitung und ihren Rückgang zu verfolgen. Es begannen jetzt die Zeiten, wie Wieland ſagte, wo „die Langbeine, die Kind und Kindskinde alle Zugänge und Hügelchen des deutſchen Parnaſſes beſetzt hielten“; die Urtheilskraft und der Geſchmack des Volks ward ganz mit der hereinbrechenden Fluth verſchwemmt, und wie im Schauſpiel, ſo im Roman gab man bald der geringſten Hefe und dem geläutertſten Tranke die gleiche Geltung. Wir wiſſen nicht gleich, wer es ſagte, daß bei einer vollkommenen Polizeiordnung keine Romane möglich ſein müßten, weil alles Unordentliche, Abenteuerliche, und was die Wirklichkeit und das Gewöhnliche ſcheut, alsdann aufhören und mithin aller Stoff wegfallen würde; allein unſere Laune und Clauren und Hell, und wie die andern Krähwinkler alle heißen, hätten und haben das Mittel gefunden, aller Polizei zum Trotz auch ohne alle Unordnung und Leidenſchaft, ohne Abenteuer und Wunder, und ohne Alles, was nur polizeiwidrig ſein kann, ganze Sündfluthen von Romanen zu machen. Ja, wenn man mit chineſiſcher Strenge verfahren wäre, und mit

Kleider-, Feſt- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeſc
hätte: wer weiß nicht, daß auch ſelbſt die Chineſen ihre loyalen R
haben? Gegen dieſe Flüſſigkeit alſo iſt kein Damm erfunden, di
nufakturwaare iſt zu wohlfeil, ſie iſt für den Hausbedarf zu nöthi
daß irgend ein Zoll könnte beſtimmt werden, den ſie nicht übert
wenn einmal der geiſtige Verbrauch zu der Höhe geſtiegen und
Verbreitung in der Maſſe gelangt iſt, wie bei uns. Es gilt nu
die Producte ein Paar Jahre, von Meſſe zu Meſſe aushalten, ſo br
ſie des Stoffes wenig und gelten für ſo viel feiner und modiſcher.
Schriftſteller, der auf ſolchen kurzen Ruhm ausgeht, darf nur
Lichtenberg, einiges Moderne leſen und die Geſellſchaften beſ
dann gebe ſich, wenn er nur ein Menſch iſt, wie man ihn in die
haltung braucht, Alles von ſelbſt. Wie leicht iſt es, etwas Lieb
zutreiben für eine Novelle, wenn man ſelbſt in den verliebten
ſteht! Wie leicht, eine Zeit und einen Cirkel abzuſchildern, deſſe
ſchöpf und Angehöriger man iſt! Wie viel Anſteckendes liegt nicht
nur in dem nahen Beiſpiele! Daher war Sachſen, der Sitz
Buchhändels, von jeher der Mittelpunkt dieſer platten Unterhal
ſchreiberei wie des rathloſen Urtheils und des irrenden Geſch
Dort waren gleich unter den erſten unſerer Romanfabrikanten die r
geboren oder wohnhaft: Meißner und Salzmann, Thilo und
Becker, Seidel und Haſe, Schlenkert und G. K. Claudius, La
und Jünger, Heuſinger und Brückner, der altenburger Mülle
Schilling; und welche Reihe wäre es, wenn wir ſie bis in unſere
fortführen wollten. Ganz dieſen epidemiſchen Einwirkungen der S
ſucht muß man auch die Erſcheinung ſo vieler Literaten in Weim
Gotha, und das plötzliche Hervortreten unſerer ſchriftſtelleriſchen
zuſchreiben. Ihre Emancipation lag ohnehin in jener Zeit der
Aufſchüttelung aller Talente nahe genug. Sie ging aber nicht v
Genialitäten aus; ein Mann wie Hippel mußte dieſe Frage an
das Buch der Marie Wolſtoncraft, das die Rettung der Rech
Weibes in der Art predigte, daß das Weib eben ſo wiſſenſchaftli
gymnaſtiſch zu den gleichen Geſchäften und Arbeiten wie der
erzogen werden ſollte, wurde von Salzmann (1793) überſetzt.
jener andern Seite ſtand das Wort Rouſſeau's: Nicht Einem
aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab. Wie S
daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten! ſo daß ſic
ſehr reiche amazoniſche Gruppe aufſtellen läßt, deren Werke ein
artige Bibliothek bilden. Nun vollends haben ſie auch noch ihr e

ıal! Wir Männer ſollten ſolche literariſche Kaffeegeſellſchaften gar
bulden, ſo wenig wie die unfigürlichen. Die Werke der Poeſie ſind
rzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen; der Geiſt der
n nährt ſich nicht an Wiſſenſchaft und Leben; der Mann bereitet
ıus dieſen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß ſchafft;
t auch hier dem mühſeligen Erwerb wo das Weib dem Beſitze und
mpfänglichkeit leben darf. Es iſt nun bloße Zufahrigkeit, daß man
ſugerichtete wieder zurichten, die gerüſtete Tafel umdecken und um-
: will. Denn was hat uns jene ganze Literatur Dauerndes, was
e uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die ſchönen Formen nach-
n, die Materien mußte ſie immer aus dem Stocke der Männer-
tur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das
ı dem Leben ſelbſt die reichen Erfahrungen ſammeln wollte, die nur
ine mittelmäßige Schriftſtellerin, wenn ſie ſelbſtändig ſein ſoll,
g wären? Für die beſcheidenen Anſprüche freilich, die man an die
:e des Tages macht, iſt auch bald geſorgt, ohne daß man ſo große
engungen machen dürfte. Wir in dem einförmigen Geleiſe des Ge-
slebens bedürfen der Erholung, und man darf es am Ende noch
eichen der Bildung und eines beſſern Sinnes anſehen, wenn wir
einer geiſttödtenden Arbeit uns doch noch nach einer geiſtigen Er-
g umſehen. Wir wollen nicht unbillig ſein gegen die Unterhaltungs-
e, deren Nothwendigkeit unwiderſprechlich iſt; wir können nicht die
eligkeiten aus unſerem Leben wegbannen, die uns in der Stunde
uhe keine Anſtrengung geſtatten. Allein ſobald wir, von der Ge-
le der eigentlichen Dichtung ausgehend, den jähen Verfall derſelben
or ihrer Blüte erfahren, ſo werden wir uns kaum des Unmuths
ren, wenn wir auch hier wieder beſtätigt ſehen, was wir von Ur-
g an zu finden meinten, daß das Herabziehen der Literatur in die
: uns an den höchſten Entwickelungen überall gehindert hat. Wer
ziſtoriſch erwägt, der wird zwiſchen dieſer Alltagsliteratur und der
en Dichtung das Verhältniß finden, wie zwiſchen Privatleben und
licher Geſchichte; und ſo natürlich es iſt, daß der Geſchichtſchreiber
nem vorübergeht und es deſto mißmuthiger betrachtet, je mehr die
glichkeiten der Privateriſtenz den Geiſt des öffentlichen Wirkens
t haben, ſo erklärlich iſt es auch, daß wir dieſe Privatpoeſien liegen
, obwohl ſie den Stamm der wahren Dichtung überrankten, daß
Partei nehmen für das Unſterbliche gegen das Ephemere, wie die
ichte überall in der Fülle der Dinge zu thun genöthigt war. Aber
äſthetiſch betrachtend neigen wir uns zu der Strenge des Urtheils,

Kleider-, Feſt- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeſchrieben hätte: wer weiß nicht, daß auch ſelbſt die Chineſen ihre loyalen Romane haben? Gegen dieſe Flüſſigkeit alſo iſt kein Damm erfunden, die Manufakturwaare iſt zu wohlfeil, ſie iſt für den Hausbedarf zu nöthig, als daß irgend ein Zoll könnte beſtimmt werden, den ſie nicht überwände, wenn einmal der geiſtige Verbrauch zu der Höhe geſtiegen und zu der Verbreitung in der Maſſe gelangt iſt, wie bei uns. Es gilt nur, daß die Producte ein Paar Jahre, von Meſſe zu Meſſe aushalten, ſo brauchen ſie des Stoffes wenig und gelten für ſo viel feiner und modiſcher. Ein Schriftſteller, der auf ſolchen kurzen Ruhm ausgeht, darf nur, nach Lichtenberg, einiges Modeme leſen und die Geſellſchaften beſuchen; dann gebe ſich, wenn er nur ein Menſch iſt, wie man ihn in die Haushaltung braucht, Alles von ſelbſt. Wie leicht iſt es, etwas Liebe aufzutreiben für eine Novelle, wenn man ſelbſt in den verliebten Jahren ſteht! Wie leicht, eine Zeit und einen Cirkel abzuſchildern, deſſen Geſchöpf und Angehöriger man iſt! Wie viel Anſteckendes liegt nicht allein nur in dem nahen Beiſpiele! Daher war Sachſen, der Sitz unſers Buchhändels, von jeher der Mittelpunkt dieſer platten Unterhaltungsſchreiberei wie des rathloſen Urtheils und des irrenden Geſchmacks. Dort waren gleich unter den erſten unſerer Romanfabrikanten die meiſten geboren oder wohnhaft: Meißner und Salzmann, Thilo und beide Becker, Seidel und Haſe, Schlenkert und G. K. Claudius, Langbein und Jünger, Heuſinger und Brückner, der altenburger Müller und Schilling; und welche Reihe wäre es, wenn wir ſie bis in unſere Tage fortführen wollten. Ganz dieſen epidemiſchen Einwirkungen der Schreibſucht muß man auch die Erſcheinung ſo vieler Literaten in Weimar und Gotha, und das plötzliche Hervortreten unſerer ſchriftſtelleriſchen Frauen zuſchreiben. Ihre Emancipation lag ohnehin in jener Zeit der wilden Aufſchüttelung aller Talente nahe genug. Sie ging aber nicht von den Genialitäten aus; ein Mann wie Hippel mußte dieſe Frage anregen; das Buch der Marie Wolſtoncraft, das die Rettung der Rechte des Weibes in der Art predigte, daß das Weib eben ſo wiſſenſchaftlich und gymnaſtiſch zu den gleichen Geſchäften und Arbeiten wie der Mann erzogen werden ſollte, wurde von Salzmann (1793) überſetzt. Auf jener andern Seite ſtand das Wort Rouſſeau's: Nicht Einem Weibe, aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab. Wie Schade, daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten! ſo daß ſich eine ſehr reiche amazoniſche Gruppe aufſtellen läßt, deren Werke eine ganz artige Bibliothek bilden. Nun vollends haben ſie auch noch ihr eigenes

Journal! Wir Männer ſollten ſolche literariſche Kaffeegeſellſchaften gar nicht dulden, ſo wenig wie die unfigürlichen. Die Werke der Poeſie ſind ſo vorzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen; der Geiſt der Frauen nährt ſich nicht an Wiſſenſchaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus dieſen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß ſchafft; er lebt auch hier dem mühſeligen Erwerb wo das Weib dem Beſitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es iſt nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüſtete Tafel umdecken und umſtellen will. Denn was hat uns jene ganze Literatur Dauerndes, was hat ſie uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die ſchönen Formen nachahmen, die Materien mußte ſie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das ſich in dem Leben ſelbſt die reichen Erfahrungen ſammeln wollte, die nur für eine mittelmäßige Schriftſtellerin, wenn ſie ſelbſtändig ſein ſoll, nöthig wären? Für die beſcheidenen Anſprüche freilich, die man an die Lektüre des Tages macht, iſt auch bald geſorgt, ohne daß man ſo große Anſtrengungen machen dürfte. Wir in dem einförmigen Geleiſe des Geſchäftslebens bedürfen der Erholung, und man darf es am Ende noch als Zeichen der Bildung und eines beſſern Sinnes anſehen, wenn wir nach einer geiſttödtenden Arbeit uns doch noch nach einer geiſtigen Erholung umſehen. Wir wollen nicht unbillig ſein gegen die Unterhaltungslektüre, deren Nothwendigkeit unwiderſprechlich iſt; wir können nicht die Mühſeligkeiten aus unſerem Leben wegbannen, die uns in der Stunde der Ruhe keine Anſtrengung geſtatten. Allein ſobald wir, von der Geſchichte der eigentlichen Dichtung ausgehend, den jähen Verfall derſelben faſt vor ihrer Blüte erfahren, ſo werden wir uns kaum des Unmuths erwehren, wenn wir auch hier wieder beſtätigt ſehen, was wir von Uranfang an zu finden meinten, daß das Herabziehen der Literatur in die Maſſe uns an den höchſten Entwickelungen überall gehindert hat. Wer dies hiſtoriſch erwägt, der wird zwiſchen dieſer Alltagsliteratur und der höheren Dichtung das Verhältniß finden, wie zwiſchen Privatleben und öffentlicher Geſchichte; und ſo natürlich es iſt, daß der Geſchichtſchreiber an jenem vorübergeht und es deſto mißmuthiger betrachtet, je mehr die Behaglichkeiten der Privateriſtenz den Geiſt des öffentlichen Wirkens erſtickt haben, ſo erklärlich iſt es auch, daß wir dieſe Privatpoeſien liegen laſſen, obwohl ſie den Stamm der wahren Dichtung überrankten, daß wir Partei nehmen für das Unſterbliche gegen das Ephemere, wie die Geſchichte überall in der Fülle der Dinge zu thun genöthigt war. Aber auch äſthetiſch betrachtend neigen wir uns zu der Strenge des Urtheils,

das Schiller über dieſe Art Literatur und literariſche Erholung zu ſprechen pflegte. Denn darin wird er ewig Recht behalten, was er vortrefflich irgendwo geſagt hat: daß nichts die Empfänglichkeit für das wahre Schöne und das einfache Urtheil in äſthetiſchen Dingen ſo abſtumpft, als der Sprung von anſpannender Arbeit zum erſchlaffenden Genuſſe. „Wer durch abſtraktes Denken, ſagt er, in ſich ſelbſt getheilt, durch Geſchäftsformeln eingeengt iſt, der verlangt nach einem ſinnlichen Stoff, um das Spiel der Denkkräfte einzuſtellen. Er will frei ſein, von einer Laſt, die ſeine Thätigkeit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ſeine Thätigkeit hemmte. Darf man ſich alſo über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen wundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, auf eine Erholung nach *ihrem* Bedürfniß und armen Begriffe, und mit Verdruß entdeckten ſie, daß ihnen eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort aber ſind ſie der Laſt des Denkens auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuſſe des Nichts auf dem weichen Polſter der Platitude pflegen.“ Und ſo urtheilte auch Göthe, als ihn die Wucht der literariſchen Maſſen in den 90er Jahren zu drücken begann, und die Maſſe der ſchöngeiſtigen Schriften den Werth der wenigen echten Poeſie weit überdeckte. Als ſich daher die beiden großen Dichter näher kamen, zeigte ſich die unerwartete Gleichartigkeit und Harmonie ihres Beſtrebens in nichts ſo ſehr, als in dem Unmuthe über dieſen Zuſtand unſerer Literatur, wo die unmündige Menge nicht in der Blume, ſondern im reichlichen Laubwerk die Blüte ſuchte, und ihr gemeinſamer Groll ſtrömte in die Xenien aus. Stoß und Gegenſtoß drückte nichts anders aus, als die Begegnung der Mittelmäßigkeit mit der wahren Größe. Es iſt Zeit, daß wir uns wieder nach unſern Lieblingen umſehen, um zu beobachten, wie ſie ſich unter der Ungunſt der Zeiten geberden, wie ſie ſich einzeln durchſchlagen und im rechten Augenblicke zuſammentreffen, um Einer dem Andern Troſt und Stütze zu werden.

XIII.

Schiller und Göthe.

1. Geſchichte und Politik. (Göthe.)

Die Regeneration unſerer Literatur verbreitete ſich, wie wir ſahen, er alle Wiſſenſchaften und in alle Zweige. Sie hatte nun die Poeſie ändert, und einen gereinigten äſthetiſchen Sinn geweckt, ſie hatte die heologie ergriffen und neue religiöſe Geſinnungen erregt, ſie hatte die chule umgeſchaffen und neue Grundſätze der Erziehung und des natür- heren Unterrichts ausgebreitet; bald lebte auch die Philoſophie auf ıd erſchütterte in gewiſſen Kreiſen die alten Lebensrichtungen und in n Wiſſenſchaften den geiſtloſen Betrieb der frühern Zeit mit großer ewalt. Auch in der Geſchichtſchreibung finden ſich die allgemeinen ichen einer neuen Belebung wieder, und eine ganz eigenthümliche Fort- irkung auf die lebendige Seite dieſer Wiſſenſchaft, die politiſchen Ge- mungen, läßt ſich auch hier wahrnehmen. Nur drang hier vorerſt eder das wiſſenſchaftliche Intereſſe und die allgemeine Theilnahme be- nders tief in die Nation ein, noch auch bildete ſich ein politiſches Ur- eil, das den übrigen gewonnenen Einſichten irgend gleichgeſtanden ätte. Dies lag natürlich darin, daß wir keinen Staat bildeten, keine olitik hatten, kein großes Vaterland kannten, kein öffentliches Leben faßen, was auf die Geſtaltung unſerer Geſchichtſchreibung hätte wirken nnen; ſie wirkte daher auch nicht auf Staat und Leben zurück, ſie ent- and aus dem Buche, und zog ſich mit ihren Ergebniſſen wieder nach n Gelehrten hin, wo ſie theoretiſche Grillen genug ausbrütete, während e keinen praktiſchen Sinn in den Männern der Welt und des Staates eweckt hatte. Als daher die franzöſiſche Revolution ausbrach, ein reigniß, das in einem ſtaatsſinnigen Volke die Geſchichtſchreibung ätte zur höchſten Blüte treiben können, ſo ward bei uns die kaum ge- oreine Kunſt dadurch eingeſchüchtert und unterbrochen, und als der erſte chuß unſerer Hiſtoriker, die Generation von Müller und Spittler orüber war, begann mit den Quellenforſchern um Schloſſer und Nie- uhr herum die Wiſſenſchaft gleichſam wieder von vorn. Im Politiſchen ber herrſchte nicht allein unter den Männern des Buches, ſondern auch nter den leitenden Staatsmännern jene Rathloſigkeit, deren ſchreckliche

Folgen das arme Vaterland mit seinem Schaden und seiner Schande tragen mußte, und noch als die Herstellung der deutschen Freiheit erkämpft war, und die Adam Müller und Görres als politische Stimmen gehört wurden und von Politikern wie Gentz erst abgeschüttelt werden mußten, zeigte sich das ungeheure Mißverhältniß zwischen romantischem Enthusiasmus und philosophischem Abstraktionsvermögen, den Eigenschaften, zu denen das nur geistige Leben den Deutschen geschult hatte, und der gesunden angewandten Urtheilskraft übergegebene wirkliche Verhältnisse, die so große und gewaltige Erschütterungen unserer ganzen Existenz kaum bei uns wecken konnten!

Unsere Geschichtschreibung verrieth nicht allein in ihren Zuständen unter dem alten Regime, sondern auch seit den Neuerungen Herder's, daß sie in keiner Weise aus dem Leben selbst und aus naheliegenden politischen Anschauungen und Erfahrungen herauswuchs. Vor den 80er Jahren, wo überhaupt erst das neue Leben die Wissenschaften erreichte, drehte sie sich nur um Sammelwerke herum und begnügte sich mit einer planen Vergleichung der Quellen. Die breiten quellenmäßigen Werke der Mascow und Bünau, der Wenck und Sattler, sowie selbst die formeller verarbeiteten jener Männer, die um die baumgarten'sche Allgemeine Weltgeschichte gruppirt sind, konnten kein allgemeineres Interesse fesseln, und den Unmuth, den ein heller Kopf diesen gestalt- und farblosen Arbeiten gegenüber empfinden mußte, sprach Lessing gelegentlich bei Beurtheilung eines Werkes dieses Schlages von Gebauer aus. Einzelne Männer, die als Namen von Bedeutung unter diesen veralteten Historikern hervorsehen, waren zwar den Bewegungen des neuen Lebens in Deutschland und sogar den politischen Zuständen nicht fremd. Wer weiß nicht, wie einflußreich Schlözer geworden ist durch die statistischen Kenntnisse, die er in seinem Briefwechsel verbreitete, durch die Aufdeckung so vieler Mißstände und Bedrückungen, die er darin rügte; wie sehr er sich der Freiheit seines Aufenthaltes bediente, um aufs freimüthigste die politischen Reformationsideen auszusprechen, die ohnehin in der Mitte von Friedrich II. und Joseph zu fassen einmal in Deutschland erlaubt war; und wie sich dagegen auch der Obskurantismus wider seine Staatsanzeigen (seit 1782) rüstete, so daß er sich doch die gehässigen Nachrichten über deutsche Lande und Leute bald verbitten mußte, wenn nicht die Einsender die Gefahr mit ihm theilen wollten. Wer weiß ferner nicht, wie Meiners sich in seinen historischen Untersuchungen von dem Stande der neuen Aufklärung in Deutschland leiten ließ, wie er die Kultur der Völker erforschte, die Natur der Zeiten zu vergleichen, den

Gang der Wiſſenſchaften zu verfolgen ſuchte. Und dennoch, wie ſehr fehlte dieſen Männern nur die Gabe, den Zeitaltern und der Nationalität ihr Recht zu thun, eine Eigenſchaft, ohne die keine Geſchichtſchreibung denkbar iſt. Was konnte das für ein Hiſtoriker ſein, der die Atheniſchen Könige mit Kaziken verglich, die helleniſchen Stämme ein Packvolk nannte wie weiland polniſche Konföderirte, und der die Franzoſen für das erſte Volk des Univerſums erklärte? Und wie ſollte Meiners zu einem unbefangenen Blicke kommen, der die kaukaſiſchen und mongoliſchen Stämme wie das gute und böſe Princip auseinander hielt, der von den Vorzügen der europäiſchen Welt ſo überzeugt war, wie Schlözer von denen der modernen, und der aus allen fremden Stämmen, wie Schlözer aus den Alten, Karrikaturen machte und ihnen Werth und Geltung abſprach! Gegen dieſe franzöſiſchen Befangenheiten war derſelbe Sturm nöthig, der gegen den galliſchen Geſchmack in der Poeſie ankämpfen mußte, und Herder war der Mann, der in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte, und in dem Schriftchen, das dieſe voraus ankündigte, dieſe voltaire'ſche Manier der Geſchichtbetrachtung brach und eine gewaltige Ausſicht auf eine reizendere und geiſtvollere Behandlung der Geſchichte öffnete. Auch in dieſem Gebiete ſtach ſein Talent der Auffaſſung fremden Volksgeiſtes ſo ſehr hervor! Wie ſtachen z. B. gegen die franzöſiſchen und franzöſirenden Urtheile gleich jene Gemälde der chineſiſchen und indiſchen Zuſtände ab, die ſo ſehr aus deutſcher Auffaſſung entworfen ſind, daß in den ganz verſchiedenen Werken Schlegel's, Schloſſer's und Hegel's dennoch der Geſammteindruck, und das allgemeine Urtheil über dieſe ſelben Gegenſtände mit den Umriſſen von Herder nicht in Widerſpruch ſtehen. Wie charakteriſtiſch war es aber wieder, daß die deutſche Geſchichtſchreibung nicht durch ein hiſtoriſches Werk, ſondern durch ein geſchichtphiloſophiſches reformirt werden ſollte! durch ein Werk, das über und über von phyſikaliſchen Elementen gefüllt iſt und eben ſo gut als ein reformatoriſches Ferment in der deutſchen Naturkunde angeſehen werden darf; das nicht von den kühnen Betrachtern der moraliſchen Welt, wie Macchiavelli oder nur Montesquieu, angeregt war, ſondern von Buffon und deſſen phantaſievollen Konſtruktionen der Natur; das da, wo es auf eigentlichem hiſtoriſchem Boden anlangte, ſogleich aufhört, und, wie es wieder bei Schlegel und Hegel geblieben iſt, je weiter es in die neue Zeit rückte, und je mehr es die Entwickelungsgeſetze des Staates und einer verwickelteren Menſchheit darſtellen ſollte und politiſcher Einſicht bedürfte, deſto dürftiger wird! durch ein Werk endlich, das nicht von einem Hiſtoriker von Beruf ausging, ſondern von

einem Theologen! Denn auch dies ist ganz bedeutsam, daß unsere Geschichtschreibung in ihren ersten bessern Leistungen sich gern an die Theologie anschloß. Unter all den älteren stoffartigen Werken hat doch keines Schröckh's Kirchengeschichte übertreffen können. Das erste Geschichtbuch, das sich über den Wust der Materien mit Beibehaltung derselben zu einem pragmatischen Urtheile erhebt, war Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, eines Theologen; sie regte Spittler'n an, der in dem Gebiete der Kirchengeschichte das Erste und mit das Vortrefflichste geleistet hat; selbst Johannes Müller war im Anfang in einer lessingischen Periode, verbündet mit Nicolai, ganz aufs Theologische gerichtet; und später ging Schlosser, ein Theologe, von der Kirchengeschichte zur politischen über. Man sieht wohl, wie nöthig es war, daß wir den religiösen Verhältnissen in Deutschland vorzügliche Achtsamkeit schenkten, weil noch das religiöse Element ein Haupttriebwerk in dem Gange der Civilisation ausmachte, sowie denn von dem ganz im Geiste lebenden Volke auch keine politische Geschichte geschrieben werden könnte, die nicht überall auf die Einwirkungen des Geistes in den letzten Jahrzehenten der Poesie und Wissenschaften, stoßen würde. So zeigt sich auch darin die ganz literarische Anlehnung unserer Geschichtschreibung, daß jeder bedeutende Mann in diesem Fache sich damals an einen Dichter anhält, die Tendenzen eines poetischen oder doch sonst literarischen Vorgängers in der Geschichte fortsetzt. So ward Joh. v. Müller in seinen wechselnden Launen, in seinen historischen Enthusiasmen ganz ein Kind der Genialitätszeit, und ihn bestimmten die Einflüsse Herder's; Spittler stand, ihm feindlich, auf der entgegengesetzten Seite des Pragmatismus, und pflanzte Lessing's Geist in das historische Gebiet über; so lehnte sich Heeren an Heyne, und Niebuhr an Voß; Schiller machte den Uebergang zur Geschichte selbst, und ihm entspricht mehr ein praktischer Politiker, W. von Humboldt, sowie Gentz den Romantikern, die übrigens in Woltmann auch ihren Geschichtschreiber haben; nur Göthe fand, wie es natürlich ist, keinen historischen Anhänger, weil seine Unempfänglichkeit für Geschichte und Politik nach dieser Seite hin keinen Anstoß geben konnte. Als in jenen fruchtreichen Jahren unserer Literatur die Geschichtschreiber auftraten, die eigentlich erst den Namen verdienten, weil sie sich der politischen Historie widmeten und in der politischen Atmosphäre der Zeit zu leben begannen, da zeigte sich selbst in *ihren* Verhältnissen zur Politik auf ganz verschiedene Weise, wie wenig dies selbst bei *ihnen* ein gewohntes Element war, in dem sie sich behaglich und heimisch gefühlt hätten. Ein patriotisches Werk,

das ſich Müller's Schweizergeſchichte (1786) vergliche, hätte in dem eigentlichen Deutſchland nur in engern Bezirken (wie Möſer's osnabr. Geſchichte) entſtehen können, wie es auch nur in der Schweiz volksthümlich werden konnte; auch dieſes Werk aber ſchien in jener Manier, wie es kleinlichen Stoff und eine affektirt gehobene Darſtellung unverſöhnt vereinigt, immer einen Zwang anzudeuten, den uns die Geſchichtſchreibung noch auflegte. Wie Müller als Geſchichtſchreiber glänzte, ſo auch als Politiker; noch der neulich veröffentlichte Briefwechſel verräth es überall, wie man ihn lange Zeit als den Mittelpunkt politiſcher Weisheit allgemein betrachtet habe. Und doch iſt es bekannt, wie zweideutig ſein politiſcher Charakter in den Stürmen der Zeit erſchien; es iſt bekannt, wie ſeine politiſche Einſicht ſich über ſein Volk und Vaterland täuſchte, und wie er, unfähig, die Ereigniſſe der wirkenden Welt zu ertragen, am gebrochenen Herzen ſtarb, ein Fall, der ſich in einem andern Hiſtoriker, in Niebuhr, ſpäter wiederholte. Wieder anders war es bei Spittler. Ein ſo entſchiedenes hiſtoriſches Talent wird überhaupt ſelten geboren. Aber die pragmatiſche Kürze, mit der er die Geſchichten von Würtemberg (1783) und Hannover (1786) behandelte, und, von den großen Bewegungen in Frankreich aufgemuntert, nicht eingeſchüchtert, die europäiſchen Staatengeſchichten (1793) entwarf, war wieder nicht geeignet, in weiten Kreiſen Theilnahme zu erregen, ſo werthvoll ſie auch dem Kenner iſt. Im perſönlichen Wirkungskreiſe als Lehrer muß Spittler mehr als Einer dazu berufen geweſen ſein, geſchichtlichen und politiſchen Sinn zu wecken; allein er ward bald dieſem Berufe und der Wiſſenſchaft entzogen, er ward in den praktiſchen Staatsdienſt gerufen, und hier hielt er leider auch nicht die Probe. Von Woltmann dürfen wir kaum reden. Er ſchwang ſich in dem anmaßenden Dünkel der romantiſchen Schule über Alle hinweg, er ſah ſich wohl ſchon im Mittelpunkte einer jungen Geſchichtſchule; und doch war er nur ein hiſtoriſcher Phantaſt, der die Gegenſtände der Wirklichkeit mit idealem Maßſtabe richtete, und nur ein ganz abhängiger Geiſt, der unentſchieden bald zu Müller's und Tacitus' Fahne ſchwur, bald Spittler's meiſterhafte Winke paraphraſirte.

Wir zwingen uns in dieſem Gebiete um ſo mehr zur Kürze und blos andeutenden Winken, als es uns hier am meiſten verführen könnte weitläufig zu werden. Nur über Schiller's geſchichtliche Werke wollen wir einige Bemerkungen noch beifügen, weil ſie uns wegen des Mannes ſowohl, als wegen ihres Verhältniſſes zu ſeiner Poeſie näher liegen. Bei den angegebenen Verhältniſſen würde es uns nicht wundern, wenn Schiller des politiſch hiſtoriſchen Intereſſes ſo wenig gehabt hätte wie

Göthe. Allein in seiner Natur lag, wie wir früher schon andeuteten, der Fortschritt aus der ästhetischen in die historische und philosophische Welt vorgeschrieben; es lag in ihr der Sinn für das große öffentliche Leben vielleicht mehr, als Schiller selbst wußte, mehr, als er in manchem unserer Historiker lag. Ein Zeugniß sind seine dramatischen Werke, die früh und spät nach einem historischen Boden und großen Verhältnissen streben; ein Zeugniß seine Neigungen zu epischen Versuchen, und seine geschichtlichen Neigungen überhaupt, die weit über seine geschriebenen Werke hinausgingen: er trug sich mit dem Gedanken zu einem deutschen Plutarch, und wollte im Alter, wenn die Jugendkräfte des Dichters schwänden, eine Geschichte von Rom schreiben. Die großen politischen Begebenheiten, die er erlebte, weit entfernt, ihn einzuschrecken und zu verwirren wie Göthe'n, steigerten ihn; er hatte Lust, sich in die französischen Verhältnisse einzumischen und eine Vertheidigung des unglücklichen Königs zu schreiben; in seine Dramen strömte der Geist der Zeit, dem Dichter unbewußt, mit belebender Wärme ein, und er warf den Ereignissen des Tages das Aehnliche aus der Vergangenheit wie einen Spiegel entgegen. Wie wenig er der Meinung war, die Nation blos auf der literarischen Stufe der Bildung zu halten, werden wir unten aus seinen Briefen über ästhetische Erziehung erfahren; und in der That hat auch kein Mann in Deutschland so viel politischen und patriotischen Sinn geweckt wie Er. Wem diese Züge aus dem ganzen Wesen und Wirken Schiller's nicht deutlich genug reden, dem lassen sich unmittelbare einzelne Aeußerungen anführen, die zugleich seine Achtung vor dem Gebiete der handelnden Welt ausdrücken und die Ursache angeben, warum er dennoch in seinen historischen Schriften darin so wenig heimisch erscheint. Er schrieb an seinen jungen Freund v. Wolzogen nach Paris: Wer Sinn und Lust habe für die große Welt, der müsse sich in diesem weiten Elemente gefallen. „Wie klein, fährt er fort, und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhätnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und die Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail mit diesem Rückblicke auf das große Ganze zu denken, oder mit philosophischem Geiste zu sehen. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein. Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselschale, woraus ich

ıchte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag,
ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpekt vor dieſem
drängenden Menſchenocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner
ußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt
geübt, nicht entwickelt!“ Wenn er in dieſer Stelle dem
ı der Menſchheit und der handelnden Welt ſo nahe zu ſein ſcheint,
:rnt er ſich wieder in einer andern davon, die um dieſelbe Zeit ge-
:n iſt, und zieht ſich beſtimmter und mit entſchiedener Achtung
:m menſchlichen Individuum hin. „Ich glaube, ſchreibt er, daß
ızelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt als die
Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte.
ößte Staat iſt Menſchenwerk (Wie?); der Menſch iſt ein Werk
erreichbar großen Natur! (die aber doch in dem bewußtloſen
die größten Urbilder des Staates auch geſchaffen hat?) Der
iſt ein Geſchöpf des Zufalls (Wie!), aber der Menſch iſt ein noth-
es Weſen; und durch was iſt ſonſt der Staat groß und ehrwürdig,
rch die Kräfte ſeiner Individuen? (und wodurch auf der andern
)as Individuum erſt ſeiner vollen Kräfte ſicher als im Staate?)
taat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedanken-
aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer
dankens“ (den ihm doch nur die Idee der Naturbildung entgegen-
ı konnte, die vor dem erwachten Bewußtſein der Völker ihren
immt ohne den Gedanken des Menſchen, und nach demſelben
hm). Man ſieht wohl, wie dieſe Sätze die Unübung jenes hiſto-
Sinnes ſo belegen, wie die vorher angeführten den Beſitz dieſes
ı. Man ſieht auch, daß ſie die Anſicht eines pragmatiſchen Be-
s der Geſchichte verrathen, als welcher auch Schiller in ſeinen
htswerken erſcheint, wenn man durch ihre Reflexionen und das
der Rhetorik auf den Kern durchdringt. Das dramatiſche Ver-
das den Menſchen einzeln heraushebt, ihn zu ſeines Glückes und
kes Herrn macht, und zu ſeinen Handlungen die pſychologiſchen
n in ihm ſelbſt ſucht, war Schiller nicht allein als Dichter ver-
uf die Geſchichte überzutragen, ſondern auch durch ſo viele Muſter
Geſchichtſchreibung ſelbſt. Wie er in ſeinen Dramen einzelne
ıde Punkte aus der Geſchichte der Völker heraushob und in ſich
)ete und geſtaltete, ſo that er in ſeiner Geſchichte des Abfalls der
:ande (1788) und des 30jährigen Kriegs (1790), die faſt nur als
ıgniß wichtig ſind, wie ernſt es Schiller mit den Vorarbeiten für
ioeſie nahm. Weder den ſichern Blick in den großen Zuſammenhang

der Weltbegebenheiten wird man darin entdecken, noch auch den ein
Stoff, aus dem man eine geſchilderte Zeit erſt kennen lernt. Se
es iſt, was W. Humboldt bei Gelegenheit dieſer ſchiller'ſchen We
ſagt hat, daß es um den Hiſtoriker ſchlecht beſtellt ſein möchte, der
von poetiſchen und philoſophiſchen Gaben mitbringt, ſo iſt es de
wiß eben ſo mißlich um jenen, der mehr von dieſen als von eig
hiſtoriſchem Talente beſitzt. Richtig verſtanden, iſt es gewiß richti
der Hiſtoriker den geſammelten Stoff mit freier Hand erſt in ſic
bauen und zur Geſchichte geſtalten müſſe; aber wer dabei nic
äußerſte Ehrfurcht vor der Materie, nicht den vollkommenſten Si
das einzelne Thatſächliche, wer nicht die Gabe hat, die aus dieſe
fundene Idee wieder auf eine weite Strecke durch die kleinſten
heiten zurückzuverfolgen, und, wenn er ſich auf das Nothwen
beſchränkt, nicht überall verräth, daß er ſich nicht aus Armuth u
zwungen, ſondern trotz der Fülle und freiwillig beſchränkt, der muß
wendig den Zweck und den Vortrag der Geſchichte gleich verfehlen.
Hiſtorie hat ſo gut wie Philoſophie und Poeſie ihren eignen Sti
ſoll aus einem Reichthum faktiſcher Anſchauungen reden, und wird
gewiß am ſpäteſten auf jene redneriſche Ausſtattung fallen, die das
ſächliche ſo nur in Bauſch und Bogen behandelt [77]). Der Beifall
Schiller's hiſtoriſche Schriften lange gefunden haben und zum
noch finden, belegt es nur aufs neue, wie urtheilslos das Public
ſolchen Dingen iſt. Baggeſen meinte, Schiller ſei Deutſchlands
ja vielleicht aller künftigen erſter Geſchichtſchreiber. Sachverſtä
wie Niebuhr, haben ſich über die Richtigkeit ſeiner Geſchichten ſchon
los ausgeſprochen, und wir würden dies Urtheil hier wiederholen,
nicht Schiller ſelbſt eben ſo ſtreng darüber geurtheilt hätte, und we
nicht überall eine Pflicht der Gerechtigkeit wäre, treffenden Tade
zunächſt zu ſuchen, wo er zugleich ein löbliches Zeugniß der S
erkenntniß iſt. Schiller war zur Geſchichte aus innerer Neigung
aus poetiſchem Bedürfniß gekommen; zum Lehrer und Schriftſteller
er in dieſem Gebiete aus materiellem Bedürfniß, und weil ihn die
feſſur der Geſchichte in Jena (1789) überfiel, wie Göthe'n das M
rium. Er wußte wohl, daß mancher ſeiner Zühörer mehr Geſc
verſtehen konnte als er, und daß er die mangelnden Kenntniſſe mi

77) „Ein guter Kopf wendet deſto mehr Kunſt an, je weniger Data ihm vor
Er wählt gleichſam, ſeine Herrſchaft zu zeigen, ſich aus den vorliegenden Datis
Günſtlinge aus, die ihm ſchmeicheln, er verſteht die übrigen ſo zu ordnen, wie
nicht widerſprechen, die feindſeligen zu verwickeln und zu umſpinnen u. ſ. w.“

neriſchen Künſten verſteckte. Er ſchrieb es ſelbſt, daß er eine ſchlechte Quelle für den künftigen Geſchichtsforſcher ſein würde, der das Unglück hätte, ſich an ihn zu wenden. „Die Geſchichte, ſagt er, iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.“ Zwar war es ihm unterweilen Ernſt, ſich zum erſten Geſchichtſchreiber Deutſchlands zu bilden. Das Praktiſche, das Nützliche trat in ſeinem Ideenkreiſe um die Jahre 1788—90 neben das Schöne, ja darüber hinaus; er wollte das Thema behandeln, welche Thätigkeit bei gleichen Kräften die vorzüglichere ſei, die politiſche oder die ideale; er gefiel ſich in dem weiten Felde der Geſchichte immer mehr, und glaubte, daß er bei ſteigender Luſt am Ende dem Publiciſten näher als dem Dichter, Montesquieu näher als Sophokles ſei; ja es ging ihm der Geſchichtſchreibung gegenüber wie Göthen vor dem Ruhme Büffons und Linné's: Die Verehrung, die man einem großen Geſchichtſchreiber zollt, ſchien ihm mehr zu zeigen, als die Bewunderung, die der Dichter empfängt. Allein trotz alle dem war die Geſchichte für ihn doch immer weſentlich im Dienſte der Dichtung. Schon die Schule, die er machte, war nicht darnach, daß er wirklich die Größe, die ihm ahnte, in dieſes Fach hätte tragen können. Er hatte Voltaire's geſchichtliche Arbeiten geleſen und bewundert. Jener Robinſonadencharakter, den der Franzoſe ſeiner Geſchichte Karl's XII. gegeben, reizte ihn. Er kam mit dem Sinn zu formen an die Geſchichte, eh er ihren Inhalt nur von fern kannte. — Es lauerte der Dichter zu mächtig im Hintergrunde, als daß es ihm ein tiefer Ernſt hätte ſein können mit ſeiner Geſchichtſchreibung. Indem er ſich das Ideal ausmalt, Geſchichte mit dichteriſchem Geiſte zu ſchreiben, iſt ihm auch das ſchon genug, wenn er „die Leute nur glauben machen könne,“ dies gethan zu haben. Nichts Charakteriſtiſcheres konnte man von ſeinen beiden Geſchichtswerken ſagen. Es iſt ihm wirklich eine Zeit lang gelungen, die Welt glauben zu machen, daß das Geſchichte, und zwar mit dichteriſchem und philoſophiſchem Geiſte geſchriebene Geſchichte wäre. Er ſelbſt glaubte es nicht. Er wußte bald, daß die Arbeit in der Geſchichte ihm größere Dienſte geleiſtet habe, als Er der Geſchichte. Sie ward eine Uebung und Stärkung ſeines Geiſtes, und ſeine ſpäteren dichteriſchen Werke bezeugen es überall, wie groß er durch ſie gewachſen iſt.

Das Wohlgefallen an ſolchen Geſchichtswerken wie Schiller's hängt ganz eng mit unſerer philoſophiſchen Neigung zuſammen, uns in aller Wiſſenſchaft vom Anfang ſogleich nach dem Ende zu ſchwingen, die läſtige Breite des Materials in der Mitte zu überſpringen, uns ſogleich

zu den Reſultaten zu erheben. So hatten wir eine Naturphiloſoph
Naturerkenntniß, und eine Geſchichtsphiloſophie, ehe nur Ein bed
des hiſtoriſches Werk da war; ſo hatten wir auch gewiſſe, pol
philoſophiſche Maximen in einer Art volksmäßiger Verbreitung, el
im geringſten eine Spur von politiſchem Urtheile zeigte. Herde
auch hier wieder mit ſeinen Ideen über die Philoſophie der Geſ
und mit ſonſt ausgeſprochenen Anſichten als ein Mittelpunkt da, u
wir leicht die intereſſanten Notizen fügen können, die uns einen B
die herrſchende politiſch-hiſtoriſche Philoſophie des Zeitalters öffne
deren praktiſcher Natur wir ſogleich wieder die Einwirkung der relig
der poetiſchen, der philiſophiſchen Bildung, nirgends die einer prakt
Erfahrung finden werden. Wir wollen über die Philoſophie de
ſchichte und im Beſondern über Herder's Ideen nicht von wiſſenſ
licher Seite reden; ſondern uns hier nur an dem halten, was a
wiſſenſchaftlichen Theorie in die geſellſchaftliche überging, wie wir
dem theologiſchen Gebiete gethan haben. Herder hat in verſchie
Schriftchen auch außer den Ideen einzelne Fragen, Probleme un
ſentliche Beſtandtheile einer Geſchichtsphiloſophie mit ſeiner ei
Witterungsgabe berührt, ohne übrigens zu ihrer Löſung beizutr
Er wußte es ſelbſt ſo genau und gut, daß unſere Aufmerkſamkei
moraliſche Dinge blöder ſei, als auf phyſiſche; wir ſuchen die G
des flüchtigen Schalls und des Lichtes auf, die aber der feinſten, ſc
ſten, wirkſamſten Kräfte in dem Reiche des Menſchengetriebes ſuche
weniger eifrig. Auf dieſe Art entgehen uns die Grundlagen zu
eigentlichen Philoſophie der Geſchichte, die auch mißlicher zu lehr
als irgend ein anderes Syſtem der Philoſophie, weil die Geſetz
Entwickelung, ſobald wir ſie feſtzubannen ſuchen, der menſch
Freiheit einen Zwang anzuthun ſcheinen, der uns empört. Wer
Geſetze nur in jener Allgemeinheit angäbe, in der ſie ſelbſt dem
geläufig ſind, den würde man der Plattheit zeihen; wer ſie weite
folgte, ja nur in ihren Folgerungen anwendete, der würde gleic
Welt wider ſich haben: denn es würde Hochverrath an der Freihe
Lebens ſcheinen, dem Leben ſeinen gemeſſenen Gang vorſchreib
wollen. Wer ſich täuſchungslos dem Geſchäfte hingäbe, die Ordn
des moraliſchen Weltlaufs zu gewinnen, und ſchonungslos das a
betriebe, ſie auszuſprechen und zu lehren, der würde ſehr bald all
müthlichen und Schwachmüthigen erſchüttern und bekümmern; wer
ſelbſt betrügend oder Andere, den mildernden Schleier vorzöge, der n
wieder dem Kenner nicht genugthun. Herder mochte die Eine

Mißlichkeiten empfinden, die andere empfand er nicht. Er regte vielfach nur an, und in die Labyrinthe der Folgerichtigkeit geführt, ließ er fallen, was ihn zu weit zu führen drohte. So hatte er in dem Auch eine Philoſophie die phyſiologiſchen Geſetze des Völkerlebens angedeutet, und in den Ideen zog er ſie ſogleich zurück, weil ſie Anſtoß erregt hatten. Er beſprach (1795 in den Horen) das „eigene Schickſal," die natürliche Rückwirkung unſerer Handlungen und unſeres Charakters auf unſere Verhältniſſe und Schickſale; allein die geſchichtliche Frage verſchwindet uns unter den Augen, es wird an der wiſſenſchaftlichen Löſung verzagt, und eine moraliſche Nutzanwendung tritt an die Stelle. So ſind in Titan und Aurora (1792) Gedanken über die Ueberlebung, über Revolutionen u. A. niedergelegt, immer nur anregend, nicht erſchöpfend. In den Ideen ſelbſt iſt nicht die Ordnung der Zeiten ſowohl, wie es ſollte, der Gegenſtand des Philoſophirens, ſondern es bildet das Verhältniß des Ortes, der Heimath der Menſchheit zu dem All, einen Hauptpunkt der Unterſuchung; die Vorſehung und ihr Plan wird nachgewieſen in dem ruhenden menſchlichen Geſchöpfe, nicht in dem in Entwickelung begriffenen. Das Werk holt ungeheuer aus und umſpannt den Himmel und die ganze Natur, um zuletzt mehr eine Frage der Moral und Humanität als eine geſchichtliche Aufgabe zu löſen. Ueberall führt den Verfaſſer ſein Weg nicht zu hiſtoriſchen, ſondern zu religiöſen Wahrheiten. Wir ſuchen in der Religion die Berechtigung des empfindenden Lebens, in der Kunſt die des vorſtellenden, in der Philoſophie die des denkenden, in der Geſchichte die des handelnden Lebens. Wer hier die Planmäßigkeit in dem Gange der Dinge darlegte, der gäbe dem praktiſchen Leben des Individuums eine Weihe, die in unſeren Augen nur das Leben des Schriftſtellers hat; denn wir wollen unſere Unſterblichkeit durchaus ſchwarz auf weiß vor uns ſehen. Aber Herder'n fehlte der Sinn für das handelnde Leben und die politiſche Geſchichte ſo ſehr, daß er von dem Heldenthume noch ſpricht, wie unſere Magiſter des 17. Jahrhs., daß ihm ein Weltentdecker wie ein Straßenräuber iſt, daß ihn St. Pierre und der ewige Frieden mehr feſſelt als Napoleon; es entgeht ihm der Sinn für Vaterland, Staat und Nationalität. Es iſt ihm traurig, daß das menſchliche Geſchlecht nie weniger liebenswerth erſcheine, als wenn es nationenweiſe auf einander wirkt; als ob die Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit der Maßſtab des Werthes der Weltbegebenheiten ſei! So kommt es denn auch, daß das endliche Ergebniß, wenn wir nach Zweck und Ziel der Geſchichte fragen, bei Herder ein religiöſes, ein humanes, kein hiſtoriſches iſt. Er wirft ſich in den Humanitätsbriefen die Zweifel entgegen:

ob nicht die ganze Idee der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts, wie Lessing meinte, ein Traum und ein heilsame Trug sei, da doch Alles wächst, kulminirt und zurückgeht? Das Ein Wort: Humanität meint er, beantworte diese Zweifel. Der Mensch sol sein Wesen entwickeln und sich zur Humanität bilden; für sich allein kann er dies nicht; seine Fähigkeiten fallen immer seinem Geschlechte anheim, und so bleibe das Fortschreiten unbeschränkt. Die Linie aber müsse man sich nicht gerade und einförmig, sondern nach allen Richtungen vorstellen, unter einer Theilnahme aller Nationen. Denn ein Konflikt aller Völker der Erde lasse sich wohl denken, der Grund sei dazu schon in dem Christenthum gelegt, das ganz Humanität ist. Der Staat muß Politik und Moral verschmelzen, er soll Auge der allgemeinen Vernunft, Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte sein, und so jede bessernde Stimme hören und alle verschiedenen Sinnesarten zum Wohle des Ganzen wirken machen. Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der einfachste, größte; er erstreckt sich über alle Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgang und Streben, die Perfektibilität ist also keine Täuschung.

So zu argumentiren, heißt nun freilich eine Festung stürmen, ohne das Geschütz zu sehen, das auf allen Flanken droht. Allein damals argumentirten Viele so, und das System des Weltbürgerthums wurzelte sich so tief in die Nation ein, daß noch heute diese politische Universalität, auch nachdem sie seit den Befreiungsjahren ein vaterländisches Gegengewicht erhielt, einen Hauptgrundsatz in dem Gedankensysteme des Deutschen bildet. Die verschiedensten Menschen waren hierin einig, die praktischen und die unpraktischen, die Nüchternen und die Schwärmer. Der klopstock'sche Patriotismus ward ganz zur Seite geschoben, seine eigene Schule in Göttingen besaß ihn zum Theil nicht mehr; wie bald waren die Abbt und Zimmermann, die Moser und Iselin, die ihre patriotischen Träume ausgesprochen hatten, veraltete Schriftsteller! Herder in seinen Gedichten sang gegen Klopstock Gedichte *wider* Deutschlands Ehre; es war ihm gleich, ob aus Deutschland die Politik verbannt sei, wenn nur nicht die Menschlichkeit. Er sah Klopstock's Vaterlandsliebe für ein Wahnbild an, und wünschte ihm nur, daß es ihn niemals enttäuschen möge. Lessing verwarf zwar das Festhängen an dem Boden der Geburt; aber jener Ausspruch, der deutsche Nationalcharakter sei, keinen haben zu wollen, war doch wie ein bitterer Vorwurf in die Mitte der Nation geschleudert in einem Augenblicke, als er die Nachtheile dieser nationalen Farblosigkeit hatte fühlen lernen; die Nation hob diesen Vorwurf aber

als einen Lobſpruch auf. Er war wie ein Signal; ſeitdem koſtete es Schiller, Göthe und keinem Schriftſteller wes Namens das Geringſte, das Bitterſte über den antiken Patriotismus, und alles Glänzende über das deutſche Weltbürgerthum zu ſagen. Wir dürfen nicht leugnen, daß in dem deutſchen Nationalcharakter das menſchenliebende und menſchenachtende Gemüth gelegen iſt, das ſich über die Vorurtheile der Scholle emporhebt, das zum Nationalhaß zu gutmüthig iſt, das ſich mit jeder Sitte verträgt und den Beſitz jeder fremden Sprache als einen Gewinn und eine Ehre anſieht. Aber vergeſſen wir nur nicht, daß dabei auch eben ſo viele Geſchmeidigkeit und Nachäfferei im Spiele iſt, und daß es im Zuſammenſtoßen der Völker im öffentlichen Leben nichts Schädlicheres gibt, als die Vertrautheit mit dem Gegner und die Nachgiebigkeit gegen ſeine Sitte, die Abhängigkeit von ſeinen Produkten und ſeinem Geiſte im Privatleben, vollends wenn dies Alles einſeitig iſt. Wir wiſſen den Kosmopolitismus zu ſchätzen, wenn er ſich als Wächter der Menſchenrechte, als Schutz der höchſten geiſtigen Aufklärung geltend macht; verachten muß man ihn, wenn er die Bürgerpflichten löſen, die Heimlichkeit der Heimat zerſtören und ein ungeheures Syſtem der Gleichmachung, das ſonſt nur dem Despotismus eigen iſt, als demokratiſchen Grundſatz predigen will. Er muß eine ſtille Eigenſchaft des Menſchen ſein, nicht ein propagandiſtiſcher Eifer; in ſeinem Begriffe liegt die höchſte Duldung, und wo er ſich gegen das Völkerthum und die Staatsbande, die gewaltigſten Kräfte der Menſchheit, unduldſam zeigt, da kennt er ſich ſelbſt und die Dinge nicht, und ſpielt den Aufklärer aus der ärgſten Verblendung. Wunderbar, wenn es ſich widerſpräche, ein Weltbürger zu ſein und ein guter Patriot zugleich, Menſch und Bürger, Deiſt und Chriſt. Gerade als ob ein Pfahlbürger von Stand auch nothwendig einer von Geſinnung und Charakter ſein müßte, als ob ein Chriſt all die Armſeligkeiten glauben müßte, die zum Handwerksgebrauch gehören! Aber unſere Weltbürger haben bisher mit ihren weitherzigen Theorien alle dieſe engherzige Standesanſicht gegen jede patriotiſche Geſinnung verrathen. Unſer Wieland ſah es damals ſchon, wie es heute unſere Weltliteratur thut, den Muſen vorbehalten, das große Werk zu Stande zu bringen, alle Völker des Erdbodens in Eine Brüderſchaft von Menſchen zu verwandeln, welche durch keine Namen, keine Wortſtreite, keine Hirngeſpinnſte, kein kindiſches Gebalge um einen Apfel wider einander empört, ſondern von dem ſeligen Gefühle der Menſchlichkeit durchwärmt würden. Als der 14. Julius in Frankreich gefeiert ward, ſchien ihm ein uraltes Orakel in Erfüllung zu gehen, nach dem die Periode der Monarchien

vorübergehen und eine goldene Zeit sich über die Menschheit verbreiten würde, die sie in eine einzige Familie knüpfen und bis auf die Sterblichkeit den Göttern ähnlich machen werde. Als schon die schweren Zeiten von 1793 da waren, wo uns einiger Patriotismus so noth that, schien ihm dieser bei uns nur noch eine Modetugend; er wollte gar nicht begreifen, wie er diese Tugend mit seinen Pflichten gegen andere Völker vereinen solle! er erinnerte sich gar nicht, in seiner Jugend diese Tugend nur nennen gehört, das Wort: deutsch, irgend ehrenhalber vernommen zu haben, und es ist ihm, scheint's, gar nicht recht, daß das Wort zu dieser Ehre endlich kommen zu wollen schien! Aus der näheren Kenntniß des deutschen Reichs wollte er vollends nicht einsehen, wie dies nur irgend geschehen könnte. Unser Reden von Gemeingeist und Vaterland kam ihm vor, wie das Prahlen des Bettlers mit seiner Freigebigkeit. In seiner Schrift (1788) über das Geheimniß des Ordens der Kosmopoliten (ein Begriff, der ihm die Kalokagathie und die herder'sche Humanität umschließt, und der alle seine Schriften von Diogenes bis zum Aristipp ausfüllt) ist ihm die Vaterlandsliebe der Römer wie Göthe'n ein Greuel und eine Leidenschaft, die mit der Sinnesart eines Kosmopoliten ganz unverträglich ist; Charaktere wie Brutus und Milton sind ihm wie Göthe'n unheimlich; der Kosmopolit läßt sich auf keine Staatsverwaltung ein, er will nur Alles auf natürlichem, sanftem Wege zu der „Regierungsform der Vernunft" hinziehen, die (doch?) im Staate sein letztes Ziel ist!! Noch viel greller sind die ähnlichen Ansichten bei Herder. Schon in seiner früheſten Jugend schrieb er eine Abhandlung: ob wir noch das Vaterland der Alten hätten? und verneint diese Frage, verwirft diesen Wunsch; an dem Wahne des Vaterlandes und Religionsstolzes sei Griechenland, Judäa und Rom untergegangen. Diesen Ansichten blieb er immer treu. In den Humanitätsbriefen theilt er[78]) Auszüge aus Realis de Vienna (Gabriel Wagner), einem Zeitgenossen von Leibnitz, mit. Dieser Mann spricht über Deutschland die schönsten Urtheile aus. Er stellt unter Anderem den Satz auf, daß ein Volk vornehmlich durch zwei Stücke herrlich werde, durch den Verein von Ehrliebe und Verstand. Er spricht uns den letztern mit Allem, was damit zusammenhängt, Erfindungsgeist u. s. f., zu, Ehrliebe aber sammt Großmüthigkeit und Landesliebe spricht er uns ab; darum verachteten wir das Heimische, äfften das Fremde nach; das Mährchen von fremder Klugheit und deutscher Dummheit habe uns niederträchtig gemacht, und

78) Bd. 1, 27.

ſelbſt wo wir uns noch auf unſere guten Seiten etwas einbildeten, ſeien es meiſt eben die Schulmeiſter, Sprachkünſtler, Pfarrer und ſolch geduldig ſchwitzendes Volk, die Fleiß für Verſtand halten, und mit denen eben die Ausländer mit mehr Recht unſere Dummheit beweiſen. Tugend müſſe man zwar auch am Feinde loben, wo es die Wahrheit erfordert, ſonſt müſſe man von ihr ſchweigen. Unzeitige Beſcheidenheit ſei ein arger Betrug; wenn wir unſeren Feinden, den Franzoſen, etwas vorwürfen, ſo ſei es nichts (ſo wenig ändern ſich die Zeiten!!), als daß ſie unſere deutſchen Verhältniſſe nicht kennten, was nur ein Beweis ſei für unſere Dummheit, nicht für ihre, ein Beweis für ihren Stolz und unſere Verachtung unſerer ſelbſt. Die Ausländer hielten die Nachahmung Anderer für den ärgſten Schimpf, wir für Ehre, und es ſei doch nur das Zeichen der Kindheit oder der Knechtſchaft. — Und nun, nach dieſen Sätzen, die man nur in einem mittleren Gefühle zwiſchen der Behaglichkeit, die uns treffende Wahrheiten, und der Unbehaglichkeit, die uns ſchimpfliche Wahrheiten machen, nachſchreiben kann, nach dieſen Sätzen läßt ſich Herder folgendermaßen hören: „Man ſagt gewiſſen Landsleuten nach, daß, ehe ſie ihre Landsmannſchaft nennen, ſie ein Entſchuldigungscompliment vorbringen, daß ſie die ſind, die ſie ſind. Unſer Autor wird dies für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen ſtolze Nationalverwandte geſagt würde, ſo möchte hinter dieſer Demuth ein Spott liegen, dem ich faſt beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalſtolzen, ſowie den Geburts- und Adelſtolzen für den größten Narren.“ Das thut weh, wenn ſich ein Mann wie Herder auch nur im Spotte „leider oder mit Reſpekt zu ſagen“ zu einem Deutſchen erklären möchte, auch nur faſt Luſt hätte ſich zu erklären! Denn tilgt das Würdegefühl des Menſchen in ſeinem Geſchlecht, ſeinem Stande, ſeinem Amt, ſeinem Stamme, und wie ſoll Würdegefühl der Humanität übrig bleiben? Der Stolz überhaupt iſt ein Laſter wie die Verſchwendung, das nur nach dem Maße gemeſſen werden kann, nach dem man zu verſchwenden und ſtolz zu ſein Mittel und Urſache hat. O des herben Betrugs mit der Demuth wie mit der Sparſamkeit, wo zu beiden nicht Grund iſt! Und welcher Stolz konnte edler ſein als der Nationalſtolz! der Stolz nicht auf eigene Kräfte und Tugenden, ſondern auf die der Stammverwandten! der Stolz auf wirkliche Kräfte und Tugenden, nicht die Eitelkeit auf eingebildete! Herder vergleicht dem Nationalſtolz den Adelſtolz. Wenn des großen Mannes Nachkommen auf ihn, ihren Vorfahren, deswegen ſtolz wären, weil er ſich den Adelsbrief erworben, dies wäre etwa jener Adel- und Standesſtolz, den der Ahn mit jenen Worten verdammt hätte; aber

wenn sie auf ihren Namen, auf ihre Familie, weil ein gefeierter Mann darin steht, wenn sie auf das Verdienst des Hauses stolz sind, diesen Familienstolz, den Nationalstolz im Kleinen, würde auch kein Feind die größte Narrheit nennen mögen. „Was ist eine Nation?“ ruft Herder nach obigem Satze aus. „Ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut! Wer sollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, sowie von Vortrefflichkeit und Tugend ohne Unterscheidung annehmen?“ Spiegelfechterei der Worte! Was ist die Menschheit, von der Herder so würdig gedacht haben will, anders als ein großer ungejäteter Garten u. s. f.? und warum soll man sich dieses Gartens voll Unkraut so eifrig annehmen und die Saat der Humanität so emsig streuen? „Lasset uns,“ sagt er, „zur Ehre unserer Nation beitragen (aber das ist ihr Unehre, daß man von ihr gering spricht!), auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut (wenn aber hätten wir das gethan?); sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.“ Daß wir sie aber herabsetzen, was unser tägliches Werk ist, diese Niederträchtigkeit, die leider sehr große Wirkungen hat, bildet einen Gegensatz gegen jenen eiteln Selbstruhm, den Herder unbeachtet läßt. Daß kein Volk ein auserwähltes Volk sei, das würde Realis zugeben, aber, würde er einwenden, keines auch ein verworfenes! Und hinzufügen müßte er: daß dem bösen Nachbar gegenüber, der sich noch heute für den Auserwählten hält, die Rolle die schlechteste von allen ist, die wir am liebsten spielen, daß wir uns selber hinwegwerfen.

Auf diesem zertretenen Vaterlandsgefühle, diesem Boden, der so schöne Früchte trägt, wucherte nun, da er verlassen und wüst lag, jenes seltsame Unkraut der weltbürgerlichen Politik lustig fort. Zu einer wunderlichen Höhe stiegen ihre Theorien in Jean Paul. Auch er hatte sich schon ganz jung von der Vaterlandsliebe losgesagt, sie schien sich ihm mit freier Aufklärung nicht zu vertragen, er wollte sie Klopstock überlassen. Freisinnige, politische Ideen, wie sie dem Systeme der Menschenrechte gemäß sind, schlingen sich durch alle seine Werke hindurch, und man muß nur z. B. darauf achten, welche elende Rollen er alle seine Fürsten, Höfe und Hofleute spielen läßt. Ueberall liegen auch die Theile seiner historisch- oder politisch-humanistischen Philosophie zerstreut, am engsten beisammen aber stellt er sie in dem Hesperus im sechsten Schalttage auf; die großen Vorgänge in Frankreich hatten sie eben gezeitigt. „Wenn einmal,“ heißt es dort, „dieser Lebensdunstkreis heiter werden soll, so müssen alle Völker der Erde einmal zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gährung abklären. Das zerstörte Gleichgewicht der

eigenen Kräfte macht den einzelnen Menſchen elend; die Ungleichheit der Bürger, der Völker macht die Erde elend, ſo wie alle Stürme aus ungleichen Luftwertheilungen entſtehen. Aber zum Glück liegt es in der Natur der Berge, die Thäler zu füllen. Bei der fürchterlichen Ungleichheit der Völker in Macht, Reichthum, Kultur, kann nur ein allgemeines Stürmen aus allen Kompaßecken ſich mit einer dauerhaften Windſtille beſchließen. Ein ewiges Gleichgewicht in Europa ſetzt ein Gleichgewicht der übrigen vier Welttheile voraus, welches man, kleine Vibrationen abgerechnet, unſerer Kugel verſprechen kann. Man wird künftig ſo wenig einen Wilden als eine Inſel entdecken. Die längſten Regenmonate haben ausgewittert. Noch ſteht ein Geſpenſt aus der Mitternacht da, das weit in die Zeiten des Lichts hineinreicht, der Krieg! Aber wie man vom Veſuv berechnet, daß er nur zu 43 Entzündungen noch Stoff verſchließe, ſo könnte man die künftigen Kriege zählen! Aus Allem folgt: es kommt einmal ein goldenes Zeitalter! das jeder Weiſe und Tugendhafte genießt, und wo die Menſchen es leichter haben gut zu leben, weil ſie es leichter haben überhaupt zu leben, wo Einzelne, aber nicht Völker ſündigen, wo die Menſchen nicht mehr Freude, ſondern mehr Tugend haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegeriſchen und juriſtiſchen Mord verdammt und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert. Wenn dieſe Zeit da iſt, ſo ſtockt beim Uebergewichte des Guten die Maſchine nicht mehr durch Reibungen. Wenn ſie da iſt, ſo liegt nicht nothwendig in der menſchlichen Natur, daß ſie wieder ausarte, und wieder Gewitter aufziehen." Nach ſeinem Syſteme mußte die ganze Erde nothwendig [79]) in eine Univerſalrepublik zuſammenfallen. Dieſe politiſche Manie hat ſich faſt unbegreiflich unter uns in die Jugend eingegraben, die nur, wo ſie von dem geraden Hinarbeiten nach dieſem Ziele durch die Gewalt abgeſchreckt wird, in die Untergrabung der beſtehenden Geſellſchaftsprincipien durch die Weltliteratur abbeugt, zu der Göthe das erwünſchte Stichwort gegeben. Gewiß, es wäre armſelig, den menſchlichen Entwickelungen für die Zukunft ſtrenge Grenzlinien nach dem Maßſtabe der Vergangenheit vorziehen zu wollen, doppelt armſelig in einer Zeit, wo nur die bloßen mechaniſchen Erfindungen den Zuſtand der Welt zu verändern ſcheinen, da ſie noch im erſten Stadium einer neuen Periode ſtehen. Aber wo man für die Wahrſcheinlichkeitsberechnungen der künftigen Geſtaltung der Welt einen Kalkul anwendet,

79) S. Hesperus im 32ſten Hundspoſttage.

der keiner Probe fähig iſt, wo man, wie oben geſchah, über die Geſetze der Welt und Natur gleichgültig hinwegſpringt, da ſcheiden ſich die Wege des Enthuſiaſten von dem des redlichen unbetrogenen Beobachters. Wir können nicht über die Bedingungen des Daſeins uns mit einem Sprunge weghelfen; es gehört zu den Gottmenſchen Jean Paul's, wie den Kosmopoliten Wieland's, daß ihre Politik jene Höhen der Menſchheit erwartet, ohne auf den einzelnen Stufen dahinzuführen. Wenn dieſe Gottmenſchen den ewigen Frieden werden auf die Erde gebracht haben, ſo wird das Greiſenalter der Welt angebrochen ſein[80]), und das Unvermögen wird ſich jener Tugenden der Friedlichkeit und Menſchlichkeit rühmen; uns menſchlichen Menſchen ſei daher der Krieg und die Ungleichheit der Luft lieber, denn das weiß der unterſte Matroſe, daß ein Sturmwetter beſſer iſt als eine Windſtille, und nur ein ſchwacher Geiſt könnte die Verweſung bei lebendigem Leibe dem Tode vorziehen wollen. Wie iſt es möglich, daß in einem geſunden Volkskörper dieſe Anſichten volksthümlich, dieſe Träume wirkſam werden konnten! Der verkündende Evangeliſt ſelbſt hat die Zweideutigkeit nicht fehlen laſſen, die allen Evangelien und Orakeln eigen iſt, und die im Nothfall vor Spott und Vorwurf ſchützen kann. Er ſcheint ſein goldenes Zeitalter ſo nahe zu ſehen, wenn er ſagt, die längſten Regenmonate der Menſchheit ſeien vorbei, die künftigen Kriege könne man zählen; und doch ſetzt er gleich darauf wieder das Zeitalter jener moraliſchen Tag- und Nachtgleiche gleichzeitig mit der, die die Aſtronomen unſerer Erde verſprechen, nämlich nach 400,000 Jahren. Seine Jünger aber legen ſchon jetzo Hand ans Werk; der 25jährige Frieden, und die Emancipation der Sklaven, die Bekämpfung der Todesſtrafe, die Federkriege, die Künſte der Diplomatie, die Bücherflut und die goldenen Jahrzehnte der Schreiber ſcheinen die Vorboten der erſehnten Friedenszeit zu ſein, wie der wahren Weltliteratur und Weltrepublik. Es iſt wohl nur ein Spiel des Zufalls, daß aus Jean Paul's Geburtsorte der unglückliche Jüngling ſtammte, der zuerſt unter uns ſeine politiſchen Phantasmen in die Wirklichkeit trug und den unſeligen Anlaß zur Erneuerung unſerer politiſchen Unmündigkeitserklärung gab, was denn wieder neue Ausgeburten der Schwärmer nothwendig

80) Göthe ſagt von Herder's Ideen ganz vortrefflich: „Er wird den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit, daß es dereinſt beſſer mit ihr wird, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich ſagen, halt' ich es ſelbſt für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter ſein wird."

machte. Aber das iſt kein Zufall, daß vor den baieriſchen Aſſiſen (ein
erkwürdiges Zeichen der Zeit!) die Humanitätspredigten Herder's und
ean Paul's zum Schilde des Liberalismus gemacht wurden, daß ſich
e Jugend zu dieſen lächerlichen Hoffnungen überſpannt und dadurch
lle Kraft vergeudet, wodurch ſie dem Vaterlande, verſtändig auf das
ächſte und Mögliche gerichtet, in Wahrheit von ſeiner politiſchen
chmach weghelfen könnte, daß Männer wie Börne als die Schüler und
wählten Rüſtzeuge dieſer falſchen Propheten bei den Mißleiteten und
werſtändigen Figur machen, die ein Flecken an dem deutſchen Vater-
nde ſind.

Daß dieſe politiſchen Träume, dieſe überſpannten Erwartungen von
m Fortſchreiten der Menſchheit und der Staaten damals in den über-
annten Köpfen erzeugt werden konnten, dies war übrigens mehr als
türlich: denn auch ſie wurzelten in dem allgemeinen Humanismus
nd jener Empfindſamkeit, die in den kirchlichen Glauben Duldung, in
e Schule Menſchlichkeit gebracht, die das Bild vollkommener Staaten
i Romanen längſt entworfen hatte, und der es eine Kleinigkeit ſchien,
ieſe Ideale zu verwirklichen, wenn ſich nur Regierungen und Völker im
uten Willen einmal begegnen wollten. Die entfernten Vorgänge in
merika, von denen man blos das Leuchtende und Glänzende ſah, der
harakter eines Franklin, der der deutſchen Gemüthlichkeit ſo nahe trat,
lles das wirkte mit, auch in dieſem Gebiete Ideal und Wirklichkeit in
n poetiſchen Köpfen an einander zu reihen, wie es in allen übrigen
eziehungen geſchah. Als daher das große politiſche Schauſpiel in
ankreich begann, ward es in den erſten Momenten mit Jubel begrüßt,
nd nur die ganz entſchieden gar keinen Sinn für politiſche Dinge, oder
in Intereſſe mit den Höfen und Regenten hatten, erhoben gleich an-
ngs ihre Stimmen gegen dieſe neuen Erſcheinungen. Aus der erſten
ärme quollen jene Syſteme Jean Paul's; und jene Hoffnungen Her-
r's und Wieland's ſchienen gerechtfertigt zu werden, als man in Frank-
ich den langen Druck barbariſcher Jahrhunderte abſchüttelte, ohne daß
s anfangs ſchien, als werde man von Seiten des Volks verjährte Un-
erechtigkeit mit plötzlicher ungerechter Rache vergelten. Wie laut erhub
amals Klopſtock ſeine preiſende Stimme, deren Wirkungen ſelbſt dann
icht verloren waren, als er ſie nachher zum Fluche umſtimmte. Er hatte
edacht, ſo ſangen ſeine Oden, daß Friedrich's Kampf die größte That
es Jahrhunderts ſei. Jetzt nicht mehr! Frankreichs Bürgerkrone ſei
ehr als dieſer Lorbeer. Er heißt die Weltannalen durchwandern und
in Aehnliches ſuchen! Er fragt die Deutſchen: was ihr Schweigen

bedeute? ob bejahrter Geduld müden Kummer, oder nahe Verwandlung und Sturm? Ihn lockte der Geiſt der Freiheit, durch den die Völker ſich erfrechen, zu ſehen, was ſie ſind; nur Ein Schmerz war ihm dabei linderungslos, daß es nicht das Vaterland war, das der Freiheit Gipfel erſtieg und den Völkern Beifall gab. Kaum tröſtet ihn die andere Palme, die damals Deutſchland erſtrebte, als es die Religion reinigte: denn wenn Deutſchland der beſchorenen Despoten Joch nicht gebrochen, ſo brach auch jetzt das der gekrönten nicht. Als man Krieg gegen Frankreich beabſichtigte, fragt er: ob man das ſelbſterrettete Volk wieder Wilden dienſtbar machen wolle? durch Mord erweiſen, daß der Richter der Welt den Menſchen keine Rechte gegeben? und er mahnt, man möchte der Klugheit warnende Stimme verſtehen: es glimme ſchon auch in anderen Landen die Aſche. Wirklich ſchien es, als ob die Begriffe auch in Deutſchland die Leidenſchaften in Flammen ſetzen wollten; die neuen Lehren verbreiteten ſich im Volke, die blendenden Wahrheiten von dem Rechte der Menſchen und den Pflichten der Regenten kamen in Umlauf; man verglich die Zuſtände zu Hauſe, die ähnliche Verfaſſung, auf das alte Feudalgeſetz gegründet, den Mangel an perſönlicher Freiheit; das Verfahren, die alten Laſten abzuwerfen, lag vor, das Beiſpiel war lockend, den alten Zauber von Regentenmacht, Hof, Adel und Militair zu brechen, und den neuen Ruhm der Freiheit und Gleichheit an die Stelle zu rücken. War man nicht durch das ganze Jahrhundert an faſt allen Höfen Europas mit humaniſtiſchen Reformen der Volksthätigkeit gleichſam auffordernd entgegengekommen? und mitten in Deutſchland hatte Joſeph in dieſem Sinne gehandelt! Das Revolutionsfieber war ein allgemeines, und kam ſelbſt da zum Ausbruch, wo ganz andere, zum Theil grad umgekehrte Anläſſe als in Frankreich waren: in Schweden erhob ſich die ſenatoriſche Partei gegen den König; in Polen regte ſich die Sehnſucht, die alten Uebel der Anarchie abzuwerfen; in Ungarn und Brabant lehnte ſich Adel und Prieſterſchaft gegen die liberalen Neuerungen des Kaiſers auf; in Holland rang eine Bürgerariſtokratie gegen eine adelige Hofpartei; in Lüttich ſuchte das Volk die Hierarchie abzuwerfen. Auch in Deutſchland bildeten ſich Parteien nach den Muſtern in Frankreich; dennoch blieb die betrachtende Natur des Volks bei Wünſchen und Befürchtungen ſtehen, und ließ es zum Handeln nicht kommen. Dieſes gutartige Volk hat, wie wir noch in den Bewegungen von 1830 ſo deutlich gewahrten, für politiſche Handlungen und Zuſtände noch keinen Sinn; wo es ſich ja einmal regen ſollte, mußten mehr ſolche Anläſſe ſtattgehabt haben, die ſeine moraliſche Empfindlichkeit reizten. Damals aber war

Deutſchland mit einer Reihe vortrefflicher Regenten geſegnet, auf die in merkwürdiger Verbreitung der Geiſt Friedrich's und Joſeph's wirkte. In Baiern, in Würtemberg, in Baden, in Heſſen, in Weimar, Mainz, überall bot man das Gute von oben herab und wirkte in dem Sinne der Aufklärung und Toleranz, der das ganze Volk ergriffen hatte; die Anſprüche der Menſchheit waren bis an die Throne gedrungen; freiwillig entäußerte man ſich hier mancher Privilegien und jener abſondernden, den Unterthan herabwürdigenden Majeſtät. Die Leibeigenſchaft verſchwand, die Hierarchie ward gebrochen, Freiheit des Glaubens und Gewiſſens wurde in Ländern eingeführt, die ſie nicht einmal begehrten, und an den oberſten Reichsgerichten ſchien ein Schutz des Eigenthums und der Perſon garantirt, der uns vor den Gefahren einer Revolution ſicher ſtellen konnte. Und dieſe ſtaatlichen Zuſtände waren noch nicht einmal das Weſentliche, was uns einer thätigen Theilnahme an jenen politiſchen Stürmen ganz entfremdete: das geiſtige Leben, eben in eine kaum denkbare Blüte gekommen, überſtrahlte den Ruhm des handelnden Lebens weit; wir waren ganz in die Werke des Parnaſſes begraben, um den Werken eines andern Berges noch eine Achtſamkeit ſchenken zu können; dazu ſchien die neu erwachte Philoſophie eine moraliſche Gährung in Deutſchland hervorzubringen, die der politiſchen im Nachbarland die Wage halten könnte. So fing man bald an, ſtatt die heimiſchen Verhältniſſe wirkſam zu unterſuchen, die Rechte zu prüfen, die die böſen Nachbarn zu ihrer politiſchen Umwälzung gehabt hätten, und zu beweiſen, daß ſie ihnen ganz entgingen. Zu Hauſe bewies Deutſchland ſeinen Fürſten Treue und Rechtsſinn, wie vielfach ihm von der Gegenſeite Mißtrauen und Argwohn gezeigt ward. Ich hoffe, ſagte Klinger, Deutſchlands Fürſten werden es erkennen, daß, wenn die Weltgeſchichte kein Ereigniß aufgezeichnet hat, das der franzöſiſchen Revolution gleicht, ſie auch kein Volk kennt, das bei ſolchem Unglück, in ſolcher Noth und ſolchen Verſuchungen, es ſo mit Recht und Pflicht und ſeinen Fürſten gehalten hat! Das hoffte der ſo ſchwarzſichtige Mann? ſo gutmüthig iſt in dieſem Volke ſelbſt der Schwarzſichtigſte!

Als ſich in Frankreich die Begebenheiten zum Schlimmen wandten, vergifteten ſie auch die Stimmungen in Deutſchland. Nun ſchieden ſich die Parteien ſchroffer, und die Gemäßigten erregten Mißtrauen bei den Ueberſpannteren nach beiden Seiten. Das geſellige Leben ward zerriſſen, Verhältniſſe unter Freunden und Familien zerſtört. Die Stimme der Gegner der Revolution ward nun eben ſo vorlaut, als es anfangs einen Augenblick die der Bewunderer war. Ein Girtanner, der, wie Forſter

ſagt, auf die neue Sache wüthend war, weil er auf dem Marsfeld ein paar Rippenſtöße erhalten hatte, gab der Maſſe den Ton an, und die Politiker wie Gentz, Rehberg u. A. ſtimmten in Burke's Sinne, die Einſichtigen entgegen; alle Blätter ergriffen die ariſtokratiſche Seite, und die bloße Beſprechung franzöſiſcher Freiheitsſchriften erregte den Verdacht des Demokratismus. Jetzt kam die Zeit, wo ſich Wien an Berlin rächen konnte, und der Obſkurantismus ſeinen Grimm auf die Aufklärung losließ. Das Wiener Magazin der Literatur und Kunſt, von dem Exjeſuiten Hofſtätter und Haſchka, die berüchtigte Wiener Zeitſchrift, von Aloys Hofmann, ſchütteten allen verhaltenen Zorn aus, ſowohl auf die öſterreichiſchen Schriftſteller, die wie Alxinger, Sonnenfels, Retzer u. A. dem neuen Geiſte der Literatur in Deutſchland gefolgt waren, als auch auf die berliner Proteſtanten und Illuminaten. Man hatte gemeint, die eitlen Zänkereien über den Illuminatenorden ſeien vorüber; Nicolai hatte ihn ſchon ein Projekt ohne Menſchenkenntniß und Ueberlegung genannt, das nie Zuſammenhang hätte erhalten können, und das ſchon ſo gut wie verſchwunden ſei. Aber jetzt ward er ſelbſt zum Illuminatenzögling Leuchſenring's und Bode's gemacht, und die böſen berliner Aufklärer ſollten die Anſtifter der ganzen franzöſiſchen Rebellion ſein. So ſagten anonyme Schriften, ſo ſagten jene Zeitblätter, ſo ſagte Stattler, ſo ſagte Zimmermann in ſeinen Fragmenten über Friedrich den Großen. Welch ein Aufruhr ward es, als dieſer hier von einem Bunde zum Umſturz der Staaten ſprach, an dem er nahmhaften Literaten Schuld und Antheil gab! welch ein Skandal, als er an den Kaiſer Leopold über den Wahnwitz unſeres Zeitalters ſchrieb, und die Regierungen aufrief gegen dieſes Geſpenſt, und als ſich die Nachricht verbreitete, der Kaiſer wolle einen Fürſtenverein gegen die Illuminaten bewirken! Wenn dieſe und ähnliche Verdächtigungen und Verfolgungen Manchen von ſeinem Intereſſe an den Staatsveränderungen in Frankreich abſchrecken konnten, ſo waren wieder Andere, die der moraliſche Eindruck abwendig machte, den ſie unter den ſteigenden Greueln in Paris empfanden. Um ſich von dieſem moraliſchen Abſcheu das rechte Bild zu machen, um ihn in ſeiner ganzen Tiefe und Verbreitung nachzufühlen, darf man nur die erſten beſten Schriften unſerer Literatur aus jener Zeit aufſchlagen. Man darf ſich, um einige Beiſpiele anzuführen, nur in den Briefen Schloſſer's umſehen, der ſich wie in einen Sumpf geſtürzt fühlte, der ſich ganz in religiöſe Gefühle zurückzog, und ſelbſt da nicht das Vertrauen wiederfinden konnte, das er immer beſeſſen und jetzt verloren hatte: daß nämlich in dem Ganzen der Menſchheit etwas von dem Ebenbilde Gottes liege; er trachtete

jetzt, alles Menſchenwerk von ſich zu ſtoßen und nur in der Natur zu leben. Wie Göthe nach China, ſo zog er ſich, um alle Politik zu vergeſſen, in das Studium der Südſee zurück; er wollte mit cultivirten Menſchen nichts mehr zu thun haben, er wandte ſich zu der Natur, an der die Menſchen nichts verderben konnten. Er rief ein Wehe über den Geſchichtſchreiber, der die Geſchichte jener Zeit ſchreiben wolle, die doch der Hiſtorie ſo große Stoffe bot; er meinte, das Reſultat des Ganzen werde ſein, daß Niemand mehr Geſchichte ſchreiben werde. Schloſſer's Freund Klinger fand die Begebenheiten der Revolution geeignet, allen Glauben an eine Vorſehung mit der Wurzel auszurotten; man müſſe ein Theolog ſein, und ein recht orthodoxer, um dieſe Angel zu verſchlucken, an der ein Wallfiſch verbluten könnte! „Daß etwas Teufliſches in der menſchlichen Natur liegt, ſchrieb er, und ſich der Oberherrſchaft bemächtigt, ſobald es nur kann, haben wir an der franzöſiſchen Revolution geſehen, und es ſcheint, als ſei es nur dies Teufliſche, das den Sumpf bewege, in dem ſich das Menſchengeſchlecht herumwälzt. Gelungen iſt dies Werk einmal; es iſt nur Menſchenwerk und leider ganz natürlich zugegangen, ſo teufliſch es auch ausſieht. Da habt ihr eine allgemeine Weltgeſchichte zur Lehre und Warnung, in Einem Athemzuge, wie freilich kein deutſcher Profeſſor ſeinen Zuhörern zum Leitfaden zugeſchnitten hat!“ So urtheilten die Männer, die ſich mit den Dingen der wirklichen Welt noch dazu abgegeben, die ſo manche Probe ihres praktiſchen Urtheils geliefert hatten; was ſollten die Anderen thun, die die Geſchichte niemals berührt hatte? So grell waren die Einflüſſe dieſer Begebenheiten auf das vom wirkenden Leben völlig entwöhnte Volk! Selbſt die Unveränderlichſten litten hier Erſchütterungen, die am merkwürdigſten von der Heftigkeit der empfangenen Eindrücke zeugen. Wieland hatte die Zeitereigniſſe Schritt für Schritt verfolgt; er hatte ſich mit den Konſervativen überworfen, als er die Revolution vertheidigte, und mit den Freiheitsenthuſiaſten, als er gegen ihre Fortgänge eiferte; die parteite Nation hatte kein Ohr für ſeine Ironien, keinen Sinn für die hiſtoriſche Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, mit der er die Fragen des Tages wog. Er hatte eine kosmopolitiſche Adreſſe an die Nationalverſammlung gerichtet; er beleuchtete in ſeinen Schriften die Revolution als ein Ereigniß, das nach Naturgeſetzen nothwendig eingetreten war, er verfocht ihre Wohlthätigkeit lange, als ſchon ihre Schreckniſſe begonnen hatten. Aber als der Konvent den König in den Privatſtand herabſtieß und die Nation ihn opferte, da erhielt ſein humaniſtiſcher Kosmopolitismus, der ſo tief in ihn verwachſen war, einen Stoß. Als die große

Nation die Befreiung aller Völker ankündigte und eine einzige verbrüderte Demokratie predigte, da schien ihm doch der Glaube an die Verwirklichung dieser Aussichten selber abenteuerlich, da schien ihm dies Projekt, das er selbst vor nicht lange begünstigt hatte, eine tolle Chimäre, da gab er in seinen Betrachtungen über die Lage des Vaterlandes (1793) seine Stimme für ein videant consules, da vertheidigte er das Königthum, an dem ihm vor nicht lange so viel nicht gelegen schien, da durchschaute er die Täuschungen der republikanischen Dogmatiker, die sich immer ein Volk imaginirten, wie es nicht ist, und er sah nun die Zeit, die für die robespierre'sche Verfassung reif sein werde, in dunkler Zukunft entfernt liegen. Nun muß er auch nach den traurigen Erfahrungen der Zeiten beseufzen, was er kurz vorher gepriesen hatte, daß wir keinen Nationalgeist, keinen Gemeingeist besaßen! er muß es beklagen, daß es undenkbar sei, dies Nichtvolk solle sich einmüthig erheben, um eine unhaltbare Verfassung zu vertreten und die hohen Vorrechte der römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu halten. So trat er auf seinen realistischen Standpunkt nüchtern zurück, da sich seine eigenen Ideale in die Wirklichkeit drängten; er gab sein Weltbürgerthum auf, als die Franzosen dessen Fahne aufsteckten. Wen wundern hiernach noch die Veränderungen, die mit unseren Poeten vorgingen, die nie eine Ahnung von den Dingen der Welt hatten? Der freiheitssinnige Gleim stand unter den Verzagten voran; er sah sich unter allen seinen Freunden, besonders dem Kreise Ebert's, wie unter einer Schaar von Demokraten verrathen und verkauft. Er schrieb auf einen allerhöchsten Wink Marschlieder für die preußischen Armeen, aber sie wollten keinen Enthusiasmus bringen; er schrieb an den Herzog von Braunschweig, als er das Kommando niederlegte, anonyme Vorwürfe, aber sie konnten die elende Politik nicht ändern[81]); er schrieb und verschenkte seine Zeitgedichte, in denen er Zorn und Kummer ausließ, aber Niemand wollte sie lesen. Sein Unmuth quoll ganz aus der spießbürgerlichen Gesinnung eines Deutschen, der nur für Privatleben und häusliche Existenz Sympathie hat; sein Ideal reichte nicht weiter, als daß wir unter dem Schutze der Gesetze hübsch still und ruhig bei unseren Musen und unseren Weibern leben sollten, und da ihm

81) Der Herzog schrieb ihm anonym wieder: „Nicht Trägheit, nicht Mangel an Theilnahme an das über die Menschheit verhängte Unglück, sondern erkannte Unmöglichkeit, unter unzusammenhängenden politischen Umständen zu wirken, und Friedrich's Nachfolgers Aeußerungen, nicht wirken zu sollen, gebieten dem Guelfen, Zuschauer der Schande Deutschlands und des Triumphs des Verbrechens zu sein."

dieſe Ideale geſtört wurden, ſo glaubte er an den Umſturz aller Humanität. Noch viel auffallender als Gleim's Verzweiflung äußerte ſich Klopſtock's. Als er die Freiheit gen Himmel zurückkehren ſah, durchlas er die franzöſiſche Geſchichte, und fand ſie voll Blutthaten und Entſetzen; und dem entſprach die neue Verwandlung. Er fürchtete ein Menſchenfeind noch im Blütenhaare zu werden, denn nie ſchien ihm Erhabenes und Vortreffliches ſo entheiligt und geſunken zu ſein! Sein Grauen vor den Greueln der neuen Anarchie in der „Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik", wie er ſie einmal nennt, verführt ihn zu formell höchſt ſonderbaren Oden, wie es ſchon eben dieſes Wort andeuten kann; ſein ganzer Empfindungskreis ward von dem Gram und Abſcheu durchdrungen, den ihm dieſe Täuſchungen bereiteten. Und wie mußte es ihn ſchmerzen, daß gerade ſeine eigene Schule am hartnäckigſten und längſten für die Sache der Revolution ſtand! Viele zwar kehrten mit ihm bekehrt zurück, wie Cramer, Campe, Stolberg; aber Andere, wie v. Halem, Hennings, Oelsner, blieben um das Schleswigſche Journal und den „Genius der Zeit" verſammelt, und mit ihnen war Voß in Verbindung; ſie ſchrieben unter Begünſtigung der däniſchen Preßfreiheit im Sinne der rights of man von Thomas Payne, des kühnen Gegners von Burke, und es mußte für Klopſtock jedesmal eine Schmerzerneuerung ſein, wie dieſe Männer mit Stolberg brachen, wie Halem den Tod eines Knigge beſingen mochte, wie Voß gegen Claudius und ſeine Fabel wider die Preßfreiheit ausfiel, wie Hennings ſich gegen die Jacobi und Göthe und ſelbſt gegen Wieland verſtockte, und gegen Jeden, der nicht bei der Sache der Freiheit auch in den gefährlichen Zeitmomenten aushielt.

In dieſer allgemeinen Troſtloſigkeit und Rathloſigkeit, wo kein Urtheil Stand hielt, und wo ſelbſt ſeine Frömmigkeit den gutartigen Deutſchen ſo weit verließ, daß er an Gott und Vorſicht irre ward, hielt vor Anderen Ein Mann in öffentlichen Schriften an dem rechten Urtheile feſt und an dem, wenn nicht religiöſen, doch hiſtoriſchen Glauben, daß trotz jenes Spiels der raſendſten Leidenſchaften dies Schauſpiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem boshaften Teufel der Welt zwecklos bereitet ſei. Er ſah, wie kein Deutſcher, ganz in der Nähe dem Chaos der menſchlichen Willkürlichkeiten, der Eitelkeit, dem Eigennutz, den Intriguen der Parteien zu, aber er hielt an dem Einen Punkte feſt, der ſich brüten ließ und künftige Geſtaltung verſprach," er glaubte an kommende heilſame Früchte, als ſein Auge am dichteſten auf den Greueln ruhte, die ſie zu vergiften drohten, er traute dem Schickſal und der Menſchennatur, als ihm ſchon das Herz gebrochen war, und ſelbſt der

vorläufige üble Ausgang jener großen Reformation der Welt konnte nicht seinen Begriff vom moralischen Zusammenhange der Dinge aufheben. Wir reden von Georg Forster, einem der klassischsten Schriftsteller unserer Sprache und der seltensten Menschen aus dem Kreise unserer Literaten. Daß aber dieser Mann nicht gehört wurde, das machten schon seine Schicksale begreiflich. Er schien ja weit der Verirrteste unter allen Verirrten, denn er durchschaute vom ersten Augenblicke die Verirrung der deutschen Regenten und brauchte seine Kräfte da, wo etwas zu wirken war; er that nach den Grundsätzen, die man, wie es unsere Art ist, in Deutschland nur in der Idee, nicht in den Handlungen ertrug; man erklärte ihn in Acht und Bann, man setzte einen Preis von hundert Dukaten auf seinen Kopf, und Schiller und Göthe mochten in den Xenien den tragischen Fall dieses Mannes mit einem elenden Witz begleiten, der es beweist, wie unendlich ein wirkender praktischer Sinn aus dem Gesichtskreis unserer größesten Männer ablag. Wer die Werke Forster's und sein Leben kennt, die freilich beide aus dem Gedächtniß der Nation geschwunden sind, den wird es nicht befremden, daß wir von ihm aussagen, er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir unter uns in Deutschland schlechtverdientermaßen mit diesem Namen beehren, er habe die Anlage gehabt, ein wahrhaft großer Staatsmann zu werden, er sei praktisch, wie sein Freund Lichtenberg literarisch, dem kleinlebigen Geiste des deutschen Volkes zum Opfer gefallen und habe seine größten Gaben unentwickelt zu Grabe getragen. Wie sehr gegen die Regel waren aber auch die Schicksale, die uns ausnahmsweise einen solchen Mann bildeten! Er mußte in England aufwachsen, als Jüngling die Welt umsegeln, und sein übriges Leben in der Sehnsucht nach einem großen praktischen Wirkungskreise verbringen, der ihm in Deutschland nicht blühte. Als jene Revolutionszeiten kamen, wo man in Deutschland aus der Theilnahme an den Geschicken der Menschheit ein Verbrechen machte, drängte sich auch ihm wohl der Gedanke auf, in dem sich jeder ehrliche Deutsche am glücklichsten fühlte, sich auf sich selbst zurückzuziehen und für sich allein zu sorgen. Es gab aber noch ein Zweites: sich dorthin zu wenden, wo jene Gesinnungen kein Verbrechen waren, und dies lag dem thatsinnigen Manne nahe genug zu thun, der in der Schule des Lebens kein Neuling war, der nicht aus fliegender Hitze, sondern aus einer ruhigen und selbst phlegmatischen Natur nach Grundsätzen handelte. Sich aus dem Vaterlande nichts zu machen, das hatte ja das deutsche Vaterland in Theorie und Praxis selbst gelehrt! nur dort ein Vaterland zu glauben, wo Freiheit ist, das hatte er aus der Kenntniß von England und der Geschichte

gelernt. Seine Neigung für die franzöſiſche Sache floß ganz aus den Gründen einer politiſch-hiſtoriſchen Einſicht, mit der Forſter nur öffentlich allein ſtand, keineswegs abſolut. So nüchtern und geſund beobachtende, ſo kalt urtheilende, ſo von Empfindſamkeit entfernte Männer wie Merck und Lichtenberg waren ganz auf ſeinem Wege. In des Letztern Schriften ſtehen die Zeugniſſe deutlich genug, daß er der lächerlichen Unterſuchungen über das Recht der Revolution lachte, daß auch ihn keineswegs die augenblicklichen Leiden und Schreckniſſe der Revolution irrten, die, um ſo größer ſie waren, ihm einen deſto weitern Plan der Vorſehung verbürgten. Er ſah das Schickſal hier eingreifen, wo die gutmüthige Kurzſichtigkeit auch der weiſeſten Regierungen nicht ausreichte, im ſanften Gleiſe des Rechts große Ziele zu erringen; der Menſch, ſagte er, iſt nur da, die Oberfläche der Erde zu bauen, den Bau und die Reparaturen, die mehr in die Tiefe gehen, behielt ſich die Natur ſelber vor. Die ähnlichen Ueberzeugungen ſprach Forſter laut und wiederholt aus, und ſie ſtehen bei ihm um ſo merkwürdiger, als er ſie nicht außerhalb des Spiels ſelbſt, ohne Leidenſchaft und Neigung ausſprach. Er handelte ſelbſt in der Nähe mit, er betrachtet ganz im Einzelnen, und er hat im Moment der unreifen Thaten ohne Vergleich die treffendſten Urtheile gegeben, eine Reihe Vorausſichten und Weiſſagungen ausgeſprochen, von denen, ſo viel wir gleich ſehen, keine einzige unerfüllt geblieben iſt. Er hat noch im raſchen Laufe der Dinge ſelbſt ihren Verlauf, wie einen vergangenen Akt, geſehen, er hat das Bleibende im Vorübergehenden erkannt, er hat innerhalb der werdenden Geſchichte ein hiſtoriſches Urtheil gefällt, das der ſpäte Geſchichtſchreiber nur erweitern, nicht beſſern kann. Dies iſt das Wahrzeichen, an dem man den Politiker und Hiſtoriker erkennt! und wie treten hier die Kommentatoren des Burke in Schatten, wenn man nur die paar Worte lieſt, die Forſter wider den bewunderten Gegner der Revolution geſchrieben hat. Verfaſſungen, ſagte er ihm, ſind menſchliche Gebilde und, wie alles Menſchliche, vergänglich. Der franzöſiſche Staat ging ſeiner völligen Auflöſung entgegen, keine Faſer des Ganzen zeigte noch einige Spannkraft, die Männer der Revolution ſelbſt erklärten ihr Vaterland für ſo verderbt, daß ſie eine neue Begründung von Geſetz und Sitte für unumgänglich hielten. Was erwartete nun Burke von einem ſolchen Staate? Sollte das Volk durch und mit der Herrſchaft des Konvents plötzlich die verlorene Tugend und Sittlichkeit wieder erhalten? Oder war es nicht natürlich, daß ſich jene Krebsfäule auch in der Nationalverſammlung zeigte? und macht dieſe Erſcheinung etwas Anderes verabſcheuungswürdig, als die vorige Verfaſſung, in der ſich die Ungeheuer

der neuen erzeugten? War es dort der Stolz der Geburt und ihr Heiligenschein, mit dem man sich für besser als Andere ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können, so ist jetzt der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit und Menschenrechten an die Reihe der Herrschaft und der Verirrungen gekommen. Trotz dem aber erscheint die Revolution überall als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur u. s. f.

Wir haben alle diese einzelnen Notizen über die verschiedenen Wirkungen, die die Revolution in den deutschen Köpfen hervorbrachte, zusammengestellt, um die sonderbarste von allen diesen Wirkungen in dem großen Dichter der Nation zu erklären, die außerdem unerklärlich scheinen könnte. Und wir haben vorübergehend zuletzt absichtlich Forster erwähnt, um den Abstich zwischen den Handlungen und Urtheilen eines praktischen Mannes und eines Poeten den großen Ereignissen der Geschichte gegenüber recht fühlbar zu machen. Göthe sah diese große Tragödie der Zeit durchaus nur als eine zufällige Begebenheit, als nackte menschliche Willkür an, die Forster für einen Akt des Weltschicksals erklärte; es hätte nahe gelegen, daß jener Dichter aus der Entfernung und persönlichen Unberührtheit dieses Urtheil gefällt hätte, und dieser Praktiker, der die Hände im Spiel hatte, jenes andere. Diese pragmatische Ansicht war auch Forster'n keineswegs fremd, noch ihre theilweise Wahrheit verhüllt. Er wußte wohl, wie unbehülflich die Vernunft ist, wenn sie sich in der Nähe der Geschichte ein Urtheil bilden soll; er sah, daß die größten Revolutionen der Welt in der That oft an sehr dünnen Fädchen hängen, und daß in gewisser Hinsicht Jeder Recht hat, der nach Belieben aus vielen Ursachen zu Erklärung irgend einer geschichtlichen Erscheinung die erste beste herausgreift. Aber doch erinnerte er vorsichtig, was Göthe wohl hätte bedenken sollen, daß unter den vielen Beurtheilungen der Geschichte verschiedene Grade des Sinnes und des Gesichtskreises stattfinden, daß der Eine vor dem Andern Gemeinschaft mit der wirkenden Welt und Empfänglichkeit voraus hat; und er empfahl die goldene und bewährte Regel, die Göthe diesen Zeitereignissen gegenüber ganz vergaß, daß man große Begebenheiten nicht von geringfügigen Ursachen herleiten müsse. Er ließ dem seine Freude, der den Samen der Revolution im Faubourg St. Antoine entdeckt zu haben meinte, und dem Physiker, dem ein Fläschchen mit nasser Eisenfeile die Lavaströme des Vesuvs erklärt; nur wünschte er es erlaubt und vorbehalten, daß sich ein tieferer Forscher nicht so leicht befriedigen lasse. Göthe überließ diese tiefere Betrachtung Andern. Er selbst war für alle Geschichte völlig blind, wie schön er auch die große Lehrmeisterin und Mutter der Weisheit in dem Satze gepriesen

hat: daß wer eine Anlage habe, klug zu werden, es nächſt dem Leben in der Geſchichte werden möge. Was Göthe'n von Anfang an mit der Geſchichte hätte vertraut machen können, wäre eine kühne, künſtleriſch bildende Konſtruktion ihres Gebäudes geweſen, das der Phantaſie erfaßlich geweſen wäre. Ein hiſtoriſcher Buffon, der ihm die moraliſche Welt zurechtgelegt, ein Epos der Geſchichte, ein großes Drama des Weltgeſchicks entworfen hätte, hätte ihn für das Ganze der Menſchheit mehr intereſſiren, hätte ihm die Größe des handelnden Menſchen näher rücken können, als es nun geſchehen iſt, und dieſes Intereſſe hätte ihn unſtreitig für höhere Gattungen der Poeſie geſtimmt, hätte ſeine großen Gaben auf größere Stoffe gelenkt, wo er ein ihrer ganz Würdiges leichter hätte zu ſchaffen gehabt. So aber vertheilte er ſich auf die Naturkunde, welche die allgemeine Thätigkeit in Europa mitriß, ehe die politiſche Welt aus ihrem Schlafe erwachte; er gab ſich ganz der Kunſt hin, und wollte, das Leben im Gedichte vorwegnehmend, von der andrängenden Wirklichkeit nicht geſtört ſein. In ſeinem innerſten Weſen entging ihm das, was Forſter'n zu jedem Opfer geſtimmt hätte: die Theilnahme an der Menſchheit und ihrem Geſchicke, ohne die kein hiſtoriſches oder politiſches Talent beſtehen kann. Ihn intereſſirte nur der Menſch, die Menſchen ließ er gewähren; er dachte von den Maſſen geringſchätzig, verſchieden von Herder und Schloſſer, die wahrer und treffender in dem Ganzen der Menſchheit ihre Würde ſuchten. Das beleidigte Niebuhr und ſeine künſtleriſchen Freunde ſo in Göthe's Reiſebriefen, daß er Italien ſo ohne Liebe geſehen und ſein Herz verhärtet hatte; ſie überſahen im Eifer die große Wärme, die ihn innerlich der Kunſt und Antike gegenüber durchdrang, und vergaßen die großen Dichtungen, die er dort vollendete; ſie gedachten nur, wie er an der Menſchheit kalt vorüberging, und wie er dort ſeinen Großkophtha vorbereitete, und Anderes, „was die große und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt.“ Wirklich liegen die Spuren in jener Reiſe nur gar zu deutlich, wie verächtlich er die Menſchen ſchon anſah, als er den italieniſchen Boden betrat. Aus dieſem Sinne hatte er damals ſchon die ariſtophaniſchen Vögel behandelt; dieſe Bezeichnung für die Menge kommt ihm gar nicht aus dem Munde. Wer die Vögel belügt und verſchlechtert, das ſei, ſagte er ſchon bei Gelegenheit in Oberitalien, ihr Mann; und gewiß war das Leben unter der entarteten italieniſchen Nation nicht geeignet, ihn von ſeiner Menſchenverachtung zu heilen. Ihre alte Größe und Herrlichkeit wollte er nicht kennen, die energiſchen Charaktere des alten Rom waren ihm unheimlich, vor dem Römerpatriotismus kreuzigte er ſich, ſelbſt die Geſchichte von

Griechenland hatte für ihn wenig Anziehendes. Indem er sich in Italien ganz in die Kunst einlebte, legte er den Sinn für die Geschichte und das praktische Leben unbewußt immer entschiedener ab. Die Kunst hat es eigen, daß sie, wie die Naturbetrachtung, den Menschen stille, ruhig und friedlich macht. Ihn nun hatte sie ganz mit ihrer Würde durchdrungen; ihr Studium war für ihn die Befriedigung einer lang genährten Sehnsucht. Sie füllte ihn ganz aus, sie wies ihn nur auf sich, sie bemächtigte sich aller seiner Wünsche, sie gab ihm die Gegenstände, über die hinaus er nichts möglich dachte, und das Verhältniß, in das er sie zu seiner Betrachtung und Bewunderung der Natur setzte, erhöhte ihm die Würde derselben noch mehr[82]). Jetzt kam er nach Deutschland zurück, und gerade nun brach die Revolution aus. Sie riß plötzlich die Bewunderung der Menschen auf einen andern Gegenstand, dem sich Göthe nicht gewachsen fühlte; sie zerstörte das Privatleben und dessen alte Gemüthlichkeit; sie warf ihn aus dem tiefen Frieden eines Landes, das ganz mit den elegischen Eindrücken einer ungeheuern Ruine erfüllt, in das bewegte Leben des Krieges, er machte die berüchtigte Campagne selbst mit, in deren Charakter seine Schilderung so vortreffliche Blicke werfen läßt. Der Sohn einer freien Stadt, die dem großen politischen Leben entfremdet war, eines Landes, das in der Blüte der Wissenschaften stand, der Diener eines guten Fürsten, der Mann des Friedens, wie sollte er nicht von diesem grellen Wechsel der Verhältnisse ganz erschüttert worden sein? Einen Ueberblick politischer Verhältnisse hatte er nie sich zu eigen gemacht; Zeitungen waren von ihm und seinem engen Kreise entfernt; weder Friedrich, noch Katharinens Türkenkriege, noch Corsica und Amerika hatten ihn weiter gefesselt, als sie die größere Gesellschaft berührten. Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatte daher die Halsbandgeschichte einen fast unbegreiflichen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte „die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer verwünscht, und sich über

82) Wie weit unter der künstlerischen Schöpferkraft Göthe die praktische des Staatsmann's sah, sprechen ungemein bezeichnend ein Paar Worte von ihm an Eckermann aus, in denen er sie zwar höher zu heben scheint. Etwas komischer und feiner Charakteristisches erinnern wir uns selten gelesen zu haben, und charakteristisch nicht für Göthe allein, sondern für die ganze Denkart und Natur des deutschen Schriftstellergeschlechtes. Göthe nannte im Gespräche Napoleon einen der produktivsten Menschen, die je gelebt hätten. Und auf die großen Augen seines Jüngers fuhr er fort: „Ja ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein; es gibt auch eine Produktivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht!!“

ie Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen Zudringlichkeiten verwundert. In dem unſittlichen Abgrunde, der ſich eröffnete, erſchienen ihm die greulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung er nicht los werden konnte," wobei er ſich ſo ſeltſam benahm, daß er ſeinen Freunden, nach der Erzählung in den Jahresheften, bei der erſten Nachricht von der Halsbandgeſchichte wie wahnſinnig vorkam. Als die Revolution nun ſelbſt ausbrach, der Thron geſtürzt, der König hingerichtet war, und nach Deutſchland zu ſeinem Schrecken ſympathetiſche Geſinnungen mit dieſen graſſen Handlungen ſogar in edle Gemüther herüberdrangen, ſteigerte ſich ſein Unmuth immer mehr. Je größer die Begebenheiten wuchſen, deſto mehr verſtockte er ſich darauf, den großen Streit der Welt für einen bloßen Zank um äußere Verhältniſſe zu erklären; er wandte der Verwickelung und Löſung dieſes gewaltigen Schauſpiels den Rücken, und Alles ſchien ihm hier Willkür ſchlechter Menſchen, da er doch ſonſt in der Natur ſo völlig keine Willkür dulden wollte. Ueberall gerieth er bei Betrachtung des Weltregiments und der moraliſchen Dinge in Verwirrung, ihm war alles vereinzelte Thatſächliche unhandlich, bis es ſich zur künſtleriſchen Bewältigung verknüpfte. Da hierzu in den ganz aufs Große angelegten Begebenheiten der Revolution keine Ausſicht war, ſo leugnete er den höhern Zuſammenhang lieber ganz. Er konnte „als Dichter den rollenden Weltbegebenheiten nicht nacheilen," er konnte mit ihnen nicht zum Abſchluſſe kommen; er hatte gar keine Ahnung, was aus dem Umſturz alles Beſtehenden Beſſeres, ja was nur Anderes daraus entſtehen ſollte; ganz auf ruhige Bildung gerichtet, ganz nur in der Literatur thätig und fördernd, war er unbehaglich, daß das „Franzenthum" dieſen ebenen Weg der Kultur abſchnitt, und er trug dies Mißbehagen auf die größeſten Akte der Weltgeſchichte über, die vor ihm und hinter ihm lagen. Auch das Lutherthum war ihm ſeitdem verdrießlich, weil es einſt die ruhige Bildung zurückgeſchreckt hatte, und als die großen Ereigniſſe kamen, die das Vaterland aus Druck und Schmach erlöſten, glaubte er nicht an Erfolge, weil ſie ja von dem großen Haufen ausgehen mußten! Er wettete auf ſchlechten Ausgang, und verlor! Die ſittliche und praktiſche Bedeutung war ihm ganz gleichgültig, und er zog ſich in ein fernes Extrem zurück und trieb derweil chineſiſche Geſchichte. Ja auch nach dem Befreiungskriege trieb er einen ärgerlichen Spott mit den innern politiſchen Anforderungen in Deutſchland, wie ein Mann, der gar nicht weiß, worum es ſich handelt, der nicht begreift, „warum man die Menge fragte, was Einer hätte thun ſollen," und dem es alſo natürlicher ſcheinen mußte, daß Einer ungefragt thue, was die Menge quält

und plagt. Seit jenen Zeiten trat daher die aristokratische Vornehmheit in Göthes Benehmen vor, die seinem Herzoge selbst in ihren Anfängen so lächerlich auffiel, die ihm so viele Freunde entfremdet hat; er nahm die Kennzeichen jener Engherzigkeit an, die so leicht die Begleiterin einer „ruhigen Bildung" und einer feinsten Civilisation und Kultur ist. Er fing nun an, jenen Frieden mit der Welt zu machen, der sich zuletzt in Alles fand; und er nannte das in seinem quietistischen Alter zu historischer Ansicht gelangen, wenn man sich bei Allem beruhigte und mit Niemandem stritt. So wäre freilich des Geschichtsschreibers Geschäft, sich das Vergangene nur vom Halse zu schaffen, da er es doch wiederschaffen und wiedergeschehen lassen soll, bei welchem Geschäfte er überall die gleiche Ehrfurcht vor der Weisheit des Schicksals und vor der Freiheit des Menschen behalten wird. Nun lenkte der Mann, der einst mit dem eigenen Beispiele die Jämmerlichkeit des deutschen Kurialstils zu bannen gesucht hatte, hofmännisch ein, stellte die altfränkische Herrlichkeit wieder in alle ihre Recht her, und erzählte seinen Künstlern in den Propyläen die Schicksale der hemsterhuys'schen Gemmensammlung im unterthänigsten Respektstile: daß „Ihro des Königs der Niederlande Majestät allergnädigst durch Ihro des Hrn. Landgrafen von Hessen-Homburg Hochfürstliche Durchlaucht ihm habe vermelden lassen, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihro Besitz wohl verwahrt sei"! Wohin war dieser Dichter der Natur, der Unabhängigkeit, der Antikonvenienz endlich abgeirrt, als er den Naturdichter Hiller zurechtwies, der sich seiner schönen Königin gegenüber auch ein kleiner König fühlte, und ihr eine Viertelstunde getrost in die Augen sah! „Ein wahrer Dichter, belehrte er ihn, hätte sich in der Nähe der Majestät ganz anders gefühlt; er hätte den unvergleichlichen Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheuere Kraft geahnt, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüber stellt"!! „Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte"!! Dies heißt doch wahrlich allersubmisseste poetische Devotion und dithyrambische Ersterbung!!

Die innere Lage des Dichters bei jenem großen Ereigniß des vorigen Jahrhunderts, die im Laufe der Zeiten auf diese karrikaturartigen Aeußerungen eines Höflingssinnes führte, der dem ganzen Charakter eines geistig so gesunden Mannes unnatürlich angeklebt war, führte ihn damals unmittelbar zu einer Reihe politischer Dichtungen, die sich direkt auf die französische Revolution beziehen. Wer des Dichters Werke

chronologiſch läſe und von den Werken aus Italien plötzlich auf dieſe Gruppe überſpränge, der muß Niebuhr's obigen Ausſpruch freilich wiederholen, daß ſich des Mannes Genius hier verhüllt; er muß urtheilen, daß, wenn in jenen italieniſchen Werken aus dem zweigetheilten Dichter nur der gute Dämon redete, in dieſen nur der böſe erſcheint. Man hat Göthe'n oft den Vorwurf gemacht, daß er nicht ein nationaler Dichter geworden ſei; wir wollen in dieſen Vorwurf nicht einſtimmen. Wer ihn ausſpricht, der hängt ſich Schiller um ſo eifriger an, und doch war es auch dieſem ein armſeliges kleines Ideal, für Eine Nation zu ſchreiben, und das vaterländiſche Intereſſe dünkte ihm, wie allen unſern Weltbürgern, nur für unreife Nationen wichtig. Wir meinten in Göthe's Jugendgefühlen wie in ſeinen Alterseinſichten die Spuren gefunden zu haben, daß er Sinn und Begriff für eine nationale Poeſie gehabt hätte, wenn ihm nur ſein Volk ein Nationalleben entgegengebracht hätte. Aber ſo hatte es dieſe Seite nahrungslos gelaſſen, und welche Anſprüche hatte es alſo auf eine nationale Dichtung zu machen, das Volk, das ſich damals verließ und aufgab, ſich unwürdig treten und mißhandeln ließ? Welche Vorwürfe dürfte es dem großen Manne machen, die er ihm nicht zehnfach erwidern könnte? Hätte man ihm eine Fähigkeit des Handelns bewieſen, er hätte wohl die ſeinige bewährt, den Thaten das Würdige der Poeſie zur Seite zu ſetzen. Daß alſo Göthe damals nicht etwa in den Nothruf Gleim's und Klopſtock's eingeſtimmt hätte, das wollen wir ihm lieber zum Guten als zum Schlimmen deuten. Schwer wird es, ihn vor dem größeren Vorwurfe zu retten, daß er dem handelnden Leben überhaupt den Rücken gekehrt, und daß er ſeine Dichtung von der großen Welt der Geſchichte abgewandt hat. Denn ſie mit dieſer in Verbindung ſetzen, heißt allerdings nicht, wie er meinte, die Poeſie in die Gewitterwolken der politiſchen Welt herabziehen, ſondern es heißt nur, ſie aus der ſchalen Novelliſtik der Italiener und Spanier in die ernſten Gebiete des geſchichtlichen Epos und Dramas, aus der empfindenden, genießenden und kontemplativen Gemüthswelt des Deutſchen in die ſchaffende und wirkende verſetzen, wo Homer und Shakeſpeare groß wurden, die des heitern Aethers Beide, der erſte gewiß außer allem Streite, nicht entbehren. Griechen und Engländer hätten nicht dieſe Dichter gehabt, wenn ſie keine Thaten gehabt hätten; und es ſind immer matte Zeiten, die die Schriften vor den Thaten preiſen. Schiller, dem dieſe handelnde Welt ſtets achtbar, ſtets für ſeine Poeſie der höchſte Vorwurf blieb, konnte darum damals bei weit geringern Dichtergaben ſeine Stelle neben Göthe nehmen. Wer in der Weltgeſchichte lebt, wer in die Zeiten ſchaut

und ſtrebt, hat Göthe ſelbſt geſagt, nur der iſt werth zu ſprechen und zu dichten! Er hat es ſelbſt geſagt, daß, wer die Revolution erlebt habe, ſich in die Geſchichte hineingetrieben fühlte und das Vergangene im Gegenwärtigen mit friſchem Blicke ſah; und daher habe man jetzt größere Weltcharaktere und bedeutendere Ereigniſſe auf die Bühne gebracht. Er konnte das nur Schiller'n nachſagen, nicht ſich ſelbſt. Aber wenn uns auch hier die Einſicht in die Lage der Nation und der Verlauf der göthiſchen Bildung zu der Mäßigung ſtimmen ſollte, daß wir es nur bedauern, daß wir es nicht tadeln und ſchmähen wollen, wenn der größte Dichter unſeres Volkes an die höchſten Gattungen aller Dichtung nur geſtreift hat; wenn wir uns zufriedenſtellen, daß, der Virgil werden konnte, nur Ovid ward; daß er die Gaukler in Venedig beſang und die Könige der Erde nicht beſingen wollte, „weil er ihr Handwerk nicht begriff:" ſo müſſen wir uns doch eben dann deſto mehr verwundern und erſtaunen, daß der Mann, der die ernſte hiſtoriſche Dichtung ſo zurückſtellte, die komiſch-politiſche damals ſo eifrig ergriff, daß Er, der dem Dichter in den parteienden Bewegungen des öffentlichen Lebens die Stelle der Unparteilichkeit und Vermittlung zutheilte, und, wenn dieſe unmöglich ſei, ihm ein tragiſches Ende prophezeite, daß Er gerade ſo blind parteiiſch zufuhr, daß Er den Genius auf das Spiel ſetzte, das ihm immer ſo mißlich ſchien, und eben in dem Momente, da es am mißlichſten ſtand. Bei dieſem Entſchluſſe verlor er ſich ſelbſt und jede ſeiner alten Beſonnenheiten. Er hatte in ſeiner erſten Periode die Dinge, die ihn quälten, unmittelbar nach ihrem Verlaufe durch eine dichteriſche Kompoſition abgeſchüttelt; in der zweiten verrichtete er dieſe Operation aus größerer Entfernung mit einem weitern Inhalte; in dieſer dritten wagte er dies Geſchäft mitten in den Dingen befangen, die er nicht überſah, die er nicht ſelbſt erlebte, zu denen er kein inneres Verhältniß hatte, und es iſt daher kein Wunder, daß die Produkte dieſer Zeit in ſich ohne alles Verhältniß und Maß daliegen, und zur Nation in keinerlei Verhältniß gekommen ſind. Zuerſt, bemerkten wir ſchon oben, reizte ihn die Geſchichte des Halsbandes. Er verfolgte den Prozeß mit Aufmerkſamkeit, er ſchaffte ſich in Sicilien Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt nach altgewohnter Weiſe, um jede Betrachtung los zu werden, das Ereigniß in eine poetiſche Kompoſition. So entſtand ſein Großkophta (1792). In einer höhern Region treffen wir auf das Nämliche, was uns ſchon bei den Mitſchuldigen empören konnte. Ein gemeiner Stoff ſollte erſt in eine Oper gebracht werden, dann ward es ein Luſtſpiel, das mit Aufwand geſchrieben iſt, von dem es uns nicht

wundern kann, wenn es auf der Bühne Ekel ſtatt Lachen erregte. Forſter fällte darüber ein ſchneidendes, aber vortreffliches Urtheil. „Dies Ding ohne Salz, ſagte er, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſirt, dieſer hochadelige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe bloß höfiſche Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwiſchen dem Gedanken, daß Göthe die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten haben und ſehen wollte, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu ſehr verachtete, um es nur mit in Anſchlag zu bringen, und dem, daß der Erzbiſchof von Sevilla im Gilblas hier wieder leibhaftig vor uns ſteht.“ Während der Campagne hatte Göthe ein Mährchen entworfen, die Erzählung von einer Reiſe von ſieben Brüdern verſchiedenen Charakters, die in Verwickelung, Verworrenheit, Abenteuerlichkeit und Planloſigkeit ein Bild von den damaligen Zuſtänden abgeben ſollte. Er kehrte alſo auch wieder zu den wunderlichen und wilden Entwürfen ſeiner Jugend zurück, und ſeine geordneten Kunſtgebilde, ſeine Iphigenie nur zu leſen, war ihm damals ganz unmöglich. Wäre er doch wenigſtens während dieſer peinlichen Seelenlage in dem Aſyle ſeiner Naturforſchungen geblieben. Er hatte 1790 als Herzenserleichterung die Metamorphoſe der Pflanze geſchrieben; er trieb ſeine anatomiſchen Studien in Schleſien weiter; er fiel auf die Farbenlehre, an die er ſich wie an einen Balken im Schiffbruch klammerte, und er gab 1791 und 92 zwei Stücke optiſcher Beiträge; als er 1792 den Feldzug nach Frankreich mitmachte, begleitete ihn Fiſcher's phyſikaliſches Wörterbuch und ſeine chromatiſchen Arbeiten. In dieſe vertieft, lebte er mitten in den größten Bewegungen als ein Einſiedler, mit ſich ſelbſt vergnügt; aber es duldete ihn nicht in dieſer Rückgezogenheit; ſein heimlicher Aerger über die unruhige Zeit mußte zu Tage, er gab ſeine Paradoxen über die Politik zum Beſten und ſpielte das böſe Prinzip. In inneren Zerrüttungen wollte er guten Humor erzwingen, und das ſpiegelt ſich in den Poeſien dieſer Zeit vortrefflich ab. Wie widerlich iſt es, in dem Bürgergeneral (1793) große, oder doch ſchreckliche Stoffe in einer ſo kleinen, niedrig komiſchen Art behandelt zu ſehen, die zum Ernſt zu oberflächlich, für den Spaß zu herb iſt. Und wenn Göthe die Schnäpſe auf die Bühne brachte, was ſollten die Anton Wall thun? So leugnen wir auch nicht, daß uns faſt behaglicher zu Muthe iſt bei dem leidenſchaftlichen Sturme, der Wildheit, Grauſamkeit, Blutgierde und dem Kannibalismus, den damals die Iffland und Kotzebue in Revolutionsſtücken (wie die Kokarden und Aehnliches)

auf die Bühne brachten, als in Göthe's Aufgeregten (1793) hier ist keine Kraft und kein Saft, am wenigsten wo der unpa Dichter die Seite des Demokratismus abschildert. Die ehrbaren schaften der starken, kernigen, rechtlichen, aber nie billigen ur giebigen Aristokraten sind mit Wärme hervorgehoben; die Ve des Demokratismus soll spurweise etwas von Kraft und Schw an sich tragen, fällt aber doch über eine Kontusion ihres So Ohnmacht. Reineke Fuchs gehört in eben diese Zeit. Er sagt Göthe, zu rechter Zeit begegnet. Er habe sich aus dem Unheile zu retten gesucht, indem er die ganze Welt für nichtswü klärte. So kam ihm diese unheilige Weltbibel gerade recht zur Hätte er sich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritte sättigen müssen, so sei es ihm erheiternd gewesen, in den Hof- u gentenspiegel zu blicken: denn trüge auch hier das Menscheng seine ungeheuchelte Thierheit ganz natürlich vor, so gehe doch wenn nicht musterhaft, doch heiter zu, und der gute Humor fü nirgends gestört. Zum Glücke ahnte das Publikum den Sinn ni dem diese Arbeit entstand, wie es auch nicht merkte, daß es form schlechtgerathene Uebung im Hexametermachen war; und so if Werk die willkommene Erneuerung eines der edelsten Produkte älteren Literatur geworden, das in seinen alten Gestalten der M zugänglich geworden war. Die Anwendung aber, die Göthe von Gedichte machte, muß im höchsten Grade beleidigen. Den unsch Humor einer einfachen Zeit, die im Grunde das intrigante Wese hier geschildert wird, erst im Werden sah, an eine Zeit halten, von dem Uebermaße desselben, das sich in Jahrhunderten furcht gehäuft hatte, zu befreien suchte, mit lächelnder Behaglichkeit die lichen Uebel der Gesellschaft beleuchten, die keine bitterste Invektiv satirischen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruh heilen konnten, dies muß beleidigen. Aus einer früheren Perio in der Satire auf dem Hintergrunde einer kindlich einfältigen Thorheit und Schlechtigkeit vergrößert ihr Spiel treibt, rückte dieses Gedicht in eine ganz andere Zeit, wo die Satire auf dem einer verschwundenen goldenen Vergangenheit das Gemälde der wärtigen Verderbniß aufziehen mußte, und er schob daher hier Stellen ein[83]), die dem Geiste des alten Werkes ganz widersp

83) So wird z. B. nur von den Pfaffen dort, und nur von einem gewiss der Pfaffen ein so übles Bild entworfen, wie in einigen göthe'schen Versen Allgemeinheit:

inderte den Ton, wie es der Ueberlieferung nicht gemäß iſt. Sehr
bemerkt Göthe in den Ausgewanderten, die gleichfalls in
ahr 1793 fallen, daß ein großes Unglück in der Welt gewöhnlich
ächerlichen oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Um-
n begleitet ſei. Das Ueble aber iſt, daß Göthe, wo er dieſer Er-
ng den Stoff zu einem Gedichte abgewinnen will, überall das
ück ſelbſt und nicht blos die begleitenden Umſtände in den Kreis des
lichen hereinzieht; und dies merkt man überall aus der Behand-
dieſer damaligen Produkte heraus, die mehr bitter und verſteckt,
eiter und offen iſt. Mit der Zeit indeſſen, als der erſte bittere Ein-
ſich etwas verſüßte, trat eine andere Stimmung in Göthe ein, und
hr eine veränderte Gattung von Werken. Er reſignirte; und ſeine
nation hatte zwei Seiten wie jede. Wer die Wirkungen ſolcher
mein ſchreckenden Begebenheiten auf die Menſchen kennt, der wird
nden, daß ſich leicht engere Kreiſe zuſammendrängen, wo dann bald
ſinn und Lebensgenuß obſiegt, bald tiefere Betrachtung der ſittlichen
r des Menſchen veredelnd hervortritt und ernſter und in ſich gekehrter
t. Des Thucydides und Villani Schilderungen ſolcher Zeiten nicht
, ſondern ihre Werke ſelbſt, dann Boccaccio und das letzte Schrift-
Machiavelli's ſind Produkte, die ſolchen Zeiten und dieſen getheil-
ſtimmungen angehören. Auch Göthe bietet uns für beide Seiten
Zuwachs. Die Ausgewanderten erinnern viel an das Dekameron,
uch Einzelnes im Meiſter ſcheint uns hierher zu gehören. In den
llen der Ausgewanderten finden wir neben manchen reizvollen
derungen ſchon hereinſpielend den Hang zum Ahnungsvollen und
ſelhaften, der weiterhin in Göthe zu überwiegen anfing, und es
nen Charaktere, die in ihrer ganzen Anlage ſchon an die natür-
Tochter erinnern. Auch dieſes Stück, zwar weit ſpäter (um
) entworfen und (1804) erſchienen, gehört noch in den Kreis der
ie Revolution bezüglichen Werke. Die Müdigkeit ſtatt der früheren

---

Doch das Schlimmſte ſind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch Jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, im mäßigen Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder
Alles zu, und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.

Frische der Weltbetrachtung, die Rückhaltung statt des früheren Dranges der Mittheilung, die Gegenwirkung des Quietismus gegen die alte Lebenskräftigkeit ist hier schon ganz herrschend, die in den Ausgewanderten und im Meister zuerst spurweise erscheint. Mit diesem neuen Charakter seiner späteren Werke entfremdete sich Göthe dem Volke, und machte sich dagegen engere Freunde in engeren Kreisen. Herder'n gefiel diese gereiftetste Frucht eines tiefnachdenkenden Geistes, der die ungeheueren Begebenheiten der Zeit still im Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe. Aber die Nation achtete nicht auf diese Silberbleistiftzüge, und behielt die groben Striche der Jugendwerke Göthe's lieber. Welch einen Weg haben wir zurückgelegt, welche grundtiefe Veränderungen haben wir in unserm Dichter erlebt, wenn wir von seiner ersten revolutionären Staatsaktion, dem Götz, zu dieser herüberblicken! Wie ist der offene Dichter versteckt und heimlich geworden! Der kecke knappe Maler der Sitten wie breit und eintönig in diesem Stück, das auf 15 Akte berechnet war und das Publikum schon in den 5 vollendeten langweilte! Welche andere Denkwürdigkeiten hatten ihn damals zur Dramatisirung gereizt als jetzt. Wie wenig scheute er sich damals vor den grausamen Szenen der Rebellion und den starken Charakteren solcher Zeiten, da er noch ganz auf der Thätigkeit der menschlichen Natur weilte, die im Egmont schon den halben Raum der Diplomatie abtreten, und jetzt der Diplomatie völlig weichen mußte! Wie offene breite Wirkungen machten die Dichtungen jener Jahre gegen diese, die, kalt wie sie war, kalt aufgenommen ward! eine Wirkung, die der innern Beschaffenheit des Werks genau entsprach und gewiß nicht, wie Göthe meinte, von der voreiligen Veröffentlichung des ersten Theiles herrührte. Wir erinnern an den Aufruhr, den sein Götz in Deutschland machte, wo er die ganze Jugend aufwühlte, und wollen des Gegensatzes wegen anführen, wie die natürliche Tochter auf die Frau Herder wirkte, was besser als jedes Urtheil den Charakter des Stückes bezeichnen wird. Sie war, wie Herder selbst, entzückt über diese Schilderung des Kampfes menschlicher Verhältnisse mit den politischen, in der das gräßlich Herzlose der Stände und ihre Verworfenheit dargestellt sein sollte. Sie nannte es ein klassisches Stück, das höchste, was Göthe gab, ein Stück wie Nathan, aber wärmer, vielseitiger, ein Kunstwerk, vor dem Schiller's Irrlicht schwinde. Aber Knebel urtheilte ihr entgegen, und es traf sie plötzlich die Wahrheit, daß Laster und Greuel hier so mit einschmeichelnden Worten umhüllt und in ein so mildes und sanftes Licht gerückt sind, als ob die unnatürlichsten Menschen alle Engel wären. Sie fürchtete nun, der Dichter habe das

Ganze nicht zu Gunſten der Menſchlichkeit, ſondern der Stände angelegt. Sie ahnte was von jener hiſtoriſchen Anſicht, der das Geſchehende Alles recht iſt. Sie kam ſich nun wie ein Lamm vor dem Wolfe vor, und wünſchte zu ſtreng den Teufel mit ſeinem Talente zur Hölle. Kurz ehe Göthe dieſes Drama zuerſt entwarf, entſtand das kleine Epos Hermann und Dorothea, das gleichfalls auf den Grund der politiſchen Zeitgeſchichte gezogen iſt, und das die reine und edle Seite ſeiner Reſignation darſtellt. Aber dieſes Werk, das uns leicht alle die übelgerathenen Werke, die wir bisher erwähnt haben, vergüten kann, wäre nicht entſtanden ohne die wohlthätige Einwirkung Schiller's, mit dem jetzt Göthe in nähere Verhältniſſe kam, der ſeinen erſtorbenen Schöpfungstrieb erhöhte und vorübergehend ihn in ſeine edlen Beſtrebungen mitriß. Wir haben daher zunächſt nach dieſem zu blicken, um zu finden, in welcher Lage er war, als ſich das engere Bündniß zwiſchen Beiden knüpfte.

2. Philoſophie. (Schiller.)

Indem wir nun noch die Berührungen unſerer vielfach beeinträchtigten Dichtung mit der im Anfang der 80er Jahre wieder auflebenden Philoſophie angeben wollen, haben wir es in aller Hinſicht bequemer, als bei den bisher beſprochenen Fächern, die Grenzen zu finden. Wenn die kantiſche Philoſophie, die allein dem Zeitpunkte angehört, mit dem wir eigentlich ſchließen wollen, nicht ſo durchaus kritiſch und rein wiſſenſchaftlich wäre, ſo würde ſie gleich anfangs auf die Produkte der Einbildungskraft unmittelbar übergewirkt, es würden ſich in der Poeſie jener Jahre ſolche Einflüſſe gezeigt haben, wie ſie früher der realiſtiſche und nominaliſtiſche Scholaſticismus auf die gnomiſche und myſtiſche Lehrrichtung des Mittelalters, und wie ſie ſpäter mehr die aus der kantiſchen gefolgerte Philoſophie ſeiner ſelbſtändigen Schüler auf manche Dichtungen der Romantiker geübt hat. Solcherlei Wirkungen aber laſſen ſich ohne Zwang nicht in den Verhältniſſen der erſten und ächten kantiſchen Lehre zu unſerer Poeſie nachweiſen; kaum haben wir oben einige dürftige Polemik in äſthetiſchen Formen gefunden, die einer Erwähnung nicht recht würdig war. Wir behalten daher nur einen mittelbaren Einfluß übrig, der dem Charakter dieſer Philoſophie durchaus angemeſſen iſt. Sie unterwarf, wie alle Gegenſtände der eigentlichen Philoſophie, ſo auch die Grundſätze der Aeſthetik einer kritiſchen Unterſuchung; ſie gab dadurch Anlaß zu einer ganz neuen Begründung dieſer Wiſſenſchaft, die

wir Schiller'n verdanken. Auf deſſen Poeſien hatte dieſe philoſophiſche Thätigkeit weniger poſitiven als negativen Einfluß. Sie lehrte ihn die Kluft zwiſchen dem ſchaffenden Dichtungsvermögen und der künſtleriſchen Einſicht erſt recht kennen, die auszufüllen mehr das inſtinktartige Beſtreben ſeiner eigenthümlichen Dichternatur war, als ein Ziel, das ſeine reifen äſthetiſchen Ueberzeugungen in Ausſicht genommen hätten. Seine eben ſo geiſtige als phantaſiereiche Natur wies ihn dahin, ſich von der Thätigkeit ſeiner dichtenden Kräfte Rechenſchaft zu geben, und dies drückt den gefährlichen Höhepunkt aus, wo die Poeſie von dem Baum der Erkenntniß brach, und von wo an für die nächſte Zeit ihr Fall unvermeidlich ſchien. Wie wenig wir daher auch dem Gange der äſthetiſchen Wiſſenſchaft folgen wollen, ſo macht es uns doch der geſchichtliche Verfolg unſerer Dichtung an ſich zur Pflicht, dieſen bedeutſamen Zeitpunkt genau ins Auge zu faſſen, und um ſo mehr, da er gleichſam den Schluß ſtein zu dem Gebäude unſerer Dichtung ſetzt, den wir von Anfang an ins Auge gefaßt hatten. Denn das Princip des Schönen und das Grundgeſetz der Kunſt konnten auf befriedigende Weiſe auch aprioriſch nicht anders als in einer Zeit gefunden werden, die die Kunſt zu einem reinen Standpunkte zurückgeführt hatte; und die Epoche, wo ſich unſere Dichtung dem ächten Kunſtcharakter am meiſten näherte, war bei unſerm erſten Ausfluge unſer letztes Ziel. Daß ſie ſich ſelbſt dieſes ihres Höhepunktes bewußt ward, war ein Ueberſchuß, den wir aus unſerer philoſophiſchen Bildung in die poetiſche herübertrugen; ein Reichthum, den keine andere Poeſiegeſchichte ſo leicht wird aufweiſen können. Dieſe Bewußtheit iſt das natürliche Zeichen der Vollendung einer Dichtung, die in einem Volke genährt ward, das mit ſeiner Geiſtesblüte in das männliche Zeitalter der Welt fällt, das zur Wiſſenſchaft mehr geboren iſt als zur Kunſt, das keine poetiſche und keine politiſche Periode von Bedeutung durchgemacht hat, ohne ſie mit einer entſprechenden philoſophiſchen zu begleiten.

Unſere Betrachtung darf ſich diesmal einfach an zwei einzelne Männer heften, an Kant und Schiller. Auf Kant's Lehre, ihren Sinn und Werth, und auf die Bedeutung einzugehen, die jene große, durch ſie veranlaßte Revolution auf das geiſtige Leben in Deutſchland gehabt hat, iſt unſeres Amtes und Berufes nicht; dies iſt kein Gegenſtand, der als ein Nebenwerk behandelt werden kann und darf, und doch nur als ein ſolches in einer Geſchichte der Dichtung behandelt werden dürfte und könnte. Wir laſſen daher das Syſtem und das Schulartige bei Seite, und ſuchen nur mit einigen Strichen, die für ſich nichts bedeuten wollen,

den Augenpunkt zu bezeichnen, aus dem man, auf dem Wege der Dichtungsgeschichte begriffen, den königsberger Philosophen betrachten würde; und wir versuchen dabei uns lieber nach jenen Gesichtspunkten zu verständigen, die uns bisher schon geläufig wurden, als daß wir unsere Leser plötzlich in eine fremde Terminologie hineinzwängen. Wir erinnern daher, um Kant's allgemeine Verhältnisse zu den Bildungen und Charakteren der Zeit anzugeben, an jenes von Lessing begriffene Bestreben der Zeit, in alle geistige Thätigkeiten, in die Gattungen der Dichtung, in die Grenzorte der Kunst und Wissenschaft, in die Grundsätze der Religion und des Lebens eine reine Scheidung zu bringen. Auf diesem Wege haben wir die Poesie zu reinen Gattungen gelangen, wir haben sie von lehrhaften Zwecken sich lossagen sehen. Wir haben gefunden, wie die Religion von dem Verbande mit der Dichtung freigemacht ward; wie sich das Lehramt der Schule von dem der Kirche trennte; wie der Pädagog selbst wieder reinere Wissenschaft zur Basis seines Berufes suchte, wie sich die Geschichte aus dem Zwange der Theologie löste. Ganz in einen solchen Zustand der Reinheit trat nun auch die Philosophie durch Kant zurück. Welcherlei Philosophie vor ihm in Deutschland herrschte, lag uns im Verlaufe unserer poetischen Geschichte vielfach nahe zu beobachten. Was von Leibnitz übrig geblieben war, eigentliche Spekulation und alles Spiritualistische trat seit der Zeit, daß man sich an Wolf's abgenutztem System und an der Herrnhuterei gesättigt hatte, völlig in den Hintergrund. Die englische Philosophie, die sich auf dem Lockischen Empirismus aufgebaut hatte, griff in Deutschland eben so mächtig um sich, wie alle englische Poeten und Theologen des 18 Jahrhs. für die deutsche Bildung von den größten Anregung waren. Als Mendelssohn und Garve auf der Höhe der deutschen Philosophie standen, und Wieland den großen Bund zwischen Weltweisheit und Dichtung schloß, spiegelte man sich selbstgefällig in dieser Philosophie des Menschenverstandes, die nicht in der Metaphysik ihren eigentlichen Zielpunkt sah, sondern in der gesunden Beobachtung der menschlichen Verhältnisse, nicht in strenger Spekulation ihre Methode suchte, sondern in gemeinverständlichen Erörterungen, die nichts zu denken übrig ließen, nicht in der Folgerichtigkeit des Systems ihren Werth fand, sondern in ansprechenden, eklektischen Wahrheiten, nicht den gesunden Menschenverstand und Lebensakt des Weltmannes und die eigentliche Philosophie wie praktische Rechnung und wissenschaftlichen Probekalkul auseinanderzuhalten, sondern in eins zu vermengen strebte. Eine Philosophie dieser Art mußte bei dem allgemeinen Zustande der

damaligen deutschen Bildung außerordentliche Nahrung finden. Eine Welt, die von großen Naturforschungen in Erstaunen gesetzt ward, deren Neigungen und Leidenschaften durch die herrschende Empfindsamkeit alle auf die Verhältnisse von Menschen zu Menschen gespannt wurden, deren sinnliche Kräfte durch ein erfrischtes Naturleben geweckt waren, die ganz in den Anschauungen einer neu geborenen Kunst lebte, eine solche Welt konnte nicht Sinn haben für dürre Abstraktionen und streng gesonderte Wissenschaft, bis man sich in jener Richtung übersteigert und so einen Uebertritt in ein entgegengesetztes Extrem vorbereitet hatte. Während in Deutschland diese heftigen Erschütterungen der Gemüthswelt von Poesie und Kunst, von menschenfreundlicher Gutmüthigkeit und Lebensweisheit ausgingen, hatte sich Kant ganz im Stillen in Königsberg gebildet, wo Friedrich II. um die Zeit seines Regierungsantritts noch nichts von schöner Wissenschaft entdeckte, als Quandts geistliche Beredsamkeit, wo er die Materie so sehr vor dem Geiste herrschen fand, daß er nie erwartete, einen Strahl höherer Bildung dorthin dringen zu sehen. Kant war von Allem, was eine Entwickelung der Sinne und der Einbildungskraft begünstigte, ganz entfernt geblieben. Zwischen der frühe im Jahrhundert abgestorbenen wolfischen Philosophie und seiner eigenen spät ans Licht getretenen hielt er gleichsam im Verborgenen ein Band geknüpft; von den Aufregungen der Dichtungsperiode blieb er ganz unberührt. Daß er dies über sich vermochte, zeigt den wahren Preußen, den ächten Sohn des Nordens, der in der Regel an den feineren Gemüthsregungen des Süddeutschen nur entfernteren oder nur erzwungenen Antheil hat. Wer es will, kann Kant überall als ein Glied in jener Kette der preußischen Aufklärer sehen, die den heftigen Gegensatz der Poeten und Enthusiasten und Aller, die an die Kräfte des Gemüths glaubten, hervorriefen. Die Hamann, Wieland, Göthe, Herder, Klinger waren daher alle von ihm abgeneigt, und der philosophische Vertreter dieser Klasse, Jacobi, war der natürlichste Gegner von Kant. Früh gesättigt an dem Pietismus, der in seiner Vaterstadt und an der Universität herrschte, hat sich Kant überall im Gegensatze gegen denselben entwickelt: die verständige Richtung gegen allen Geisterglauben und gegen die Kraft des Gebets, seine nüchterne Ansicht von aller Kunst und namentlich von der Musik, der ganze kritische Charakter seiner Philosophie, seine Abneigung gegen den geistlichen Stand, seine äußeren geselligen Gaben und praktischen Lebensansichten zeigen ihn überall auf der Seite seiner berliner Landsleute, mit denen er auch die Anfechtungen wegen seines religiösen Freisinns zu theilen hatte; nur daß Er seine

Uebermacht des Verſtandes ganz auf Ein großes Werk, die Wiedergeburt reiner Wiſſenſchaft, verſammelte, die jene auf Einzelheiten zerſtreuten. In tiefer Eingezogenheit förderte er dies Werk, ungeirrt durch äußere Zurückſetzung, und er trat in einem Alter auf, wo ohnehin der Geiſt über das Sinnen- und Gemüthsleben die Oberhand erhält[84]). Von dieſer Herrſchaft über die äußere Sinnenwelt, von der Meiſterſchaft ſeines Geiſtes über alles Körperliche, ſeines Willens über Gefühle und Leidenſchaft, von dieſem Stoicismus, der im äſthetiſchen Sinn, Empfänglichkeit für die feineren Bedürfniſſe des Gemüths, den Schmelz der ſchönen Natur nur ſtellenweiſe übrig ließ, iſt Alles in Kant's Leben und Schriften durchdrungen. Wer daher ſein Syſtem als ſolches, innerhalb der Schule, charakteriſirt, bringt es in Gegenſatz gegen den lockiſchen Senſualismus. Angeregt durch Hume's Angriff auf die Metaphyſik, der ſich an die empiriſche Herleitung des Begriffs der Kauſalverbindung angeknüpft hatte, ſuchte er das Reinvernünftige dieſes Begriffes zu retten und forſchte nach dem ganzen Vorrath der übrigen aprioriſchen Begriffe. Er drehte das empiriſche Syſtem, wie er ſelbſt anführt, nach der Analogie ſeines großen Landsmannes Kopernikus herum, und hoffte eine metaphyſiſche Wiſſenſchaft feſter zu begründen, wenn er annahm, daß ſich die Dinge außer uns nach den Geſetzen unſeres Erkennens richten, als umgekehrt dieſes nach jenen. Uns, die wir immer die Wirkungen auf das Leben und die Verhältniſſe zu der hiſtoriſchen Umgebung im Auge haben, liegt es näher, das Ganze der kantiſchen Lehr- und Lebensſätze gegen die herrſchenden Bildungen in Deutſchland, als gegen die engliſchen Syſteme zu halten. Und hier iſt es von erſtaunlichem Intereſſe, wie er mit der Begründung einer reinen Wiſſenſchaftslehre den Entwickelungen der Kunſt ſich zur Seite lagerte, mit der Strenge ſeiner Moral der nachſichtigen Grazienphiloſophie Wieland's und der Anakreontiker einen Damm entgegenwarf, wie er mit dem Aufruf der menſchlichen Freiheit der vegetativen und ſenſualen Lebensweisheit entgegentrat, die aus einer Poeſie, wie die göthiſche, nothwendig folgte, wie er der laxen Empfindſamkeit, der Ueberſchwenglichkeit des Gemüthslebens gegenüber den Geiſt rüſtete und auf dieſe Weiſe

84) „Sollte nicht Manches von Dem, was Kant lehrt, zumal in Rückſicht auf das Sittengeſetz, Folge des Alters ſein, wo Leidenſchaften und Neigungen ihre Kraft verloren haben, und Vernunft allein übrig bleibt? Wenn das menſchliche Geſchlecht in ſeiner vollen Kraft, etwa im 40ſten Jahre ſtürbe, was für Folgen würde dies auf die Welt haben?"

Lichtenberg.

dem deutſchen Leben neue Richtungen gab, die das Geſetz des moraliſchen Gleichgewichts nöthig machte. Wenn ſeine oft wiederholte Vergleichung mit Sokrates einen Sinn haben ſoll, ſo muß ſie von dieſem Punkte ausgehen. Und von hier aus erklärt es ſich, ganz abgeſehen von Kant's Beſchäftigung mit der Aeſthetik, warum gerade Schiller ſo viele Vorliebe für die neue Philoſophie faßte, der ganz denſelben Gegenſatz des Geiſtes gegen die göthiſche Naturtheorie innerhalb der Dichtung ſelbſt ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit Kant gebildet hatte. Daſſelbe dunkle Gefühl, das Göthe'n gegen Schiller ſtimmte, hieß ihm auch Kant den Rücken kehren.

Es iſt bekannt, von wie außerordentlichen Wirkungen Kant's Auftreten begleitet war. Innerhalb der Schule weckte ſeine Philoſophie den Tiefſinn ähnlicher Köpfe auf und brachte die ſpekulativen Wiſſenſchaften zu einer Blüte, die ſeither kaum ausſetzte, die am glänzendſten war, als alle übrige Welt ſich von den großen politiſchen Zeitereigniſſen feſſeln ließ, und die es bewies, wie gern die deutſche Natur von den Bewegungen der handelnden Welt eine ideelle Zufluchtſtätte ſucht. Die Philoſophie des alten Schlags war mit Einem Male abgethan, ſo ganz wie die alte Poeſie mit Göthe's Jugendſchriften. Auch ſind dieſe durch keine größere Sprungweite von den noch gleichzeitigen Galanterien Jacobi's unterſchieden, als die Kritik der reinen Vernunft von der gleichzeitigen Sittenlehre der Vernunft von Eberhard oder Campe's Beweis der Unſterblichkeit der Seele. Die erſten ſchwachen Gegner, die Meiners und Abel, die Ulrichs und Eberhard verſchwanden vor der reinen Begeiſterung unter Kant's Schülern, jener Wärme, die ſich auf die Jünger aller Philoſophie, auch anderer Schulen, bis in dieſes Jahrhundert fortpflanzte. Mit den Erſchütterungen in der Schule maßen ſich die anderen und ganz verſchiedenen, welche der praktiſche Theil der neuen Lehre in der Sphäre des gebildeten Publikums machte; die Oppoſition gegen beide Seiten mehrte den Antheil und die Bewegung. Von jener Seite her ärgerte man ſich an dem Dogmatismus der Schule, an der philoſophiſchen Rechtgläubigkeit und Unduldſamkeit, die keine Neutralität geſtattete; eben ſo ſehr mit Unrecht, wenn man dem willkürverachtenden Syſtem zumuthete, ſich mit dem getheilten Beifall der Eklektiker zu vertragen, als mit Recht, wenn man ſich an jenen, von Kant ſelbſt verachteten Eigendünkel, jene „frühkluge Geſchwätzigkeit" der Schüler ſtieß, die ihre Philoſophie bewieſen glaubten, weil ſie ſie begriffen hatten. Es iſt das traurige Erbtheil aller Schulen, daß ſich in ihnen der forſchende Geiſt ſogleich nieder- und feſtſetzt, daß ſie eine

Zunftherrſchaft gründen wollen, die wie die religiöſe Orthodoxie und der politiſche Despotismus in einen gewiſſen Kreis bannt, in dem die vom Syſtem in Anſpruch genommenen Kräfte des Menſchen ein geſchafftes Geſchäft betreiben, die übrigen aber in Unthätigkeit feiern. Denn wie bald iſt auch die Grenze der praktiſchen Anwendungen der Theorie erreicht! und wie ſehr hat hier Kant ſelbſt verrathen, daß es ſchon bei dieſer Thätigkeit nicht leicht iſt, ſich ſelber treu zu bleiben! Von dieſer anderen Seite war daher der Schrei gegen die Geſchäftigkeit ſeiner Schüler noch viel größer, die ſo viel an dem Syſteme ihres Meiſters zu- und abzuthun hatten. Von beiden Seiten ſuchte Herder, einſt ein Lobredner ſeines einſtigen Lehrers, in der Metakritik (1799) und in der Kalligone (1800) vor dem Trüben der abgeleiteten Waſſer zu warnen, indem er die Lauterkeit der Quelle ſelbſt verdächtigte, oft mit dem unſchicklichen Mittel, daß er ſie gefliſſentlich ſelber trübte. Aber dies geſchah in einer Zeit, wo die kantiſche Lehre, die mehr anzuregen als abzuſchließen geſchaffen war, die mehr Wiſſenſchaftslehre als Wiſſenſchaft ſein wollte, gerade dadurch am wirkſamſten ward, daß ſie in andere Syſteme ſich theilte, die ſelbſtändige Denker, von ihr angeleitet, auf eigenthümlichen Wegen gefunden hatten. Herder, und die ihm anhingen, ſtimmten in ihrer Polemik zu frühe Triumphe an.

Von welchem Nachtheile die Ausbreitung der philoſophiſchen Studien für unſere Poeſie nur eben dadurch war, daß die Kräfte getheilt, daß tiefere Naturen auf dies neue Gebiet gezogen wurden, die bei der Fortdauer des ungetheilten Kunſtintereſſes vielleicht der Dichtung gewonnen worden wären, daß dieſer dagegen faſt nur die Genien des erſten Ranges und die mittelmäßigen Talente des dritten treu blieben, dies können wir freilich nicht an einzelnen Fällen ausmeſſen und darlegen. Nur das Eine Beiſpiel verfolgen wir, um die Beeinträchtigung der Dichtung zu veranſchaulichen, deſto gründlicher: wie durch Kant ſich neben der poetiſchen Kunſt die poetiſche Wiſſenſchaft, die Aeſthetik, aufſtellte, wie dieſe Wiſſenſchaft erſt Schiller'n aus der poetiſchen Thätigkeit riß, wie ſie dann, zur Kunſtkritik und Literaturgeſchichte geſellt, in dem Kreis der Romantiker überall dieſen Grenzwiſſenſchaften der Dichtung anfing über die künſtleriſche Produktion ein Uebergewicht zu geben. Als Kant ſeine Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft (1790) ſchrieb, verfuhr er hier mit demſelben Purismus, mit dem er ſich ſtets dagegen erklärte, daß man die Grenzen verſchiedener Wiſſenſchaften ineinanderlaufen laſſe. Er beſeitigte mit ihr die alte Methode der Kunſtkritik und die Schule Leſſing's; ſolche Werke wie Eberhard's Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften

(1783) und Eſchenburg's Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften (1784), in denen man die einzelnen Aufklärungen, die ſich in Sulzer's, Leſſing's, Mendelsſohn's, Home's, Engel's und anderen Schriften zerſtreut fanden, mit praktiſchem Takte in ein Ganzes zuſammenreihte, konnten ſich ſo wenig wie die Aeſthetiken der Heidenreich und Dalberg (1790, 1791) neben den anregenden Unterſuchungen halten, die mit ſtrenger Folgerichtigkeit auf den Einen Mittelpunkt der äſthetiſchen Wiſſenſchaft losdrangen. Die ſpekulativen Auseinanderſetzungen dieſes Werkes ſind zunächſt gegen die auf Pſychologie und Erfahrung gegründete Unterſuchung über den Urſprung unſerer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen von Burke (deutſch von Garve 1773) gerichtet. Es iſt darin Alles, was von deutſchen Aeſthetikern, Leſſing nicht ausgenommen, geſchrieben war, gänzlich ignorirt; man müßte denn eine innere Folge darin ſuchen, daß, nachdem Leſſing die Schönheit der Kunſt zum Ziele gegeben hatte, nun Kant zeigt, was ſie ſei. Ueberhaupt aber ſpringt es in die Augen, daß Kant in einer völligen Unbekanntſchaft mit dem Standpunkte der deutſchen Dichtung war. Dies hätte, wenn nicht Schiller dazwiſchen getreten wäre, das Buch vielleicht ohne alle praktiſche Bedeutung gelaſſen. Wie ſehr hat dieſe Abtrennung nicht dem Schlußtheile deſſelben, wo die Arten der ſchönen Kunſt unterſchieden werden, geſchadet! Hier glaubt man manchmal einen ſchleſiſchen Aeſthetiker des 17. Jahrhs. zu hören, und Herder hat hier nur zu viel Stoff gefunden, in ſeiner Kalligone die Sätze, die aus dem „tonloſen Gemüthe“ ſtammten, dem Pope und Haller Lieblingsdichter waren, lächerlich zu machen, indem er Geſchichte gegen Abſtraktion ſetzt und, wenn nicht immer die rechte Parade, ſo doch die rechte Waffe zur Bekämpfung traf. Deſto unbilliger focht er den ſpekulativen Theil des Werkes an. Daß Kant ohne bedeutende Anſchauungen, mehr nur an die Begriffe früherer Philoſophen angelehnt, die das Weſen des Schönen in eine innere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit ſetzten, die nur dunkel erkannt werde, auf jene Sätze kam, welche die Kunſt von allem Bedürfniß und Nutzen, die freie Schönheit von der anhängenden trennten, welche das Weſentliche der Kunſt in die Form ſetzten, dies macht ſeiner ſpekulativen Gabe alle Ehre; es ſtellt ihn auf eigenem Wege den Ergebniſſen gleich, die Leſſing denkend, die Göthe und Wieland ausübend gewonnen hatten. Wenn ſich Herder hiergegen auflehnte, ſo geſchah es des Mißbrauchs wegen, den die romantiſchen Dichter in praktiſcher Anwendung mit der Lehre von der rein formellen Dichtung trieben, ein Mißbrauch für den doch Kant am wenigſten verantwortlich zu machen war, der die ſchönen

Künſte, wenn ſie nicht mit moraliſchen Ideen in Verbindung gebracht würden, als bloße Zerſtreuungsmittel anſah, der zuletzt das Schöne das Symbol des Sittlich-Guten, die ſchönen Künſte die Verſinnlichung ſittlicher Ideen nannte, dem wahre Propädeutik zur Gründung des Geſchmacks die Entwickelung und Kultur des moraliſchen Gefühls zu ſein ſchien, da der Geſchmack gleichſam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moraliſchen Intereſſe mache. Dieſe Sätze waren es hauptſächlich, die Schiller'n reizten. Das Zwieſpältige und Unklare darin beſtimmte ihn, das Verhältniß des Sinnlichen und Moraliſchen auseinanderzuſetzen; die anziehenden Erörterungen über das Erhabene, eine der ſchönen Stellen in Kant's Schriften, wo der ſpekulative Stamm ſich mit dem anmuthigen Grün des Thatſächlichen bekleidet, feſſelten ihn nicht minder. Die Winke, die Kant über die glückliche Vereinigung der höhern Kultur und ihres geſetzlichen Zwanges mit der Kraft der freien Natur in den Griechen fallen ließ, ein hingeworfenes Wort, daß die Kunſt, gegen das Handwerk gehalten, wie ein Spiel betrachtet werde, Alles regte einen Sturm von Ideen in Schiller'n auf, dem dieſes Gebiet bekannter war, und der ſich nun nach allen Seiten hin aus Drang und innerm Bedürfniß völlig zu orientiren ſtrebte. So kam es, daß er zuletzt ſich zu leiſten getraute, woran Kant verzweifelte: dieſer hatte ſich zur Aufgabe geſtellt, das ſubjektive Princip des Geſchmacks, als ein aprioriſches Princip der Urtheilskraft, zu entwickeln und zu rechtfertigen, er hatte ein objektives geleugnet und dies wollte Schiller in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen aufſtellen und ihn ſo thatſächlich widerlegen.

Schiller wählte in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen weder die rein abſtrakte Methode der Deduktion aus Begriffen wie Kant, noch die hiſtoriſche, mit der Herder der Geneſis unſerer Begriffe von Schönheit und Kunſt nachzugehen ſtrebte, ſondern einen gewiſſen mittleren Weg, der Jedem, der auf einer jener beiden Seiten ganz ſteht, leicht etwas zu wünſchen übrig läßt, und etwas zuzuſetzen und zu modificiren geſtattet. Er lehnt ſich auf kantiſche Ideen, aber ganz ohne allen Schulzwang; er hätte überhaupt nur durch den praktiſchen Theil Eingang zu Kant's Lehre finden können, und nur durch den, in dem er ſelber Erfahrungen gemacht hatte. Der Buchſtabe des Syſtems war ihm nicht viel näher als ſelbſt Göthe'n; die reine Spekulation, die die Form von allem Inhalt und aller Materie loszulöſen ſtrebt, lag ſeinem bildenden Geiſte ganz fern, dem die Materie und die Sinnenwelt kein Hemmniß war, ſondern der unentbehrliche Stoff, in den ſich ſein Formſinn eingrub. Kant's

Schriften waren ihm daher bis zur Erscheinung der ästhetischen Urtheilskraft, die auch Göthe nicht übergehen konnte, fremd geblieben. Nach dem fehlgeschlagenen Don Carlos hatte Schiller in mannichfachen Zerstreuungen gelebt. Ein neues häusliches Leben beglückte ihn, wie Göthe'n seine Vermählung mit der Kunst in Italien; ein neuer Beruf wies ihn auf die Geschichte, in der ihn die politischen Begebenheiten noch mehr festhalten mochten; die Wärme für Philosophie ergriff auch ihn, und wir haben jene ersten Fragmente schon erwähnt, die er zwar ohne Kant selbst gelesen zu haben, nicht aber außerhalb der Einwirkungen von dessen in die Nation gebrachten Neuerungen hingeworfen hatte. Bekanntlich zog sich die neue Philosophie nach Jena wie an einen Hauptstapelort mit Macht hin; bedurfte es für Schillern persönliche Vermittelung, so war Reinhold hier, der sie ihm entgegenbrachte. 1791 las er die Kritik der Urtheilskraft, und sie entzündete in ihm den Eifer, diese Materie unter seinen Händen zu etwas zu formen. Sein Geist, der immer seiner Selbstthätigkeit froh war und nichts Unreifes ertragen konnte, arbeitete sich in diesen Stoff ein, bis er ihn gebändigt hatte. Befriedigt also hatte ihn das kantische Werk so wenig, als mächtig es ihn ergriffen hatte; und so sagte ihm auch der Gesammteindruck von Kant's Lehre und Wesen halb zu, halb wies er ihn zurück. Ihn beleidigte jene Strenge des Geistes, die sich so wenig mit der Sinnlichkeit vertragen wollte; er war ein entschiedener Feind aller Spekulation, die die Sinnlichkeit auch nur scheinbar in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft sieht. Was auch Kant für die Verbindung und Harmonie von Realität und Form, von Sinnlichkeit und Vernunft in dem vollkommenen Menschen ganz nach Schiller's Sinn sprach, so bewirkte doch der in Beiden verschiedene Grad des unvermeidlichen Uebergewichts nach Einer Seite, daß Kant bei gleichlautenden Grundansichten einen so anziehend-abstoßenden Eindruck auf Schiller'n machte, wie dieser wieder ganz in demselben Verhältnisse auf Göthe'n, der noch entschiedener auf der Seite des Sensualismus stand. Die starre Grundsätzlichkeit in allen Theilen der kantischen Lehre schreckte die Männer der Welt und des Lebens überallhin ab. So lachte Forster des Phantoms der allgemeinen Vernunft, deren Etablirung allgemeine Ertödtung aller Geisteskräfte zur Folge haben würde; die einen anderweitigen Gebrauch des Verstandes nicht gestatten wollte, „gerade als ob sich für die transcendente Verschiedenheit der Menschen, in Absicht auf die Intensität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der koexistirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiste, der nicht alle möglichen

Kombinationen umfaßt, eben so gut eine Regel a priori entwerfen lasse, wie für das bedingte Subjektive unserer Vorstellungen, welches sich aus den allgemeinen Einschränkungen der menschlichen Natur entwickeln läßt." So nahm Wieland (nach Göthe) übel, daß in Kant's Moralphilosophie Pflicht und Recht dem humoristischen und poetischen Schwanken durch Vernunft entnommen werden sollten; und auch Schiller's feinere Natur beleidigte es, daß hier die Idee der Pflicht mit zu viel Härte und ascetischem Anstriche vorgetragen war. Er sah die Tugend mehr als Neigung zur Pflicht an, er ehrte die Forderungen der Natur, er wollte, daß der Mensch seiner Vernunft mit Freuden gehorche, er stellte sich, seiner moralischen Würde bewußt, auf die Seite der Latitudinarier gegen den moralischen Rigoristen, und griff ihn aus dieser Ansicht in Anmut und Würde, bei aller Achtung, entschieden an. Aehnlich verhielt er sich der ästhetischen Urtheilskraft gegenüber. Nirgends war hier in Schiller's Sinne der Würde der Kunst ihr Recht, dem selbständigen Werthe der Schönheit seine Ehre gegeben; ein zu männischer Geist schien sich von den Grazien zu ernsthaft abzukehren. Es beleidigte den Dichter, daß dem abstrakten Principe der Kunst gleichsam Alles zugewandt, die ausübende und ausgeübte Kunst kaum eines Seitenblicks gewürdigt war. Und nicht allein, daß er Dichter war, machte ihn dieser kantischen Methode und seinen Resultaten abgeneigt, sondern auch seine eigenen übrigen ästhetischen Studien selbst. Er hielt im Anfang der 90er Jahre Vorträge über die antike Tragödie und über Aesthetik, er las Aristoteles, er studirte Lessing und Winckelmann, und schien wenigstens die gleiche Freude und Belehrung aus deren empirischen Untersuchungen zu ziehen, als aus Kant's metaphysischen. Schon in seinen Vorlesungen trat er daher selbständig gegen Kant über, und in seinen ersten ästhetischen Aufsätzen erkannte man fast mehr die Einwirkungen jener Kunstkenner, als die des Philosophen.

Wir wollen mit möglichst kurzen Andeutungen die hauptsächlichsten der ästhetischen Aufsätze kennen zu lehren suchen, die Schiller seit 1792 in der Thalia und in den Horen bekannt machte. Der erste, der den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (1792) untersucht, macht eine Anwendung kantischer Sätze vom Erhabenen auf die Tragödie, in der wir sogleich die Großartigkeit erkennen, mit der Schiller diese Poesiegattung, und mit der er die moralische Natur des Menschen betrachtet. Die Quelle jedes Vergnügens, lehrt er nach Kant, ist Zweckmäßigkeit; das Rührende und Erhabene haben das Eigenthümliche, daß sie uns eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine

Zweckwidrigkeit voraussetzt. Das Gefühl des Erhabenen besteht nämlich aus dem getheilten Gefühle unserer Ohnmacht und Begrenzung, und unserer Uebermacht, die über alle Grenze wegspringt und sich das geistig unterwirft, woran unsere sinnlichen Kräfte erliegen; Rührung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust am Leiden. Es geht uns nun keine Zweckmäßigkeit so nahe an als die moralische; sie wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Streit mit andern Naturkräften siegt; das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur wird nur in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten, und das höchste moralische Vergnügen wird jederzeit von Schmerz begleitet sein. Die Dichtungsart also, die uns moralische Lust im vorzüglichen Grade gewähren soll, muß sich eben darum der genannten gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch Schmerz ergötzen. Dies thut die Tragödie: ihr Gebiet umfaßt alle Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit einer andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Ziel und Verdienst der Kunst überhaupt heißt in diesem Aufsatze blos zu ergötzen, zu vergnügen; ein Ziel, das größer heraustreten werde als alle moralistischen Zwecke, die man den Künsten gibt, wenn nur erst eine Theorie des Vergnügens, eine Philosophie der Kunst da wäre. Dies kündigt schon die ästhetischen Briefe an, zu denen Schiller schon jetzt den Gedanken in sich trug. Der Kunst eigenthümlicher Vorzug ist eben der: daß sie unmittelbar leistet, was die übrigen Thätigkeiten des Geistes nur mittelbar; daß sie Glück und Vergnügen, wie der Urheber der Natur, spielend, schenkend darbietet, was ihre ernsteren Schwestern nur gegen Schweiß und Mühe. Sie erreicht diesen Zweck am besten in ihrer völligen Freiheit, ohne den Zwang besonderer Zwecke. Sie wird mit dem Vergnügen, das sie gewährt, eine Quelle der Sittlichkeit, denn wie ein vergnügter Geist das Loos eines guten Menschen ist, so ist die Sittlichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüthes. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck sein, die Kunst sondert es als Hauptzweck ab. Dieser letzte Satz ist aus der Abhandlung über die tragische Kunst (1792), die sich eng an die vorige anreiht. Sie nähert auf eine mehr anwendende Weise die aus der Betrachtung des mitleidigen Affekts folgenden Resultate den aristotelischen und sonstigen älteren Satzungen über die Tragödie, und legt an einzelne Produkte und Perioden der tragischen Kunst den gewonnenen Maßstab an, wobei wir uns nicht aufhalten wollen. Auch aus dem Aufsatze über das Erhabene (1793), der in der Ausgabe der Werke verarbeitet und in zwei getheilt (über

Zathetiſche und über das Erhabene) erſcheint, wollen wir
Stellen über die Tragödie nur anführen, um zu zeigen, wie
er hier Leſſing und Winckelmann berückſichtigt; ſonſt ſuchen wir
erall auf die allgemeinſten Reſultate zurückzugehen. Die tragiſche
heißt es hier, erreicht den letzten Zweck aller Kunſt, die Dar-
g des Ueberſinnlichen, dadurch, daß ſie uns die moraliſche Unab-
keit von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affekts verſinnlicht. Nur
iderſtand gegen die Gewalt der Gefühle macht das freie Princip
kenntlich. Das Sinnenweſen muß alſo leiden, Pathos muß da
o das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun ſoll; man
icht wiſſen, ob Gemüthsfaſſung eine Wirkung moraliſcher Kraft
nn man nicht überzeugt iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfind-
iſt. Bei den Franzoſen ſehen wir dieſe leidende Natur in ihrem
rſpiele faſt nie; der Held vergißt über ſeiner Leidenſchaft den Rang
und verliert immer ſeine Menſchheit über ſeiner Würde. Der
e dagegen ſchämt ſich ſeiner Natur nicht und läßt ſeiner Sinnlich-
r Recht, weil er weiß, daß er nicht von ihr unterjocht wird. Mit
Sätzen kommt Schiller nicht allein zu demſelben lebhaften Gegen-
egen die franzöſiſche Tragödie wie Leſſing, er führt auch ausdrück-
ſingiſche Stellen aus dem Laokoon an, der ihn um dieſe Zeit viel
ſtigt haben muß. Denn gleich darauf ſieht man, wie er ſich auf
elmann und deſſen Beſchreibung des Laokoon bezieht, als ob alle
ſche Kritik bei uns ſich dieſem Kunſtwerke anſchließen wollte. Er
kelt aus der virgiliſchen Stelle über Laokoon die obigen Sätze: daß
ier, wie es bei allem Pathos ſein ſoll, der Sinn durch Leiden, der
durch Freiheit intereſſirt iſt, daß aus aller Freiheit des Gemüthes
nliche Menſch, aus allen menſchlichen Leiden der ſelbſtändige Geiſt
einen muß, daß, wo es einer pathetiſchen Darſtellung an Ausdruck
benden Natur fehlt, ſie kalt und ohne äſthetiſche Kraft iſt, und
Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſie bei aller ſinnlichen Kraft nicht
iſch iſt, und unſer Gefühl empören muß u. ſ. f. Wichtiger ſind
as dieſem Aufſatze die Stellen, wo Schiller von den eben berühr-
örterungen aus wieder auf das Thema von der Unabhängigkeit
inſt zurückkommt. Auf zweierlei Weiſe, heißt es, kann ſich die
ändigkeit des Geiſtes im Leben offenbaren: negativ, wenn der
e Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, der Zu-
einen Einfluß auf ſeine Geſinnungen geſtattet; poſitiv, wenn der
e Menſch dem phyſiſchen Geſetze vorſchreibt und die Geſinnung auf
uſtand wirkt. Dort entſteht das Erhabene der Auffaſſung, das ſich

anſchauen läßt, auf Koexiſtenz beruht, und daher allein für den plaſtiſchen Künſtler geeignet iſt; hier das Erhabene der Handlung, das (wieder nach leſſingiſchen Begriffen) auf Succeſſion beruht; auf Beides kann ſich der Dichter verbreiten. Bei dem Erhabenen der Handlung wählt der Menſch entweder das Leiden aus Achtung vor einer Pflicht, ſein Leiden iſt eine Willenshandlung, (z. B. das des rückkehrenden Regulus); oder er büßt eine übertretene Pflicht (wie wenn Regulus geblieben wäre und nachher bereut hätte); ſein Leiden iſt dann blos eine Wirkung, dort eine Wahl. In beiden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur daß es dort des Menſchen moraliſchen Charakter, hier blos ſeine Beſtimmung dazu zeigt. Dort erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, hier als ein äſthetiſch großer Gegenſtand. Daher nun ſtehen moraliſche und äſthetiſche Beurtheilung ſich entgegen, weil ſie dem Gemüth verſchiedene Richtung geben: die Geſetzmäßigkeit, die die Vernunft fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als äſthetiſche Richterin verlangt. Es wird ſich daher ein Objekt zu äſthetiſchem Gebrauch weniger eignen, je mehr zum moraliſchen, und der Dichter, der es behandelt, thut es beſſer ſo, daß nicht ſowohl unſere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſere Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freiheit iſt ſein Recht zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dies erfolgt aber, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet. Mit den vollkommenſten Muſtern ſelbſt hat der Dichter keinen andern Zweck, als uns zu ergötzen. Nichts thut dies, als was unſer Subjekt verbeſſert. Die Pflichtmäßigkeit aber eines Andern thut dies nicht, ſondern das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, die wir theilen. Die äſthetiſche Kraft liegt blos darum ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit, weil unſer äſthetiſches Wohlgefallen durch Fiktion nicht verliert, durch hiſtoriſche Wahrheit nicht gewinnt. Den Menſchen moraliſch, politiſch u. ſ. f. zu bilden, iſt ein ehrenvoller Auftrag; allein die Dichtkunſt beſorgt ihn nur mittelbar vortrefflich, unmittelbar gelingt es ihr ſchlecht; was ihr einzeln mißräth, vollbringt ſie im Ganzen; ihr Wirkungskreis iſt das Totale der menſchlichen Natur, und blos inſofern ſie den Charakter beſtimmt, übt ſie auf einzelne Wirkungen aus der Ferne Einfluß. Die äſthetiſche Wirkung beruht alſo nicht auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem der Einbildungs-

kraft, daß recht handeln möglich sei. Es ist Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, das der Einbildungskraft verengt.

In diesen Aufsätzen, die sich sämmtlich an die Betrachtung der tragischen Kunst anlehnen, und von da aus gelegentlich zu allgemeineren Kunstgesetzen sich erheben, spricht überall der Dichter, der sich selbst an dieser Gattung versucht hat, und schon wieder zu ihr zurückzukehren sinnt; wir hören den Aesthetiker, der sich in der Mitte zwischen Kant und Lessing oder Aristoteles bewegt. In Anmut und Würde (1793) redet schon mehr der ganze moralische Mensch, und einen höchst anziehenden Anhaltspunkt bilden die Stellen, wo er sich in die richtige Mitte zwischen Receptivität und Spontaneität, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, oder daß wir es gleich anschaulicher machen, zwischen Göthe und Kant stellt. Wir haben schon oben die Punkte aus dieser Schrift angeführt, worin er sich direkt und namentlich gegen Kant erklärt; die andere Stelle, worin er mittelbar, und ohne ihn zu nennen, Göthe'n im Auge hat, hat dieser selber richtig herausgefunden, und hatte in ihr einen Anlaß mehr gesehen, sich Schillern nicht zu nähern. Der Aufsatz dreht sich um die Begriffe von der Anmut, dem Ausdruck einer schönen Seele, und der Würde, dem Ausdruck der erhabenen Gesinnung. Wir wollen nicht ausführen, wie Schiller von ästhetischer Seite diese Begriffe, namentlich den der Grazie, treffender und tiefer bestimmt als Winckelmann und Wieland, bei denen wir uns schon damit beschäftigten; eine gewisse Modernität und Sentimentalität bleibt bei seiner Charakteristik der Grazie übrig, die Göthe, wenn er zu dergleichen Betrachtungen geneigt gewesen wäre, noch um einen Grad naiver und sensualer würde gefaßt haben, als Schiller. Dagegen ist uns die Tendenz des ganzen Aufsatzes desto wichtiger, die überall dahin geht, auf ein Ideal vollkommener Menschheit hinzuweisen, das die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit verlangt, das keine von beiden auf Kosten der andern bevorzugt, keine zu Gunsten der andern gedrückt duldet. Daher geht das Schriftchen im Anfang von der schönen Natur der Griechen aus, bei denen Sinnlichkeit nie blos Sinnlichkeit, Vernunft nie blos Vernunft gewesen, bei denen Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel wunderbar ineinandergeflossen sei. Daher geht es am Schlusse wieder auf das Bild vollendeter Menschheit zurück, in welcher Anmut und Würde, jene durch architektonische Schönheit (des Baues), diese durch Kraft unterstützt, vereinigt sind. Dorther fließen die beredten

Gegensätze, in die Schiller die Würde gegen die Anmut stellt; dorther der Gegensatz, in den er unwillkürlich den sittlichen Rigoristen, den würdigen Stoiker, bei dem sich der Geist als absoluter Herrscher aufführt, bei dem sich die Sinnlichkeit und Natur in einem Zustande des Zwanges, unter der Gewalt der Freiheit befindet, gegen das Naturprodukt des Genies bringt, das sich der geistigen Freiheit und Macht gänzlich begibt. Nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, so sagt Schiller von dem Genie, wird dieses mehr als erworbene Kraft des Geistes, und die gegebene Schönheit des Baues mehr als Reiz und Anmut, die Schönheit unter dem Einflusse der Freiheit, bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei all ihren Unarten als ein Geburtsadel betrachtet. Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig sorgt, sich an der Grazie ein Stütze zu schaffen, so mit dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft, so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenkes durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können: dadurch, daß es der Materie Form ertheilt, denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft und Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen und sie ebenso ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Weit wichtiger und bedeutungsvoller aber, als das bisher Genannte, sind die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795), eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur besitzt. Dies ist nicht mehr Vorarbeit und Uebung, sondern Resultat und Abschluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aesthetiker der vergangenen Zeiten hinter sich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er steht auf der Höhe der Zeit, er sieht sich nicht mehr in der Mitte streitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenossen, sondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutschland der erregte Kampf zwischen Dichtung und Philosophie bewegte und ihn gleichsam zu dem Versuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er sich heimischer fühlte, so gährte auch das politische Treiben der Zeit in ihm, und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um sich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu suchen, der er

ſich mit freier Wahl anſchließen möchte. Dieſer Umſtand gab ihm zunächſt die Einkleidung und den Ausgangspunkt ein, den er in den Briefen wählte, und hierbei müſſen wir einen Augenblick verweilen, weil dies unbegreiflicherweiſe für eine nichtsbedeutende Form, ſowie ſchon der Titel für eine hohle Ueberſchrift gehalten worden iſt, da doch in der That hier ein weſentlicher Aufſchluß über Schiller's Natur zu ſuchen iſt, die ihn keinerlei Einflüſſen der Zeit fremd ließ, und die es bedingte, daß ſeine poetiſchen Werke, wenn man ſie an ſich noch ſo wenig ſchätzen wollte, als ein Spiegel des Jahrhunderts erſcheinen, und über die äſthetiſchen unmittelbaren Wirkungen hinaus andere Einflüſſe mittelbar geübt haben, in der Weiſe, wie er ſelber kurz vorhin der Dichtung ſolche Aufträge zu übernehmen geſtattete. Daß Schiller'n die politiſchen Ereigniſſe der Zeit außerordentlich beſchäftigten, haben wir ſchon oben aus ſeiner Abſicht für Ludwig XVI. zu ſchreiben, und aus ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten bemerkt, die der Revolution gegenüber die ähnlichen Bewegungen anderer Zeiten und Völker zu ſchildern ſuchten. In der Zeit, da Humboldt ſeine Schrift über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates ſchrieb, beſchäftigte ſich Schiller förmlich mit ähnlichen politiſchen Gegenſtänden, und die wenigen Sätze, die ſich in den äſthetiſchen Briefen politiſch beziehen ließen, ſcheinen auf Gentz einen fruchtbaren Eindruck gemacht zu haben. Schon die Zueignung der Briefe iſt von Bedeutung. Sie ſind dem Herzog Chriſtian Fr. von Holſtein-Auguſtenburg zugeſchrieben, der ſich in dieſen Jahren, als Schiller eine ſchwere Krankheit mit Mühe überwunden hatte, mit Schimmelmann durch eine höchſt edle Unterſtützung um die freie Muße des Dichters verdient machte. In Schiller's Dankſagungsſchreiben, das nun bekannt geworden iſt, erfahren wir in ausdrücklichem Zeugniſſe, wie der Zwang der Noth auch in ihm die Entfaltung ſeines Geiſtes gehindert hatte, wie er in der Zeit, die er zu ſeiner Ausbildung hätte verwenden wollen, zu geſteigerter Thätigkeit und zu einer Haſt der Produktion gezwungen war. „Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen, ſchrieb er, und ſich auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtet mir meine Geſundheit. Als ich endlich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zu anderem Leben, um mit geſchwächten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuen. So fanden mich die Briefe aus Dänemark.“ Er

konnte ihnen nicht würdiger antworten, als daß er das Werkchen entgegensetzte, das, nachdem die Last der Noth zunächst durch die freigebige Unterstützung abgeschüttelt war, als das erste edlere Produkt des befreiten Mannes erschien, dem er zur Reife Zeit geben konnte. Der Prinz von Augustenburg stand in dem dänischen Kreise obenan, in den Baggesen die Begeisterung für Schiller'n hineintrug; zugleich gehörte er jenem Adel an, der bei uns, eigenthümlich genug, mehr Wärme für die französischen Freiheitsideen zeigte, als die mittleren Klassen. „Wenn dieser Prinz uns nicht gewiß ist, schrieb Baggesen an Reinhold, so können alle Posas sich mit ihren Planen nach dem Tollhause begeben." An einen solchen Mann gerichtet, erscheinen die politischen Anfangsbetrachtungen in den ästhetischen Briefen nicht mehr als bloßer willkürlicher Rahmen. Der philosophische Dichter fühlt, daß die Zeit mehr zur Erörterung der Freiheit als der Schönheit auffordert, und der große Proceß, der, in Frankreich anhängig, nach der Vernunft entschieden werden soll, reizte ihn wohl auch, hierüber zu korrespondiren. Er widersteht dieser Versuchung, und entschuldigt es *nicht durch Neigung, sondern durch Grundsätze*; er will überzeugen, daß, um jenes politische Problem zu lösen, man den Weg durch das Aesthetische nehmen müsse. Er betrachtet, um dies zu erweisen, die Natur von Mensch und Staat zu einander, und findet, daß, wo der Mensch den Natur- und Nothstaat mit dem moralischen Staate der Freiheit vertauschen will, er jene Totalität der antiken Völker besitzen müsse, in denen die Uebereinstimmung der denkenden, empfindenden und handelnden Natur des Menschen entschieden war, so in ihrer Kunst wie in ihrem Staatsleben, während unser Volkskörper Verwilderung in den unteren, Erschlaffung in den oberen Klassen zeige. Er kann nicht denken, daß der Staat, der dies Uebel veranlaßt hat, es aus sich selber heilen werde: wo die höheren Klassen ihre Freiheit nicht gebrauchen, darf man ihnen die Freiheit nicht nehmen, dem großen Haufen, der sie im blinden Triebe mißbraucht, darf man sie nicht geben. Alle politische Verbesserung kann nur von Veredelung des Charakters ausgehen; aber wie soll sich unter einer barbarischen Verfassung der Charakter veredeln? Man muß zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, das vom Staate unabhängig ist, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. Dies Werkzeug ist die schöne Kunst. Der Künstler kann sich von seiner Zeit losreißen und über sie erheben; er soll dem Verstande die Sphäre des Wirklichen überlassen, und aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal erzeugen, und es ausgebildet in die

unendliche Zeit ſchweigend hineinwerfen. Nicht ſoll er ſich unmittelbar auf die Gegenwart und das handelnde Leben werfen, ſondern blos die Richtung geben, die der ruhige Rhythmus der Zeit zur Entwickelung bringen muß. Dieſe Richtung gibt er, wenn er lehrend die Gedanken zum Ewigen erhebt, handelnd und bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand der Triebe verwandelt. Der Ernſt der Grundſätze wird die Menſchen ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie, hier ſoll er ſie ergreifen! Ihre Maximen wird er umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müſſiggang kann er ſeine bildende Hand verſuchen. Wie alſo ſoll die Kunſt jene Abwege der Bildung, Rohheit und Erſchlaffung im Staate heilen? da dieſe doch die Energie des Charakters zu ſchwächen ſcheint, die wirkſamſte Feder alles Großen? und da man doch lieber auf die Gefahr der Rohheit und Härte die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren würde, als ſich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen? Aber vielleicht, meint er, ſei die Erfahrung hier die Richterin nicht, die dieſe Frage ſchlichten muß; wenigſtens müſſe es gewiß ſein, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der er redet, und gegen welche die Beiſpiele aus der Geſchichte zeugen. Und von hier gelangt er nun auf ſeine Unterſuchung nach dem reinen Vernunftbegriffe des Schönen. Dieſe Wendung konnte einfacher ſein. Denn in der That ſcheint die Erfahrung ſeinen Sätzen in keiner Weiſe zu widerſprechen, und es iſt Schade, daß er in der Geſchichte zu wenig bewandert war, daß er in ihr zu wenig Geſetz und geregelte Entwickelung ſah, oder auch, daß er zu ſehr zu ſeinem eigentlichen Zwecke eilte, als daß er ſich Zeit genommen hätte, gerade an den Beiſpielen von England und Frankreich zu zeigen, in wiefern und wieweit den politiſchen Bildungen in dieſen Ländern die literariſche vorgearbeitet hätte. Denn dies iſt der Kern dieſer Sätze Schiller's: er ſieht, daß die moderne Zeit des Bedürfniſſes und Nutzens ſich den politiſchen Entwickelungen nicht entziehen kann. Auch will er ſie dieſen, denen er gar nicht wie Göthe abgeneigt iſt, nicht entziehen; er will ſie nur auf einem Umwege bereichert dahin führen, er möchte ſie befähigter dafür bilden, denn er fühlte, daß die große Epoche, die das Jahrhundert geboren, ein kleines Geſchlecht gefunden hatte. Er geht dabei von der Ordnung aus, in der ſich der menſchliche Geiſt entwickelt, und die er im 23. und 24. Briefe andeutet. Die drei Momente, in denen der Menſch erſt in ſeinem phyſiſchen Zuſtande die Macht der Natur erleidet, ſich ihrer entledigt im äſthetiſchen Zuſtande, und ſie durch Willen und Vernunft beherrſcht im moraliſchen, ſind die drei Epochen für die

Entwickelung der Menschheit im Ganzen und im Individuum, wie sie überhaupt die Bedingung jeder Erkenntniß sind, die wir durch die Sinne erhalten. Unsere individuale Bildung zeigt dies Jedem, der die der Völker nicht historisch kennt: wir machen durch das Ideal den Weg zur Wirklichkeit, durch jugendliche Wünsche zum praktischen Wirken, und unsere Nation schlägt im Großen denselben Weg ein. Vergebens versuchten die Einzelnen damals, sie in die politische Richtung voreilig zu zwingen, da die ästhetische noch unvollendet war, und vergebens werden uns unsere Dichterlinge jetzt noch in der vollendeten ästhetischen halten wollen, da die politische anfängt eingeschlagen zu werden. Schiller war von diesem Ineinandergreifen der menschlichen Entwickelungen ganz innig durchdrungen. Er war weit entfernt davon, die Dichtung, wie hoch er sie stellte, aus den Bedingungen des totalen Lebens einer Nation oder des Individuums ganz herauszuheben; sein Dichten war daher in ihm selbst durch andere Epochen getheilt, durch andere Geistesrichtungen influenzirt; seine Dichtungen, unmittelbar auf die reinste Befriedigung der Kunstforderung gestellt, verschmähten die weiteren accessorischen Absichten und Aussichten darum nicht. Der letzte Dichter von unbedingter Größe, gab er dem Vaterlande die Richtung an über sein Leben hinaus, und es war der innerste Drang seiner Natur, daß er überall auf jene politischen Stoffe in seiner Dichtung fiel, die durchweg das Abbild der Zeit und der Lage der Welt waren, sowie es die natürlichste Wirkung war, daß seine Dichtungen außer ihren ästhetischen Wirkungen keine gewaltigeren gemacht haben als die politischen, die seitdem unsere Jugend angefeuert haben und wohl noch manchesmal erwärmen werden. So erhalten wir hier eine Auslegung zu dem bedeutsamen Wink in den Briefen über Don Carlos, und die nächsten Aufschlüsse über die Materienwahl in seinen späteren und früheren Dramen, von der man gleich wahr sagen kann, daß sie aus freier Willkür und daß sie aus natürlichem Takte geflossen ist. Daß Schiller in den Briefen nicht selbst auf sein Problem zurückgekommen ist, und daß er die angeregte Idee von den Verhältnissen der ästhetischen und politischen Bildung nicht ausgeführt, sondern als ein Fragment hinterlassen hat, dies dürfen wir als eine jener Unterbrechungen ansehen, die in den Umständen bedingt war, und die einen künftigen, mit der vergangenen und gegenwärtigen Zeit verbrüderten Mann auffordert, den abgebrochenen Faden im günstigen Momente wieder anzuknüpfen. Ehe wir selber weiter in unserer politischen Bildung vorgerückt sind, werden wir nicht wagen zu entscheiden, warum das kunstsinnigste Volk der Erde auch die reinsten staatlichen Entwickelungen

gehabt hat, inwiefern ein äſthetiſches Volk durch ſeine harmoniſche Bildung befähigt wird zur Schöpfung eines harmoniſch gegliederten Staatsſyſtems, unter welchen Bedingungen ein zu dieſer Kultur gelangtes Volk ſelbſtgefällig ſtill ſtehen und beim Herabgehen in der Kunſt ich bequemer fühlen wird, als beim Hinaufſtreben in dem Staate, nd wie lange es das Mißverhältniß tragen werde zwiſchen ſeiner wirklichen politiſchen Stellung und der würdigern, die ſeiner Bildungsſtufe nd Kraftfülle entſpräche. Wir haben in Deutſchland den Uebergang on Poeſie zur Politik, aus dem Phantaſiereich in das der Wirklichkeit, us der anſchauenden zur handelnden, von der äſthetiſchen zur moraliſch wollenden Natur gemacht; wir haben doch ein Etwas von einem Vaterlands- und Staatsſinne erhalten, von dem in Schiller's Zeit noch kaum eine Spur da war, und eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft hat ſich gebildet, die damals noch im erſten Keime lag. Wenn der Weg zum Handeln und zum verſtändigen Benutzen des Lebens durch Empfindung und Einbildungskraft hindurchgeht, ſo haben wir in dem Gebiete der letztern bewieſen, daß wir wenigſtens auf dem Wege ſind; wenn Blüte Hoffnung gibt zur Frucht, ſo dürfen wir uns einer Ausſicht überlaſſen: denn wir haben die Blüte aufgehen ſehen und abfallen; auch die Fruchtknospe iſt da, noch herb und grün zur Zeit. Es kommt darauf an, ob ſo viel Lebenstrieb da iſt, daß ſie die Sonne nicht ausdorrt, ſondern reift, der Sturm nicht abweht, ſondern kräftigt. Wer ihr jetzt die Triebkraft ſtärkte, der dürfte hoffen, über die Jahrzehente der ſtillſtehenden Nationalentwickelung zurück unſerm Dichter die Hand zu reichen, und jener redliche Finder zu heißen, den ſich Schiller gewünſcht oder geweiſſagt hat.

Wir kommen zu dem eigentlichen Gegenſtande der äſthetiſchen Briefe zurück und deuten die oberſten Sätze mit möglichſt Wenigem an. Nach der Betrachtungsweiſe, die uns aus dem Vorhergehenden ſchon geläufig iſt, ſtellt Schiller einen ſinnlichen und einen Formtrieb einander entgegen, deren vollkommene Wechſelwirkung die Idee der Menſchheit iſt, die wir nie erreichen. Wo wir *nur* empfinden, bleibt uns unſere Perſon und abſolute Exiſtenz, wo wir *nur* denken, unſere Exiſtenz in der Zeit und unſer Zuſtand verborgen. Gäbe es Fälle, wo wir dieſe doppelte Erfahrung *zugleich* machten, uns als Materie und Geiſt fühlten, ſo würden wir in dieſen eine vollſtändige Anſchauung unſerer Menſchheit haben. Sie würden einen neuen Trieb, den Spieltrieb, in uns wecken, deſſen Gegenſtand die lebende Geſtalt wäre, wie der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes *Leben*, des Formtriebes *Geſtalt* heißt. Jener Begriff der lebenden Geſtalt dient der Schönheit zur Bezeichnung. Den Ausdruck

des Spieltriebes rechtfertigt der Sprachgebrauch, der Alles, was innerlich und äußerlich weder zufällig iſt noch nöthig, mit dem Worte Spiel bezeichnet. Bei Anſchauung des Schönen iſt das Gemüth in der glücklichen Mitte zwiſchen Geſetz und Bedürfniß, zwiſchen beide getheilt, iſt es dem Zwange beider entzogen. Spiel, im großen Sinne des Wortes, iſt das Daſein der griechiſchen Götter, das von Arbeit und Laſt, von Pflicht und Sorge befreit iſt; aus der Verſchmelzung beider Nothwendigkeiten, Naturgeſetz und Sittengeſetz, ging ihnen die wahre Freiheit hervor; und ſo ſind in den Geſichtszügen ihrer Ideale Neigung und Wille verſchwunden. Aus der Verbindung zweier entgegengeſetzter Principien alſo geht das Schöne hervor, deſſen höchſtes Ideal daher in dem Gleichgewicht der Realität und Form liegt. Dies Gleichgewicht iſt in der Wirklichkeit nicht zu finden, wo bald das Eine, bald das Andere überwiegt. Es folgt, daß das Schöne zugleich eine auflöſende Wirkung hat, um die beiden Triebe in ihren Grenzen zu halten, und eine anſpannende, um ſie in ihrer Kraft zu erhalten. Beide Wirkungen ſollten der Idee nach nur Eine ſein, die Erfahrung gibt aber kein Beiſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung; das Idealſchöne zeigt untheilbar eine ſchmelzende und energiſche Eigenſchaft, in der Wirklichkeit gibt es getrennt eine ſchmelzende und eine energiſche Schönheit, wie der Menſch Tugend denkt, aber nur einzelne Tugenden übt. An die Stelle der Sitten Sittlichkeit, der Kenntniſſe Erkenntniß zu ſetzen, iſt das Werk der geiſtigen Bildung, aus Schönheiten Schönheit zu machen, der äſthetiſchen. Wir treffen den wirklichen Menſchen ſtets entweder in einem Zuſtande der An- oder Abſpannung, beide entgegengeſetzte Schranken werden durch Schönheit gehoben, die dort die Harmonie, hier die Energie herſtellt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht. Der ſinnliche Menſch wird durch ſie zum Denken, zur Form, der geiſtige zur Materie zurückgeführt. Es ſcheint demnach, daß es einen Mittelzuſtand gebe zwiſchen Materie und Form, Leiden und Thätigkeit, und daß uns die Schönheit in dieſen mittleren Zuſtand verſetze. Und dem iſt wirklich ſo. Der Menſch kann aus dem phyſiſchen, leidenden Zuſtande in den moraliſchen, vom Empfinden zum Denken nicht unmittelbar übergehen; er muß einen Augenblick von aller Beſtimmung frei ſein und einen Zuſtand bloßer Beſtimmbarkeit durchlaufen; er macht dieſen Uebergang durch eine mittlere Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, ebendeswegen aber durch Entgegenſetzung ihre beſtimmende Gewalt ſelbſt paralyſiren. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf

beide Arten thätig ist, dieser Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit zwischen dem physischen der sinnlichen Bestimmung und dem moralischen Zustand der vernünftigen Bestimmung heißt der ästhetische. In diesem Zustande ist der Mensch in Absicht auf einzelne Resultate Null, daher ihn Viele für unfruchtbar und indifferent halten; durch ästhetische Kultur wird kein einzelner Zweck erreicht, sondern nur dem Menschen die Freiheit zurückgegeben, aus sich zu machen, was er will, die ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken genommen ist. Der Mensch hat dieses freie Vermögen der Bestimmbarkeit vor jedem bestimmten Zustande, es wird uns bei jedem Wechsel der Zustände wiedergegeben. Viele ertragen den ästhetischen Zustand nicht lange und dringen zu Resultaten, Andere gefallen sich in dem Gefühle des ganzen Vermögens besser als in einem einzelnen Akte desselben; jene fürchten sich vor Leerheit, diese vor Beschränkung; jene sind fürs Detail und subalterne Geschöpfe, diese, wenn sie mit jenem Vermögen zugleich Realität verbinden, fürs Ganze und zu großen Stellen geboren. Daher haben auch Die Recht, die diesen Zustand für den fruchtbarsten für Erkenntniß und Moralität erklären. Denn diese Gemüthsstimmung, die das Ganze der Menschheit in sich begreift, umschließt auch ihre einzelnen Aeußerungen dem Vermögen nach; sie ist jeder einzelnen Funktion günstig, weil sie keine ausschließend in Schutz nimmt; sie gibt nicht einzelnes Geschick, sie führt zum Unbegrenzten. Unsere Menschheit äußert sich in ihr in voller Integrität; Sinnengenüsse spannen ab, Geistesgenüsse an, Beides erschöpft, nur bei dem Genusse der Schönheit sind wir unserer Kräfte gleich Meister, und wenden uns mit gleicher Leichtigkeit zu Ernst und Spiel, zu Ruhe und Bewegung, zu Denken und Anschauen. Diese hohe Gleichmüthigkeit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll. Nur die Form wirkt auf das Ganze des Menschen, der Inhalt auf einzelne Kräfte, daher die Form in dem Kunstwerke Alles thun soll.

Im physischen Zustande nimmt der Mensch die Sinnenwelt blos leidend auf; im ästhetischen stellt er sich außer ihr und betrachtet sie; sobald er sie denkt, wird er ihr Herr, deren Sklav er vorher war; sie steht als Objekt vor ihm, als welches sie seine Macht erfährt, nicht mehr Macht über ihn hat. Auch die Schönheit ist das Werk der Reflexion und freien Betrachtung, wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, allein ohne die sinnliche Welt, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geschieht, zu verlassen. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem mate-

riellen Zufälligen, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es von der Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die Empfindung, aber wir unterscheiden bei der Erkenntniß die Empfindung als etwas Zufälliges. Bei der Schönheit nicht so. Es ist hier keine Succession zwischen Leiden und Thun, die Reflexion zerfließt hier mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben; die Schönheit ist Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich ist sie Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, aus der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist Form, weil wir sie betrachten, und zugleich Leben, weil wir sie fühlen; sie beweist uns, daß das Leiden die Thätigkeit, Materie die Form nicht ausschließt, die Beschränkung nicht die Unendlichkeit. Und nur sie allein beweist es; nur durch sie wird die Vereinbarkeit beider Naturen, die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen. Die ästhetische Stimmung gibt der Freiheit erst die Entstehung, daher kann sie nicht aus ihr entstehen und folglich keinen moralischen Ursprung haben. Sie ist Geschenk der Natur, die Gunst der Zufälle löste die Fesseln des physischen Standes und führte den Wilden zur Schönheit; sie fand sich zuerst in der glücklichen Zone, wo ein leichter Aether die Sinne öffnet, und die siegende Form schon die niedrigste Natur veredelt. Wodurch sich schon bei dem Wilden der Eintritt der Menschheit verkündigt, ist die Freude am Schein, die Neigung zu Putz und Spiel; die Gleichgültigkeit an der Realität und die Freude am Schein ist ein Schritt zur Kultur, der von Freiheit zeugt, denn die Realität ist das Werk der Dinge, der Schein der Dinge ist des Menschen Werk. Den ästhetischen Schein, den man von der Wahrheit unterscheidet (nicht den logischen, den man mit ihr verwechselt), ihn, der Spiel und nicht, wie dieser andere, Betrug ist, verachten, heißt alle Kunst verachten, und dies thut der Verstand häufig, dem nur das Reelle gilt. Dem Spieltriebe, der am Schein Gefallen findet, folgt sogleich der Bildungstrieb, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch Schein von Wirklichkeit, Form von Körper unterscheidet, sondert er sie auch ab; mit dem Vermögen zur Form ist also das Vermögen zur nachahmenden Kunst gegeben. Da aller Schein von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich blos seines Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und nach eigenem Gesetze mit ihm schaltet; er übt ein freies Herrscherrecht in der Kunst des Scheines aus, aber auch nur in ihr, nur in dem wesenlosen Reiche der Einbildungskraft. Der

Dichter tritt aus ſeinen Grenzen, wenn er ſein Ideal in die Wirklichkeit überträgt, er engt ſie ein, wenn er die Wirklichkeit in das Gebiet des Ideals übergreifen läßt. Wo der äſthetiſche Schein iſt, da iſt Geiſt und Geſchmack, das Ideal regiert da das Leben, Unſterblichkeitsruhm geht über die Exiſtenz, ein Kranz über das Purpurkleid. Man muß der Welt den falſchen Schein verargen, nicht dieſen ächten; wir legen lange nicht Werth genug auf dieſen, weil wir es noch nicht weit darin gebracht. Wir genießen nicht das Schöne der Natur, ohne es zu begehren, bewundern nicht das Schöne der Kunſt, ohne nach Zwecken zu fragen, wir geſtehen der Einbildungskraft noch keine abſolute Geſetzgebung zu, und trennen Daſein und Erſcheinung nicht gehörig, und noch hat die Realität und Wirklichkeit nichts von dieſem Scheine zu beſorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit. — Zum Schluſſe folgt eine Art Geſchichte des Spieltriebs, die wir der Kürze halber übergehen wollen.

Wie Schiller hier das Größte und Würdigſte von der Kunſt überhaupt ausſagt, indem er ihr den möglichſt vollſtändigen Ausdruck der Menſchheit zuſchreibt, ſo konſtruirt er in der Schrift *über naive und ſentimentale Dichtkunſt* (1795) den Begriff des vollkommenen Dichters, und zeigt, wie dieſer mit der Idee vollendeter Menſchheit übereinkommt. Dieſer Aufſatz iſt weit der fruchtbarſte und wirkſamſte unter Schiller's äſthetiſchen Schriften geworden, weil er mehr Thatſächliches und Anwendbares enthält, die hervortretenden Dichter der Nation und einzelne Poeſiegattungen vortrefflich beurtheilt, und dadurch auch denen einen Anhaltspunkt gibt, die ſeinen Abſtraktionen minder bereitwillig folgen. Er iſt neben Göthe's Leben ſchon darum die wichtigſte Quelle für die Geſchichte unſerer Dichtung des 18. Jahrhunderts, weil die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe dort und die ſyſtematiſche hier ſich durchgängig ergänzen. Aber auch in dem allgemeineren Theile, der die naive und ſentimentale Dichtung als die zwei einzig möglichen Arten der Aeußerung des poetiſchen Genius einander entgegenſtellt, wird Schiller darum überall lebendiger und ſchärfer, weil er ſeine Charakteriſtiken auf wirkliche Anſchauungen gründet, und überdies mit ſeinem ganzen Weſen und Berufe bei der Arbeit thätig iſt. Denn in allen Theilen iſt ihm das Bild jener Gegenſätze zu einer Parallele zwiſchen Göthe und ihm ſelbſt geworden, die dem Verſtändigen jede andere äſthetiſche Vergleichung beider Dichter überflüſſig macht. Dabei ſuchte er ſich neben dem von ihm ſelbſt bewunderten Dichter, mit dem er nun ſchon perſönlich befreundet war, eine poetiſche Stellung von Selbſtgefühl und Muth zu behaupten, und die moderne Dichtung gegen die antike zu retten, der Göthe Alles allein

zuweiſen wollte. Nur aus dieſem allgemeinen Theile heben wir hier einige Züge aus. Schiller geht wieder von jenen Gegenſätzen der Natur und Kultur aus, zwiſchen denen die Bildung der Menſchheit wechſele; er ſucht in der Sehnſucht der Neueren nach den Gegenſtänden der Natur, nach der verlorenen Kindheit u. ſ. f. das Weſen der Sentimentalität, die dem Jugendalter der Welt fremd war. Bei den Griechen war die Kultur nicht ſo ausgeartet, daß die Natur darüber verlaſſen wurde; ſie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Wie die Natur aus dem Leben als Erfahrung ſchwand und als Subjekt, ſo geht ſie in der Dichterwelt auf als Idee und Gegenſtand. Die Nation, die es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht, mußte von dem Naiven am ſtärkſten gerührt werden und ihm den Namen geben, die Franzoſen. Die Dichter ſind überall ſchon ihrem Begriffe nach Bewahrer der Natur, ſie werden entweder Natur ſein oder die verlorene ſuchen, was ſie entweder zu naiven oder ſentimentalen Dichtern macht. So lange der Menſch reine Natur iſt, wirkt er als ein harmoniſches Ganze, mit allen Kräften zugleich; was in dieſem Zuſtande den Dichter macht, iſt möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen. Iſt der Menſch dagegen in den Stand der Kultur getreten, ſo iſt die ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben und kann ſich nur als moraliſche Einheit äußern, d. h. als nach Einheit ſtrebend. Die Uebereinſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, die dort wirklich war, exiſtirt jetzt blos idealiſch, als ein Gedanke, nicht mehr als Thatſache. Hier macht den Dichter die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal. Weil das Ideal ein Unendliches iſt, das der Menſch nie erreicht, ſo kann der Kultivirte in ſeiner Art nie vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in ſeiner Art vermag; jener ſteht dieſem nach, wenn man Beide im Verhältniß zu ihrer Art vergleicht, dieſer aber jenem, wenn man ihre Arten ſelbſt vergleicht. Der Eine erhält ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der Andere durch Annäherung an eine unendliche Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Kulturmenſchen im Ganzen nie beſtimmbar, obgleich er im Einzelnen betrachtet ſich im Nachtheil gegen jenen befindet, in dem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letzte Ziel der Menſchheit nur durch Fortſchreitung zu erreichen iſt, ſo gebührt jenem in Rückſicht auf dieſes der Vorzug. Daſſelbe, was hier die Formen der Menſchheit charakteriſirt, charakteriſirt auch die Dichterformen, und in ähnlichem Verhältniſſe des Werthes und Unwerthes ſteht ſich daher die ſinnliche, die Kunſt der Begrenzung der Alten, und die geiſtige,

die Kunſt des Unendlichen der Neueren, entgegen, ſowie überhaupt der naive und ſentimentale Dichter. Jener gewinnt es dieſem ab an Realität, er bringt zur Exiſtenz, wozu dieſer nur einen Trieb erweckt, dieſer aber kann dem Trieb einen höheren Gegenſtand geben; es erfüllt jener eine endliche Aufgabe, dieſer ſtrebt nach einer unendlichen. Daher wendet man ſich von dem naiven Dichter mit Luſt zu der Wirklichkeit zurück, der ſentimentale verſtimmt einen Augenblick dafür. Seine Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, die naive iſt das Kind des Lebens. Dieſe iſt eine Gunſt der Natur, ein glücklicher Wurf, keiner Verbeſſerung bedürftig wenn er gelingt, keiner fähig wenn er verfehlt wird, denn durch Freiheit thut das naive Genie wenig. Es hängt von der Welt und Erfahrung ab, der Sentimentale nährt ſich aus ſich ſelbſt; fehlt jenem eine formreiche Natur und dichteriſche Welt um ſich her, ſo iſt nothwendig, daß er entweder ins Sentimentale übergeht, oder er muß gemeiner Natur werden, wenn er blos Natur bleiben will. Der Stoff übt zuweilen über den beſten Dichter Gewalt, und in dieſem Falle erfüllt der naive nicht einmal ſeine Sphäre. Der ſentimentale aber iſt in Gefahr, die Schranken der menſchlichen Natur zu ſehr auszudehnen, ganz zu entfernen, nicht blos zu idealiſiren, ſondern zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt eben ſo ſehr in den Eigenthümlichkeiten ſeines Verfahrens, wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit in dem des naiven begründet. Bei dieſem vermißt man oft den Geiſt, bei jenem den Gegenſtand. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden gewöhnlich platte Abdrücke gemeiner Natur, Hauptwerke der ſentimentalen aber phantaſtiſche Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur jedes Volkes (und auch in dieſem unſerem Falle) nachzuweiſen iſt. Weder der eine noch der andere Charakter erſchöpft für ſich das Ideal ſchöner Menſchheit, ſondern die innige Verbindung beider. Beide ſind in der menſchlichen Natur ſelbſt begründet; die Gegenſätze, die ihnen zu Grunde liegen, wenn man ſie von dem dichteriſchen Vermögen entblößt denkt, ſind Realismus und Idealismus. Auch ſie ſind Seiten des Menſchen, die in ihrer Unverſöhnbarkeit die ſchlimmſten Trennungen anrichten. Ihr Gegenſatz iſt ſo alt als der Anfang der Kultur, und wird vor dem Ende deſſelben ſchwerlich anders als in Einzelnen beigelegt werden. „Zwiſchen beiden iſt der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriffe derſelben auch nie widerſpricht; der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriffe der Menſchheit näher kommt, aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe

derſelben zurückbleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich ſei; und wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subjekt iſt, uns von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken, und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer ſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt vollkommener: denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und der wirklichen That."

An den Anſichten über einzelne Dichter, Dichtungswerke und Gattungen, die in dieſer Schrift niedergelegt ſind, gehen wir ſchweigend vorüber. Sie ſind zerſtreut in unſerem Werke theilweiſe benutzt und angeführt worden, ſowie die äſthetiſchen Grundſätze, die in dieſem Werkchen aufgeſtellt ſind, mit Einzelnem, was Ariſtoteles, was Leſſing und Göthe, was Humboldt und Forſter in dem gleichen Sinne gedacht haben, dieſes ganze Buch vielfach durchdringen. Wer die Sätze der ſchiller'ſchen Theorie der Schönheit, wer ſeine äſthetiſchen Urtheile nicht blos zu leſen, ſondern auch zu begreifen, nicht blos zu begreifen, ſondern auch mit richtigem Takte und geſundem Geſchmacke anzuwenden weiß, und wer von hier zurückgehend die große Maſſe der deutſchen Dichtung noch einmal überſehen wollte, wie wir ſie zu beleuchten, zu ſichten, zu ordnen verſuchten, der würde ſich nun überzeugen (was er auf den erſten Blick vielleicht nicht finden wollte), daß unſer Urtheil, überall aus Einem Guſſe, ſich auf die Reſultate gründete, auf welche uns nicht allein die Höhe der antiken und der modernen, deutſchen, äſthetiſchen Kritik anwies, ſondern auch der eigene Weg der hiſtoriſchen Betrachtung aller alten und neuen Dichtung geführt hat, mit ſolchen Abweichungen nur, die bei einer ſelbſtändigen Forſchung und Anſicht unvermeidlich ſind, die hier aber die letzten Grundſätze kaum berühren. Dieſe Uebereinſtimmung des Endurtheils, zu dem die poetiſche Produktion, die äſthetiſche Zergliederung, die philoſophiſche Abſtraktion, der menſchliche Takt und die geſchichtliche Betrachtung unabhängig hinleiteten, zwang uns wohl, hier unſere Ueberzeugungen zu holen, wenn wir auch nichts davon entgegengebracht hätten. Ja, wenn wir auch nicht der Anſicht wären, daß die äſthetiſchen Principien jener Männer die einzigen und nie veräußerlichen, und in allen Zeiten eines aufgeklärten Geſchmacks anzuerkennenden wären, und daß jedes Weitergehen hier Rückgang werde, ſo wäre es doch vielleicht des Hiſtorikers

Pflicht, bei dieſem Standpunkte der Aeſthetik Halt zu machen, wo ſein Geſchichtswerk inne hält. So aber ſind wir reichlich überzeugt, daß die hier gewonnenen Reſultate nicht zu überbieten ſind. Sie können geordnet und vervollſtändigt, beſchränkt und erweitert, nie aber im Weſentlichen verändert werden. Die neuere Philoſophie, die überhaupt aus dem großen Vortheile ein großes Verdienſt gemacht hat, daß ſie die Summe einer überreichen bewegten geiſtigen Bildungsepoche, die ſie ziehen konnte, gezogen hat, konnte auch vollſtändigere äſthetiſche Ergebniſſe in ſyſtematiſche Einheit bringen, aber zu einem reineren Begriffe der Kunſt konnte ſie nicht kommen. Die romantiſche Dichterſchule konnte dieſe feſten Urtheile verflüchtigen und über den ganzen poetiſchen Weltkreis ausbreiten; man hatte das vorausgeſagt, daß dieſe bahnbrechende Kritik eine Durchſicht aller frühern Urtheile nöthig machen werde, und dieſe Prophezeiung bethätigten die Romantiker alsbald; ſie konnten eine ganz neue Wiſſenſchaft der Literargeſchichte auf dieſe Fingerzeige entdecken; ſie konnten mit den hier entlehnten Waffen den Meiſter ſelbſt befehden: aber ſie konnten nichts Weſentliches hinzuthun. Die ganze Welt erfüllte ſich mit der Unterſcheidung klaſſiſcher und romantiſcher Poeſie, ſeit die Schlegel dieſe Idee breit zu treten anfingen; eine Unterſcheidung, von der man vorher nichts gewußt hatte. So ſagte Göthe; der zwar in den Momenten ſeiner antiphiloſophiſchen Laune die ganze metaphyſiſche Periode Schiller's eine unſelige nannte und Schiller'n ſelbſt zu ähnlichen herabſetzenden Aeuſſerungen verführte, der es aber doch frühe und ſpät anerkannte, daß hier der Grund zu einer ganz neuen Aeſthetik gelegt war: denn er mußte es als richtig bekennen, daß alle Synonymen, die man ſeitdem aufgefunden, helleniſch und romantiſch, antik und modern, Volks- und Kunſtgeſang, ſich dorthin zurückführen laſſen, wo vom Uebergewicht realer und idealer Behandlung zuerſt die Rede war. Das Aehnliche äußerte Wilh. v. Humboldt, der „über den Begriff des Schönen, über das Aeſthetiſche im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunſt und über die Kunſt ſelbſt in dieſen Arbeiten alles Weſentliche enthalten fand, in einer Weiſe, über die es niemals möglich ſein werde, hinauszugehen; der in dieſem ganzen Gebiete kaum eine Frage für möglich hielt, deren richtige Beantwortung ſich nicht zu den hier aufgeſtellten Principien hinaufführen laſſe.“ Die anregende Kraft dieſer Aufſätze wirkte weit über die Grenzen der äſthetiſchen Wiſſenſchaft hinaus, denn die darin niedergelegten Sätze umfaſſen die ganze Menſchheit und ſind für jeden Beruf und jede Wiſſenſchaft fruchtbar. Die Eigenſchaft von Schiller's Dichtungen iſt es nicht, daß ſie in dem Maße, wie die göthiſchen, Ströme von Empfindungen

freilaſſen und Welten beleben vor der Einbildungskraft; aber dieſe Aufſätze regen ein Meer von Gedanken auf, weil ſie vielfache Thore öffnen zur Ausſicht auf eine mannichfaltige Geſtaltung der Zukunft. Nicht allein nahm die Kritik der Romantiker hier ihre Flügel, nicht allein ermuthigte ſich W. v. Humboldt hier zu ſeinen äſthetiſchen Verſuchen, auch auf deſſen artiſtiſch-phyſiologiſche Arbeiten wirkten die Anſichten hinüber, in denen ſich die verwandten Naturen begegneten. An die Tendenzen dieſer Männer reiht ſich, um nur Eines zu nennen, die Phyſiologie von Burdach eng an, ein Werk, das, ganz abgeſehen von ſeinem Verhältniſſe zu der fortſchreitenden Forſchung, in wiſſenſchaftlicher Methode ein Stern erſter Größe iſt, indem es folgerichtig nach Schiller's letzten Grundſätzen die breiteſte Empirie mit der reinſten Spekulation, Atomiſtik und Dynamik, Materie und Geiſt aufs innigſte verbindet. Wie die göthiſche Lebensphiloſophie, ſie ſind die Ideen jener ſchiller'ſchen Aufſätze in die zarteſten Gefäße des nationalen Bildungsorganismus eingeſtrömt; wir tragen ſie in der Seele, und wiſſen nicht woher, und es lohnte ſich wohl der Mühe, an die vergeſſene Quelle einmal wieder zu erinnern, aus der Mancher erſtaunt ſein würde den ſchönſten Theil ſeiner Empfindungen, Einſichten und Hoffnungen abgeleitet zu finden. Eine der nächſten und erfreulichſten Wirkungen aber, die dieſe Schriftchen machten, war der engere Verkehr, den ſie zwiſchen Schiller und Göthe hervorriefen. Es hatte ſich ein Umgang zwiſchen Beiden eingeleitet; die äſthetiſchen Briefe aber ſchienen ihn Göthe'n erſt bedeutungsvoller zu machen. Er las ſie zweimal, und fand ſich als Dichter und im praktiſchen Sinne als handelnder Menſch geſtärkt und gefördert durch ſie; er mahnte nach dieſer Lektüre, „daß ſich Beide in ihrem Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollſtändig zu machen," und dies iſt der ſchönſte und größeſte Sinn, der dem Zuſammenwirken der beiden Männer gegeben werden kann, auf das wir nun ungetheilt unſere Aufmerkſamkeit richten können.

3. Gemeinſame Thätigkeit.

Wir haben früher gehört, daß die erſte Begegnung zwiſchen Göthe und Schiller zu keiner weitern Verbindung führte. Sie waren ſich gegenſeitig, wie Schiller es von ſich offen geſteht, einander im Wege. Schiller fand Göthen egoiſtiſch, an nichts zu faſſen; er war von ſeinem Charakter ſo abgeſtoßen, wie angezogen von ſeinem Geiſte; er achtete das größere Genie in ihm, den Reichthum an Kenntniſſen, die höhere Sinnlichkeit

und den verfeinerten Kunstsinn. Eben in dieser Bereitwilligkeit der Anerkennung von Seiten Schillers lag aber der Weg zur Annäherung. Dennoch scheiterten lange die Plane und Versuche der gemeinsamen Freunde, eine solche zu vermitteln, an Göthe's Abneigung, der zwischen zwei „Geistesantipoden" keine Vereinigung möglich fand. Was die Absicht nicht herbeiführte, gelang dem Zufall. Schiller kehrte 1794 von einer Reise in seine Heimat zurück, wo er mit Cotta den Entwurf zu den Horen gemacht hatte, für die er Göthe'n zu gewinnen dachte. Gerade in diesem Zeitpunkte führte Beide ein zufälliges Zusammentreffen, das Göthe selbst erzählt[85]), zu einem ernsteren Gespräche, in dem sich zwar die abstoßende, aber auch die anziehende Kraft der beiden verschiedenen Pole kund gab. Die erste Unterhaltung drehte sich um die Natur, eine weitere, die bald darauf bei einem Besuche Göthe's in Jena erfolgte, um die Kunst; beidemale stellte sich die Grundverschiedenheit der Ausgangspunkte beider Geister heraus; aber es fesselte einmal die Bereitwilligkeit zur Auffassung und Verständigung, und dann die Uebereinstimmung ihrer Ideen über Kunst und Kunsttheorie, die Beiden ganz unerwartet war. Dazu deuten Beide in verschiedenen Briefen mit einstimmigen Worten an, daß Göthe in seiner Vereinsamung ein Bedürfniß empfand sich anzuschließen, und einen Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung gegangen war, mit Schiller fortzusetzen. In der freudelosen Zeit, in der wir Göthe zuletzt verlassen haben, und später, als ihm die Kriegsunruhen die beabsichtigte italienische Reise (1797) verschlugen, wäre eine Periode ähnlicher Unthätigkeit, wie die frühere zehnjährige in Weimar, vielleicht das Geringste gewesen, was erfolgt wäre, wenn er sich nicht Schiller'n genähert hätte; er selbst gestand, daß er nicht wisse, was damals ohne dessen Anregung aus ihm geworden wäre[86]). Schiller seinerseits, gerade im raschesten Lauf begriffen, den Gipfel seiner historisch-philosophischen Laufbahn zu ersteigen, und unmittelbar darauf gerüstet, den Rückweg nach der Höhe seiner dichterischen in etwas bedächtigerem Gange zu nehmen, war, wenn er es auch nicht überhaupt gewesen wäre, doch in dieser Zeit ganz geschaffen, den außerordentlichsten Antrieb zu geben. Als daher Göthe zur Mitarbeitung an den Horen nur erst die Hand geboten hatte, ergriff Schiller sogleich im warmen Zudrang den ganzen Menschen, indem er in einem kühneren Briefe, der, je nachdem er aufgenommen wurde, eine engere Verbindung

85) Zur Morphologie.

86) Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz, p. 25.

herbeiführen oder auf immer ſtören konnte, Göthe den Beweis lieferte, wie liebevoll er die Natur, die ſo gegenſätzlich gegen die ſeine war, umfaßte, wie tief er ſie beurtheilte, und welchen Vorrang er ihr im Reiche der Dichtung vor ſeiner eigenen zugeſtand, was Alles die nachfolgenden theoretiſchen Schriften, die wir vorwegnehmend eben kennen gelernt haben, des Weiteren belegten. Wer die Verbindung, die auf dieſe entſcheidende Handreichung wirklich erfolgte, und bis zu Schiller's Tode, ja über ihn hinaus, ungebrochen dauerte, ins Gemeine herabziehen will, der hat nur leichte Mühe. Er kann ſagen, daß äußere und innere Vortheile ſie geboten, daß der minderbegabte Dichter, der mit dem größeren den Wettlauf begann, und der im Alter vorgerückte, der in der Mißgunſt der Zeit es noch mit dem raſchen aufſtrebenden jüngeren Liebling der Nation aufnehmen ſollte, Beide klug thaten, die Spaltung im Publikum nicht durch einen Bruch unter ſich ſelbſt noch größer zu machen. Er kann ſagen, daß Schiller bei Göthe in die Schule gehen wollte, und daß er ihm darum ſo bereitwillig Weihrauch geſtreut habe, und er kann Göthe's Entgegenkommen eine Frucht des Wohlgefallens nennen, den er an eben dieſem Opferdufte gefunden habe. Und alle dieſe und ähnliche Anſichten kann man mit ſehr annehmlichen Erweiſen unterſtützen, wie es denn z. B., um nur bei dem letzten Punkte zu bleiben, von Göthe's eigenliebigem Herabſehen auf Schiller zu zeugen ſcheint, daß er, ſich ſelber zu ſehr ſchmeichelnd, glaubte, es habe dieſer in den äſthetiſchen Briefen ſeine früheren Anſichten von Kunſt und Natur ihm zu Gefallen und vielleicht gegen ſeine Ueberzeugung bedeutend verändert, da doch dort nur im Brennpunkte geſammelt iſt, was zerſtreut ſchon viel frühere Aufſätze erwarten ließen. Wer aber die menſchlichen Handlungen ſo betrachten wollte, der dürfte reine Menſchlichkeit und Tugend höchſtens in der dummen Einfalt ſuchen; er würde an den entwickelten Menſchen fordern, daß er, wo das Gute und Nützliche zuſammentrifft, um des guten Scheines willen das Eine opfere; er würde dem Schickſale, wo es ſolche Fügungen bietet, und der Natur, wo ſie unſere Neigungen für unſere Tugenden ſtimmt, dieſe ſeltenen und wohlthätigen Fälle noch zu den häufigen und mißfälligen verargen, wo Beides im Kampfe erſcheint. So iſt es auch leicht, die Erfolge dieſer Verbindung ſich und Andern zu verkümmern, wie es Göthe ſelbſt in gewiſſen Stimmungen gethan hat: er fand, daß ſie ihre Zwecke gehetzt, durch Ueberthätigkeit ihre Zeit zerſplittert und ſo im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen und Abſichten Würdiges erreicht hätten. Nimmt man es ſtreng, ſo kann man für Göthe den Ausſpruch gelten laſſen, für Schiller weit minder, der auch nie im gering-

schätzenden Tone von dieser Verbindung sprach. Er hielt den Punkt fest, den wir Göthe'n selbst haben angeben hören, von dem aus wir selbst diesen Bund betrachten und achten müssen, und wobei der materielle Nutzen und einzelne Erfolg nur im Hintergrunde erscheint. Wären sich Beide früher begegnet, wo Göthe's Thätigkeit noch ungeschwächt, Schiller's Bestimmbarkeit noch größer war, so wäre es allerdings möglich gewesen, daß die Anregung für das einzelne Wirken bedeutender geworden wäre; es hätte aber eben so wohl auch die Gefahr eintreten können, die Schiller jetzt allzu ängstlich besorgte, daß ihn Göthe über den Haufen geworfen hätte, und die andere, daß Schiller's Einfluß auf Göthe'n ganz verloren gegangen wäre. Ja, wer die frühere Lage von Beiden überdenkt, der wird sich erklären, daß die bisherige Abstoßung unter Beiden nicht Laune oder Zufall, sondern Nothwendigkeit war; und Göthe selbst fand etwas Dämonisches darin, daß sie sich gerade jetzt begegneten. Denn nun trafen sie als abgeschlossene Naturen zusammen, nachdem die unduldsame Jugend vorüber war; reich wie die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise, die sich am meisten zu sagen haben; sie gewannen sich jetzt durch das Fertige, das sie besaßen, nicht durch ein dunkles Bestreben nach einem ungewissen Erwerb, das in den 70er Jahren die Gemüther nur auf Augenblicke zusammenhielt, um sie später desto weiter zu trennen. Indem sie sich nach und nach in einander einlebten, fanden sie, daß ihre verschiedenen Naturen sich doch in wesentlichen Dingen ähnlich waren, daß ihre getrennten Bahnen in den Zielen zusammenliefen, daß ihre Werkzeuge verschieden, ihre Endzwecke gleich waren. Da sie dieses Endzieles bald sich bewußt wurden, da sie die Unbefangenheit hatten, alle persönliche Rücksicht dem Interesse an ihrer Sache zu opfern, so gründete sich ihr neues Verhältniß, wie Schiller sagte, auf wechselseitige Perfektibilität, oder, wie Göthe treffender andeutete, auf Ergänzung. Sie suchten die Gegensätze in sich nicht zu lösen und zu schmelzen, sondern sie erkannten sie als die getrennten Hälften der totalen menschlichen Natur, die nur in der Idee existirt, und die sie Beide zu gegenseitiger Ueberaschung ganz auf demselben Punkte suchten. Sie schlossen, nach den Worten des Einen, den großen Bund zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Natur und Freiheit; es begegnete sich, nach den Worten des Anderen, der spekulative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte sich der Erfahrung zu nähern, und dieser dem Gesetze; es konnte Jeder dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Es kam unter ihnen dahin, daß dieser Tausch der Naturen bis zur Täuschung für Andere führte; sie trugen ihr gegen-

ſeitiges Eigenthum über: es wollte der Eine ſeine kritiſche Dichtung verlernen, und meinte unter des Andern Einflüſſen die Fehler abzulegen, an die ihn die ſpekulative Thätigkeit gewöhnt hatte; der Andere meinte zuletzt, ganz gegen ſeine ſonſtigen Ueberzeugungen, man arbeite weit anders aus Grundſätzen als aus Inſtinkt; ſie gelangten im Verſtändniſſe über die Grundſätze der Kunſt ſo weit, daß ſie Aufſätze zuſammen entwarfen, und in der Ausführung gingen ſie ſo in ihre Manier gegenſeitig ein, daß man anonym erſchienene Abhandlungen in den Horen verwechſelte. Der raſtloſe Trieb des Schaffens in Schiller und die unendliche Materie in Göthe vereinten ſich zu gegenſeitiger Unterſtützung. Wenn Jener, mit ſeiner ungeſtümen Luſt zu geſtalten und den Stoff des Lebens und Lernens zu formen, Göthe'n gegenüber die „enge Familie ſeiner Begriffe in eine kleine Welt zu erweitern" ſtrebte, ſo behielt er immer noch Anregungskraft genug, um Göthe's großen Ideenkreis raſtlos und neidlos in Bewegung zu ſetzen; wenn Göthe, dem Vieles gelungen war, und der über Vielem brütete, den Kreis ſeiner Entwürfe noch ſo ſehr ausdehnte, ſo blieb ihm doch, da dieſe „das Maß menſchlicher Kräfte und ihre irdiſche Dauer überſtiegen, Manches übrig, was er bei Schiller deponiren und dadurch unterhalten und beleben wollte." So ward jenes goldene Wort allerdings Wahrheit, mit dem er ermahnte, daß ſie ihr Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Fragmentariſches zu vervollſtändigen; ſo wie Schiller in ſeinen Theorien überall das Einſeitige ihrer Richtungen durchfühlte, ſo Göthe in der Anſchauung ihrer Naturen. „Schiller's ideelle Tendenz, ſagte er, konnte ſich meiner reellen ſehr wohl nähern, und weil Beide vereinzelt doch nicht zum Ziele gelangen, ſo traten beide zuletzt in lebendigem Sinne zuſammen." Was aber nun auch aus dieſem Zuſammenwirken, das auf beiden Seiten durchaus, ſelbſt für das hämiſchſte Auge, durch kein Wölkchen der Mißgunſt und Eiferſucht getrübt iſt, einzelnes Gute erfolgte, das iſt gering gegen das, was ein ſolches Verhältniß an ſich Lehrreiches und Erbauliches an ſich trägt, mit dem ſie, wie Humboldt ſagte, „ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht haben." Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menſchen nach dem Muſter dieſer Männer als das Ziel unſeres Strebens im Auge zu halten, nicht ausſchließlich die Richte, in die uns unſere individuelle Natur gerade geworfen hat; es lehrt uns die Einſeitigkeit preisgeben, mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwiſchen beide Dichter parteien. Der große Gegenſatz von Realem und Idealem, von Sinn und Geiſt, auf den uns die Betrachtung Beider immer wieder zurückführen wird,

geht durch alle Welt und richtet Spaltungen an, die in dem Wesen des Menschen unvermeidlich gegründet liegen; jede Literatur hat ein solches Paar aufzuweisen, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen zertheilen. Zwischen Aristoteles und Plato, zwischen Zeno und Epikur, zwischen Rousseau und Voltaire, Ariost und Tasso, Lope und Calderon, Wolfram und Gottfried hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nie schlichten; noch zwischen Herder und Lessing, zwischen Wieland und Klopstock liegt diese Kluft, über die diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß Göthe und Schiller diesen eigensinnigen Abschluß überwanden und in der Anschauung ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß fanden, dies war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Kultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist. Sie selber wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen, und uns Deutschen muß dies ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen, und die um so lauter für die Aechtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können, je aufrichtiger wir uns der jeseitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge uns, einen solchen Standpunkt unserer Bildung festzuhalten, dann dürften wir, wie es Göthe von sich aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen.

Das erste Zusammentreten beider Dichter war an den äußern Anlaß, die Gründung der Horen (1795—97) geknüpft, an die sich der Musenalmanach (1796—1801) anschloß, worin dann die Xenien das Charakteristischste sind, was die vereinte Thätigkeit Beider und ihre Stimmungen bezeichnet. Wir fassen dies Alles unter Einem Gesichtspunkte zusammen. Die Absicht war, in diesen Zeitschriften alles früher Vorhandene dieser Art zu verdunkeln, und die Ersten der Nation um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu versammeln. Kant, Fichte, Humboldt, Garve, Klopstock, Herder, Jacobi, Engel, Gotter, Matthisson, Woltmann, Schlegel wurden zu Mitarbeitern ausersehen. Der reine Trieb, sich zu einer erneuten Thätigkeit zu steigern, war bei Schiller, sich aufrecht zu halten und zu neuer Arbeit zu stärken, bei Göthe ein offenbarer Grund, der zu diesen Unternehmungen stimmte, und das allgemeine Motiv, das sie Beide dabei leitete (und das sich z. B. in Göthe's Episteln über das Schreiben und Lesen aussprach), war, ein Gegengewicht gegen die Masse des Mittelmäßigen, das die Literatur überschwemmte,

in die Wagſchale zu legen, dem Ernſt der Kunſt einmal Genüge leiſten zu dürfen, indem ſie ſich gegenſeitig zum Muſter und Beiſpiel nahmen, und ihre großen Anforderungen zuerſt zu befriedigen ſtrebten. Beſonders war es Schiller, der, ſeit er der Kunſt jene großen Begriffe untergelegt hatte, unabläſſig beſtrebt war, ſie allen Einflüſſen des Gemeinen zu entziehen; und wer ſich in die Alltagsliteratur jener Zeit ſo im Umfange, wie Schiller eine Zeitlang gethan, eingeſenkt hat, der wird ihm nachfühlen, warum er ſo ganz entſchieden in die Gebiete des Ideals ablenkte, wo er vor allen herabziehenden Berührungen ſicher war. Die Dichtung zum bloßen anmuthigen Spiele zu machen, ſie zur gemeinen Unterhaltung zu misbrauchen, ſie zur moraliſchen Lehrerin umzuſchaffen, dem Allen wehrte er gleichmäßig, ſowie er ſeit ſeiner Reformation einen gewiſſen Adel der Sprache noch beſtimmter anſtrebte, als ſonſt. Von dieſer formalen Seite ſind die Horen wirklich epochemachend geworden. Man faßte jetzt von Göthe's und Schiller's Proſa aus in weiteren Kreiſen einen Begriff von äſthetiſcher und philoſophiſcher Schreibart; und was auch Leſſing und Andere Einzelnes vorgearbeitet hatten, ſo trat doch hier zum erſten Male eine Reihe von Aufſätzen zuſammen, die in Deutſchland, wo keine Akademie Muſter aufſtellte, für geſetzmäßig gelten konnten, und wo die Uneleganz ſchwand, an der die beſten Schriftſteller früher gelitten hatten. Erſt hier war eine eigentliche Niederſetzung des Stiles und des Geſchmacks gegeben, die unſere Sprache wohl noch langehin in dem Zuſtande erhalten wird, in den ſie damals gebracht ward, und mit dem ſie ihre klaſſiſche Periode begann. Von jetzt an ſtrebten die Schüler dieſer Zeit nach formaler Vollkommenheit, und es folgten die Zeitſchriften der Romantiker, die im großen Abſtich den früheren trivialen und nachläſſigen Vertretern des alten Regimes gegenüberliegen. Der Ruhm, der in dieſer Hinſicht den Horen gegeben ward, gebührt indeſſen vorzugsweiſe Schiller's philoſophiſchen Aufſätzen; und es ſcheint, es hätte unſere Philoſophie dort außer der Fruchtbarkeit der Behandlungsart auch dieſen Stil ſtudiren dürfen, der überall zwiſchen Gedanken und Ausdruck ein ſo reines Abkommen trifft. Denn in wiſſenſchaftlichen und abſtrakten Gegenſtänden wird dieſe Schreibart durch ihre vereinte Schönheit und Strenge, durch die Geſchloſſenheit des Gedankens und das anmuthige Kleid, das ſie ihm leiht, durch Klarheit und Fülle zugleich immer voller Anregung ſein, während ſie, auf Materien eines lebendigen Intereſſes gewandt, wohin ſie Gentz übertrug, wo wir den Redner mehr als den Weiſen hören, und wo wir darum die unmittelbaren Schläge des Herzens neben den Rathſchlägen des Kopfes wahrnehmen

wollen, durch Kälte und Vornehmheit abschrecken muß. Wir können uns hier auf dies formale Verdienst der Horen beschränken, weil wir das Wesentliche, was Schiller und Göthe hineinlieferten, dem Stoff nach schon vorher besprochen haben. Was wir nicht besprachen, hat eigentlich nur formale Bedeutung: Schiller's kleine historische Aufsätze haben keine anderen als stilistische Verdienste, und Göthe, der sich ohnedies erst allmählig wieder zu ernsten Arbeiten erholte, übersetzte den Cellini, eine Arbeit, die von jedem Andern, nur eben formal nicht so, gemacht werden konnte. Der Zweck übrigens, den Beide gehabt hatten, ward mit den Horen nicht erreicht, weil die Mittel fehl gewählt waren. Es war ein unglücklicher Gedanke, in einer Form das Klassische und Große geben zu wollen, in der das Müßigste und Behaglichste gesucht wird. Eine Thätigkeit für Zeitschriften sagt keinem höheren Bestreben zu. Man arbeitet im Solde des Verlegers, unter der Ruthe der Periodicität, man lernt leichtfertige Zwecke wider Willen und zu diesen leichtfertige Mittel zu gebrauchen, man wird mit Schriftstellerkniffen und mit den Schwächen des Publikums bekannt, welches der Journale am meisten bedarf, und welches unstreitig der Theil ist, der die niedrigsten, aber meisten Ansprüche macht, und die wenigste Rücksicht verdient. So sieht man denn auch hier in den Briefen Schiller's und Göthe's über die Horen theils in eine ganz unwürdige Wohldienerei, theils in eine Mystifikation hinein, mit der man das Publikum behandelt, und hört von Prellereien und bezahlten Recensenten. Bald mußte man sich herablassen und für leichte Waare sorgen, und man verlor so die erste Richtung, nur für die Besten zu sorgen, ganz aus den Augen. Nach doppelten Seiten hin täuschten sich die Herausgeber ganz. Nach der Seite der Schriftsteller hin schien es, als ob des Guten nur für eine so enge Zeitschrift nicht hinlänglicher Vorrath wäre; Uebersetzungen von allerhand Art mußten die Lücken füllen; manches Mittelmäßige mußte aufgenommen, und Mitarbeiter, wie Archenholz, um Sukkurs gebeten werden. Nach der Seite des Publikums hin legte sich dessen ganze Urtheilslosigkeit baar und offen dar, man verwirrte die Verfasser (hat ja ein so berühmter Kritiker wie Fr. Schlegel die Agnes von Lilien der Frau von Wolzogen für göthisch gehalten!), man schrieb Schiller'n zu, was Göthe'n, Göthe'n was Schiller'n gehörte, ja Göthe'n, was von Engel, und Schillern, was von Woltmann herrührte; man fand die Arbeiten von Engel leicht für das Beste, was die Horen enthielten; der Absatz entsprach den Erwartungen nicht. Göthe fand später, daß sie die schönste Zeit erfolglos verschwendet hätten; Schiller fühlte bald, daß ihm die

Zerſtreuung nicht zuträglich war zu größeren Leiſtungen, und daß ihm eine Concentration nöthig war, wenn er zur Poeſie rückkehren ſollte, für die der Drang in ihm wieder plötzlich lebendig ward, ſobald er die Spekulation verabſchiedet hatte. Das Jahr 1795 brachte ſeiner lyriſchen Dichtung eine neue Periode. Hier trat die Anſchauung und Abſtraktion, wie Göthe ſagte, in vollkommenes Gleichgewicht, ehe nachher ſeine Abwendung von der Philoſophie ſtets entſchiedener wurde.

Wer den Erzeugniſſen Schiller's aufmerkſam gefolgt war, dem konnte ſeine Rückkehr zur Poeſie kaum auffallen. In dem Manne, der in ſeinem erſten Dichtungswerke ſchon den Hang zur Spekulation, und in ſeinem zweiten die Neigung zur Geſchichte ſo entſchieden verrieth, konnte die durch ſo mächtige äußere Hebel geförderte Beſchäftigung mit Philoſophie und Hiſtorie nicht überraſchen; und wieder in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften konnte es dem ſchärferen Auge nicht entgehen, daß dies Alles ohne Fach- und Berufsliebe geſchrieben war, und daß der Dichter überall wieder herausblickte. Die Verbindung von Philoſophie und Poeſie, von Gedanken und Bild, Reflexion und Anſchauung iſt in den Ausgängen der Dichtungsgeſchichte ein Stadium der Entwickelung, ſo unvermeidlich, wie dieſelbe Verbindung in den Anfängen der Philoſophiegeſchichte iſt. Dem Deutſchen, wie uns aus früheren Zeichen unſerer Geſchichte klar iſt, iſt ſie vorzugsweiſe eigen; der Hang zur Abſtraktion, das Streben, Empfindungen mit Ideen zu paaren, iſt ihm natürlich, und es iſt charakteriſtiſch genug, daß dieſer Dichter der Liebling des Volkes ward, der jene Verbindung am innigſten knüpfte, der das Band zwiſchen der Dreiheit: Wahr und Schön und Gut, am engſten ſchürzte, die im Munde der Nation ein Sprichwort geworden iſt. Dieſer Fortſchritt muß weiterhin nothwendig in der Kunſt zum Rückſchritte führen, und er bildet daher unſtreitig die gefährliche Spitze in der Geſchichte der Kunſt; aber es liegt in dem Menſchen dies Wagniß der Kultur und des Geiſtes, es iſt ſeiner freien Natur unerläßlich, ins Zielloſe fortzuſchreiten, und ſich ſelbſt zu überbieten. Göthe hatte die Nation im Grunde auf jenen äſthetiſchen Standpunkt geſtellt, den Schiller als das Werk der Kunſt bezeichnete: er hatte die Dichtung als die Vorbereiterin der Bildung behandelt; ein Wegbahner für aufgeklärte Erkenntniſſe und Anſchauungen in der Natur, Religion und Wiſſenſchaft, ein Ordner und Regler des ſinnlichen Wohlſeins, als des Grundes aller ächten geiſtigen Entwickelung, hat er der natürlichen Empfindung Sprache und Ausdruck gegeben, und die Lebenskräfte auf das natürlich Verſtändige und Geſunde gerichtet. Aber

die Nation war damit nicht geſättigt; ſollte ſie es ſein, ſo hätte ſie ſtehen bleiben müſſen; ja, als die Romantiker die reine, formale Kunſt behaupten wollten, ward es ein Rückgang. Nicht allein der Fortgang alſo zu dem Geſättigten der Poeſie durch Einmiſchung fremder Beſtandtheile liegt in der Natur der Dinge, ſondern auch der Beifall, den dies findet. Nicht allein loben wir in der Maſſe Schiller's Poeſie vor Göthe's, ſondern auch der Spanier nennt Calderon an der Spitze ſeiner Dichter, und das Alterthum nannte Euripides weiſer als Sophokles; in der plaſtiſchen Kunſt ſtand von jeher nicht das naive Produkt des Phidias und ſeiner Zeit am gerühmteſten, ſondern der Apoll von Belvedere und die kleomeniſche Venus, und aus der alten Architektur iſt tauſendmal die korinthiſche Ordnung nachgeahmt worden, ehe Einmal die hohe Einfalt der doriſchen. Schiller hat die Leidenſchaften und Neigungen, die Göthe aus dem Zwange des Geiſtes erlöſt hatte, gereinigt und ihnen edle Ziele gegeben, daß ſie der Ebenbürtigkeit mit der Vernunft auch würdig würden, er hat in grellerem Schmucke der Poeſie zu den Trieben Ideen hinzugeworfen, deren Gehalt, ſo lange wir ihn und Göthe leſen, neben der inſtinktiven Richtung, die der letztere gegeben, beſtehen und mit ihr wechſeln wird. Denn man muß es geſtehen, daß dies ideale Streben, das Schiller's Dichtungen mit einer merkwürdigen Energie ausſprachen, von den ſchönſten Erfolgen gekrönt war, was ja Göthe ſelbſt mit halbem Widerſtreben zuletzt zugeben mußte. War Schiller ſeiner ganzen Natur nach genöthigt, zu Allem, was ihn feſſelte, die Ideen zu ſuchen, und ſoweit der Philoſophie anheimzufallen, wie wir ihn denn in jenen Aufſätzen die Lage der Zeit und des Vaterlandes, die Standpunkte der Dichtung, die Natur der Kunſt, der vorragenden Künſtler und ſeines eigenen Berufs ſich zum Bewußtſein haben bringen ſehen, ſo war er doch noch entſchiedener genöthigt, das ſo Erkannte wieder rückwandelnd in lebendige Bilder der Anſchauung auszuprägen, und dem Unendlichen Geſtalt und Erſcheinung zu geben. Denn wie wenig ihn das Syſtematiſche der Schule reizte, kann ein einziges Gedicht, wie die Weltweiſen, ausſprechen, das faſt wie aus Göthe's Feder und Seele klingt. Und eben das charakteriſirt ſeine Gedichte dieſer Zeit, daß darin die philoſophiſchen Ideen, in denen er ſich bisher bewegt hatte, in anderer Form ausgedrückt ſind; denn überall erkennt ſich in dieſen lehrhaften Gedichten, der eigenthümlichſten Gattung Schiller's, in der er ganz original iſt, derſelbe Grundgedanke wieder, der uns ſchon ſehr geläufig iſt. In dem Reiche der Schatten (Ideal und Leben), einem der erſten Gedichte dieſer Zeit, in dem er ſich genugthat, hält er das

ſpiegelreine Leben der Götter dem Menſchen vor, der zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden ſchwankt, und mahnt ihn, die Angſt des Irdiſchen hinter ſich zu werfen und ſich ins Reich der Ideale zu flüchten. Der Genius ſtellt Natur und Schule gegeneinander; dem Einzelnen wird der Troſt gegeben, daß er ſich die goldene Zeit zurückrufe, wo Willkür den Frieden der Natur noch nicht geſtört, und Weisheit gibt ihm die verlorene Natur zurück. Die Klarheit und Harmonie des Weſens iſt überall dies edle Ziel, wohin der Dichter, wie vorher der Philoſoph, die Menſchheit weiſt; und wie er dem Menſchen das Leben der Götter von dieſer Seite preiſt, ſo dem Manne das Weib. Nicht nur der weiblichen Form iſt in den Anſichten Schiller's, Humboldt's und Burdach's das Element der Schönheit vorzugsweiſe eigen, ſondern auch geiſtig ſteht das Weib in jener Harmonie der Kräfte, die die Bedingung der Schönheit iſt, dem Manne voran, dem es ſonſt überall weicht. Die Würde der Frauen iſt in dieſem Sinne gedichtet. Der Spaziergang berührt wieder die höchſten Fragen des inneren Einklangs, der Kultur, der ruhigen Natur, deren Frieden die Kunſt mit ſich führt, und ſtellt die Gegenſätze der Einfalt und Bildung, Verwilderung und Sittigung der Betrachtung vor. Gegen dies Gedicht, das aller Freunde Beifall erntete, fand Schiller Ideal und Leben nur als ein Lehrgedicht, deſſen Inhalt nicht poetiſch ausgeführt werde; und doch muß man auch bei dieſer Elegie bedauern, daß die ſchönen, ſo phantaſie- und empfindungsvollen als ideenreichen Sätze nicht (wie es Pindar durch ſeine Mythen pflegte) an eine Handlung geknüpft ſind, die dem Leſer ein anſchaulicheres Bild in der Seele zurückgelaſſen hätte. Die war allerdings ein Schade, den die philoſophiſche Beſchäftigung Schiller'n zufügte; er überließ ſich dem Ideenhaften zu ſehr, und meinte der Poeſie genuggethan zu haben, wenn er jenes an irgend eine apographiſche Schilderung angereiht hätte. So war er ganz erfüllt von einer Idylle, die Vermählung Herkules' und Hebe's, die ſich an Ideal und Leben anknüpfen ſollte. Wieder wäre jener Gedanke, der Uebertritt des Menſchen in den Gott, das Thema geweſen; es ſchwindelte ihm bei dieſer Aufgabe, „das Ideal hier zum Stoff zu haben, alles Sterbliche in einer poetiſchen Darſtellung ausgelöſcht, eine Scene im Olymp — er wollte den ganzen ätheriſchen Theil ſeiner Natur zuſammennehmen, mit der ſentimentalen Dichtung ſelbſt über die naive ſiegen.“ Zum Glück fühlte er noch zur rechten Zeit, daß hier nichts Plaſtiſches werden könnte, und er gab dieſen Gedanken auf, der ihn über die Grenzen des Idealen hinweg in das Spirituale und Nihiliſtiſche geführt hätte. Das Gelingen hatte ihn gereizt. Lied, Elegie,

Lehrgedicht, Gnome und Epigramm gingen nach der kaum zurückgelegten Philoſophie und Geſchichte von Statten, die „Grille der Eitelkeit“ verführte ihn, mit Göthe's Beweglichkeit wetteifern zu wollen, er ſann über ein kleines romantiſches Epos, über dieſe Idylle, die ein reiner Gegenſatz der höchſten Satire und Komödie werden ſollte, er hatte das Drama wieder ins Auge gefaßt; Humboldt wollte ihn auch gern in griechiſchen Versmaßen hören. Unter all dieſem war, wie wir ſehen, die nächſte Frucht nur jene zweideutige Gattung, die Humboldt, deſſen brieflicher Verkehr in dieſer Zeit Schiller'n für ſeine Lyrik das war, was der mit Göthe für ſein Drama, für die beſten Muſterſtücke erklärte, die didaktiſche Lyrik daran zu entwickeln. Wenn Schiller dieſe Gattung in der Kompoſition nicht zu jener Höhe ſteigerte, daß ſie ſich an das Epiſche anlehnte, ſo durfte man doch mit Recht rühmen, daß er ſie in der Darſtellung auf eine Stufe rückte, die ſo leicht nicht wieder erreicht worden iſt; und wenn man ihn unter uns, im Schwung und Fluge ſeines Ausdruckes mit Pindar verglichen hat, ſo mag man nachſichtig dazu ſehen, wenn man bedenkt, wie freigebig Franzoſen und Engländer mit der Bezeichnung pindariſcher Manier bei ſo vielen ihrer Dichter geweſen ſind. Wie wahr es iſt, weſſen ſich Schiller ſelbſt anklagt, daß ihn zuweilen der Philoſoph übereilte, wo er dichtete, und der Dichter, wo er philoſophirte, ſo gewiß iſt doch auch, daß ihn die Beſtimmtheit ſeiner erworbenen Begriffe nirgends verführte, Witz und Scharfſinn für Phantaſie, und einen leichten bildlichen Ueberwurf im Ausdrucke für Poeſie zu halten. Auf dem Wege der Empfindung und Einbildungskraft erzeugt ſich ihm das ſcheinbare Chaos der Anſchauungen, aus dem die Ideen hervorſpringen, die für den Ungeübten, oder den, der nicht ſonſther mit dem ſchiller'ſchen Ideenkreiſe vertraut iſt, in einzelnen tiefſinnigen Gedichten, wie im Reiche der Schatten, ſehr ſchwer aus dem räthſelhaften Ganzen zu deuten ſind, anderswo dagegen in einer ſinnlichen Klarheit vorliegen, die mit der Schärfe der Gedanken wetteifert. Es ſcheint ihm ganz eigentlich wohl, der Laſt des ſpekulativen Ausdruckes endlich ledig zu ſein und ſich mit keckem Fluge in höheren Regionen bewegen zu dürfen. Gegen Herder's didaktiſche Poeſien gehalten, die ſich in eben dieſen Zeitſchriften hervorthaten, erkennt man die eigenthümlichen Vorzüge der ſchiller'ſchen am auffallendſten. Die Krone trägt unter dieſer Gattung die etwas ſpäter gedichtete Glocke. Hier iſt aber auch mehr wie ſonſt plaſtiſche Geſtalt und ein poetiſcher Körper erlangt. In keiner Sprache fand Humboldt ein Gedicht, „das in einem ſo kleinen Umfange einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller

menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigte." Von der eigenthümlichen Spannung in Schillers Geiſte zeuget dieſe didaktiſche Lyrik am ſtärkſten, und darum iſt ſie für ſo Viele, die dieſe Gedichte nur in der Jugend geleſen haben, wo ſie dem Gedankengange nicht zu folgen fähig waren, ein bloßer ſchönklingender Wortſchwall, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie dieſe Eigenſchaft auf die gedankenloſen und formfrohen Lyriker übergetragen habe, die ſich an Schiller anlehnen, und die in deſſen Muſenalmanach ſich anfangen (wie Matthiſſon, Koſegarten, die Mereau, Conz u. A.) zuſammen zu gruppiren. Wem die Gegenſtände ſo geſteigerter Empfindungen unklar ſind, dem können die Empfindungen ſelbſt unwahr erſcheinen und ihr Ausdruck ein falſcher Glanz. Das ſchöne, leichte Spiel mangelt, das den Beſitz äſthetiſcher Freiheit ſchon an der Schwelle verkündet; die eigentlich lyriſche Gattung, die rein aus dem Gefühle und unmittelbar entſpringt, war Schillern nicht eigen; er fühlte ſich auch nicht dahin gezogen; er hielt das lyriſche Fach für das kleinlichſte und undankbarſte unter Allen und ſah es eher für ein Exilium, als für eine eroberte Provinz an. Daher geht ihm das ſchlanke Lied, das mühlos, wie die Natur ſchafft, aus dem Nichts entſtanden ſcheint, ganz ab, oder iſt, wo es ſich findet, von geringem Belange. Hier war Göthe groß: ihm war jene Leichtigkeit und Fülle gegeben, die ſich zu unbemühtem Schaffen in ſich gedrungen fühlt. Er war der rechte Künſtler, bei dem „das Angeſchaute und Empfundene und Erfahrene zu dem verſtandenſten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein"; er wändte der ganzen Didaktik, bis auf einige Gnomen, den Rücken; er wollte nicht, daß unſere Lieder immer in den höchſten Aether ſtiegen. Er bedurfte nicht fremdartiger Lehrer, die ihn geſchult hätten; keine Reflexion brauchte ſeiner Empfindung Nachdruck zu geben; er ſchien ſich im rechten Gleiſe zu wandeln, wenn er denkend nicht wußte, was er dachte: dann ſchien ihm Alles, was er empfing und gab, wie geſchenkt. In ſchärferem Gegenſatze können beide Dichter nicht geſehen werden, als wenn man neben Schiller's Gedichte dieſer Zeit Göthe's römiſche Elegieen und ſeine venetianiſchen Epigramme hält, oder neben den Plan ſeiner idealen Idylle von Herkules und Hebe Göthe's Alexis und Dora, was ſämmtlich in den ſchiller'ſchen Zeitſchriften dieſer Zeit erſchien. Denn hier trat Göthe noch entſchiedener und kühner in den Geiſt des Alterthums, auf den Stand des Properz hin, immer die deutſche Innigkeit und moderne Eigenthümlichkeit, trotz Leichtſinn und

Nachahmung behauptend. Das monologische Ausströmen seines Glückes lag in jenen Elegieen in der Naivetät vor, wie in den alten Mustern; und doch waren sie wieder dem neuen Begriffe der Elegie so fein nahe nahegerückt durch den Strich von Wehmuth, den der Rückblick auf das untergegangene Rom und das Glück des Alterthums, das nur in dem Einzelnen fortdauert, darüber breitet. Diese Stücke sämmtlich zeigen die Schönheit der Naturanlage in leichter Anmut, wo Schiller's Gedichte dieser Zeit die Energie des Geistes in Anstrengung achten lehren; sie verherrlichen die unmittelbare Naturkraft, mühlos darlegend, was dem Dichter unwillkürlich gelang, der dem Streben nach Erkenntniß überall abhold war, da er wußte, wie oft die That und Ausführung Anderes hervorbringt, als die Absicht wollte. Wir fühlen es durch, hier ist die Kunst ein Besitz, wenn sie bei Schiller oft ein Erwerb scheint; denn sie ist nur da recht heimisch, wo sie auf Jugend und Natur trifft, die Göthe all sein Leben in sich aufrecht erhalten hat; hier bleibt die Dichtung rein auf sich selber ruhen, genügt sich in sich allein, bedarf des habsüchtigen Blickes nach anderen Gebieten nicht; die Muse allein „hat, nach Apollo's Wunsche, den Dichter im Stillen erzogen, und das Siegel auf seine Lippen gedrückt"; hier ist die Klage über allzu große Wahrheit der Empfindung vielleicht gerechtfertigt, gewiß nicht über Gemachtheit und Zwang. Das Verhältniß ist zwischen den Gedichten der Beiden, wie es so vielfach zwischen ihren Begriffen ist: der Unterschied des Daheimseins und der Rückkehr. So schreibt z. B. Schiller der Grazie die Leichtigkeit zu, als ob der bloße Instinkt aus ihr spräche; bei Göthe würde dies heißen: womit sich der Instinkt bewegt; und dies Als ob und Womit kann die ganze Verschiedenheit beider Dichtungen erklären, wovon die eine im und die andere außer und über dem Leben steht. Und dabei muß man nur nie vergessen, daß die Dichtung fast aller Zeiten und Völker dieser letzteren Gattung viel gewöhnlicher angehört, als jener ersteren, und daß, wenn wir blos diese der Wirklichkeit nähere preisen wollen, wir uns leicht auf einer Unart unserer prosaischen und phlegmatischen Natur ertappen könnten, die der Anstrengung die Behaglichkeit vorzieht. Denn nur unter der Einen Bedingung, die Göthe selber stellte, leistete diese naive und natürliche Kunst das Höchste, daß sie ihre Gegenstände aus der beschränkten Wirklichkeit heraushebt und ihnen in einer idealen Welt Maß und Würde gibt.

Der Musenalmanach von 1797 ist durch nichts berühmter geworden, als durch die Xenien[87]). Hier traten Beide zu einer gemeinsamen

87) E. Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampfe. 2 Thle. 1851. Saupe,

Arbeit zusammen in so enger Verbindung, daß sie förmlich beschlossen, ihr Eigenthumsrecht nie auseinanderzusetzen. Der erste Gedanke dazu scheint bei Göthe entstanden zu sein von den im antiken Sinne unschuldigen Epigrammen von Venedig aus; er hatte die Absicht, eine Reihe martialischer Xenien auf deutsche Zeitschriften zu machen. Schiller griff dies mit gewohntem Eifer auf; für ihn hatte es etwas Reizendes, gerade mit Göthe ein Ganzes in Gemeinschaft auszuführen; er gab gleich die Aussicht auf einzelne Werke und Schreiber hinzu, und nahm den harmlosen Einfall mehr von der strengen Seite des Satirikers auf: er wollte, daß sie sich selbst nicht schonten, damit sie Heiliges und Profanes angreifen dürften. Insofern war Schiller fast noch mehr Verführer, als, wofür er galt, der Verführte; und Göthe nannte auch die von ihm herrührenden Xenien schlagend und scharf gegen die seinigen. In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich, und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Chorizonte dazu gehört, um diesen Ausspruch im Einzelnen belegen zu können. Wer die Epigramme auf naturhistorische Gegenstände, auf Reichardt, auf die Zeitschriften, auf die revolutionären Demagogen absondert, und die in Gruppen gestellten, die Flüsse, die homerischen Parodien, die Philosophen, den Thierkreis (den Göthe immer mit Bewunderung las) dagegenhält, der kann auch durch die letzte Zeile hindurch, die die charakteristischen Ecken abschliff, den Charakter doch erkennen. Schiller hatte bei diesem Geschäfte anfangs den richtigen Takt, daß er nicht allein nach poetischer Anschaulichkeit in Gruppirungen suchte, sondern auch nach Liebe und Frieden zwischen der Satire; in diesem Sinne mahnte er Göthe'n, auf einzelne Antiken und Kunstwerke naive Charakteristiken im alten Stile des Epigramms zu liefern, und es ist Schade, daß sie zuletzt diesen ernsten Theil absonderten. Dadurch behielt freilich „der Haß" die Vorhand vor der Liebe, und dem that die ganze Lage und Stimmung beider Dichter natürlichen Vorschub. Beide waren damals über die flaue Aufnahme der Horen gereizt. Göthe äußerte sich noch spät über die geringe Theilnahme an seinem Tasso in großer Geringschätzung gegen das deutsche Publikum. Nah und fern drängte sich gerade jetzt ein solcher Schwall von Mittelmäßigkeiten vor, und in der nächsten Umgebung, zu deren Bildung das Ungewöhnlichste geschehen war, trafen die beiden Dichter auf solche Symptome des schlaffen

---

die Schiller-Göthischen Xenien. 1852, wo man das Material über diesen Gegenstand in erwünschter Vollständigkeit beisammen hat.

Wohlgefallens an dem Elenden und des übelgerichteten Geschmackes, daß, nachdem die Gelegenheit und Aufforderung einmal gegeben war, die Explosion ihres Zorns gegen all das Falsche und Geringe, das der ächten Bestrebung entgegentrat, ganz natürlich war. Daher war ihr erster und Hauptgrimm gegen die Zeitschriften des alten Schlags gerichtet, wo das neue Gute mit lauem und das alte Mittelmäßige mit lautem Lobe besprochen wurde. Und da sich nach der ersten Idee, nach der sie die Xenien, wie Schiller sagte, als eine Posse und Schabernack für den Moment berechneten, jener Ueberfluß regte, der das Gefäß sprengte, so traf nun von da aus ihre Geißel mit konsequenter Schärfe alle Philisterei und Schwärmerei, alle Leere und Abgeschmacktheit, alle Mittelmäßigkeit und Plattheit, die sich mit ihrer Natürlichkeit entschuldigt; und Schiller'n verdroß unter den Entgegnungen, die sie später erfuhren, nichts so sehr, als daß Einige, „die dem Erbärmlichen nachgelaufen waren, jetzt, wo man denselben zu Leibe ging, thaten, als ob sie es blos geduldet hätten; daß sie es erst dem Guten entgegensetzten und dann sich stellten, als ob es grausam sei, es mit demselben vergleichen zu wollen." Die papierene Saat jener Geschwindschreiber, die, wie die jetzigen, was sie gestern lernten, heute lehren, zu verderben, sandten die zwei Heroen, die sich zusammen ein Heer dünkten, ihre Füchse mit brennenden Schwänzen aus; das Ungesalzene fühlbar zu machen, die Magenschwäche, die die wässrige Kost gemacht, zu heilen, konnten sie keine andere als scharfe Würze gebrauchen. Ihre ganze Richtung ging nur gegen das Neueste; wovon das Herz eben voll war, davon ging der Mund über. Des Alten ward nur in so weit gedacht, als sich unwürdige Nachfolger von Lessing und eine elende Kritik noch jetzt desselben annahmen; die Geniejahre und ihre Angehörigen wurden bei Seite gelassen, nur die Aenderung der Centauren Stolberg in ihre gegenwärtige Gestalt machte Einen einzigen Blick in jene Zeiten nothwendig. Hätte Göthe schon damals sich die Gestalt unserer Literatur so weit, wie nachher in seinem Leben, zurechtgelegt gehabt, so würden wir einen Kreis von Epigrammen erhalten haben, der uns selbst als literarhistorische Quelle durch Umfang wie durch Schärfe unschätzbar geworden wäre. Aber auch so sind die Xenien absichtslos — was wieder von einer andern Seite noch unschätzbarer ist — zu einer Art Charakteristik der nächsten literarischen Erscheinungen geworden. Wir könnten den Gang unserer Darstellung in den letzten Abschnitten daran erläutern, so ganz sind diese Aussprüche in dem strengen Sinne des Urtheils gemacht, das sich ein Mann bildet, der die Zeitereignisse schon als Geschichte ansieht und sich

in die Ferne der Zeiten denkt, wo die Schuppen der Befangenheit auch von dem Auge des gewöhnlichen Lesers abfallen. Wir haben Göthe und Schiller und ihren reinen Kunstleistungen in großer Masse die ganze pragmatische Schriftstellerei entgegengestellt: und eben dieser wieder treten die Xenien in ihrer Allgemeinheit entgegen. Sie war die Fortsetzerin der alten Philisterei und jener verständigen Nüchternheit, die in den Zeitschriften der Berliner (Allg. deutsche Bibliothek), der Leipziger (Weiße's neue Bibl. der schönen Wissensch.), und einigen anderen noch ihre letzte Zufluchtsstätte hatte, wo sie jetzt auch noch aufgesucht und verscheucht ward. Daher bilden den Mittelpunkt der Satire die Persönlichkeiten, die hier thätig waren. Als den Erbfeind alles Schönen, der das Mode nennt, wenn der menschliche Geist sich neue Bahnen bricht, treffen daher den anmaßenden Zuchtmeister des Jahrhunderts, den „Nikolaos," der gern dem Pöbel im Reiche des Geschmackes den Sieg schaffte, die ärgsten Hiebe, den Reisenden des Verstandes, der in das Land der Vernunft nie den Weg findet, dem Alles Unding ist, was er nicht mit den Händen greift, und der das, was er begreift, auch beschmuzt, dem Alles querköpfig ist, was seinem „Leerkopf" nicht entspricht. Er und Weiße werden als Lessing's Anhängsel dargestellt, dessen sich der todte Achilles schämt; in ihren Blättern halten sie ein Spital für invalide Poeten geöffnet; und deshalb muß auch Manso, der an der leipziger Bibliothek mitarbeitete, eben so viel leiden, wie die alten Aesthetiker Eschenburg, Blankenburg und Meister, die noch im Sinne der Sulzer und Bodmer urtheilten („die Fischlein in Sulzer's Cisterne"). Als Geschichtschreiber hat später Manso den bittern Spott, der ihn in den Xenien traf, ehrenvoll vergessen gemacht, aber seine Gedichte (Kunst zu lieben) und seine lare ästhetische Kritik (hauptsächlich in den Nachträgen zu Sulzer) konnte ihn damals allerdings nicht ausnehmen. Neben diesen fährt besonders J. Fr. Reichardt, der Musikus, übel; der angebliche Freund von Göthe ward so gut geächtet, wie die Neutralen in Leipzig und die Feinde in Berlin; seine Journale (Deutschland und Frankreich), der Reichsanzeiger von R. Zach. Becker und die Erholungen und das Taschenbuch für geselliges Vergnügen von W. Gottl. Becker sind nächst den oben Angeführten am heftigsten mitgenommen. Auch örtlich treffen diese Waffen ganz an den rechten Ort: sie stöbern das Unwesen der Oberflächlichkeit und Plattheit in Sachsen, an der Pleiße, in Dresden, in Gotha, auf, sie nennen Adelung den Wassermann κατ' ἐξοχήν, und Göthe'n freute es, daß man in Gotha in besonderem Aerger über die Xenien war, denn man habe da in größter Gemüthsruhe zugesehen, wie

man ihm und seinen Freunden unartig begegnete. Daher erscheint denn die Gothaer Zeitung als schnatternde Gans, und der Reichsanzeiger als eine der Zeitungen, die ein verschwundenes goldenes Zeitalter der Literatur beklagten, den trockenen Menschenverstand vertheidigten und die Zeit der gellert'schen Witze zurückwünschten. Wie diese Organe jener pragmatischen Ansichten, so werden auch ihre künstlerischen Erzeugnisse verspottet. Die ganze Gattung der Romane, die Nicolai, Hermes, Thümmel angebaut hatten, diese pedantischen Werke, die sich so gern über den Pedantismus lustig machten, werden angegriffen, und aus der Reihe dieser Autoren Jean Paul richtig als ein Reicher unter den Bettlern herausgehoben, ohne daß seine Verehrer, die ihn groß nannten, die Satiriker im geringsten irrten, ihn darum doch klein zu nennen. Was wir weiterhin aus den einzelnen Wissenschaften erwähnten, als drückend auf die Poesie, wird zwar nicht in diesem Sinne, aber vieles Einzelne doch nach seinen schädlichen Wirkungen und Eigenschaften angeführt. Der Vertreter der frommen Reaktionen, Lavater, ist vortrefflich charakterisirt: die Versöhnung von Schelmerei und Würdigkeit, von Edel- und Schalksinn, von Hohem und Niederem durch Eitelkeit und Ehrgeiz ist treffend hervorgehoben; seine fromme Poesie entgeht nicht dem Tadel, so wenig als Stolberg's Abfall von der Dichtung und dem Alterthume zum Christenthume. Die Pädagogen Salzmann und Campe sehen die Xenien nicht anders an, als wir uns genöthigt sahen; dem Verfasser des Karl von Karlsberg wissen sie nichts als einen Platz in der Charité zu bieten; die ganze Literatur für Damen und Kinder wird preisgegeben: sie dächten, man schriebe für Männer, und ließe dem Mann die Sorge für Frau und Kind. Dem historischen Roman von Meißner und Wieland, dem „geduldigen Gliedermann", dem philosophischen Roman, Allem wird seine Stelle gewiesen. Politik und Philosophie konnte nicht unangetastet hinwegkommen: die Freiheitsenthusiasten, die Cramer, von Clootz, Reichardt, Eulogius Schneider werden auf Einer Linie mit Klopstock und Forster abgethan, und die unwohlthuende antipatriotische und weltbürgerliche Tendenz sieht hier hervor, die wir an Göthe kennen gelernt. Die philosophischen Kärner und Lärm der Schulen, die dilettantischen Aesthetiker und Kunstschwätzer, wie Ramdohr, Heidenreich u. A., entgingen nicht einer kleinen Note. Was in unserer Darstellung noch zurück ist: das Misere des Bürgerdramas, das Schröder, Iffland und Kotzebue verbreiteten, der trockene Spaß und nasse Jammer in der Komödie und Tragödie, das Hauskreuz auf der Bühne, die erbärmliche Natur der Gesellschaft im Vortheil über die große unendliche

der Menschheit, endlich die übertriebene Gräkomanie und die junge Kritik der beiden Schlegel, die „die Trojer hart bekämpfen, aber auch manchmal ins Blaue schließen," alles das entgeht dem strafenden Takte der Epigrammatisten nicht. Wenn wir das Verhältniß dieses satirischen Urtheils zu unserem historischen erwägen, so können wir von unserem Standpunkte aus nur Wohlgefallen an den Xenien finden. Es ist nicht das Wohlgefallen der Schadenfreude, das später hier und da die Xenien gelobt und auch nachgeahmt hat, es ist das Gefallen an der Gerechtigkeit, die der Ernst und die Liebe zu einer ächten Bildung an den Gegenständen ausübt, die dieser entgegenstehen. Es hindert uns nicht, einzelne Xenien ihrer Tendenz, ihrer Form, ihrer Persönlichkeit wegen zu verwerfen, wohl aber, dem Sinne des Ganzen entgegenzutreten. Es ist hie und da Unrecht gethan; aber wer im Kriege ist und selbst Partei ergreift, der kann nicht unparteilich sein sollen. Wer im Ganzen ohne Befangenheit liest, der kann nicht leugnen, daß der Spott und Haß immer die Sache trifft, daß das Gebiet des Humors nie verlassen wird; die Epigrammatisten wünschen sich selbst heitere Eindrücke zu machen, und „liberalen Gemüthern" machten sie diese auch. Es ist überhaupt eine Untugend an uns, daß wir nicht Spott und Spaß vertragen wollen, da es doch übel mit jeder Sache zu stehen scheint, die nicht Spott und Spaß verträgt. Wie duldsam sind wir, wenn die Journale ihren Geifer ausgießen und anonym ihren Privathaß in wissenschaftliche Urtheile kleiden; und daß dies Faustrecht, diese literarische Preßfreiheit, die man bei uns nie hindern wollte, sich hier einmal poetisch ausspricht, dies wollten wir so sehr tadeln und so empfindsam aufnehmen? Und wir wollen politische Preßfreiheit haben? da Keiner, der sie jetzt begehrt, sie ertragen würde, wenn sie gewährt wäre? Damit wollen wir übrigens nicht den Angegriffenen verargen, daß sie sich ihrer Haut wehrten; und wenn Schiller damals im Unmuthe gegen die Entgegnungen, die sie erfuhren, sagte, man werde Göthe'n nie seine Wahrheit und tiefe Natur, *ihm* nie seinen starken Gegensatz gegen die Zeit und die Masse des Publikums verzeihen, oder wenn er gar die Polizei gegen den Magister Dyk, der es am tollsten machte, gern angerufen, oder wenn er um des Tumultes willen die ganze reniale Thätigkeit später bereut hätte, so war dies in unsern Augen nur eine ähnliche Schwachheit, wie die unmäßige Gereiztheit der Beleidigten jener Zeit und die moralische Krittelei der Späteren. Der Aufruhr war ungeheuer, die beleidigten Oertlichkeiten ganz in Gährung. Nicolai, Manso, Dyk, Reichardt, Campe, Claudius, Gleim, Cranz, Hennings, die angegriffenen Zeitschriften erwiederten, Jedes nach seiner Art.

Johannes von Müller fand den Hain der Musen von Räubern eingenommen, die jeden ersten besten ausziehen, mit Unrath bewerfen und literarisch morden! Man ging so weit, die Herausgeber dieses Furienalmanachs, wie ihn Nicolai nannte, öffentlich für ehrlos zu erklären; hier ward klar, was Poesie und Gemeinheit war, und wo Grobheit und Unverschämtheit, oder Geist und Humor waltete. Göthe, sonst leicht gereizt, schien sich diesmal am wenigsten anfechten zu lassen. Er fand es lustig, zu sehen, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hatte, was sie glauben, daß Einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.“ Er fühlte sogar die alten polemischen Neigungen seiner Jugend erwachen, er wollte diese Klasse noch einmal recht aus dem Grunde ärgern, er fühlte, daß, wer auf seine Zeit nachhaltig wirken wollte, wohlthätige Erschütterungen hervorbringen und keinen Gegner scheuen, keinem zweideutigen Freunde schmeicheln muß, um sich etwa zeitlebens einen leidlichen Ruf zu erhalten, den ihm sein Tod mit hinwegnimmt. Wirklich haben die Xenien in diesem Sinne die literarische Revolution in Deutschland nach einer momentanen Pause erneuert und fortgeführt; und gewiß sollte man von den Xenien weniger als von sehr vielen andern der Produkte unserer Dichter sagen, daß die darauf gewandte Zeit verloren gewesen sei[88]). Schloß sich an die schiller'schen philosophischen Aufsätze im Allgemeinen die Theorie der romantischen Aesthetiker an, so knüpfte sich an die Xenien ihre tumultuarische Justiz gegen die lebenden Geschlechter und ihr ganzer großer Gegensatz gegen die Masse der gemeinen Natur, der, was man auch von der romantischen Schule und ihrer Produktion halten mag, eine wahre Wohlthat für unsere Literatur war, die ohne ihn ins bodenlos Niedrige würde versunken sein. Lehnte sich ja doch Wieland, der ganz glimpflich in den Xenien behandelt war, gegen diese „Sansculotterie, gegen die Diktatur und duumvirale Miene“ der Xenienschreiber

89) Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.

Göthe.

in einem Tone auf, der sich der Mittelmäßigkeit förmlich annehmen zu wollen schien; er stellte sich gerade der einzig preiswürdigen Tendenz der Xenien entgegen, und nannte es Unverschämtheit, daß man von einer ungesalzenen Literatur gesprochen habe! Dafür ereilte ihn die Rache der jungen Schule, die im Athenäum 1799 eine Ediktalcitation publicirte, kraft deren „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poesie des Hofraths und comes palatinus caesareus Wieland concursus creditorum eröffnet, und, weil mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horaz, Ariost, Cervantes, Shakespeare u. s. w. zustehende Eigenthum sich vorgefunden, Jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde."

Beide Dichter verloren über ihrer Arbeit an den Xenien nicht ihren ernsten und würdigen Standpunkt. Göthe war hocherfreut, daß unter den ersten Stürmen, die sie verursachten, Schiller gerade seinen Wallenstein wieder aufgriff, während er selbst sich mit Hermann und Dorothea beschäftigte; er wünschte, daß sie nun ihre positiven Arbeiten fortsetzten und durch ihre Gegenwart, Leben und Wirken den schlimmen Eindruck aufhüben. Nach diesem tollen Wagestück, sagte er, müssen wir uns blos würdiger und großer Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln. Und Niemanden war diese Aufforderung mehr aus der Seele geredet als Schiller'n, der überall das Höchste in Aussicht zu nehmen so bereit war. Jetzt sammelte sich daher ihre bisher vielfach getheilte Thätigkeit auf zwei Hauptgattungen, und hierbei geriethen sie, nun im Flusse der Mittheilung begriffen, auf mehrfache Schwankungen, und auf das Nachdenken über Epos und Drama, einen Gegenstand, bei dem wir uns etwas weitläufiger aufhalten, nicht allein um die Art ihres Verkehrs und ihrer Geschäftigkeit kennen zu lernen, sondern weil sich hier das Verhältniß der Zeitlage zu den beiden Dichtungsarten, zwischen die sie sich gleichsam theilten, und, von der historischen Betrachtung dieser Gattungen aus, das Verhältniß der Dichter selbst und ihrer menschlichen Natur gegen einander am ungezwungensten entwickeln läßt. Schiller hatte schon zwischen seinen lyrischen Beschäftigungen, wie wir vorhin hörten, den Gedanken, ein kleines romantisches Epos auszuführen. Eine der ersten Früchte seiner Selbsterkenntniß schien eine Täuschung werden zu sollen. Da er seine Stärke und Schwäche in der Poesie einzusehen meinte, schien ihm, als ob das Drama ihm verboten sein würde; dagegen wollte er, so schrieb er, desto ernster auf das Epische losgehen; versteht sich, setzte

er bescheiden hinzu, nicht die große Epopöe. Dennoch hatte er über seinen Quellenstudien zum 30jährigen Kriege geschwankt, ob er ein Epos von Gustav Adolph oder ein Drama von Wallenstein entwerfen solle, und als er 1792 am Virgil übersetzte, hatte er dies als eine technische Uebung für ein Epos von Friedrich dem Großen betrachtet, über das er nachsann, zu dem ihm Körner die Idee eingegeben hatte; es war ihm also auch der Gedanke zur großen Epopöe keineswegs fremd geblieben. So sehr war Schiller noch 1795 über die Richtung, die er bei seiner Rückkehr zur Dichtung nehmen wollte, im Unsicheren, daß er gegen Humboldt förmlich seinen Zweifel aussprach, ob er sich zum Epischen oder Dramatischen wenden solle. Hier leistete ihm der Freund einen so wesentlichen Dienst, wie Schiller seinerseits mit manchem guten Rathschlage Göthe'n leistete, indem er in dieser Frage über allen Zweifel mit der größten Bestimmtheit hinausrückte, daß der Dichter, der in seiner Jugend so scharf und bestimmt seinen Beruf zum Dramatiker gefühlt und geübt hatte, in nichts Anderem Ruhm zu ernten bestimmt sein könnte. Diese Entscheidung schien bei Schiller Eingang zu finden, er wandte sich nun allmählich immer mehr seinem lange projektirten Wallenstein zu. Ehe er zu dessen Ausführung, und ehe Göthe zur Wiederaufnahme seines Faust schritt, fielen Beide auf die Ballade, eine Gattung, die zur Bezeichnung dieser Schwankung in Beiden sehr charakteristisch ist. Sie liegt ganz eigentlich in der Mitte zwischen epischer und dramatischer Manier; sie ist erzählend, wie das Epos, aber in der Art und Weise der Erzählung durchaus vergegenwärtigend, wie das Drama. Wir haben sie daher volksmäßig an den Anfängen des Schauspiels liegen und entstehen sehen, und so erscheint sie gleichsam hier wieder, gerade ehe beide Dichter mit vereinten Kräften sich der Thätigkeit für die Bühne hingaben. Das Jahr 1797 sah die meisten dieser Gedichte entstehen, die wir in den Werken Beider lesen. Sie sammelten die Stoffe, vergaben sie unter sich zur Behandlung, theilten sich dabei scherzhaft in die Elemente, und im Ibykus, den anfangs Göthe zugetheilt erhalten hatte, schufen sie gleichsam gemeinschaftlich. Die Stoffe selbst zeigen schon an, wie sich diese Gattung mehr oder weniger dem Drama nähert. Der Gang nach dem Eisenhammer, Möros, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh u. A. sind mehr Erzählung, wie Schiller selbst das letztgenannte Stück bezeichnet, sie haben auch den friedlichen Verlauf des Epos; der Taucher, die Kraniche, der beabsichtigte Don Juan und Hamlet sind wie tragische Gegenstände und Katastrophen, und die beiden ausgeführten unter den genannten werden auch wohl den Preis und den Namen der Ballade am

beſten verdienen; der Ring des Polykrates könnte nicht feiner an der Grenze ſtehen. Die göthiſchen ſind zum Theile nur in ſo weitem Sinne Balladen zu nennen, wie ſeine tragiſchen Dramen Tragödien. Schiller's Thätigkeit überwog hier die göthiſche ſchon ſo ſehr, wie wir es nun weiterhin immer wieder finden werden. Ja, ſeine Manier hört ſich in der Braut von Korinth und in dem Gott und der Bajadere heraus, obgleich, wenn man die Endpunkte in dieſer Gattung hervorſuchen, und irgend eine der ſchiller'ſchen Balladen gegen den Erlkönig oder der Müllerin Verrath halten wollte, wieder der Unterſchied beider Dichter nicht greller erſcheinen könnte. So ganz mit Aufopferung ſelbſt der Originalität erſcheint hier Göthe dem einfachen Volksgeſchmacke hingegeben, während Schiller im Glanze aller Farben ſpielt, und z. B. eine Art Ehre in die richtige Schilderung und lebendige Malerei von Naturphänomenen und ähnlichen Gegenſtänden zu ſetzen ſchien, zu denen ihm die Anſchauung abging.

Während Schiller auf dieſe Weiſe allmählich zum Drama zurückkehrte, war Göthe an allem Theatraliſchen geſättigt, und wandte ſich ganz entſchieden zum Epiſchen in mannichfachen Verſuchen. Er hatte im Drama drei Perioden durchgemacht: die erſte rohere in moderner Stoffartigkeit konnte eine Vorſchule heißen, die zweite ideale im antiken Kunſtſtile that dem Dichter Genüge, in der dritten vergriff er ſich an zu nahe liegendem Stoffe und an Formen, die dieſem nicht gerecht waren, zugleich, und mochte aus Mißmuth wie aus Befriedigung über das Geleiſtete dieſer Gattung nunmehr den Rücken kehren. In der ganzen eifrigen Zeit der Thätigkeit mit Schiller kam er nur auf den Fauſt zurück, und wie er dieſen ſaumſelig und gleichgültig hinauszog, haben wir früher angeführt und brauchen uns hier nicht dabei aufzuhalten. Als er ſpäter wieder zu dem Werke der Bühne griff, von Schiller's Leiſtungen hingeriſſen, war es nur das Aeußere, was ihn reizte; ſeine Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke galten nur dem Repertoire, und das einzige, was er noch ſelbſtändig (außer der Fortſetzung des Fauſt) verſuchte, die Eugenie, mißglückte und ward nicht vollendet. Ganz einen ähnlichen, aber viel raſcheren Gang machte Göthe jetzt, innerhalb der Zeit der Freundſchaft mit Schiller, durch das Epos. Von der Bearbeitung des Reineke Fuchs abgeſehen, näherte er ſich dieſer Gattung zuerſt in der roheren modernen Form, die der neuen Zeit faſt nur noch erlaubt ſcheint, in dem Romane (Wilhelm Meiſter); er befriedigte die höheren Forderungen in dem wieder ganz in antikem Geiſte geſchriebenen Hermann und Dorothea; beim dritten Verſuche, in der Achilleis, vergriff er ſich an einem zu fern

liegenden Stoffe und an Formen, in die er nicht eingelebt war; nach dem gleichen Mißmuth und der gleichen Befriedigung ließ er auch diese Gattung fallen, und kehrte auch zu ihr später nur in schwächeren und vageren Kompositionen zurück (Wahlverwandtschaften und Wanderjahre). Die Vollständigkeit, mit der Göthe diese zwei Hauptsphären der Dichtung ausfüllte, die Entschiedenheit, womit ihn ein dunkler Trieb schon in Italien auf das Epos, nach durchwandertem Drama, hinwies, belegt wieder die Tiefe seiner dichterischen Natur auf eine merkwürdige Weise. Er schwang sich mit ihr über die Bedingungen der Zeit hinweg, die das Drama, wie der Dichter selbst sehr wohl wußte, allein begünstigte, und in keiner Weise das Epos; da er sonst so ganz im Einklang mit der Zeitforderung lebte, so entfaltete er, nachdem sich seine Natur gesetzt und ihn Einmal in Widerspruch mit ihr gebracht hatte, seine gesammte Dichternatur auch ihr zum Trotze nach allen Seiten. Das große Epos liegt an den Anfängen der Dichtung und widerstrebt deren Enden, es konnte sogar am Anfang der Epoche unserer blos verjüngten Poesie im 18. Jahrh. von Klopstock nur versucht werden, um verfehlt zu werden. Als Schiller sich zum Wetteifer mit der Ilias vermaß, in jenen Planen zu einem epischen Friedrich oder Gustav Adolph, fühlte er, daß hier die Hauptsache war, eine ganze Welt der Handlung und Kultur zu eröffnen, und er wollte auch im Friedrich neben einer einfachen Handlung durch tausend Episoden des Helden ganzes Leben und sein Jahrhundert anschauen lassen, im Gustav aber in dem Zeitraume zwischen den Schlachten bei Leipzig und Lützen die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen behandeln. Man sieht leicht, daß solche Stoffe in unseren Zeiten auf eine lebendige Weise noch viel weniger als in Tasso's Zeitalter auszuführen waren, obwohl die Begriffe vom epischen Gedichte, die diese stolzen Entwürfe verrathen, die würdigsten sind. Das epische Gedicht verlangt eine handelnde Welt in Bewegung, wenn es irgend Größe haben soll; es verlangt, soll es an Homer, der beiden Dichtern als einziges Augenmerk galt, nur erinnern, geschichtliche Entwickelung. Als Göthe den Reineke Fuchs aufnahm, und den uralten im Leben der Nation fortgepflanzten Stoff dem Zeitbedürfniß anpaßte, da war er auf dem richtigen Wege, mit Aufopferung der Selbständigkeit ein nationaler Epiker zu werden. Aber damals ergriff er diese Arbeit noch nicht aus dem innern Drange, mit dem er jetzt neben Schiller den Ansprüchen der Kunstgattung nachzukommen sann. Wenn damals die Gedichte, an denen sich unser Mittelalter prüfte in Versuchen, die formell neben der jetzt erlangten Kunsthöhe roh heißen müssen, die aber der Anlage nach die größten Fähigkeiten

des Einzelnen, und wenn er der größte Genius wäre, ins Ungeheuere übertragen, wenn die Alexandriaden, die Nibelungen und Gudrun von einem Manne, der der Geschichte und Dichtung zugleich ein wenig Meister gewesen wäre, in ihrem Verhältnisse zu beiden, zu Geschichte und Epos, schon wären eingeführt und zugänglich gewesen, dies hätte einem der beiden Männer größeren Stoff und tiefere Einsicht in die Natur der epischen Dichtung geben müssen. Später schien dies Göthe wohl zu wissen, als sich die Romantiker mit der Behandlung der alten Materien so vielfach und ungeschickt quälten; wir haben erfahren, daß er mündlich sich im Bewußtsein seiner besseren Einsicht äußerte: daß, wenn er noch jung wäre, er diesen Leuten zeigen wollte, wie sie es anfangen müßten, die alten Schätze wieder der Nation zuzuleiten. Aber damals waren ja einzelne dieser Gedichte noch nicht einmal wieder aufgefunden. Und freilich, wenn dies auch der Fall gewesen, so würde die Hauptsache noch immer gefehlt haben: es fehlte das handelnde Leben, das der Vorwurf der epischen Poesie ist, wenn nicht in der Wirklichkeit, so doch in der Nähe. Nicht nur muß wirkliche Geschichte und eine wirkende Menschheit den Stoff und Grund eines Epos machen, sondern die Zeit, wo es seine dichterische Vollendung erhalten soll, muß auch ein Ebenbild der Zustände bieten. Die Gedichte von Karl, Alexander und Dietrich konnten in Deutschland ihre treffliche Gestalt nur erhalten, als Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe in der Wirklichkeit lebten. Nun hatten wir zwar damals solche Ereignisse der Welt, die es der Zeit des alten deutschen Epos wohl bieten konnten; allein sie gingen uns Deutsche nicht an; sie drückten uns nieder, wo sie uns angingen; sie quälten Göthe'n vor allen Anderen am tiefsten: wie sollte er sich im Angesicht der deutschen Schmach zum epischen Dichter bilden, und Freude an der aktiven Menschheit gewinnen, da, die ihm zunächst lag, in schmählicher Ruhe vergraben war? Die Natur hatte ihn zu Allem bestimmt, was Verhältnisse, Zeiten und Schicksale in ihm reifen wollten und dies scheint uns überall das ächte Kennzeichen des eigentlichen Genies. Aber das deutsche Reich leider war damals nicht in den Verhältnissen, die einen Dichter, der nur aus nahen Anschauungen, nicht aus Ideen zu schaffen pflegte, auf das politische Leben hätten richten können. Auf Schiller wirkten diese Zeitereignisse ermuthigender, er ließ sich nicht von ihnen drücken, er stemmte seine freie Seele entgegen, er schuf im Angesicht der Thaten und Charaktere der Zeit ihr Gegenbild im Wallenstein. Allein eben dorthin steuerte auch der Verlauf der Begebenheiten: Napoleon konnte ein epischer Held heißen, so lange er, mit seiner Nation im Einklange, seine Züge in Italien und

Aegypten verfolgte; ſobald er ſich iſolirte und ſeinen eigenen kühnen Weg ging, nahte er ſich ſeiner Kataſtrophe, ein ganz tragiſcher Charakter. Faſt ſollte man ſagen, die Schwankungen Schiller's zwiſchen Epos und Drama waren durch dieſen Stand der öffentlichen Dinge geboten: er entſchied ſich ſo allmählich und zuletzt ſo beſtimmt ganz in den gleichen Momenten, worin ſich die Laufbahn des Helden der Zeit entſchied. So alſo fehlte in der Zeit Alles, was eine epiſche Dichtung, die dem Freunde der naiven und inſtinktiven Bildung für die höchſte Kunſtgattung gilt, wie das Drama dem der ſentimentalen und idealen, unterſtützen konnte; und was bei Göthe ebenſo entſcheidend war, die größte Energie ſeiner poetiſchen Thätigkeit war ſchon vorüber, und konnte durch die ſchiller-ſchen Reizmittel zwar zeitweiſe hervorgerufen, aber nicht mehr auf die Dauer hergeſtellt werden, die ein epiſches Gedicht von größeren Anlagen ſchon äußerlich verlangt hätte.

Am Eifer fehlte es Schiller'n gewiß nicht, noch fehlte es Göthe'n am guten Willen, ſich von jenem zu einem erneuten, lebhaften und emſigen Gebrauche ſeiner Kräfte ermuntern zu laſſen; allein es war die Triebkraft in ihm ſchon halb erſtorben, ohne die ſein Wille ſich zu nichts zwingen mochte. So lange Schiller an ihm rüttelte, ging es ihm mit ſeinen Arbeiten wie mit einem Pulver: es ſchien ſich das Alles zu vereinigen; allein ſobald er wieder für ſich war, ſo ſetzte es ſich nach und nach wieder zu Boden. Was Schiller's Einfluß, was ſeine Aufmunterungen förderte, war, daß er nicht allein die volle Ehrfurcht vor dem Genius Göthe's hatte, ſondern auch den Glauben an ſeine ungebrochene Kraft. Er ſchien ihn immer auf der Höhe des Lebens zu ſehen und auf dem Gipfel aller neueren Kunſt: er meinte, er dürfe jetzt nur die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelbſt ernten; alle ſeine Schritte ſeien jetzt bedeutend, und die Klarheit über ſich ſelbſt bewahre ihn vor allem eitlen Beſtreben und Herumtappen; es ſchien ihm, als ob Göthe jetzt ausgebildet zu ſeiner zweiten Jugend rückkehre und die Blüte mit der Frucht verbinden wollte; und dieſe zweite Jugend, ſagt er, iſt unſterblich wie die der Götter. Göthe ſelbſt gab ihm Recht: er geſtand ihm, daß er ihm dieſe zweite Jugend verſchafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe, was er zu ſein ſo gut als aufgehört habe. Schiller mochte ihn auch am liebſten von ſeinem Streifzuge im Gebiete der plaſtiſchen Kunſt und Natur zurückgekehrt zu dem Boden der Poeſie denken; und er liebte es nicht, wenn er ſich immer wieder dort zerſtreute. Sah er ihn auch zaudern und zögern, ſo hoffte er doch immer noch von ſeinem Drange zur Thätigkeit. Er mußte doch

immer etwas zu überſetzen, etwas Altes zu verjüngen haben; er ſchuf langſam am Meiſter, aber endlich vollendete er ihn doch; er überraſchte die Welt mit Hermann und Dorothea, wo die alte Jugendkraft wirklich hergeſtellt erſchien; er arbeitete am Fauſt; Balladen und Xenien entſtanden, Plane zu Mährchen, Epen, didaktiſchen Gedichten jagten einer den anderen, obgleich freilich einer nach dem andern liegen blieb. Schiller überblickte alle dieſe Plane; wenn Göthe von ſeiner Achilleis ſprach, hinterließ er einen Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, den Schiller nie vergeſſen konnte. Einen dieſer Plane fand dieſer groß genug, um das halbe Leben eines anderen Menſchen thätig zu erhalten, und ungern ſah er je länger je mehr Göthe'n damit ſpielen und die Zeit verbringen. So mochte er ſich allmählich überzeugen, daß eine ſo kräftige Periode in Göthe'n nicht wiederkommen werde, wie ſeine beiden durchlebten waren, wenn er ſein Verfahren überdachte, das er bei Meiſter, bei Fauſt, bei der Achilleis ſo genau beobachtete. Dennoch ließ er nicht ab zu nöthigen und zu ſpornen; und Göthe'n ward dieſe Nöthigung ſogar läſtig. Die Poeſie, ſagte er, die wir ſeit einiger Zeit treiben, iſt eine gar zu ernſte Beſchäftigung; und er freute ſich, indeſſen zur Abwechſelung mit den „Büchern Moſes zu ſpielen" und eine Parallele zwiſchen Moſes und Cellini zu ziehen! Er hatte Augenblicke, wo es ihm vorkam, als ob er nie gedichtet hätte, oder nie wieder dichten würde; er ſieht mitunter alles produktive Intereſſe in ſich ſchwinden, und wollte verzweifeln, wenn er nicht auf günſtigere Stimmung gehofft hätte, weil er ähnliche Erfahrungen auch früher gemacht. Weiterhin griff ihm Schiller immer tiefer in die Seele, und er trieb dies ſo lange, bis ſeine eigene dramatiſche Thätigkeit ganz im Gange und Fluſſe war, und er nun mit ſich ſelbſt genug zu ſchaffen hatte. Das Verſchwenden großer Kräfte an kleinen Stoffen, das Spiel des Zeitvertreibes mit großen Gegenſtänden, das Zerſpalten ſeiner Thätigkeit, das Zögern bei aller Produktion, durch das er doch nirgends etwas beſſerte, mißfiel ihm an Göthe mehr und mehr. Wenn er ſein Ceremonienmeiſteramt in Weimar beobachtete, das Göthe oft wochenlang nöthigte, auf Ballarrangements zu denken, um, wie er ſelbſt ſagt, mit der größten Pfuſcherei in dem gedankenloſeſten Raum die zerſtreuten Menſchen zu einer Art Nachdenken zu nöthigen; wenn er ſich vorſtellte, was er Alles bei Puppen- und Farcenſpielen, bei öffentlichen und Privattheatern, bei Bällen und Redouten, bei Waſſerdramen und Landpartien, an Prologen und Epilogen für Zeit verlor und für Sammlung einbüßte, um am Ende doch nichts bei Allem herauskommen zu ſehen, als eine unſtete Genußſucht, eine Charakterloſigkeit

des Geschmackes und einen Wechsel zwischen Poesie und Prosa, so mochte Schiller über diese Stellung schwerlich anders urtheilen, als in frühern Zeiten Merck und die älteren Freunde geurtheilt hatten. Noch 1797 machte ihm die neue beabsichtigte Reise Göthe's nach Italien Sorge, er möge dort gewinnen, was doch für seine nächsten Zwecke verloren sei, er werde weit suchen, was er zu Hause habe. Er mahnte ihn, jetzt ganz darauf auszugehen, die schönen Formen, die er sich gegeben habe, zur Darstellung zu bringen; nicht nach neuen Stoffen sich umzusehen, sondern der poetischen Praktik zu leben. „Wenn es einmal Einer unter Tausenden dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, schrieb er ihm, der kann meines Erachtens nichts Besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes zu suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Als Göthe bei Iffland's Anwesenheit 1798 seinen zweiten Theil der Zauberflöte aufnahm, um sie, wenn auch nur um des leidigen Vortheils willen, für das berliner Theater auszuarbeiten, erinnerte ihn Schiller, er sollte sich nicht von der Hauptsache abhalten lassen. Nur bei den „Realisten strikter Observanz" sei das Geld die Hauptsache. Ihm müsse er zurufen: Trachtet nach dem, was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen. Indem Beide damals sich immer mehr über die höchsten und reinsten Forderungen der Kunst verständigten und eine stets rigoristischere Kritik aufzustellen anfingen, wies Schiller immer schärfer darauf hin, diese Grundsätze auch auszuüben, wenn man producire, ja zu produciren, um sie auszuüben. Dazu fand sich Göthe gerade Einmal geneigt, als er sich zu der obigen Aeußerung gedrungen fühlte, auf die Xenien ein ganz würdiges Produkt folgen zu lassen, als er Hermann und Dorothea ausarbeitete. Vorher und nachher behandelte er seine Arbeiten mit steter und gleicher Fahrlässigkeit.

Dem Wilhelm Meister, der 1794 zu erscheinen anfing, hat man von jeher gerne die Schmeichelei gesagt, daß sich der Roman durch die Meisterschaft der Behandlung unter Göthe's Händen zum Epos steigere. Was es mit der Kluft zwischen Epos und Roman für eine Bewandtniß habe, ist uns, die wir ihr Verhältniß geschichtlich verfolgten, von selbst klar, wie schwer der große Unterschied auch in eine ästhetische Definition zu bringen sein möchte. Schiller, der mit seinen Lobsprüchen auf den Meister in der ersten Wärme des Verkehrs mit Göthe'n und in der liebevollen Kritik, die er dem entstehenden Werke zu Theil werden ließ, nicht karg war, und der eben diese Vergleichung mit einem Epos aufbrachte, kam doch später, nachdem er sich in die epische Dichtung mehr

vertieft und Göthe's Hermann hatte entstehen sehen, ganz davon zurück. Der Roman war ihm dann eine Zwittergattung, die er Göthe'n ganz verleiden wollte, die er ihn zu verlassen mahnte, da er auf dem Punkte stehe, wo er das Höchste von sich fordern müsse; er machte ihn selbst auf den Unterschied zwischen Hermann und Meister aufmerksam, der nicht ganz aus der Wirklichkeit weglasse, während jenes Epos rein durch seine Form in eine göttliche Dichterwelt führe. Für uns ist es ganz klar, daß Wilhelm Meister, mitten in der Periode jener praktischen und pragmatischen Romane entstanden, trotz der romantischen Zugabe ungefähr nach Jean Paul's Theorien, ganz dieser Klasse angehört, der sich Göthe seiner Allseitigkeit nach so wenig als irgend einem bedeutenden Zeichen der Zeit entziehen konnte, und daß er in jedem Falle innerhalb dieser Gattung in Deutschland obenan steht. Wie in jenen Romanen überall ein mehr oder minder praktischer Zweck vorwaltete, so war es hier das Schauspielwesen, das, nach einer Stelle in den Briefen an Merck, Göthe in seinem ganzen Umfange darin niederlegen wollte; eine Absicht, die auch Niebuhr herausfand, obgleich das Werk, unter dem zögernden Hinhalten, in einer ganz andern Tendenz endigte, als es anfangs begonnen war, und nun in zwei ganz ungleichen, einen epischen und einen didaktisch kontemplativen Theil gespalten, vorliegt. Schiller beobachtete dies Zögern, und sagte eben diese Folgen der Zögerung mit einer merkwürdigen Schärfe voraus: „es werde wegen der langen Zwischenzeit, die zwischen dem ersten Wurf und der letzten Hand verstrich, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, sichtbar sein." Immer war Göthe voll Mißtrauen über dieses Werk; er sah aus den ersten Theilen die Leser zu großen Forderungen berechtigt, deren Summe er erst überblickte, da er schließend bezahlen sollte. Schiller, der die anfängliche Absicht nicht kannte, und wenn er sie kannte, nicht billigte, fand, noch ehe das Ganze vollendet war, dem Schauspielwesen zu viel Raum gegeben, mehr als sich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. Es bringe diese Sorgfalt des Details in dieser Gattung den falschen Schein eines besonderen Zweckes in die Darstellung, und Göthe strich auf diese Mahnung Manches von dem theoretisch-praktischen Gewäsche, wie er es nennt, das gleichsam für den Schauspieler war, hinweg. Wenn auf dem Wege fortgefahren wäre, auf dem Göthe anfing, so hätte sein Werk der Idee, die Schiller darin suchte, und die Göthe zuletzt hineinlegte, nicht bedurft; Schiller hätte sich dann in der That bei jener Stetigkeit in dem Ganzen beruhigen dürfen, ohne auf eine stärkere Einheit auszuspähen. Man erkennt ohne Mühe, wie entschieden jener erste klare, helle Theil voll

Leben, mit seiner weiten Anlage und mannichfachen Entfaltung der kräftigeren voritalienischen Periode angehört, und wie die rasche, plötzliche, dunkle und ungenügende Lösung und Entwickelung neben der natürlichen Tochter die beschauliche Periode beginnt, was Schiller natürlich damals nicht sehen und wissen konnte. So steht nun der Held des Romans in einem ganz zweideutigen Lichte. In der ersten Anlage des Werkes war schwerlich darauf gedacht, den Meister als einen der Schauspielkunst Unfähigen oder Unkundigen darzustellen; der spätere Ausgang machte dies freilich nothwendig. Nun sieht ihn Schiller am Ende in der schönen menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen, Humboldt aber findet in ihm ein besinnungs- und haltungsloses Geschöpf durchweg, und fast alle Freunde wehrten sich, theils aus einem moralischen Gefühle, theils aus richtiger psychologischer Witterung, vor dem ganzen Werke. Den Uebergang von dem, was Göthe selbst war, zu dem, was er sehr allmählich und unter großen Influenzen ward, von einer ganz anschauenden, lebensthätigen, leidenschaftlichen, Natur zu einer reflektirenden, tiefsinnigen, ruhigen, sehen wir den Meister schnell und ohne die nothwendigen Uebergänge machen, sehen den affektvollen Helden sich mit einem leidenschaftlosen Weibe zum Schlusse verbinden, sehen die ganze Veränderung unter den Einwirkungen eines Kreises von Männern vorgehen, von denen wir viel Vortreffliches hören, aber nichts sehen, von denen man sich nicht erklären kann, was sie zu Meistern dieses Menschen, was diesen Menschen zu einem Gegenstande ihres Interesses macht, und zwischen deren Geheimnissen der menschlich Verirrte sich plötzlich zurechtfindet, der mindestens so großer Umwege zu seiner Heilung bedurft hätte, als Irrwege er durchlaufen war. Die pragmatische Manier des Anfangs springt in eine ganz entgegengesetzte mysteriöse hinüber, die dieser Gattung ganz fremd ist. Nun fühlt wohl Schiller das Schiefe der Stellung Meister's zu Lothar und Jarno, und erklärt es sich nicht aus dem Widerspruch in der ganzen inneren Anlage, sondern mehr in einigen Zufälligkeiten, obwohl auch nur diese Einsicht und der Versuch der Erklärung seiner Kritik alle Ehre macht. Die Summe des Ganzen faßt Schiller ungefähr in dem Sinne, wie Göthe am Schlusse selbst und wie auch Niebuhr: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen." Die zwei entgegengesetzten Abwege sind in allen Stufen dargestellt, wie es unter der schönen heiteren Führung der Natur von dem Ideellen zum Reellen

geleitet wird, und aus dem Idealen das Reale festhält, dies sei die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre. Hier findet er, daß Göthe den Begriff von Lehrjahren und Meisterschaft zu enge zieht. Er deute an, daß er unter den Lehrjahren blos den Irrthum verstehe, dasjenige außer sich zu suchen, was der Mensch nothwendig innerlich hervorbringen muß, unter Meisterschaft die Ueberzeugung von der Innerlichkeit des Suchens und der Nothwendigkeit des eigenen Hervorbringens. Und ob sich das ganze Leben Wilhelm's unter diesen Begriffen erschöpfen ließe, bezweifelt Schiller; ihm scheinen die Beziehungen aller einzelnen Glieder des Romans auf diese Begriffe klarer gemacht werden zu müssen. Und hier deutet nun Göthe an, was späterhin höchst charakterisirend für alle seine Produktionen werden sollte: der Fehler, daß er den Ideeninhalt seines Werkes nicht deutlich genug darlege, „rühre aus einem gewissen realistischen Tik, durch den er seine Existenz, seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde." So werde er gern immer incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen, mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenstand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, sich leichtfertiger machen, als er sei, und sich so, möchte er sagen, zwischen sich selbst und seine eigene Erscheinung stellen. Ohne Schiller's Antrieb und Anstoß würde er sich auch bei diesem Romane wider Wissen dieser Eigenheit überlassen haben, was doch bei dem ungeheueren Aufwande, der bei demselben gemacht sei, unverzeihlich gewesen wäre. Er hatte es nicht der Mühe werth gehalten, die Maschinerie von dem Verdachte eines kalten Romanbedürfnisses zu retten und ihren ästhetischen Werth ins Licht zu stellen. Die von ihm ausgesprochenen Resultate des Werkes scheinen ihm selbst viel geringer als der Inhalt desselben, aus irgend einer Ursache scheine sich seine Summe zu verringern. Es ist sonderbar genug, daß er meint nachzuhelfen, wenn er Schiller's Ausstellungen an der gehörigen Stelle einflechte, daß auch Schiller meint, es sei mit den ausgesprochenen Ideen genug, da doch die ganze plastische Ausführlichkeit, mit der die Fabel eingeleitet ist, verlangte, nicht daß zuletzt eine passende Moral gezogen, sondern daß die Fabel ebenmäßig ausgeführt werde, wie sie begonnen war. Ja, was noch sonderbarer ist, Göthe forderte zuletzt Schiller'n selbst auf, mit ein Paar kecken Pinselstrichen das Mangelnde zu ersetzen! Er selbst findet sich durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, das selbst nicht aussprechen zu können, was er ganz einsieht und billigt! Wenn dies Schillern auch schmeicheln konnte, so mußte

s ihm doch beim Nachdenken eigen erscheinen, mit welcher Gleichgültigkeit Göthe seine Arbeiten und mit ihnen das Publikum behandelte, dem er sie darbot.

Göthe hatte beim Meister seine alte Manier fallen lassen, nach der er seine Arbeiten nicht mitzutheilen pflegte, ehe sie vollendet waren, nach der er, ungeirrt von Reflexion, sich dem Zuge seines Innern überließ, während er hier fremde Ideen seine Anlage durchkreuzen ließ. Dies war der Anfang von Schiller's Einwirkungen, die quantitativ fördernd, aber qualitativ immer so schädlich waren, wie die göthischen auf Schiller heilsam, weil dieser jenen immer über seine Grenzen hinausriß, jener diesen in wohlthätige Schranken zurückführte. Bei Hermann und Dorothea (1798) war Göthe mehr seiner alten Sitte treu geblieben oder zu ihr zurückgekehrt: dies war ein Stoff, der rasch auszuführen war, und der in aller Lebendigkeit hervortreten mußte, da es sich hier um die politische Angelegenheit der Zeit handelte, die ihn jahrelang gequält, doch aber jetzt das Leidenschaftlich-Aufregende verloren hatte; eine Angelegenheit, die er sich jetzt auf einen solchen entfernten Standpunkt gerückt hatte, daß er das ähnliche Ergebniß erwarten durfte, wie bei jenen italienischen Dramen, bei denen das Verhältniß ähnlich war. An diesem Gedichte schuf er mit der alten Bewußtlosigkeit: er hatte hier den kühnen Gedanken des Wetteifers mit Homer nicht im Sinne; es trieb ihn höchstens ein Wetteifer mit Vossens Luise, die er mit Beifall empfangen und vorzulesen geliebt hatte. Er ließ sich zu einer Idylle anregen, und als er vollendet hatte, fand Er und Andere zu seinem Erstaunen, daß unter seinen Händen die untergeordnete Gattung zu einer höheren, die Idylle zum Epos geworden war. Kein falscher Wetteifer mit der heroischen Epopöe, die nur in heroischen Zeitaltern wurzeln kann, kein falscher Entwurf einer historischen Epopöe, wie sie Schiller beabsichtigte und Jenisch damals in der Borussias versuchte (einer Gattung, die wegen ihrer allzu großen Verwandtschaft mit der Geschichte ungleich unpoetischer noch als das historische Schauspiel ausfallen muß), konnte Göthe'n bei dieser Entstehung seines Gedichtes irreleiten: es ward eine bürgerliche Epopöe, wie sie allein in der Zeit vorgeschrittener Kultur möglich ist; und doch eröffnet es, wie es das Epos will, in den Zeitbegebenheiten, auf deren große Momente die Handlung aufgezogen ist, einen weiten Hintergrund, und hebt so den an sich geringen Stoff über die gemeinen Verhältnisse weit hinaus. Dem Gehalt und Umfange nach war es nicht mehr möglich, ein Abbild homerischer Dichtung ohne Nachäfferei zu liefern; aber der Manier nach gibt es kein Gedicht, das dem

Aeltervater aller Poeſie ſo nahe trete, wie dieſes, und wo griechiſche Form mit deutſcher Natur ſo innig vermählt wäre. So ganz tritt hier der Dichter, alle Perſon verleugnend, zurück, ſo ganz genießen wir einer rein gegenſtändlichen Darſtellung, und ſehen im plaſtiſchen Umriſſe Charaktere und Geſtalten voll lebendiger Sinnlichkeit in einer fortſchreitenden Handlung ſich bewegen, ſo völlig athmen wir in der ruhigen und harmoniſchen Atmoſphäre antiker Dichtung, und ſind ſo aller Zugabe der Wiſſenſchaft oder der bewußten Kunſt entzogen, daß der reine kindliche Sinn, der in Urzeiten das Epos ohne Kunſtweisheit ſchafft, dieſes Gedicht genießen und begreifen könnte, das einzige vielleicht, was die ſämmtlichen neueren Jahrhunderte einem wiedererſtandenen Griechen ohne Erklärung und ohne Verlegenheit bieten dürften. Kein anderes der göthiſchen Gedichte, ſagte W. v. Humboldt davon, ſtellt den ganzen Inbegriff des göthiſchen Dichtercharakters ſo ſichtbar dar. Wir verweiſen auf ſeine äſthetiſchen Verſuche (1799), die ſich ganz an die Erſcheinung von Hermann und Dorothea anlehnen, und die mit der Einleitung in den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt die zwei ſchönſten Denkmale bilden, die unſern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloſer Liebe geſetzt ſind. Humboldt hatte die Abſicht, die hier enthaltenen Anſichten an Voſſens Luiſe zu knüpfen, als ihn die Erſcheinung Hermann's umſtimmte; er entwickelt an dieſem Gedichte die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjektivem Wege dem Verfahren des Dichters bei ſeiner Schöpfung auf die Spur tritt. Schiller ſagte von dieſem Buche daſſelbe, was Humboldt von Schiller's äſthetiſchen Briefen: Nichts, was künftig über den Prozeß des Künſtlers, über die Natur der Poeſie und ihrer Gattungen noch geſagt werden möge, werde ſeinen Behauptungen widerſprechen, ſondern nur ſie erläutern, und es werde ſich der Ort nachweiſen laſſen, worin es implicite enthalten ſei. Die weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen Unterſuchungen des Epos im metaphyſiſchen Formate und Sinne mit Göthe's, die mehr für den Hausgebrauch ſind, ſei merkwürdig. So iſt es in der That; Humboldt bewegt ſich meiſt in Schiller's Ideen, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſchon als ein eifriger Helleniſt, dem realiſtiſchen Standpunkte Göthe's in ſeiner äſthetiſchen Kritik wie in ſeinen Briefen an Schiller hier und da näher trat als dieſer, wiewohl er noch bereiter als dieſer war, die moderne Kunſtleitung (namentlich Schiller's ſelbſt) neben der antiken gelten zu laſſen. Zu dieſer noch größern Unparteilichkeit, als ſie ſelbſt Schiller übte, befähigte Humboldten der Mangel des hervorbringenden Talentes. Er war ein eigentliches Genie in

einer Gabe der ungetrübtesten Empfänglichkeit, „eine Natur, wie sie Schiller allen Begriffsmenschen, Wissern und Spekulatoren, eine Kultur, wie er sie allen genialischen Naturkindern entgegenhalten wollte.“ Daher erklärt sich Humboldt's Verwunderung, daß Schiller nie der Sprache und Sprachforschung, worin er selbst so bedeutend war, einige Aufmerksamkeit schenkte: diese rein receptive Thätigkeit konnte den schaffenden Genius nicht einen Augenblick reizen. Daher erklärt sich auch seine Vermuthung, daß Schiller an der indischen Philosophie, wenn er ihre Wiedergeburt erlebt hätte, großes Wohlgefallen gefunden haben würde, eine Voraussetzung, die man nur sehr bedingt theilen kann, wenn man an Schiller's rastlose Thätigkeit und sein Gefallen an aller thätigen Welt und Weisheit denkt. Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die aprioriſche Probe zu unserem empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier. Göthe'n, der jetzt mehr als sonst anfing seinen Mißstimmungen nachzuhängen, schien dies ehrenvolle Buch wenig Freude zu machen, mit dem ihm Schiller die größte Ueberraschung zu bereiten hoffte: ein einziger kleiner Tadel unter so großem und freigebigem Lobe schien ihm das Ganze zu verleiden!

Dennoch schien ihm das Gelingen dieses Gedichtes und der einstimmige Beifall, den es fand, Muth zu machen, sich am Epischen in größerem Maße zu versuchen. Wie wir aus der letztangeführten Stelle von Schiller merkten, so überließen sich beide Dichter in dieser Zeit einem gemeinsamen Nachdenken über das Verhältniß von Epos und Drama, wozu ein erneutes Studium der Alten den Anlaß gab. Die Beobachtungen, welche die Dichter damals über der Lektüre der Alten machten, und die Grundsätze, über die sie sich vereinigten, sind mit die schönsten Früchte ihres Verkehres. Die Selbständigkeit, mit der Schiller seinen Sophokles und Euripides für seine Dramen nutzte, die Art, wie Göthe den Homer vortrug und mit erneuter Freude las, das Vergnügen, mit dem Schiller nach Göthe's Winken den Homer vornahm und sich in diesem „poetischen Meere zu schwimmen gefällt, wo Alles bei der sinnlichsten Wahrheit ideal ist,“ wetteifert mit dem Fleiße, mit dem Beide des Aristoteles Poetik studiren und sich erklären. Schiller fühlte indessen, daß man bei Behandlung der Sache schon über die Grundbegriffe recht klar sein müsse, ehe man ihn lese; erst jetzt lasen ihn daher Beide mit Nutzen. Es ist ein herrliches Wort, das der Dichter Schiller, nicht der Aesthetiker,

ausſprach: es werde nicht Vielen begegnen, daß ſie nach der Bekanntſchaft mit einem ſolchen nüchternen Kopfe und kalten Geſetzgeber den inneren Frieden nicht verlören. Er ſei ein Höllenrichter gegen Alle, die an der äußeren Form ſklaviſch hingen, und die ſich über alle Form wegſetzten, indem es ihm ſichtbar weit mehr um das Weſen als um die Form zu thun ſei, und er doch wieder ſtreng aus der Natur des Gedichtes und beſonders des Trauerſpiels deſſen unverrückbare Form ableite. Es iſt ein Ruhm für uns, daß ſich unſere großen Dichter gegen ihn fühlten und behaupteten, während, wie Schiller ſagt, die franzöſiſchen Kritiker ihn fürchteten wie die Jungen den Stecken, und Shakeſpeare, obwohl er beſſer mit ihm ausgekommen ſein würde, vielfach gegen ihn geſündigt habe. Von ſeinen Winken und von eigener Erfahrung und Nachdenken geleitet, kamen dann Beide auf manche vortreffliche Ergebniſſe, von denen die Wiſſenſchaft der Aeſthetik immer den ehrfürchtigſten Gebrauch machen darf. Sie ſind um ſo lebendiger und praktiſcher als Leſſing's, ſowohl im Poetiſchen wie (bei Göthe) im Plaſtiſchen, weil ſie nicht bloße Verſtandeserzeugniſſe ſind, ſondern weil ſie aus einer volleren und gereifteren Dichtung der Gegenwart, aus den belebteren Alterthumsquellen und eigener Anſchauung alter Kunſtwerke genommen, und, was das Weſentlichſte iſt, vielfach aus der Belauſchung der hervorbringenden Kraft des Dichters und ihrer Natur geſchöpft ſind. Dieſer Art ſind die Sätze, die Schiller über den Gegenſatz des Epos und des Drama ausführt. Die Verhandlungen Beider über dieſen Punkt des Unterſchiedes ſind höchſt lehrreich nicht nur an ſich, ſondern auch über die Perſönlichkeiten der Dichter. Schiller verfährt ſtets in ſeiner philoſophiſchen Weiſe, Göthe zog hier wirklichen Vortheil, und man muß dies namentlich in ſeinen artiſtiſchen Aufſätzen nachſehen, deren Anfänge und Anregungen in den Zeiten dieſes Verkehres liegen. Gleichwohl blieb Göthe ſtets auf ſeinem eigenen Felde; Alles, was er beibringt, iſt aus lebendiger Betrachtung der Gegenſtände genommen, und aus der Seele mehr als dem denkenden Verſtande. Wie Göthe hernach einen kleinen Aufſatz über dieſen vielüberdachten Gegenſtand in Beider Namen niederſchreibt, ſo fällt dem Leſer gleich in die Augen, wie pragmatiſch und praktiſch Alles iſt, wie ſich in ihm Hervorbringung und Nachdenken ganz trennt, wie dieſes aus jener entſpringt und nie ſich ſelbſt, ſondern nur jene zum Zwecke hat; wie er alſo auch hier nur das im Auge behält und ſich anzueignen ſucht, was er ſchaffend zu bethätigen hoffen darf; wie feſt in ihm die Ueberzeugung iſt, daß die Werke der Natur und Kunſt nicht, wenn ſie fertig ſind, erkennen gelernt, ſondern daß ſie im Werden und Entſtehen belauſcht

werden müssen, wenn sie richtig gefaßt und verstanden werden sollen; eine Ansicht, die alle seine Bemerkungen über Kunstwerke dem Literarhistoriker von unschätzbarem Werthe macht. Bei diesen Gelegenheiten denkt er auch über die Unart der Neueren nach, die Gattungen der Poesie zu vermischen. Schiller'n regt diese Beobachtung blos an, sich die Thatsache zu erklären und zu rechtfertigrn, und ein reines Resultat des Nachdenkens zu erhalten. Aber Göthe hat gleich wieder praktische Zwecke im Auge: er scheidet und sondert nur darum, um sich nachher in Produktionen wieder etwas durch Aufnahme fremder Theile zu erlauben; denn ganz anders „arbeite man aus Grundsätzen als aus Instinkt, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt ist, könne nicht zum Fehler werden." Diese Bemerkung wollen wir festhalten, um wiederholt aufmerksam zu machen, wie sich Göthe aufs neue verführen ließ, nach Schiller's Methode mit besonnener Klarheit über seine Thätigkeit zu arbeiten, und wie er es nun für keinen kleinen Vortheil ansah, wenigstens auf der letzten Strecke seiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu gerathen. Nirgends hat ihm dieser Irrthum über sich selbst beklagenderen Schaden gethan, als in der Achilleis, der Frucht seiner fortgesetzten epischen Thätigkeit. Er entwarf nach Hermann und Dorothea zuerst den Plan zu einer Epopöe, deren Gegenstand Wilhem Tell sein sollte. Schiller ergriff dies, wie immer, mit beiden Händen und zeigte ihm beredt, wie dies eigentlich ein einziger Stoff sei, der ihm nach Meier und Hermann übrig bleibe: er werde, gegen den freien ästhetischen Charakter auch des Stoffes in Hermann, einen völlig lokal charakteristischen haben; er werde ihn über der niederen Sphäre des Romans erhaben halten. Göthe geht auf Alles ein; er will sich hüten, sich je wieder in Gegenstand und Form zu vergreifen; er ermahnt selbst, das Jahrhundert ganz zu vergessen, und nur nach Ueberzeugung zu arbeiten; sie wollten stets strenger in Grundsätzen und sicherer und behaglicher in der Ausführung werden. Den Tell ließ er wieder fallen, dagegen dachte er ernstlich einem antiken Epos nach, und er ließ sich dabei wieder verführen, Plan und Entwurf vor der Ausführung gegen seine Gewohnheit mitzutheilen. Er fängt ein kritisches Studium des Homer an, und es ist eine der seltsamsten Zusammenstellungen, die man machen kann, wenn man alle die Aussprüche, die er in verschiedenen Zeiten über die Einheit oder Vielheit des Homer gemacht, überblickt. Ueber diese eitlen Reflexionen, in denen ihn Wolf mit einem groben odi profanum — abzuwehren suchte, kommt ihm auch der Gedanke, ob nicht zwischen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen ein Epos inne liege, und er fühlt Lust,

dieſes ergänzend mit Homer ſelbſt zu wetteifern. Er ſinnt über die Art und Weiſe tief nach, indem er ſtets forſchend zu Wege geht; er will ein Gedicht ſchaffen, aus dem er alles Perſönliche entfernen will, er will den Alten in Allem, ſogar im Tadelnswerthen nachfolgen, damit ihm ein Gedicht gelinge, das ſich der Ilias einigermaßen anſchließe. Aber in dem Augenblick, wo er kühn genug iſt, den Gedanken eines ſolchen Seitenſtücks zu faſſen, fühlt er doch gleich wieder, welche weſentliche Merkmale ſein Gedicht dem antiken Geſchmacke wieder entfernen würden, und er überläßt Schiller'n die Entſcheidung, ob er ſich an die Arbeit machen ſolle! Schiller warnte ihn, den Homer nicht ſklaviſch nachzuahmen; er hatte es für eine Tugend des Stoffes der Achilleis angeſehen, daß er den Forderungen der neueren Zeit entgegenkomme, denn es ſcheine ihm unmöglich, daß ſich der Dichter ſeiner Zeit und ſeinem Boden ganz entgegenſetzen ſolle; er wies ihn auf die ungeheuere Verbreitung des Hermann, der den deutſchen Leſer auf ſeinem eigenen Grunde entzückte, in dem Kreiſe ſeiner Fähigkeit und ſeines Intereſſe; er rieth ihm weislich, ſich nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen, da doch wohl an keine Ilias weiter zu denken, auch wenn es Homer und Griechenland wieder gäbe. Wenn nun dieſe weiſe Mahnung die Wetteiferungsgedanken in Göthe nicht dämpfte, ſo darf man wohl ſagen, daß in dem beſchaulichen Achill, der nun zu Tage kam, der keine Zeile enthalten ſollte, die Homer nicht geſchrieben haben könnte, und in der That keine enthält, die er hätte ſchreiben können, Alles erfüllt ward, was die Fabel parturiunt montes beſagt. Denn gleich darauf fühlte er auch ſelbſt, ſo bald nach jenen friſchgefaßten Vorſätzen, daß er ſich wieder im Stoffe vergriffen habe, der entweder gar nicht, oder nicht von ihm, oder nicht auf dieſe Weiſe behandelt werden ſollte.

Während Göthe in dieſer Art ſich ganz auf epiſchem Gebiete bewegte, war Schiller zum Drama zurückgekehrt, und ſchuf an dem großen Werke, das, wie viele Fehler man auch darin aufdecken mag, als der Hauptvertreter der deutſchen Tragödie genannt werden muß. Schon ſeit 1790 trug er die Idee zum Wallenſtein mit ſich herum. Sie ward vielfach gekreuzt von dem Plane zu den Maltheſern, einem Stoffe, der ſo gut wie Wallenſtein von den Zeitereigniſſen eingegeben war, und bei dem er, ſelbſt als die Arbeit an dieſem ſchon im Gange war, auszuruhen und ſich zu erholen pflegte. Als er 1794 aus Schwaben zurückkehrte, hatte er ſchon angefangen auszuarbeiten, doch ſchien er erſt durch kleinere Gattungen ſich den Rückweg zur Poeſie bahnen zu müſſen, ehe er dies große Unternehmen wagte: Gedichte, Xenien, Balladen zerſtreuten ihn

hin, wo er erst entschiedener Hand anlegte. Nicht allezeit schien Selbstvertrauen eigen zu sein, das zu diesem Werke nothwendig t dem er eine neue Zeit beginnen wollte. Er meinte zu Zeiten eniger als einen Dichter vorstellen zu können, seine früheren entmuthigten ihn, sie boten ihm für die neue unversuchte Bahn ner Meinung nichts dar. Dieser Kampf in seinem Innern be- im besten, wie aufrichtig es ihm Ernst war mit der Anerkennung ischen Dichternatur. Er ließ sich seine Spekulation gänzlich von eiden, er schmachtete nach sinnlichen Gegenständen zurück, er h anzugewöhnen, von dem Besondern aus zum Allgemeinen vor- en, er trieb den Eifer bis ins Aengstliche, Alles in dem neuen iß seiner reformirten Periode zu vermeiden, was an seine alte he Manier erinnern könnte, die ihm in seinem Carlos und Fiesco f eigenes Nachdenken mißhagt hatte. Die Energie, mit der er seiner kritischen Neigung und der Thätigkeit seines Verstandes chten zu retten suchte, geht fast zu weit. Noch 1792 hatte er, Einsicht zwar, daß die Kritik der Kühnheit und Freiheit der Be- g Eintrag thue, die Hoffnung geäußert, daß ihm Kunstmäßigkeit m Wege der beobachteten Hervorbringung zur Natur werden und Phantasie ihre Freiheit zurückgegeben werden würde; aber jetzt Kunst und Wissenschaft, in dem Maße, als sie Göthe gegen stige Gewohnheit zu nähern schien, in größere Entfernung aus- . Er lernte täglich mehr einsehen, wie wenig der Dichter durch ne Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und war „in dieser ng unphilosophisch genug, Alles, was er selbst und Andere von hetik wußten, für einen einzigen erfahrungsmäßigen Vortheil, n Kunstgriff des Handwerks hinzugeben.“ Alles, was wir von hätigkeit über Wallenstein hören, bezeugt die ungemeine Willens- it der er sich um jeden Preis und auf alle Weise, auch gegen seine dem realistischen Standpunkte Göthe's nähern wollte. In dieser schien er schon dem Stoffe des Wallenstein gegen sein Gefühl und teresse, das ihn zu den Maltheſern zog, den Vorzug vor diesen zu Der ganz realistische Hauptcharakter mißfiel ihm in sich so gut, der Charakter Napoleon's innerlich zuwider war; aber er schien s ächte Lebensprinzip zu verbürgen, das er in seinen früheren wohl verfehlt hatte. Wie er in Posa und Carlos die fehlende it durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht hatte, so wollte er t der bloßen Wahrheit in Wallenstein für die fehlende Idealität igen. Er schien sich ordentlich vor einem allzu warmen Antheil

an der Hauptfigur zu fürchten; er sagte, der Gegenstand ziehe ihn fast gar nicht an; er habe nie eine solche Kälte für seinen Stoff mit solcher Wärme für seine Arbeit vereinigt. Er fand den Stoff undankbar und unpoetisch, ein Beweis, wie schwer er sich in die realistischen Gesichtspunkte versetzte; er fand den Charakter des Helden untragisch, ein Beweis, wie dunkel er noch über sein Thema war. Aber das Alles schien ihm nicht die Freude an der Sache zu verkümmern; er meinte mit seiner moralischen Abneigung die ästhetische Liebe gerade recht zu erlangen, wiewohl er in demselben Augenblicke, wo er dies andeutete, sich seines jungen Piccolomini schon freute, wo die Uebereinstimmung der moralischen Zuneigung mit der ästhetischen Produktion nach seiner Meinung nichts schaden, sondern nützen sollte. Aus seinen früheren Erfahrungen wußte er, daß es seinen Arbeiten nicht an Seele, wohl aber am äußeren Leben fehle; er suchte daher jetzt absichtlich nach dem geschichtlicheren Stoffe, nach einer Begrenzung, die seine Ideen durch Umgebung und Umstände streng bestimme und verwirkliche; denn er war sicher, daß ihn das Historische nicht herabziehen werde. Er fühlte damals, daß selbstgewählte Stoffe seine Klippe seien, daß es eine ganz andere Arbeit sei, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren; er wünschte mit objektiver Bestimmtheit des Stoffes seine Phantasie zu zügeln und seiner Willkür zu widerstehen. Es genügte ihm daher nicht an seiner Kenntniß der Geschichte des 30jährigen Krieges, er gab sich, um alles Brauchbare der Geschichte zu ergreifen (nicht um das Thatsächliche, aber den Kulturzustand zu benutzen), neuen Quellenstudien hin; denn da ihm die lebendige Umgebung nicht gewährte, von der handelnden und politischen Menschheit Anschauung zu gewinnen, so suchte er dies mit dem Studium der Geschichte zu ersetzen und die mangelnde Anschauung, so gut es ging, aus dem Buche zu holen. Er verlor „unsägliche Kraft und Zeit darüber, daß er sich eigene Werkzeuge zubereitete, um einen so fremden Gegenstand, als ihm die politische Welt war, zu ergreifen, da ihm die gemeinsten Mittel fehlten, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt und aus seinem engen Dasein heraus auf eine größere Bühne tritt;“ und es ist in der That rührend, ihm zuzusehen, wie er nun, um nichts mehr errathen zu müssen, um zu Allem den Boden der Wirklichkeit zu gewinnen, bald in Karlsbad das österreichische Militär beobachtet, und in Eger das Rathhaus, das Bild Wallenstein's und das Haus seiner Ermordung aufsucht, bald kabbalistische und astrologische Studien für [illegible]ent macht, und den Abraham a St. Clara für seinen Kapuziner [illegible]der später für seine Glocke den betreffenden Artikel in Krünitzens

Encyklopädie und für die Jungfrau die Dichtungen der Troubadours studirt. Wie er so im Stoffe sich immer zu dämpfen suchte, so auch in der Form; er behielt anfangs die Prosa bei, aus Furcht vor seiner alten Rhetorik. Mit dem Aufgebote aller dieser Mittel konnte er sich denn allenfalls fühlen, auf dem neuen Wege mit Vertrauen wandeln zu dürfen; er fand sich im Fortschritte seiner Arbeit über sich selbst hinausgegangen, und nannte dies die Frucht des Umgangs mit Göthe; sein Wallenstein sollte „das ganze System desjenigen, was bei ihrem Commercio in seine Natur übergehen konnte, in concreto zeigen und enthalten." Daß er bei diesem Wetteifer auf Göthe's eigenem Gebiete im Nachtheil erscheinen werde, erkannte er übrigens nicht minder an, so viel Realistisches sich auch, wie er meinte, schon durch die Jahre, und durch Göthe's Umgang, und durch die Kenntniß der Alten, die er erst nach dem Carlos las, in ihm nach und nach entwickelt hatte. Doch tröstete er sich, daß auch ihm etwas übrig bleibe, was *sein* sei, und was Göthe nicht erreichen werde; er hoffte, „daß sich die Rechnung ziemlich heben sollte, und versprach sich in seinen muthvollsten Augenblicken, daß man sie verschieden specificiren, aber ihre Arten nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordiniren werde."

Bei alle dem zeigte der fertige Wallenstein so Vieles des *Seinigen* wieder, daß man am Ende doch gestehen muß, die Natur des Mannes stand unerschüttert, und hatte sich nur aus der befreundeten angeeignet, was ihr zusagte. Wie die idealistischen Gegner Göthe's sich gewöhnlich vor seinen italienischen Dramen nicht recht zu benehmen wissen, so haben die realistischen Gegner Schiller's langhin nicht gewußt, was sie aus gewissen Partien des Wallenstein machen sollten. So hat man Göthe'n einen überwiegenden Einfluß an dem Lager zugeschrieben, bis dieser selbst, fern von Egoismus, bekannt machte, er habe nur zwei einzelne Verse hineinkorrigirt; eine Ehrenerklärung, die ganz der größeren würdig ist, mit der Göthe „sich erlaubte, Schiller'n für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, obgleich die romantischen Imperatoren und Diktatoren behaupteten, er sei keiner." Und wer in dem „Lager" selbst nur mittelbare Einflüsse von Göthe annehmen wollte, der müßte den Fiesco, und die Tafelscene in den Piccolomini, die Verschwörung auf dem Rütli, und so manches Andere ganz vergessen haben, was Volksscenen und ein größeres tumultuarisches Leben schildert, und worin der kräftig gesinnte Dichter gerade in seiner Stärke, ja ganz eigentlich in seiner Natur erscheint. Denn überall ist er auf dem großen Theater

der Geſchichte und der Weltereigniſſe, des Kriegs und der K
männlicher Thaten und ſtrebender Ideen mehr zu Hauſe, als a
Gebiete ſanfter Empfindung. Das kann ſchon der Mangel eige
lyriſcher Gedichte, das können ſeine Jugendſtücke beweiſen, wo
ſelbſt überlaſſen und ungeſtört von Theorien, ſeine weiblichen
und alles Liebeswerk ſehr im Hintergrunde läßt. Das belegt die
keit, mit der er ſeinen Staatsaktionen eine poetiſche Seite abzuge
weiß, worin er in neuerer Zeit ſchlechthin ſeines Gleichen nicht ha
beweiſt der ganze Wallenſtein, ein Stück, das aus einer gährend
heraus mitten in den Jammer der iffländiſchen Bürgerſtücke geſch
iſt, und das nicht in Zeiten einer friedlichen Muße gefaßt wird, d
in einer Periode ähnlicher Gährung, unter den Erlebniſſen äh
Erſcheinungen, die hier geſchildert ſind, recht begriffen und genoſſe
den kann. Wir wiſſen nicht mehr, wer es war, der, indem er die
epiſode in dieſem Werke preisgab, von dem übrigen Stücke beha
es rieche ganz nach Pulver: und dies iſt in der That der Eindruc
man erhält, wenn man jene Scenen überſchlägt, und der uns den
in einem ganz anderen Lichte zeigt, als worin wir ihn gemeinhin z
pflegen. Wir haben uns angewöhnt, uns an Schiller'n in der
zu überſättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern ſeiner Dich
uns ganz unverſtändlich iſt, wo nur der harmoniſche Versklan
allenfalls die empfindſamen Epiſoden der Schauſpiele anlocken
kehren im Alter zu einer ernſten Lektüre des Dichters, den wir im
zu kennen meinen, weil wir ihn auswendig wiſſen, ſelten zurüc
ſchämen uns vielleicht unſerer einſtigen Liebe, weil uns kein Eind
lebhaft übrig blieb, als der weichliche, den jene Schmachtſcenen m
die in der That dem reiferen Alter und ernſteren Geſchmacke läſtig
müſſen. Es iſt daher das ganz Gewöhnliche, daß wir auf Schil
auf einen Dichter weicher weiblicher Gemüthsart zurückſehen, un
jene Theile, die der Jugend und der Frauenwelt ſo zuſagen, in
Dramen als das Charakteriſtiſche betrachten, da doch ſeine Natu
auf der entgegengeſetzten Seite der Männlichkeit liegt, und da ſic
Liebe in jenen Epiſoden gerade nur dadurch erklärt, daß ſie als Sch
gen ſeiner freien Phantaſie und als Kinder ſeines ideenreichen
ſeinem eigentlichen Weſen wie gegenſtändlich entgegenlagen. S
das Gemachte und Erzwungene, worin wir Menſchen alle gern die
Bedeutung ſuchen, während wir, was unſere wahre Natur und
iſt, als erhalten, als ſelbſtverſtanden bald geringſchätzen: ſo legte
das meiſte Gewicht auf ſeine Farbenlehre und auf ſeine erkün

Altersprodukte, die weder seine Natur noch sein Talent aussprachen. Wenn man im Wallenstein das Ganze verwerfen will, weil man die Episode verwerfen muß, so macht man sich absichtlich blind für große Vorzüge, um kleiner Fehler willen; und der geschichtliche Beurtheiler fühlt hier sehr deutlich den Nachtheil durch, in dem ein mitlebender oder kaum gestorbener Schriftsteller vor dem älteren steht, dessen gange Individualität in die Ferne getreten und außer den Streit der Leidenschaften gestellt ist. Um Shakespeare war bald nach seinem Tode derselbe Zwist, wie bei uns um Schiller; jetzt ist das, was man ihm damals zum Laster machte, so in Eins mit seinen Tugenden zusammengerückt, daß es als trivial gilt, nur noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unseren Dichtern kommen, und dann wird man das Fehlerhafte der schiller'schen Werke aus anderen Gesichtspunkten ansehen. Wir werden uns dann das längst Geschehene und Gesicherte gefallen lassen und uns mit dessen Erklärung begnügen, was wir im Anfange seines Entstehens zwar nicht ungeschehen machen können, wohl aber ungesichert zu machen und der Unsterblichkeit zu entziehen versuchen, indem wir es unerklärt verwerfen. In Schiller's eigenem Sinne, in dem er sich über seinen Carlos aussprach, müssen wir dann den Antheil, den die Idee an den poetischen Schöpfungen bei uns nahm, als ein Zeichen der Zeit respektiren. Der Gegensatz der Liebesepisode in Wallenstein gegen die Staatsaktion des Ganzen, der reinen menschlichen Natur gegen die verstellte der diplomatischen und politischen Welt, der Pflicht gegen die Leidenschaft, ist an sich eine ästhetische Forderung, welcher der Dichter, der Muse gehorsam, sich fügen mußte. Dieses ästhetische Gleichgewicht hat Shakespeare hundertmal mit wahrer Meisterschaft beobachtet; nur freilich daß bei ihm niemals auffallender Gegensatz ward, was versöhnendes Mittel sein sollte, und hier liegt das große Versehen, das Schiller in seinen Episoden mehrfach begangen hat. Als Schiller aus seiner ersten Zögerung und Unsicherheit heraustrat, sein schwankendes Vertrauen wieder erobert hatte, fing er an, allmählich die mächtigen Einwirkungen Göthe's noch über dem Wallenstein wieder abzuschütteln. Er war so lange um sein Thema herumgegangen und hatte gewartet, „bis eine mächtige Hand ihn ganz hineinwerfe;" diese Gewalt schien ihn zu ergreifen, gerade als sich die realen Vorbilder in Frankreich so zu gestalten begannen, daß der Dichter das Aehnliche zu entwickeln vermochte. Nun schien ihm mit der zu bezwingenden Masse der Glaube an sich selbst zu wachsen, das Werk dehnte sich in epischer Fülle aus Einem Stücke zu einer modernen Trilogie aus, in der das Satyrstück, wie Göthe sagte,

vorausging; er ſetzte die Proſa in Verſe um[89]), die Flügel wuchſen ihm immer mehr, und je zuverſichtlicher er ward, deſto mehr kehrte auch von ſeiner alten idealiſirten Dichternatur neben der realiſtiſchen wieder, ſo daß in der That die Kluft zwiſchen Wallenſtein und Carlos nicht ſo groß ward, daß man gerade einen ganz neuen Menſchen in dem Dichter erkannt hätte. Nun überließ er ſich wieder blind dem Zuge dieſes idealiſtiſchen Triebes; er ſonderte ſich die Epiſode ab, um an zwei Figuren wenigſtens nicht mit der beſchwerlichen „reinen Liebe des Künſtlers, ſondern mit einem pathologiſchen Intereſſe“ arbeiten zu dürfen; plötzlich erkannte er dieſer Epiſode die Herrſchaft im Stücke mit einer ganz eigenen Verblendung zu, obgleich er wußte, daß die übrige Handlung dadurch ins Gedränge kam. So ganz offen verließ er hier die Grundſätze, die gerade in dieſen Zeiten ſich unter den beiden Dichtern feſtſtellten. Als Göthe die Geſtändniſſe Schiller's über ſeinen perſönlichen Antheil an dieſen Figuren vernahm, fiel ihm ein, ob es nicht einer der Vorzüge der Alten geweſen ſein möge, daß das höchſte Pathetiſche auch nur äſthetiſches Spiel bei ihnen geweſen wäre (jene reine Liebe des Künſtlers), da bei uns Naturwahrheit zu den Kunſtwerken mithelfen muß. Dies iſt ganz unſtreitig; es iſt dies ſogar vielleicht der weſentlichſte Vorzug der alten Poeſie, und dieſer Ueberzeugung kamen beide Dichter bei ihrem Nachdenken über das alte Drama ziemlich nahe. Schiller ſchrieb an Göthe, bei den griechiſchen Tragikern liege der Angelpunkt in der Kunſt, eine poetiſche Fabel zu erfinden. Der Neuere ſchlage ſich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Beſtreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, belade er ſich mit dem Leeren und

89) Die Aeußerungen beider Dichter über dieſen Punkt mögen hier in der Note ſtehen, da ſie der proſaiſchen Neuzeit nicht oft genug wiederholt werden können. Schiller fühlte über ſeiner Arbeit und lernte einſehen, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt die äußere, zuſammenhängen. Er fühlte ſich unter einer ganz anderen Gerichtsbarkeit, ſeit er die Proſa verbannte; ſelbſt die Motive, die in der Proſa dem Hausverſtande genügten, deſſen Organ ſie iſt, mußten ſich poetiſcher geſtalten, denn das Platte komme nirgends ſo zu Tag, als in gebundener Rede. Er meinte, man ſolle wenigſtens Alles, was ſich über das Gemeine heben ſolle, anfänglich in Verſen koncipiren. Göthe war noch beſtimmter. Seine Ueberzeugung war, daß alles Poetiſche rhythmiſch behandelt ſein müſſe, und daß die Einführung poetiſcher Proſa nur beweiſe, wie wir den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie aus den Augen verloren hätten. Dies Mittelgeſchlecht ſei nur für Liebhaber und Pfuſcher. Indeſſen ſei das Uebel bei uns ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſehe, ja daß ſie vielmehr wie jenes kröpfige Volk den geſunden Bau des Halſes für eine Strafe Gottes hielten.

Unbedeutenden, und darüber laufe er Gefahr, die tiefere Wahrheit zu verlieren, worin das Poetiſche liegt, worin ſchon Ariſtoteles einen Vorzug der Poeſie vor der Geſchichte zu Schiller's Freude erkannte. Der moderne Dichter möchte einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, da doch die poetiſche Darſtellung nie mit der Wirklichkeit zuſammenfallen ſolle, weil ſie abſolut wahr iſt. So ſei in den Trachinierinnen die Dejanira ſo individuell, ſo ganz des Herkules Hausfrau, ganz für dieſen einzigen Fall paſſend ſei das Gemälde, und doch Alles ſo tief menſchlich, ſo allgemein, ſo ewig wahr. Auch im Philoktet ſei Alles aus der Lage geſchöpft, was man kann, und trotz des Eigenthümlichen des Falls ruhe Alles auf allgemein menſchlicher Natur. Die Charaktere ſeien nicht Individuen wie bei Shakeſpeare und Göthe, ſondern idealiſche Masken; ſo weit entfernt von blos logiſchen Weſen, wie von bloßen Individuen; ſie exponirten ſich geſchwinder, ihre Züge ſeien dauernder und feſter. Hierzu nun fügt Göthe außer einer Bemerkung, daß auch in den Statuen der Alten ſtets ein Abſtraktum erſcheine, das ſeine Höhe nur durch den Stil erreiche, den Satz, daß auf dem Glücke der Fabel freilich Alles beruhe; man ſei wegen des Hauptaufwandes (der Erfindung eben dieſer Fabel) ſicher; die meiſten Zuſchauer trügen doch nichts weiter davon (als die Fabel, den Stoff), und dem Dichter bleibe doch das ganze Verdienſt einer lebendigen Ausführung, die deſto ſtetiger ſein könne, je beſſer die Fabel iſt. Und hier muß man noch feſthalten, daß das, was die Alten Mythe des Stückes nannten, überliefert, bekannt und da war; daß das Erfinden von Fabeln eine ſeltene und nicht geachtete Sache war; daß der Zuſchauer mit dieſer Mythe ſchon ins Schauſpiel kam, ſie hineinbrachte, nicht davontrug, was Göthe nur von dem neueren Betrachter ſagen durfte, der ſtets auf neuen Stoff ausgeht, während der Grieche gewohnt war, jeden berühmten tragiſchen Gegenſtand von jedem Dichter bearbeitet zu ſehen, nichts alſo nach dem Stoffe, ſondern nur nach der neuen Behandlung des jedesmaligen Dichters fragen durfte, deſſen Intereſſe ganz auf die Form gerichtet war, wie das des Künſtlers ſelbſt, dem ſein Stoff wie eine vorbereitete Statue zur letzten Vollendung gegeben war. Wie anders mußte daher die alte Kunſt ausfallen, in der ſich der Künſtler auf ſein Hauptgeſchäft beſchränken durfte! wie ganz entfernt mußte dieſer zu ſeinem höchſten Vortheile von allem perſönlichen Antheil bleiben! Schiller mußte es Göthe'n geſtehen, daß er ohne eine gewiſſe Innigkeit nichts vermöge im Poetiſchen; und doch fühlte er, daß ihn dies bei ſeinem Gegenſtande feſter halte, als es die freie Herrſchaft des Dichters über denſelben geſtattet! Göthe ſchien ihn vollends irre zu

leiten, als er ihm zurückbekannte, daß auch ihm ohne ein ſolches eigenes Intereſſe nicht gelungen ſei, eine tragiſche Situation zu bearbeiten. Aber Göthe konnte ſo nur von zurückgelegten Erfahrungen ſprechen, die ihm unumgänglich für ſeine Dichtungen waren; Schiller ſprach von einer Neigung zu ſeiner gegenwärtigen idealen Konception, die in der That gezwungener iſt, als man glauben ſollte. Die beiden Figuren ſeiner Epiſode wurden ihm Gegenſtand einer überſpannten Empfindung, wie ſie ſeelenvollen Naturen eigen iſt, wie ſie Max für Thekla haben durfte, aber nicht der Dichter für Max; denn ſo gab er nicht allein dieſer Figur, die blos eine gedachte Wirklichkeit und Wahrheit hat, wirkliche Exiſtenz, ſondern er ſchuf auch in und für dieſen Max ein zweites Idol erkünſtelter Natur, und gab auch dieſem Wirklichkeit und Leben. Neben Werther, dem Schiller ſelbſt eine ſolche überſpannte Empfindung zuſchreibt, ſteht Lotte in aller Natürlichkeit dem Phantaſiegebilde des Liebenden zur Seite; aber hier iſt dem Gedankenbilde Körper gegeben, und dies duldet das Geſetz des Dramas noch weit weniger als das des Romans. Dies fühlte Schiller dunkel, als er ſeine Liebesepiſode als untheatraliſch erkannte, und es war ein Beweis, wie er doch ſeines Berufes nicht überall recht klar war, als er ſich bereitwillig zeigte, jeden Gedanken an die Aufführung zu verbannen. Hier ſcheint es überall einzuleuchten, wie die inſtinktive Erzeugung in der Dichtung Glück und Gedeihen voraus hat vor der andern, die unter dem Mitwirken des Verſtandes entſteht, und es wird bei Wallenſtein und Meiſter und dem Meſſias, ſo überall ein mißliches Zeichen ſein, wenn man von der Entſtehungsgeſchichte eines Poeſiewerkes viel zu erzählen weiß. Die Epiſode von Max und Thekla iſt nicht das Einzige, was im Wallenſtein von dieſem bewußten Verfahren und daraus entſpringender Irrung Zeugniß gibt. Die Behandlung des Schickſals hat man dem Dichter eben ſo oft und mit Recht vorgeworfen. Er fand, daß der eigene Fehler des Helden zu viel an ſeinem Unglück, das Schickſal zu wenig thue, er ſchied die Nothwendigkeit des Geſchickes, ganz ungleich Göthe, der Beides ausdrücklich für einerlei erklärte[90]), von der Natur des Menſchen, der, nach jener Anſchuldigung des Zeus, die Götter irrig des Böſen zu zeihen pflegt, das er ſich ſelbſt bereitet. Es gibt damit den reinen Zuſammenhang der Handlung und Kataſtrophe auf, der bei Shakeſpeare und Göthe immer ganz tadellos iſt; dies

90) „Im Trauerſpiele kann und ſoll das Schickſal, oder, welches einerlei iſt, die entſchiedene Natur des Menſchen, die ihn blind da und dorthin führt, walten und herrſchen."

erfolgte aus der Absicht, die alte Tragödie nachzuahmen, die er (in dem Aufsatze über tragische Kunst) offenbar nach den christlichen Verdächtigungen misversteht, die über das blinde Fatum des alten Trauerspiels im Umlauf sind.

So sind die ästhetischen Ausstellungen am Wallenstein wohl vielfach gerechtfertigt, wie bei Don Carlos, ohne daß darum das Wort Göthe's nicht Wahrheit behalte, es sei dies ein so großes Werk, wie zum zweiten Male nichts Aehnliches vorhanden ist. Wie wir zur Blütezeit unseres alten Epos fanden, daß Eine Seite desselben ihren Werth durch reine künstlerische Bedeutung habe, die andere aber durch großen Gehalt, ein großes Bestreben und vaterländische Stoffe; daß jene schon ästhetisch an sich befriedige, diese erst durch Vergleichung der Stellung der Gedichte zur Geschichte: so ist es in der Blütezeit unsers Dramas mit Göthe und Schiller. Jener, in seinen Anlehnungen an fremde Manieren, in seinen laxen Materien und Charakteren hat nichts materiell so Imposantes, aber er reißt formell hin, wie die alten, den französischen nachgeahmten Epen; dieser, in den eigentlichen poetischen Erfordernissen zurückbleibend, vergütet dies mit der Größe seiner Materien und der historischen Bedeutung seiner Tendenzen. Ein vaterländisches Element war in Schiller wirksam, mehr als er selber wußte; die Stoffe zu Wallenstein und Tell sind mit einer dunklen Nationalsympathie ergriffen; sie sind aus dem feindseligen Schauplatze der Nibelungen und des historischen Volksliedes des 14. Jahrhs. genommen, den einzigen Zeiten, aus welchen historische Stoffe in eine epische und praktische Poesie bei uns eingegangen sind. Wie wir bei den früheren Stücken meinten und bei den späteren wieder finden können, so ist auch Wallenstein, wie wir mehrfach andeuteten, den großen Ereignissen der Zeit, zum Theil mit jener poetischen Anticipation, gegenüber gelagert. Dies wußte Schiller selbst, und hat es im Prologe gesagt. „Die alte Bahn verlassend, will der Dichter aus dem engen Kreise des Bürgerlebens auf einen höheren Schauplatz versetzen, nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit, in dem wir uns strebend bewegen; denn nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. In dieser Zeit, wo die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo gewaltige Naturen um ein großes Ziel kämpfen, und um der Menschen große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit, ringen, in dieser Zeit *muß* die Kunst den höheren Flug versuchen, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen. Es zerfällt in dieser Zeit die alte feste Form, die vor 150 Jahren ein willkommener Friede der Menschheit gab, die theuere Fruch

von 30 Kriegsjahren, deren düsteres Bild der Dichter vorüber führen will." So knüpft sich Schiller selbst gleichsam das Band, das ihn mit der letzten Periode unserer Tragödie, im 30jährigen Kriege, zu Gryphius' Zeit zusammenknüpft. Nicht zufällig zusammenknüpft; denn ähnliche Zeiten rufen die ähnlichen Erscheinungen hervor, und diese sind nicht anders möglich, als unter den ähnlichen Bedingungen. Wer da glaubt, mit dem bloßen Genius die höchsten Leistungen zu erzielen, der lasse sich von dem Beispiele großer Männer schrecken, die sich in diesen fruchtlosen Kampf mit den Verhältnissen begeben haben. Es hat Alles seine Zeit und seine Bedingung, und so auch die Tragödie nie eine große Epoche gehabt, ohne daß die Lage der wirklichen Welt für den Tragöden eine Schule dargeboten hätte. Ja die Tragödie, die in ihren Wirkungen den Menschen erschüttert, scheint vorzugsweise einen eigen zugerichteten Boden zu verlangen, wo in den allgemeinen Aufregungen der Zeit auch der Einzelne einen härteren Anstoß erträgt, den er im ruhigen Gleise einer gleichgültigen Gegenwart sich abzuhalten wünscht. So hatte in Griechenland der kolossal-tragische Fall des Xerres gleichsam die ächte Tragödie geboren, und die tiefsinnigsten Dichtungen schlossen sich an den Einen Gedanken des Ueberhebens der menschlichen Natur fest an, mit dem sie, wie mit einem lichtvollen Blitze, eine Masse ihrer alten Stammsagen beleuchteten. So war dem glücklichen Laufe des römischen Volkes die eigentliche Tragödie fremd, und erst die tragischen Kaiserzeiten riefen in etwas diese Kunstform hervor. In der neueren Geschichte ist Karl V. der erste tragische Charakter, der, ganz wie jener Perserkönig, das Trauerspiel fast in allen Ländern Europas, unter den Händen des Hans Sachs und des Cervantes, unmittelbar nach seinem Sturze plötzlich aufquellen machte, das vorher so wenig bestand, als er selbst ein Vorbild hatte. So analog die niederländischen und deutschen Tragödien in ihrem ganzen Charakter mit den Zeiten sind, in denen sie entstanden, ganz so eigenthümlich liegt das italienische und spanische Drama zu der Geschichte der dortigen Dynastien, und Italien hat kaum Eine Tragödie wie kaum Einen großen tragischen Charakter gehabt. Shakespeare's umfangsreiche Kunst hat in allen Theilen ihr Vorbild in Elisabeth's Zeit: das lustige Leben am Hofe, die abenteuerlichen Seekriege, die blühende geschichtliche Größe des Volks, Gedeihen und Fall der handelnden Figuren, unter denen die unglücklichen (Essex, Marie Stuart) als tragische Charaktere typisch geworden sind, Alles spiegelt das Lustspiel und Zauberspiel und die Tragödie des Shakespeare ab; und der von ihm gegebene Anstoß dauerte über die Zeiten Karl Stuart's und

Cromwell's hinaus, bis die Bewegung des Volks obgesiegt hatte und die strebenden Charaktere aus der Geschichte verdrängt waren, wo dann das Epos, die volksthümliche Poesiegattung, die vornehme Tragödie verdrängte. So war denn auch bei uns die Zeit der Siege Friedrich's, dem Schiller richtig die epische Seite absah, dem Epos günstig, und unser Trauerspiel irrte rathlos umher, bis die französischen Zustände zurechtwiesen. Schiller hatte sie vorgeahnt zum Theil, ehe sie ausgebildet waren: er schilderte Revolutionen und Königsmorde, wie er nachher jahrelang vor 1813 die Gemälde großer Völkerbefreiungen entwarf; mit Wallenstein stand er Napoleon's steigendem Glücksstern gerade gegenüber. Sieht man nun diese Produkte, die unserer deutschen Bühne erst Namen gegeben haben, so innig in die ungeheuersten Bewegungen der Geschichte verwebt, und beachtet man, wie gleich nach dem Verschwinden dieser Bewegungen bei uns das Schauspiel wieder ganz zu Verfall kam, wie klein und thöricht erscheinen dann die Poeten, die, wie jene Franzosen und Franzosennachahmer, zu jeder gleichgültigen Zeit jedes beliebige Werk mit Kleister und Scheere zu machen bereit sind, unachtsam auf die unwillige Minerva, die hinter den mißgünstigen und misrathenden Zeitverhältnissen droht! Wenn unsere heutige Jugend erst sorgen wollte, Geschichte zu machen, dann würde sie sich für das Geschäft der poetischen Mache ein besseres Glück versprechen dürfen.

Schiller lebte, wie jeder große Genius, doppelterseits in seinem Berufe und in seiner Zeit, und ging in deren Forderungen ganz auf; und wenn ihn künstlerisch der Instinkt nicht überall so sicher führte, so leitete er ihn historisch desto sicherer. Aber auch ästhetisch ist der Charakter des Wallenstein mit mehr Sicherheit richtig begriffen, als Schiller selbst zu wissen schien, wenn er ihn einen untragischen Charakter nannte. Dies wird sogleich klar sein, wenn wir historisch dem Grund und Boden von Epos und Tragödie und den Verhältnissen nachspüren, worin sie beide wurzeln; eine Betrachtung, die wir an diesem Orte spät, aber am ungezwungensten einführen, weil eben in dieser Zeit die größten dramatischen Anlässe vorliegen und das Beispiel unserer größten Dichter und Kritiker, die eben diesen Verhältnissen ästhetisch nachforschten, und weil wir nun schon die Erfahrungen hinter uns haben, auf die wir uns beziehen können. Wir haben aus dem geschichtlichen Gange unserer Dichtung gelernt, daß das Epos in seinen reinsten Gestalten in der Periode der Jugend und des Allgemeingefühls der Völker entsteht, und als ein Eigenthum des Ganzen den Nationen und den Zeiten angehört. Wo es in der Zeit heller Geschichte auftaucht und seinen Stoff aus dieser nimmt,

fällt es zum hiſtoriſchen Gedichte herab und hat Mühe, ſich auf der Höhe eines Lukan zu halten; wo es von Einzelnen in ſolchen Epochen einer fertigen Kultur mit Erfolg und als ächtes Epos behandelt wird, da wird dies immer (wie bei Arioſt, Milton, Klopſtock) in eine Zeit treffen, die den Charakter einer Wiedergeburt, einer Verjüngung des Völkerlebens trägt, und die inſofern unſerer Bedingung nicht widerſpricht; und immer wird, wo das Ergebniß von einiger Bedeutung ſein ſoll, die Materie aus jenen jugendlichen Tagen der Völker genommen ſein, oder gar ſich aus den Quellen des ächten Volksepos herleiten. Wenn in ſolchen Zeiten einfältiger Bildung eine Dichtung und Kunſt entſtehen ſollte, ehe noch des Menſchen beobachtender Geiſt geſchult war, ſo konnte er nur von Großem und Gewaltigem erregt werden, und es ſind daher meiſt maſſenhafte Handlungen der Völker, die des älteren wie des modernen Epos Stoffe geworden ſind. So iſt es in der Ilias und den Nibelungen, bei Virgil, bei Arioſt und Taſſo, bei Camoens und Ercilla; große Völkerbewegungen, Gemälde mannichfacher menſchlicher Leidenſchaften im Zuſammenſtoße Vieler werden uns vorgeführt. Selbſt wo ſcheinbar ein Einzelner, wie Alexander, Dietrich, Arthur, Gottfried u. ſ., der Hauptheld iſt, iſt er an Maſſen gebunden, trägt in ſich und meiſtert und lenkt eine ganze Welt, und umſpannt die Geſchicke der Völker, wie ſelbſt jene Religionsſtifter und geiſtigen Helden, nicht ſelten zum Thema großer Epopöen gewählt wurden. Der Einzelne ſollte in dem Epos nicht vortreten, und wo er durch ein natürliches Gewicht im Vorgrunde ſteht, ſo tritt doch in ihm keine einzelne individuale Handlung oder Leidenſchaft hervor; er erſcheint überall als der Träger allgemeiner Beſtrebungen und deren Vertreter. Dieſe Handlungen fließen überall aus dem Inſtinkt des Ganzen: keine Motive ſind verſteckt, kein geiſtiges Maſchinenwerk iſt in Bewegung, die Thaten ſind mehr phyſiſcher Natur, die Körperkräfte ſind vor den Seelenkräften voraus, Tugend iſt Tapferkeit. Die Helden verdienen ſich ihren dichteriſchen Preis nur durch ihr Gelingen. Sie ſind mit dem Schickſal eingeſtimmt, das daher hier keine Rolle hat, inſofern es keinen Gegenſatz bildet; wegen dieſer Einſtimmung ſind daher religiöſe Helden und Thaten ſo oft der Gegenſtand des neueren Epos geworden; Chriſtus im tragiſchſten Ausgange iſt dieſerhalb doch ein epiſcher Held; wie der Wille Gottes vollendet ward, ſingt die Ilias und der Meſſias; die Götter ſpielen mit den Menſchen im Bunde, und Zeus ſelbſt, dem Schickſale unterworfen, nimmt für die Entſcheidung der Wagſchale Partei. Die Hinderniſſe weichen auf dieſe Weiſe, ſie ſpornen und beflügeln; alles Entgegengeſetzte

wird überwunden, und in den karrikirten Ritterepen ist dies im Extreme dargestellt durch das begleitende Glück der Helden und ihre nie überbotene Stärke. An jeder Katastrophe geht das Epos vorbei, Alexander und Achill sind nur epische Helden, wenn man ihren Ausgang vergißt, und in den Nibelungen hielt die Volkssage richtig den Dietrich als den epischen Hauptcharakter fest. Sucht man in der Geschichte für den epischen Charakter einen Typus, so werden wir vorzugsweise auf jene Männer gewiesen, denen man in unbewußter Uebereinstimmung, und in Anerkennung ihres beglückten Wirkens, historische Größe zuerkannt hat; eine Gruppe, auf die wir anderswo schon aufmerksam gemacht haben: aus ihrer Mitte haben die Alexander, Karl und Dietrich den Stoff für die größten Epen des Mittelalters hergegeben.

Die Geschichte bietet in den helleren Zeiten des erwachten Bewußtseins und der Kultur eine andere Gruppe ähnlicher vorragender Männer dar, die zu jenen einen schlagenden Gegensatz bilden. In der Epoche geistiger Kultur reißt sich der Einzelne, Bevorzugtere, mit Freiheit von der Menge los, mit der er Handlung und Bestreben, die Bewegung nach einem bestimmten Zwecke theilen kann; sich abtrennend eilt er rascher zu diesem Ziele hin mit dem Hebel der geistigen Kräfte; er zeigt uns das Menschliche in höchster Blüte, er überhebt sich, vermischt die eigenen Zwecke mit denen des Schicksals und seine Weisheit mit der Vorsehung, und gewöhnlich sind die Massen, von denen er sich losgerissen hat, das Werkzeug der Reaktion gegen ihn, und in ihnen offenbart sich die göttliche Lenkung, die sich von dem instinktiven Bestreben der Vielen seltener trennt, als von dem freien des Einzelnen. Die Götter leiden nur das Berühren des Höchsten, den Besitz haben sie sich vorbehalten; ihr Neid trifft daher nach jener tiefsinnigen Auffassung der Alten den Menschen, der über seinen menschlichen Standpunkt der Bescheidung hinaustritt, und dem Geschicke den Zügel abnehmen will; wo er sich der Gottheit am nächsten dünkt, da stürzt sie ihn am tiefsten herab; wo er ihre Plane kreuzt, da zerstört sie die seinen. Nicht übereingestimmt also mit dem Schicksal, sondern im Einzelkampfe mit ihm sind diese Typen des tragischen Charakters, und sie haben überall in der Geschichte selbst ein tragisches Ende; nicht die religiöse Harmonie mit der Gottheit herrscht hier, sondern ein freigeistiger Gegensatz, und daher sind diese Figuren von der Tragödie entweder jenseits der religiösen Kultur und Sittigung aufgesucht worden (im Hause Tantalus und von Shakespeare in jenen gallischen und germanischen Ursagen, die an der Tantaliden Greuel und Rohheit erinnern), oder diesseits derselben, wo der

Menſch das Abhängigkeitsgefühl, den Grund aller Religion, ablegt und verleugnet. Die Organe des Schickſals nehmen daher gegen dieſe Emporkömmlinge und titaniſchen Naturen Partei, die Pallas gegen Ajas, die Hexen gegen Macbeth, die Sterne gegen Wallenſtein, ſie ſchmieden hier mit dem Menſchen ſein Unglück, wie im Epos ſein Glück; ſie erinnern ihn im Momente ſeiner größten Herrlichkeit an ſeine Schwäche, ſie vernichten den Kühnſten am eheſten; aber es tröſtet, was mehr werth iſt, als mit dem Untergang Eines Menſchen erkauft zu werden, der Beſtand der menſchlichen Freiheit. Die einzelne Handlung, die das Epos vermied, wird hier die Hauptſache, die Kataſtrophe, die es umging, iſt hier der Zweck. Daß die Tragödie in der Wahl ihrer Charaktere aus dieſer Gruppe nicht überall ſo ſicher griff, wie das Epos aus jener ihm entſprechenden, dies liegt ſchon in der bewußten Wahl, die hier dem einzelnen Dichter immer frei ſteht, und die viel öfter irre leitet, als der Takt, der im Volksgedichte die Hand führt. Es liegt auch darin, daß im Drama des Bühnenbedürfniſſes wegen das Mittelmäßige und Zwitterhafte mit dem Aechten und Guten ſtets gemiſcht ging, während die Ausartungen des Epos als Roman und hiſtoriſches Gedicht rein abgeſchieden ſind. Vielfache Figuren der Geſchichte — und dies ſind leicht die größten Erſcheinungen der Menſchheit — tragen auch, je nachdem ſie aufgefaßt werden, ſowohl epiſchen als tragiſchen Charakter an ſich und erſchweren die Wahl: ſo Alexander, Achill, Columbus, Mahomet, Guſtav Adolph u. A. Wo aber die Tragödie ihres Entzwecks am ſicherſten war (und bei Aeſchylus und Shakeſpeare iſt dies am klarſten), da griff ſie mit entſchiedenem Takte vorzugsweiſe nach jener aufſtrebenden und überhobenen Menſchheit: im Prometheus, im Agamemnon, im Xerxes, in den Sieben vor Theben, im Macbeth, Cäſar, Coriolan und Timon. Die ganze neuere Zeit von Karl V. bis Napoleon bietet dieſe Charaktere in Unmaſſe dar, aber ſie ſcheinen uns noch zu nahe zu liegen: dieſe Stoffe gerathen uns unter den Händen zu Hiſtorien, eine Gattung, die durch ihre epiſche Breite und Fülle dem Begriff der Tragödie nothwendig entgegen liegt. Schiller hat hier Bahn gebrochen, er hat die moderne Geſchichte mit kühnem Verfahren von dem Ballaſte geſäubert, und hat faſt blos auf ihrem Gebiete mit dieſer Reinigung ächt tragiſche Stoffe erbeutet. So ſchon im Fiesco und im Carlos, ſo wie in der Marie Stuart, und ſo beiweitem am trefflichſten im Wallenſtein, der tragiſch mit ſo richtigem Gefühle gegriffen iſt, als in den Entwürfen ſeiner Epen (von der Möglichkeit der Ausführung abgeſehen) Guſtav Adolph und Friedrich der Große. Dies iſt des Stückes

und des Dichters große Seite. Wer in der Tragödie nicht mit zweideutigem Geschicke Stoffe erfinden, wer nicht die alten Stoffe, die zu uns außer Beziehung getreten sind, mechanisch wiederholen will, der wird Schiller'n folgen und die neue Geschichte ausbeuten müssen; und wer ihm hierin jemals folgt, der kann ihn wohl an dichterischen Gaben übertreffen, aber in dem Takte, wahrer und heller Geschichte, einer Materie der Prosa, die poetische Seite abzugewinnen, wird er ihn schwerlich überbieten können. Und wenn die Eroberung dieses Gebietes für die dramatische Poesie ein dankenswerther Gewinn heißen darf, so entschuldige man auch von hier aus ja die ideale Ader in Schiller, ohne die eine solche Unternehmung (das sagte Schiller in Bezug auf den Wallenstein selbst) gar nicht denkbar gewesen wäre. Wie die griechische Tragödie die Heroenzeit, wie Shakespeare den ganzen Reichthum des Mittelalters, mit gleicher Sicherheit hat Schiller die Stoffe der neueren Zeit dem tragischen Genius geöffnet, und ihr näheres Verhältniß zu uns, das Göthe in jener Aeußerung über seinen Götz schon ahnte, mit fester Hand ergriffen. Wo er sich in der Braut von Messina in andere Gebiete versetzte, schien der Boden nicht mit gleicher Sicherheit gewonnen. Er ist auch von dieser Seite des Stoffes der eigentliche moderne Dichter; Alles, was man formell mit dieser Bezeichnung tadeln mag, war ihm gleichsam durch diese Materien, ein nothwendiges Uebel, geboten; die Epochen, die es hier zu behandeln galt, entbehrten den Farbenton einer verschiedenen Welt, auf die Shakespeare zurückblicken durfte; sie entbehrten, als Zeiten geistiger Kultur, die Reize des Phantasielebens, und zwangen den Dichter unvermeidlich zu dem Ideenwerk, auf das sich die Ausstellungen an Schiller am meisten werfen.

Dem Charakter der Materien von Epos und Tragödie entspricht die verschiedene Art ihrer Textur, das Fundament bestimmt den Bau. Die breite und massenhafte Grundlage des Epos bedingt ein umfangreiches Werk, worin das Leben in mannichfaltigen Gestalten Raum gewinnt; diese Breite des Inhalts verhindert, daß das Gedicht nach Einer Seite hin, auf Eine Empfindung wirkt, es gestattet nicht lyrische Erreglichkeit; die Schärfe des Eindrucks, die ihm hierdurch entgeht, ersetzt es durch Plasticität, eine Eigenschaft, die dem ächten, auf Geschichte gegründeten Epos darum natürlich ist, weil das Sinnliche und Physische in den Zeiten, die das Epos gebären, in dem Menschen dominirt, ein äußeres Wirken seine Handlungen ausmacht. In einer Periode entstanden, wo die Kräfte des Geistes noch nicht vereinzelt hervorgetreten sind, ist es dem Epos natürlich, parteilose Ruhe zu behaupten; der glückliche Verlauf

der Handlungen unterſtützt dieſen friedlichen Gang, und wehrt, jeder Kataſtrophe, ſo auch jeder aufregenden, allzu lebendigen durch S gegenwärtigung beläſtigenden Manier; und dies iſt wieder in Ritterepen karrikirt durch die ängſtliche Vermeidung jedes fremdart Elementes ausgedrückt. Das Epos will durch den ſtillen Sinn Ohres empfangen ſein; die einfache Erzählung wird durch ſeine Ge werden, die jenſeits aller der kleinen, ſubjektiven, lyriſchen und di tiſchen Formen liegt, und daher der einfachſten Bildung nicht zu h popular und für Jeden zugänglich iſt. Das Epos iſt darum die tretende Form aller naiven, aller Volks- und Naturdichtung. Die zählung rückt mit den Zeiten der Entwickelung des Epos ſelbſt in im größere Ferne von den Dingen; aber auch gleich in den rhapſodiſ Anfängen deſſelben will der gleichlebende Held ſchon ſeine Thaten in Vergangenheit gerückt haben; und auf dieſen Begriff reducirt ſich, Göthe und Schiller richtig fanden, das Weſen der epiſchen Form. mildert die Lebhaftigkeit unſeres Intereſſes, wir bleiben dem Epos ge über im Gefühle der Harmonie aller Kräfte, und empfangen die E drücke der Dichtung in einem freien Gemüthe. Ganz anders in Tragödie. Ihr enger Inhalt, der ſich um eine einfache Handlung dr bedingt eine engere Geſtalt, und es wird ein Verdienſt des Dicht wenn er in dieſe einen weiten und großen Gehalt zuſammenzupre weiß: es iſt daher Ein Lob, wenn Humboldt unſern tragiſchen Dic um die Gabe preiſt, die mannichfaltigſte Fülle in reinſte Form zu bin und wenn Ariſtoteles die tragiſche Gattung darum bevorzugt, weil die großen Zwecke der Dichtung mit kleineren Mitteln erreicht. Eine Handlung, die das Thema der Tragödie iſt, bringt in ihrer taſtrophe auf Einen Punkt unſeres Intereſſes, das dem Epos ſeine v Fläche zukehrt; ſie nimmt nicht den ganzen empfindenden Menſchen, dern einzelne Empfindungen in Anſpruch; der unglückliche Fall Helden feſſelt uns als gleichorganiſirte Weſen mit unſerer Theilnah die ſich von ſelbſt in Furcht und Mitleid ſpaltet; es iſt auf größere Ene des Eindrucks abgeſehen, und karrikirte Produkte haben daher, wie Ritterepen dort auf eine übertriebene Friedlichkeit hier mit Schreck Rührung auf eine gewaltſamere Aufregung hingewirkt. Die ächte T gödie mildert lieber ihre Wirkungen, die ſie dadurch hinlänglich ſich daß ſie vor dem lebendigeren Sinne des Auges ſpielt; ſie geſtaltet zur Darſtellung, und in dem Begriffe der Vergegenwärtigung liegt dem Epos direkt gegenüber. Indem die Dichtung hierdurch gleich *auf den* Zuſchauer bezogen wird, wirkt ſie ſubjektiver, theilt uns in

selbst, und gibt uns nur durch die Vollendung des Kunstbaues selbst wieder. Die Tragödie ist die vertretende Form aller sentimentalen, aller Kunstdichtung. Sie liegt diesseits jener mittleren Gattungen der Lyrik und der Didaktik, die sich zwischen Epos und Drama bewegen, und sie nimmt daher diese vier Hauptdisciplinen in ihrer reineren Gestalt im Alterthume in sich auf: sie zeitigt in dem dramatischen Dialog die Katastrophe, sie schiebt diese selbst in einer epischen Erzählung aus den Augen, der Chor spricht lyrisch die Empfindung des Zuschauers aus und hält sein künstlerisches Interesse wach, indem er ihm gleichsam den pathologischen Antheil abnimmt; die didaktische Sentenz hilft dem Chor, dem Betrachter, auf der im Stücke symbolisch dargestellten Idee zu verweilen. Denn die Schilderung des Menschen im Kampfe mit dem Schicksale ist wesentlich Darstellung einer Idee; das Sittliche und Intellektuelle im Menschen ist daher in der Tragödie weit mehr in Anspruch genommen als in dem Epos; sie ist eigentliche Kulturpoesie und ist daher eine heroische, fürstliche Dichtungsart genannt worden. Sie ist der Gipfel aller Dichtung, wenn jene Kunst die höchste ist, die mit der Natur mehr im Kampfe liegt; sie weicht dem Epos, wenn wir die Spitze der Kunst dort suchen, wo die Natur mit ihr vermählt ist. Sie liegt dem Epos, wie das Erhabene dem Schönen gegenüber, wie Alter der Jugend, wie ein schönes Streben nach leitenden Vernunftideen einem schönen Dasein in der Blüte der Phantasie.

Wenn man im Allgemeinen urtheilt, so erscheinen unsere beiden Dichter (Göthe, wenn nicht seinen Produktionen, doch seiner Natur nach) zwischen diese beiden Dichtungsgattungen gleichsam getheilt, wie sie auch in den Unterarten des Lyrischen und Didaktischen wie ein Abkommen getroffen haben, so daß sich in ihnen der Kreis aller Dichtung gewissermaßen umschreibt. Göthe's dichterische Natur ist durchaus so allgemein, daß er, vor die Entwickelung aller schematischen und in äußerliche Formen gestalteten Poesie gestellt, an seinem rechten Orte gestanden haben würde, mithin für das Epos eigentlich geschaffen erscheint: ein wunderbarer Künstlergenius, der für eine glücklichere Zeit und Zone berechnet schien, und den selbst zusammentreffende Wunder in dem Jahrhundert, der Nation und der Welt nicht ganz in Einklang mit der Gegenwart bringen konnten. Was in ihm vorragt und poetisch ausschließend wirkt, ist jene Energie der Einbildungskraft, die Jugend des Geistes, welche der altgewordenen Welt und den neueren, schon verständig geborenen Geschlechtern nur noch in Spuren zurückblieb, nur noch im Einzelnen vorzugsweise mächtig ist: bei Göthe so sehr, daß, nach Schiller's

Ausdruck, alle seine denkenden Kräfte auf sie als auf ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam kompromittirten. Es war, in anderen Worten, ein anderes Anerkenntniß des Vorzugs der naiven Dichtung, wenn Schiller hierin das Größte erblickte, was der Mensch aus sich machen könne: daß es ihm gelänge, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Wirklich ist dies des Dichters allerhöchster Preis, und darum bringt das Licht und die Wärme der Poesie in alle Sphären der Menschheit ein, wohin Geschichte und Philosophie nicht gelangen, und Schiller hatte Recht, von dieser Seite her im Dichter den wahren Menschen zu finden und den Philosophen gegen ihn nur eine Karrikatur zu nennen. Und mit eben so viel Recht fand er in Göthe eben den Dichter, der unter uns jenem reinsten Gattungsbegriffe am nächsten kam. Denn wir Alle bewundern ja in diesem mit ihm jene ruhige Tiefe und Wahrheit, die unbegreiflich ist, wie die Natur selbst, jenes Gleichmaß in der Bewegung des Lebens, das er uns vorführt, das von aller Leidenschaft und Erregung fern hält, jene Leichtigkeit seiner Schilderungen, die „bei dem gemeinen Volke alle Gedanken an die Schwierigkeit und Größe der Kunst entfernt.“ Aber mit diesen Eigenschaften gerade wäre er ganz gemacht gewesen, auf dem ebenen Strome des Epos zu steuern, das die gesammten Kräfte des Menschen noch ungetheilt in Anspruch nimmt, und wozu eine glückliche Gabe der Anschauung das Talent entscheidet. Was daher Humboldt und Schiller, ohne Bezug auf Göthe, über den Charakter der epischen Dichtung gesagt haben, das paßt überall nicht auf Göthe's Epen blos, sondern auf seine gesammte Poesie. Die bloße, aus dem Innersten geholte Wahrheit, die der Zweck des epischen Dichters ist, ist überall auch der seine; „er schildert blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen, sein Zweck liegt schon in jedem Punkte seiner Bewegung. Darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Die Selbständigkeit der Theile ist ein Hauptcharakter des Epos. Der epische Dichter erhält uns die höchste Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kräfte gegründet sind.“ Man sieht, diese schiller'schen Sätze über den Epiker sind wie auf Göthe's Dichtungen geschrieben, der auf das Epos nicht allein durch sein Talent, sondern durch sein ganzes Wesen hingewiesen schien. Denn er brachte ihm jene versöhnte und friedliche Natur entgegen, die nichts Störendes

von der Außenwelt mochte, die ihre Hemmungen umging, jede Sorge und Aengſtlichkeit abwarf, einen Charakter, der einen ganz epiſchen Lebenslauf einſchlug, in dem ſich kaum Eine heftige Kataſtrophe findet, die der lebensfrohe Dichter nicht in eine heitere Ergötzlichkeit umgewandelt hätte. Und dieſe Tendenz war in ihm von ſolcher Stärke, daß er, an den tragiſchen Ereigniſſen der Zeit Einmal geirrt, immer entſchiedener ſich in die Ruhe und den Frieden der plaſtiſchen Kunſt und der Natur zurückzog, ja innerhalb der Kunſt von der menſchlichen Geſtalt weg zur Landſchaft neigte, die ihm erreichbar und faßlicher ſchien. Wäre die Zeit ſo zum Epos geſchaffen geweſen, wie ſie es nach Allem, was wir hörten, nicht war, ſie hätte ihn zum Epiker gebildet, denn dieſes goldene Wort hat Göthe ſelbſt geſagt, daß die ſpecifiſchen Beſtimmungen von außen kommen ſollten, und die Gelegenheit das Talent determiniren, ihm ſeine Richtung geben muß. Er erklärte ſich das Streben der Zeit nach dem Drama daraus, weil dies die einzig ſinnlich reizende Dichtungsart ſei, von deren Ausübung man einen gewiſſen gegenwärtigen Genuß erwarten könne, und das Mißlingen der Epopöe daher, daß wir keine Zuhörer mehr haben. Dieſer ſcheinbar kleine Grund enthält doch für den Denkenden alle die Bedingungen, die das Epos in der That erfordert, und die ihm die neue Zeit verweigert. Die beſtimmende Gelegenheit warf alſo den Dichter auf die entgegengeſetzte Seite der Tragödie. Allein daß er für dieſe Gattung nicht geboren war, wußte er ſelbſt, und Schiller legte es ihm auseinander. Bei Gelegenheit der Forſchungen über Epos und Drama zweifelte Göthe, ob er fähig ſei, eine wahre Tragödie zu ſchreiben. Er erſchrak vor dem bloßen Unternehmen, und war faſt überzeugt, daß er ſich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte. So hatte er ſich gleich Anfangs Shakeſpeare vom Halſe zu ſchaffen geſucht; aber mit Homer wagte er zu wetteifern! Schiller'n fiel die Wahrheit in Göthe's Ausſpruch auf und die Ueberzeugung, die er ſelbſt theilen mußte, daß keines ſeiner Dramen den ſtrengen Forderungen einer Tragödie genügt. Mit erſtaunlichem Tiefblicke in die Natur der göthiſchen Dichtung erkennt er aber ſogleich, daß er ſo univerſell als Dichter geboren ſei, wie als Menſch; daß das, was dem Genius zu widerſprechen ſchien, ihm zu deſto größerem Verdienſte gereiche. Er findet die ganze tragiſche Gewalt und Tiefe in ſeiner Dichtung, aber die ſtrenge gerade Linie, nach welcher der Tragiker fortſchreitet, ſage ſeiner Natur nicht zu, die ſich in freierer Gemüthlichkeit äußern wolle. Die Berechnung auf den Zuſchauer, der Hinblick auf einen Zweck, der äußere Eindruck, von dem man ſich nicht losſagen dürfe,

beläſtige ihn; es müſſe in den nichtpoetiſchen Erforderniſſen der Gattung liegen, wenn er wirklich keine Tragödie ſchreiben könne. Dieſe nichtpoetiſchen Erforderniſſe treten in der That für den naiv empfindenden Dichter in der Tragödie hinzu, ſie ſind nur im Epos ganz zu vermeiden. Göthe war alſo darum nicht zum tragiſchen Dichter gemacht, weil er zum epiſchen geſchaffen war; Schiller ſagte, weil er ganz zum Dichter in ſeiner generiſchen Bedeutung geſchaffen ſei. Dies drückt das Nämliche aus, was Göthe über die leidige Nöthigung unſerer Verhältniſſe ſagt. Wir Neueren werden nur gelegentlich zum Dichter geboren, klagt er, wir wiſſen nicht, woran wir ſind, und plagen uns darum mit der ganzen Gattung herum. Dieſe Wendung war für ihn ganz unvermeidlich, der für jene Gattung geboren war, für die die Zeit nicht geſchaffen erſchien, und für die andere minder geſtimmt, die die Zeit allein begünſtigte. Dieſem läſtigen Zwieſpalte ſuchte er zu entgehen, indem er ſich ins Unendliche ſpaltete, und nun die Dichtung, ſtatt in Einer der großen Urformen, in allen, auch den untergeordnetſten konventionellen Geſtaltungen aufſuchte, dieſe zu genießen, und im Genuſſe, wie es dem Genius natürlich iſt, nachzubilden ſtrebte. In dem dunklen Bedürfniſſe gleichſam, zu jener reinſten Form zurückzukehren, wo der Dichter allen willkürlichen Formalien entnommen iſt und ſich dem freieſten Schaffen des Genius überlaſſen kann, verwiſchte er die Charaktere der Formen, Gattungen und Zeiten, er kam in der That durch alle Verſuche taſtend zu jenem kleinen epiſchen Gedichte, in dem Humboldt den Begriff des göthiſchen Dichtercharakters am vollkommenſten ausgeſprochen ſah. Er fand dieſen Punkt nur unwillkürlich, um ihn ſogleich, ſchon indem er ſich da mit Abſicht feſtzuſetzen dachte, wieder zu verlaſſen. Seine poetiſche Natur verwandelte ſich vor jedem Geſchmack, vor allen Gegenſtänden, Formen, Gattungen und Epochen, ſein Sinn war für das Verſchiedenartigſte in jedem Augenblicke empfänglich. Da er den Menſchen ganz Ueberlieferung fand, ſo gab er alles eitle Streben nach Originalität auf, und achtete es nicht, ein Nachahmer in Formen und Stoffen zu heißen, wenn er ſich nur des belebenden Funkens bewußt war; er ſcheute ſich nicht mit fremden Federn zu ſchmücken, weil er ſich bewußt war, daß er dem fremden Gefieder Schmuck und Farbe wieder verlieh. So ſchweifte er freibeutend über das ganze Gebiet der Dichtung hin. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit erſcheinen auf den Blättern ſeiner Werke in ihren eigenthümlichen Materien und Formen; jede Dichtungsart umgaukelte er, nach ihrem Honig ſuchend, und verließ ſie, wenn er ihn gefunden. Die ganze Geſchichte in der neueren deutſchen Dichtung an ihm zu

lgen, iſt ſo leicht, daß es nur eines Winkes bedarf. Er beginnt mit
eichten Romane, wie er im 16. Jahrh., aus Aeneas Sylvius über-
eine neue Zeit neben dem erneuten lyriſchen Liede ankündigt, das
öthe nur dem Charakter eben dieſes Volksliedes vergleichbar eben
finden iſt; dramatiſche Hiſtorien und Faſtnachtſpiele ſchließen ſich
nd dort an. Der zweiten Periode (des 17. Jahrhs.) entſprechen
olitiſchen wie die antiken Dramen, die Singſpiele und Idyllen, die
en und Epigramme, das Ringen nach Roman und Epos, mitten in
ewegung der politiſchen Welt; mit dem Rückfall zum Drama ſtellt
öthe der neuen Zeit gleich und macht in ſeiner letzten Periode alle
der Romantiker durch Literargeſchichte, Kunſt, Naturphiloſophie,
lle und Orientalismus mit, bis er, in ſich ſelbſt zurückgekehrt und
Dichterleben überſchauend, im zweiten Theile des Fauſt die Allegorie
delte, jene vagſte aller Kunſtformen, in die ſich der Dichtung feſte
ente verflüchtigend auflöſen. So überall und in Allem ſchaffend,
theilt wie die Natur, erſcheint er ganz gleich dieſer ſeiner Thätigkeit
wenn ſie auch immer hinter ihrem Ziele und ihrer Abſicht zurück-

Denn wie die Natur ſelbſt nur Manches „ebauchirt hat," wie ſie
s ſchafft, aber nichts in der Vollkommenheit der Idee, ſo ſah er
in ſeinen Werken zuletzt nur, was er wollte und geſollt hätte, und
nur bei den Werken anderer Meiſter befriedigend, was ſie ge-
; und da er in der Natur bei jedem Hindrängen auf Einen Fleck
chtete, daß die Laſt des Uebergewichts das Schöne der Form, die
Bewegung und ungeſtörte Harmonie aufhebt, und dem Vorzug
einer Seite überall ein Mangel nach der andern hin entſpricht, ſo
eb er jede Bevorzugung irgend einer Richtung überhaupt, fand ſich
ne Dichtungsart nicht geeignet, die eine ſolche Einſeitigkeit bedingte,
erwiſchte in ſo mancher, die er behandelte, die einſeitigen Gattungs-
ale. Wer ſich ſo wie Er der Natur ergibt, der iſt nie eigenſinnig
ines erpicht, er ſcheut ſich vor Hinderniſſen und umſchleicht ſie; er
wie die Natur ſelbſt, die ihre Kräfte zerſtreut und ſich mit dem
wege begnügt, wo ſich der Hauptweg ſperrt. Wie er ſpäter ſeinem
er Eckermann empfahl, ſich vor großen Arbeiten zu hüten, die
rkeit des Lebens im Auge zu behalten, die durch Bearbeitung kleiner
nſtände am erſten erhalten werde, ſo übte er dies im Grunde, wenn
ſein Talent an ſeine Leiſtungen hält, ſelbſt; er ging um die höchſten
ungsgattungen nur herum, wie weit ihm die Thore zum Eintritt
et waren. Dadurch erreichte er im Ganzen den Zweck, den er im
lnen vielfach verfehlte; er „meinte Alles in höherem Sinne gut,

aber verſchuldete als Dichter Manches," er hat ſich „nicht verrechnet, aber oft verzählt;" neben dem Gelungenen und Großen „läuft ſo Manches unter, mit dem man ſich nicht befaſſen mag;" wie ein Dilettant trieb er ſo Vielerlei „nur halb, als Spiel und Zeitvertreib," und doch verachtete er den vollendeten Charakter des Dilettantismus ſo tief, und wieder ſah er ſo ſchön ein, wie doch nur ein Anflug von Dilettantismus frei hält von jedem Zunftweſen und dem Zwange der Tendenzen[91]). Es läßt ſich auf ihn anwenden: daß er den Stein der Weiſen in der Dichtung gefunden habe, daß aber der Weiſe dem Steine mangelte; Körper und Wahrheit iſt unübertroffen in ſeinen poetiſchen Leiſtungen, aber man vermißt oft Geiſt und Freiheit, die Begleiter großen Beſtrebens. Er ſchuf, ſo gut es gehen wollte, er beugte ſich dem Jahrhundert und gehorchte dem Drang des Talents; Zeit und Zeitgenoſſen verleideten ihm die Dichtung der Neuern, dennoch nöthigte ihn ein unwiderſtehlicher Trieb zum Hervorbringen, und es war ihm doch auch lieb, einmal durch Schiller gerechter oder billiger gegen die neuere Welt und ihre Leiſtungen geſtimmt zu werden. Aber im Ganzen behielt er doch ſein Mißbehagen an aller neuern Kunſt bei; die leidigſte Erfahrung hatte ihm eingeprägt, was Schiller in der Reflexion fand, daß der naive Dichter „aus dieſer modernen Societät nicht hervorgehen könne, daß er nicht mehr an ſeiner Stelle ſei, daß er wild laufe, und nur durch ein gutes Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluſſe der Verhältniſſe geſichert werden könne." Dieſe Mißgunſt der Zeit laſtete auf Göthe ſein ganzes Leben lang, und wer dem großen Manne nachempfinden kann, wie er ſich jenſeits der Laſt aller Kultur zurückwünſchte, wie er, unter der Maſſe des Wiſſens und Lernens wie ein Atlas gebückt, aus freier Bruſt die Stimme des Geſangs zu heben trachtete, der wird ſeine fahrläſſige Behandlung aller Dichtung, ſein Leidweſen an aller neuen Kunſt, ſeine Sehnſucht nach dem untergegangenen Alterthume mit andern Augen anſehen, als die blinden Verächter, die, was ſie tadeln, nicht verſtehen, und warum ſie tadeln, nicht wiſſen.

In allen Theilen bildet Schiller's Dichtercharakter gegen dieſen göthiſchen den ſchlagendſten Gegenſatz. Er war zum ächten Tragiker geboren, wie Göthe zum epiſchen Dichter. Dieſſeits aller formalen Poeſie

---

91) Was willſt du, daß von deiner Geſinnung
man dir nach ins Ewige ſende?
Er gehörte zu keiner Innung,
blieb Liebhaber bis ans Ende.

in die Zeiten der Sentimentalität geworfen, in denen die Tragödie an ihrem natürlichen Orte steht, war er mit seiner Stellung und dem Stern seiner Geburt so zufrieden, wie Göthe unzufrieden; er verfocht einen Werth der modernen Dichtung, und ihren Fehlern und Gebrechen sah er die günstige Seite ab. Von dem poetischen Drange der Gegenwart einmal ergriffen, mit dem Bedürfnisse der Zeit in Einklang gebracht, verfolgte er seine dichterische Laufbahn mit einer Energie, der nichts zu vergleichen ist, und er schaffte sich selbst mit Gewaltstreichen Bahn durch drückende Verhältnisse, durch Zwang, durch Noth und Krankheit, durch Brodstudien, durch die Umwege der Wissenschaften und die Belästigungen der Politik, Hemmungen, die er theilweise in Förderungen verwandelte und seiner Dichtung, wie schwer dies war, zum Dienste zwang. Göthe, immer zweifelnd im Einzelnen, und im Ganzen des rechten Weges so bewußt und sicher, konnte sich an nichts, auch nicht an Schiller's mühseligem Ringen trösten und zusammenraffen; Schiller, hier und da zweifelnd an seinem dichterischen Berufe im Ganzen, in der einzelnen Beschäftigung aber rastlos und freudig, ließ sich selbst dann nicht irren, als er Göthe's Leichtigkeit bewunderte, mit der er nur am Baume schüttle, um sich die reifsten Früchte zufallen zu sehen, während er selber mühsam sammelte und pflückte; sein Ziel schien ihm deutlicher und lockender zu werden, als er es ferner vor sich sah. Seine Strebsamkeit gewährt daher das seltene Schauspiel, zu sehen, was ein kräftig ringender Mann, mit seiner Natur im Kampfe, im Einklang mit einer Einsicht und mit den Verhältnissen zu erreichen vermag. Er war der eigentlich denkende Künstler, wie ihn unsere verständige Zeit bilden konnte. Denn die geistigen Kräfte waren in ihm die repräsentirenden, und seine Anschauungs- und Einbildungskraft war diesen mehr untergeordnet. Keine der Bildungen der neuen Welt war ihm gleichgültig, er knüpfte sie an seine Dichtung an, und konnte mit dieser nur auf jene Haltung fallen, die, in den Epochen der Kultur entstanden, den Ideengehalt nicht ausschließt, und im Gegensatze gegen die erschlaffte moralische Kraft in den Zeitgenossen die moralische Größheit der Vergangenheit aufdeckt. Er sah in der Tragödie den letzten Zweck aller Kunst erreicht, und dieser Zweck hieß ihm Darstellung des Uebersinnlichen, der moralischen Freiheit des Menschen. Dem Manne, der vor dem ruhigen Glücke den Kampf der Unabhängigkeit des Menschen mit Natur und Schicksal schätzt und preist, dem es minder darauf ankam, daß unsere gesammten Kräfte im ebenen Gleise des Lebens Uebung finden, als daß wir zu dem höchsten Bewußtsein unserer moralischen Natur gelangen, das nur im

Kampfe zu erreichen ist, mußte das Trauerspiel ausschließlich zusagen, dessen eigentliche Aufgabe die Schilderung eben dieses Kampfes ist. Göthe wehrte sich vor der alten Schicksalstragödie, wo der Mensch voll Trieb und Willen, im Unmaß ausschreitend, leidet, und vor der der mittleren Zeiten, wo der Held leicht duldet und entsagt, weil der Höchste gelitten und im Handeln gleich anfing zu dulden; ihm gab es eine holde Mittelart zwischen beiden, an der Schicksal und Glauben kein Theil hat, wo in der Brust des Menschen alles Heil liegt: die ihm eigenthümliche Herzenstragödie. Schiller aber würde sie an die Grenze der Rührtragödie geschoben und mit dieser verworfen haben, die blos die Sinne rührt durch Leiden, ohne moralischen Widerstand zu zeigen, sowie er auch deren gegensetzliches Extrem, die heroische Tragödie der Franzosen, verwarf, in welcher moralische Siege ohne sinnliche Leiden erfochten werden. Göthe scheute jene Koncentrationen der producirenden Kräfte auf Einen Punkt, die das Trauerspiel verlangt, aber Schiller's energischer und angespannter Thätigkeit schien sie gerade ein Bedürfniß zu sein. Göthe's Vertrauen zu dieser Gattung wich mit dem Besinnen, daß sie ihm in ihrer strengen Gestalt nicht geglückt sei; Schiller'n blieb gerade die Zuversicht zu ihr, wie in der Jugend, so später, fast ganz unerschüttert. Er, der sich die Rettung der modernen Kunst so angelegen sein ließ, fand eben diese Gattung die einzige, in der wir uns noch mit dem Alterthume messen könnten; ihre Zeitgemäßheit war ihm ein ganz anderer Sporn als Göthe'n. „Müssen wir Neuern, sagte er, wirklich Verzicht darauf thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, da der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf der Sittlichkeit ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübt." Wirklich ist es in der Geschichte der Tragödie überall augenscheinlich, daß sie in ihren Anfängen, wie da, wo sie am größesten und unabhängigsten ist, der verderbten Gegenwart gegenüber eine sittenreformatorische Tendenz annimmt. Das hat das Alterthum gewußt; das haben die obscuren deutschen Tragöden des 17. Jahrhs. schon ausgesprochen, das hat Shakespeare nicht allein gesagt, sondern seine größten Meisterwerke sind wie eine moralische Gallerie geordnet, in der er des Menschen Leidenschaften und Laster an die äußersten Punkte rückt und warnend die erschütternden Bilder des Stolzes und Ehrgeizes, des Jähzorns und der Unentschlossenheit, der Liebe und Eifersucht, der Verleumdung, Falschheit und Treue, des Geizes und der Verschwendung aufstellt. Die Wendung, die Göthe und Schiller

in dieser Hinsicht nahmen, war außerordentlich verschieden. Der Eine hielt der deutschen Zeit, den räumlichen Verhältnissen den Spiegel vor und zeigte ihr ihre Natur und Gestalt an ihr selbst, auch in der Tragödie mild und friedlich und versöhnlich; der Andere faßt die Zeit in ihren allgemeinen Verhältnissen, nahm der Vergangenheit Bilder in den Spiegel, der andere Geschlechter zeigte, und deutete auf das große Leben der Geschichte, den kleinen häuslichen Verhältnissen gegenüber. „Unsere Tragödie," sagt er, „hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Während daher die Lieblingscharaktere Göthe's mehr den Affekt als den Geist interessiren, mehr das Mitlied als die Bewunderung in Anspruch nehmen, die holden Schwächen der Natur an sich tragen und zur Versöhnung mit diesem Looſe erschlaffend stimmen, so üben die schiller'schen eine gesteigerte Tugend aus, oft abstrakte Geschöpfe, die nach den Forderungen des kategorischen Imperativs handeln, und anspannend eine Bewunderung hervorrufen. Göthe'n reizte diese höchste Thätigkeit der moralischen Natur nicht, Schiller'n war sie überhaupt das Höchste; jenem war das süße Seelenleiden in inneren Kämpfen der letzte Prüfstein mehr der menschlichen Fassung, als Stärke, diesem die gewaltigen Reibungen des menschlichen Willens mit dem Zwang der Geschicke die Probe der Kraft und Freiheit. Er fand wie Shakespeare die heroische Stärke des Coriolan seiner höchsten Achtung werth, die Göthe'n Grauen erregte, und selbst die eines Timoleon reizte ihn, die Göthe'n noch größern Schauder verursacht haben würde. Der Heroismus der Sitte, der dem tragischen Helden überall so leicht anklebt, ist bei Göthe nicht zu finden, bei Schiller nimmt er nur eine veränderte Gestalt an. Die menschliche Natur hat ein gemessenes Theil Poesie in sich, ein anderes wird ihr angedichtet und durch Aneignung wieder zu einer Art Natur; und diese Art erscheint bei Schiller. Die instinktive Moral und Dichtung Göthe's ist wie eine Flamme in sich selbst entzündet, die schiller'sche ein Feuer aus dem Stein geschlagen. Die Charaktere des Einen sind überall der Natur entnommen, die des Andern oft ihr entgegengebracht; er achtete daher, sagte Göthe, das Motiviren nicht, er sah seinen Gegenstand nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Der Geist und die Freiheit, die bei Göthe vielleicht zu selten erscheinen, erscheinen hier zu häufig, und wo Göthe's Dichtung mit den Worten:

erſt wahr und dann ſchön, charakteriſirt iſt, iſt ſie es bei Schiller umgekehrt: erſt ſchön, dann wahr. Bei Betrachtung ſeiner weiblichen Charaktere gegen Göthe's, und der Anſichten, die er über weibliche Natur äußert, iſt der Unterſchied am ſchlagendſten. Ueber die ſämmtlichen Frauencharaktere der griechiſchen Dichtung ſpricht er ein wegwerfendes Urtheil aus: die ſchöne Seele im Meiſter, eine Geſtalt, die den katholiſirenden Stolberg begeiſtern durfte, die aber ſonſt an ſich ſelbſt, und außer alle Vergleichung geſtellt, beſchränkt und widerlich iſt, war ihm lieber als alle!! Humboldt überdachte ſein Verhältniß zu Göthe's Frauencharakteren, in denen „die Natur am meiſten Natur iſt;" er fand, daß ſie Schiller'n ſchwierig werden würden, er hätte ſagen dürfen, unmöglich. Vortrefflich bemerkt er dann, daß Schiller der Natur, ehe ſie auf ihn einwirke, entgegeneile, daß er nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als nur, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich mit eigener Kraft ſchaffe, und daß dies ſeinen Figuren einen gewiſſen Glanz leihe, der ſie von Naturweſen unterſcheide, daß er dadurch der Natur weniger treu erſcheine. Und hierzu fügt er den Zweifel über den Vorzug der beiden Eigenſchaften der Naturtreue und Naturſteigerung, des poetiſchen Realismus und Idealismus, der in Jedem natürlich aufſteigen muß, der die Neigungen der Menſchheit von jeher hierzwiſchen getheilt ſieht. „Es verdient erwogen zu werden," ſagt er, „ob nicht die dramatiſche Poeſie mehr als jede andere verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Nirgends will man ſo unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt ſein. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und es rührt dies aus einer nicht ganz reinen äſthetiſchen Stimmung her, die unter dem Namen Natur nur etwas Materielles ſucht und für die Einwirkung der Kunſtform nicht hinlänglich empfänglich iſt." Schiller würde ganz dem letztern beigeſtimmt haben. Er floh die Naturwahrheit in Shakeſpeare ſchon in ſeiner Jugend, die ihm voll Kälte ſchien, er flüchtete ſich in ſeiner ſpätern Periode zu den Griechen, deren Kothurn ihm mehr zuſagte. Seit er über den Oedipus von Kolonos las, ſchwebte ihm ein ganz neues Ideal vor; jetzt ward er ein Neider der Iphigenie Göthe's, und Aeſchylos' Stücke in Stolberg's Ueberſetzung begeiſterten ihn zur Produktion, und hinfort ſuchte er in Shakeſpeare gern auf, wie er des Ariſtoteles Forderung Genüge that, und in ſeinen hiſtoriſchen Stücken intereſſirten ihn die Nemeſis und die Behandlung der Volkscharaktere, wo der Stoff den Dichter zwang, gegen ſeine Gewohnheit mehr Gattungen als Individuen darzuſtellen, und wo er die meiſte Annäherung an die Alten zeigt. So ſuchte er und fand ſich ſeine Stellung völlig in der Mitte zwiſchen den

zwei Hauptepochen, Hauptformen und Hauptcharakteren, die die Tragödie gehabt hat. Seine Beschränkung auf die tragische Gattung gestattete ihm nicht, mit jener proteischen Wandelbarkeit Göthe's alle Formen zu versuchen und nachzuahmen; er ergriff mit Einsicht und Wahl die beiden Hauptgestalten, die die wesentlichsten Vorzüge der Gattung zusammenrückten, und verband sie mit solcher Originalität, wie sie im Angesichte so vieler verführerischen Muster in einer so späten Zeit kaum denkbar war. Er brachte die shakespeare'sche Fülle, die der Einförmigkeit des antiken Trauerspiels entgegenlag, und die alte Form, die der epischen Mannichfaltigkeit des historischen Dramas widersprach, mit eigener Virtuosität einander nahe, und seine Charaktere halten sich in einer Mitte von der typischen Art der Alten und der individuellen des Shakespeare. Jean Paul fand, daß Niemand nach Shakespeare so sehr als Schiller die historische Auseinanderstreuung der Menschen und Thaten so kräftig zu einer dramatischen Phalanx zusammengedrängt habe, und als Göthe den Wallenstein in Shakespeare's Sprache übersetzt las, ging ihm „die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterseelen auf." Das historische Drama war ihm eine Zeitforderung, die er ehrte und achtete; er wies daher die Anmuthung Süvern's, sich der sophokleischen Form enger anzuschließen, entschieden zurück; „das lebendige Produkt einer individuell bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieß ihm die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben." Nur bedingt gab er die göthische Forderung zu, das Jahrhundert bei der Produktion ganz zu vergessen; aber er that das Mögliche, um auch die höchsten Wirkungen der Kunst und ihrer reinsten Form neben der Bequemung nach den Zeitbedürfnissen zu berücksichtigen, und dies entfernte ihn wieder von Shakespeare, und ließ ihn darauf denken, den Chor zurückzuführen und sich an Aristoteles' Schema anzuschließen. So erscheint er überall, wie wir früher sagten, zwischen Shakespeare und Sophokles in der Mitte, gleich entfernt von der einförmigen Gestalt der alten Stücke, in denen die Katastrophe das Ein und Alles ist, und von dem Charakter der ursprünglichen dramatischen Historie, von dem an den shakespeare'schen Stücken Vieles hängen blieb. Er verband also zwei heterogene Gattungen; und ganz gegen Göthe's Sinn, der diese Mischungen in aller neueren Poesie verwarf und überall die rein gehaltenen Gattungen, wenn er sie auch nicht immer lieferte, doch immer verfocht, vertheidigte er dies Princip geradezu, weil es in den Bedingungen der Zeit geboten war: wir hätten keine Rhapsoden mehr, noch die Welt für sie, und darum könne der Epiker

mancher tragiſchen Motive nicht entbehren; wir hätten nicht me
Hülfsmittel und intenſiven Kräfte des griechiſchen Trauerſpiels u
Vergünſtigung, die Zuſchauer durch ſieben Stücke zu führen,
brauchten wir die epiſche Breite der Neueren.

Göthe ſelbſt hat das letzte Wort zur Charakteriſirung Schiller
zur Unterſcheidung beider Dichter gegeben, in dem ſich nun alle
ernſtern Beurtheiler vereinigen müſſen, und auch wirklich vereinigt
Es war die Idee der Freiheit, die ihn bewegte, da Göthe hingeg
der Seite der Natur ſtand. Dies unterſcheidet nicht allein den dichter
ſondern auch den moraliſchen, den intellektuellen und überhaupt m
lichen Charakter Beider. In Bezug auf das Moraliſche haben wir
vorher gehört, wie Schiller, den ſtoiſchen Grundſätzen der kan
Morallehre entgegen, die Zuſammenſtimmung von Pflicht und Ne
pries, jene Harmonie, die eine ſchöne Seele bezeichnet, in der ſi
ſittliche Gefühl aller Empfindungen ſo bemächtigt, daß es der Ne
die Leitung des Willens überlaſſen darf. Göthe würde unter dieſe
dingungen der Moralität um ſo mehr Genüge geleiſtet glauben, je
ger Forderungen ſie da zu machen hat, wo ſie nie verletzt wird;
Schiller'n genügte keine Sittlichkeit, die ohne Verdienſt iſt. I
moraliſchen Welt gibt es Lagen, wo die Uebereinſtimmung von
und Freiheit nicht möglich iſt, wo der Bund zwiſchen Trieb und
nicht aushält, und in dieſem Zwieſpalte muß des Menſchen vernün
Weſen die Schönheit der Handlnng der moraliſchen Größe opfern
ſolchen Fällen ſteigert ſich das gute Herz zu eigentlicher Tugend,
die Herrſchaft über den Trieb vorausgeſetzt iſt. Die Tugend wieder
ſich der Anmut vermählen, und dies iſt der Punkt, wo ihm die ka
Lehre in ihrer drakoniſchen Strenge nicht genugthat; gegen ihn
er ſich der ſittlichen Neigung an, gegen Göthe ſteht er auf der Se
moraliſchen Würde. Seine Sätze hierüber geben wieder ſprechende
es ein Dritter könnte, die Differenzpunkte zwiſchen Beiden an.
Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur," ſagt er, „und der
rung des Geſetzes ſpannt die Seele an und erweckt Achtung, die v
Würde unzertrennlich iſt. Wir werden angezogen als Geiſter, zu
ſtoßen als ſinnliche Naturen. In der Anmut dagegen ſieht die Ve
ihre Forderungen in der Sinnlichkeit erfüllt, die Zuſammenſtimmu
Natur mit der Nothwendigkeit der Vernunft erweckt ein Gefühl
Beifalls, welches auflöſend auf den Sinn, für den Geiſt aber be
und beſchäftigend iſt, und es muß Wohlwollen und Liebe erfolgen
Gefühl, das von Anmut und Schönheit unzertrennlich iſt. M

behaglicher hier, das Gemüth ist aufgelöst in der Liebe, da es dagegen in der Achtung angespannt ist.“ Dies wird genau die Eindrücke bezeichnen, die Beide als Schriftsteller wie als menschliche Wesen machen: wer Schiller's Natur zu lieben sich gezwungen fühlt, wird doch selten über die Achtung hinauskommen; wer Göthe auch scharf zu beurtheilen sich genöthigt sieht, wird doch, wenn ihn nicht blinder Eifer treibt, wahrhaftes Wohlwollen und Hinneigung wohl damit vereinigen können, denn, so wie Shakespeare von Antonius sagt, seine Fehler sind lockend und glänzend, unanrechenbar, mehr angeboren als verschuldet, ohne Willkür erworben, aber auch freilich ohne Willkür geduldet. Auf der Spitze und in jener Grellheit, die uns Göthe's anfängliche Abneigung gegen Schiller erklärt, erscheinen diese Gegensätze in mehrfachen Aeußerungen des Letztern, wo er ganz zu der kantischen Strenge zurückfällt. Die Harmonie mit der Natur, die Göthe'n den vollkommenen Menschen zu machen schien, weil er unter Natur nie das empirisch Physische verstand, macht in Schiller's Ansicht den Menschen blos zu einem geistreichen Produkte derselben, die Freiheit aber macht ihn zum „Bürger eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.“ Den Sündenfall erklärte er gelegentlich für das glücklichste Ereigniß, denn von diesem Abfalle vom Instinkte schreibe sich die Freiheit des Menschen, also auch die Möglichkeit der Moralität her. Aber um so großen Preis würde Göthe'n die Moralität zu theuer gekauft scheinen, die entbehrlich war im Naturstand und in jener goldenen Zeit, wo erlaubt war, was gefiel. Ihm mußte der schiller'sche Ausspruch mißhagen, den wir schon oben gehört haben, daß man auf Gefahr der Rohheit und Härte hin die schmelzende Kraft der Schönheit lieber entbehren würde, als sich ihrem erschlaffenden Luxus bei allen ihren Vortheilen hinzugeben; denn er gab ja die großen Entwickelungen der Menschheit in der Reformation und Revolution preis um den Frieden der innern Bildung des Einzelnen. Göthe setzte sich, realistisch wie er war, in seinen letzten Aussichten über die Bedingungen der Wirklichkeit weg; er mochte sich ein Wohlverhalten denken, das von einem Wohlsein abhängig wäre, und an seine Ferse hefteten sich die Romantiker und St. Simonianer, die diesen Bund in Aussicht nahmen; eine Sekte, deren Schritte Schiller bei ihrer Geburt ahnte, einen Bund, den er ins Angesicht Lügen strafte. Gleich bei Anfang der neuen ästhetischen Sitte der Romantiker fühlte Schiller, vielleicht strenger als Herder, der es ihm nicht anrechnete, die üble Wendung dieser Männer, die das moralische Princip in der Kunst

nur zu leugnen ſchienen, um es im Leben leugnen zu dürfen, und er warf ſich ihren, der Wirklichkeit Hohn ſprechenden Tendenzen in dem Aufſatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen (1795) entgegen, jetzt ein Stoiker den moraliſchen Latitudinariern gegenüber, wie er dem einſeitigen moraliſchen Cynismus entgegen ein äſthetiſcher Epikureer war. Er beleuchtet dort die Anmaßungen des Geſchmacks über den Willen. Wenn der Menſch zu jener Gleichſtimmung von Neigung und Vernunft gelangt iſt, ſagt er dort mit ſeiner gewöhnlichen treffenden Schärfe, gerade dann beginnt die moraliſche Gefahr erſt recht. Die Begierde ſelbſt erhält einen Anſchein von Würde, und maßt ſich die Autorität der Sittlichkeit an; die Vernunft ſelbſt wird geneigt, den vergeiſtigten und gereinigten Trieb zu reſpektiren, und beſonders die Liebe beſticht unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen, und ſteigert und täuſcht das moraliſche Gefühl am meiſten, wo ſie der alleinige Führer ſein will und durch keinen beſſern geſichert iſt. Der rohe ſinnliche Menſch geſteht ſich's, wo er fehlt; der verfeinerte Zögling der Kunſt belügt ſein Gewiſſen, ſicht die Geſetzgebung an, ehe er das Geſetz übertritt, und es iſt daher für die Moralität des Charakters ſicherer, wenn jene Harmonie zwiſchen Schönheits- und Sittlichkeitsgefühl zeitweiſe aufgehoben wird, und Vernunft und Wille ihre Herrſcherrolle zu ſpielen haben. Dieſen Sinn gibt er dem Spruch, daß die Schule der Widerwärtigkeit die ächte Moral bewahre. Hiergegen erinnere man ſich nun jenes egoiſtiſchen Lebensprincips in Göthe, mit dem er jeder Widerwärtigkeit aus dem Wege ging, unter Unannehmlichkeiten litt, jeder Schwierigkeit auswich; man erinnere ſich, wie er nur im Momente des ungeſtörten Glückes in Italien oder zur Zeit Werther's ſich auf der Höhe ſeines Wirkens und Strebens hielt, und wie dagegen Schiller gerade unter Noth und Leiden ſich läuterte: ſo ſieht man wohl, wie nicht allein die Theorien beider Männer etwa blos in Worten ſich entgegen ſind, ſondern wie die gegenſätzliche Natur zu entgegengeſetzten Schickſalen führte, und dieſe wieder die feindlichen Grundſätze lehrten. So iſt es denn herzliche Ueberzeugung, wenn Schiller den ununterbrochen glücklichen Menſchen nicht beneidet, der nie die Pflicht von Angeſicht ſchaut, weil ſeine geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Dieſen würde Göthe, weil er ihn glücklich preiſen müßte, auch beneidenswerth finden; beneidenswerth, weil er ihn durch reinen Naturſinn geleitet ſähe, und weil ihm, wenn er nur ſeine Beſtimmung erfüllte, wenig daran gelegen wäre, ob er ſich der Würde ſeiner

Bestimmung bewußt sei. Schiller dagegen fand den tugendhaften Unglücklichen seines Neides werth, der mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar verkehrt, und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch beweist. Aber das göttliche Gesetz unbewußt im Busen zu tragen, würde Göthe'n das Reizendere gewesen sein. Gerade so stellte sich ihr Unterschied in der Dichtung. Schiller fühlte das Verkehrte und Kalte, als die Romantiker die Kunst der Natur so gegenüberstellten, als ob diese vom Bewußtlosen zum Bewußtsein, jene vom Bewußtsein zum Bewußtlosen übergehe; er pries also diesen ästhetischen Sündenfall nicht absolut, fand aber doch, daß das Bewußtlose mit dem Besonnenen verbunden den Dichter ausmache, sowie es überall den vollendeten Menschen ausmachen wird. Denn angegeben ist dieser Grenzpunkt gewiß richtig, wenn er nur auch so leicht zu finden wäre. In der Ausübung wird er überall fast überschritten und verfehlt werden, und Schiller selbst ist auf die Seite der Besonnenheit, wenigstens praktisch, zu sehr vorgeschritten, während Göthe sich gelegentlich auch theoretisch geradezu auf die Seite des Instinkts schlug: Alles, was das Genie als Genie thue, geschehe unbewußt, und was es nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung thue, geschehe nur so nebenher. Dies ist denn auch im Moralischen, wie überhaupt in den ganzen Lebensrichtungen beider Männer, die Scheidelinie. Beide waren hier konsequent, wo sie es vielleicht nicht hätten sein sollen. Denn sollte auch das gleiche Gesetz über dem Geiste und dem Willen, über dem ästhetischen und moralischen Vermögen walten, so wird doch bei den unvermeidlichen Uebertretungen jener schwierigen Mitte das Verhältniß ein umgekehrtes; es ist der Dichtung vielleicht ein Ruhm, daß, weil sie bewußtlos ausströmt, Tugenden und Fehler ihr nicht anzurechnen sind, denn ihr Zweck verlangt es nicht, daß sie sich zum Bewußtsein hebe; nicht so ist es mit dem moralischen Willen, der erst mit der Freiheit eintritt. Auf dieser Seite wird daher Beiden zum Lob oder Tadel, was ihnen auf dem dichterischen Wege umgekehrt Tadel oder Lob war.

Wie schwer auch dem Ueberlegensten das Verweilen auf jener Mitte ist, die Versöhnung der äußersten Gegensätze der menschlichen Natur bezeichnet und eine höchste Spitze bildet, die eben als eine solche vielleicht nur berührt, nicht bewohnt werden kann, dies belegen unsere beiden Dichter in außerordentlich lehrreichem Beispiele. In ihren Theorien und letzten Grundsätzen strebten Beide nach jenem Punkte hin, wo sich die gegensätzlichen Triebe der Freiheit und Sinnlichkeit vereinigten; aber die Gebrechlichkeit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur, die das

Bessere sieht und dem Schlechtern zu folgen gezwungen ist, theilte, wenn man will, gerade diese Beiden wieder am entschiedensten zwischen Beiden. Diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit unter ihnen, diese Uebereinstimmung im Ziele und Abweichung im Wege ist der springende Punkt, auf den ihre Charakteristik auslaufen muß, auf den sich jeder einzelne Akt ihres Lebens und Strebens, wie die Gesammtäußerung ihrer Naturen zurückführen läßt. Als Göthe Schiller's ästhetische Briefe unbefangen las, in denen der neugeborene Mensch aus jedem Satze herausſprach, mußte er erstaunt sein, den spekulativen Freund oder Feind auf ganz anderer Bahn zu demselben höchsten Lebensprincip gelangt zu sehen, zu dem er selber aus der Anschauung von Natur und Kunst gekommen war. Jene ganze Reihe der schiller'schen Begriffe drückte ja nichts Anderes aus, als Göthe's eigenes Bedürfniß, zu jener Harmonie zwischen den streitigen Naturen im Menschen zurückzukehren, die die griechische Welt ungetrübt besaß; und gleiche Wärme für diese glückliche Periode der Menschheit schien in Beiden diese gleichen Grundansichten gebildet zu haben. Die ähnliche Liebe zu den Alten, die Schiller'n schon früher angefaßt hatte, hielt auch in dieser Periode aus, wo er sich mit der ruhigen Vernunft und schönen Natur in ihren Schriften absichtlich umgab, der eitlen Romanlektüre und bald der Spekulation selbst entsagte, wo er so spät noch anfangen wollte Griechisch zu lernen, und den Deutschen hieß nach römischer Kraft und griechischer Schönheit zu ringen, die ihm besser gelängen als der gallische Sprung. Jene Lehre, Natur und Kultur zu vermählen, auf der Spitze der Erkenntniß zu dem goldenen Glücke der Menschheit zurückzukehren, das sie vor aller getheilten Erkenntniß besaß, diese Vorschrift, die jeder große Mann des Jahrhunderts in Deutschland sich und dem Zeitalter gab, dies Princip, zwischen dessen streitigen Forderungen Herder und Wieland noch schaukelten, Jean Paul sich in Extreme theilte, dessen widersagerische Elemente Göthe im Faust zur Anschauung brachte, erscheint bei Schiller auf der Höhe klarer Ueberzeugung und besonnener Einsicht. Alle seine Schriften durchdrang von seiner philosophischen Zeit an die Tendenz nach richtiger Begrenzung der beiden Grundtriebe der menschlichen Natur, des sinnlichen und geistigen, nach ihrer Gleichstellung, nach der Wiedererlangung der totalen Menschennatur. Ueberzeugt, daß zur Entwickelung der einzelnen Kräfte der Menschheit ihre Trennung in dem Zeitalter einseitiger Bildungen nothwendig war, war er es nicht minder, daß nun die Zeit gekommen war, diese Trennung wieder aufzuheben, denn was auch Großes die Kräfte im Streite wirken, sang er, Größeres wirket ihr Bund. Ueberall suchte er

nun die Uebertretungen der Natur auf, durch die diese Triebe als feindlich entgegengesetzt erscheinen. Er lehrte, Alles wegzuräumen, was den einen zur Unterdrückung des andern aufforderte, die Sinnlichkeit gegen die Uebergriffe der Freiheit sicher zu stellen durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, und umgekehrt die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindung durch Ausbildung des Vernunftvermögens. Er lehrte, Alles aufzubieten, was beide zu einer freigewählten Harmonie führen könne: Alles, was im Menschen ewig, Intelligenz, Gottheit, Form und Geist ist, zur zeitlichen Aeußerung zu bringen, ihm die Realität zu geben, und Alles, was blos Materie und Aeußeres ist, zu bilden und zu formen, alle Vielheit der Welt der Einheit des Ichs, alles Wirkliche dem Gesetz des Nothwendigen unterzuordnen. Wenn nun dies Alles ganz übereinstimmt mit jenen göthischen Sätzen von verbundener Kraft und Maß, Gesetz und Freiheit, Natur und Ideal, Willkür und Ordnung, mit jener Ansicht von der gesammten Natur, die in den Alten als Ganzes im Ganzen, in harmonischem Behagen wirkte, da die unheilbare Trennung in der Menschenkraft noch nicht vorgegangen war, so wird doch diese Uebereinstimmung beider Männer der Modalität nach zum reinsten Gegensatz. Auf einer feineren Spitze wird sich dies nicht betrachten lassen, als wenn man auf die Ausgangspunkte Beider zurückgeht. Göthe fand jenen höchsten Gedanken der Wechselwirkung von Gesetz und Willkür durch die Natur schon in ihrer Vegetation gegeben. Ihn denkt der Mensch nur nach in seinem Dichten, Denken und Trachten, wo er in den zu lösenden Gegensätzen zwischen Natur und Kultur, Materie und Geist seine Macht zu erproben hat. Die alte Welt, weil sie der Natur treu war, stellte dies Höchste der Menschheit befriedigend dar; die Muse selbst entlehnt diesen großen Begriff der schaffenden Natur. Das Ideal der Kunst fällt dieser sensualen Ansicht nach mit den Ideen und Typen der Natur zusammen; Göthe würde kein anderes Ideal anerkennen als das plastische und naive der Griechen, das durch Abstraktion aus bestimmten Erfahrungen gezeugt ist; was Kant die Normalidee nennt, das allein würde er als Ideal statuirt haben. Schiller unterscheidet von diesem sinnlichen Ideale ein sentimentales, absolutes, ein Vernunftideal, das außer aller Sinnenwelt liegt und durch Abstraktion von aller Erfahrung gezeugt wird; die Muse, indem sie das Mögliche darstellt, stellt darum noch nicht das Ideal dar; sie muß es erst aus der Vereinigung mit dem Nothwendigen erzeugen. Ihr Bund mit der Natur genügt nicht, sie muß ihren Frieden mit dem Geiste machen und der Vernunft; das Ideal kann als ein Unendliches in der moralischen Menschenwelt nicht zur Erscheinung

kommen, nur als ein Ziel erſtrebt werden; die möglichſt reine Darſtellung und Entwickelung der menſchlichen Natur im Alterthume iſt immer nur eine endliche Größe gegen die imaginäre, die an dem vagen Ziele des Fortſchrittes der Kultur liegt. In der todten Natur vollends den Urbegriff der höchſten Menſchheit zu ſuchen, würde ihm nicht eingefallen ſein, er holte ihn aus den unſichtbaren Regionen, zu denen des Menſchen denkender Geiſt allein ſich aufſchwingt. So theilen ſie alſo Beide dichteriſch und menſchlich zwiſchen die Kultur und Natur, deren Bund ſie rühmen, wieder ab; Jeder für ſich betrachtet, ſtrebt in die Wagſchalen des Lebens Vernunft und Sinnlichkeit in gleichem Gewichte zu legen, und gegen einander gehalten wiegen ſie ſich in den entgegengeſetzten Schalen wieder auf. Dem Einen genügte das, was die Natur in ihrer Reinheit Endliches erreichte, der Andere nahm in Ausſicht, was die Kultur in ihrer Aechtheit Unendliches erſtrebte. Das große Werk jener Verſöhnung hat die Natur, ſo lange ſie unentzweit und ungeſtört iſt, im Beſitze: ſie ungetrübt zu erhalten, iſt daher das Wahlwort Göthe's, der ſich in dieſem Beſitze freute und begnügte, der von da ausging; ſie durch Kultur herzuſtellen, iſt die Loſung Schiller's, der in dem Falle der modernen Zeit im Allgemeinen war, die ſich nach der Natur zurückzukehren ſehnt und dabei ſich einen eigenen Werth und Gehalt reſervirt. Göthe hat daher ſeinen Standpunkt unverrückt auf der Kunſt, und zwar auf jener alten naiven Kunſt, der Vorverkünderin der Kultur, die mit der Natur überall verwandt iſt, und am nächſten in der Plaſtik. Schiller's Auge ſpringt überall über dieſe Grenzen der reinen Kunſt hinweg. Ihm iſt ihre Geſtaltung in der Plaſtik gleichgültig, die er ganz als die Frucht einer inſtinktiven Bildung anſehen muß; die Poeſie reizt ihn unter allen Künſten allein, die den Bund mit den Produkten der übrigen menſchlichen Vermögen näher legt. Denn er kann nicht gleichgültig ſein gegen die außerhalb der Kunſt gelegenen Fortſchritte der Kultur unter der Wirkſamkeit getrennter Kräfte; er blickt auf Geſchichte, politiſche und philoſophiſche Bildung hinüber, und vereint nur Alles wieder zum Dienſte einer geſteigerten Kunſt, die ſich auf dem Niveau des Kulturſtandes aufpflanzt, mit freiem Bewußtſein, „als ob ſie ihr eigener Schöpfer wäre.“ Erweiterung der Kunſt iſt daher nach Humboldt's Worten der Charakter der ſchiller'ſchen Dichtung; Umſchreibung der natürlichen Grenzen, oder mit anderen Worten, Unmittelbarkeit der Kunſt iſt der Charakter der göthiſchen. Beide in dem Geſammteindruck ihrer Perſonen und Produktionen machen daher die gegenſätzlichen Eindrücke von Natur und Geiſt, von Inſtinkt und Freiheit, von Praxis und Theorie, von dem glücklichſten

Allgemeingefühl und dem klarsten Bewußtsein. Ein Bild gegebener Vollkommenheiten steht Göthe, der sich nicht selber kennen wollte und Gott bat, ihn vor Selbstkenntniß zu bewahren, Schiller'n ganz entgegen, der mit der Kraft des freien Willens Alles aus sich selbst machen mußte, was dem Andern freigebig geschenkt war, der daher seine Mittel kennen mußte, um sie zu Rathe zu halten, und der auch in eben dem allgemeinen Sinne, in dem Göthe jenen Ausspruch thun konnte, von sich hätte sagen können, daß er im höchsten Lichte der Selbstkenntniß stehe und zu stehen wünschte. Jener besaß zum völligen Menschen die natürliche Anlage, gegen die seine freie Entwickelung zurückblieb, dieser erwarb sich die natürliche Entwickelung, mehr als die minder willige Anlage erwarten ließ; ein glücklicher Günstling der Natur, konnte Göthe den Stern seiner Geburt preisen, aber nicht den der Verhältnisse und der Zeit, Schiller dagegen hatte eher Ursache dort zu klagen, während er sich hier heimisch fühlte und in dem Boden der Umgebung seine tiefen Wurzeln schlug. War es Göthe'n vielleicht das Höchste, die Anlage der Natur in dem zarten widerstandlosen Gehorsam der Pflanze zu entfalten, so nannte es Schiller dagegen das Höchste, „was diese willenlos ist, wollend zu sein;" und nur der Gottheit gegenüber rieth er willenlos zu sein, daß sie von ihrem Throne zu uns herabsteige. Jener folgte dem Strom seiner Neigungen willig, der Andere zwingt ihn mit dem Steuer eines zielrichtigen Bestrebens; die Forderungen der Vernunft bestimmen seinen Lauf, dem Andern, dem die Sinne das Heiligste waren, blieben Aug und Ohr, „die wackern Lootsen durch die schroffen Klippen von Wille und Urtheil." Das bestimmende Vermögen ist in Schiller, das empfängliche in Göthe'n herrschend. Dieser läßt die Welt sich auf sich herein bewegen, Schiller rückt gegen sie heraus; ruhend schloß sich jener dem Vergangenen an, dieser bereitete in unruhiger Geschäftigkeit das Künftige vor; die Dinge formten jenen, den Naturforscher, aber der Philosoph immer die Dinge; Schiller pries den selig, dem es gegeben ward, „der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt." Göthe, kraft seiner realistischen Natur, lagerte sich mit den Vollkommenheiten seines sinnlichen, auffassenden Vermögens, daß uns mit dem Aeußeren der Welt in Beziehung setzt, dieser in aller Ausdehnung und Veränderlichkeit gegenüber; Schiller, dessen Vorzug in seiner geistigen Kraft lag, behauptete seine Innerlichkeit und Selbständigkeit auf Kosten seiner Weltkenntniß: verdiente jener den Beinamen ὁ πάν, den ihm Wieland gab, so war Schiller überall totus und ὅλος. Je vielseitiger und beweglicher die Empfänglichkeit ist, sagte

er selbst, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlage entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit und Freiheit der Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Dies war Beider Fall gegen einander. Was nach Schiller das vollkommene Werk der Kultur bezeichnet; das sinnliche Vermögen in die reichste Berührung mit der Welt zu setzen und seine Empfänglichkeit und Passivität aufs höchste zu steigern, und das geistige Vermögen unabhängig und selbständig zu erhalten und seine Aktivität und bestimmende Kraft möglichst zu erhöhen — zwischen diese zweiseitigen Ziele schienen sich Beide dem allgemeinen Eindrucke nach mehr getheilt zu haben. Von beiden Vermögen kompromittirte bei Jedem das geringere zum Vortheil des vorragenden: Göthe trug die Energie der bestimmenden Kraft auf die passive über und verlor an Persönlichkeit und Freiheit, Schiller gab seinem Thätigkeitstriebe die Reizbarkeit und Beweglichkeit des empfangenden hinzu, und übersteigerte ihn. Wenn nach Schiller's Ansicht Göthe verabsäumte, mit dem rechten Eifer die Gaben der Natur in ächten eigenen Besitz des Geistes zu verwandeln und mit Vernunft zu beherrschen, so tadelte dagegen Göthe, daß Schiller gegen die Mutter Natur, die ihn nicht stiefmütterlich behandelt habe, undankbar sei, daß er in sich den Instinkt durch die Thätigkeit des Geistes in Gefahr setzte, die Vegetation durch Freiheit beunruhigte, den Verbrauch des Geistes übertrieb, mehr als die Oekonomie und die Bilanz jener gegensätzlichen Kräfte des Menschen gestattete. Die angespannte Thätigkeit war das, was bei Schiller'n Jedem, der ihn persönlich kannte, zuerst auffiel, bei Göthe'n haben wir die Zögerung mitten in aller Beschäftigung gewahrt; besser hielt dieser das richtige Maß zwischen Reception und Produktion, während Schiller den Reiz des bloßen Lernens und Aufnehmens nicht kannte; weislich mahnte Göthe, zur bösen Stunde zu ruhen, damit die gute doppelt gut sei, aber Schiller zwang sich in der übeln Stunde mit Reizmitteln, denn ihm war das Pfund des Geistes ein zu theuerer Schatz, um ihn jemals unbenutzt ruhen zu lassen. Die Beschäftigung, die nie ermattet, war ihm ja die liebste Begleiterin, und „um den Ernst, den keine Mühe bleicht, rauschte ihm der Wahrheit tiefversteckter Born." Göthe fühlte es wohl zuletzt selbst, daß er zu bald stille gestanden, unbedacht, daß nur Beharrlichkeit und gleichmäßiges Bestreben in gleichmäßigem Werthe hält; er mußte es anerkennen, daß Schiller's rastloses Bestreben, im edlern Sinne zu wirken, durch große Erfolge gekrönt war; aber dagegen schien er auch überzeugt, daß diese Selbstthätigkeit und jene Idee der Freiheit ihn frühzeitig getödtet habe, weil er Anforderungen

an seine physische Natur machte, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren. Der tragische Dichter brachte seinem Berufe einen tragischen Charakter entgegen. Weniger angeschlossen an den Naturgang, ringend nach einem selbstgesteckten Ziele, ankämpfend gegen äußere Verhältnisse und Hemmungen, überbot er seine inneren Kräfte, eilte zu hastig und angestrengt auf der betretenen Laufbahn fort, und sank, ein Opfer seiner Strebsucht, in zu früher Erschöpfung. Mitten im breitesten Ergusse seiner Wirksamkeit raffte ihn das Schicksal hin, während Göthe still und fast unmerklich einen späten Ausgang nahm. Dieser, wie ein gedehnter Strom im Gebirg entsprungen und beim ersten Laufe im raschen Absturz begriffen, dann den ruhigen Fluß im reizenden Thale und geregelten Ufern bewegend, ward langsamer im flachen Bette der ebenen Gegend und verlor sich zuletzt wie unsichtbar in sich selbst; der Andere ein kurzer Uferstrom, noch wilder im Anfang, stemmte sich in der Mitte seines Laufes in einen breiten See, den Weg bedenkend, und ergoß sich dann im geregelten, aber schnell beendeten Laufe mit voller Mündung ins Unendliche.

Hält man so die Gegensätze in beiden Dichtern ausschließlich im Auge, so sieht man wohl, wie schön sich diese gegensätzlichen Charaktere nach der Ansicht Göthe's zu einem Verhältnisse der wechselseitigen Ergänzung eigneten, wenn nur die Bindungsmittel nicht fehlten. Hierzu scheint es nöthig, daß sie sich, wie es ihre obersten Theorien mit sich brachten, selbst der mittleren Stellung zwischen jenen widerstrebenden Richtungen des menschlichen Wesens genähert hätten, und verliert man sich erst recht in die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen, so scheint es kaum möglich, daß man auf ein anderes Symptom dieser Annäherung bei ihnen stoßen sollte, als höchstens auf jene Theorien, die so häufig todte Worte sind. Allein sieht man nur von der Parallele zwischen Beiden ab, und stellt sie grelleren Gegensätzen gegenüber, so wird man sogleich fühlen, wie versöhnlich sie sich einander nahe kommen, die sich erst so abzustoßen schienen. Gegen Lichtenberg oder Nicolai gehalten, wird Göthe zum Idealisten, Kant und den späteren Philosophen gegenüber, erscheint Schiller als ein Sensualist; gegen Göthe gehalten ist Schiller der Dichter des Bewußtseins, gegen die Romantiker ein naiver und instinktiver Poet. Aber auch in Beiden, an sich und unter sich betrachtet, erkennen sich die Merkmale bald, die es beweisen, daß es ihnen Ernst war um die Erweiterung ihrer einseitigen Natur. Wer Schiller'n von dem glücklichen Zeitalter der Welt in Poesie und Prose reden hört, wo der Gott noch im Baume wohnte, wer ihn mit jenem Eifer ringen sieht, die graue Metaphysik abzuwerfen, nachdem er in dem Dichter den einzig

wahren Menſchen erkannt hatte, wer ihn beobachtet, wie er ſich die reale Weltbetrachtung anzueignen ſucht, wer ſeinen Preis der naiven Dichternatur und ſeine zeitweiligen Entſcheidungen zu Gunſten der Leiſtungen des praktiſchen Talentes vor dem Ringen des ausſtrebenden Idealiſten lieſt; oder, wer Göthe'n nach den Forderungen des griechiſchen Ideals in Italien ſchaffen und ſich von den Auswüchſen der Leidenſchafts und Naturtheorien ſeiner Jugend befreien ſieht, wer ihn Schiller'n zugeben hört, daß er ihn von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge auf ſich ſelbſt zurückgeführt und die Vielſeitigkeit des innern Menſchen billiger anſehen gelehrt habe, der wird nicht ſagen wollen, daß dies eitle Theorien ſeien, die der Kopf mit dem Herzen in Zwieſpalt aufgeſtellt habe. Wenn der Eine den Lobredner der Zeiten reiner Kultur macht gegen die romantiſchen Erneuerer des Mittelalters, und der Andere ſich der reinen Natur gegen die idealiſtiſchen Idyllenſchreiber annimmt; wenn Schiller einmal der Leitung des Inſtinktes vertrauen heißt, und Göthe dem Menſchen in ſeinem zerbrechlichen Kahne deshalb das Steuer in die Hand gegeben ſieht, daß er nicht der Willkür der Welle, ſondern dem Willen der Einſicht folge: ſo ſcheinen Beide ihre Rollen getauſcht zu haben. Aber dies ſind Einzelheiten der Rede, die wenig bedeuten; viel wichtiger iſt ihr Rollentauſch in ihren Leiſtungen. Daß ſie gerade dort den ungetheilteſten Beifall fanden, wo Schiller dem realiſtiſchen und Göthe dem idealiſtiſchen Principe zu huldigen ſchien, das beweiſt doch wohl, daß Jeder ohne Zwang an der ihm fremderen Natur wirklichen Theil hatte. Und in der That ruht dieſer Beifall ganz auf dem dunkeln Gefühle der Anerkennung jener totalen Natur, die eben in dieſen Erzeugniſſen am ſchönſten zu Tage kommt. Die Miſchung der Elemente, die dieſe Werke überhaupt möglich machte, iſt nicht allein für die beiden Männer ſelbſt, ſondern für die deutſche Natur überhaupt ein Ruhm. Göthe, der ganz auf die Kunſt, die Pflegerin des Ideals, angewieſen war, brachte ihr eine rein realiſtiſche Natur entgegen. Er, dem es Bedürfniß war, mit der Wirklichkeit zum künſtleriſchen Abſchluſſe zu kommen, zerſtreute ſich gerade in univerſaler Bereicherung; er ſtellte das innere Seelenleben dar, voll Beruf gerade die äußere Welt zu behandeln, deren Schilderung ihm nur da glückte, wo ſeine reiche Seele den äußeren Eindrücken etwas entgegenbrachte. Schiller, der zwar Alles aus ſeinem Innern zu ſpinnen ſchien, mußte doch von den äußeren Zeitereigniſſen im Großen erſt bewegt werden; er weilte im Reiche der Ideen, und war doch ganz von der Wirklichkeit und Gegenwart beſtimmt. Der mehr Beruf zu haben ſchien, das innere Seelenleben zu malen, dem Erfahrung

benskenntniß, das Unentbehrlichste für eine materialere Dichtung,
ging, der schilderte gerade das Allgemeine des großen Weltlebens
er ideale Dichter fiel auf die Gegenstände aus der thätigen und
Welt, in denen es so leicht war dem Stoffartigen zu verfallen,
kann sagen, daß sein dichterisches Wirken auf einer Einsichtswahl
m Streben nach einem praktischen Ziele ruhte; ganz umgekehrt
, der seine realistische Dichtung in Regionen umtrieb, die dem
viel näher zu halten waren. Empfindungen und Gemüthszustände
n der gemeinen Welt viel weniger an, in ihren Schilderungen
ch die Dichtung fast immer im Reich der gesteigerten Natur auf
rte vielfach in das Phantastische und Spiritualistische hinüber,
eich die Göthe folgenden Lyriker so vielfach bewiesen: dem entging
ganz durch seine reine und unverschrobene, praktische Natur.
ndel und Historie ziehen im Gegentheile zu einer trockenen Be-
ngsart und zur Prosa herab, wie es gleich die ganze Masse histo-
Dramen belegt, die sich auf Schiller aufbaute: dem entging Schil-
ch das „Etwas, das in Allem für die Poesie spricht, durch den
n des Idealismus, der es hindert, daß das wirkliche Leben mit
gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zer-
Es sähe dem Mann des Geistes und der Idee viel ähnlicher, daß
eratur und die inneren Bildungszustände, dem Manne der An-
ng und des Lebens, daß die politische Welt sein Talent bestimmt
erichtet hätte; der Fall war aber umgekehrt. Göthe hat für die
ur und literarische Kultur ungefähr die Bedeutung, wie Schiller
politische, jener für die Naturphilosophie wie dieser für geschicht-
und wenn sich Göthe in dem, was er den jungen Dichtern ward,
Befreier nennen wollte, so ward dies Schiller den jungen Patrio-
ie Weltliteratur hat mißverstehend einen Leitstern an jenem gefun-
die Weltrepublik kann es an diesem. Es lag ganz auf Göthe's
des Lobredners der Geschichte, des Mannes, der eine Art Muster
iographie geliefert, daß er dem Leben der Geschichte wie aller sonsti-
pirischen Welt die gleiche Empfänglichkeit entgegengebracht hätte,
f dem Wege des vereinsamten Schiller's, der das große Ganze
schichte mißkannte und producirend sie im Einzelnen mißhandelte,
mehr in sein Inneres hinabgetaucht wäre, um Dichtungsstoff zu
; aber es war das entgegengesetzte Verhältniß. Im großen Maß-
edacht, ist die göthische Dichtung mehr persönliche, die schiller'sche
historische Gelegenheitsdichtung, und wenn sich Beide selbst wie
t und Subjekt von einander unterscheiden, so dreht sich das

Verhältniß geradezu um, wenn man Beide dem öffentlichen Leben der Zeit gegenüber hält: ihm trat Göthe mit einer Selbſtbeſtimmung entgegen, die ſeine gewöhnliche Reception ganz verleugnete, und Schiller dagegen ließ ſie in einer Objektivität auf ſich wirken, die der reinſten göthiſchen Empfänglichkeit gleichkommt. Göthe ſelbſt bewunderte gelegentlich die Kunſt, mit welcher Schiller das Objektive faßte, wenn es ihm in Geſchichte und Ueberlieferung entgegenkam. Man hat allgemein die örtlichen Färbungen im Tell und Aehnliches beſtaunt, aber einen höheren Preis verdient die zarte Sympathie mit dem großen Weltleben, deſſen Schritten er Fuß um Fuß in ſeinen Dichtungen folgte. Hier war Göthe in ſeiner eigenſinnigen Abgeſchloſſenheit der totus, und Schiller in ſeiner Biegſamkeit ὁ πάνυ. Wenn Göthe ſich dem antiken Geiſte inſofern anſchließt, als er ſich an das Reale und Wirkliche hält, und dadurch nach Schiller's Ausſpruch von allen neueren Dichtern ſich am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt, ſo dagegen Schiller, inſofern er ſeine getrennten Geiſteseigenſchaften auf Eins koncentrirte, und dadurch, wie man ſo oft von den Alten gerühmt hat, mit Wenigem Vieles leiſtete, während Göthe mit Vielem Weniges. Und wenn es richtig iſt, daß man Beide im Ganzen wie antik und modern von einander trennt, ſo fühlte doch Göthe, der antikeſte unter den Modernen, dort eben ſo richtig, wo er ſich in Zertheilung ſeiner Kräfte dem idealen Unendlichkeitsbeſtreben der neueren Zeit verfallen ſieht, und Schiller, den Humboldt zwar mit Recht den Modernſten aller Modernen nennt, empfindet dort nicht minder richtig, wo er ſich den Griechen nahe fühlt, als er von Shakeſpeare zu Sophokles überging. Chronologiſch liegen die Gegenſätze des Realen und Idealen ungefähr in umgekehrtem Verhältniſſe in Beiden: Göthe ging mehr von einer realiſtiſchen Tendenz aus in eine ideale über, Schiller ſuchte ſich nach der Bekanntſchaft mit Göthe'n und den Alten dem Realen mehr von dem Idealen aus zu nähern; er ging von Spekulation zur dichteriſchen Anſchauung zurück, der Andere von dieſer, wenn nicht zur Spekulation, ſo doch zur Beſchaulichkeit über, und auf ſeinen Spuren ſchritt der orientaliſche Spiritualismus einher, wie auf Schiller's die derben Vaterlandsbeſtrebungen in Praxis und Poeſie. Und ſo ſind die augenfälligſten Wirkungen Beider überhaupt im Grunde ganz gegen das, was man zufolge ihrer Naturanlagen hätte erwarten ſollen. Der aufs Praktiſche und Materiale gerichtete Dichter ward mehr überhoben, der in der Kunſt und Idealwelt lebende iſt Vielen zu natürlich. Beides hinderte Beide, den Extremen zu verfallen, und ſo iſt der hochgehende und oft tiefſinnige Schiller populärer geworden, und der Planere, an

ſich Populärere, iſt das Eigenthum einer mehr ariſtokratiſchen Klaſſe. Der ſeinem Ziele nach mehr für Männer ſchrieb, iſt der Liebling der Frauen und der Jugend geblieben, der in ewiger Jugend beharrte, genügte mehr den Anſprüchen des Mannes. Der ganz Form und Geiſt war, ſprach die Menge an, die mehr Materie ſucht, und der mehr Materie bot, befriedigte die Gebildeten, die der Form gewachſener ſein ſollten. Der ſcheinbar reichere Dichter hat einen engeren Wirkungskreis gefunden, und der ſcheinbar ärmere den weiteren, und dies hat Göthe ſelbſt vortrefflich ausgedrückt, wo er ſagt, daß, wenn man Schiller nicht ſo reich und ergiebig achtete, dies darum war, weil ſein Geiſt einſtrömte in alles Leben, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt ward und ſeine Mängel ergänzte. Und ſo durchkreuzen ſich die Linien des doppelſeitigen Weſens in Beiden ſo vielfach, daß ſie uns gleichſam erſt in dieſer verſchlungenen Geſtalt ein gemeinſames Ganzes darſtellen, an dem wir uns ungetrennt freuen und aufbauen ſollen, wie es in der Abſicht der Männer ſelber lag. Wer wollte zwiſchen Beiden wählen! wer die Grundlehre Beider, die wir ſo wiederholt, ſo nachdrücklich, wie ſie ſich in ihren Schriften ſelbſt findet, auch in unſerer Darſtellung wieder und wieder bringen mußten, die Lehre von der vereinten totalen Menſchennatur, ſo blind aus dem Auge laſſen! wer möchte das Eine als das Ausſchließliche preiſen, da ſie ſelbſt uns auf ein Drittes wieſen, das größer iſt als Beide! Nur Einen Geſichtspunkt gibt es, aus dem man zwiſchen Beiden Vorzug treffen dürfte: daß ſich Jeder, der in ſich die engere einſeitige Natur erkannte, wieder nach dem Beiſpiele unſerer Dichter ſelbſt, in Oppoſition mit ſeiner Neigung gerade zu jenem unter Beiden wendete, der ihm fremder läge, damit er, eingeſenkt in die Trefflichkeit auch der gegenſätzlichen Natur, „ſeine Mängel ergänze," und von dem Gegenſtück ſeines Weſens anerkennend ſagen lerne, was Göthe von Schiller ſagte: So ſollte man eigentlich ſein! Denn nur wenn wir uns das Mangelhafte unſerer Exiſtenz bekennen und das auch zu ſein ſtreben, was wir nicht ſind, dürfen wir hoffen, einigermaßen das zu werden, was wir eigentlich ſein ſollten.

---

4. Schauſpiel.

Wir haben zuletzt noch von der gemeinſamen Thätigkeit Göthe's und Schiller's für die weimarer Bühne zu reden. Wäre der Eine jünger

gewesen, der Andere älter geworden, so würde an diesem Zweige ihrer gemeinsamen Wirksamkeit unstreitig die reichste Frucht gewachsen sein, denn hier arbeiteten sie an einem Werke, das die ganze Nation mit dem regsten Interesse, wenn auch nicht immer mit dem richtigsten, unterstützte. Auch so aber, obgleich ihre Beschäftigung nach dieser Seite hin nur kurz dauerte, haben sie die deutsche Bühne, nicht allein durch ihre dramatischen Schriften, sondern auch durch ihre Leitung des weimarer Theaters auf ihren Höhepunkt gebracht. Nicht dadurch, daß sie über ausgezeichnete Kräfte zu gebieten gehabt hätten, sondern dadurch, daß sie, in glücklicher Unabhängigkeit von dem Geschmacke des Haufens, ein würdiges Repertoire gründeten, und daß sie den Bund zwischen Theater und Poesie, der seit Lessing fast ganz gelöst war, wieder herstellten. Um zu verstehen, wie dies gemeint sei, um den Stand unserer Bühne unter Göthe's und Schiller's Leitung gegen jenen frühern, wo Lessing ihr Herrscher war, gehörig zu würdigen, um die Anstrengung zu begreifen, die Schiller zu machen hatte, und das Verdienst, das er sich erwarb, zu ermessen, ist es nöthig, daß wir in der Geschichte unsers Theaters ein wenig zurückgehen, wo wir finden werden, daß in diesem Gebiete wo möglich noch größere Widerstände als in den übrigen von unsern beiden Dichtern zu überwinden waren, wenn sie der Prosa und der gemeinen Kunst nicht die ächte würdige Dichtung wollten verloren geben, wenn sie das Theater, nicht zu einem geringen Unterhaltungsorte wollten herabsinken sehen.

Wir nehmen zum Faden unserer Darstellung den Uebergang unserer wandernden Bühnen zu stehenden. Diese Veränderung des äußeren Zustandes unserer Theater war vielfach von einer ganz entscheidenden Bedeutung und mußte nothwendig eine ganz neue Epoche herbeiführen. Es änderte sich mit ihr der Charakter der Truppen, und der ganze Stand der Schauspieler trat in eine würdigere Stellung und gesichertere Existenz ein. Einzelne Männer wie Eckhof, Schröder und Iffland, gerade diejenigen, die uns zuerst einen Begriff von wahrer Schauspielkunst gaben, machten auch als Menschen Anspruch auf Achtung, und hielten mit ihrer würdigen Erscheinung zum ersten Male dem allgemein herrschenden Vorurtheile gegen ihren Stand in jener Art die Wage, wie es Göthe in Bezug auf den früher ähnlich verachteten Dichterstand von Klopstock ausgesagt hat. In dem Publikum unserer größeren Städte konnte sich ferner durch die Bildung regelmäßiger Bühnen, durch die Verdrängung der Kreuzerkomödien und der wüsten Spektakelstücke, die die Wandernden schamlos umhertrugen, ein geregelter Geschmack bilden, von dem man endlich hoffen konnte, er werde eine bessere dramatische Kunst, wo nicht

fördern, doch wenigſtens ertragen lernen. Und was endlich eine Hauptſache iſt: die Direktionen, die früherhin auf ihren Umzügen durch Veränderung des Orts mit ihrem geringen alten Repertoire überall neu waren, mußten, ſobald ſie feſt ſaßen, auf Erweiterung deſſelben denken, um an demſelben Orte durch Neuheit zu feſſeln. Der Blick auf die geſammte dramatiſche Literatur von Europa mußte ſich immer mehr ausdehnen; Theaterdichter, die fremde Stücke überſetzen, neue Originale verfertigen, veraltete erneuern, unaufführbare bühnengerecht machen mußten, wurden unentbehrlich und tauchten daher jetzt an allen Orten hervor. Das Beiſpiel, das in Hamburg, als Leſſing dort war, gegeben ward, war, wiewohl es damals ſchnell zu ſcheitern ſchien, darum nicht verloren. Wie man dort bei der Unternehmung einen Direktor, einen Theaterdichter, einen Dramaturgen nothwendig fand, ſo hören wir bald, daß da und dort, in Hamburg, in Wien, in Mannheim, in Gotha, in Berlin, in Weimar daſſelbe Bedürfniß fühlbar ward, und wir ſehen die Bock, Klinger, Engel, Gotter, Ramler, Schink bald in dieſer, bald in jener Eigenſchaft irgend einer Bühne beigegeben. Dadurch kam endlich Wahl, Kritik, Unterſcheidungsgabe in das ausübende Theaterperſonal wie in das empfangende Publikum; es ward einem flüchtigen Intereſſe Dauer, den Erwartungen und Forderungen ein größeres Maß gegeben, und dadurch ein ganz neuer Schwung in die Kunſt gebracht, die kurz zuvor noch in dem Range der Seiltänzerei geſtanden hatte und ſich ſelten ohne deren Beihülfe aufrecht halten konnte.

Die erſte Forderung, die nun an die dramatiſchen Leiſtungen gemacht werden mußte, ging auf die Aufführbarkeit der Stücke, ſowie die erſte Achtſamkeit der Direktoren auf die Geſchmacksrichtung des Publikums und der Nation gerichtet ſein mußte. Was das Eine angeht, ſo war nach Leſſing's erſtem Beiſpiele auf die Veranlaſſung des Götz von Berlichingen, und ſpäter wieder in anderer Art auch durch die folgenden Bühnenſtücke Göthe's, dann auch durch Klopſtock und Stolberg, das Bühnengerechte mehr aus den Augen verloren worden, und ſelbſt Leſſing ah im Nathan nicht mehr darauf ab. Man dehnte die hiſtoriſchen Stücke zu dialogiſirten Romanen aus, und die geniale Schule, wo ſie ich auch in fünf Akte beſchränkte und formell ſich den Bedürfniſſen der Bühne beugte, warf doch dem Inhalte nach ſo wüſte und unverſtändige, der ſo grauſame und verzerrte Stücke hin, daß man, wie Schröder mit enzens Stücken that, ſogleich mit Umarbeitungen helfen mußte, falls ıan dieſe Originale, die durch ein gewiſſes Talent anzogen und die Büſte unſerer Repertorien anzubauen verſprachen, nicht wieder preisgeben

wollte. Ob ſich das Wilde und Karrikaturartige, das Blutige und Gewaltſame in den Tragödien dieſer Schule mehr dem Publikum oder den elenden Schauſpielern empfahl, die hinter der materiellen Aufregung ihr geringes Spiel verſteckten, kann man bezweifeln. Vor und nach den Stücken Klinger's und Schiller's drängten ſich die Schreckensſpiele dieſer Art, und ſie bereicherten, nicht ſelten aus den Händen ſeichter Nachahmer, die wie gewöhnlich im Barbariſchen das Genie, in Uebertreibung die Wirkung ſuchten, die Bühne, auf welcher ſie theilweiſe mit entſchiedenem Beifall aufgenommen wurden. Die früheren Trauerſpiele von J. F. Schink (Lina und Waller, Gianetta Montaldi, Adelſtan und Röschen), die meiſten Stücke von d'Arien (Maria von Wahlburg, Klaus Storzebecher u. A.) und von dem Schauſpieler Möller, einzelne Dramen von Berger, (Galora von Venedig), von Sprickmann (Eulalia), von Grohmann (Gioconda) hängen genau mit der genialen Schule zuſammen, nur daß ſie meiſt entſchiedener auf die Darſtellung abſehen, wie denn die möller'ſchen rein auf Theaterwirkungen abzielen. Werther'ſche Empfindſamkeit, götziſche Kraftſprache und geradebrechtes Deutſch, ſhakeſpeare'ſche Anklänge, verfehltes Pathos, eine ungezähmte Phantaſie, folternde und erſchütternde Scenen, unnatürliche Verbrechen, ſcheußliche Charaktere, Ueberladung von Perſonal, Vorfällen, Maſchinerie und Theaterſpektakel, mißgeſtaltetes Zeug aller Art voll gewaltſamer Zuckungen und Spannungen begegnen bald gehäufter bald vereinzelt in dieſen von Plattheit und Tollheit wunderbar gekreuzten Werken, und dies macht uns die Wirkungen begreiflich, die die Jugendſtücke Schiller's hatten, die alle erſt nach den eben genannten Erzeugniſſen erſchienen und auf ein wohlbereitetes Publikum trafen. Zu dieſer Gattung kamen noch die eigentlichen Ritterſtücke hinzu. Der Ton, der hier vorgeſchrieben war, war nicht ſchwer zu treffen, die Derbheit mußte mit dem Scheine der Kraft ſchmeicheln, den Stoffen konnte es an Theaterſtreichen nie gebrechen, das Ungeſtaltete ſchien hier gerade das Charakteriſtiſche zu ſein. Waren dieſe Materien dem ſtümperhaften Poeten genehm, ſo waren es ihre Bearbeitungen dem ſchlechten Spieler noch mehr, der den Ton der anſtändigen Geſellſchaft nicht kannte, der den franzöſiſchen Vers nicht zu deklamiren verſtand, der, wo er ſein rohes Organ nicht hinter den Geſang verſtecken konnte, es gern durch den Schwulſt und den wilden Lärm der ritterlichen Rodomontaden in ein glänzendes Licht rückte, wo Verzerrung und Verwilderung für Feuer und Genie galt, und die ſtarke Lunge den ſchwachen Kopf verbarg.

Dies waren nun Aufgaben, die dem wandernden Schauſpieler ganz

neſſen waren; der betäubende Tumult dieſer Stücke ging gleichſam hm her und bereitete ihm den Weg. Sobald ſich aber der Stand die Kunſt ſtieg, die Bühne feſt ſtand, konnte die rohe Leiſtung und ohe Beifall dem denkenderen Künſtler nicht mehr genügen. Der uſpieler, wenn er nicht mehr bloßer Statiſt iſt, wenn er Menſchen ıchten lernt und dem geſitteten Kreiſe der Geſellſchaft nahe tritt, iſt n ganzen Berufe und dem Weſen nach, das dieſer in ihm vorzugs- ausbildet, gar nicht gemacht, an Ritterſtücken und hiſtoriſchen nen großen Gefallen zu finden. Die Quellen ſeiner Kunſt weiſen ıuf das umgebende Leben; er iſt nicht verſucht, ſeine Kenntniß der aus der Geſchichte zu holen, denn ihn feſſelt nicht der große Umriß, :rn die kleine Nuance; das Leben der Zeiten und Völker kann gleichgültig ſein, wenn er nur die Gegenwart und die Menſchen ; auf die er wirken ſoll, auf die er nur aus dem Standpunkte wirken , auf dem ſie ſelber ſtehen. Die rohe Natur, die dem rohen Haufen n Ritterſtücken gefiel, hatte nur auf der Bühne ein anderes Kleid es war aber dieſelbe, die der Zuſchauer in ſich ſelber wieder fand. roßen Städten aber, an gebildeten Höfen, unter feineren Direktoren dies Unweſen ſchon nicht ſo großen Wiederklang. Und gerade durch ereinte Zuſammenwirkung von großen Städten, Höfen und gebil- Schauſpielern ſollte dem bisherigen Geſchmack an Opern, an ſtücken, an Poſſen und Balleten endlich eine andere Wendung gege- verden. Hätte man damals in unſerer dramatiſchen Literatur die lung fördern können, die Schiller im Grunde angab, indem er das erſpiel der Genialitäten und das hiſtoriſche Drama läuterte, ſo wäre die Entwickelung des Nationalgeſchmacks einfacher vor ſich geſchrit- der ſich nun einmal für dieſe Gattung ausgeſprochen hatte. Allein, ie Menſchen ſind: das, was ihren Beifall nicht hat, ſuchen ſie min- ereitwillig zu beſſern, als ganz zu verwerfen. Man ſetzte alſo dem ckſpiele das Luſtſpiel oder Rührſpiel entgegen, ſtatt daß man ge- hätte, ein reines Trauerſpiel daraus zu bilden. Statt daß man vaterländiſche Schauſpiel im eigenen Stile fortzupflanzen ſuchte, nan auf's neue an, in viel größerem Maße, als es zu Gottſched's n geſchehen war, das Auge auf alles Fremde zu werfen und es zum ıengebrauche, ſo gut es gehen wollte, zuzurichten; und aus dieſem äfte ergab ſich dann von ſelbſt eine Unmaſſe von ſogenannten Ori- ſtücken, die doch im Grunde faſt immer aus Anregungen fremder ke entſtanden waren, und irgend eine fremde Manier nachahmten. entfernt, daß man ſich bei dieſen Aneignungen zuerſt nach dem

Vorzüglichen umgethan und mit dieſem begnügt hätte, begann man durchweg maſſenweiſe Gutes und Schlechtes zu verpflanzen, und hielt einen Jeden für dieſes Geſchäft gut genug; man griff nach dem billigſten, wenn man einen Theaterdichter beſolden ſollte; und wo er fehlte, ſorgten die Schauſpieler ſelbſt. Dies war der größte Mißſtand, der bei dieſer ganzen Wendung ſtatthatte; ein Uebel, das wir ſchon früherhin haben drohen ſehen, brach jetzt mit Gewalt über unſere dramatiſche Dichtung herein. Der Schauſpielerſtand ſchien ſich ihrer ganz bemeiſtern zu wollen, und dies war jene Anhäufung von Aemtern, jene Verbindung von Gewalten, die durchaus getrennt ſein mußten, bei deren Vereinigung nothwendig die eine oder die andere unterdrückt und vernachläſſigt wird. Wenn Shakeſpeare, wenn Göthe und Schiller Schauſpieler waren, oder ſein oder werden wollten, ſo war dies die kleinere Gefahr, denn ihr eigener Schaden mußte ſie bald zurechtweiſen. Aber indem unſere Schauſpieler die Haufen ihrer ſeichten und elenden Theaterſtücke auf die Bühne warfen, war es unvermeidlich, daß ſie die Unterhaltungsſucht des Publikums nährten, ſtatt ſeinen Schönheitsſinn zu bilden, daß ſie ein mechaniſches Handwerk aus einer freien Kunſt machten, daß ſie den Verband zwiſchen Poeſie und Drama gleichſam löſten. Unglücklich genug, daß ſich bei uns das Drama nicht wie bei den Alten aus dem Anlaß öffentlicher Feſte herausbildete, daß man ihm nicht den Glanz größerer Feier und ſeltener Erſcheinung laſſen konnte. Unſere Geſellſchaften, von keinem Staate gehalten, und auf ihren eigenen Erwerb gewieſen, mußten ſich wohl entſchließen, jeden Abend für einen Zeitvertreib zu ſorgen. Dies ungeheuere Bedürfniß forderte die übermäßige Erzeugung von mittelmäßigen und geringen Werken heraus, und dieſe wieder nährte und ſteigerte das Bedürfniß. Dafür zu ſorgen lag freilich den Schauſpielern ſelbſt am nächſten, die die Handwerksgriffe am beſten kannten, die das Maſchinenwerk am geläufigſten zu handhaben wußten. Zu größerem Unglück erſchien noch immer unter unſeren Dramatikern, in Bezug auf theatraliſche Brauchbarkeit, Leſſing als der größte; er hatte ſich ſelbſt für keinen Dichter erklärt, und die Meinung der Welt ward allmählich dieſelbe; was folgte Natürlicheres, als daß man ein großer Dramatiker ſein konnte, ohne ein Poet zu ſein? was Wunder alſo, wenn Jeder, der an der Poeſie hätte verzagen müſſen, im Schauſpiel noch immer Preiſe zu erwerben hoffte? So wird bei Meyer, dem beredten Biographen Schröder's die dramatiſche Kunſt nicht undeutlich ganz von der Poeſie abgetrennt und etwa als ein beſonderer Zweig der Menſchenkunde betrachtet. Daher wird auch nach Nathan und Carlos noch der Gebrauch

der proſaiſchen Rede im Drama allgemein verfochten, der Vers allgemein verworfen. Das war die Meinung Schröder's und Meyer's und Babo's, ſie huldigten alle der Mimik von Engel, in der dieſe Lehre im zweiten Theile ausdrücklich gepredigt wird; ja es geſchah noch 1780, daß man ſich die Mühe gab, die Alexandriner des alten Schlegel (im Kanut) ſogar in Proſa umzuſetzen! Und ſo kam es denn, daß ſich das Schauſpiel, ſtatt ſich mehr zu erheben, immer mehr in die Niederungen des gemeinen Lebens verlor. Und nicht etwa ſo, daß es, wie Holberg, wie der humoriſtiſche Roman und alle niederländiſche Kunſt dieſes niedere Leben zu einem Gegenſtande komiſcher und grotesker Behandlung genommen hätte, ſondern ſo, daß es ſich nach jener goldenen ſhakeſpeare'ſchen Regel zu handeln dünkte, wenn es den Spiegel an das gemeine Leben des Tages und des Hauſes hielt, um ſich an dem treuen Bilde zu freuen. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß, während unter der Pflege weniger großer Geiſter das Drama aufwärts ſtieg, ohne ſich um die Bühne viel zu kümmern, die große Maſſe der Schreiber auf und an der Bühne es gewaltſam herabzog, und daß nun zwei gleichſam getrennte dramatiſche Arten bald gleichgültig, bald feindſelig neben einander herſchritten. Jene wenigen, ſelten erſcheinend, hatten die kecke Fluth der Anderen zu fürchten, die durch jede Oeffnung in die Gunſt des Publikums drang; aber ſie ſiegten dann deſto gewaltiger, wenn ſie den gedrängten Feuerſtrom ihrer Dichtung gegen das dunſtige Element losließen; den Tagesruhm der vielen Ephemeren überwand die Unſterblichkeit weniger großer Werke. Jene Andern, viel zu kurzſichtig, nach einem ſolchen Preiſe auszuſpähen, trennten ſich theilweiſe gnügſam, aber ohne Beſchämung, von jenen Meiſtern ganz ab, als ob ihr Geſchäft mit dem ihrigen gar nichts gemein hätte, oder ſie machten ſich lächerlich, wenn ſie, wie Kotzebue, ſich als ebenbürtig mit ihnen ſtellen wollten.

Indem wir die Geſchichte dieſer niedern Dramatik ſkizziren und an die oberflächlichen Umriſſe der Veränderungen in unſerer Schauſpielerwelt anknüpfen wollen, haben wir im Grunde nur die oben genannten drei großen Schauſpieler zu beachten, zu denen wir dann Kotzebue hinzuſtellen, der zwar nicht Schauſpieler war, aber doch ſein ganzes Leben der Bühne widmete. An dieſe knüpft ſich leicht das Uebrige an. Den großen Haufen der untergeordneten Spieler, die zugleich Theaterdichter abgaben, dürfen wir bei Seite laſſen. Auf die in Wien ſeßhaften Stephanie, Ziegler, Holbein, Zahlhaas, Frau von Weißenthurn, Schikaneder u. A. kommen wir unten noch mit einem Worte zurück; Andere, die mehr vereinzelte Stücke ſchrieben, wie Hagemann und Hagemeiſter,

Beil und Beck, und Aehnliche hatten nirgends einen Einfluß, welcher Art es sei; einen allgemeineren Ruf hatten eine Zeitlang nur Möller in seinen Effektstücken, und Brandes und Großmann (ungefähr in Einer Linie mit Bretzner, Jünger und Aehnlichen) im Lustspiel und Unterhaltungsstück. Brandes war einer der ersten unter Lessing's Nacheiferern, die das Verdienst suchten, im Gegensatze zu der geschraubten gottsched'schen Tragödie einen natürlichen und einfachen Dialog einzuführen; er ward in den 70er und 80er Jahren mit Goldoni für gleichstehend erklärt, und einzelne Produkte von ihm, wie der Graf Olsbach, hatten allgemeinen Beifall. Von seinen Stücken könnte jedoch keines mehr, auch nur von dieser sprachlichen Seite her, heute gebraucht werden, und an Geläufigkeit und Gewandtheit haben es ihm Stephanie und Großmann in einzelnen Fällen zuvorgethan. Von dem Letztern sieht man noch immer ein Stück (Nicht mehr als sechs Schüsseln) über die Bühne gehen; man würde aber Unrecht thun, von ihm auf seine übrigen Werke zu schließen (Henriette, Adelheid von Veltheim und dergl.), die in ihrer lüderlichen Weise den zerrütteten Charakter des Mannes durchblicken lassen, an dem sein etwaiges Talent zu Grunde ging. Von allem dem, was aus den Händen dieser und anderer Schauspieler mittleren Ranges ausging, gilt noch mehr als selbst von den Leistungen ihrer viel überlegeneren Standesgenossen durchgängig die Eine Eigenschaft: circa vilem patulumque morari orbem; und sehr häufig kann man aus dem ungelenken Dialog lernen, wie schlecht es selbst bei diesen immerhin noch namhaften Männern nur mit dem gewöhnlichen Vortrage auf der Bühne beschaffen sein mußte. Alles ist nur auf den Moment, auf ein Benefiz, auf eine Lückenbüßung abgesehen; und wo ja eines ihrer Stücke einmal die Masse der Tagesprodukte auf eine längere Weile überragte, da war es gewiß durch jene theatralischen Wirkungen in Ruf gekommen, die natürlich der gewandte Bühnenkenner leichter ergreifen lernt, oder, wie es selbst bei Schröder und Iffland der Fall ist, durch eine dankbare Rolle gehalten, die der Verfasser sich oder irgend einem andern beliebten Schauspieler auf den Leib zugeschnitten hatte. Denn auch dieser mechanische Kunstgriff kam hauptsächlich durch unsere Schauspielerdichter in unser Drama, und verstopfte den reinen Quell des Naturstudiums begreiflicherweise; daß auch Göthe ein solches Hülfsmittel gut heißen und empfehlen konnte, widerspricht gewiß seiner sonstigen Sinnesart ganz.

Als den ersten Schauspieler, der aus der gemeinen Menge zuerst heraustrat, haben wir schon früher Eckhof (1720—78) genannt. War irgend ein Mann dazu geboren, nicht allein durch die Ueberlegenheit

er Anlagen, ſondern auch durch die Eigenheiten ſeiner Natur zur
n Begründung eines Theaters beizutragen, ſo war Er es. Wir ha-
ſchon oben angedeutet, wie er als Spieler vielſeitig war und uni-
ell; ſein eiferſüchtiger Nebenbuhler Schröder beſchuldigte ihn der
lenſucht bis zur Eitelkeit. Er ſpielte die höchſten tragiſchen Charak-
des franzöſiſchen und ſhakeſpeare'ſchen Drama's, den 18jährigen
haber und den leichtfertigen Schwindler, im Hausvater den d'Or-
on ſo vollkommen, daß ſelbſt Schröder ſich nicht mit ihm meſſen
lte, im Patelin wetteiferte er mit den zotenvollſten Hanswurſten,
e daß es Leſſingen beleidigte, und unübertrefflich war er in platt-
tſcher Sprache als Jürgen im Bauer mit der Erbſchaft. Kenner, die
Garrick begeiſtert waren, und ein Nebenbuhler wie Schröder haben
ärt, daß in der ſtillen Gewalt und dem Wohllaut des Vortrags ihn
mand erreicht habe; er ſiegte mit der Wahrheit ſeiner Empfindung
mit dem ſchönen Organe, das ſie ausſprach, über den unvortheilhaften
perbau; er ſpielte noch den Kanut in der Perrücke und mit dem Krücken-
k, aber er machte dies augenblicklich durch die Macht ſeiner Rede ver-
en. Unentbehrlich, wie er mit ſeiner Ueberlegenheit und Allfertigkeit
r, konnte ihn gleichwohl keine der wandernden Bühne feſthalten. Er
chte es den Direktoren ſo leicht, denn er wollte nichts erwerben, er
nte keine Bedürfniſſe, ſondern nur ſeinen Ruhm. Allein er wollte dann
h in ſeinem Wege nicht geſtört ſein; er fühlte, daß er, ſich ſelber Ge-
ſe leiſtend, mehr thue, als wenn er dem unverſtändigen Parterre ſich
uemen ſollte; er fragte nicht nach der Kaſſe, und er verachtete das
leine Treiben der Unternehmer; er vermied ganz entſchieden, je
die Spitze einer Geſellſchaft zu treten; er wollte mit den Finanzen
ts zu thun haben, die Regie aber deſto unabhängiger führen. Dies
z nun ſchwer mit dem Vortheile der Unternehmer Hand in Hand, und
am daher weder mit Schönemann noch Koch, mit Ackermann und
ler nicht zurecht. Zu ſpät leider gab ihm Gotha eine feſte Zuflucht,
ein trefflicher Fürſt, den Engel im Edelknaben portraitiren wollte,
um des großen Spielers willen der Bühne annahm, die ihm nach
of's Tode gleichgültig war. Hier wäre er am Orte geweſen, denn
war, wie in Weimar, das Theater von der Stimme des Publikums
bhängiger; allein er ſtarb bald, und ehe die ſchönere Zeit der deut-
n Bühne noch recht aufgegangen war. Schriftſtelleriſch hat er wenig
an, und das Wenige iſt nicht bekannt geworden. Er hatte die Ab-
, eine Geſchichte des donner'ſchen und ſchönemann'ſchen Theaters
chreiben, und hat Löwe'n vieles Material zu ſeiner Theaterchronik

geliefert; auch hat er mehrere französische Stücke anonym übersetzt. Durch sein Hiersein setzte sich in Gotha, seitdem die seyler'sche Gesellschaft nach dem Schloßbrand in Weimar 1774 hierhin übergewandert war, ein Theaterinteresse fest, das ihn überlebte; 1784 eröffnete dort die bellomo'sche Gesellschaft ihre Vorstellungen; früher singen hier Iffland, Opitz, Beil, Beck u. A. an sich zu bilden; Journale, die sich eines Rufs erfreuten, begleiteten seit 1775, wo H. A. Ottokar Reichard aus Gotha seinen Theaterkalender anfing, die hiesigen Leistungen, und unter einem Kreise von Literaten und Dichtern, wie Georg Schatz, Jacobs, Manso u. A., trat Fr. W. Gotter (aus Gotha 1746—97) vorzugsweise als Dramatiker hervor, und genoß damals eines nicht geringen Ansehens, wie noch jetzt in seiner Vaterstadt eines dankbaren Andenkens. Er war schon 1763, als er in Göttingen studirte, mit Eckhof bekannt, sah ihn nachher in Wetzlar, und begann ungefähr gleichzeitig, als er nach Gotha kam, seine eigene dramatische Thätigkeit. Er selbst in Spiel, Deklamation und Improvisation geübt, pries Eckhofen als den, der uns „die Kunst geschaffen, den Stand geadelt habe, ein Orakel des Spiels und ein Vorbild der Sitten;" auch mit Schröder war er befreundet und bearbeitete mit ihm gemeinsam die Doris von Gozzi (Juliane von Lindorak); und Iffland bekannte, ihm für Alles verpflichtet zu sein, was man an ihm rühme. So war er mit den drei großen Männern unsers Schauspiels verbunden, und er erscheint auch in seinen literarischen Arbeiten ganz als einer ihres Gleichen. In seiner Jugend, als er mit Boje und den Göttingern, mit Göthe und den Wetzlarern zusammen lebte, schien er sich in die genialen Tendenzen finden zu wollen[92]); sein Trauerspiel Mariane (1776) gehört in die Klasse der klinger- und wagner'schen Familientragödien. Doch zeigt schon die leichte Schreibart in diesem Stücke, ohne Tiefe und leidenschaftliche Stärke, daß dies nicht sein Gebiet war; und in seiner berühmten Epistel über die Starkgeisterei sagte er sich förmlich von dieser Richtung los, und gab seine Farbe an: er lasse die Geister der höheren Klasse gewähren, er habe zu Sophisterei und Skepsis keine Zeit übrig, er lebe nur der Gelegenheit, dem Augenblick und seiner Freude. Dies setzt ihn ganz in die Klasse unserer französirenden Graziendichter, Wieland's und Jacobi's, die seine Lust waren. Wie sie, war er in der Epistel und jeder Gelegenheitsdichtung besonders fertig, und brachte es in der Improvisation weiter

92) Man vergleiche seine Epistel an Göthe in Döring's: Göthe in Frankfurt a. M. 1839.

als ſie; wie bei den Halberſtädtern, war das Reimtalent in ſeiner Familie zu Hauſe; wie bei ihnen, ward ſein poetiſch-geſelliges Talent am ergötzlichſten an ihm gefunden. Wie dies auf Charakter und Schriften verflachend wirkte hat ſein Biograph[93]), der ihm gewiß nicht Unrecht gethan hat, mit einigen trefflichen Worten geſagt. „Der geſellſchaftliche Firniß, bemerkt er, welcher unbedeutende Charaktere hebt, bedeckte und verfälſchte die ſchönen Eigenſchften des ſeinigen. — In ſeinen Schriften ward der erkältende Einfluß geſellſchaftlicher Bildung ſtets ſichtbarer, je mehr die Wärme des jugendlichen Herzens, die oft ein Surrogat der poetiſchen Begeiſterung iſt, erloſch, und der esprit allein, oder doch großentheils, die Funktionen der Einbildungskraft erfüllen ſollte, ſo daß man auch hierin die Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen Poeſie nicht verkennen kann.“ Dies iſt der Punkt, von wo aus ſich ſeine Freundſchaft mit Eckhof erklärt, dem die Zeit noch keine andern als franzöſiſche tragiſche Rollen darbot, und der in dieſen den deutſchen Geſchmack und ſelbſt einen Gegner wie Schröder zu befriedigen wußte. Gotter hatte ſchon ganz in früher Jugend franzöſiſche Stücke geſchrieben, angeregt durch das franzöſiſche Privattheater, das die Herzogin Luiſe in Gotha und ihre Oberhofmeiſterin, Frau von Buchwald, eingerichtet hatten. Er hatte ſich nach ſeinem wetzlarer Aufenthalte eine Zeitlang in Lyon niedergelaſſen, wo er das franzöſiſche Theater noch näher kennen und lieben lernte, er huldigte ihm in jeder Hinſicht. Eine ordentliche Schule hatte er nicht gemacht, er fühlte daher den Abſtand des franzöſiſchen Trauerſpiels vom Urbilde, dem griechiſchen, nicht; der Eindruck von Eckhof's Spiel, ſeine Abneigung gegen das Genialitätsweſen, Alles arbeitete zuſammen, ihn zum Vertheidiger dieſer angefochtenen Gattung zu machen und ſich in dieſer Hinſicht neben Ayrenhoff zu ſtellen. Auch das Intereſſe des Intendanten kam hinzu, der Mannichfaltigkeit bedarf, und die unvollkommenere Gattung nicht gerade ausſchließen will. So überſetzte oder bearbeitete er eine Reihe von franzöſiſchen Tragödien (Elektra, Merope, Medea, Alzire). Daß er dieſe Gattung in einer Art Mitte von Schauſpiel und Oper ſah, empfahl ſie ihm noch mehr, denn wir erinnern uns, daß Gotter auch zur Ueberſiedelung des franzöſiſchen Operngeſchmacks eifrig behülflich war; und endlich bearbeitete er auch eine Reihe von franzöſiſchen Luſtſpielen und Unterhaltungsſtücken, von denen Vieles ungedruckt blieb. Was davon erſchienen iſt und theilweiſe ſehr oft gegeben ward, iſt meiſt ganz gering. Auf das poetiſche Schloß

93) In der Ausgabe ſeiner Gedichte. 3. Band. Gotha 1802.

z. B. ist wohl hier und da Gewicht gelegt worden; gewiß aber gilt davon, was Gotter in seinem Gedichte „Flucht der Jugend" von so vielen Lustspielen sagt, daß man sich kitzeln muß, wenn man es lustig finden soll.

Der Eifer für das Uebertragen fremder Dichtungen, der im gottsched'schen Zeitalter schon blühte, im romantischen endlich auf die klassischen Gegenstände mit einer klassischen Manier fiel, hatte in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhs. eine mittlere Periode, die in Bezug auf das Theatralische eine Anzahl von mittleren Produkten in einer mechanischen Weise zu uns herüberführte. Einzelne Werke von Italienern, Spaniern und Franzosen nicht zu erwähnen, so erhielten in den 70er Jahren Goldoni und Gozzi, Metastasio, Molière, Destouches, Diderot mehr oder minder vollständige Uebersetzungen; Chr. H. Schmid sammelte ein englisches Theater (1769—76), Dyk ein komisches Theater der Franzosen (1777); auch der gothaer Reichard ging in diese Thätigkeit ein. Aber die Wenigsten verstanden in ihren Uebersetzungen nur ein natürliches Gespräch zu führen, und noch in den 90er Jahren gab es in Berlin Uebersetzer, die sich ihre Machwerke von Brandes erst dialogisiren ließen; noch Wenigere verstanden statt einer Uebersetzung so mancher untheatralischen Stücke eine bühnengerechte Bearbeitung zu liefern, und die Wenigsten, diese Bearbeitung nach dem nationalen oder lokalen Geschmacke zuzurichten. Von dieser Seite ist Fr. L. Schröder[94]) (aus Schwerin 1744—1816) am bedeutendsten geworden. Er hat im Uebersiedeln fremder Stücke eine Thätigkeit entwickelt, die dem Eifer in seinen Leistungen als Schauspieler gleich ist, und er hat sie eben so gut einzubürgern gewußt, als er sie, wo sie den Gesetzen unserer Bühne widersprachen, theatralisch einzurichten verstand. Die Geläufigkeit und den Takt, den er hierbei entwickelte, konnte übrigens auch nur ein Mann von den außerordentlichen Schauspielergaben besitzen, die Schröder eigen waren. Alles vereinte sich in ihm, Geburt, Schicksale und Schule, einen großen Künstler aus ihm zu bilden. Seine Mutter war Schauspielerin, sein Stiefvater Ackermann war neben Eckhof unstreitig der erste Spieler der Zeit, seine zwei Schwestern höchst beliebte Künstlerinnen, von Kind auf war Schröder auf der Bühne, und im unmündigen Alter stellte er sich Eckhof gegenüber im trotzigen Selbstgefühl. Ein schöner Körperbau unterstützte ihn, der Eckhof abging; nur dessen Organ hatte Schröder,

94) Vergl. sein Leben von Meyer, 1819. Werke herausg. von Bülow, 1—4; eine Ausgabe, die noch mit einigen (gedruckten) Stücken vermehrt werden konnte.

ſſen Stimme hoch war, zu beneiden. Er gab ſich die feinſte körper-
iche Ausbildung und war Meiſter im Tanz und Ballete. Von unten
uf ſpielte er ſich ſtufenweiſe zu den höchſten pathetiſchen Rollen hinauf
nd kam zu der gleichen Vielſeitigkeit wie Eckhof. Er war ein ganz fer-
iger Improviſator und in niedrig komiſchen Rollen bewandert, da er
ine Zeitlang bei dem Meiſter des Stegreifſpiels und der niedern Poſſe,
ei Kurz, zubrachte, der in dieſer Gattung vielleicht die Italiener über-
raf. Er ſpielte Bedientenrollen bis 1769, er war immer entfernt davon,
ſich ſeine Rollen nach dem Rang und der Fülle zu wählen, und er zer-
ſtörte dadurch die alte Sitte, nach der gewiſſe Rollen dem Spieler einen
gewiſſen Rang gaben; er tanzte bis 1777, und dies war die Zeit, wo
er anfing, mit einem unglaublichen Fleiße ſich in jede bedeutende Rolle
einzuarbeiten, von wo an er in Hamburg und Wien die Zuſchauer in
ſeinen ſhakeſpeare'ſchen Charakteren erſchütterte, unter denen er den Lear
bekanntlich mit ſo furchtbarer Wahrheit gab, daß eine wiener Schau-
ſpielerin die Goneril, die er verflucht, nicht mehr ſpielen wollte. Schrö-
der'n gelang es zuerſt, und gleich auf glänzende Weiſe, ſein Theater in
Hamburg zugleich gewinnbringend und künſtleriſch untadelig zu machen.
In Wien (1781—85) war er eine ganz neue Erſcheinung. Dort kreuzte
ſich Alles aufs wunderlichſte, Geſchmack und Ungeſchmack; das leben-
volle Intereſſe für das Theater, das ſehr gegen die norddeutſche Kälte
abſtach, hatte Schröder'n hergelockt. Eine beſſere Oper gab es nirgends,
über Tanz und Muſik urtheilte das Volk richtig! das niedere Luſtſpiel
hat bekanntlich hier allein eine dauernde Stätte gefunden. Damals, wo
die feſten komiſchen Charaktere der frühern Zeit abgegangen waren,
ſpielte in der Leopoldſtadt die marinelli'ſche Geſellſchaft, und der Luſtig-
macher war Kasperle, der ſpäter vom Staberl (durch A. Bäuerle) ab-
gelöſt ward. Eine Art Mitte zwiſchen jenem und dem Nationaltheater
ſuchte Schikaneder zu halten mit ſeinen Schnurren und tollen Operetten;
noch niedrigerer Volkswitz ging zu Faſtnacht und Marktzeit auf wan-
dernden Bühnen vorüber. Nirgends ſonſt hat die Lokalpoſſe einen ſolchen
Hintergrund in einem langeher entwickelten Volkscharakter gefunden,
den vereinzelte Reichſtädte und kleine Reſidenzen nicht bieten konnten;
elbſt in Berlin blieben die Verſuche nicht popular; der Eine Pfingſt-
ontag (von Arnold 1816), den Straßburg lieferte, war nach den Ver-
ältniſſen nothwendig das Beſſere, als die vervielfachten frankfurter Lo-
alkomödien. Dieſen untergeordneten Zwecken gegenüber förderte nun
kaiſer Joſeph die Tragödie; er rief die Alexandriner Schlegel's und
ronegk's zurück, Gotter's und Ayrenhoff's franzöſiſche Tragödien waren

durch ihn hervorgerufen. Zwischen ihrem Kothurn und dem Sokkus eines Hafner bewegten sich dann in der Theaterdichtung Jünger, dem „die Welt und ihr Treiben aus dem Standpunkt eines wohllebenden leipziger Studenten erschien," und Stephanie der jüngere, der ein Talent hatte, die Tagesgeschichten aufzugreifen und durch die Blüte des Augenblicks, den er festhielt, zu erfreuen. Sein fleißiger Kiel pausirte, während Schröder seine Stücke in Wien auf die Bühne brachte, und ebenso trat er als Schauspieler mit Andern seiner Kollegen in Schatten. Dem Publikum gefiel noch ein Bergopzoomer, aber auch Schröder zwang ihm Gefallen ab und streute den Samen zu einem bessern Urtheile aus. Uebrigens nöthigten ihn die Plackereien des Ausschusses und der Censur bald (1785) hinweg, er ging nach seinem Hamburg zurück, wo er nun erst sein Theater, unabhängig von oberer Leitung, nach eigenen Ideen und Forderungen gründete. Schon die Zeugnisse der Literatur sprechen für diese Bühne, die beste, die damals in Deutschland war. Schink, der schon in Wien Schröder's Spiel mit seinen dramaturgischen Blättern 1781—84 begleitet hatte, kam als Theaterdichter zu Schröder und gab seit 1792 eine Theaterzeitung heraus; Schützens Hamburgische Theatergeschichte und Albrechts Dramaturgie waren von diesem Zeitpunkte diktirt. Schauspieler und Schauspieldichter, wie Fr. L. Schmid und F. L. W. Meyer, schließen sich an Schröder als seine nächsten Jünger und Schüler an. Schröder's eigene Schriftstellerei war übrigens damals in ihren Hauptmomenten schon vorüber, obgleich er später bei wiederholter Uebernahme der Direktion im Jahre 1811 seine Thätigkeit auch nach dieser Seite aufs lebhafteste erneute. Die hauptsächlichsten seiner Originalstücke aber, und sein methodisches Bestreben, besonders das englische Theater für die deutsche Bühne auszubeuten, fällt in die 70er und 80er Jahre. Daß Schröder nur zu dem Wagniß kam, die Stimmung der genialen Schule zu nutzen für das Theater, daß er sich vor den Stücken Klinger's und Lenzens nicht scheute, daß er endlich Shakespeare in so weitem Umfang auf die Bühne brachte, und Richard, Othello, Heinrich IV. und selbst Cymbeline gab, dies ist ihm am höchsten anzurechnen. Es ist dies nicht nur ein Fortschritt der Bühne gewesen, sondern ebenso, wie Göthe's Poesie gegen die frühere, ein riesiger Sprung. Dies wird Jeder zugestehen, der Eckhof's Rollen[95]) mit Schröder's, das Repertoire des Erstern mit dem des Andern vergleicht. Es folgt darum nicht, daß man die schröder'schen Bearbeitungen der

95) In Meyer's Leben Schröder's II, 2.

ſhakeſpeare'ſchen Stücke vertheidigen und loben müſſe. Göthe, der in ſeinen ſpätern Jahren gegen Shakeſpeare mißgelaunt war, als deſſen Größe immer drohender aus dem Dunkel ſtieg, je mehr ihn die Romantiker uns näher rückten, Göthe hat Schröder's Verfahren gebilligt, die Stücke der britiſchen Tragödien abzukürzen und zu beſchneiden. Dies folgte aus jener wunderbar verkehrten Anſicht, als habe Shakeſpeare nicht die Bühne und die Aufführung vor Augen gehabt; eine Verirrung, in die nun die Paradoxie des Mannes gerathen konnte, der auch mit Homer ſich zu wetteifern vermaß. Wer die ſtreng erwogene, oder meinethalb ſchöpferiſch unfehlbare Anlage der ſhakeſpeare'ſchen Stücke gerade einzig und allein für die Darſtellung nur an Einem Stück je ſo gewahr geworden iſt, wie Göthe am Hamlet, der dürfte nicht eine Zeile daraus weggeben wollen, und mit Recht hat Tieck ſelbſt nur ſo viel, als Schlegel an wenigen Stellen Dunkles oder Unverſtandenes ausließ, wieder hergeſtellt. Daß ſich Göthe auf den Erfolg berief, ſchlug ihm fehl, da wir ſpäter auch unverkürzte Stücke von Shakeſpeare haben aufführen dürfen; und iſt denn ein Publikum, das Shakeſpeare verkürzt ſehen will, überhaupt werth, eines ſeiner Stücke zu ſehen? Sogar, daß er ſich eben auf Schröder's Beiſpiel berief, ſchlug ihm nicht minder fehl, denn dieſem war in der That Alles recht, was der britiſche Dichter ſagte, er ſuchte ihm ſtets mehr wiederzugeben, was er ihm genommen hatte; er wollte das Publikum daran gewöhnen; er ſoll ſogar die ſophokleiſchen Stücke mit dem Wunſche angeſehen haben, ihnen Bahn brechen zu können. Wenn er nur ſelbſt es in ſeinen Bearbeitungen dem Tragöden hätte ſo recht machen können, wie dieſer ihm in den Originalen! Aber ſo iſt leider nicht allein die Art ſeiner Bearbeitungen, die Freiheit, die er ſich mit dem Bau der Stücke nahm, vielfach getadelt worden, ſondern man kann ſich eben ſo ſehr darüber wundern, wie er, der Schauſpieler, ſelbſt nur die kleinen Ausdrücke der alltäglichen Rede geändert, wie er ihnen gelegentlich Sylben gegeben oder genommen hat, die die Wahrheit des Ausdrucks erſchweren, das Zeitmaß der Empfindung ſtören und die Wirkung bedeutend lähmen. Aber dies Alles muß man nachſichtig beurtheilen, wenn man bedenkt, wie Shakeſpeare von Wieland überſetzt war, wie in den 70er Jahren noch Homer von den Erſten der Nation betrachtet, verſtanden und überſetzt ward. Man vergleiche nur Schröder's Hamlet, der Jedermann zugänglich iſt, mit der Art und Weiſe, wie in jenen Jahren Großmann die Irrungen, Engel Viel Lärmen um Nichts, Schink die Zähmung, Brömel die luſtigen Weiber und Maß für Maß, und Stephanie eine ganze Reihe von ſhakeſpeare'ſchen Stücken mißhandelten!

Bei der Einführung Shakespeare's war für Schröder'n der Gegenstand ein Verdienst, bei der Verpflanzung vieler englischer Lustspiele aus den Zeiten nach Shakespeare aber war es seine Bearbeitung. In den Stücken von Fletcher und seiner Zeit ist, wie in so vielen spanischen Stücken, für ein fremdes Theater immer nur die Anlage herauszugreifen; ausschweifende, grillenhafte Handlungen, wunderliche und phantastische Ausführungen, wüste und formlose Kompositionen entstellen sie auf eine seltsame Weise. Es ist die freie shakespeare'sche Form ins Zügellose getrieben; der innere Halt, das weise Maß und die keusche Natur in dessen Werken ist verloren, und widerliche Mißgestalt bleibt zurück. Später, nachdem in den Revolutionszeiten das Schauspiel in England im frommen Eifer verdrängt war, gerieth es bei seiner Wiederkehr unter Karl II. in einen freigeistigen Gegensatz und Leichtsinn; es legte bei den Dryden Farquhar, Wicherley u. A. die alte Formlosigkeit ab und zog eine neue Unsittlichkeit und Schlüpfrigkeit an; es konnte von dem Geiste des Deismus, der sich unter jener Regierung hervorthat, und von der Ausgelassenheit des Hofes sich nicht unbefleckt halten. Von diesen beiderseitigen Auswüchsen hatte Schröder die Stücke, die er aus beiden Perioden wählte, zu befreien, und er that dies allerdings mit einer sichern Hand; er mäßigte, ordnete und verdeutschte, indem er die Stücke theilweise so sehr änderte, daß man sie für seine eigenen Werke ansehen kann. Je beliebter aber seine Stücke auf der Bühne waren, je anpassender für den Geschmack des Parterres, desto entschiedenern Schaden thaten sie der eigentlichen dramatischen Poesie. Denn man darf nur irgend eines seiner Originale, das wirklichen dichterischen Werth hat, mit seinen Bearbeitungen vergleichen, so wird man sich fragen, ob nicht die theatralische Brauchbarkeit mit dem Preisgeben der Poesie, z. B. in dem Amtmann Graumann (nach Calderon's Alcalde von Zalamea) und in dem Testament (London prodigal), zu theuer gekauft sei? Der Schauspieler, dem die Naturwahrheit über Alles ging, opferte ihr die Poesie mit Bereitwilligkeit; er hatte daher an den schiller'schen Stücken viel auszusetzen, und die junge romantische Welt nannte ihn eine prosaische Natur, dessen Ideal das eines Fielding sei, der das Höhere der Anschauung kaum ahne. Wenn Schröder sich irgendwie mit Göthe und Schiller hätte die Hand reichen mögen, wie viel ersprießlicher würde dies geworden sein, als daß er nun, auf sich allein ruhend, als der Vater der niedrigen Dramatik dasteht, und als Vorläufer Iffland's und Kotzebue's, der Vertreter dieser handwerksmäßigen Kunst, erscheint. Er vereint gleichsam in sich die Färbung der Hauptschriften Beider und ihres moralischen Charakters, leichten

ınd anſtändige Sittlichkeit. Dies lag in ſeinen Schickſalen und Erziehung. Freigeiſtiger Sinn, Ausgelaſſenheit und Muthwillen ihm ſchon in früheſter Jugend eigen, ſeinen Neigungen und ı lernte er nicht widerſtehen, in ſeinem häuslichen Kreiſe herrſchte, unter Schauſpielern gewöhnlich iſt, wie es Brandes und Jünger ich und unabſichtlich geſchildert haben, bei aller Gutmüthigkeit ſter und roher Ton, es gab zwiſchen Stiefvater und Sohn ſtete ıdungen, Entwendungen, Trennungen und ſelbſt gezogene Degen. ergütete das ſpätere Alter Schröder's, wo er nicht allein ſelbſt un= lebte, ſondern auch an ſeinem Theater ſtreng auf die Sitten der :der achtete. Wie man von dem Franzoſen im höheren Alter zu)flegt, wie man es an dem honetten Kaufherrn größerer Städte findet, ſo war er, mitunter ſkrupulös, auf Anſtand und Ehrbar= ichtet, ohne daß man darum eine energiſche Sittlichkeit ſuchen die in dieſem Stande allerdings durch die gebotene Entäußerung rſönlichkeit faſt ganz unmöglich gemacht wird, ſo wie auf der an= eite Niemand ſo leicht außer dieſem Stande die liebenswürdige erlangt, die ihm eigen iſt. Die berühmteſten von Schröder's : oder angeeigneten Stücken ſprechen dieſes Verhältniß ſehr gut Theilweiſe haben ſie (und dies iſt in dieſen im Grunde mechaniſchen n, ſei es in der Wahl oder der Behandlung der Stücke, ein Ueber= der ihnen einen hiſtoriſchen Werth mittheilt) eine Art Tendenz)ie herrſchende Empfindſamkeit, Myſtik und überſpannte Morali= : einem Weltmanne ſelten gefallen. Von dieſer Art könnte man ie heimliche Heirath (1774, nach Colman und Garrick) finden, dem Hauptcharakter des Lord Ogleby, einem alten gebrechlichen eſellen, den ſein gutes Herz zum Empfindſamen macht, der Spott rtliche Sympathien nicht undeutlich zu Tag liegt. In dem Ring , nach Farquhar's constant couple) und deſſen Fortſetzung, der lichen Heirath aus Delikateſſe, ſind die Charaktere Klingberg's r Baronin Schönhelm, die ganz nach den deutſchen Verhältniſſen irt ſind, bedeutſamer. Die letztere ſtellt eine edle Weltdame dar, Tugend und Laſter ein freies, ſicheres Spiel treibt, und ſo kommt ı Stille Waſſer ſind tief (nach Fletcher) ein Weib vor, das die t und Unabhängigkeit bis hart an die Grenze der Libertinage Klingsberg, ein zuverläſſiger, theilnehmender, reicher Weltmann, Bezug auf das Frauenzimmer ſehr freie Grundſätze, Feind jener meriſchen Liebe und aller Empfindſamkeit, ein Genie in äußerſter gewandtheit, ein Extrem in der Kunſt ſich unangenehme Eindrücke

vom Leibe zu halten und aller Rührung und Empfindſamkeit aus dem Wege zu gehen. Es iſt nicht ohne Intereſſe, daß ihm in dem zweiten Stück in letzterer Beziehung ein Zug geliehen iſt, den Kotzebue im wirklichen Leben aufgeführt hat, Er, der bekanntlich dieſen Charakter des Klingbergs aufgenommen und in Doubletten übertrieben hat: daß er nämlich von ſeiner ſterbenden oder kaum geſtorbenen Frau davonreiſt, um ſich in Zerſtreuungen zu betäuben. Auch in dem originalen Portrait der Mutter (1786) iſt Rekau ein ſolcher Allerweltskenner, der Kunſt, Witz, den beſten Humor in der Noth, und Alles, nur keine Empfindſamkeit beſitzt, ein Taſchenkünſtler des Lebens, ein „wahrer Komödiencharakter,“ wie er ſelbſt ſagt, und wie man ſie nur der Bühne, nicht der Natur gerecht macht, wie ſie kein Dichter entwerfen würde, der den Menſchen außerhalb des Theaters ſtudirt. Einen Gegenſatz gegen dieſe Stücke nun kann man in dem Fähndrich (1783) und dem Vetter aus Liſſabon (1784) finden. In dem Entwurf des Hauptcharakters dort, auf dem das ganze Stück ruht, und den nur ein Schröder ſpielen konnte, kann man zwar auch noch Stiche auf die wohlfeile Menſchenliebe finden, doch iſt das Ganze mehr ein rührendes Schauſpiel in Iffland's Weiſe; und ebenſo iſt der Vetter aus Liſſabon ein ähnliches Gemälde von Elend und Edelmuth, von Prüfungen und Leiden, wie ſie von Iffland und Andern nachher vielfach nachgeahmt wurden, und wie ſie in Mercier's l'habitant de la Guadeloupe, den Reinbeck im Virginier bearbeitete, ſchon vorgebildet waren. Dieſe Stücke fielen bei uns auf einen ſehr fruchtbaren Boden.

Es war in Deutſchland nicht aufmunternd, ſich dem Luſtſpiele zu widmen; überall drängten uns unſere Verhältniſſe aus dieſer Gattung hinweg, und doch forderten die Bedürfniſſe der Bühne, daß auch ſie exiſtirte. Wir haben in Deutſchland keine Hauptſtadt und keinen Hof, der den feinen Ton für das Intriguenſtück, ja nur für ein höheres Unterhaltungsſtück angäbe, wie es in Spanien der Fall war und in Paris; wir haben kein öffentliches Leben, wie England, und beſitzen daher auch keine Charakterſtücke von nationalem Werthe; wir haben keine Freiheit, und beſitzen daher kein Luſtſpiel, das im Charakter der Satire einen Gegenſtand gegen ausgeartete Zuſtände der Geſellſchaft hätte bilden können, oder gegen einen überhobenen Trieb des höheren Lebens; wir hatten endlich damals keine förmliche Tragödie, der gegenüber das Luſtſpiel ſich an der Aufhüllung der niederen und gemeinen Natur des Menſchen künſtleriſch freut, wie z. B. gleich in der romantiſchen Zeit der fataliſtiſchen Tragödie gegenüber auf eine verkümmerte Weiſe geſchah.

Wir hatten nichts als unsere elegische und empfindsame Literatur, und es war natürlich, daß sich ihr auch auf dem Theater etwas heiterer, leichter Sinn entgegenwarf, der dem Geiste der humoristischen Romane ungefähr analog war, und der nur freilich noch kein Lustspiel machte. Zudem kam es so, wie wir uns aus Jean Paul's Geschichte erinnern, daß die Empfindsamkeit und Thränensucht nach einer kurzen Verdrängung wiederkam, und ihre Schlußperiode hatte sie ganz eigentlich in dem rührenden Schauspiel, dessen Hauptvertreter Aug. Wilh. Iffland[96]) (1759—1814 aus Hannover) ward. Er ist der dritte in dem Triumvirate, das eine so geregelte Entwickelung in der Schauspielkunst darstellt, wie wir sie in unserer Dichtung zeigen können, und zu dem man dann zur Ergänzung noch Devrient hinzustellen muß, der dem Verhältnisse ungefähr entspricht, in dem wir Jean Paul zu der Poesie, Beethoven zu der Musik betrachten. Wie sich Iffland als Spieler zu Schröder und Eckhof verhielt, neben denen Beiden er einigemale auftrat, läßt sich nur mit der größten Vorsicht aus den widersprechendsten Urtheilen errathen, wenn man nicht selbst noch Zeitgenosse gewesen ist. Der Schauspieler hat nicht die Befriedigung des plastischen und redenden Künstlers, sein Werk in natürlichen Stoffen oder konventionellen Zeichen der Nachwelt zu hinterlassen, er wirkt ganz für die Gegenwart und vermittelt zwischen Künstler und Leser, er nimmt sich den plastischen Ausdruck der Bildungen des Poeten und der Empfindungen des Empfängers zugleich zum Gegenstande, er gibt vor der trägen Einbildungskraft dem Todten Bewegung und Leben, und ist mit dieser Thätigkeit ganz an das Leben gewiesen; sein Kunstwerk ist er selbst, und es stirbt mit ihm weg, und bleibt nur im dunkeln Andenken. An Schröder's Spiel muß das Vortrefflichste die Harmonie des Ganzen in einer gegebenen Rolle gewesen sein, und in Bezug hierauf tadelte Er und seine Freunde an Iffland, daß er dem Vorurtheile gehuldigt, die Wahrheit der Ueberraschung und dem Schimmer, den Stil nicht selten der Manier geopfert habe. Dies mochte Iffland selbst empfunden haben, da er, so oft er neben Schröder spielte, befangen und durch Mißtrauen gegen sich selbst mittelmäßig war. Er verlor dann jene Gabe, die Göthe an ihm auszeichnete, mit der er Alles entdeckte, was zu einer Rolle gehörte, das Leben in unnennbaren Kleinigkeiten. Göthe'n schien er ganz befriedigt zu haben; Tieck und Schiller wollten sich nicht mit ihm befreunden und fanden schon den Verfall der Kunst mit ihm eingetreten. Man fand ihn im Lustspiele am trefflichsten; in

96) Vgl. seine theatralische Laufbahn im ersten Bande seiner Werke von 1798 ff.

seinen tragischen Rollen wollte man etwas französische Deklamation und Mantelspiel erkennen, man wollte ihm etwas von seiner einstigen Neigung für die Kanzel angesehen haben. In seiner Jugend nämlich war er im steten Schwanken zwischen dem Berufe des Predigers und Schauspielers; der Hang zur Repräsentation war in ihm entschieden, der Gegenstand langhin nicht so. Er hatte die gleiche schwärmerische Ehrfurcht vor dem Theater wie vor der Kirche, die Lektüre des Peregrine Pickle und des Grandison theilte ihn nach beiden Seiten des Muthwillens und der Frömmigkeit hin, bis allmählich der Umstand, daß er seine Liebe und Begeisterung für das Theater verheimlichen mußte, daß sein unterdrückter Hang die stärkere Nahrung durch das Spiel der trefflichen hamburger Gesellschaft erhielt, für einen raschen Entschluß und eine Flucht entschied, zu der die Bekanntschaft mit Werther mit stimmen half. Die Begeisterung für seine Kunst, die diese Jugendgeschichte verräth, behielt er in seinem ganzen Leben, und sie spricht aus seiner warmen und aufgeregten Erzählung seines Lebens noch heraus. Er ging nach Gotha und stand weinend vor Eckhof, der ihm half; Gotter ward sein freundlicher Lehrer; mit Beil und Beck führte er ein Phantasieleben in Natur, Kunst, Freundschaft und Freude. Als der Herzog von Gotha nach Eckhof's Tode die Gesellschaft entließ, wanderte sie zusammen nach Mannheim über, wo sie ein französisches Theater und Oper ablösen sollte. Der Churfürst Karl Theodor gönnte Mannheim, was ihn in München die Pfaffen nicht haben ließen; Dalberg übernahm die Intendanz; man suchte Lessing zu gewinnen. Vieles war zu überwinden: ein schiefer Geschmack, den die französische Bühne zurückgelassen; des Intendanten übelgerathene Lust, sich kritisirend und producirend überall einzumischen; dazu kam, daß Schröder's Gastspiel (1780) gleich anfangs die Spieler verblüffte. Aber der enge Bund der drei Freunde, die hier ihr Leben im siebelebet Wald bei Gotha erneuten, die (wie sie auch Schiller fand) im Stillen und ohne Geräusch zusammenwirkten und sich bildeten, besiegte die Schwierigkeiten und brachte die Bühne zu ihrem wohlverdienten Ruhm. Ihre Blüte fällt in die Jahre 1782—93. Vier Foliobände Akten des Theaterausschusses, Otto von Gemmingen's Dramaturgie, seine Schauspiele, von denen der deutsche Hausvater (1782) Vielen im Gedächtniß geblieben ist, die dramatischen Beiträge von Beil und Beck, die historisch-ritterlichen Stücke von dem Hofgerichtsrath Maier (Sturm von Borberg, Fust von Stromberg), die damals großes Interesse erregten, die Uebersetzungen und Bearbeitungen Dalberg's selbst, Schiller's vorübergehende Beschäftigung und endlich Iffland's dramatische Werke geben

literariſche Zeugniß von dem Eifer und der Thätigkeit, die ſich hier
ickelte. Die letzteren ſind darunter die Hauptſache. Iffland ſchien
durch die Stücke von Maler und Gemmingen beſtimmen zu laſſen:
erſuchte ſich zuerſt in Albert von Thurneiſen (1781) in einem ritter-
n Spiele, dann ging er zu dem bürgerlichen Drama über. Dies
ſeiner Natur gemäß. Er hatte keine Freude an der Shakeſpearomanie,
n der Schauſpielkunſt wie in der Dichtung ſich in Uebertreibungen
Rohheiten auslieſs; den Menſchenkenner beleidigte das Kraftweſen
Ritterſtücke, in denen die Menſchen, wie er ſelbſt ſagt, entwöhnt
den, jene feineren Zuſtände zu ſehen, die nicht ſtets im Sturm und
ng an den Extremen ſchweben. Ein ſittlicher Mann von würdiger
innung, war er perſönlich mehr zum Stillleben geneigt und fiel
im natürlich auf jene Gattung des rührenden bürgerlichen Drama's,
in ſich unſtreitig mehr als in ſeinem Spiele ſein einſtiger Hang zur
gel ausſprach. Der Beifall der Nation beſtärkte ihn darin und ließ
zu der großen Fruchtbarkeit gelangen, die er hauptſächlich während
r Blütejahre der mannheimer Bühne und Schröder's Beiſpiel gegen-
: entfaltete; die Schauſpieler dankten ihm für eine Reihe höchſt
lbarer Rollen, mit denen eine ſichere Wirkung auf das deutſche Ge-
h zu machen war; und wer ſähe nicht jetzt noch gern von guten
iſtlern ein Charaktergemälde wie die Jäger aufgeführt? Alles war
uns von lange her gerade auf dieſe Gattung gleichſam hingeſteuert.
richardſon'ſchen Romane, die ganze Empfindſamkeit des Jahr-
derts, die Stücke Diderot's, die Leſſing empfahl und wenn man will
ahmte, die Kunſtanſicht, die von Gellert bis auf Ziegler ſich immer
er einmal geradezu für das rührende Luſtſpiel hören ließ, Alles
itete dieſem Geſchmacke vor, der ſich an ſinnlichen Rührungen gefiel,
enen der Geiſt nicht in Frage kommt. Das bürgerliche, das rüh-
e Drama war der natürliche, ja nothwendige Gegenſatz gegen das
liche, das ſchreckhafte Trauerſpiel, das ganz umgekehrt den Sinn
te, das Gemüth drückte, und eben ſo wenig für den Geiſt ein In-
ſe hatte. Und was lag uns überhaupt in jenen Zeiten der Stag-
n aller öffentlichen Verhältniſſe näher, als unſer liebes gutes Haus-
t? Unſer ganzes Daſein iſt ja nur auf das Privatleben geſtellt;
iſt ja das, was wir den hohnſprechenden Engländern und Franzoſen
er allein entgegenzuhalten haben, daſs, wenn ſie mit uns nicht ihr
tliches Leben, wir mit ihnen eben ſo wenig unſer Privatleben tauſchen
en! Sollte das gemüthliche Volk nicht einmal ſich ſelbſt, wie es

lebte und webte, im Spiegel betrachten dürfen?[97]) Gesättigt an dem excentrischen Lärm der Genialitäten, sollte es nicht auf der Bühne seine Spießbürgerlichkeit eben so gut wie in dem Roman einmal anschauen wollen? Und wie lange her war es geneigt, Herzenserfahrung, Seelenwärme, Tüchtigkeit und natürliche Wahrheit für Poesie anzunehmen? Als sich nachher freilich die großen Zeitereignisse drängten, erlitt diese Art Dichtung wieder eben so natürlich einen empfindlichen Stoß. Nun war ein Schiller nöthig, das würdig Entsprechende in der Dichtung aufzustellen, und er wandte diesen Jämmerlichkeiten den Rücken, die „nichts als die Ausleerung des Thränensackes bezwecken, und von einem edlen und männlichen Geschmacke von der Kunst ausgeschlossen sind." Die romantische Schule belegte diese beschränkte bürgerliche Manier mit dem Spitznamen der Iffländerei, und es war Schade, daß sich nun der Mann, der die edlere, höhere Menschheit nicht kannte, aber doch nicht beleidigte, mit einem Kotzebue gegen die neue Kritik verbünden mochte.

Das, was die Leistungen des dramatischen Dichters störte, störte auch den Fortgang des mannheimer Theaters zum Theile. Die Emigrirten schafften allerlei Uebelstände, die Noth der Rheinlande begann, Beck und Beil starben 1793 und 94, Iffland erntete von Dalberg Undank für Mühe und Opfer, die er als Regisseur zuletzt gebracht hatte. Gerade hatte seine Reise nach Weimar und Böttiger's Posaune seinen Ruf erstaunlich ausgebreitet; er ward nach Berlin als Direktor gerufen und ging (1796). Dort traf er in Fleck einen würdigen Mitarbeiter auf der Bühne, in Engel eine verwandte Natur bei der Direktion beschäftigt.

97) Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll,
ein muntrer Sohn gar mancher Schwänke voll,
und was an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten
sich Charaktere seltsamlich entfalten;
das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
denn ungefähr geht es zu Hause so,
und was die Bühne künstlich vorgestellt,
erträgt man leichter in der Werkelwelt;
die Thoren läßt man durcheinander rennen,
weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Göthe 4, 198.

In Berlin war ſeit der Anweſenheit der döbbelin'ſchen Geſellſchaft, und man kann ſagen ſeit der Minna von Barnhelm ein theatraliſches Intereſſe allmählich gewurzelt. Nach dem Tode Friedrich's II. geſchah auch von dem Hofe aus mehr dafür; das Beiſpiel ſtehender Theater, das ſogar der Adel in Prag und der Bürger in Hamburg gab, konnte hier nicht unbefolgt bleiben. Ramler und Engel waren für die Bühne thätig; Theaterpoeten wie Plümicke, Brandes, Müchler beſchäftigten ſich, der Erſte ſchon ſeit den 70er Jahren, mit Ueberſetzungen, Bearbeitungen und eigenen Produktionen. Jene beiden namhaften Männer ſchienen nicht übel gewählt. Der Eine hatte noch immer einen poetiſchen Ruf, ſeinen Umgang ſuchten alle Schauſpieler in Berlin, obgleich er eine ſingende Deklamation hatte und mehr für die Oper geeignet war. J. J. Engel (aus Parchim 1741—1802) aber ſchien ſich überhaupt nach oder neben ſeiner erſten popularphiloſophiſchen Richtung (Philoſoph für die Welt[98]) 1775 ff.) ganz dem Theater widmen und auf Leſſing's Spuren fortwandeln zu wollen. Sieht man aber genauer zu, ſo war freilich der Ertrag von dem, was er leiſtete, ſehr gering, und half eben nichts, als ein Scherflein zu dem ungeheuren Maß des Mittelmäßigen zuzulegen, das alle die ungemein wirkſamen Männer, die wir bisher genannt haben, anzuhäufen bemüht waren. Nichts kann dies mehr belegen, als ſeine Ideen zu einer Mimik (1785), die eine Aufgabe verfolgten, welche Leſſing ſich einſt geſetzt hatte. Schellenklang nannte ſie Herder, ohne Herz, Geiſt und Abſicht; der Verfaſſer verſtände keine Geberdenſprache, als die der berliner Schauſpieler. Wenn auch dies nicht ſo wörtlich zu nehmen ſein ſollte, ſo iſt es doch ſprechend genug, daß Engel ſeine Beiſpiele, um die Leidenſchaften und ihre Aeußerungen zu beſprechen, in einer Zeit, wo Shakeſpeare die deutſche Bühne umkehrte, immer aus Agnes Bernauerin, Otto von Wittelsbach und ähnlichen Stücken hernimmt. Und vor Allem belegt ſeine Anſicht über das verſificirte Schauſpiel die Proſa und Urtheilsloſigkeit des Mannes, der den Gebrauch des Verſes in dem Drama der Griechen für ein Zeichen der Unbildung nahm, das die Noth (die Größe des Theaters, die Menge der Zuſchauer) erfunden habe, und das man nicht ohne dieſe Noth beibehalten müſſe! Was konnte ein ſolcher Mann Dramatiſches leiſten? Sein „Eid und Pflicht" iſt eine lange Marter, auf Peinigung mehr als auf Rührung ausgehend, ſein dankbarer Sohn (1770) ein höchſt elendes Ding und ſein vielgeliebter Edelknabe (1772) eine zierliche ſüße Kleinigkeit ohne Salz und

98) Engel's Schriften. Berlin 1844.

Schmalz. An diesem Stücke lobte man die Eleganz und klassische Schreibart, aber schon Schröder verwarf dies gekünstelte Wesen, und fand den Dialog Stephanie's besser, was Jeder zugeben wird, der dessen gewandtere Stücke gelesen hat. Am meisten dramatisches Talent hat Engel noch in seinem berühmten Lorenz Stark (1801) bekundet, der zwar nur eine halbdramatisirte Scenenreihe bildet. Hier haben wir ganz Iffland's Sphäre, ganz diese Kunst zu rühren und das Gemüth aufzulösen, und ganz diese sichere Wirkung auf das deutsche Herz. Nimmt man das Werkchen, das im Momente ergreift, einen Tag später wieder zur Hand, so findet man freilich leider, wie wahr Schiller sagte, es herrsche darin die Leichtigkeit des Leeren, nicht des Schönen. Und welcherlei Ansprüche Engel an das Drama machte, und auf welcher Stufe man am Ausgang des Jahrhunderts in Berlin überhaupt in dieser Hinsicht stand, zeigte sich hauptsächlich bei dem Auftreten Kotzebue's. Seine Stücke wurden als epochemachende Erscheinung begrüßt, der König sprach Kotzebue Genie zu, die Prinzessin Luise wollte ihn nach Berlin gerufen haben, Engel war von seiner Sonnenjungfrau und ähnlichen absurden Stücken ganz bezaubert, und nannte ihn ziemlich geradehin einen großen Dichter. So ward dieser Mann, wie Solger sagt, nachdem er an zehn Orten weggejagt worden, in Berlin mit Freuden aufgenommen und mit einer Pfründe belohnt. Kein Wunder, daß nachher die romantische Reaktion gegen ihn und gegen die ganze Herrschaft der Plattheit von dieser Stadt hauptsächlich ausging, die seither immer ein Bestreben hatte, in Geschmacksachen die Kehrseite von Wien zu bilden, und das Höhere und Edlere zu begünstigen.

Wenn Göthe unter den unheilbaren Schlägen, die unser Theater trafen, die „vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit" voranstellt, auf welche die Folge jener drei Schauspieler geführt hat, so hätte er unstreitig hinzufügen müssen, daß ihr Sieg erst entschieden ward durch Aug. v. Kotzebue (aus Weimar 1761—1819). Wenn er sie aus der Richtung jener Männer auf das Sittliche, Anständige, Gebilligte und wenigstens scheinbar Gute herleitete, so hätte er zugleich anführen müssen, daß Kotzebue auch in einer oft entgegengesetzten Richtung nach lockerer Sittenfreiheit, die ihm Göthe selbst auch sonst scharf genug vorgeworfen hat, sie nicht minder förderte. Und wenn das Moralische und Spießbürgerliche der deutschen Natur dabei seine Hiebe erhält, so müssen wir immer erinnern, daß die genialen Sitten so wenig im Künstler und Dichter als im Publikum eine wahre Poesie geschaffen hätten, und daß uns weit weniger im Pfahlbürgerthum der Zuschauerschaft als im

Mechanismus des Handwerks die Hauptquelle jener Mittelmäßigkeit zu liegen ſcheint. Kotzebue war zwar nicht Schauſpieler, allein gleich von der erſten Epoche der weimarer Bühne an entſchied ſich unter den großen und faſt einzigen Eindrücken, die ſeine Jugend von ihr empfing, ſeine Liebhaberei für das Theater und füllte ſein ganzes Leben aus. Seine ganze dramatiſche Schriftſtellerei liegt auf Einer Linie mit den Bemühungen jener Schauſpieler, dem mangelhaften und lückenhaften Repertoire aufzuhelfen und für das tägliche Bedürfniß zu ſorgen. Hier theilte er Geſchick und Verdienſte mit jenen nächſten Kennern der Bühne, ſowie er auch dem Schauſpieler nothwendig am meiſten zu Dank arbeiten mußte. Denn ſeine Stücke ſpielten ſich ohne Anſtrengung, und ihr vorübergehender Werth war dem darſtellenden Künſtler vielleicht mehr eine Empfehlung als ein Tadel; denn ihm liegt für ſeine Leiſtung nur an dem Momente, und ſelten hat er einen Sinn dafür, ſeine Kunſt an unſterbliche Werke zu knüpfen und ſo wenigſtens im ſchwankenden Gedächte ihr ein Andenken zu bereiten. Wir haben ſo wenig bei Kotzebue wie bei Iffland und Schröder die Abſicht, auf das Einzelne ſeiner Schriften einzugehen; eine Geſchichte der Dichtung kann die Erzeugniſſe des Bedarfs, Gelegenheitsgedichte, Repertorienliteratur, Zeitſchriften, und die gemeine Belletriſtik jeder Art nicht berückſichtigen wollen, es ſei denn im großen Ueberblick ihrer Verhältniſſe und Wirkungen auf die echte Kunſt, die ihr ſtetes Augenmerk bleiben muß. Man muß uns, wenn wir hier mit wenigen Worten kalt vorübergehen, nicht vorwerfen, daß wir früher vieles unſtreitig Schlechtere ausführlicher behandelt haben. Wo uns Quellen mangeln, greifen wir nach Allem, was eine verlorene Zeit kann darſtellen helfen; für ein künftiges Geſchlecht können Kotzebue's Werke vielleicht in Ermangelung eines Beſſeren hier und da ein materielles Intereſſe gewähren. Dem formalen Werthe nach haben wir aber auch aus früheren Zeiten weder die Maſſe der Minnelieder noch des Meiſtergeſangs, des Kirchenliedes oder des Romans im 16ten und 17. Jahrh. einer weitläufigen Erwähnung werth gefunden. Und wenn man uns unſere breitere Darſtellung der Anfänge unſeres Theaters um Gottſched's Zeit vorhalten wollte, ſo geben wir zu bedenken, daß es ein ganz Anderes iſt, einen kaum begonnenen Bau zu fördern, und einen der Vollendung genahten zu verpfuſchen und zu zerſtören; daß bei jenem Geſchäfte die Hülfe des Laſtträgers ihr Lob verdient, bei dieſem die Thätigkeit des Meiſters am verwerflichſten iſt; und daß dort die Geſchichte das mühſelige Werk des Schaffens langſam zu betrachten, hier das leichte des Verderbens raſch zu berichten hat. Kotzebue, der ſein

Leben in einer Reihe von Denkwürdigkeiten redselig geschildert[99]) und jeden Punkt seiner Wirksamkeit im Guten und Bösen gerne erörtert hat, hat sich über sein Verhältniß zur deutschen Theaterliteratur selbst ausgesprochen und wohl auch den Vorwurf erwähnt, daß er den Verfall der deutschen Bühne hervorgerufen habe. Man kann ihn ihm insofern wohl ersparen, als unser Theater auch ohne ihn das Schicksal gehabt haben würde, das alles Menschliche bedroht; aber daß er den Verfall desselben, je größer seine Thätigkeit war, um so mehr beschleunigte, dies ist unstreitig. Es ist ein unverkennbares Zeichen einer gebildeten Zeit, wenn das Bedürfniß der Lektüre, des Theaters und der Kunst sich ausbreitet, wenn die literarische Thätigkeit ein Gewerbe wird und der Mensch auf das Bedürfniß des Geistes bauen kann, um die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse daher zu erlangen. Aber leider ist in diesem Handwerke kein Zunftgesetz denkbar, das die gute Kunst rein hielte und die Aufnahme an Meisterstücke knüpfte. Es ist wahr, das Publikum hat eine natürliche Schwerkraft, die Kunst herabzuziehn, aber auch die Kunst die Eigenschaft, ihre Schwungkraft dem Publikum mitzutheilen; und immer wird es daher zuletzt der Künstler sein, der die Menge und die Kunst verdirbt. Wer seine Schriftstellerei dem gedankenlosen Lese- und Schautrieb der Massen widmet, der wird kaum je dem Fluche entgehen, den Verderb eines Volkes mehr gefördert als seiner Bildung genützt zu haben. Dieser Vorwurf trifft Kotzebue von zwei oder drei Seiten her, die kaum noch eine tadelfreie Stelle in seiner Wirksamkeit übrig lassen. Von Seiten der Kunst hat man es Göthe'n hundertmal nachgesprochen, daß Kotzebue für alles Technische ein angeborenes Talent besessen habe, daß eine Form mit ihm geboren sei, der aber aller Gehalt und Werth abgehe. Wie man es von unserer gesammten theatralischen Kurrentpoesie eines Ziegler, Frau v. Weißenthurn, und wer Alles noch auf diesem Wege fortging, sagen kann, so ist auch bei Kotzebue Alles, was ans Poetische nur streifen will, platt und nichtig, während Alles, was zum Handwerk gehört, glatt und gewandt gehandhabt ist. Diese Vorzüge haben die deutsche populare Schreibart noch in weiterem Umfange, als es durch Wieland geschehen konnte, ausbreiten helfen; sie haben dem deutschen Schauspiele die Steifheit, Barbarei und Pedanterie genommen, die es, fast so lange es bestand, lächerlich gemacht hatten.

99) Flucht nach Paris. 1790. Ueber meinen Aufenthalt in Wien. 1799. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. 1801. Erinnerungen aus Paris. 1804. Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 1805 u. A.

ue hielt ſeine Stücke ſo im allgemeinen Theaterſchnitt, daß ſie von
echniſchen Seite immer etwas Typiſches behalten und ſich inſofern
Zeit zur Aneignung empfehlen werden: denn dies iſt, was das
um allein im Theater ſucht, die Befriedigung eines Sinnenbedürf-
das nach der jeweiligen Lage der Dinge leiſe ungeſtimmt iſt; und
ßt ſich mit Kotzebue's Stücken ſo leicht erreichen. So konnten wir
mit Recht auf einen Goldoni unter uns verweiſen, dem die ganze
uldigte, denn ſeine Stücke werden in Italien und in Paris, in
a und in Sibirien gegeben, und Chamiſſo ſagte, daß ihm auf
Reiſe um die Welt mit Kotzebue's Sohne der Name des Vaters
entgegengekommen ſei. Wenn Jemand über die deutſche Schwer-
lt, über Mangel an Witz und Gewandtheit Klage führen will,
ürfen wir die 211 Schauſpiele dieſes Mannes zeigen, die noch
nem gleichen Haufen von Memoiren, Geſchichten, Erzählungen,
ien und Zeitſchriften aufgewogen werden. Von Weimar, dem
punkte der deutſchen Dichtung, ausgegangen, war er der rechte
ter der wuchernd aufgeſchoſſenen Kultur, das natürliche Kind
olchen Zeit, ein Talent, das unter der Kunſt der Verhältniſſe
chlichte. Er hatte ſeinen Vater ganz frühe verloren, eine gute,
hwache Mutter verzog ihn, ein Hofmeiſter verleidete ihm alles
, Muſäus ward ſein Lehrer, er machte in ähnlicher, ja in größe-
ihreiſe als Wieland, mit ſechs Jahren Verſe, hatte im ſiebenten
ebſchaft, und eilte mit Empfindſamkeit und Eitelkeit den Jahren
oraus, fiel in den Zeiten des Geniedranges in Ausſchweifungen
ſe Sitten, und fing ganz frühe an, ſich dem Schriftſtellerleben zu
n. Wenn Eitelkeit dieſen Beruf vorſchreibt, ſo beſteht ſein Werk
ſt in Nachahmungen, und aus dieſen bildet ſich ein mechaniſcher
Von früh bis ſpät erſcheint er daher, in übertriebenem Maße auch
Wieland ähnlich, in ſeinen zahlloſen Arbeiten immer angelehnt an
, in ſeinen erſten Erzählungen (1782) an Muſäus, in Menſchen-
nd Reue (1784) und in den Leiden der ortenbergiſchen Familie
) an die Empfindſamkeit der Zeit und die Genies, in den Schau-
der erſten Periode (Sonnenjungfrau, Rolla, Indianer in England
an Raynal und die Franzoſen, in ſeinen hiſtoriſchen ſpäterer Jahre
jiller. Jedesmal beſtimmte ihn ſeine Lektüre und ſeine empfängliche
wechſelte Geſchmack und Farbe in der Poeſie wie in der Politik auf
inſten Anſtoß: bald liebte er das Ausſchweifende, Straßenraub aus
Liebe, Heiraten zwiſchen Geſchwiſtern, Bigamie, Entehrungen, dann
r ſich im Alltäglichſten am behaglichſten herum; Schröder, Iffland,

Leben in einer Reihe von Denkwürdigkeiten redselig geschildert [99]) und jeden Punkt seiner Wirksamkeit im Guten und Bösen gerne erörtert hat, hat sich über sein Verhältniß zur deutschen Theaterliteratur selbst ausgesprochen und wohl auch den Vorwurf erwähnt, daß er den Verfall der deutschen Bühne hervorgerufen habe. Man kann ihn ihm insofern wohl ersparen, als unser Theater auch ohne ihn das Schicksal gehabt haben würde, das alles Menschliche bedroht; aber daß er den Verfall desselben, je größer seine Thätigkeit war, um so mehr beschleunigte, dies ist unstreitig. Es ist ein unverkennbares Zeichen einer gebildeten Zeit, wenn das Bedürfniß der Lektüre, des Theaters und der Kunst sich ausbreitet, wenn die literarische Thätigkeit ein Gewerbe wird und der Mensch auf das Bedürfniß des Geistes bauen kann, um die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse daher zu erlangen. Aber leider ist in diesem Handwerke kein Zunftgesetz denkbar, das die gute Kunst rein hielte und die Aufnahme an Meisterstücke knüpfte. Es ist wahr, das Publikum hat eine natürliche Schwerkraft, die Kunst herabzuziehn, aber auch die Kunst die Eigenschaft, ihre Schwungkraft dem Publikum mitzutheilen; und immer wird es daher zuletzt der Künstler sein, der die Menge und die Kunst verdirbt. Wer seine Schriftstellerei dem gedankenlosen Lese- und Schautrieb der Massen widmet, der wird kaum je dem Fluche entgehen, den Verderb eines Volkes mehr gefördert als seiner Bildung genützt zu haben. Dieser Vorwurf trifft Kotzebue von zwei oder drei Seiten her, die kaum noch eine tadelfreie Stelle in seiner Wirksamkeit übrig lassen. Von Seiten der Kunst hat man es Göthe'n hundertmal nachgesprochen, daß Kotzebue für alles Technische ein angeborenes Talent besessen habe, daß eine Form mit ihm geboren sei, der aber aller Gehalt und Werth abgehe. Wie man es von unserer gesammten theatralischen Kurrentpoesie eines Ziegler, Frau v. Weißenthurn, und wer Alles noch auf diesem Wege fortging, sagen kann, so ist auch bei Kotzebue Alles, was ans Poetische nur streifen will, platt und nichtig, während Alles, was zum Handwerk gehört, glatt und gewandt gehandhabt ist. Diese Vorzüge haben die deutsche populare Schreibart noch in weiterem Umfange, als es durch Wieland geschehen konnte, ausbreiten helfen; sie haben dem deutschen Schauspiele die Steifheit, Barbarei und Pedanterie genommen, die es, fast so lange es bestand, lächerlich gemacht hatten.

99) Flucht nach Paris. 1790. Ueber meinen Aufenthalt in Wien. 1799. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. 1801. Erinnerungen aus Paris. 1804. Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 1805 u. A.

Kotzebue hielt ſeine Stücke ſo im allgemeinen Theaterſchnitt, daß ſie von ihrer techniſchen Seite immer etwas Typiſches behalten und ſich inſofern jeder Zeit zur Aneignung empfehlen werden: denn dies iſt, was das Publikum allein im Theater ſucht, die Befriedigung eines Sinnenbedürfniſſes, das nach der jeweiligen Lage der Dinge leiſe ungeſtimmt iſt; und dies läßt ſich mit Kotzebue's Stücken ſo leicht erreichen. So konnten wir endlich mit Recht auf einen Goldoni unter uns verweiſen, dem die ganze Welt huldigte, denn ſeine Stücke werden in Italien und in Paris, in Amerika und in Sibirien gegeben, und Chamiſſo ſagte, daß ihm auf ſeiner Reiſe um die Welt mit Kotzebue's Sohne der Name des Vaters überall entgegengekommen ſei. Wenn Jemand über die deutſche Schwerfälligkeit, über Mangel an Witz und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die 211 Schauſpiele dieſes Mannes zeigen, die noch von einem gleichen Haufen von Memoiren, Geſchichten, Erzählungen, Romanen und Zeitſchriften aufgewogen werden. Von Weimar, dem Mittelpunkte der deutſchen Dichtung, ausgegangen, war er der rechte Vertreter der wuchernd aufgeſchoſſenen Kultur, das natürliche Kind einer ſolchen Zeit, ein Talent, das unter der Kunſt der Verhältniſſe verweichlichte. Er hatte ſeinen Vater ganz frühe verloren, eine gute, aber ſchwache Mutter verzog ihn, ein Hofmeiſter verleidete ihm alles Ernſte, Muſäus ward ſein Lehrer, er machte in ähnlicher, ja in größerer Frühreife als Wieland, mit ſechs Jahren Verſe, hatte im ſiebenten eine Liebſchaft, und eilte mit Empfindſamkeit und Eitelkeit den Jahren weit voraus, fiel in den Zeiten des Geniedranges in Ausſchweifungen und loſe Sitten, und fing ganz frühe an, ſich dem Schriftſtellerleben zu widmen. Wenn Eitelkeit dieſen Beruf vorſchreibt, ſo beſteht ſein Werk zunächſt in Nachahmungen, und aus dieſen bildet ſich ein mechaniſcher Trieb. Von früh bis ſpät erſcheint er daher, in übertriebenem Maße auch hierin Wieland ähnlich, in ſeinen zahlloſen Arbeiten immer angelehnt an Andere, in ſeinen erſten Erzählungen (1782) an Muſäus, in Menſchenhaß und Reue (1784) und in den Leiden der ortenbergiſchen Familie (1785) an die Empfindſamkeit der Zeit und die Genies, in den Schauſpielen der erſten Periode (Sonnenjungfrau, Rolla, Indianer in England u. A.) an Raynal und die Franzoſen, in ſeinen hiſtoriſchen ſpäterer Jahre an Schiller. Jedesmal beſtimmte ihn ſeine Lektüre und ſeine empfängliche Natur wechſelte Geſchmack und Farbe in der Poeſie wie in der Politik auf den kleinſten Anſtoß: bald liebte er das Ausſchweifende, Straßenraub aus Kindesliebe, Heiraten zwiſchen Geſchwiſtern, Bigamie, Entehrungen, dann trieb er ſich im Alltäglichſten am behaglichſten herum; Schröder, Iffland,

Leſſing, Holberg und ausländiſche Dramatiker jeder Art waren ihm zur Nacheiferung bequem. Gerade mit ſeinem erſten Auftreten fiel er in die Periode des größten literariſchen Heißhungers überhaupt; fiel in die Zeit, wo jene Schauſpieler ihre Anſtrengungen für eine deutſche Schaubühne machten, denen nichts willkommener ſein konnte, als ein ſo fruchtbarer Schriftſteller, der einträglicher und ergiebiger war als zehn andere zuſammen. In einigen Werken traf er die wunden Stellen des geiſtigen Lebens in Deutſchland ſo genau, daß eine außerordentliche Wirkung und ein ausgebreiteter Ruhm nicht fehlen konnte. Wer weiß nicht, daß Menſchenhaß und Reue faſt eine Wirkung gemacht hat, wie Werther's Leiden? Man trug Eulaliahauben, man erzählte ſich die materiellen Wirkungen von gebeſſerten Ehebrecherinnen, man überſetzte das Stück in alle Sprachen Europa's, und wenn nicht ins Chineſiſche, doch ins Neugriechiſche. Sollte dies nicht jedes Urtheil beſtechen? Kotzebue's dramatiſches Genie ward mit allgemeinem Jubel verkündet. Nicht allein daß ihn ein vages Gerücht neben Schiller und Göthe als den deutſchen Euripides erklärte, oder daß die Schauſpielerwelt (als deren Organ wir einmal Schröder's Biographen betrachten wollen, dem wir die folgende Aeußerung entlehnen) ihn mit Schröder zum Anton und Cäſar in dem Triumvirate machte, dem das Vorrecht behalten ſei, die Theater zu füllen, und in dem Iffland nur den Lepidus ſpielen ſollte; nicht allein daß Engel, wie wir hörten, ihn groß geprieſen, nein, auch Wieland nannte ihn in Briefen an Böttiger einen verzärtelten Günſtling der Muſen, hielt ihn für fähig, mit Arioſt in der Epopöe zu wetteifern, weil er gereimte Verſe machen konnte, zergliederte ſeine Stücke als Meiſterwerke und erklärte die Huſſiten vor Naumburg in Hinſicht auf Wirkung für das non plus ultra deſſen, was die dramatiſche Muſe über die Gemüther vermöge! Wer ſollte es Kotzebue ſelbſt verargen, wenn er, ganz ungleich ſo manchen andern der untergeordneten Dramatiker, die von dem poetiſchen Schauſpiel hier und da ſprechen, als ob ſie das nichts in der Welt anginge, ſich mit Schiller, ja mit Shakeſpeare zu vergleichen ganz und gar keinen Anſtand nimmt; wenn er ſich ſelbſt über ſeine Zuſammenſtellung mit Iffland beſchwert; wenn er ſich überredet, ſein Ruhm werde allgemein und einſtimmig ſein, wenn er nur nicht mit einigen zufälligen Unbeſonnenheiten, mit dem Pasquill auf den Dr. Bahrdt u. A. ſich Feinde gemacht hätte. Aber heute weiß Niemand mehr von dieſem Pasquille, und die deutſche Meinung hat Kotzebue längſt ſeinen richtigen Platz angewieſen. Das ſei unſer Stolz. Wir haben dieſen Dramatiker in die Welt geſetzt, aber auch nach dem erſten Rauſche auf ſeine Stelle,

ihm gebührt. Wir haben nicht die eitlen Italiener nachgeahmt, es nichts koſtet, ihren Goldoni neben und über Ariſtophanes zu . Wir können ihn nicht entbehren, aber wir können ihn gering- n, was Göthe vortrefflich in den Worten ausgedrückt hat, daß es erſtücke gebe, die nicht ſchlecht, und doch völlig null ſeien. Es iſt mit unſerem äſthetiſchen Urtheile, wie es mit unſeren moraliſchen den iſt: Unſittlichkeit iſt überall, aber wo noch Scham iſt, da iſt der beſſere ſittliche Zuſtand; und ſo iſt die äſthetiſche Schamhaftig- eichfalls ein Zeichen von einem reineren Geſchmack und einer wür- Anſicht von Kunſt und Dichtung. Wir haben Kotzebue beſonders als unſern erſten Luſtſpieldichter rühmen und mit Molière ver- n hören; ſelbſt Jean Paul meinte, nur der Schimmer des Fremden dieſen in unſerer Meinung über unſern Kotzebue hinaus. Allein bgeſehen davon, welch eine andere Perſönlichkeit Molière war als ue, welch eine würdigere Stellung er in der Geſellſchaft einnahm, ein ſehr weſentlicher Unterſchied darin, daß Molière das pariſer er den Poſſenſpielern entriß, den Grund zu dem Geſchmack des an der Bühne legte, das Luſtſpiel aus dem Niedrigen in das erhob, während Kotzebue zwar zur Verbreitung des deutſchen rs half, dagegen die Kunſt von einer Höhe, die ſie bereits erreicht herabzog. Und wie wollte überhaupt ein deutſches Unterhaltungs- nit Molière's wetteifern? Die Geſellſchaft hat in Frankreich eine ndere Bedeutung als bei uns, in Paris hegt ſich die öffentliche ng in ihrem Schoße; die Geſellſchaft, für die Molière zunächſt te, hatte damals, wo der König der Staat war, ſogar noch eine e Bedeutung ſelbſt in Frankreich als heute. In einem ſolchen , wo man auf den feinſten Wink achtſam war, mußte die Komödie re's gerade die Geſtalt nehmen, die ſie trägt, und konnte eine e Bedeutung nicht verfehlen; das deutſche Schauſpiel konnte ein ahmloſes und zerſtreutes Geſchlecht nicht mit feinem Kitzel rühren t, es mußte, wie Schiller fühlte, gewaltſam aufſchütteln. Wir icht von Molière erbaut, wie es Göthe in der Zeit, da er Voltaire o hoch ſtellte, geweſen iſt, wir finden es ganz lächerlich, wenn er iſanthropen, „den er tragiſch nennen möchte," ſo erſtaunlich tief t und dagegen den Timon für „ein blos komiſches Sujet" erklärt; Molière iſt am Ende doch nur ein Dichter, der ſich der Mode und iederung des täglichen Lebens gleichgeſtellt, die Geſellſchaft und Welt zum Gegenſtande hat, die jede tiefere Erfaſſung des Lebens t; wohl aber erkennen wir die große Kluft, die zwiſchen dem

Widerſchein einer pariſer Welt in jenem Zeitalter, und dem eines deutſchen Krähwinkels und deutſcher Paſtorſtuben und Geſindewirthſchaft ſein mußte. Hier wird man hypochondern Leſern Stücke „für die Verdauung“ ſchreiben, dort werden aus großartigem Intereſſe Stücke wie der Tartuffe wie von ſelbſt hervorſpringen, die ſchon durch ihr Parteiweſen dem ganzen Volkskörper gelegentlich immer wieder etwas zu verdauen geben. Durch Verhältniſſe iſt alle Schriftſtellerei bedingt. Das franzöſiſche Unterhaltungsſtück kann man nicht treffen ohne ähnliche Lagen; und eben ſo lächerlich wäre es, wenn wir das ſpaniſche Mantel- und Degenſtück wieder zu erhalten hofften, wenn auch ein Calderon gleich geboren wäre. Ihm gibt ſein großes Relief der Gegenſatz gegen die rohen Adelsſitten, es lehnt ſich an den Hof an, der aller Etikette Muſter iſt, der Narr ſelbſt mußte in dieſen Stücken anſtändig, ein Gracioſo ſein, der Gegenſatz aller Poeſie, die Konvenienz ſelbſt, erhielt hier einen poetiſchen Strich. Heute könnte kein Luſtſpiel Dank verdienen, das ſich an einen höfiſchen Geſchmack anſchlöſſe, denn er bildet keinen Gegenſatz mehr gegen die ſonſt herrſchende Bildung; das Luſtſpiel bedarf aber immer eines Gegenſatzes, und wer es heute bei uns anbauen wollte, der müßte dem herrſchenden Anſtandstone aus dem Wege gehen, ſowie er in den Stoffen gerade das aufſuchen müßte, was der Ton, ja ſelbſt was das Geſetz oder der Zwang zu vermeiden gebietet. Aber dazu gehört Charakter, und ihn hätte ein Luſtſpieldichter bei uns doppelt nöthig, den öffentlichen Verhältniſſen gegenüber, ganz menſchlich betrachtet, und ſeinen Kunſtobjekten gegenüber, auch äſthetiſch. Denn vortrefflich hat man geſagt, daß, wenn den tragiſchen Dichter ſein Gegenſtand trägt, der komiſche den ſeinigen durch das Subjekt emporhalten muß. Wer nicht perſönliche Würde und Größe in ſich trägt und einen Maßſtab wahrer Natur, der wird überall die niedere, wirkliche Natur mit jener verwechſeln, der gemeine Stoff wird ihn herabziehen, in dem ſich der Komöde bewegt, nicht wird die ſchöne Natur und der kräftige Geiſt in ihm den niederen Stoff adeln und erheben. Und gerade von dieſer (zweiten) Seite her hat man an Kotzebue faſt noch häufiger Ausſtellung gemacht, als an dem Schriftſteller an ſich. Sein Leben iſt ohne Würde, ſein Charakter ohne Halt. Viele Seiten, die man an Wieland ſchon in den Spuren ungern geſehen hat, und die dem deutſchen Weſen ſchlecht anſtehen, zeigt er im Uebermaße. Wie dieſer, ſcheute er ſich nicht, ſich dem Publikum in allen Blößen vorzuführen und ſich mit noch größerer Naivetät über alle Urtheile wegzuſetzen. Ungefähr wie jener, ſtellte er ſich „gegen alle Ehrenfeſtigkeit und Ehrenſteifigkeit,“ und es wird dieſe Richtung in der That die Seele ſeiner Schriftſtellerei,

die eine weltmänniſche Fläche und Glätte in alle Wiſſenſchaft und Moral zu tragen ſuchte, wohin ſie nicht gehörte. In dem Sinne einer freien Lebensanſicht wirkten Schiller und Göthe auch, aber ſie thaten es mit Maß und Würde, ſie wirkten nicht unter dem Deckmantel einer abgeſchliffenen Konvenienz, die der flachen Freigeiſterei den Schein leiht, als mache ſie das eigentlich gehörige Leben aus. Vergebens beruft ſich daher Kotzebue, wenn er ſich, ganz wie Wieland, eifrig gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit in ſeinen Schriften zu retten ſucht, auf Göthe, auf Schlegel, auf Gemmingen, die in ähnlichen Werken ähnliche Freiheiten ſich genommen hätten wie Er. Hätte er ſich noch wie Wieland auf ein rechtſchaffenes Leben berufen können! Aber die pragmatiſche Geſchichte ſeiner verſchiedenen Ehebündniſſe[100]) ſtehet noch in Eſthland mit dem ganzen Eindrucke ſeines widerlichen Treibens an dem Revaler Liebhabertheater in ſehr ungeſegnetem Andenken. Uebrigens gewann ihm nicht das Einzelne ſeines Lebens oder ſeine Schriftſtellerei den Vorwurf der Unſittlichkeit; nicht das Thatſächliche war es, was man verfolgte, ſondern die ganze Geſinnung, die durch tauſend Masken durchſcheint, die alle Sittenpredigten auf den Lippen Lügen ſtraft, die ſich durch ein Nichts kenntlich macht, wenn ein Schwall von Redekunſt ſie vorſtellen ſoll. Was half es ihm, wenn er ſich neben Schiller ſtellte mit ſeinen Worten, da er in der That ſich durch das Gemeine immer unter das Gemeine ſtellte? Schon in früher Jugend vertrieb ihn ein unglücklicher Hang zu Pasquillen von Weimar, wo er den Hof und Göthe'n nicht ſchonte. Dann verrieth das berüchtigte verleumderiſche Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirne" (1790), in dem er in Knigge's Namen und zu Gunſten Zimmermann's Namen mißbrauchte und (in Nachahmung eines franzöſiſchen Pamphlets le moyen de parvenir) die unſchicklichſten und ſchmutzigſten Dinge vorbrachte, dem größeren Publikum, wer eigentlich der empfindſame Verfaſſer von Menſchenhaß und Reue ſei; und keine Abbitten und Erklärungen konnten ihm ſeitdem die erſte Liebe und Achtung wieder gewinnen. Wäre er an ſich noch nicht kenntlich genug geweſen, ſo wäre er es durch ſeine Geſellſchaft geworden. Mit Göthe und Schiller gab es innerliche und äußerliche Zerwürfniſſe, die neue kritiſche Schule verſpottete im Athenäum ſeine Stücke, und zog zum erſten Male zwiſchen Dichtung und Dichtung eine Scheidelinie, die Kotzebue noch banger machen mußte als Wieland. Der Krieg zwiſchen ihm und Schlegel brach aus, und es

100) Vgl. Maſſon, Brief eines Franzoſen an einen Deutſchen. Baſel und Koblenz 1802.

ſchied ſich dieſe Schule immer ſchroffer von Jenen ab, die ſie gemeine Naturen tauften. Nun ſchloß Kotzebue ſeinen Bund mit den Meißner und Merkel ab, und führte mit ihnen in dem Freimüthigen den berüchtigten Kampf gegen alle Göthianer, Nibelunger, Myſtiker und Romantiker, die er alle als ſeine Widerſacher anſah. Die Anfeindung des Guten und Höheren, das ſie als Anmaßung, als Unſinn und Wahnwitz verriefen, die Begünſtigung dagegen alles Platten und Gemeinen machte dieſen Bund ganz verächtlich. Die Frechheit und Gemeinheit der deutſchen Kritik, die ſich von perſönlichen Beziehungen ſo gern beſtimmen läßt, hatte hier ein neues Stadium, gegen welches die klotziſche Periode unſchuldig zu nennen iſt. Der nächſte und kleinſte Erfolg war ein neuer Skandal, der die Verbrüderung zwiſchen Kotzebue und Merkel löſte, und von Erſterem, wie er pflegte, durch eine Poſſe verewigt ward. Und ſo wie hier Kotzebue in äſthetiſchen und moraliſchen Beziehungen erſcheint, erſcheint er auch in politiſchen. Mit einer Wankelmüthigkeit, oder wenn man will Unparteilichkeit, die Wieland's Zweiſeitigkeit unendlich überbot, hatte er ſich auf das verſchiedenſte über politiſche Gegenſtände von jeher vernehmen laſſen, denn es war dies eine Leidenſchaft von ihm. In ſeinem philoſophiſchen Gemälde Ludwig's XIV. (1791) machte er den Gegner des Despotismus; in ſeinem Luſtſpiele Sultan Wampum (1794) vermuthete man eine Satire auf einen Regenten, die beigetragen habe, ihn dem Kaiſer Paul zu verdächtigen, der ihn bekanntlich vorübergehend nach Sibirien (1800) deportiren ließ. Noch bei ſeinem Aufenthalte in Wien 1798 hatte man ihn als einen Jakobiner verſchrien; aber ſeit ſeiner Rückkehr aus Sibirien ſtellte ſich mit ſeiner Thätigkeit in ruſſiſchen Dienſten die ſichtlichſte Veränderung in ſeinen politiſchen Anſichten ein. Schon vorher hatte man in ſeiner Schrift über den Adel andere Anſichten gefunden, als folgerichtig aus ſeinem ſonſtigen Spotte über den Erbadel folgen ſollten; dies Buch war ſchon, wie er ſelbſt bekennt, mit Vorwiſſen der Kaiſerin von Rußland und auf Eingebung eines einflußreichen Mannes geſchrieben. Später ſchrieb er ganz offen im ruſſiſchen Sinne gegen Gut und Bös: er bekämpfte die napoleoniſche Herrſchaft in ſeinen Zeitſchriften (Biene und Grille 1808—12), und dann den jungen Geiſt, der ſich in Deutſchland regte. Das unſelige Amt, das er 1816 annahm und das ihm das Leben koſtete, führte einen unſchuldigen Namen; es hieß eine literariſche Agentur, und Kotzebue mag es ohne Arg übernommen haben, ohne zu bedenken, daß in ernſten Dingen die Leichtfertigkeit, mit der man ſeine Privatſachen wohl behandeln mag, verderblich wird. Er konnte ſein Amt nicht mehr arglos führen, ſeitdem er Partei geworden,

it ihm ſeine Geſchichte des deutſchen Reiches auf Wartburg aufge-
annt war und ſo wenig vor der deutſchen Jugend wie vor Napoleon
nade gefunden hatte. Sein literariſches Wochenblatt und der darin
führte Kampf gegen Konſtitutionen, Preßfreiheit, Turnkunſt und alle
ieren Richtungen erregten allgemeinen Unwillen, und ſeine bekannt
wordenen Berichte hätten wahrſcheinlich in ihren Folgen ſeine Ent-
mung aus Deutſchland veranlaßt, wenn nicht ſeine Ermordung durch
and zu frühe erfolgt wäre. Der Unmuth über den zweideutigen und
mals in Aller Achtung ganz geſunkenen Mann ſprach ſich übrigens
mittelbar vor Sand's That ſo nachdrücklich aus (z. B. in einer Schrift
er Kotzebue's lit. und polit. Wirken 1819), und nach derſelben erinnert
h Jeder, daß ſolche Anſichten darüber von ehrenhaften Männern laut
worden ſind, daß man den iſolirten Entſchluß doch nicht in ſeinen
uellen iſolirt nennen kann. Wir wünſchen übrigens, allerdings zwar,
ß eine Zeit kommen möge, die die politiſchen Kotzebues in unſerer
itte unmöglich oder unnütz macht, nicht aber, daß dieſe Zeit, wenn ſie
me, die ungleichen Waffen und den unehrlichen Kampf, Blut gegen
inte, heiligen und etwa Sand wie einem Ariſtogiton Denkmale ſetzen
öge.

Gerade als Iffland und Kotzebue im beſten Thun waren, die Ver-
genheiten der ſtehenden Theater um neue Stücke zu beſeitigen, fing die
orgfalt Göthe's für die weimarer Bühne an, die für das deutſche
chauſpielweſen von neuen Folgen war. Ein Direktor wie Göthe, ein
chauſpieldichter wie Schiller, ein Publikum wie es in Weimar und
na war, eine Unabhängigkeit wie keine Schauſpieltruppe jemals er-
ngen kann, ſolche Verhältniſſe mußten wohl hier auch bei geringen
aterriellen Mitteln das Beſſere fördern. Nach dem Abgange der ſeyler-
jen Geſellſchaft 1774 hatte ſich in Weimar ein Liebhabertheater gegrün-
t, das nicht fehlen konnte für Göthe'n eine treffliche Schule zu werden;
'84—91 ſpielte die Bellomo'ſche Geſellſchaft, dann ward das Hof-
eater eingerichtet und von Göthe'n geleitet. Ehe Schiller hinzutrat,
ien übrigens das nicht werden zu wollen, was nachher geworden iſt
d von Göthe auch nach Schiller's Tode fortgeſetzt ward. Anfangs
günſtigte Göthe den in Weimar heimiſchen Operngeſchmack fortwährend.
er geringſte Blick aber in die deutſche Schauſpielgeſchichte lehrt uns
erall, wie verderblich die Bevorzugung des Singſpiels von jeher dem
jentlichen Drama geweſen iſt. Schon damals ward es immer ſchwerer,
h dem Vordrang dieſer Gattung und dem Wetteifer der Muſik mit der
ichtung zu widerſetzen. Die italieniſche und franzöſiſche Oper über-

ſchwemmte ganz Deutſchland. Eine große Anzahl von Poeten lieferte und überſetzte Texte, und die großen Werke Gluck's und Mozart's fanden im Schauſpiel Weniges, was ihnen den Platz und den Tag hätte ſtreitig machen dürfen. Göthe berichtet, er habe ſich durch die reichlichen Opern, für welche Einſiedel, Vulpius und der Koncertmeiſter Cranz thätig waren, ein fertiges Repertoire bilden wollen, das ihm Zeit ließ, ernſtlicher auf das Schauſpiel zu denken. Allein in den erſten Jahren begegnen wir doch vorzugsweiſe Iffland, Kotzebue, Großmann und Meyer auf den Bretern, ſelbſt Hagemann und Hagemeiſter wurden nicht verſchmäht, den Zſchokke'ſchen Abällino ſtellte das Publikum noch Schiller's Stücken ziemlich gleich. Erſt als Schiller hinzutrat, als Wallenſtein geſchrieben war und das neuerbaute Theater eröffnete, trat die erklärte Abſicht hervor, zu einem würdigen Repertoire den Grund zu legen, und dabei die glückliche Unabhängigkeit von dem Haufen zu nützen, über das Alltägliche und die Mode hinauszuſchreiten, das Theater als eine Lehranſtalt zur Kunſt zu betrachten. Eine doppelte Noth war bei dieſem Werke zu überwinden. Die Schauſpieler waren an nichts gewöhnt, als an die gemeine naturaliſtiſche Manier des Vortrages und der Darſtellung. Schiller's Stücke nöthigten auf einen höhern Stil zu denken. Bei Aufführung der Piccolomini hatten ſich beide Dichter zu quälen, den Vers auf das Theater zu bringen, und die Spieler vortragen und ſkandiren zu lehren. Ja Schiller hatte noch vor nicht lange Don Carlos in Proſa umgeſetzt, ehe er in Leipzig gegeben werden konnte, und in dieſer Geſtalt ſpielte man ihn auch in Dresden und Berlin. Dieſes Einfachſte alſo der rhythmiſchen Deklamation mußte hier förmlich eingeſchult werden, und wie war ohne dieſes eine Darſtellung der Werke unſerer Dichter ſelbſt oder eines Shakeſpeare denkbar, der man nicht allen poetiſchen Glanz abgeſtreift hätte? Wir glauben daher, daß von dieſer Seite die Schauſpieler, die aus Göthe's Schule in Weimar ausgingen, wenn ſie vielleicht auch hinter jene ältern Meiſter an Stärke der Anlage und Natur zurückwichen, doch auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge gehabt haben. Mit Wolf und Grüner ließ ſich Göthe in eine förmliche Schule ein. Dem Erſtern gab er ſelbſt das Zeugniß, daß er ſich ganz in ſeinem Sinne gebildet habe, und ſeine Leiſtungen ſind in Berlin, wo er ſonſt geſpielt hat, unvergeſſen; über Grüner's Spiel in Wien hat Collin aufs günſtigſte geurtheilt; in Darmſtadt haben wir ihn ſelbſt gründlich geſehen, wo er die Ungunſt des Publikums durch ſein Auftreten überwand und als Regiſſeur mit höchſt geringen Mitteln eine Zeitlang ein klaſſiſches Repertoire ſchaffte, und ganz im Sinne des Meiſters das nicht ſehr gelehrige

rre bis zu Terenz und Holberg führte. In der erſten Begründung ſolchen Repertoires in Weimar lag die zweite Hauptſchwierigkeit, überwinden war. Man wollte der Maſſe mittelmäßiger Alltags- ein Gegengewicht durch wirkliche Poeſien halten, und zu dieſem e mußte auf alles irgend Brauchbare in Nähe und Ferne ausge- werden. Aber die verſchiedene Tendenz führte hier ganz andere gniſſe herbei, als bei Schröder's Erweiterung der Bühne, das ellbare und Bühnengerechte blieb hier immer dem poetiſchen Werthe geordnet. Indem ſich beide Dichter nach heimiſchen und fremden kten, die ihnen tauglich ſeien, umſahen, war Schiller der Kühnere uswählen, aber auch im Zurichten. Er wollte die Sakontala auf ühne bringen, fühlte aber doch, daß das Stück an dem Mangel an lung ſcheitern würde; er ſah Klopſtock's Hermann auf eine Bear- ig an, aber auch ihn mußte er aufgeben. Man wagte ſich aber bis miſchen Stücken, und gab in Masken Terenzens Brüder, von Ein- , und die Andria, von Niemeyer bearbeitet. Die neueſten Dramen omantiker, Jon von Aug. Wilh. und den wunderlichen Alarcos Friedrich Schlegel gab man ſogleich, ja ſpäter dachte Göthe auch rbeiten Fouqué's, Arnim's, Tieck's und Brentano's aufzuführen, gte ſich jedoch unmöglich. Wenn uns manche dieſer Absichten durch eckheit überraſchen, ſo fehlt es nicht an andern Unternehmungen, enen wir, ſchon gewöhnt an das, was die Weimarer erſt lehren n, die Aengſtlichkeit nicht begreifen. Die Aufführung Nathan's, uch Schröder nicht unternahm, galt als ein Wagniß, und Er ſo wie Götz, oder Egmont, Stella oder irgend ein ſchiller'ſches Stück e der Schere entgehen. Daß man Iphigenie und Taſſo aufführen e, ſchien ſelbſt Göthe'n unglaublich und gelang gegen ſein Erwar- Aber mit all dieſem war noch immer kein eigentliches Repertoire t; man fiel alſo auch hier auf das Ueberſetzen und Bearbeiten frem- Werke. Auch in dieſem Geſchäfte offenbaren ſich die höheren Geſichts- e der beiden Dichter ſogleich. Man ging unwillkürlich auf die Mei- rke der fremden Theater zurück, nicht wie Schröder auf die zwei- e mittlere Gattung, die für das Bühnenbedürfniß berechnet war. ie Schauſpieler an eine gebundenere Weiſe zu gewöhnen und ihre tiſche Deklamation zu üben, fiel man auf die franzöſiſche Tragödie. hätte man ihr, die man kaum in Deutſchland abgethan hatte, wieder großes Gebiet eingeräumt. Der Herzog von Weimar begünſtigte ſchieden und verſprach ſich davon eine Epoche in der Verbeſſerung eutſchen Geſchmacks. Es muß doch was ſehr Richtiges in der

pedantiſchen Abtheilung der dramatiſchen Gattungen unter den Dichtern des 17. Jahrhs. liegen, die das heroiſche Trauerſpiel den Fürſtenſtand repräſentiren ließen; oder warum fiel man damals gerade an den Höfen in Gotha, Wien und Weimar gleich wieder auf die franzöſiſche Tragödie? Schiller bot zwar die Hand völlig dem neuen Werke und bearbeitete die Phädra; aber er that es mit Widerſtreben. Er ſah Göthe'n, wie es ſcheint, mit Beſorgniß zu, als dieſer den Mahomet und Tancred vornahm, zu viel Fleiß und Mühe auf eine geringe Sache wandte, und mit ſeiner Allſeitigkeit auch dieſer Gattung einen Geſchmack abzugewinnen wußte. Er grübelte über Crebillon's Stücken, ob man nicht deſſen Manier zu untergeordneten Erzeugniſſen, Opern, Ritter- und Zauberſtücken gebrauchen könne. Schiller'n widerſtand die Manier der Franzoſen innerlich. Er erklärte ſich die ganze Natur ihrer Stücke aus der Art des Alexandriners, der ihm widerlich war wie jedem unverwöhnten Geſchmacke. Die Charaktere und Geſinnungen, Alles bewege ſich unter der Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leite, ſo auch die zweiſchenkelige Natur dieſes Verſes die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken. Mit Aufhebung des Verſes, fürchtete er, werde die ganze Baſis weggenommen werden, und der falſche Geſchmack, die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit, die Kälte und Lahmheit dieſer Stücke deſto greller hervortreten. Schiller alſo griff lieber zu Turandot (dies war eher ein Wageſtück zu nennen) und zu Macbeth. Bei dieſem Stücke war das Verdienſtliche, daß dem Briten der Vers wiedergegeben ward und ſein poetiſcher Kothurn. Hätte Schiller länger gelebt, ſo hätte er vielleicht mehr für Shakeſpeare's Einführung auf die deutſche Bühne, und er hätte es mit aufrichtigerer Liebe gethan als Göthe. Dieſem ſchien es kein Unglück, wenn der britiſche Dichter ganz von der Bühne verdrängt werde! er nannte es ein Vorurtheil, daß man ſeine Stücke ganz geben wolle, und pries Schröder'n darum, daß er ein Abkürzer des Abkürzers wurde. Wenn man Göthe'n den wunderlichen Satz ausſprechen hört, Shakeſpeare trete in der Geſchichte des Theaters nur zufällig auf; wenn man ihn in gelegentlichen Blicken auf ſhakeſpeariſche Stücke ſagen hört, Lear's erſtes Auftreten ſei abſurd, Mercutio und die Amme ſeien nichts als poſſenhafte Intermezziſten u. dergl.: ſo ſieht man wohl, daß der Dichter, der in ſeiner Jugend ſich am innigſten an dieſem Tragöden aufrankte, in ſeinem beſchaulichen Alter ſich faſt nichts mehr aus ihm anzueignen verſtand. Für die Herſtellung Shakeſpeare's geſchah alſo verhältnißmäßig wenig auf dem weimarer Theater; das Aufgeführte ſcheint hier und da nicht befriedigt zu haben, und dies lag wohl an dem

Perſonal, an dem überhaupt die Wiedereinführung Shakeſpeare's bei uns ſcheitert, der für die kleinſte Rolle einen Schauſpieler verlangt, an dem jeder Zoll ein Künſtler iſt. Wenn Göthe von Shakeſpeare ſonderbarer Weiſe meinte, er habe an keine Aufführung bei ſeinen Stücken gedacht, ſo ſchien er dagegen Calderon ein großes Verſtändniß des Techniſchen zuzuſchreiben, was nur in gewiſſer Beziehung und in gewiſſer Maße eine Wahrheit iſt. Auch Schiller ſchien ihn von dieſer Seite aufzufaſſen, wenn er meinte, dieſer Dichter habe ihm und Göthe'n manchen Fehlgriff erſparen können, wenn ſie ihn früher gekannt hätten. Seine Stücke ſchienen übrigens auf der weimarer Bühne gleichfalls kein ſonderliches Glück zu machen, und dies erklärt ſich aus ſich ſelbſt. Hier fehlte es an kühnen und geſchickten Bearbeitern; jetzt hatte ſich ſchon die Stimme der romantiſchen Schule ſo laut für die Unantaſtbarkeit aller überſetzten Werke erklärt, was bei Calderon, wenn von Aufführung die Rede ſein ſollte, ſo übel angebracht, als bei Shakeſpeare an ſeinem Orte war. Denn die fremdartige Natur des Spaniers gegen die uns verwandte engliſche hat Niemand ſchöner hervorgehoben als Göthe. Er verleiht uns, ſagte er, keine eigentliche Naturanſchauung, in ſeinen opernartigen Stücken wiederholen ſich die Hauptmotive überall, wie die ſtehenden Formen, er weilt an der Schwelle der Ueberkultur. Shakeſpeare reiche uns die reife Traube am Stocke, Calderon gebe uns rektificirten Weingeiſt, mit Specereien geſchärft, mit Süßigkeiten gemildert, ein Reizmittel, das man einnehmen, oder abweiſen muß, nicht ſich nicht nach Luſt zubereiten kann wie bei Shakeſpeare. Seine bigotten Umgebungen nöthigten ihn, dem Wahne zu fröhnen und dem Unverſtand Kunſtvernunft zu leihen, während Shakeſpeare's größter Vortheil ſein Proteſtantismus iſt, der ihm erlaubt als Menſch zu erſcheinen, der ihn ganz Natur läßt, während Calderon ganz als Konvenienz erſcheint, ein Talent, durch Theateretikette verdeckt.

Der Vorgang der weimarer Bühne, die alles irgend Aufführbare willig zuließ, gab den Vorzug der Univerſalität, den unſere Literatur lange beſaß, auch unſere Schauſpielkunſt, und wir haben ſpaniſche, däniſche, engliſche Stücke aufführen ſehen, die uns wahrhaft in andere Zeiten verſetzen konnten. Wenn wir bei dieſer Erweiterung unſerer Geſichtskreiſe uns gegen Calderon und ſelbſt gegen Shakeſpeare nicht ganz ſo zuvorkommend zeigten, wie es die romantiſche Schule ſtürmiſch verlangte, ſo thaten wir im Grunde nur das Natürliche. Wir behaupteten die Anſprüche einer ſelbſtändig gewordenen Bildung, und gerade in dem Augenblicke, wo wir unentſtellt und rein die Künſte fremder Bühnen anſchauen lernten, fühlten wir uns auch in einem Beſitze eigener Kunſt und eigenen

Geſchmackes. Dies war unſtreitig in Bezug auf die dramatiſche Literatur Schiller's Werk mehr als Göthe's, und an jenen lehnt ſich auch faſt die ganze folgende Dramatik in Deutſchland an. Hätte er uns nicht ein Gefühl von eigen unterſchiedenem Charakter unſeres Schauſpieles gegeben, ſo wäre unter dem Eindrang Calderon's und Shakeſpeare's alle Eigenthümlichkeit auf's neue unter uns eingebüßt worden, denn ſelbſt Göthe's Stücke hätten dem mehr Vorſchub als Widerſtand geleiſtet. Aber ſo hatte der Flor der weimarer Bühne auch das Gute geſtiftet, daß dem dramatiſchen Genius Schiller's die Flügel wuchſen; und leider überſtrengte ſich ſein Flug nur allzu ſehr. Die Sättigung an ſeiner Profeſſur, ein anhaltendes Lungenleiden, der Wunſch, die Anſchauung des Theaters zu haben, beſtimmten Schiller'n 1799 nach Weimar überzuziehen. Allein ſeine Verſorgung war knapp, er arbeitete zur ſchlimmen Stunde, ſteigerte ſich durch ſchlimmere Mittel und trieb es zu Göthe's Kummer mit der Behauptung ſeiner Freiheit zu weit. Er machte ſich nun die über dem Wallenſtein erlangte Uebung zu Nutze und zierte faſt jedes Lebensjahr mit einem neuen Stücke. Sie ſind theilweiſe ein wenig über Einen Leiſten gearbeitet, und Göthe gab ihm das gelegentlich zu verſtehen, indem er ihm ſagte, er müſſe durch Nachdenken und Uebung dem dramatiſchen Metier ſo viele Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetiſche Stimmung nicht gerade zu jeder Arbeit nöthig ſein dürften. Allein Schiller fühlte ſich auf dieſen Stich doch auch gleich wieder, und war ſich bewußt, daß er nie dem Theater werde genug thun wollen, als auf poetiſchem Wege, und daß er ſich nie eine Wirkung nach außen, wie ſie auch wohl einem gemeinen Talente und einer bloßen Geſchicklichkeit gelingt, zum Ziele machen werde, noch auch könne. Die zwei nächſten Stücke nach dem Wallenſtein, Maria Stuart (1799) und die Jungfrau von Orleans (1801), verrathen in vielfachen Anklängen das Studium der Alten, ſie waren bühnengerechter und regelmäßiger gerathen, und man konnte ihnen nicht die vielfachen Kompoſitionsfehler vorwerfen, wie es bei Carlos und Wallenſtein geſchehen war. Sie haben dadurch nicht eben den größeren Werth erhalten. In der Maria Stuart ſchien ſich der Dichter von Soldaten und Helden wegzuſehnen nach einem leidenſchaftlichen menſchlichen Vorwurfe; das realiſtiſche Studium war ihm verleidet, allein er verlor dadurch auch den reichen Hintergrund, den die Zeit und der Hof Eliſabeth's dargeboten hätten. Von der Staatsaktion ward er doch nicht frei, und in der Gegeneinanderſtellung Leiceſter's und Burleigh's ſcheint ſogar die Feinheit vergeſſen, mit der er ſonſt dergleichen zu behandeln wußte, was auch von einer andern Seite in der Scene der

fall iſt, wo ſich die Königinnen einander ſchelten. Die feinen Einwirkungen der romantiſchen Liebhabereien zeigen ſich in dem Charakter Mortimer's, der nur äußerlich durch den rhythmiſchen Firniß Schiller's übrigen Liebhabern ähnlich ſieht; dem ſinnlichen Jünglinge, dem der Fanatismus Alles erlaubt, iſt in poetiſcher Unbefangenheit die innere Rechtfertigung einer jeſuitiſchen Handlungsweiſe geliehen, ohne daß der Dichter aus ihm redete. Die Jungfrau ruht ganz auf den romantiſchen Neigungen dieſer Jahre und hat ſie genährt, indem ſie ſie zügeln wollte; ſie adelte gleichſam die Ritterſtücke, und lehrte die jungen Schulen, die das romantiſche Schauſpiel Shakeſpeare'n nachahmen wollten, wie ſie einen Stoff, den ſie handhaben möchten, beherrſchen, nicht ſich in ihm verlieren müßten. Die halb ſomnambule Heldin war freilich eine leidige Aufgabe; aber was hier Phantaſtiſches der Perſon anklebte, ſchien gleichſam vergütet werden zu ſollen durch den höchſt verſtändigen Bau des Stückes, deſſen Anlage und innere Entwickelung vielleicht ſchwieriger als bei irgend einem anderen ſchiller'ſchen Drama war, und wohl beſſer als in jedem anderen gerathen iſt. Iſt in der Jungfrau ſtellenweiſe die Färbung der Zeiten, wie im Tell, und ſonſt die örtliche Wahrheit der Schilderungen trefflich gelungen, ſo iſt das auch in der Braut von Meſſina (1803) der Fall, deren Colorit mit nichts als dem der griechiſchen Romane und ähnlicher Poeſiewerke zu vergleichen iſt, deren Stoff auch in ähnlicher Weiſe Kindertödtungen, mildthätige Erhaltungen, Entführungen, Korſaren- und Seeleben bilden. Das Stück iſt zwar durch den ſtolbergiſchen Aeſchylus angeregt, und im Gegenſatze zu Schlegel's Jon entworfen, allein Schiller konnte ſich nicht an eine untergegangene Form hingeben, er verwebte das Antike und Moderne, und ſo geht dies Drama gleichſam in die naive Periode der Romantik zurück, ſpielt in Sicilien, dem Lande, wo ſich Altes und Neues, Chriſtliches und Muhamedaniſches, der äußerſte Nord und Süd, Oſt und Weſt am innigſten berührten, und ähnlich wie wir in der Miſchung verſchiedener Elemente ein weſentliches Kennzeichen des Romantiſchen früher gefunden haben, tritt hier die antikſte Form mit der modernſten Liebesfabel, chriſtliche, griechiſche und muhamedaniſche Religion, Chor und ſpaniſche Romanze zuſammen. Die Paarung ſo heterogener Dinge ward in dem romantiſchen Schauſpiele unſerer dramatiſchen Schule Sitte, die ganz unverſtändig jede lyriſche Form des Südens mit allen formloſen Beſtandtheilen des ſhakeſpeare'ſchen Schauſpiels in eine bunte Reihe flocht. Wir bewundern Schiller's Genius darin, daß er für ſo ein willkürliches Amalgam mit einem einzigen Takte ein Lokal fand, das ein ſolches erlaubte, ja gebot,

und auf das ihn keine Literaturgeſchichte, ja kaum eine poetiſche Lektüre aufmerkſam gemacht haben konnte. Wir begreifen ſehr wohl, wie Humboldt trotz aller weſentlichen Fehler der Kompoſition, die hier wiederkehrten, das Stück formell auf den Gipfel der ſchiller'ſchen Kunſt ſtellte. Es iſt eigen, daß unter Schiller's Dramen doch immer die die intereſſanteren ſind, denen man die meiſten Fehler nicht ohne Unrecht vorwirft. Der ſelbſterfundene Stoff ſchien hier wieder ſeine Klippe zu werden; die Behandlung des Schickſals fand gerechten Tadel. Göthe, der im Shakeſpeare die in der That unübertreffliche Verbindung von Freiheit und Geſchick bewunderte, ſetzte an der Braut von Meſſina aus, daß das Schickſal ohne Schuld ſtraft, und Gute wie Böſe gleicher Untergang trifft; und es iſt bekannt, daß ſich die ungeſchickten fataliſtiſchen Stücke unſerer romantiſchen Schule an dieſes Werk, die müllner'ſche Schuld dicht an deſſen letzten Vers anheftete. Die Einführung des Chors war eines jener Wagniſſe, die Schiller'n nicht ſchreckten, wenn es galt, dem gemeinen Naturalismus in der Kunſt den Krieg zu erklären. Ihm gerade ſtand es natürlich genug an, den Chor zurückzuführen, der, wie er ſagt, die Reflexion von der Handlung abſondert und den Dichter zu einer Erhebung des Tons berechtigt, die das Ohr ausfüllt, den Geiſt anſpannt und das ganze Gemüth erweitert. Hier alſo durfte er ſich dem Schwung ſeiner Gedanken überlaſſen, und die gehobenſten Stellen ſind in der That in den lyriſchen Partien niedergelegt. Dies hat dieſer erneuten Form ſogar Eingang auf das Theater verſchaffen können, obgleich allerdings dem Begriffe des Chors nicht genuggethan iſt, den Schiller ſelbſt zum erſten Male in der Einleitung über den Chor vortrefflich erfaßte[101]). Auf dies

101) Humboldt, den die Freundſchaft zu Schiller nicht eben blind machte, hat ganz vortrefflich gezeigt, worin dies gelegen iſt. Wenn er ihn recht verſtehe, ſchreibt er Schiller'n, ſo ſei der Chor da, die gleichſam phyſiſche Gewalt der Empfindung des Zuſchauers, da, wo ſie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Perſonen als wirklicher Weſen herabſinken will, auf einmal zu brechen, und ſie mit künſtleriſcher Stärke zu der in dem Kunſtwerk ſymboliſirten Idee zurückzuführen. Der Chor war das einzige Mittel, durch das es einem naiven Volke gelang, eine an ſich ſentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie, auszuführen. Denn es ſei deutlich, daß Shakeſpeare, Schiller und Göthe, weil ſie das Bedürfniß fühlten, die Proſa des Lebens in der Tragödie auszutilgen, und daher immer den Zweck des künſtleriſchen Symboliſirens auf andere Weiſe (als durch einen Chor) zu erfüllen ſuchten, ſentimentaler, betrachtender, philoſophiſcher geworden ſind, als ſonſt geſchehen wäre. Ihre Stücke laſſen etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung zurück, weil für jenen intellektuellen Zweck ein ſinnliches Organ fehle; die Anſtrengung, die die handelnden Perſonen machen müſſen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuſchauer mit ihnen, da der Chor hin-

geregelte Stück folgte Wilhelm Tell (1804) in dem freiern Gang eines dramatiſirten Epos, wie es der nicht tragiſche Stoff verlangt. Shakeſpeare's Cäſar hatte die Idee dazu vorzüglich gegeben. Auch bei Tell trifft es zu, daß der Beifall gerade hier im Allgemeinen am ungetheilteſten iſt, wo wieder ſehr weſentliche Fehler im Einzelnen ausgeſetzt werden. Die äſthetiſche Regel ſehen wir willig in den Hintergrund treten, wo höhere Rückſichten gebieten. Wer die Parallele zwiſchen Tell und Parricida tadelt, muß über dem äſthetiſchen viel moraliſches und noch mehr praktiſches Gefühl verloren haben: denn nicht ohne Grund braucht der Dichter jedes Mittel, den uneigennützigen Tyrannenmord vor der durch Entnervung delikat gewordenen Moralität unſerer Tage zu retten, worin er nichts Anderes that, als was ſelbſt ſehr chriſtliche Männer in ſehr chriſtlichen Zeiten auf offenen Koncilien gethan haben. So kann man äſthetiſch auch überhaupt einen anderen Tell denken, in einem Tone, der dem Naturalismus mehr ſchmeichelt; allein wir zweifeln, ob die ſchweizer Jugend einen ſolchen mehr lieben würde als dieſen, und ob Schiller'n ein kritiſcher Bewunderer lieber würde geweſen ſein als ein patriotiſcher. Denn das Stück iſt ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnte in ſchweren Zeiten an ernſte Pflichten; die freie Luft der Volksbewegung weht trefflich in dieſem Gegenſtücke zu Wallenſtein, wo alles militäriſch und ordonanzmäßig hergeht. Wie anders mußte man dies Drama in jenen Jahren der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft leſen, wie anders die Jungfrau von Orleans, deren ganzer Inhalt die ähnlichen Verhältniſſe ſchilderte, unter denen das deutſche Land ſeufzte! Wenige Jahre nach Tell brach der tiroler Aufſtand aus, und bald ergriff die deutſche Nation eine Begeiſterung in ihrem Freiheitskampfe, die ſelbſt in ſo nüchternen Zeiten manche Erinnerung an jene Befreiungskriege der

---

gegen daſſelbe klar und leicht ausſpricht. Zweierlei tadelt nun Humboldt an Schiller's Chor. Er iſt den handelnden Perſonen zu nahe, und hat in ſich nicht den Reichthum, den er haben könnte; es fehlt ihm an Ruhe und Bewegung zugleich. Er hätte nicht Begleiter der Brüder ſein ſollen; da ihr eigener Ehrgeiz ins Spiel kommt, ſo iſt ihr Urtheil nicht das unparteiiſche des Schickſals. Der Chor muß unmächtig, dienend, ſchwach ſein, aber frei, und nicht einmal durch Neigung gefeſſelt. Hier aber tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß bei uns Alles motivirt ſein ſoll; und wie ſoll man den Chor motiviren, ohne ſeinem reinen Begriffe zu ſchaden? Oder muß die Strenge des Motivirens hier etwa nicht beobachtet werden? Daß die Handlung ſelbſt mit Nothwendigkeit auseinander fließe, hat ſeinen natürlichen Grund; allein der Chor iſt wie der Himmel in einer Landſchaft: es verſteht ſich von ſelbſt, daß er da ſei, denn jede Handlung geht durchs Gerücht ins Volk aus.

und auf das ihn keine Literaturgeſchichte, ja kaum eine poetiſche Lektüre aufmerkſam gemacht haben konnte. Wir begreifen ſehr wohl, wie Humboldt trotz aller weſentlichen Fehler der Kompoſition, die hier wiederkehrten, das Stück formell auf den Gipfel der ſchiller'ſchen Kunſt ſtellte. Es iſt eigen, daß unter Schiller's Dramen doch immer die die intereſſanteren ſind, denen man die meiſten Fehler nicht ohne Unrecht vorwirft. Der ſelbſterfundene Stoff ſchien hier wieder ſeine Klippe zu werden; die Behandlung des Schickſals fand gerechten Tadel. Göthe, der im Shakeſpeare die in der That unübertreffliche Verbindung von Freiheit und Geſchick bewunderte, ſetzte an der Braut von Meſſina aus, daß das Schickſal ohne Schuld ſtraft, und Gute wie Böſe gleicher Untergang trifft; und es iſt bekannt, daß ſich die ungeſchickten fataliſtiſchen Stücke unſerer romantiſchen Schule an dieſes Werk, die müllner'ſche Schuld dicht an deſſen letzten Vers anheftete. Die Einführung des Chors war eines jener Wagniſſe, die Schiller'n nicht ſchreckten, wenn es galt, dem gemeinen Naturalismus in der Kunſt den Krieg zu erklären. Ihm gerade ſtand es natürlich genug an, den Chor zurückzuführen, der, wie er ſagt, die Reflexion von der Handlung abſondert und den Dichter zu einer Erhebung des Tons berechtigt, die das Ohr ausfüllt, den Geiſt anſpannt und das ganze Gemüth erweitert. Hier alſo durfte er ſich dem Schwung ſeiner Gedanken überlaſſen, und die gehobenſten Stellen ſind in der That in den lyriſchen Partien niedergelegt. Dies hat dieſer erneuten Form ſogar Eingang auf das Theater verſchaffen können, obgleich allerdings dem Begriffe des Chors nicht genuggethan iſt, den Schiller ſelbſt zum erſten Male in der Einleitung über den Chor vortrefflich erfaßte[101]). Auf dies

101) Humboldt, den die Freundſchaft zu Schiller nicht eben blind machte, hat ganz vortrefflich gezeigt, worin dies gelegen iſt. Wenn er ihn recht verſtehe, ſchreibt er Schiller'n, ſo ſei der Chor da, die gleichſam phyſiſche Gewalt der Empfindung des Zuſchauers, da, wo ſie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Perſonen als wirklicher Weſen herabſinken will, auf einmal zu brechen, und ſie mit künſtleriſcher Stärke zu der in dem Kunſtwerk ſymboliſirten Idee zurückzuführen. Der Chor war das einzige Mittel, durch das es einem naiven Volke gelang, eine an ſich ſentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie, auszuführen. Denn es ſei deutlich, daß Shakeſpeare, Schiller und Göthe, weil ſie das Bedürfniß fühlten, die Proſa des Lebens in der Tragödie auszutilgen, und daher immer den Zweck des künſtleriſchen Symboliſirens auf andere Weiſe (als durch einen Chor) zu erfüllen ſuchten, ſentimentaler, betrachtender, philoſophiſcher geworden ſind, als ſonſt geſchehen wäre. Ihre Stücke laſſen etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung zurück, weil für jenen intellektuellen Zweck ein ſinnliches Organ fehle; die Anſtrengung, die die handelnden Perſonen machen müſſen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuſchauer mit ihnen, da der Chor hin-

lte Stück folgte Wilhelm Tell (1804) in dem freiern Gang dramatiſirten Epos, wie es der nicht tragiſche Stoff verlangt. ſpeare's Cäſar hatte die Idee dazu vorzüglich gegeben. Auch bei rifft es zu, daß der Beifall gerade hier im Allgemeinen am unge- ſten iſt, wo wieder ſehr weſentliche Fehler im Einzelnen ausgeſetzt n. Die äſthetiſche Regel ſehen wir willig in den Hintergrund tre- o höhere Rückſichten gebieten. Wer die Parallele zwiſchen Tell und ida tadelt, muß über dem äſthetiſchen viel moraliſches und noch praktiſches Gefühl verloren haben: denn nicht ohne Grund braucht ichter jedes Mittel, den uneigennützigen Tyrannenmord vor der Entnervung delikat gewordenen Moralität unſerer Tage zu retten, er nichts Anderes that, als was ſelbſt ſehr chriſtliche Männer in hriſtlichen Zeiten auf offenen Koncilien gethan haben. So kann iſthetiſch auch überhaupt einen anderen Tell denken, in einem Tone, m Naturalismus mehr ſchmeichelt; allein wir zweifeln, ob die zer Jugend einen ſolchen mehr lieben würde als dieſen, und ob er'n ein kritiſcher Bewunderer lieber würde geweſen ſein als ein tiſcher. Denn das Stück iſt ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen ahnte in ſchweren Zeiten an ernſte Pflichten; die freie Luft der bewegung weht trefflich in dieſem Gegenſtücke zu Wallenſtein, wo militäriſch und ordonanzmäßig hergeht. Wie anders mußte man Drama in jenen Jahren der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft leſen, ders die Jungfrau von Orleans, deren ganzer Inhalt die ähnlichen ltniſſe ſchilderte, unter denen das deutſche Land ſeufzte! Wenige nach Tell brach der tiroler Aufſtand aus, und bald ergriff die je Nation eine Begeiſterung in ihrem Freiheitskampfe, die ſelbſt in chternen Zeiten manche Erinnerung an jene Befreiungskriege der

daſſelbe klar und leicht ausſpricht. Zweierlei tadelt nun Humboldt an Schiller's Er iſt den handelnden Perſonen zu nahe, und hat in ſich nicht den Reichthum, haben könnte; es fehlt ihm an Ruhe und Bewegung zugleich. Er hätte nicht Be- der Brüder ſein ſollen; da ihr eigener Ehrgeiz ins Spiel kommt, ſo iſt ihr Urtheil as unparteiiſche des Schickſals. Der Chor muß unmächtig, dienend, ſchwach der frei, und nicht einmal durch Neigung gefeſſelt. Hier aber tritt freilich die rigkeit ein, daß bei uns Alles motivirt ſein ſoll; und wie ſoll man den Chor en, ohne ſeinem reinen Begriffe zu ſchaden? Oder muß die Strenge des Motivi- er etwa nicht beobachtet werden? Daß die Handlung ſelbſt mit Nothwendigkeit nder fließe, hat ſeinen natürlichen Grund; allein der Chor iſt wie der Himmel in ndſchaft: es verſteht ſich von ſelbſt, daß er da ſei, denn jede Handlung geht Gerücht ins Volk aus.

XIV.

Romantiſche Dichtung.

Wir haben unſere Geſchichte bis zu dem Ziele geführt, das wir uns vorgeſetzt hatten, und könnten ſtreng genommen hier abſchließen. Allein die Verzweigungen der Verhältniſſe, die in der Geſchichte nie ſchroff abbrechen, machen es uns zur hiſtoriſchen Pflicht, über unſere Grenze hinüber noch eine Strecke weiter zu rücken. Wir würden ſonſt nicht mit dem richtigen Eindrucke von dem Standpunkte ſcheiden, den unſere Literatur am Anfange dieſes Jahrhunderts erreicht hatte, noch auch nur die beiden Dichter völlig kennen gelernt haben, die wir zuletzt betrachteten. Was die nächſten Wirkungen der gemachten Anſtrengungen waren, wie ſich Dichtung und dichteriſcher Geiſt ausbreiteten, indem ſie ausarteten, wie ſich die langſam gereifte Frucht vom Baume löſte und den Körper der Nation materieller zu nähren begann, dies gehört zur Vollendung des Gemäldes, das wir zu entwerfen verſuchten. Eine Skizze des deutſchen Dramas, das ganz unmittelbar auf Schiller folgte und von ihm veranlaßt war, wird die Eigenthümlichkeit ſeiner Dichternatur noch in den nächſten Folgen und Erfolgen ſelbſt unter dem Verderbniſſe der Kunſt deutlicher erkennen laſſen. Göthe's Leben aber ſchlingt ſich ohnehin noch durch den ganzen Zeitraum der romantiſchen Periode unſerer Dichtung bis ungefähr gerade zu dem Zeitpunkte hin, wo, durch die franzöſiſchen Bewegungen angeregt, neue Elemente in die ſchriftſtelleriſche Welt kamen, die zwar lange vorbereitet, ja im Grunde nur eine fortgeſetzte Wiederaufnahme der genialen Periode unſerer 70er Jahre waren. Was Göthe in dieſer Zeit noch dichtete, war durchaus unter den Einflüſſen der romantiſchen Neigungen, wenn auch oft im Gegenſatze zu denſelben, geſchrieben; ja auch wie ſich die kritiſchen und äſthetiſchen Anſichten und Sympathien des großen Dichters geſtalteten, iſt nur durch die umgebenden Verhältniſſe zu erklären. In Friede und Feindſchaft wechſelnd, begleitet der Mann, der ſein ganzes Leben hindurch den miasmatiſchen Einwirkungen des Zeitgeiſtes ausgeſetzt war, auch noch im hohen Alter empfangend und ſchaffend den Gang der deutſchen Literatur, und in beiden Stimmungen iſt er für den Verſtändigen in Wirken und Urtheilen gleich lehrreich, ja kaum bedürfte man zur Würdigung dieſer Zeit und ihrer Leiſtungen anderer Hülfsmittel, als ſeine verſchiedenen Ausſprüche

und Aeußerungen darüber. Wenn wir uns in der Darstellung dieser Periode nicht ganz so knapp fassen, daß wir sie in dieser Weise etwa nur Göthe'n gegenüberstellten, so liegt es doch auf der anderen Seite außer unserem Zweck und Plan, sie mit derselben umfassenden Weitläufigkeit zu behandeln, wie das Frühere. Wir geben diesen Abschnitt daher nur als einen Umriß, und dies um so lieber, als für diesen Theil unserer Literaturgeschichte noch manches Material zurück ist, ohne welches eine faktisch lebendige Darstellung noch gar nicht möglich ist; wir verwahren uns also ausdrücklich, und geben diesen Theil weder in den Thatsachen und Namen, noch in den Urtheilen für irgend vollständig aus.

Nichts ist natürlicher, als daß, wo sich eine Fülle von Kraft und Materie sammelt, Umgriffe und Ausbreitung erfolgen müssen. Erinnern wir uns an wiederholte Erscheinungen aus unserer geschichtlichen Darstellung, so fällt uns auf, daß am Ende des 18. Jahrhs., wie schon früher, unsere Literatur aus verschiedenen Grenzpunkten der deutschen Lande, von Königsberg, Wien, Hamburg, der Schweiz und dem Rhein aus, gleichsam nach einem Mittelpunkte hinstrebte. An der Scheide der Jahrhunderte war nach Weimar und Jena fast alles literarische Leben zusammengeströmt. Denke man sich eine kleine Stadt, wo Göthe das Ein und Alles, Herder Prediger, Schiller Theaterdirektor und Dichter, Wieland und Knebel ehemals Prinzenerzieher waren, wo sich eine Unmasse von Gelehrten und Literaten der verschiedensten Farben zusammendrängte, die sich einen Ruf gemacht haben, so wird man nur schon aus den Namen schließen müssen, daß der Ruhm, den Weimar als das deutsche Athen pries, nicht eben grundlose Prahlerei war. Hier waren Musäus und Böttiger Gymnasialprofessoren, Vulpius und Riemer Bibliothekare, Seckendorf und Einsiedel Hofleute; Meyer und Bode, und so viele andere Schriftsteller, Stephan, Schütze, Peucer, Falck, Eckermann, waren hier angesiedelt, Kotzebue hier geboren; die ganze fremde Welt und Literatur ward hier nahe gebracht, und früher und später, als Göthe und Schiller französische Stücke übersetzten, hatten Bertuch, Jagemann und Fernow nach einander das Italienische und Spanische vermittelt, was nachher Gries und Schlegel in Jena in gesteigerter Vollkommenheit fortsetzten. Unsere Frauen zündeten an dem Feuer, das hier loderte, und gaben der ganzen weiblichen Literatur von hier aus den stärksten Antrieb. Amalie Ludecus (A. v. Berg) war hier Hofdame, Frau von Wolzogen, die Verfasserin von Agnes von Lilien, war Schiller's Schülerin, Amalie von Helwig, Wilhelmine Gensicken (W. Willmar), Luise von Ahlfeld (= Elise Selbig) waren in oder bei Weimar geboren, Johanna

Schopenhauer ließ sich 1806 hier nieder, und auch die Mereau und Brachmann waren von hier aus eingeführt oder angeregt. Von dem geistigen Staate, der sich hier langsam und mächtig gebildet hatte, ward dann das benachbarte Jena eine wissenschaftliche Pflanzstadt, die in der engsten Verbindung blieb. Der Hauptsitz der kritischen Philosophie zog sich hierher, auch als Kant noch lebte. Reinhold ward ihr beredter Ausleger; in seine Hörsäle strömte es; aus dem fernen Oesterreich und den katholischen Landen, wohin die philosophische Aufklärung drang, kamen die wißbegierigen Schüler zu dem Meister, der selbst aus Jesuitenschulen hervorgegangen war. Fichte war trotz äußerer Einsprache hierher berufen, und erfüllte mit dem Tumulte seiner Lehren und dem Nachdruck seiner Persönlichkeit ganz Deutschland. Schelling trat hier mit seiner Naturphilosophie hervor, die sich in mannichfachen Strahlen zertheilte. Schiller's Geschichtslehre regte hier Woltmann an, Voß wirkte eine Zeit lang, die Namen der Brüder Humboldt tauchten hier gleichsam zuerst auf. In den verschiedensten Fächern gingen von hier die Lehrer des ersten Ranges, die Thibaut, Paulus, Hufeland und Andere aus. Ein neues literarisches Organ ward laut, das anfangs in bedeutender Achtung stand. Was irgend eine poetische Ader in sich fühlte und einem unbestimmten Talente Richtung, einer schwankenden Selbstkenntniß Stütze, einem jugendlichen Enthusiasmus Ausbruch schaffen wollte, kam zu Schiller und Göthe; die Novalis, Hölderlin, Schmid sollten oder wollten bei ihnen in die Schule gehen. Die beiden Schlegel, die neben Tieck (der gleichfalls gegen Ende des Jahrhs. in diese Gegend kam) die Seele der sämmtlichen neuen Bewegungen im Gebiete der Dichtung wurden, hatten hier ihre Stätte, und ihre Ausgangspunkte führten auf die großen Dichter, Uebersetzer und Philosophen gleichmäßig zurück, die hier angesessen waren. Die wunderlichsten Genialitäten, jene auffallend verrückten Menschen, drängten zu, über die sich Göthe zu beklagen hatte, die entweder selbst verzweifelten oder Andere zur Verzweiflung brachten. Augenzeugen sagen aus, daß damals die Verschiedenheit von Menschen in Sitte, Kleidung, Kultur, vom Wilden und Cynischen bis zu widerlicher Ueberfeinerung, kaum in Paris und London stärker sein konnte, als in Jena, und Schiller nannte diese Stadt damals eine Erscheinung, wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder kommen werde.

So viele Last ward am Ende schon materiell dem kleinen Staate zu schwer zu tragen; und wäre dies auch nicht gewesen, so hätten so viele fremdartige Elemente, im engen Raume zusammengestoßen, sich nicht länger friedlich vertragen, als die erste Begeisterung reichte. Beides

waren innere Urſachen, warum die Blüte von Jena und Weimar gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts ſchnell zu Ende ging; äußere kamen noch viel wirkſamer hinzu: Schickſal und Tod, und die politiſchen Verhängniſſe, die vor den Thoren von Jena eine traurige Epoche hatten. Wie es in Weimar Zerwürfniſſe gegeben hatte, ſo gab es auch deren in Jena, wo Fichte ſeine Entlaſſung hervorrief; Voß, Loder, Reinhold, Hufeland, Paulus, Schelling gingen weg, weil die Konkurrenz nicht zu beſtehen war, Schiller und Herder ſtarben ſchon vor der Kataſtrophe von Jena hin. Die Verſtoßung von Kotzebue und die Auflöſung des jenenſer Kreiſes können als zwei äußere Symptome gelten, welche die Zeit bezeichnen, von wo an die deutſche Literatur aus ihrem bisherigen Mittelpunkte wieder auseinanderſtob in alle Welt. Nun bildeten ſich neue Ruheſtätten an neuen Orten, an die zum Theil früher die deutſche Literatur nicht gedrungen war; eine Art literariſche Propaganda breitete die poetiſche Kultur in vielen weitern Räumen, unter viel größeren Maſſen aus, als früher geſchehen war; und endlich fand auch die deutſche Literatur ihren Weg über die Grenzen hinaus und unterjochte ſich fremde Gebiete. Im Innern zog ſich die preußiſche Literatur in Berlin zuſammen, wo ſie früher ſo wenig Ermunterung hatte finden können. Wir hörten oben, daß in den 90er Jahren Engel, Kotzebue und Iffland hier ihr Licht leuchten ließen; die romantiſche Schule aber gewann hier gleichſam ihre Hauptſtadt, wo Tieck, Bernhardi, Wackenroder, A. Müller, Wilh. von Schütz u. A. geboren waren, wo beide Schlegel ſich vorübergehend einfanden, wohin Werner das Auge richtete, um unter dieſen Männern einen förmlichen Bund zu ſtiften, eine Propaganda, welche die neue Lehre von der dreieinigen Kunſt, Religion und Liebe ausbreiten ſollte. Wie der Königsberger Werner nach Berlin blickte, ſo wandte ſich ſein Landsmann Hoffmann hierhin, und eine Reihe Schleſier, beſonders die Dramatiker Conteſſa, Holtei, Raupach, Häring u. A. hatten hierhin einen natürlichen Zug, wo ſich das Theater emporſchwang, und wo eine reiche dramatiſche Dichtung, wie wir noch unten hören wollen, ſich begründete. Wieder eine eigene Gruppe bildeten dann die Herausgeber des grünen (ſpäter rothen) Almanachs[102]), Hitzig, Chamiſſo, Varnhagen u. A., und gelang es zwar nicht, Göthe'n nach Berlin zu ziehen, auf deſſen Alter man nach ſeinem Ausdrucke wie auf ſibylliniſche Blätter ſpekulirte, ſo bezeichnet doch der Letztgenannte, in anderer Art als Zelter in der ſeinen, und Bettina und die Anhänger der Romantik in der ihrigen,

102) Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten Bd. 2.

die unbedingte Hingabe an den Patriarchen der deutſchen Dichtung vortrefflich. Durch die Gründung der Univerſität, durch die Regeneration des preußiſchen Staates, durch den Reichthum der Mittel, der dem guten und einſichtigen Willen der Behörden zu Gebote ſteht, iſt Berlin neuerdings in der Mitte des literariſchen Verkehres in Deuſchland geblieben, und zeigte noch ganz kürzlich, mit wie leichtem Griffe es die Kunſt und Philoſophie und Dichtung in dem Nachbarſtaate entwurzelt, wo das Alles, von Laune und Obſkurität gedrückt, nicht wahrhaft feſtwachſen konnte. — Auch Oeſterreichs Dichtung und Theatergeſchichte erhielt durch die Romantiker eine neue Periode. Tieck's Einfluß reichte nach Wien herüber, wo die Brüder Collin gewiſſe Satzungen der neuen Schule annahmen, und wo ſich eine verdiente Zeitſchrift begründete, die ſeit langen Jahren und noch heute die Hauptverkünderin aller romaniſchen und orientaliſchen Erſcheinungen in der Poeſie iſt, und ſich für unſere romantiſche Schule am beſtändigſten intereſſirt hat. Das Drama ward hier wenigſtens von einer gleichen Anzahl von Poeten angebaut wie in Berlin, und auch die Bühne ſelbſt machte mehrfache verſprechende Anſtrengungen. Leider dauerte aber der Druck, der auf dem Geiſte laſtete, fort, und die neuere wiener Lyrik (Lenau, Grün u. A.) hat ſich ihren Namen, ſcheint es, nur erwerben können, indem ſie ſich dieſes Druckes entledigte, ſowie andererſeits die ehrenhaften wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, die von Wien ausgingen, ſich am natürlichſten in der romantiſchen Ferne des Mittelalters und des Orients bewegen, wo ſie jenen Druck nicht zu befürchten haben. In Sachſen dauerten die bisherigen Verhältniſſe fort. Dieſem Lande wird es, ſo lange der Buchhandel hier ſeine Herrſchaft behauptet, immer ſchwer bleiben, eine charakteriſtiſche, im innern Weſen eigenthümliche Literatur zu beſitzen; ſie wird immer Gefahr laufen, multa, nicht multum zu liefern. Auch in dieſer Periode alſo haben keine anderen Städte in Deutſchland ſo viel zu dem Tagesbedarf der Leſewelt beigeſteuert, wie die ſächſiſchen; auch Magdeburg, Berlin (Clauren), Braunſchweig (Lafontaine) lieferten ihre Beiſteuer, aber doch bedeutet dies wenig gegen Leipzig und Dresden. Hier gruppiren ſich die Fr. Kind, Th. Winkler, Engelhardt (Richard Roos), Rochlitz, Meth. Müller, Fiſcher, v. Witzleben (A. v. Tromlitz), Lindau, Fr. A. Schulze (Laun), Bergk, Miltitz, Graf Löben, Bronikowski und Andere zuſammen, die unſere Unterhaltungs- und Journalliteratur vollſtändig vertreten können. In Dresden hatten ſich Tiedge und Tieck niedergelaſſen und bis auf die neuere Zeit zwei getrennte Sekten veranlaßt; nur Tieck's Novellen regten Aehnliches in ſeiner Nähe an, auf die romantiſchen Neuerungen

war Sachſen überhaupt wenig eingegangen. Es trat mit Hamburg, dem Harz und der Schweiz, den Gegenden, die in der früheren Zeit thätiger waren, mehr in den Hintergrund, und ließ neue Gebiete in die geräumten Stellen vortreten. Hannover wußte nichts zu feſſeln, aber es lieferte doch der aufgelebten Bühne Iffland und Schmidt, und in die ſchöne Literatur brachte es den Hauptumſchwung durch beide Schlegel. Der Niederrhein blieb von der jacobi'ſchen Zeit an geſchäftig; die Bemühungen der Brüder Boiſſerée um die altdeutſchen Kunſtdenkmale waren eine natürliche Frucht des lange in dieſen Gegenden erregten Kunſtſinns, und ſie hängen enge mit den romantiſchen Richtungen zuſammen; literariſch pauſirten dieſe Gegenden wieder, bis Immermann nach Düſſeldorf kam und die jüngere Gruppe von Lyrikern ſich zuſammenfand, die in den rheiniſchen Jahrbüchern und Taſchenbüchern ihr Organ haben. In Franken und Schwaben treffen wir in den letzten Jahrzehenten die Namen (Rückert, Uhland, Platen), die die meiſte Achtung unter unſeren Dichtern der neuern Generation in Anſpruch genommen haben. In Schwaben beſonders ſchwang ſich der Buchhandel empor, und erzeugte ſich ein neuer Bildungstrieb; der Geiſt Schiller's ruhte auf den jungen Schulen; in Stuttgart machten die Reinbeck, Haug, Dannecker, Wangenheim, Matthiſſon u. A. einen befreundeten Kreis. Andere Hauptſtädte der kleineren Staaten, wie Karlsruhe und Darmſtadt, bildeten ſich mehr im Stillen nach den Forderungen des neuen freien Geiſtes um; in älteren Städten that ſich eine Lokalpoeſie hervor, und richtig bemerkt Falck, es habe geſchienen, als ob vor dem Thorſchluſſe alle Reichsſtädte noch einen Abgeſandten auf den Parnaß hätten ſchicken wollen. Nordiſche Lyriker pflanzten den Geiſt Klopſtock's und Voſſens fort, wie Halem, Overbek, Koſegarten, Arndt; und in Skandinavien machte die deutſche Dichtung ihre nächſten Eroberungen, die durch die ſteten und nachdrücklichen Berührungen der däniſchen und deutſchen Literatur ſeit Klopſtock bedingt waren. Baggeſen, Oehlenſchläger, Steffens dichteten und ſchrieben in deutſcher Sprache, der Erſte, von Schiller begeiſtert, aber Voſſens Farbe tragend, der Letzte ein enger Anhänger der neuen Schule, welcher er auch den Mittleren zuführte; der Schwede Brinkmann hatte ſchon vor ihnen der deutſchen Sprache gehuldigt. Aehnlich war Ungarn für die Theilnahme an deutſcher Literatur (Pyrker u. A.) gewonnen worden, und in Petersburg hatte ſie eine verkümmerte Pflege; dem deutſchen Theater daſelbſt, das aus anfänglichen Privatgeſellſchaften ein öffentliches ward, ſuchte Reinbeck mit Ueberſetzungen und Bearbeitungen behülflich zu werden, Kotzebue ward

Direktor, allein nach Paul's Ermordung ward es wieder Privatunternehmung und blieb ohne Bedeutung. Eine andere Grenzberührung haben wir in der franzöſiſchen Schweiz. In Genf bildete Bonſtetten den Mittelpunkt eines Kreiſes, der die Verknüpfung der deutſchen mit der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Literatur auch äußerlich an die Hand gibt. Er war der Freund von Matthiſſon und Salis, und erneute in ſeinem eigenen und in dem Alter der deutſchen Literatur noch einmal die Kindereien der Empfindſamkeit, das ſüße Taſchenſpiel mit Geiſt und Herz, das Schautragen der Gefühle in franzöſiſcher Geziertheit und Koketterie; und die Anſchauungen, die man aus ſeinen Briefen (an Matthiſſon und Müller) von dieſem Leben erhält, laſſen begreifen, daß in Geßner's Idyllen doch auch eine Art Natur geſchildert iſt. Er war gerade der rechte Mann, die deutſche Literatur den Fremden entgegenzubringen; er hatte die rechte Wärme für ihren Werth, und war überzeugt, daß die deutſche Sprache mit der Zeit alle anderen beſiegen würde, „ſelbſt die alte Hure, wie Voltaire ſehr ungalant die ſeinige nenne.“ Die Genferinnen um ihn her wollten ſeit der Erſcheinung des Buches sur l'Allemagne alle Deutſch lernen, Italiener überſetzten bei ihm aus Matthiſſon, Byron belehrte ſich bei ihm über die Lyrik dieſes Mannes, die Frau von Stael war die Seele ſeines Kreiſes, die nicht allein ihren Freund Schlegel mit ſich führte, ſondern auch vorübergehend eine Maſſe Fremde hierhin zog, worunter die deutſchen Romantiker, die Werner, Oehlenſchläger u. A. nicht die Letzten waren. Sie bekanntlich hat mit ihrem Buche über Deutſchland zuerſt die Bahn gebrochen, in Frankreich auf unſere Literatur aufmerkſam zu machen. Es war dabei kein Segen. Gleich anfangs ſah man auf dieſes Buch hin die deutſche Literatur als eine feindſelige Macht an, die der ſiegreichen franzöſiſchen trotze; die Ueberſetzung von Schlegel's Dramaturgie ward ſogar verboten; weiterhin waren die allbekannten Wirkungen, daß ſich eine ſogenannte romantiſche Schule in Frankreich gründete, die nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutſchen Poeſie zu übertragen. An der Vermittlerin lag dabei ſehr viel, die überall blendete und beſtach, aber dem ernſten deutſchen Sinn weder in Perſon noch in Schriften zuſagen wollte, und ihn daher auch nicht faſſen konnte. Es ging der franzöſiſchen Nation, ſo ſagte Göthe, mit unſerer Literatur, wie dem Fuchſe, der ſich aus dem langen Halſe des Gefäßes nichts erbeuten konnte; und es iſt wahr, es war ihr nie gegeben, fremde Natur und [illegible]n zu begreifen, doch aber ſchien ſie unſere Unnatur und Unweſen [illegible]eifriger anzunehmen. Auch in England führte die Neugierde häufiger

m Paul und Hoffmann, als ein ernſtes Bildungsſtreben zu Leſ-
Göthe und Schiller, obgleich dorthin der Schotte Carlyle auf
ürdigere Weiſe unſerer Dichtung den Eingang vermittelte. Seit
:ſer mit Göthe in Verbindung ſetzte, italieniſche Dichter zu deſſen
ſchwuren, der Globe ſein Lobpreiſer ward, Byron und Scott ſeine
benutzten, gefiel ſich der alte Herr in dem Gedanken einer Welt-
ır, denn in der That war es nun dahin gekommen, daß das gei-
ligenthum von Deutſchland unter dem Schutze des Friedens und
lanzen in die Länder Europas ausgefahren, und umgekehrt dem
en zu erneutem Zufluſſe zollfreier Eingang geſtattet ward. Die
des Mittelalters und der Kreuzzüge hatten ſich erneut, die Völker
ſich maſſenweiſe aus ungeheuern Entfernungen nahe gerückt, eine
:ſalmonarchie hatte gedroht, und nachdem ſie verſchwunden war,
die lebhaften Gemüther der Jugend den Gedanken einer Weltrepu-
d ergriffen eben ſo begierig die hingeworfene Idee der Weltlitera-
Neue geiſtige Bedürfniſſe waren unter den Berührungen der Na-
wechſelſeitig aufgegangen, ein Gedankenverkehr trat in raſchem
wunge ein, wie ihn die Ereigniſſe ſeit lange nicht begünſtigt hat-
nd wie man ſich nach vollendeter Revolution eines Gleichbeſitzes
licher und ſocialer Veränderungen freute, ſo auch einer Gemein-
t des literariſchen Eigenthums: denn ſelbſt kein Broſämlein frem-
ſeln geht nunmehr verloren, ſeit die Verpflanzung und Verſendung
werb worden iſt, das ſeine Leute nährt, ſeit das Brod, wie ſchon
fand, nach Genie geht. In den literariſchen Beſtrebungen der ein-
Nationen iſt unverkennbar eine Uebereinſtimmung hervorgetreten,
n den Siegen deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ein entſchiedenes
iß ablegt: ein glänzendes, wo von Wiſſenſchaft die Rede iſt, in
r immer Meiſter waren; nicht alſo, wo es ſich um Kunſt und
ng handelt. Die Erforſchung von Geſchichte, Alterthum und
)e hat in den ſlaviſchen Nationen, in Belgien, in England, in
eich eine Geſtalt angenommen, die das augenfällige Abbild unſerer
porgewachſenen Gerichtspflege iſt und der durch ihre Wärme und
e einzigen Alterthums- und Sprachkunde, die die Brüder Grimm
ıns hervorgerufen haben. Hier iſt Alles erfreulich, voll Gedeihen
irkung, was da geſchieht; allein es begünſtigt freilich, ſcheint es,
ıtionalgefühl mehr, als den Propagandiſten lieb ſein kann, die
Volksgeiſt verwiſchen möchten. Anders ſcheint dies in der Poeſie.
m Byron, der ſich an dem Jugendgeiſte Göthe's und den Rich-
unſerer Genialitäten des 18. Jahrhs. genährt hatte, und der nach

Art aller Ausländer dort diätetiſche Regeln bei uns holte, wo wir ſelbſt an einer Entwickelungskrankheit niederlagen — ſeit Byron wieder auf die deutſche Literatur der jüngeren Generation zurückwirkte, ſeitdem die franzöſiſche Romantik, die uns erſt diente und huldigte, unſere Jugend wieder ihrerſeits in Dienſt nahm, ſchien ein gemeinſames Weſen den Mittelpunkt der europäiſchen Dichtung zu bilden, und die nationalen Unterſchiede mehr in den äußeren Verhältniſſen, als in dem innern Charakter zu liegen. Chamiſſo, der ausgewanderte Franzoſe, der in deutſcher Sprache ganz in dem Geiſte der deutſchen Lyrik ſchrieb, fühlte, daß er in Frankreich gleich Barbier und Béranger geſchrieben haben würde. Wer indeſſen die Geſchichte der europäiſchen Literatur im großen Ganzen kennt, weiß, daß die Gemeinſamkeit mehr oder minder immer ſtatt hatte, und daß ſie *aus* andern Zeiten nur vergeſſen iſt, *in* andern Zeiten aber vielleicht nicht ſo in der Nähe augenfällig war, als jetzt unter der Erleichterung des Verkehrs und der Steigerung des geiſtigen Lebens zur allbereiten Reflexion und Bewußtheit. Dieſer weltliterariſche Zuſammenhang iſt daher nur ein natürliches Zeichen von der anregenden Bedeutſamkeit und Ausbreitung, die ſich jetzt die deutſche, wie ſonſt andere Literaturen, errungen hatte; ſie wird, wenn man Beides trennen ſollte, mehr als eine Frucht und Folge vergangener Erſcheinungen, denn als eine Blüte und Keim für künftige Geſtaltungen angeſehen werden müſſen. Denn die Entwickelungen des menſchlichen Geiſtes laufen in ſteten Gegenſätzen, und was auf die Weltliteratur im 13. Jahrh. am unmittelbarſten folgte, war gerade die ſchroffe Abſcheidung der Nationen; die grillenhaften Hoffnungen, die, ſcheint es, hier und da auf dieſe univerſaliſtiſchen Verhältniſſe gebaut werden, wären uns daher unbegreiflich. Göthe ſelbſt, der in ſeinem Alter immer wieder auf dieſe Weltliteratur wohlgefällig zurückkam, hat doch ſelbſt ſo weiſe gewarnt vor den Rückwirkungen unſerer Einflüſſe: unſer Volk laufe keine größere Gefahr, als ſich an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; keines ſei geeigneter, ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln. Und wenn der greiſe Dichter Recht hatte, auf die Fortſchritte unſerer Literatur hinzudeuten, unſere Sprache als eine Vermittlerin zu bezeichnen, in der ſich alle Literaturen vereinigten, und ihr die Erhebung zur Weltſprache zu prophezeien, wenn er uns verſprach, daß die Fremden, wie ſie ſchon jetzt ſo manche Vorurtheile durch uns beſeitigt hätten, immer mehr von uns lernen würden, nationale Beſchränktheit abzulegen und freiere Umſicht zu gewinnen, ſo müſſen wir doch zu bedenken geben, daß alle dieſe Siege am beſten verbürgt, behauptet und erweitert werden, wenn wir immer mehr nationale Feſtigkeit,

ja politiſche Bedeutung erhalten, und daß wir auf dem univerſaliſtiſchen Wege aller errungenen Vortheile geradezu verluſtig gehen, wie es unſere ſtolze Jugend mit ihren demüthigen Nachahmungen bereits zu merken gibt. Es iſt wahr, die Sprachen und Literaturen gebildeter Völker machen noch größere Eroberungen unter politiſcher Sklaverei, als im Glanze politiſcher Größe; Griechenlands und Roms Literatur war nicht am wirkſamſten nach außen, als jenes über den Orient, dies über die Welt herrſchte, ſondern damals, als Hellas von Rom beſiegt war, und die lateiniſche Welt von den Barbaren überſchwemmt. Allein ohne die vorausgegangene politiſche Bedeutſamkeit wäre eben auch die literariſche nicht erfolgt; und gewiß wird jede Nation jene kleine Eroberung lieber machen als dieſe größere, und, wenn dieſe letztere unvermeidlich eintreten müßte, ſie doch nicht früher eintreten ſehen wollen, als bis jene erſtere vorausgegangen iſt. Dies Alles aber mahnt uns, unſre eitlen weltbürgerlichen Grillen fahren zu laſſen, feſtzuhalten an dem vaterländiſchen Boden und trotz aller Ungunſt der Verhältniſſe keine Anſtrengung zu ſcheuen, uns auch im Politiſchen die Geltung zu verſchaffen, die uns allein das Selbſtgefühl geben kann, das uns ſelbſt in der Literatur immer abging, und ohne das wir unſern geiſtigen Erwerb nicht leicht in einen großartigen Vertrieb zu bringen wagen werden.

Wenn die Umgriffe unſerer Literatur zunächſt allerdings durch die großen Führer veranlaßt waren, die zuerſt den Ruf von unſerer Barbarei brachen, ſo gab doch die Maſſe und Menge, die ihnen folgte, einen weſentlichen Nachdruck hinzu. Die Einzelnen würden immer als Ausnahmen gegolten haben; allein daß die neue Bildung ein nationaler Beſitz war und mehr als in faſt irgend einem andern Lande Ausbreitung gewann, das konnte den Fremden die Blüte des Buchhandels bezeugen, die ungeheuer ſteigende Produktion und Konſumtion, die Ausdehnung des Intereſſes, die Regſamkeit in allen Zweigen der Wiſſenſchaft, und eine gewiſſe Uebung im Lernen und Lehren, im Forſchen und Darſtellen, die ſich hier und da zu einer ſtereotypen Eleganz hob, im Allgemeinen aber zu einer mechaniſchen Schreibſucht ausartete, welche das ganze öffentliche Leben in Deutſchland ausfüllt, uns bei dem Ausländer charakteriſirt und nicht ohne Urſache lächerlich macht. Man war aus einer altväteriſchen, kümmerlichen Zeit unter den Einflüſſen fremder Revolutionen und innerlicher Gährungen herausgetreten, ein freierer Geiſt hatte die dunkeln Reſte des Scholaſticismus geſcheucht, und das jüngere Geſchlecht hatte ſich des neuen Lichtes in aller ſeiner Stärke und Wärme zu erfreuen. Es war, wie Göthe ſagte, eine gemachte Zeit, in die die Jünger nun

eintraten, die es auf Weg und Steg erleichterte, ſich zurechtzufinden und in aller Weiſe zu bilden. Treffliche Schulen wahrten vor den erſten Irrgängen und Unterdrückungen des jungen Geiſtes, große Muſter ſtanden bahnzeigend da, ein begeiſterter Wetteifer ließ keine Säumniß zu. Der junge Poet fand eine Sprache vor, die ihm überall mit Leichtigkeit zu Willen war, ja bald ihre eigenen Grenzen muthwillig überſprang; auch ohne Talent konnte er ſich zu mechaniſcher Uebung aufgefordert fühlen, denn eine Maſſe von konventionellen poetiſchen Phraſen und ſtehenden Formeln bot ſich ihm zum Gebrauche dar, ohne daß er in dem erſten Ungeſtüme, das ſich der Leſewelt bemächtigte, zu fürchten brauchte, langweilig zu werden. Die poetiſche Gabe breitete ſich ſo reißend aus, daß nun bald auf keiner Schule mehr erſt Verskunſt gelehrt zu werden brauchte, denn der Schüler wuchs über den Lehrer hinaus; kein Stadtpoet konnte mehr einen Unterhalt auf ſein Gewerbe gründen, denn Jeder wußte ſich bald ſeinen poetiſchen Hausbedarf ſelbſt zu ſtellen. Die Empfänglichkeit war dieſem Erzeugungstriebe gleich, denn noch war es in den 90er Jahren, als die große Fluth zuerſt in unſere Literatur eintrat, nicht ganz ſo weit wie heute gekommen, daß Niemand mehr geleſen hätte ohne gleich auch zu ſchreiben. Das erſte goldene Stadium war vorüber, wo man Romane gläubig wie Geſchichte las, und dem Eindrucke des Schauſpiels ſich mit ſinnigem Gemüthe hingab und ſich ſeiner Thränen nicht ſchämte; jenes dritte, wo man ſektiriſch abgeſchloſſen erwarten muß, daß Jeder der Gemeinde den heiligen Geiſt in ſich ſpürt, war noch nicht gekommen; es war die mittlere Periode, wo man auch las, um davon zu reden, wo die Recenſirſucht und das Urtheil an die Stelle der Gemüthsempfängniß trat, ohne daß gerade immer die Eitelkeit des Reproducirens hinzutrat, wo die Tagesunterhaltung über die Literatur zu dem Geſpräche vom Wetter hinzurückte, und wo man das goldene Zeitalter von Weimar im Volke mit dem Wunder bezeichnete, daß da die Mägde am Brunnen ſich vom Theater unterhielten. Einen Augenblick bietet dieſe Höhe des geiſtigen Bedürfniſſes und der literariſchen Gewandtheit, die Ausdehnung des Intereſſes und der Thätigkeit einen erfreulichen, ja einen großartigen Anblick dar, und es fehlt auch in der Periode der Romantiker, die auf dieſem Höhepunkte wurzelten, nicht an Folgen und Wirkungen, die wahrhaft bedeutend genannt werden müſſen. Allein eben ſo traurig iſt auch der Blick auf die Kehrſeite eines ſolchen geſteigerten Zuſtandes. Uns Deutſchen beſonders, meinte Göthe, iſt das Beſondere und Außerordentliche gefährlich; wir ſeien [illegible]dig und hätten guten Willen für den Hausgebrauch, ſobald es

darüber hinausgehe, werde unſer Verſtand albern und unſer guter Wille ſchädlich. Dieß ſollten wir wirklich jetzt erfahren. Eine ſolche größere Welt, wie ſie ſich um uns her gebildet hatte, macht auch größere Anſprüche, die die ſchnell aufgeregte Jugend ſelten mit einem ſoliden Eifer, gewöhnlich mit überfliegendem Dünkel zu befriedigen ſucht. Die Gunſt der Gelegenheit ſchafft ihr ſchnelle Ueberblicke und frühe Umſicht, die lebhafte Phantaſie und die große Intention, die der Jugend eigen iſt, gibt größere Ausſichten hinzu; ein vorſchnelles Urtheil bildet ſich, und ein grillenhafter Maßſtab, wie er der Unerfahrenheit nicht minder eignet, wird an die Erſcheinungen gelegt. Dies, mit allen ſeinen nothwendigen Folgen, war genau der Fall mit der jungen romantiſchen Literatur, die ſich Angeſichts unſerer großen Dichter zur Fortführung des großen Literaturwerkes anſchickte. Friedrich Schlegel ſah in ſeinen Erſtlingsſchriften unſere neue Literatur nicht ſowohl entſtanden, als zu entſtehen im Begriffe, und ſeine Freunde werden dieſe Anſicht in ihren himmelſtürmeriſchen Beſtrebungen nur zu gern getheilt haben. Wer ſo große Entwürfe faßt, dünkt ſich gar bald, ſie ſchon halbwegs ausgeführt zu haben, und es koſtete daher die erſten Romantiker nichts, ihren Märtyrer Novalis über Göthe hinauszurücken. Je größer der gebrauchte Maßſtab war, deſto größer, fühlte man wohl, ſollten die eigenen Leiſtungen werden; mit der Kritik iſt wenig Ruhm zu gewinnen, die Produktion allein verheißt einen großen Namen. Aber hier blieben die Kräfte hinter den Abſichten zurück, und man ſchraubte ſich daher entweder zu einer Bewunderung höchſt mittelmäßiger Werke, wenn ſie nur von den Freunden herrührten, oder zu einer erhöhten Anſicht von Dichtung und einer erkünſtelten Anſtrengung, um dieſer Genüge zu leiſten. Dunkle Ideen, die den Kopf ſpannen, Leidenſchaften, die das Herz ſchwellen, die Sinnlichkeit, die wie eine neue Welt den Jüngling ergreift, die Phantaſie in ihrem Gefolge, die keine Begrenzung kennt, das Alles täuſcht mit der Vorſpiegelung einer inneren Begeiſterung, zumal wenn die Umgebung begierig auf jede Regung des gebärenden Berges lauſcht; unbeſtimmte Ahnungen nähren den Stolz der jungen Seele, das Unklare, was in ihr arbeitet, dünkt ihr tief, das Ungeordnete genial, der empfängliche Sinn für das Schöne verbürgt ihr das Talent, die Selbſtbefriedigung der Schwärmerei ſteigert die Meinung von ſich ſelbſt. Aber was von all dieſen Täuſchungen die letzte Frucht war, haben ſo Viele jener romantiſchen Weltverbeſſerer zu ihrem Schaden, ja zu ihrer Schande erfahren, und Göthe hat es treffend geſagt, daß der unglaubliche Dünkel, in den

die jungen Poeten hineinarbeiteten, ſich in den größten Narrheiten offenbaren mußte.

Wenn eine Literatur die Blüten abſtreift und die Blätter treibt, ſo iſt das Gewöhnliche, daß ſie ins Gemeine herabſinkt und durch Popularität platt wird. Dieſe Wendung haben wir auch bei uns im Drama und im Romane ſchon beobachtet. Allein die romantiſche Schule, die unſere eigentliche Dichtung fortführt, lagerte ſich vielmehr dieſer Alltagsdichtung gegenüber, ſie griff nach dem genialen Zuge der 70er Jahre zurück, ſteigerte die Begriffe der Kunſt, und bekannte bald theoretiſch bald praktiſch den Satz, den Novalis nackt ausgeſprochen hat, daß „der poetiſche Sinn mehr Verwandtſchaft mit dem Sinne für Weiſſagung, mit dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt“ habe. Wie wunderliche Dinge nun dieſe überſpannten Anſichten auch in die Welt ſetzten, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß nur durch ein ſolches Hinaufſtimmen der Saiten ihre Herabſtimmung und Erſchlaffung unter den Umſtänden verhindert werden konnte. Wenn unter den Leiſtungen der neuen Schule auch nichts übrig bleiben ſollte, was unſerm geläuterten äſthetiſchen Sinne in der Weiſe zuſagte, wie die Schriften unſerer Meiſter, ſo machte ſie ſich doch dadurch außerordentlich verdient, daß ſie immer ein Höchſtes in Ausſicht hatte, daß ſie ſich an die beiden großen Dichter, ja nur an den Einen größten, feſthielt, daß ſie das, was Beide angegeben oder geleiſtet haben, zur Grundlage ihrer eigenen Strebungen machte, daß ſie ihre Ideen in Vertrieb brachte, ja ſie zu verwirklichen ſuchte. Wenn man in äſthetiſchen Dingen die von Schiller und Göthe begründeten Anſichten ſo geläufig im Volke, ihre allgemeinen Sätze auf beſondere Fälle ſo oft treffend angewandt findet, ſo iſt dies zunächſt das Werk und Verdienſt der Romantiker. Wenn die Nation das verwerfende Urtheil über ſo manche Schriftſteller aus dem Geſchlechte der Nicolaiten dadurch billigte, daß ſie ſie vergaß, ja wenn ſie das gleiche Gericht über die Kotzebue, die ſie nicht vergeſſen und entbehren konnte, dennoch gut hieß, ſo war auch hier der Vorgang der Romantiker maßgebend. Wie ſehr mit Recht auch Schiller'n ihre kritiſche Manier naſeweis, ſchneidend und einſeitig vorkam, mit der ſie jene Poeten des Tages angriffen, ſo ſah doch Göthe mit nicht minderm Grunde dieſes Wespenneſt als einen trefflichen, fürchterlichen Gegner an „gegen alle Nichtigkeit, Parteiſucht für das Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgebärden, Leerheit und Lahmheit, in welcher ſich die wenigen guten Produkte verlieren.“ Wenn wir abſehen von der höheren und poſitiven äſthetiſchen Kritik, die ſich unter den Romantikern

bildete und vielfach veränderte Farbe annahm, ſo war ihre polemiſche Kritik gegen die „herabziehenden Tendenzen“ der Kotzebue, Lafontaine und des ganzen Heeres der ähnlichen Schreiber das Erſte und Lauteſte, was den Namen und das Daſein einer neuen Schule in Deutſchland verkündete. Durch die kleinen kritiſchen Aufſätze der Brüder Schlegel in der Allg. Lit. Zeitung und ſonſt, die gegen die Tageserzeugniſſe gerichtet waren und in die geſammelten Werke nicht aufgenommen ſind, durch ihre eigenen Zeitſchriften, das Athenäum und die Fragmente, die Europa u. A., durch die humoriſtiſchen Dramen Tieck's, durch Bernhardi's Schriften (Bambocciaden 1797 ff. Kynoſarges 1801 und ſeine Aufſätze im Archiv der Zeit), durch Adam Müller's ſpekulativ gehaltene äſthetiſche Vorleſungen und ſo vieles Andere geht in Proſa und Poeſie die gleiche Feindſeligkeit gegen die gemeine Denkart und die ſelbſtgefällige Plattheit durch, die ſich in und an die Dichtung wagte, welche dieſen Männern zu heiliger Art ſchien, als daß ſie dieſe Entweihung dulden ſollten. Auf ihrem Parnaſſe kennt man die Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleiſt und Bodmer nicht. Selbſt Wieland, den zwar die Romantiker ſonſt alle als den Vorläufer ihrer Dichtung erkennen, fand ſich in ehrenvoller Geſellſchaft davon ausgeſchloſſen. Kotzebue war der Beelzebub und das böſe Princip nicht allein bei den Freiheitsſängern von 1813, ſondern auch bei dieſen. Die Veit Weber, Spieß, Cramer, Schlenkert, die das Mittelalter und Ritterthum nach dem feinen Sinne dieſer Kritiker mißhandelten, jene vielſchreibenden Romanfabrikanten Müller, Lafontaine (der „Waſſermann“) und ſein Freund Stark aus Bernburg, der Verfaſſer der vielgeleſenen Gemälde aus dem häuslichen Leben (1793—98), die hiſtoriſchen Romanſchreiber Feßler, Meißner u. A., vereinzelte Andere wie Falck, Karl Große (als Verfaſſer des Genius 1791) und Andere hatten vor den Ausfällen unſerer wackern Kämpfer nicht einen Augenblick Ruhe. In Tieck's Werken ſtößt man nur gar zu oft auf dieſelben Namen und dieſelben Ausſtellungen immer wieder von neuem. Wenn nicht das Pförtneramt gar zu ſtreng verwaltet wäre (in dem Garten der Poeſie im Zerbino, wo Bürger erſcheint, iſt z. B. von Schiller tiefes Stillſchweigen, und es iſt bekannt, daß ihm dieſe Schule den Anſpruch auf den Dichternamen hier und da nicht zugeſtand, nachdem ſie ſeinen ſtrengen Gegenſatz ihrerſeits durchgefühlt hatte), wenn nicht überhaupt ſo mancherlei unſichere Fehlgriffe, ſo manche geniale Unwürdigkeiten mit untergelaufen wären, ſo würde man dieſe Kämpfe für wahre und ächte Poeſie, namentlich in der poetiſchen Polemik A. W. Schlegel's, mit dem reinen Vergnügen leſen, das die Parteinahme für eine

edle Sache immer gewährt. Und dies Vergnügen würde noch un
ter ſein, wenn nicht die jungen Männer in ihrem friſchen Eifer ſic
mit ihren poetiſchen Erzeugniſſen geſchadet hätten, deren vielfach
und Künſtelei ganz der Wärme ihres Schönheitsſinnes widerſprach
durch die „Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge," mit de
ihren Kritiken, kraft ihrer Neigungen für das reine Formale der
ihre größeren und würdigen Begriffe von der Dichtung ſelbſt wie
abzogen, theils endlich durch die vielfachen Sonderbarkeiten, zu
ſie ihre geſpannten Theorien verleiteten. Denn ſo muß man leid
ſo oft die Seite des geſunden Menſchenverſtandes gegen ſie n
Man muß Wieland und Herder, Göthe und Schiller nicht allei
geben, wenn ſie bis zum Unmuth ſich über die Qual der geiſtige
katur" auslaſſen, die man über dem ſtets gekreuzten Sinn und
dieſer zudringlichen jungen Literatur empfindet[103]), ſondern es mu
Freund der Schule, Franz Horn mußte es ſelbſt zugeben, daß ma
den hyperboreiſchen Eſel von Kotzebue neben manchen Sachen vo
bert und Jul. Voß mit Behagen leſe, wo die wunderlichen Ue
bungen der Neuerer in komiſches Licht geſtellt ſind. Was aber v
dieſe polemiſche Kritik entwerthen mußte, war die Parteiliebe der
unter und für einander ſelbſt. Sie ſetzten ein Mittelmäßiges auf
herab, und rückten dafür ein anderes aufs höchſte hinauf; indem
Urtheilsloſigkeit des Publikums angriffen, machten ſie ſich der
ſelber ſchuldig. Tieck hieß in den romantiſchen Kreiſen der einzig
ter, der neben Göthe ſtehen dürfe. Die poetiſche Geſellſchaft in
Phantaſus trinkt auf das Wohl des Shakeſpeare, Göthe, Schille
Paul, der Schlegel, Jacobi, Novalis, der ein „Verkündiger der Re
Liebe und Unſchuld, ein ahnungsvolles Morgenroth einer beſſe
kunft" heißt. Dieſe Männer liegen hier, ſcheint es, in horizontale
nebeneinander; die Gegner würden ſie aber auf einer Stufenleit
und unter einander ſehen, und würden mit Recht urtheilen, daß i
ähnlichen Reihe nach der Vergangenheit unſerer Literatur hin die
und Kleiſt, die im Zerbino ſo weggeworfen ſind, gewiß auf der
ſtehen würden, auf der hier Novalis ſteht.

---

103) Fichte ſagte vortrefflich von beiden Schlegeln: „Tiefe fehle dem älter
der und Klarheit dem Jüngeren; gemeinſam ſei ihnen Beiden der Haß, wel
allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Eiferſucht, die ſie gegen das
empfänden, welches ſie doch weder zu ſein noch zu leugnen vermöchten, und da
Verzweiflung übermäßig lobten." S. Varnhagen, Denkw. 2, 60.

Was der jungen Schule den Muth gab, ihre geſteigerten Tendenzen ſo laut, ſo keck und ganz ſo ohne Schonung gegen die oberſten Häupter, wie es einſt die Genialitäten gethan hatten, auszuſprechen, war allerdings im letzten Grunde das gute Gewiſſen, mit dem ſie ſich an die Beſten der Nation und die unbeſtrittendſten Muſter hingaben. Ueber dem ganzen Getriebe der nächſten Zeit ſchwebt der Geiſt von Schiller's Kritik, von Göthe's Dichtung, von Herder's Receptionsgabe und romantiſchem Schwung, von Voſſens Ueberſetzungskunſt. Dies Alles ſtand in den 90er Jahren, als die junge Generation ihre Schule machte, in höchſter und ruhiger Blüte. Nun kamen neue Reizmittel hinzu, allzu mächtig, als daß nicht auch eine geſetzte Natur geirrt werden ſollte. Jean Paul ſchien eine ganz andere Zeit zu begründen, der eine neue Freiheit in die Dichtung, ein romantiſches, poetiſches Element in die moderne, wirkliche Welt brachte, was Göthe's Meiſter, die Schilderung eines Bundes- und eines Künſtlerlebens, gleichfalls zu unterſtützen ſcheinen konnte. In der Philoſophie trat Fichte hervor; der Lärm, den ſeine erſten Schriften, die Kritik aller Offenbarung (1792), der Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die Revolution (1793), machten, die Paradoxien ſeiner Wiſſenſchaftslehre (1794), die ganz enge mit den Tendenzen der Romantiker zuſammenhängt, übertäubten das noch friſche Intereſſe an Kant, und da die jungen Poeten kaum die kantiſirende Aeſthetik Schiller's in ihrem weſentlichen Umfange angenommen und ausgebreitet hatten, ſo ſahen ſie weiterhin auf eine neue Schönheitslehre aus, die Fichte begründen würde. Vollends die Xenien gaben den Ausſchlag zu Gunſten der kritiſchen, „göttlichen Grobheit," die Fr. Schlegel kanoniſch empfahl, und die Fichte in ſeinem Ausfall auf Nicolai, einem Muſterſtücke derber fauſtrechtlicher Polemik, noch ganz anders als die poetiſchen Kritiker praktiſch ausübte. Noch nicht genug. Die jungen Männer hingen unter ſich wie in einer engen Sekte und Schule zuſammen, und dies ſteigerte ihre Zuverſicht noch viel mehr. Fr. Schlegel hatte in der Europa etwas von einem Vorſchlag zu einer geſelligen Verbindung zu höheren Zwecken verlauten laſſen; daraus wollte Werner Ernſt gemacht ſehen, ein eifriger Propagandiſt, der unter den höhern Zwecken nicht blos die Sonettenpoeſie verſtanden wiſſen wollte, ſondern eine neue Religion. Franz Horn, der ſich zwar dagegen auflehnt, daß man die Romantiker als eine Schule bezeichne, ſpricht doch die Neigung der Angehörigen dieſes Bekanntenkreiſes geradezu aus, indem er bedauert, daß die Schlegel *keine* Schule geſtiftet hätten. In dem Sinne, in welchem wir in dieſem Abſchnitte die ganze Zeit von 1795

bis etwa 1830 als die romantiſche Zeit unſerer Dichtung betrachten, i der auch einzelne Gegner der engern romantiſchen Schule dem herrſchen den Geiſte dennoch huldigen, den man nicht beſſer als mit der Bezeich nung des Romantiſchen charakteriſirt, iſt es allerdings nicht thunlich, von einer Schule zu reden. Gewiß iſt aber, daß (wenn auch die äußeren Formen fehlten, die doch faſt nie bei einer literariſchen Schule ſtatthat ten) dennoch eben jener engere Kreis der Schlegel, Tieck und ihrer An hänger eine Schule, ja einen Bund und eine Sekte bildete, mehr als der formal geſchloſſene Bund der Göttinger oder irgend ein anderer der früheren poetiſchen Klubs dieſen Namen verdient, und daß ſich Geiſt und Tendenz dieſer Schule, eben weil es Sektengeiſt war, in den einzel nen näheren und entfernteren Gliedern auch nach dem erſten Rauſche, in dem nüchternen Alter, in der Proſa der Zeit, in ſtiller Oppoſition gegen alle neuen Richtungen, zum Theil bis heute mit einer merkwürdi gen Zähigkeit erhalten hat. Dieſen Sektenſinn begünſtigte und förderte die Lage der Zeit. Wo ſich irgend ein Zweig nationaler Entwickelungen in einem neuen Triebe zeigt, ſei es in Politik, Kunſt oder Religion, da wird unter dem erſten Intereſſe eine Gemeinſamkeit ſtatthaben, die mehr zu binden und zu vereinigen ſucht; denn bei dem friſcheſten und erſten Eifer darf ſich die geſunde ungekünſtelte Energie weite Ziele ſetzen. Allein ſobald dieſer Zweck erreicht iſt und ein gewiſſer Beſitz ſicher macht, ſo dauert das Streben nach neuem Erwerb nur in engern Kreiſen fort und ſteigert ſich innerhalb dieſen, weil ſie ſich in Abſonderung und in Folge dieſer in Oppoſition ſehen, weil ſie aus einem beſchränkten Lokale mit lautem Ruf noch immer über das Ganze zu herrſchen ſuchen; es entſtehen Klubs, Sekten und Schulen, die an die Stelle des Einen großen Zweckes der Sache ſelbſt beſondere Nebenzwecke ſetzen und mit dieſen oft den Einen Hauptzweck gerade untergraben, indem ſie ihn noch zu fördern meinen. Innerhalb dieſer Kreiſe herrſcht politiſcher, religiö ſer, äſthetiſcher Sinn namentlich während der Anfänge in größerer In nigkeit und herzlicher Meinung und Ueberzeugung; aber leider hat dieſe nie vor den größeſten Einſeitigkeiten, Täuſchungen, Verzerrungen und den Sünden der Uebertreibung geſchützt, die mit dem Abſcheiden von dem offenen Markte des Lebens vielleicht noch inniger verknüpft ſind, als die Sünden der Leichtfertigkeit und der Schlaffheit mit dem Weltſinn, der ſich dem großen Strudel ohne Grundſätze überläßt. In jenem Falle waren die Romantiker ganz. Ihre Sektentendenz ging anfangs auf eine größere Ausdehnung der Poeſie, auf eine geſteigerte Wirkſamkeit derſel ben, auf eine allgemeinere Theilnehmung an ihren Segnungen aus;

ſie ſtrebte nach Einflüſſen auf das öffentliche und auf alle Zweige des Privatlebens. Aber ſie überflog ſich in dieſen Ausſichten, die Leiſtungen der Dichter ſtanden mit ihren Anſichten in keinem Verhältniſſe, die Welt verließ ſie, und in dem nämlichen Augenblicke, da der Bund der Dichtung mit der Wirklichkeit und dem Leben am engſten geſchloſſen werden ſollte, ſiehe da, ward das allgemeine Charakterzeichen der neuen Poeſie gerade ihre völlige Entfernung von dem Wirklichen und Lebendigen. Ihr Zweck, das Reale zu idealiſiren, verflüchtigte ſich in nichtige Luftgeſpinnſte, man wollte der Zeit, deren proſaiſche Außenſeite mit ihrem poetiſchen Aufſchwung noch im Widerſpruch war, die Muſter einer andern Zeit vorhalten, wo das Leben ſelbſt einen poetiſchen Strich hatte; man führte die romantiſchen Dichtungen des Mittelalters und der Fremden ein, aber man vergaß, daß das, womit man neues Leben ſchaffen wollte, größtentheils für uns todt war; da der Wiederklang nicht laut genug werden wollte, ſo ſteifte man ſich deſto nachdrücklicher auf dieſe Gattung, und das Mittel ward geradezu zum Zweck. So kam es, daß ſelbſt eine große geſchichtliche Zeit wie 1813 nur vorübergehend den vergeiſtigten, nebelhaften Charakter der Poeſie unterbrechen, nicht ihn beſeitigen konnte. Dies gelang erſt, nachdem man ſich an ihm überſättigt hatte, ſeit den Bewegungen von 1830.

Dieſe Sektentendenz, die wir unter den Romantikern herrſchen ſehen, die durchgängig ihre vielfache Wirkſamkeit durchdringt, und die, zerſtreuten Aeußerungen zufolge, auch in dem Bewußtſein Einzelner lag, knüpfte ſich völlig an die Lehren an, auf denen wir Schiller und Göthe mit ſo vielem Gewichte haben haften ſehen, an die Lehren von Verbindung des Aeußeren und Inneren, von Verſöhnung des Realismus und Idealismus. Daher paßt es ganz gut, daß die Schlegel, und beſonders Friedrich, im Anfange ihrer Schriftſtellerei eben ſo warme Hellenisten waren, als Göthe oder Schiller nur immerhin ſein konnten. Ihre Anhänger holten indeſſen jene Idee weit weniger aus den theoretiſchen Aufſätzen Schiller's, als vielmehr aus Wilhelm Meiſter. In dieſem Künſtlerleben und in dem Sektenleben des letzten Bandes, der ihnen als das Allerheiligſte galt, und ebenſo im Taſſo ſchien eine wirkliche Welt gezeichnet zu ſein, auf welcher der Glanz der Poeſie ruhte, hier ſchien eine Verſöhnung des Realen und Idealen verwirklicht in einer zwar nur poetiſchen Schilderung, die aber doch der Wirklichkeit ſo nahe lag, daß faſt keine Kluft zwiſchen beiden zu ſtatuiren war. Das nun, was hier gleichſam begonnen war, ſollte Novalis (Fr. von Hardenberg, aus dem Mannsfeldiſchen 1772—1801) in ſeinem (unvollendeten) Heinrich

von Ofterdingen weiter ausgebildet haben, und was nun ſo klar zur Anſchauung gekommen war, ſollte hinfort ins Leben geſetzt werden: praktiſch verhandelt wollte Zach. Werner dasjenige haben, was ihn zwar auch ſchon in dem theoretiſchen Geſange der Schlegel und ihrer Freunde entzückte. Göthe hatte die äußere Geſtalt des Lebens im Meiſter noch viel zu viel geachtet, und ſein Roman durfte ſich daher in der Gegenwart bewegen; er war mit dem ganzen derben Realismus verſöhnt, mit dem, was die neue Schule nach Novalis das Evangelium der Oekonomie nannte, mit der Aufklärung ſogar, die ihr, wie früher den Schülern von Hamann und Claudius, ein Greuel war, und die ſie Abklärung nannte: die Hefe, die nach abgeſchäumter Poeſie auf dem Boden des Lebens übrig bleibt. Novalis in ſeinem Romane war mit unſerer gegenwärtigen Welt nicht ſo verſöhnlich, er brauchte das Mittelalter für ſeine Geſtaltungen, er behandelte die „Oekonomie“ aufs ſchnödeſte, und Alles, was nach Freude am Realismus ausſah, verwarf er; er ſetzte das Chriſtenthum verklärend gegen den abgeklärten Bodenſatz der Illuminaten, Alles um ein poetiſches Leben im ganzen Umfange des Wortes zu gewinnen. Fragte man uns zwar nach dem Roman und dem Manne, dem in der neuen Schule eine ſolche Bedeutung geliehen wird, ſo würden wir ehrlich ſagen, daß uns die Abſtammung des Dichters aus einer herrnhutiſchen Familie, ſeine Erziehung zur Poeſie, ſeine Beſchäftigung mit Zinzendorf und Lavater, den Myſtikern und Neuplatonikern und vor Allem die Bruſtkrankheit, die ihn frühe wegraffte, eine Reizbarkeit und ein Gefühl der Vereinſamung und Trauer in ihm erzeugt zu haben ſcheint, deren Aeußerungen wir in keiner Weiſe die tiefſinnigen Bedeutungen leihen würden, die die Freunde des Geſchiedenen hineingelegt haben. Dem Jüngling ſtarb eine Jugendgeliebte und ein Bruder, und dies brachte in dem Krankhaften die Stimmung zur Reife, die ſichtbare und unſichtbare Welt nur als Eine zu betrachten und ein verklärtes Leben zu leben; aus der „Heiligkeit ſeines Schmerzes, ſeiner innigen Liebe und Todesſehnſucht erkläre ſich, ſagen ſeine Freunde, ſein ganzes Leben.“ Aber dabei ſchien es ſie doch zu befremden, daß er ſich ganz bald nach dem ſchweren Verluſte ſeines Herzens mit einem andern Mädchen verlobte. Wie mit dieſer Thatſache, ſo ergeht es uns mit ſeinem Buche. Wir treten in ein herrſchendes Zwielicht, zu einem Helden, der ganz poetiſch geboren iſt, der ein Stillleben führt und nur aus dem Echo der Bücher die Welt kennen will, in eine Zeit, deren Schilderung ganz hochpoetiſche Haltung zu fordern ſcheint, in einen Plan, der zu einer hyperpoetiſchen, märchenhaften und phantasmagoriſchen Allegorie

ngelegt iſt: und über der Lektüre finden wir Alles ſo welk, die Färbung o trocken, die lehrhaften Erörterungen über alles Mögliche, über Poeſie, Phyſik, Handlung, Berghau, Geſchichte und bürgerliches Leben, ſo dürr. Wenn uns der Stil an W. Meiſter erinnert, ſo erinnert uns der Stoff, der wie zu einem Schatzkäſtlein aller Geſchichten und Zeiten geſammelt wird, an die alten Romane zur Zeit Lohenſtein's, und bei allen poetiſchen Anſprüchen ſieht doch im Hintergrund ein ganz proſaiſches Weſen heraus. Allein wie dieſe offenliegenden und ungeſchickten Widerſprüche mit geheimnißvollem Geſchicke tiefer zu deuten ſeien, lehren uns die Freunde, die mit Einſtimmigkeit auf den Todten wie auf den heiligen Offenbarer der Romantik hinſehen. Das Darſtellen der Poeſie durch das Leben, die Durchdringung des Lebens mit der Poeſie, die Verſchmelzung des ökonomiſchen mit dem poetiſchen Principe, das Alles iſt Zweck und Abſicht des Dichters, wie es in ſeiner Natur ſchon lag. Denn „ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, und ſo umgab ihn das alltägliche Leben ſelbſt wie ein wundervolles Märchen, und jene Regionen, welche die meiſten Menſchen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, waren ihm wie eine liebe Heimat. Er fand es unnatürlich, daß die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen, Dichten war ihm die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Warum hatte Schiller den Dichter den vollkommenſten Menſchen genannt? Jetzt mußte er es haben, daß man folgerte, wir müßten alſo auch Alle nach dieſer Vollkommenheit ſtreben! Warum weckte er die idealen Triebe aus dem Schlummer? Jetzt fuhren ſie wie zündende Flammen in die Welt, Novalis wollte, ſo ſagt Adam Müller in ſeinen Vorleſungen über deutſche Literatur (2te Ausg. 1807), einem Buche, das mehr als ein anderes den Geiſt der romantiſchen Schule in ſich verſammelt — Novalis wollte „mit dem Geiſte der Poeſie, alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften und Verhältniſſe durchſchreitend, die Welt erobern; er wollte alle jene tauſendfarbigen Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt mit ihren Reflexen endlich in Einen Brennpunkt zuſammenſtrahlen laſſen, der auf die Stelle hinfallen ſollte auf der der Dichter ſteht.“ Dieſe endliche nothwendige Verklärung der eigenſten irdiſchen Gegenwart, heißt es weiter, erhebt Novalis über alle ſeine Freunde; er wird in jedem kommenden Zeitalter deutſcher Kunſt ſich und ſeine Werke der Gegenwart näher bringen und ſeinen Geiſt in geſchloſſenen Arbeiten ächter Nachfolger bewundern ſehen! Gleich im

kommenden Menſchenalter leider iſt es Wenigen mehr bekannt, daß ein Novalis war, oder wer er war; aber im damaligen allerdings huldigte das junge Geſchlecht dieſen Anſichten und den Konſequenzen, die daraus folgten, ganz. Es war ein ominöſer Ausſpruch, den Schiller 1795 ohne das beſchwörende Unberufen ausſprach: noch habe die Wirklichkeit wenig von dem Schein zu beſorgen, eher der Schein von der Wirklichkeit: in dem Augenblicke der Rede ſchien ſich das Verhältniß gerade umdrehen zu wollen. Die Trennung von Literatur und Leben, die Scheidung von Gelehrſamkeit und Poeſie, und alle ähnlichen Trennungen hörte man nun von allen Seiten her beklagen, wieder nach jener ſchillergöthiſchen Theorie von dem Zuſammenwirken der Kräfte. Und weil nun gerade die Kraft der Poeſie in Uebung war, ſo ſollte ſie nun einſtrömen in alle Zweige des Lebens. Trieb und Wunſch erwachte wieder, ſagte Tieck in der Einleitung zu Schröder's Werken, die Kunſt mit Staat und Volk zu verbinden, und man verſuchte, Muſik, Kunſt und Dichtung wieder mit Kirche und wirklichem Leben zu vereinigen. Statt daß man ſich aber mit dieſen Abſichten kräftig an die Gegenwart mit einer realiſtiſchen Tendenz angeſchloſſen hätte, ſo ſcheuchten leider die trüben politiſchen Verhältniſſe, unter denen dieſe Schule aufwuchs, die empfindſamen Gemüther gerade aus der Gegenwart hinweg. Wenn wir im Mittelalter in den großen Unglückszeiten der Kreuzzüge einen Grund zu der Hinwegwendung aus dem wirklichen Leben gefunden haben, ſo haben wir den ähnlichen Grund für dieſelbe Erſcheinung in dieſen Jahren, die jene mittlere Zeit gleichſam wiederholen. Denn dort, im 13. Jahrh. ſuchten die Fr. Schlegel die eigentliche Blüte deutſcher Dichtung; und weil das Ritterthum ſelbſt ſchon eine Poeſie in der Wirklichkeit war, ſo ſollte dies Phantaſieleben in Liedern und Geſängen wie ein neuer Frühling des dichteriſchen Geiſtes wieder aufgehen. Aus demſelben Grunde der verſchmolzenen Wirklichkeit und Dichtung ſollte das ſpaniſche Drama in dem Hauptpunkte Regel ſein, daß auch das bürgerliche Spiel hier durchgängig romantiſch, und dadurch wahrhaft poetiſch ſei. Aus demſelben Grunde ging man nachher zum Oriente über, weil in Indien die Weiſen ein ſolches Leben führen, das von philoſophiſcher Poeſie und poetiſcher Philoſophie durchdrungen iſt. Aus eben dieſen Anſichten folgte, daß Dante und Cervantes ſo groß in der Bewunderung der neuen Schule ſtanden, von denen der Letzte Leier und Schwert zugleich führte, der Erſtere mit ſeinen Gedichten die nächſte Gegenwart des politiſchen äußerlichen Lebens und die Geſchichte ſeiner dichteriſchen und frommen Seele zugleich umſpann. Und eben dies lenkte

ihr Neigung auf Hans Sachs und Jakob Böhme. Die Poeſie und Philoſophie in der Schuſterwerkſtätte, das war die wahre Verſöhnung des Realismus und Idealismus, ſo ſollte es kommen! Dieſe Beiſpiele zeigten, wie „die poetiſche und ökonomiſche oder politiſche Exiſtenz einander ſtets bedingen und wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Poeſiefreunde gegen den geſellſchaftlichen Zuſtand von Deutſchland war“; ſie lehrten, wie „in den trockenſten Mechanismus der bürgerlichen Geſchäfte das ewige Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt zu hauchen iſt.“ So alſo wollte man die Welt mit der Poeſie erobern. Was am Anfang der romantiſchen Dinge Merck von den Stolbergen ausgeſagt hatte, das griff jetzt im weiteſten Umfange um ſich. Daß man darüber Welt und Poeſie zugleich verlor, das lag nahe genug. Schon die angeführten Muſter alle deuten an, daß, wenn man ſich mit realiſtiſchen und idealiſtiſchen Tendenzen einmal überhaupt verſöhnt hat, man auch von Einem zum Andern überſpringen lernt; wo Vermittelung fehlſchlägt, tritt Extremſucht gewöhnlich an die Stelle. Da es mit der poetiſchen Welteroberung nicht ging, wie man hoffte, ſo fiel man in Weltverachtung zurück; man blieb auf dem innerlichen Dante hängen, man glitt vom praktiſchen Hans Sachs beſtimmter zu dem myſtiſchen Jakob Böhme, von dem weltlichen Ritter zu dem geiſtlichen Brahminen über, man ließ zuletzt gar die Poeſie fallen, die ihre realiſtiſchen Neigungen nicht recht verlernen wollte, und nun ſollte die Religion an ihre Stelle treten, um vielleicht noch einmal ihrerſeits die Eroberungsplane aufzunehmen.

Der enge Bund der Poeſie mit der Religion war, wenn man von dem Principe ausging, die Wirklichkeit mit einer höheren geiſtigen Welt zu durchdringen, und die Dichtung auf alle Lebenszweige zu impfen, der nächſtliegende und natürlichſte von allen. Denn das, was man mit der Poeſie eigentlich bezweckte, konnte man an nichts ſo klar abſehen als an der Religion. Die Natur treibt im Menſchen die verſchiedenen Zweige ſeiner Entwickelung in periodiſcher Folge; ſie läßt Religion, Kunſt, die praktiſchen Thätigkeiten aller Art und die Philoſophie nacheinander wachſen. Sie will aber nicht, daß ein Zweig um den andern abdürre. Wenn ſie den einen jeweilig begünſtigt, ſo grünt der andere weiter, und es wird dem ganzen Baume des Lebens das weder unzeitig Gedeihlichſte ſein, wenn neben dem von der Jahreszeit geförderten Schoſſe die zurückgedrängten wetteifernd nachtreiben, noch auch der Saft ihnen ganz entzogen wird. Die religiöſe Bildung veranſchaulicht dies beſonders deutlich; ſie iſt die erſte Stufe menſchlicher Ausbildung, ſie weicht aber nie aus ihrem einmal errungenen Rechte und

ſucht ſich unter den Bedrängniſſen der ſpäteren Bildungen immer ihren Platz zu behaupten. Eben das wollten nun die Romantiker der Poeſie ſichern; das proſaiſche Spätalter ſollte etwas von der poetiſchen Jugend überliefert erhalten, ſie wollten der Dichtung Beſtand und Dauer geben. Ausgeſtorben iſt nun die Dichtung allerdings niemals, das haben wir aus unſerer Geſchichte genau gelernt. Sie ſchleppt ſich durch die ungünſtigſten Zeiten unter irgend einer Hülle immer hindurch; darum hätte man nicht ausdrücklich ſorgen müſſen. Allein die Romantiker wollten unſere Dichtung auf der erreichten Höhe erhalten, und dies allerdings war eine ſchwierige Aufgabe. Man täuſcht ſich ſchon, wenn man glaubt, daß der erſte reine religioſe Sinn eines Volkes in den Zeitalten ſpäterer Bildungen fortdauere; man läßt ſich dann vom Scheine und von einzelnen Erſcheinungen blenden. In der Kunſt aber vollends iſt die Dauer der höchſten Blüte ſo ſchnell vorübergehend, wie es in der Art jeder Blüte liegt, und vielleicht flüchtiger vorübergehend, als bei irgend einer andern. Das hatte Göthe angedeutet, wenn er den Zuſtand der Schönheit nur einen Moment nannte; das ſagte Forſter ſo ſchön, daß von allen zarten Blüten die zarteſte die der Kunſt ſei: „ihre Knospe vor dem Entfalten ſcheint ein dunkles Chaos, das ſich mühſam zu formen beginnt; was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt.“ Kein Wunder alſo, daß man dieſer hinfälligen Kunſt in der Religion eine Stütze zu geben ſuchte, denn dieſe hat, was der Dichtung nicht ſo leicht gegeben iſt, an der Heiligkeit, die ſie umgibt, einen Stab, der ſie allerdings in dem höheren Alter unterſtützen und die Gebrechlichkeit verſtecken muß. Man beachte ja, wie ſich die Zeiten geändert haben! Früher hatte die Religion eine Stütze an der Poeſie geſucht, jetzt ſucht die Poeſie wieder einen Halt an der Religion; jener erſte Bund hatte ſchrittweiſe zu der Höhe der Humaniſtik und Aufklärung geführt, und dieſer neue ging aus dem geraden Gegenſatze gegen dieſe Aufklärung hervor. Wie hart man über die neuen Bigotterien, Bekehrungen und Verkehrungen urtheilen möge, dennoch darf man nie vergeſſen, daß die heilloſen Thorheiten, zu denen man es mit dem Illuminatismus und dem Vernunftkultus in Frankreich getrieben hatte, wohl ein andächtiges Beſinnen auch in dem nüchternen Beobachter der Welt hervorrufen konnten, und wir würden Unrecht thun, wollten wir hinter der religiöſen Innigkeit der nächſten Jahrzehnte, die ſehr helle und ungeirrte Köpfe theilten, überall Täuſchung, Schwachheit oder gar Intereſſe ſuchen. Die erſten Regungen dieſer Art gingen von einer natürlichen Gegenwirkung aus, die, wenn ſie nicht poetiſch übertrieben worden

wäre, ſehr wohlthätig hätte wirken können. Wie ſchon früher unter den Genialitäten der Kampf gegen die berliner Freigeiſterei ſich zugleich gegen Frankreich richtete, von woher ſie ſtammte, ſo geſchah es auch jetzt, daß von den Romantikern in poetiſcher und religiöſer Hinſicht die Polemik gegen die franzöſiſche Literatur und Encyklopädik, gegen Voltaire, den Feind des Mittelalters, des Prieſterthums und Feudalweſens, neu in Schwung gebracht ward, und daß dies vielfach von eben ſolchen Deutſchen am eifrigſten betrieben ward, die theils in Paris ſich zuſammenfanden, vorzüglich aber von ſolchen, die von Berlin ſelbſt ausgingen. Dieſe Stadt ward der Hauptſitz der Reaktion, und daran war allerdings nicht wenig die Veränderung Schuld, die die höhere Atmoſphäre ſeit Friedrich's Tod und Wöllner's übelberüchtigtem Regimente genommen hatte. Auch die Wiedereinſetzung des lieben Gottes in Paris und ſpäter die ſeines Stellvertreters auf Erden dürfen als Zeichen der Reaktion in der großen Welt nicht außer Acht gelaſſen werden, die auch Viele ohne Ueberzeugung in den großen Strom mitriſſen. Unabhängig aber hiervon waltete überdies auch noch der Geiſt der Geniezeit fort, er wiederholte und übertrieb ſich bis zur Karrikatur in dem Gegenſatze gegen allen Nicolaismus und Verbieſterung, oder wie er ſonſt den Illuminatismus in und außer dem Bunde bezeichnete. In Königsberg, der Vaterſtadt Hamann's, wiederholte ſich gleichſam im Zerrbild die Oppoſition, die ſchon Er gegen die berliner Welt gemacht hatte. Zach. Werner (aus Königsberg 1768—1823) war ein Mann, der die wunderlichen Eigenheiten Hamann's theils in veränderter Geſtalt, theils in großer Uebereinſtimmung geerbt zu haben ſchien. Er führte deſſen ungeordnete, in der Jugend ausgelaſſene Lebensweiſe, trennte ſich von drei Gattinnen, weil keine mit ihm glücklich ſein könne, der ſich ſelbſt ſchwächlich, ängſtlich, launenhaft, geizig, unreinlich; immer in Phantaſien und Geſchäften nannte. Gedrückt und gemüthskrank wie Hamann, warf er ſich dann auf die Frömmigkeit und erſetzte die ſittliche Schwäche, deren er ſich wie jener beſchuldigte, mit der Kraft des Herrn, die in ihm thätig ward; er mußte haben, woran er ſich aufranken konnte; die Selbſtgerechtigkeit war ihm wie Hamann nichts, ſondern die durch Reue verſöhnte, durch Gnade getilgte Sünde. Ganz wie Hamann, ärgerte er ſich an der berliner Welt, ſelbſt an ſeinen jungen Freunden; die Schlegel, Tieck, Schleiermacher u. A. waren ihm noch viel zu profan, ganz wie auch Hamann ſeine Anhänger nicht genug thaten; er ſah ſie zwiſchen der „jämmerlichen Frivolität und genialiſchen Renommiſterei" der Hauptſtadt einherſchreiten und fand ſie nicht frei von Anſteckung. Sowie auf

dieſem alſo der Geiſt Hamann's fortwaltete, ſo können wir ſehen, wie die Sinnesänderungen Stolberg's und der Uebergang von Hellenismus zu Patriotismus und endlich zu katholiſchem Chriſtianismus ſich in Friedrich Schlegel wiederholen, wie auf Schubert, Steffens u. A. der Geiſt Jung Stilling's ruhte, wie Heinſe's Sinnlichkeitstheorien ſich weiter eingruben, und wie in jeder Richtung die genialen Tendenzen neue Nahrung in dieſer Periode erhielten, um ſich mit den hier geſammelten Kräften weiterhin in einen neuen Zeitabſchnitt hinüberzufriſten, in dem ſie wieder unter anderen Veränderungen hervortraten. In einigen Erſcheinungen herrſcht dabei eine auffallende Gegenſätzlichkeit. In den 70er Jahren haben wir, wie jetzt wieder, in den aufgeregten jungen Kreiſen mehrere Beiſpiele frühe hingeſtorbener ſtrebſamer Jünglinge; die Kränklichkeit führte damals zu Skepſis, Rationalismus und zur ärgſten Freigeiſterei, jetzt gerade umgekehrt zur Gläubigkeit. So war hauptſächlich von Novalis und W. H. Wackenroder (aus Berlin 1772—98), den Werner einen religiöſen Koloß nennt, die fromme Richtung ausgegangen. Auf des Letzteren Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders (1797), in denen Tieck Einiges gearbeitet hat, ſticheln Göthe: es habe dieſes Buch die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunſt feſtgeſtellt, nach der Folgerung, daß, weil einige Mönche Künſtler waren, alle Künſtler Mönche ſein ſollten. Dies fromme Kunſtraiſonniren belegte Göthe mit dem Namen Sternbaldiſiren; denn auch in Tieck's Roman Franz Sternbald's Wanderungen (1798), in dem wieder Einiges von Wackenroder übergeblieben iſt, herrſcht die Anſicht, die ſich in den Worten Dürer's an ſeinen Schüler offen kund giebt, wo er ihm verheißt, er werde gewiß ein guter Maler werden, „weil er große Gedanken hege und mit warmer brünſtiger Seele die Bibel leſe!“ Dies hängt mit den Theorien dieſer Männer von der poetiſchen Kraft enge zuſammen. Wir konnten ſchon bei Lavater ſehen, wie ſich die poetiſche der religiöſen Kraft nähert; jetzt wird dieſe Annäherung zu einer Art Verſchmelzung. Novalis erklärte den dichteriſchen mit dem religiöſen und myſtiſchen Sinne für verwandt; die Eingebung des gläubig Schauenden und des dichteriſch Begeiſterten iſt eine und dieſelbe [104]); in Jakob

104) Luden berichtete Göthe'n dieſe Anſichten ſeiner Jugendfreunde, die die Dichtung aus dem Dichter ſtrömen ſehen wie die Quelle aus dem Fels, die, wie die Theologen den heiligen Geiſt, ſich den Dichtergeiſt als eine myſtiſche Macht dachten, die den Ergriffenen nur wie ein Werkzeug brauche. „So? ſagte Göthe, ei, das iſt ja ganz charmant.“ Luden, Rückblick in mein Leben. S. 32.

Böhme findet Werner eine artem poeticam; nur in der Stunde der Weihe, wo der Geiſt Gottes ſie durchſtrömt, wo ſie Prieſter Gottes ſind, fühlen ſich dieſe Männer Dichter, Kunſt und Religion nennt daher Werner Synonyme und bedauert, daß wir nicht Einen Namen dafür haben; in dem Romantiſchen fand Friedrich Schlegel chriſtliche Schönheit und Poeſie vereinigt; durch dieſes heilige Prisma ſollte die ganze Welt nun angeſchaut werden. Der Geiſt der Oekonomie, der nüchterne Verſtand, der gegen das höhere Licht blende, ward als philiſterhaft weit anders angefochten als ehemals in der Genialitätszeit. Die Aufklärung ward als Irrlicht verrufen, in die Dämmerung der Myſtik zog man ſich aus der Sonnenhelle zurück, die der poetiſchen Geburt nicht günſtig ſein ſollte, Halbwahn und Aberglaube ward aus dem Mißkredite geriſſen, in den ihn die Freigeiſterei gebracht hatte, und allem dem entſprach das wunderliche Chaos, in dem ſchwärmende Einbildungskraft ſich nicht allein dichtend, ſondern auch glaubend gefiel. In Göthe's Zeit duldete man den poetiſchen Wahn und die Erfindungen der Phantaſie, um ſie poetiſch zu nutzen; Schiller ſpielte in der Jungfrau mit der Myſtik und in Maria Stuart mit dem fanatiſchen Katholicismus; in den überlegenen Geiſtern hatte der poetiſche Glaube nur mentale Gültigkeit. Aber dieſe Nachſicht, ſo gut ſie gemeint war, gerieth übel; die materialiſtiſche Richtung der Zeit ergriff die Phantasmen und zog ſie mit aller Poeſie in die Wirklichkeit hinein, und ein Hoffmann erlebte die Tollheiten an ſich ſelbſt, die er nicht mehr poetiſch, ſondern nach der proſaiſchen Pragmatik aller Humoriſten ſchilderte. Dieſer Uebergang von Phantaſien zu Ueberzeugungen, vom poetiſchen zum religiöſen Glauben, ja das endliche Preisgeben der Poeſie gegen die Religion läßt ſich bei Mehreren der Romantiker ganz deutlich beobachten; ſo wie früherhin die Religion im Bunde mit der Poeſie ihren eigenen Schaden ſtiftete, ſo verlor ſich jetzt umgekehrt die Poeſie über ihrem Verbande mit der Religion. Werner trug lange Zeit, ehe er katholiſch wurde, ein Ideal des Katholicismus mit ſich herum. Es war zunächſt wie aus Kunſtquellen entſtanden. Der neue Theophilantropismus ſchien ihm allen Kunſtgenius und Geſchmack zu verwüſten, wenn nicht ein geläuterter Katholicismus wiederkehre; poetiſch angeſehen fand er den Katholicismus das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, und auf ſeine Urform zurückgeführt, zog er ihn allen chriſtlichen Sekten für das Zeitalter vor, das den Sinn der ſchönen Griechheit für immer verloren hatte. Man ſieht, dies redet dem Katholicismus ganz nur aus einem poetiſchen Bedürfniſſe das Wort. Noch ſchrieb er 1807 ſeinen Luther

(der Fr. Schlegeln ſo verhaßt war, daß er ein Trauerſpiel Kai
gegenſetzen wollte,) als ein guter Lutheraner, der das Meſſe
Eſelsgeſchäft nannte, und nicht wollte, daß Vernunft wie ei
hund nach der Pfeife des Papſtes tanze; nur war freilich ſeh
thum nach ſeinen katholiſch-poetiſchen Theorien ſchon idealiſirt;
Jugend pochte daher ſeinen Reformator auf der Bühne aus.
Werner (1811) katholiſch geworden war, den Prieſterrock a
hatte und zur Zeit des Wiener Congreſſes die widerwärtige J
auferſtandenen Abraham a S. Clara ſpielte, was war von de
was war von dem idealen Katholicismus übrig geblieben, von
Reinheit zurückgekehrten? Nichts als der ganz gewöhnliche p
Bigotismus, wie man ſich aus einem einzigen Briefe an ſeine
Hitzig [105]) überzeugen kann; und wie der Dichter in Sprache ur
zurückgegangen war, das lehrt ein Blick auf Anfang und En
dramatiſchen Leiſtungen, auf die Söhne des Thal's und die M
Makkabäer. Die Uebergänge von der dichteriſchen Phantaſie
giöſen, von dieſer zum Religionsbedürfniß und Glauben, von
der Beſchränktheit, zu welcher der Apoſtat ſo leicht wie der E
räth, liegen überall klar vor. Im Anfange theilten Shakeſp
Hans Sachs in der Anſicht der kritiſchen Verfechter der neuen
den Lorbeer mit Calderon und Jakob Böhme; man behielt d
ſinnigen Boccaz lieb, während man den Balde und Sileſius he
bald aber trat Calderon über Shakeſpeare hinweg, und endlich
Friedrich Schlegel ſogar mißlich, daß Calderon in ſeinen Autos,
der poetiſche Jasmingeruch am ſtärkſten duftet, religiöſe Gegenſt
handelt habe; das Chriſtenthum ſollte nicht an und für ſich Ge
der Poeſie ſein, weil es über alle Poeſien hinausgehe u. ſ.
Poeſie wird alſo offenbar auch von ihm zuletzt der Religion
Schon nach dieſer Stufenleiter kann man ſich den Höhengra
religiöſen und katholiſchen Sympathien der einzelnen Männer
erklären. Schon lange glimmte dies jetzt ausbrechende Feuer der
unter der Aſche. Göthe und Joh. Müller waren zu einer gewi
in dem Verdachte des heimlichen Katholicismus; Jacobi'n ſah
hart an der Scheidewand ſtehen; Lavater hatte friedlich die H
übergereicht, und Stolberg gab das Signal. Unter den Anhän
neuen Schule begnügten ſich nun Einige (wie A. W. Schlegel)
poetiſchen Enthuſiasmus für das poetiſche Element im Religions

105) Z. Werner's Lebensabriß von Hitzig. 1823. S. 92.

nd behielten ſich die Segnungen der Reformation vor; Andere (wie Arndt nd Horn) umfaßten das Lutherthum mit erhöhter Liebe; Andere (wie ouqué) blieben an der Grenze des Katholicismus ſtehen und begnügten ch nur, ihre Schriften mit Chriſtereien aller Art auszuſtaffiren; Andern wie Tieck) konnte es ihrer kältern Natur nach, obgleich ſie ſich durch den Zeitgeiſt gefangen nehmen ließen, nie ein herber Ernſt mit dem Katholicismus werden; Andere (wie Gentz), die ſich durch ein weichliches und ruhiges Weſen von dem Strome hinreißen ließen, die chriſtlichen und frommen Empfindungen zu verſuchen, waren eben ſo bereit, wenn dies gegen ihre leicht gelangweilte weltliche Natur nicht auf die Dauer aushielt, wieder zum Heidenthum oder zur Gleichgültigkeit zurückzukehren; Andere (wie Steffens) wandten ſich aus ernſtern Beweggründen von dem ergriffenen Katholicismus wieder ab; Mehrere, die ſich wie Fr. Schlegel, Müller und Werner, nach Wien zogen, ſteiften ſich auf den neuen Glauben und fanden da nicht allein endliche Ruhe, ſondern auch Verſorgung[106]; und ſo ſtiegen wir wieder hinauf oder hinab zum Jeſuitismus und der Propaganda, die in Baiern ihren alten Stammſitz wieder eroberten. Warum hat man es Voß ſo verargt, daß er in der Zeit, da ungefähr die letzte namhafte Apoſtaſie zum Katholicismus vorfiel, auf die Quelle, auf das erſte Beiſpiel und Muſter (auf Stolberg) zurückkam, deutlich ſchildernd, was der Mann und ſein Charakter bei dieſem Schritte verloren hatte, bei dem man Alles zu gewinnen hofft?

Bei Niemanden ſind die Sinnesänderungen in dieſen Beziehungen, deren Reihenfolge zuletzt auf das äußerſte Stadium führte, ſchroffer als bei Fr. Schlegel (aus Hannover 1772—1829). Als er im Anfange

106) Reinhard (Briefwechſel zwiſchen Göthe und Reinhard, Stuttg. 1850. S. 29) ſchrieb im Mai 1808 an Göthe: „Es ſcheint Auguſt Wilhelm habe dem Bruder (der eben zur kathol. Kirche übergetreten war) die gewiſſe Ausſicht eröffnet, in Wien angeſtellt zu werden, und dies ſei der Zweck ſeiner Reiſe. Allein in der Ungewißheit hatte er mir noch den Auftrag zurückgelaſſen, mich für ihn zu einer Stelle bei der Université zu verwenden. Wohl; die soutane wird ihn nicht übel kleiden? aber in welcher Capuze ſoll Lucinde erſcheinen?“ Gleich ſcharf und bitter iſt, was Göthe über Schlegel's Bekehrung als ein „Zeichen der Zeit“ antwortet. Er ſah es als einen ſehr merkwürdigen Fall an, daß „im höchſten Lichte der Vernunft, des Verſtandes, der Weltüberſicht ein vorzügliches und höchſt ausgebildetes Talent verleitet wird ſich zu verhüllen, den Popanz zu ſpielen, oder, wenn Sie ein anderes Gleichniß wollen, ſo viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehauſe auszuſchließen, einen erſt dunkeln Raum hervorzubringen, und nachher durch das foramen minimum ſo viel Licht, als zum hocus pocus nöthig iſt, hereinzulaſſen.“

ſeiner Thätigkeit aus der weimarer Schule ſprach, als er Leſſing jenes umſtändliche Denkmal ſetzte (Leſſing's Geiſt — eine Blumenleſe ſeiner Anſichten in 3 Bänden), das ſeiner ganzen Geſtalt nach ſehr große Hingebung, aber auch wenig Verarbeitung jenes Geiſtes verräth, ſelbſt noch als er mit ſeinem Bruder A. W. Schlegel (geb. 1767) die Charakteriſtiken und Kritiken (1801) ſammelte, erſchien er immer als ein Mann, der den hellen in Deutſchland aufgegangenen Tag mitleben wollte, und er erklärte ſich noch in einem Aufſatz über Woldemar als einen Feind aller Schwelgerei des Geiſtes und aller Myſtik. Er ſtimmte für Mäßigung ſelbſt in der Andacht; er wollte die Religion nicht einmal als Mittel der Sittlichkeit, als Krücke des Herzens gebraucht wiſſen. In dieſer Zeit, als er den Entwickelungen der Philoſophie, ohne auf die Syſteme viel zu achten, zur Seite folgte, war ſeine religiöſe Anſicht geſund, wie ſeine äſthetiſch-kritiſche, da er von den Griechen erfüllt war, und ſeine politiſche, da er Forſter'n eine Art Denkmal ſetzte. Aber dies änderte ſich plötzlich, als er nach den Sünden der Schriftſtellerei und des Lebens, die ihn ſehr bloßſtellten, ſelbſt eine Krücke der Sinnlichkeit nothwendig hatte, und die Zufluchtsſtätte ſuchte, wo man bereitwilliger Gnade für Recht ergehen läßt. Seine Lucinde (1799) iſt in der Literatur der bekannte Vertreter der Art und Weiſe, wie die Poeſie damals in die Sphären des geſelligen Lebens übergetragen ward. Die Romantiker haben unſtreitig ein Weſentliches beigetragen, das Beſtreben der göthiſchen Zeit weiter zu führen, in unſer ſchleppendes deutſches Privatleben einigen Fluß zu bringen, die Philiſtereien daraus zu tilgen, durch die enge Stubenluft einigen friſchen Zug zu treiben, die Gelehrten unter den freien Himmel zu rufen, die Eintönigkeit der Geſellſchaft zu brechen, eine heitere Eleganz an die Stelle der Ehrenſteifigkeit und des Pedantismus zu ſetzen. Dies geſchah aus demſelben Grundſatze der Natürlichkeit, welcher das Zurückſtreben aus verkünſtelten und verſchrobenen Verhältniſſen zu einfacheren immer hervorruft, mit derſelben Leidenſchaft und Jugendlichkeit, in deren Schooße die Natur immer am ungetrübteſten ruht, die immer da erforderlich iſt, wo es ſich um Abſtellung eingewurzelter Uebelſtände handelt, und deren Art es nur leider überall iſt, das Kind mit dem Bade zu verſchütten, wo ſie alten Unrath auszuleeren hat. Indem man damals die Schranken des konventionellen Lebens einer neuen Kritik unterwarf, fiel man, wie in unſern Tagen, auf die Eheverhältniſſe, in denen das Uebergewicht der realen Rückſichten über die Neigungen der Herzen, der gleichgültige Handel der Aeltern mit den Schickſalen der Kinder, und was Alles ſonſt noch den Druck der Konvention verräth, ſchon lange her die

rmen der jungen Welt hervorrief. Statt daß man ſich aber begnügt
, wie bisher geſchah, dieſe Mißſtände in tragiſchen Schreckbildern
uſtellen und praktiſch Jeder in ſeiner Sphäre ein beſſeres Beiſpiel
eben, ſo griff man ſtatt der Konventionsehe jede Ehe an, nannte
eiſtig jede und alle Ehe Konvention[107]), und gab nicht allein theo-
h, ſondern auch praktiſch der Welt die Beiſpiele, wie man im Taumel
eidenſchaft nicht eben beſſere Zuſtände in dieſer Beziehung ſchafft,
ie der Konventionen. Wir finden uns nicht geneigt, die Sünden
omantiker in dieſen Punkten aufzuzählen (ohnehin iſt dies Geſchäft
Andern fleißig und witzig genug betrieben worden); aber doch ge-
es zu dem Charakteriſtiſchen dieſer Zeit und dieſer Dichtung, die ſich
den Moralitätsforderungen ſo nachdrücklich losſagte, und dieſer
ter, die das Leben ſo poetiſch geſtalten wollten, daß man wenigſtens
n erinnert, in welcher Weiſe ſich in dieſem Punkte, dem weſentlich-
worin ſich die ſocialen Neuerungen der Schule kund gaben, dieſe
e Steigerung des Lebens äußerte. Wo man hinſieht, begegnet man
ieſem Geſchlechte unter Dichtern und Dichterinnen gelöſten und ge-
enen Ehen, Selbſtmord aus leidenſchaftlicher Liebe, zügelloſem, zum
l aus Grundſatz zügelloſem Leben; und wie beſonders in Rom, An-
ts der Mutter Kirche, in deren frommen Schooß man zurückgekehrt
unter den deutſchen Geiſtern von dieſer Schule (Tieck und ſeinen
nden) das Leben der heinſiſchen Romane verwirklicht, die freien mit-
erlichen Ordnungen hergeſtellt, das lockere Eheweſen der romaniſchen
er, das nie dem germaniſchen Charakter zuſagte, eingeführt ward,
ſkandaliſirte ſelbſt den Maler Mülder, der gewiß nicht ein übertrie-
: Sittenprediger war. Einer der Chorführer in dieſen neuen Sitten
Fr. Schlegel, und in ſeiner Lucinde wird die neue Philoſophie des
ches, die Lehre von der Ehrwürdigkeit der Natur geſetzlich gepredigt.
egel fühlt ſich wie Heinſe und Wezel berufen, die Pruderie der
en zu zerſtören, die „Sinnlichkeit, dieſe wahre Unſchuld" herzuſtellen,

---

107) Wo wär' in aller Menſchheit näh'res Anrecht
als zwiſchen Mann und Eh'frau? Wird ein ſolches
Naturgeſetz verletzt durch Leidenſchaft,
und große Geiſter, dem betäubten Willen
zu leicht ſich fügend, widerſtreben ihm,
ſo gibt's in jedem Volksrecht ein Geſetz
als Zügel ſolcher wüthender Begierden,
die in Empörung alle Schranken brechen.
Shakeſpeare.

die herkömmlichen Begriffe von Weiblichkeit zu brechen, eine neue Frechheit der Männer göttlich zu preiſen. Die Genußſucht Wieland's und Lavater's, die phyſiſche und geiſtige, erhält hier gleichſam eine Verſchmelzung: auch hier ſcheint eine Folgerung aus den ſchiller'ſchen Sätzen von verſöhnter Sinnlichkeit und Geiſtigkeit wie in den äſthetiſchen Theorien dieſer Männer herauszuſehen; es iſt nicht genug mit dem Genuſſe, ſondern der „Genuß des Genuſſes" wird erſtrebt, Beſonnenheit in der Wuth, „geiſtigſte Geiſtigkeit" bei ausſchweifender Sinnlichkeit; denn in der Liebe ſollte Religion mit Ausgelaſſenheit verbunden ſein. Die Religion aber ſchien gerade dieſe Ausgelaſſenheit in dieſer Schule dämpfen und dämmen zu ſollen, inſofern war ihr Zutritt zu dem Angriff der Poeſie auf das Leben von guten Folgen. Die Sittlichkeit ſtellte ſich in den Romanen von Fouqué u. A. her; in Tieck's Sternbald, wo Religion und Ausgelaſſenheit gleichfalls nebeneinander gehen, iſt doch Heinſe's Pinſel nur mit Schüchternheit gebraucht. Ja ſelbſt die Lucinde, die in äſthetiſcher Hinſicht von Schiller an ihre rechte Stelle gewieſen wurde, hat mehr Raiſonnements und Viſionen als ſinnliche Anſchaulichkeit; und je weiter man vorwärts geht, je entſchiedener findet man in Schlegel's Schriften andere Geſinnungen an die Stelle der frühern getreten, und wir hören in der Philoſophie des Lebens denſelben Mann über die Ehe in Begeiſterung: ſie werde nach der göttlichen Weltordnung als ein Heiligthum betrachtet, und ſei auch das ſittliche Heiligthum des irdiſchen Lebens, auf welchem der älteſte göttliche Segen ruht u. ſ. w.

Seit 1803 war nämlich Schlegel in die katholiſche Kirche übergetreten, und nun fingen die neuen religiöſen Tendenzen an allmählich zu Tage zu kommen, und ſie glichen ſich mit der ſchon früher eingeſchlagenen Richtung zur Romantik vortrefflich aus. Hier ſind die Uebergänge von Poeſie zur Religion ſehr fein, und für die Beobachtung ſehr intereſſant. Es lag ganz auf dem Wege dieſer Männer, die ein Poeſieleben, wie ſie es im ritterlichen Mittelalter fanden, verwirklichen wollten, daß ſie, indem ſie der Dichtung, wie wir ſagten, Beſtand zu geben ſuchten, auf eine Konſtituirung derſelben dringen mußten, was von ſelbſt auf das Formweſen und auf die konventionellen Geſtaltungen der Poeſie führen mußte, in denen es die Romantiker ſo hoch getrieben haben. Am Ziel dieſer Wendung lag, was Novalis gleich anfangs angegeben hatte, eine ſymboliſche Anſchauung alles Lebens. Denn wie anders wollte man der mannichfachen Proſa der Welt eine poetiſche Seite abgewinnen, wenn der Poeſie nicht mehr geſtattet ſein ſollte, ſich ihren Boden zu wählen, wenn ſie überall und in jedes Gewerb und Verhältniß eindringen ſollte?

Schon 1800 hatte daher Fr. Schlegel in einem Geſpräche über Poeſie ſymboliſche Sage und Dichtung, Mythologie und Poeſie für unzertrennlich erklärt und alles Weſentliche, worin die neue Dichtkunſt der antiken nachſteht, ſollte dahin zurückgehen, daß wir keine Mythologie, keine geltende ſymboliſche Weltanſicht als Quelle der Phantaſie hätten! Aber, heißt es weiter, wir ſeien nahe dabei, eine ſolche wieder zu erhalten; oder vielmehr, wir müßten ernſtlich trachten, eine ſolche ſymboliſche Erkenntniß und Kunſt wieder hervorzubringen. Dies Alles iſt noch ganz in dem Sinn der neuen Naturphiloſophie geſagt, die auch Schlegel's Gedichte eingab; es iſt aus dem Geiſte der höchſten Bewußtheit bei der poetiſchen Schöpfung geſagt, der höchſten Künſtelei, zu der die Romantiker geriethen, indem ſie immer von Naturdichtung und poetiſcher Inſpiration und Unmittelbarkeit zugleich redeten. Die neue Symbolik ſollte ganz auf entgegengeſetztem Wege wie die alte gewonnen werden, die aus der ſinnlichen Lebendigkeit hervorging; ſie ſollte aus „den tiefſten Tiefen des Geiſtes herausgebildet werden, ſie müſſe das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſein, denn es ſolle alle andern umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie werden, das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.“ Dieſe wunderlichen Sätze und ähnliche wiederholten ſich mit allerhand Aenderungen in den Zeitſchriften der Schlegel (Europa 1803—5) und in den Aeußerungen der Freunde. Allein wie jede zu feine Spitze abbricht, ſo geſchah es auch hier. Man mußte ſich doch am Ende geſtehen, daß dieſes künſtliche Kunſtwerk ein Ding der Unmöglichkeit ſei, und daß ſich das feinſte Naturwerk in dem Leben der Völker nicht aus dem Kopfe des Einzelnen nachſchaffen laſſe. Nachdem der chriſtliche Eifer eingetreten war, blieb nun nichts als der Neid gegen die Griechen übrig, die jene großen Vortheile in ſo großem Maße beſaßen. Es war wie eine Verabredung, als ob man ſie von nun an ignoriren wollte; einige führten die ſkandinaviſche Mythologie mit neuen Anſtrengungen zurück; Schlegel aber fiel auf die indiſche Literatur und „manifeſtirte zugleich in ſeiner Sprache und Weisheit der Inder (1808), wie Göthe ſagte, ſein krudes chriſtkatholiſches Glaubensbekenntniß“, ſodaß man dies Büchlein als eine Erklärung ſeines Uebertritts in die alleinſeligmachende Kirche anſehen könne. Die chriſtliche Symbolik Calderon's, die auf dem Scholaſticismus ruhte, ward nun gleichfalls in ſo großer Wärme angeprieſen. Weiterhin aber wurde die chriſtliche Strenge immer größer, und in der Geſchichte der alten und neuen Literatur (1815) war dem ſymboliſchen Aeſthetiker ſchon ein ganz anderes Licht in Bezug auf die einzuführende Mythologie und Symbolik aufgegangen; er ſprang

von der unbequemen Naturphilosophie und dem zu erkünstelnden Kunstwerke zu der leichtesten und bequemsten Quelle der Phantasie einfach zurück. Die Bibel, heißt es da, sei durch den symbolischen Geist und den Hang zur Allegorie, der von da ausgehe, das für die neue Poesie geworden, was Homer im Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. In Bezug auf Einfalt und Wahrheit hätte die Bibel ein noch allgemeineres Vorbild sein müssen, als die Kunst der Griechen, und wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig wäre und wirkte, so würde schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft und Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. Darum sollten Böhme's Werke das Größte in Rücksicht auf Sprache sein, was seit unserer alten Literatur erschienen sei; Luther nicht vergessen und nicht ausgenommen, der die Bibel nur übersetzte, die Böhme als eine solche Sprach- und Schönheits- und Wahrheitsquelle ausschöpfte! Und hieran schließt sich nun jene berühmte Anklage gegen die Reformation, als ob sie die Kunst zerstört und dem Geiste und der Aufklärung nichts genützt habe. Man hatte sich an dem nüchternen Gottesdienste geärgert, der nichts Poetisches und Symbolisches zuließ, der ganz gegen die neuen Satzungen verstieß, der nach jenem gleichsam protestantischen Begriffe von der Reinheit und Ungemischtheit der Thätigkeiten und Verhältnisse geordnet war, dem die neuen Theorien ganz entgegen lagen. Von dieser feindseligen Stimmung aus griff man den Protestantismus überhaupt an. Indem wir hier der ersten bedeutenden katholischen Polemik begegnen, scheint sie gegen die Reformation noch immer aus Kunstinteresse gerichtet zu sein. Wie aber mochte man die sophistische Wortfechterei, auf der diese Anklage beruht, jemals so fleißig nachsprechen, ohne daß sich Ein tüchtiger Sachwalter der Wahrheit angenommen hätte? Wir haben aus unserer Geschichte gelernt, daß die Reformation geradezu die Kunst gerettet hat, daß sie sie aus den katholischen Landen entfernte. Durch zwei Jahrhunderte vor der Reformation lag schon die Kunst bei uns in der größten Barbarei, und gerade der protestantische Hans Sachs riß die Meistersängerei aus dem nie zu ergründenden Schlamme heraus, in den sie der katholische Scholasticismus gestürzt hatte. Gerade die protestantischen Maler gaben unserer plastischen Kunst zuerst einen Namen und machten den Kleckfereien der Mönche ein Ende. Gerade die protestantischen Fürsten erhielten in den Stürmen des 17ten Jahrhs. eine deutsche Poesie, wo in den katholischen Landen, so viel an ihnen lag, Alles in Trümmer gegangen wäre.

: die proteſtantiſche Muſik brachte unſere kirchliche Tonkunſt zu
Gipfel, und nur proteſtantiſche Dichter ſchufen uns unſere neue
. Auch in den Niederlanden blühte eine proteſtantiſche Malerei
ren niedrigen Charakter zwar Schlegel mit einer kecken Behauptung
uf die Reformation zu ſchieben wagt. Mit ſo eitlen Argumenten
an ſich dieſe eitlen Beſchuldigungen begleiten! Die Reformation
as Weitere gefehlt haben, daß das Mittelalter durch ſie vergeſſen
: ſei! Als ob man das Alter beſchuldigen könnte, daß es die Ju-
blege! Und wenn man es könnte, als ob nicht in England das
lter von dem proteſtantiſchen Shakeſpeare ſo unübertrefflich dar-
wäre feſtgehalten worden, als ob es nicht in lebendigerer Ord-
)ier wäre beſtehen geblieben, als in dem katholiſchen Frankreich!
nicht die ächt chriſtliche mittelalterige Baukunſt, ja Alles, was
ittelalterige Ordnung nennen kann, zuerſt in dem kreuzkatholiſchen
. wäre verworfen worden! als ob der niederländiſche Geſchmack
e Bambocciaden den Rittergeiſt irgendwo früher mit Spott und
parodirt und vernichtet hätten, als in dem erzkatholiſchen Spa-
Noch mehr. Die Reformation ſollte auch verſchuldet haben, daß
politiſchen und geiſtigen Despotismus eines Heinrich VIII. her-
ufen! Was aber würde, wenn man ſo wollte, aus dem Katholi-
, der durch das ruchloſe Treiben an den päpſtlichen Höfen die
ation und in ihrem Gefolge alſo auch Heinrich VIII. und Phi-
. hervorgerufen hat? Die Reformation ſoll ſich endlich nicht ein-
hmen, die in der neueren Zeit errungene Freiheit des Geiſtes ſei
Wirkungen eine; ſie ſei nur entfernt aus ihr hervorgegangen.
er iſt je eine ſo ungeheure Wirkung in kürzerer Zeit gemacht wor-
nd wo iſt die Unfreiheit des Geiſtes gerade jetzt, gerade ſo ſpät
bener, als in den äußerlich und innerlich nicht reformirten Län-
Und „auf keinen Fall könnten die Wirkungen über den Werth der
ſelbſt entſcheiden!“ Man merke ja! und alſo auch nicht über den
der Perſonen? Denn wenn Chriſtus darin Recht haben ſollte,
n ſie an ihren Früchten erkennen ſolle, was würde aus ſo vielen
en werden, ja was aus dem Katholicismus, und was aus der
ſchen Literatur. Schlegel zwar meint, daß ſich neuerer Zeit die
ſche Literatur der proteſtantiſchen gleichgeſtellt hätte. Vermuthlich
r ſelbſt dahin übergetreten war? den man doch gerade deswegen
nmal dorthin zählen würde! Dieſen letztern Satz führen wir aus
chluſſe eines viel ſpätern Werkes an, den Vorleſungen über Phi-
e der Geſchichte (1828). Dies iſt nun zu einer Zeit entſtanden,

wo von Poesie bei Schlegel gar nicht die Rede war, wo der Katholicismus zu seiner Empfehlung nicht mehr seiner ästhetischen Bestandtheile bedurfte, wo die Bibel nicht mehr Quelle der Phantasie blos, sondern Quelle aller Weisheit überhaupt, ja geradezu aller Geschichte geworden ist. Denn hier machen wir nach Herder's physikalischer Begründung der Geschichtsphilosophie den Fortschritt zu einer orientalisch-religiösen; das dreifache göttliche Princip bildet den innern Eintheilungsgrund aller Geschichte: das Wort, das Vorhandensein einer ursprünglichen Offenbarung; die Kraft, die Ausbreitung des Christenthums als Anfang und Kraft eines neuen Lebens; und das Licht, der Vorrang der neuern europäischen Geistesbildung. Die alte heidnische Welt fällt hier ganz weg und wird behandelt wie von einem Theologen des 17ten Jahrhs.; in die mosaische Schöpfungsgeschichte wird, wie es die Theologen auch heute wieder zu verlangen Miene machen, die Natur und Geschichte hineingetragen, eine Verwirrung, aus der schon Bacon eine phantastische Philosophie und eine ketzerische Religion hervorgehen sah. Das Werk baut sich ganz auf Stolberg's Religionsgeschichte auf, deren Lob auch nicht vergessen ist; den Standpunkt unserer gewonnenen Bildung verleugnet es ganz. Es ist nicht Philosophie der Geschichte; es ist Religion der Geschichte, wie Schlegel sagt; es ist vielmehr darin die Geschichte dem Christenthum geopfert, und was ein vereinzeltes Glied der Geschichte ist, soll ihre Seele werden. Wie sollte auch der eine Philosophie der Geschichte liefern, der an einem Gesetze in der Geschichte selbst zu verzweifeln gesteht, und dem die Zulassung des Bösen ein unlösbares Räthsel war! Wie glänzend also dies Werk und die verwandte Philosophie des Lebens (1828) in der katholischen Literatur dasteht, so würde man sich doch dadurch keineswegs versucht fühlen, anders von den Wirkungen des Katholicismus auf die Freiheit des Geistes und auf alle literarische Thätigkeit zu urtheilen, als wir uns bei jeder neuen Gelegenheit, weder zu unserer Freude, noch zu unserer Erbauung gemüßigt sahen. Vielmehr machen wir sogar bei dem bloßen äußerlichen Vortrage dieselbe Erfahrung wie bei Werner's letztem Drama. Bei diesem verleugnet sich zuletzt die errungene frühere Bildung in der Sprache ganz, und auch bei Schlegel ist jetzt der breitperiodige, schläfrige, feierliche Ton, die Anklänge an den Stil der Ritterromane in streng wissenschaftlichen Vorträgen ein förmlicher Rückgang, wenn man die helle Schreibart namentlich in den kleinern Anfangsschriftchen damit vergleicht; ein Rückgang, den sich Jeder erklären kann, der den Einfluß der drückenden Atmosphäre eines unbewegten Staates und einer mechanischen Religionsübung

irgendwo beobachtet hat. Diese Einflüsse beobachtet man auch in seinen politischen Grundsätzen, die mit den religiösen seit der Restauration in engster Verbindung standen. Auch auf die Staatswissenschaft und Politik sollte die neue Schule ihre entschiedenen Einwirkungen haben, wie sie sie in allen Richtungen des Lebens suchte. Der Bund der Poesie mit den Staatstheorien scheint zwar etwas Ungereimtes, doch war er in den großen Bewegungen der Befreiungskriege nahe genug gelegt; der ritterliche Geist aus den Jahren der Kriege ging auf die berathende Zeit über, und welche nebelhaften Schwärmereien, welche ungeheueren Träume, welche Gestaltungen der Phantasie kamen nicht in den Schriften zur Zeit des wiener Kongresses zu Tage, und wie mischten sie sich barock mit gesunden und verständigen Vorschlägen, als jene Zeitschriften, als der rheinische Merkur das Organ der öffentlichen Meinung war, als selbst ein Gentz, dem freilich nachher seine Freunde zu hoch flogen, den Adam Müller für das erste Genie Deutschlands erklärte und den Namen Görres dicht hinter Jesaias, Dante und Shakespeare an erhabener, furchtbarer und teuflischer Schreibkunst setzte!! War nun auch dieser Schwung in den Staatswissenschaften allerdings nicht zu halten, so war es doch ein Verdienst, welches die Romantiker wenigstens zu theilen suchten, daß sie, wenn nicht poetischen, doch wissenschaftlichen Geist dahin übertrugen. Früherhin hatte man auf Universitäten die Schule angehender Staatsmänner ganz auf das Studium des Rechts beschränkt; erst in Göttingen bildete sich unter der Begünstigung der englischen Liberalität ein weiterer Cyklus staatswissenschaftlicher Disciplinen, und die Schlözer, Spittler, Achenwall wagten zuerst, mit der Wissenschaft die Regierungshandlungen zu beleuchten. Dies war eine Revolution, die von der Universität ausging, und die etwas Aehnliches mit den Freiheitsbestrebungen der jungen göttinger Dichter darbietet. Gegen ihren Volkssinn und ihre Sympathie mit der Revolution lehnten sich die Politiker romantischer Schule auf, und Schlözer ward von ihnen geradezu für einen Revolutionär erklärt. Ihr Heiland war Burke, der phantasievolle, feurige, dichterische Redner, ein Mann von allgemeiner Wissenschaft, der, wie Adam Smith und wie eben diese romantischen Politiker, den Schöngeist und den Staatsmann vereinigte; ihn nannte Adam Müller den ersten Staatsmann aller Zeiten! Mit ihm theilten diese die Abneigung gegen die Revolution; sie hatten den Sturm der geistigen Bewegung und der Idee auf den Staat erfahren, wo sich dieser von der Wissenschaft und dem geistigen Leben losgesagt und blos um die mechanische Besorgung physischer Bedürfnisse bekümmert hatte; sie wollten nun, daß die Regierung aufhörte, nichts

als das oberste Amt im Staate zu sein, daß der Staat, wie sie es drückten, auf der Höhe eins sei mit der Wissenschaft, daß er die he Trennung von Gelehrsamkeit und Praxis tilge, daß sich Macht Freiheit durchdringen, daß der Staat die bewegenden Ideen erg und sie zügeln lerne, daß er Ideen darstelle und realisire. Nicht sollte der Einzelne sein Recht haben, die Idee des Rechts sollte leb werden, und dessen höchste, verklärteste, lebendigste Gestalt, die R gion, sollte wirklich und leibhaftig auf die Erde herabkommen. ungefähr lehrte Adam Müller vor der Restauration; es ist bekannt, viel weiter die Restauration der Staatswissenschaft von Haller ging, wie ein blindes Werkzeug Fr. Schlegel für die politische Reaktic Deutschland geworden ist. Er schloß sich mit den Genannten a französischen frommen Restaurationsschriftsteller wie Le Maistre Andere, enge an. In seiner Philosophie der Geschichte steht er s gegen die linke Seite des Zeitgeistes, gegen den Vertretungsstaat, in er nur eine hölzerne Regel des blos mechanischen Gleichgewichts Wo sich eine Gelegenheit zeigt, spricht sich die konsequenteste Po aus, sei es gegen die Revolution, oder gegen Schiller, in dem er r den großen Gegensatz des Restaurationseifers, den Mann der Revol erkannte, oder gegen die Demokratie von Athen, oder gegen jede le thätige Bewegung überhaupt zu Gunsten der Beschaulichkeit und Quietismus. Seine Ansicht der Geschichte selbst nennt er die legi die absolute Monarchie ist der religiöse Staat, der auf Glaube und beruht, und in dem allein das Heil zu suchen ist; Monarchie und stenthum ist daher die Loosung; eine christliche Revolution müsse a weltliche folgen, auf den Protestantismus des Staates im 18ten J eine Rückkehr zu katholischen Grundsätzen in dem neunzehnten.

In diesen Andeutungen über Fr. Schlegel, die durchaus nicht Andeutungen sein wollen, erkennt man gleich auf der Oberfläche die versalen Tendenzen der Romantiker, ihre Verbreitung über ästhet sociale, religiöse, politische und wissenschaftliche Dinge aller Art, man übersieht die Aenderungen und Schwankungen, die diesen Mä eigen waren, in einer gewissen Vollständigkeit und Grellheit, so daß nicht ohne Grund gerade ihn als den Koryphäen der Schule gewöh voranstellt. Noch in einem andern wesentlichen Punkte verdient e seinem Bruder als ihr Vertreter angeführt zu werden: daß Beide lich, so energisch und enthusiastisch sie auch für die Erhaltung einer h ren Poesie geeifert haben, doch nicht durch ihre Dichtungen sowohl, durch ihre wissenschaftlichen Leistungen das größte Verd

erworben haben. Dies Verhältniß wird man in der ganzen Zeit, mit der wir uns beſchäftigen, herrſchend finden. Wenn man von der klopſtock-leſſing'ſchen Periode ſagen kann, daß, wenn nicht alle Wiſſenſchaften, ſo doch die Theologie auf dem Markte der Literatur die breiteſten Stände einnahm, während die Poeſie im geräuſchvollen bald, und bald im ſtillen Verkehre doch die gewinnvollſten Geſchäfte machte, ſo wuchs jetzt umgekehrt unter der Herrſchaft der Poeſie die Wiſſenſchaft in allen Zweigen auf eine ganz überraſchende Weiſe empor. Und während wir von der Zeit Göthe's und Schiller's noch ausſagen konnten, daß die Chorführer der Poeſie ſelbſt die wahrhaft großen Vertreter der Philoſophie und Geſchichtſchreibung noch überragten, ſo treten doch nun dieſe Fächer in ihren Trägern und ihren Wirkungen über die Dichter und die Dichtung, ohne irgend eine gegenſeitige Oppoſition, hinweg. Auf den Univerſitäten wichen unter der Jugend die früheren poetiſchen Neigungen erſt den philoſophiſchen und politiſchen, und weiterhin herrſchte bis heute auf eine erſchreckende Weiſe der Geiſt der materiellen Fachwiſſenſchaft, und zeigte, wie ſehr ſelbſt in dieſem empfänglichſten Theile der Nation, unter deſſen Intereſſe an der Poeſie unſere ganze dichteriſche Literatur ſich ſo glänzend entfaltet hatte, deſſen Intereſſe einer ernſten männlichen Dichtung noch weit förderlicher iſt und erwünſchter ſein ſollte, als das Intereſſe der Frauen, die Theilnahme an der Dichtung gewichen war. Und dieſe Erſcheinung war ſchon völlig eingetreten, als das Geſchrei der Zeitſchriften und der geſchäftige Ruf noch ganz anders als heute unzählige Dichterwerke mit wunderbarer Ueberſchätzung pries, ja, als das Hauptorgan aller Dichtung, als die Bühne noch in Blüte, als die Schauſpielkunſt noch nicht in dem Grade verfallen und die Gleichgültigkeit gegen das Schauſpiel noch nicht ſo weit gekommen war wie jetzt. Dieſe Wendung von Poeſie zur Wiſſenſchaft und Proſa zeigt den Verfall der erſteren überall an. Sie iſt nach jeder Abblüte irgend einer Dichtung, in welcher Periode und welcher Nation es ſei, immer zu beobachten; ſie iſt immer von den leidenſchaftlichen Anſtrengungen der unterliegenden Partei begleitet; und immer haben wir die eigenthümliche Bemerkung zu machen, daß ſich die Geiſteskräfte in dieſem Streite der Richtungen verirren, daß die Phantaſie ſich in die Regionen der Wiſſenſchaft, der Verſtand in die Gebiete der Kunſt verläuft. Nur die klaren Köpfe trennen Beides rein ab, und machen die Uebergänge, wenn es der Zwang der Zeit gebietet, ohne Irrwege, und, wenn ſie kräftig und vielſeitig die Thätigkeiten des Menſchen nicht in Eine Richtung allein gepreßt haben wollen, auch ohne Klage und Mißſtimmung; denn ihrem Geiſte gibt die neue Beſchäftigung

neue Energie und Jugend zurück. So trennte sich Göthe von der Dichtung ohne Harm, und kehrte zu ihr, wenn ihn der Drang des Augenblicks nöthigte, ohne Beschwerde zurück; er gab sich wissenschaftlichen Studien hin und machte in Naturreichen anregende Beobachtungen, merkte auf den Gang der plastischen Kunst, schrieb die Denkwürdigkeiten seines Lebens und skizzirte die Literatur, auf der er aufgewachsen war. So wandten sich die Schlegel, nachdem ihnen ihre anfänglichen Dichtungen mißglückt waren, mehr als vorher auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaft hin, die wir zum Theil bei Friedrich erwähnt haben, und sie regten zur Erschaffung der Literaturgeschichte an, eines Zweiges, für den kaum etwas vorher geschehen war. Uhland ging zu literarhistorischen Beschäftigungen über, und Rückert hatte seine wissenschaftlichen Zufluchtstätten im Orient. Die Grenzberührung der verschiedenen Poesien unserer Romantiker mit verwandten wissenschaftlichen Fächern liegt überall vor. Schiller mit seinen Poesien, die sich an seine historischen und philosophischen Beschäftigungen anlehnten, hatte auch hierzu den Anlaß gegeben; die Romantiker folgten hierin seinem Beispiele, auch wenn sie es in übler Laune nicht gut hießen. Dies ließ sich erwarten, wenn wir vorhin Recht hatten, zu sagen, daß sie die Poesie in alle möglichen Zweige des Wissens überzutragen strebten, eine Verbindung zwischen da und dort herzustellen suchten. Diese Bestrebung unserer Poesie und unserer Poeten drückt ganz eigenthümlich ein Bewußtsein der Kraft und Schwäche zugleich aus. Die Dichtung wird dergleichen Eroberungen nicht leicht unternehmen, so lange sie sich nicht in einer gewissen Uebermacht (der Form) fühlt; sie wird sie aber auch nicht leicht begehren, wenn sie nicht eine gewisse Unmacht (der Erfindung und Materie) empfindet: Beides trifft in der Dichtung der Romantiker allerwege zusammen. Die Dichtung suchte sich, an die und jene Wissenschaft angelehnt, neue Materie zu gewinnen; ihr schlug dies selten zum Vortheil aus, es war kaum eine Eroberung zu nennen; vielmehr schlug sie, wenn es eine war, auf der Stelle in eine Lehnsabhängigkeit um, und stellte nur glänzender die Uebermacht der Wissenschaft ans Licht, in deren Gefolge sich die Poesie begeben hatte: So hat sich die Lyrik Baggesen's und Fr. Schlegel's mit dem transcendentalen Idealismus und der Naturphilosophie schmücken und bereichern wollen; was bedeutete dies aber im Poetischen gegen den gewaltigen Wuchs, den unsere Spekulation für sich nahm, die sich in die Mitte des geistigen Lebens in Deutschland pflanzte und kaum von den historischen Wissenschaften in der Wage gehalten wurde? Die symbolischen Theorien der Aesthetiker romantischer Schule, die wir oben

andeuteten, riefen eine neue mythiſche Dichtung hervor: man ſuchte alte Sagen auf, man erneute das Märchen, man kam auf die Allegorie zurück, man empfahl jene neue Symbolik und Mythologie; allein dieſe Bemühungen ſtarben in dem, was ihnen dichteriſch entſprechen ſollte, ſchnell ab, aber in der Wiſſenſchaft dauerten ſie aus. Sie brachten in die Philologie ein geräuſchvolles Leben, und ſeit Creuzer und Görres, bis auf Müller und Grimm und die noch Neueren, hat die Erforſchung der Mythenwelt nicht aufgehört die Geiſter zu beſchäftigen. Jene mittelalterigen Dichtungen der Fouqué und Oehlenſchläger, die Ueberſetzungen und Erneuerungen altdeutſcher Erzählungen und Sagen durch Tieck, Fr. Schlegel, Brentano und ſo viele Andere, die Nachahmungen der Minneſänger und die ganze poetiſche Alterthümelei, wie ein kurzes Leben hat ſie geführt, wie ſchnell iſt ſie lächerlich geworden durch Gezwungenheit und üble Ziererei! Neben ihr aber hatte die ganze Aufhüllung unſerer altdeutſchen Literatur ſtatt, von der vor 30 Jahren noch kein Begriff war. Die ganze Alterthumskunde unſeres Vaterlandes ging mit ihr von gleichen Anfängen aus, ſie führte auf dem Wege immer gründlicherer Forſchung auf die Betrachtung der alten Sprache, und ein Schacht ward geöffnet, aus dem der ungeheuere Schatz unſerer altgermaniſchen Idiome zu Tage gefördert ward, deſſen Reichthum ſo bewundernswerth iſt wie der unendliche Eifer der Männer, die ihn heraufbeſchworen haben. Der weſtöſtliche Divan war von Hammer's Mittheilungen aus der orientaliſchen Poeſie angeregt, und brachte die orientaliſirende Lyrik unter uns zu einer ſchnellen Blüte; wer aber will ſie vergleichen mit dem Stamme, der ſie getragen hat, und mit der Frucht, die auf dieſem Stamme reifte, den Fortſchritten unſerer wiſſenſchaftlichen lebenvollen Kenntniß des Orients und ſeiner uralten Weisheit, Dichtung und Sprache? Die Romantiker haben das hiſtoriſche Schauſpiel der Kultur empfohlen, und wie in Allem, was ſie angaben, hat auch dieſes Beiſpiel ungemein fruchtbar gewirkt und wirkt bis auf dieſen Tag weiter; wer aber ſieht nicht, daß dieſe Dichtung ſich ganz abhängig von der Geſchichte gemacht, daß die Geſchichtforſchung und Schreibung ſich dagegen im ſtillen Wachsthum unter uns ein weites und breites Gebiet erworben hat, auf dem ſie theilweiſe nur allzuſehr die Poeſie ſogar vom Mitbeſitze verdrängte. Und endlich, wie viele Liebe haben die Romantiker zu der plaſtiſchen Kunſt gezeigt! ſo daß ſich eine eigene Gattung von Kunſtroman und Kunſtdrama in unſerer Poeſie abſcheiden ließe! Wer aber wollte dieſe Poeſien irgend in Anſchlag bringen gegen das friſche Leben in unſerer bildenden Kunſt, in welche aller Trieb aus den redenden Künſten

übergeleitet zu ſein ſcheint! Allein bei dieſem Punkte muß man auch die Kehrſeite herausheben, die Einflüſſe, die die Romantiker auf plaſtiſche Kunſt und Wiſſenſchaft ihrerſeits gehabt haben. Die Herſtellung unſerer Malerei und Skulptur iſt von Niemanden ſo ſehr angeregt worden, wie von ihnen; und man muß geſtehen, daß ſelbſt Göthe's Beſtrebungen und der weimarer Kunſtfreunde hiergegen ganz wegfallen, wie ſehr man immer mit dieſen die alterthümelnden und frömmelnden Richtungen verwerfen mag, mit denen eben unſere poetiſche Schule die neue Kunſtſchule anſteckte. Im Umgang mit deren engerem Kreiſe bildeten ſich die Cornelius und Overbeck, die der Unterbau unſerer ganzen Malerei geworden ſind. Und auch in der Kunſtwiſſenſchaft haben wir noch die bedeutendſten Erſcheinungen zu erwarten, zu denen unter jenen Anregungen der Grund gelegt ward: wenn Sulpiz Boiſſerée mit ſeiner Geſchichte der gothiſchen Baukunſt heraustritt, ſo werden wir ohne Frage ein Werk der Kunſthiſtorie beſitzen, das ſich den großartigſten Forſchungen deutſcher Wiſſenſchaft an die Seite ſtellen darf. Und ſo muß die Wiſſenſchaft in allen Zweigen zugeben, daß ihre Häupter und Koryphäen damals von dem Standpunkte der Dichtung angeregt waren, und daß ſie aufs vielfältigſte äußerlich und innerlich mit den Kreiſen der Romantiker und mit ihrer Sinnesart zuſammenhängen, ſie mochten ſich nun freihalten oder ergreifen laſſen von den Einwirkungen der gefährlich anſteckenden Kraft, die in den kühnen Ausſichten, Ahnungen und Phantaſien der dichteriſchen Freunde gelegen war. So war einer der bedeutendſten Theologen der letzten Jahrzehnte, Schleiermacher, mit dem berliner Kreiſe verbunden; Raumer, der in der Geſchichte eines der früheſten Beiſpiele gab, die hiſtoriſche Forſchung in die Gebiete des romantiſchen deutſchen Mittelalters zu tragen, hing mit ihm zuſammen; jene Philoſophen gingen aus dem jenenſer Zirkel hervor; Creuzer, Görres, die Grimm und wie viele Andere knüpfen ſich freundſchaftlich an irgend welche Namen aus dieſer Schule an; ja bis in die Arzneikunde drangen ihre Einflüſſe über: ſie gab ihre vornehmſten Leitſterne, geſunde Praxis und vollgültige Erfahrung preis, um mit mehr poetiſchem als kritiſchem Sinne, mit mehr Divination als Verſtandesſchärfe die Tiefen der Natur, Magnetismus und Geiſterwelt, zum mediciniſchen Nutzen auszuforſchen.

Aus dieſen Berührungen der Poeſie und Wiſſenſchaft heben wir nun am nachdrücklichſten die äſthetiſche Kritik der Brüder Schlegel heraus, von der wir ſagten, ſie habe eine ganz neue Wiſſenſchaft, die Literaturgeſchichte, angeregt mehr als ſelbſt geſchaffen, und ſie ſei überall, ſei es durch ihren wirklichen Werth, oder durch jene anregende Kraft,

bedeutsamer als die poetischen Versuche dieser Männer selbst, die theilweise nur wie Belege und Beispiele zu ihren neuen Theorien und ihren Geschmacksrichtungen anzusehen sind. In allen diesen Punkten haben beide Schlegel mit Herder die schlagendste Aehnlichkeit; es begann eine zweite Periode der Fortwirkungen Herder's auf unsere Poesie. Hatte er früher die originalen Genien aufgestürmt zu sehr verschiedenen selbständigen Thätigkeiten, so regte er jetzt die passiven Gemüther dieser romantischen Zeit zur Fortsetzung und Nachahmung dessen an, was er selbst angegeben und angefangen hatte. Noch bei seiner letzten Lebzeit war Herder gerade mit dem, was er dichtete, ganz in den romantischen Geschmack verwachsen, und er förderte damit diese Dichtungsschule außerordentlich, wie heftig er sich auch gegen die ästhetischen Theorien, die aus dem Satz von der rein formalen Kunst, von der Abtrennung des Schönen und Guten entsprangen, in der Kalligone setzte, wie gereizt er gegen die socialen, sittlich gefährlichen Neuerungen der jungen Genialitäten war, wie empört er sich gegen die Frechheiten des fichtischen Anhangs in seinen nächsten amtlichen Berührungen mit der theologischen Jugend aus dieser Schule fühlen mußte. Seine Herausgabe der Sakontala, seine Legenden und Paramythien, sein Balde, seine opernartigen Schauspiele und seine philosophirenden Gedichte, vor Allem sein Cid, der die Wärme für die spanische Literatur zu steigern am fähigsten war, überhaupt seine ganze Empfehlung der südlichen Poesie arbeitete dem Geschmack der romantischen Schule vor, oder in die Hände; in Allem reihten sich die Schlegel und ihr Anhang ganz enge an ihn an. Seine früheren Neigungen zu dem Volksliede griffen diese wieder auf, und das Wunderhorn schloß sich als eine deutsche Sammlung an seine allgemeine an. Der Freisinn, mit dem er zu übersetzen, sich in fremde Art hinüberzuempfinden, die ganze Literatur der Welt zu genießen und wiederzugeben verstand, war das anregende Muster für die Schlegel, diese Gabe an größeren Werken der romantischen Zeiten zu versuchen. Die ganz eigenthümliche Zweideutigkeit Herder's, mit der er die Extreme der Lyrik, das Volkslied und das didaktische Gedicht, empfahl, finden wir bei den Schlegel'n wieder, die neben allem Ursprünglichen auch diese letztere Gattung ausdrücklich wie Herder in Schutz nahmen und z. B. einem Gedichte wie Neubeck's Gesundbrunnen (1795) durch ihre Anpreisungen einen Ruf verschafften, den es ohne diese schwerlich erhalten hätte. Ganz wie Herder sind die Schlegel von entschiedenem Hellenismus erst auf ihre romantischen und orientalischen Neigungen gekommen; sie regten zu Sprachstudien und zu Forschungen in der Völkerkunde an wie Er; und was wir als die Hauptrichtung der

neuen Schule angegeben haben, in alles Leben und Wissen den Glanz der Schönheit zu tragen und den alten Schlendrian zu brechen, das haben wir bei Herder im höchsten Grade und fast im ersten Keim gefunden. Der Art, wie Herder von seinen ersten weltmännischen Planen abkam und mehr in sich zurückging, im Polyhistor zuletzt den Theologen hauptsächlich ausbildete, ist der Rückgang Fr. Schlegels auf seine religiösen Ueberzeugungen fast ganz ähnlich, nur daß Herder die Religion wirklich mit seiner poetischen Natur durchdrang und ihr, geleitet von wahrem Schönheitssinn, den häßlichen Wust der Fabeln und Entstellungen abstreifte, die bei ihm und Lessing auch nur mentale Geltung hatten, wie alle Mythe und poetische Fabel sonst, während in Fr. Schlegel die Religion die Poesie überwand. Bei Herder fanden wir eine katholisirende (d. h. universelle) Richtung in seinen christlichen Ansichten, die aber weit von dem papistischen Katholicismus abführte, dem sich Fr. Schlegel anschloß. Wie Herder doppelseitig genug war, an Lessing und Winckelmann so wie an Hamann sich zu schulen, so lernten die Schlegel neben Lessing und Winckelmann bei ihm (bei Herder), und lehnten sich weiterhin an Stolberg und andere Fromme neuer und alter Zeit an. In ihrer ästhetischen Kritik ganz besonders schließen sie sich ausdrücklich an ihn und Lessing zugleich an. „Herder", sagt Friedrich Schlegel in seiner Geschichte der Poesie der Griechen und Römer, „vereinigt die umfassendste Kenntniß mit dem zartesten Gefühl und der biegsamsten Empfänglichkeit; und durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, tieffühlende Charakteristik und künstlerisch auffassende, Alles nachdichtende, in jede Weise und Form sich hineinempfindende Phantasie hat er den ersten Grund zu der neuen Art von Kritik gelegt, welche als eine der eigenthümlichsten Früchte der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft aus Lessing und ihm gemeinsam hervorgegangen ist." Ganz haben die Schlegel auch von ihm wirklich seine Art von genetischem Verfahren, von Charakterisiren mehr als Kritisiren gelernt, „den Sinn der älteren Kunstgeschichte zu errathen und große Aussichten für die künftige zu finden;" zu erklären, „was die Kunst sein soll, indem man erklärt, wie sie würde;" und weil dieser historische Sinn Lessing abging, war Fr. Schlegel sogar geneigt, zu beweisen, daß Lessing so wenig ein Kunstrichter als ein Dichter sei. Völlig ähnlich sind sie Herder'n darin, daß sie mehr mit der Phantasie, mehr mit jener Gabe der Empfänglichkeit, mehr nach dem Gefühle kritisiren, als nach scharfen Begriffen wie Lessing und Schiller. Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden, ist ein herder'scher Grundsatz, den Fr. Schlegel überkommen hat, und den andere Männer der Schule in anderer Weise vielfach ausgedrückt

haben. Ganz wie Herder das reine Ergebniß der leſſing'ſchen Kritik, die er im Ganzen gut hieß, und auf der er ſich aufbaute, wieder verwiſchte und zweifelhaft machte, ſo thaten die Schlegel mit Schiller's äſthetiſchen Grundſätzen, von denen ſie anfangs mit Liebe und Hingebung ausgingen, um zuletzt im ungeheueren Abſtande nach ganz anderen Zielen zu gelangen. Man kann ſehr deutlich dabei nachweiſen, daß das, was ſie in ihren Anfangsſchriften zu Schiller hinzuthaten, zumeiſt aus herderſcher Anſicht und Natur hinzugethan iſt. In Fr. Schlegel's Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer (1798), die die erſte Periode der kritiſchen Thätigkeit der Brüder, wenn wir von den kleineren Aufſätzen abſehen, am vollſtändigſten und ſyſtematiſchſten vertritt, iſt Alles von dem Lobe Schiller's des Kritikers und ſelbſt des Dramatikers voll. Das Raiſonnement knüpft ſich an die ſchiller'ſchen Gegenſätze von Natur und Kultur an, und ſtellt nach dieſem die alte und neue Poeſie als Dichtung des Triebes und der Bildung, der Natur und Kunſt gegeneinander. Noch iſt wie bei Schiller und Göthe die antike Dichtung Urbild und Kanon aller Poeſie; die des Mittelalters, die Romantik, heißt hier, mit ſehr wenigen Ausnahmen, phantaſtiſch, ihre Richtung nur ſubjektiv ſchön, ihr ganzes Weſen verkünſtelt, weil es in modernen Verhältniſſen durch abgetrennte Verſtandeskultur, nicht durch Trieb und Natur entſtanden iſt. Indem hier ſcheinbar Oppoſition gegen die romantiſche Literatur nach dem Sinne von Schiller's Theorien gemacht, und auf der antiken Dichtung mit Wohlgefallen verweilt wird, ſo iſt doch der Uebergang zur Würdigung auch der Romantik aus einem hiſtoriſchen, mehr herder'ſchen Geſichtspunkte gleich in dieſer Schrift gemacht. Das regelloſe Produkt des modernen Kunſtgenius, heißt es, iſt doch immer *an ſeiner Stelle* ein zweckmäßiger Fortſchritt; „die Nothwendigkeit des Stufenganges der allmählichen Entwickelung iſt keine Apologie der Schwäche, die hinter dem Maß der ſchon erreichten Vortrefflichkeit zurückbleibt, aber eine Erklärung und Rechtfertigung für die Mängel und Abweichungen des Künſtlers, der zwar dem Gange der Bildung vielleicht um einige Schritte voreilen, aber nicht ganze Stufen überſpringen kann.“ Daher nun iſt die naive und Naturpoeſie in Schlegel's Anſicht nicht die einzig begünſtigte; er nimmt kein goldnes Zeitalter der Poeſie an, wie Herder in ſeiner Jugend und Göthe zur Zeit ſeiner reifen Kunſturtheile that; er findet auch (und hierin geht er viel weiter als Schiller) die Spielart berechtigt; er vertheidigt weiterhin in der Literaturgeſchichte die poetiſche Naturbeſchreibung und geht hierin wieder gegen Leſſing an; er mag zwar jetzt noch nicht die grübleriſche Tiefe in der Dichtung leiden, aber doch lernte

er ſich hiſtoriſch mit den Uebergriffen des Verſtandes in das Dichtungswerk verſöhnen und kam von da im Verlauf weniger Jahre auf jene oben berührten ſymboliſirenden Anſichten, die die Kunſt zu einer allegoriſchen Künſtelei und Verſtandesſpielerei machten. Ganz wie Schiller, ſpricht er der neuen Kunſt ihren idealen Werth zu; er ſieht das Höchſte aller Poeſie, zwar nicht abſolut, aber doch annäherungsweiſe erreichbar, am Ziele der modernen Kunſt liegen; ja nach anderen Stellen ſcheint dies Ziel dennoch abſolut erreichbar dargeſtellt zu werden, und dieſer Widerſpruch erklärt ſich ganz aus der Schreibart des Buches, das nicht, wie A. W. Schlegel's Schriften, nach einer klaren Beſtimmtheit ſtrebt, ſondern durch ein verfinſterndes Hin- und Herreden ganz wie Herder's erſte Fragmente den Sinn mehr zu rathen, als feſt zu ergreifen gibt. Die Geſchichte der neueren Poeſie, heißt es, ſtellt nichts dar, als den Streit der ſubjektiven Anlage und des objektiven Strebens in dem Kunſtvermögen, und das allmähliche Uebergewicht des letzteren. Wir Deutſche ſtehen mitten in der Kriſe, aus dem ſubjektiv Schönen zu dem objektiv Schönen, mitten aus der ſentimentalen Dichtung in die naive zurückzukehren. Dies iſt der Punkt, in dem bei ihnen, wie bei Schiller, die große Achtung gegen Göthe wurzelt; deſſen Beiſpiel eben verbürgt dieſe Wendung in unſerer Literatur. Und nicht allein ſcheint ihnen Göthe's Beiſpiel einen Sieg dieſes objektiv Schönen in der Produktion zu verheißen, ſondern auch ihre eigene Empfänglichkeit dafür einen ähnlichen Sinn bei Allen, ihre poetiſche Durchbildung eine gleiche allgemeine zu verſprechen; eine „durchgängige Herrſchaft des objektiv Schönen über die ganze Maſſe, eine Verbreitung des Schönheitsſinnes über die ganze Fläche" ſcheint ihnen ein Ziel, an dem nicht zu verzweifeln iſt. Aus dieſen Sätzen folgert ſich ein Zwieſpalt der äſthetiſchen Theorien von ſelbſt. Die rein naive Dichtung iſt auch ihnen die wahre und ächte, ſie ſcheinen aber einen Rückgang dahin aus der modernen Zeit für möglich zu halten. Göthe iſt ihnen nicht wie Schiller'n ein ausnahmsweiſes Produkt der Zeit, ſondern ein geſetzmäßiges, zielzeigendes; ſie ſehen nicht wie Schiller eine ewige Kluft zwiſchen bewußter, kunſtmäßiger und inſtinktiver, naiver Dichtung, ſondern ſie ſchlagen eine Brücke von der einen zur andern. Bürger, der A. W. Schlegel bekanntlich zum Dichter weihte, konnte ſie mit ſeinem Doppelſinne für formale korrekte Kunſtpoeſie und unmittelbare Naturdichtung zu dieſer Annahme zu berechtigen ſcheinen. Sie verzagten daher auch in dieſen erſten Jahren noch nicht an Schiller, ſo wenig als an ſich ſelbſt und ihrer verſtandesmäßigen Dichtung, wenn gleich ſie Göthe'n über jenen wegſetzten und in ihrer Schule Tieck hervorſchoben;

der höhere Kunſtſinn der modernen Zeit, heißt es in unſerem Werke, ſoll nicht ein Geſchenk der Natur, ſondern das ſelbſtändige Werk der Freiheit ſein. Daher konnte Fr. Schlegel bald darauf auf die wunderbar früher erwähnte Grille kommen, eine allgemeine Symbolik, der die Phantaſie aller Dichter objektive Schönheit und Gültigkeit zugeſtehen ſollte, auf dem Wege der Künſtelei und des Verſtandes zu erzeugen. Daher vertragen ſich die ganz gegenſätzlichen Neigungen der Romantiker zur Volksdichtung und der geſteigertſten Konventionspoeſie, zu dem anſchaulichen Naturlied der deutſchen Reformationszeit und der tiefſinnigen Myſtik des Orients, zu Shakeſpeare und Calderon zugleich. Daher berührten ſich bei Fr. Schlegel jene Theorien der Freiheit und der Bewußtheit ganz eng mit den Inſpirationstheorien ſeiner Freunde; und während er ſelbſt begeiſterungslos dichtete wie Stolberg, ſchrieb er, ganz wie dieſer, in der Lucinde, daß Sprechen und Bilden in aller Kunſt Nebenſache ſei, das Weſentliche ſei das Denken und Dichten, das Werk der reinen Empfängniß. Nicht allein in jener allgemeinen hiſtoriſchen Anſicht, ſondern auch in den Folgerungen aus dieſen letzten Sätzen von der Rückkehr zur objektiven Kunſt liegt wieder eine ſyſtematiſche Erklärung des Ueberganges dieſer Männer zur Romantik. Sie bemerkten in Göthe'n, der ſich das Ziel des Objektiven, nicht des Charakteriſtiſchen wie Shakeſpeare, des Schönen, nicht des Wahren geſetzt hätte, die Eigenſchaft, alle fremden Manieren anzunehmen, die produktive Gabe, die Herder und ſie ſelbſt nur paſſiv beſaßen; ſie ſchloſſen daher, dieſe Vielſeitigkeit ſei der Weg zu der ächt künſtleriſchen Bildung, die ſie ſuchten, der wahre „Vorbote der Allgemeingültigkeit oder des ſich entwickelnden Sinnes für das objektive Schöne.“ Die ſogenannte Charakterloſigkeit der Deutſchen ſchien ihnen dem konvenienten Weſen und anſcheinenden Charakter der andern Nationen weit vorzuziehen; ſie mußten alſo grundſätzlich zu der Verpflanzung alles fremden Schönen ſchreiten, damit aus der Kenntniß des ſubjektiv Schönen und Charakteriſtiſchen das wahre Schöne auftauche. Sie ſchritten zu ihren Ueberſetzungen, dem verdienſtlichſten Werke, das die Romantiker unternommen haben. Sie ſtellten auch die blos hiſtoriſch berechtigten Perioden der Dichtung, die neuere Poeſie der Engländer, Spanier und Italiener, die mittelaltrige romantiſche, endlich die orientaliſche der Nation zur Erkenntniß nahe. Indem Fr. Schlegel in dem genannten Werke dieſe dämmernde Ausſicht öffnete, hoffte er, es werde ſeinen Grundriß empfehlen und beſtätigen, wenn von nun an der Streit der antiken und modernen Kunſtbildung ganz wegfalle! Und gerade von jetzt an kam dieſer Bruch und Streit, der vorher kaum da war, erſt recht

zu Tage und erfüllte die ganze europäiſche Welt! Und wohl natürlich. Denn wenn auch die Anſicht und Ausſicht Fr. Schlegel's ganz richtig geweſen wäre, ſo hätte er ſelbſt beſſer überſchlagen müſſen, daß es ein Werk nicht eines Luſtrums, ſondern wenigſtens von Jahrzehnten ſein werde, bis nur einmal dies Mittel zum Zwecke, jene vielſeitige Kenntniß des Schönen und jener allgemeine Sinn fürs Schöne, erreicht ſei, geſchweige der Zweck ſelbſt: die produktive Gabe zur objektiven Kunſtſchaffung. Und wie die menſchliche Kurzſichtigkeit iſt, die ſelten in die Gedanken des ausgezeichneten Mannes einzugehen weiß, ſo mußte es wohl ſo kommen, daß das Mittel zum Zwecke ward, daß man bei dem ſubjektiv Schönen als bei dem ächten und wahren Schönen ſtehen blieb, und daß man den anfänglichen eigentlichen Zweck aus den Augen verlor, der überhaupt dem Denker ſelbſt nur unklar vorſtand, und der dazu an ſich ſelbſt auf einer Täuſchung beruhte: ſo daß denn Schlegel in eigener Perſon dieſem Looſe verfiel, daß er in aller Dichtung das am höchſten pries, was er anfangs verworfen hatte, und daß er an ſeinem geliebten Calderon gerade das Nationale und Charakteriſtiſche lobte, was nach dieſen erſten Theorien nur einſeitig heißen konnte. So kam es denn am Ende, daß die kritiſch-äſthetiſchen und literarhiſtoriſchen Leiſtungen der Schlegel durchaus nicht das waren, was man bei dieſem erſten Werke, das wenigſtens mit großen Entwürfen ſchwanger ging, erwarten durfte. Aehnlich ging es mit den poetiſchen Leiſtungen der Schule auch. Unſere Zeit ſollte ſo reich an Folgen und an Keimen für die Zukunft ſein; Göthe's objektive Kunſt ſollte nur der Anfang zu der Verwirklichung der wahren Idee des Schönen ſein; aber Niemand kam, der nur von ferne gleichen Schritt mit ihm gehalten, geſchweige ihn überboten hätte, trotz all den großen Anforderungen, den kühnen Steigerungen und angeſpannten Erwartungen. Ja gerade dies Alles verdarb die Kunſt; auch das hat Göthe vortrefflich voraus geſagt. Dieſe große Anforderung ſchien ihm keinen großen Dichter hervorbringen zu können, weil die Dichtkunſt im Subjekt, das ſie ausüben ſolle, eine gewiſſe gutmüthige ins Reale verliebte Beſchränktheit verlange, hinter welcher das Abſolute verborgen liege. Die Forderung von oben herein aber zerſtöre dieſen unſchuldigen produktiven Zuſtand und ſetze vor lauter Poeſie an die Stelle der Poeſie etwas, das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt!

Drei Sätze haben wir aus dem Letztangeführten zu verfolgen: zu zeigen, daß das, was von den Vorkämpfern der neuen Schule für Theorie und Hiſtorie der Kunſt und des Geſchmacks geleiſtet ward, nicht an und für ſich auf die Dauer gerade wichtig, aber zu Begründung einer

literargeſchichtlichen Wiſſenſchaft doch ein mächtiger Anſtoß war; dann, daß die Aneignung der fremden Literaturen in größerem Maßſtabe, als vorher geſchehen, das Werk war, womit die Romantiker am bedeutendſten auf die Nation gewirkt haben; endlich an einer Skizze der poetiſchen Leiſtungen zu veranſchaulichen, daß in der That trotz aller Fülle und allem äußeren Glanze doch unſere Dichtung in dieſem Zeitraume entſchieden verfiel. Was zuerſt die kunſtwiſſenſchaftlichen Werke angeht, ſo heben wir, da wir überall nur andeutungsweiſe verfahren wollen, die zwei Hauptwerke der Brüder Schlegel aus der früheren Zeit bevorzugend heraus, um an ſie unſere flüchtigen Bemerkungen anzuknüpfen. Das einzelne Fragmentariſche was Beide vorher geliefert haben, haben Beide nicht ſammeln wollen, auch knüpft es ſich an zu vieles Vorübergehende an, um hier erwähnt werden zu können; was in den Charakteriſtiken und Kritiken (1801) zuſammengeſtellt iſt, können wir gelegentlich berückſichtigen. Was uns bei dieſen Werken, A. Wilhelm's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (1809—11) und Friedrich's Geſchichte der alten und neuen Literatur (1815), die Hauptſache ſcheint, iſt das Verdienſt der klaren und einfachen Darſtellung, an das ſich weſentliche Wirkungen, die überhaupt für die romantiſche Zeit charakteriſtiſch ſind, anknüpfen. Die gefällige, und namentlich bei Auguſt Wilhelm Schlegel auch durch keine individuellen Beſonderheiten geſtörte Darſtellung begünſtigte die große Verbreitung und Eingänglichkeit dieſer Werke, die nicht für den gelehrten Kenner gearbeitet ſein ſollten. In der That holten wir lange Jahre einzig daher unſere äſthetiſche Gewandtheit und Bildung, die wir aus Schiller, aus Herder und Leſſing zu lernen ſchon zu ſchwer und umſtändlich fanden, und die aus manchen Halbtheoriſten der Schule, wie Adam Müller, Solger (Erwin 1815) u. A., noch ſchwerer zu lernen war. Und was eine weitere Folge der eleganten, für die höhere Welt berechneten Behandlungsart war: das ſummariſche Verfahren zwang auf den höchſten Spitzen der Dichtung aller Nationen allein zu verweilen, und dies forderte, auch ohne Abſicht, die allgemeine Abſicht der Romantik, das Würdige und wahrhaft Bedeutende allein ins Auge faſſen zu lehren. Eine eindringende erſchöpfende hiſtoriſche Erzählung war auch damals, bei dem Mangel des Materials, noch gar nicht zu verlangen, und man würde jenen Werken entſchieden Unrecht thun, wenn man den Maßſtab an ſie legen wollte, den wir heute zu brauchen berechtigt ſind. Die hiſtoriſche Schilderung des Kunſtverlaufs war damals etwas ganz Neues. In der Geſchichte der antiken Literatur von Friedrich Schlegel, aus der wir das Obige aushoben, war noch zu viel theoretiſches Raiſonnement,

um das hiſtoriſche Element deutlich darin zuzulaſſen. Aber die beiden genannten Werke folgten der Entwickelung der Literatur in geſchichtlichen Skizzen, und hierauf fußten alsdann die größeren und weitläufigeren Werke von Franz Horn und Bouterwek, die die Geſchichte der Poeſie nach und nach zu einer Wiſſenſchaft geſtalteten, die ſich neben anderen längſt gepflegten Zweigen der Kulturgeſchichte als ebenbürtig ſtellen durfte. Daraus folgt indeſſen nicht, daß jene Werke auch in jener Zeit nicht hätten gründlicher ſein können, als ſie ſind, und daß ihre ſchlanke Geſtalt ihnen nicht weſentlich geſchadet hätte. Dies haben auch ſchon die ernſten Kritiker jener Tage, befreundete Männer ſogar, wohl gewußt, und Solger hat z. B. über die dramatiſche Geſchichte A. W. Schlegel's in einer höchſt milden und freundlichen Beurtheilung ſehr treffend ins Licht zu ſtellen gewußt, wie doch eigentlich alles Weſentliche, worauf es ankam, und gerade nach dem Sinne des Verfaſſers ſelbſt am meiſten ankam, mangelhaft, ſchief, ja ganz fehlend iſt, wie aus lauter Rückſicht auf die gute Geſellſchaft alles Schwierige mit vornehmem Leichtſinn übergangen ward. In Friedrich Schlegel's Literaturgeſchichte aber, die die Frucht eines Lieblingsſtudiums, einer Lebensbeſchäftigung iſt, wird man ſich nicht wenig über die außerordentliche Unſicherheit des Urtheils und Geſchmacks wundern, über die vielen vielleicht, und mag, und dürfte, über die herrſchende Dämmerung [108]), die nur gelegentlich von den Blitzen geiſtreicher Beobachtung durchbrochen ſind, über die ſonderbaren Mißgriffe, die durchaus nicht überall aus der engherzig religiöſen Theorie, ſondern auch aus Mangel an Kenntniß und aus einer unpoetiſchen Natur fließen. Reichlich finden wir hier beſtätigt in einem ſyſtematiſch geordneten und überlegten Buche, worüber ſich Schiller und Göthe gleich beim Anfange der neuen Kritik gewundert hatten, die große Verwirrung der Urtheile und die förmliche Akriſie, die dieſer Kritik Charakter iſt. Auch dieſer Umſtand lag begründet in der allzu großen Fülle neuer Dichtungen aus der Gegenwart und dem Vaterlande, aus allen Fernen und Zeiten,

108) Man höre folgende Eintheilung: Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie iſt, eine große Vergangenheit feſtzuhalten. Die zweite, ein klares, ſprechendes Gemälde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen, was das Drama am lebendigſten kann; ſie kann aber auch, in dritter Beſtimmung, das höhere Leben des inneren Gefühls anregen! Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere ſchönere Gefühl, und alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung, Begeiſterung. In erſterer ſind beide letztere vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung und ohne alles Wunderbare kann ein Werk des Geiſtes oder der Rede durch Darſtellung oder Begeiſterung allein poetiſch ſein u. ſ. w.

nter der ungeheueren Thätigkeit allzu plötzlich die junge Generation
iel, ſie mit falſchem und ächtem Lichte blendete, ihre reizbare Span-
unnatürlich ſteigerte, und ſo die wunderbarſten Täuſchungen und
luſchungen hervorrief und Begeiſterung und Verachtung im Momente
eln ließ. Wer eine Blumenleſe äſthetiſcher Urtheile aus den erſten
Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts zuſammenſtellen wollte, der würde
a, daß die heutige ähnliche Urtheilsloſigkeit, Selbſttäuſchung und
lendung durchaus nichts Neues iſt, und daß, wenn man noch in
en Tagen den Dichtern ſelbſt jener Zeiten, den Arnim und Wilh.
Schütz eine tiefere Verehrung und Anerkennung verheißen hat, dies
ortſetzt, was damals begonnen war. Man ſchlage nur Briefe des
:ren Voß auf, oder die von Paſſow, oder Aehnliches, was hell aus
Jahren herausklingt, wie jene Jugend immer in Begeiſterungen
irmt, wie ihr ein mäßiges Wohlgefallen eine Sünde, jeder Beifall
orten matt ſcheint, über Werke, die wir längſt vergeſſen haben.
ier ſchien Paſſow das größte Dichtergenie aller Zeiten, ſeine Söhne
Thals der Triumph der deutſchen Sprache; ſpäter war ihm dies
inkelpoeſie, aber ſein 24. Februar doch wieder eins der meiſterhafte-
Werke, die er kannte. Er ſelbſt, der ſpätere treffliche Lexikograph,
e damals, von ſeiner Laura begeiſtert, unter der Schutzdämonie
ean Paul'ſchen Liane, die Schlegel mit einem Petrarca, Voß mit
: Homer überwinden! Wie hat nicht Jean Paul ſeine Anſichten
n müſſen von denſelben Poeten, die er ſelbſt gutmeinend eingeführt
! Wie beleidigte nicht Schiller ſchon in Herder's Adraſtea das
gültige Nebeneinanderſtehen ſeiner (der ſchiller'ſchen) Dichtung mit
berg und Koſegarten, die gleiche Achtung vor Nicolai und Eſchen-
vie vor den Bedeutendſten! Wie beſchwerte er ſich über die Schlegel,
öthe's Genius wirklich faßten, und dabei die ganz entgegengeſetzte
r ihrer eigenen Werke auch nur ertragen konnten! Was ſollte er
a den Urtheilen geſagt haben, an die wir heutiges Tages gewöhnt
n! So wundert man ſich freilich nicht, daß Fr. Schlegel fehl
ilt nicht allein über jene myſtiſchen Poeten, für die ihn ſeine Theo-
und über die befreundeten Tieck, Novalis und Collin, für die ihn
chulbeziehungen beſtachen, und die er ziemlich gerade an Göthe und
ler anſchob, ſondern auch über viel entlegenere, die ſeine Befangen-
m Grunde nichts angingen. Es iſt gewiß nur die Anſicht einer im
de unpoetiſchen Natur, wenn er Cäſar's Geſchichtswerk über Hero-
Camoens über Arioſt hebt, wenn er Flemming und Weckherlin
er nennt, die jedem Zeitalter Ehre machen würden, und offenbare

Unkenntniß, wenn er Opitz ſo gewaltig hebt und behauptet, er habe eigentlich ein Heldendichter werden wollen, der doch gerade die Heldendichtung von ſeinem Zeitalter ablehnte. Allein wir brauchen uns an ſolche Einzelnheiten, die noch dazu zum Theil dunkle Dichter angehen, nicht zu halten, wir dürfen nur geradezu auf die Lieblingsgegenſtände unſerer Aeſthetiker ſelbſt losgehen, um zu bemerken, wie ſelbſt da ihr Urtheil faſt überall unſicher und geringfügig bleibt, ſelbſt wo es liebevoll und anregend iſt. Den griechiſchen Dichtern, wollen wir zugeben, geſchieht im Ganzen nicht allein von A. Wilhelm, der überall unbefangener iſt, ſondern auch von Friedrich Schlegel ihr Recht; denn was liegt am Ende an dem Widerſpruch, daß Schlegel zuletzt die Harmonie, die er in der antiken Kunſt ungern zugeben muß, in der Wiſſenſchaft der Alten wenig, in ihrem Leben gar nicht mehr finden will; genug, daß er ſie doch in der Kunſt anerkennt. Mit der fortgeſetzten Fehde gegen die franzöſiſche Poeſie, mit der Ehrenrettung des Euripides gegen Racine, mit dem Eifer, womit Laharpe, wie Voltaire von Leſſing, abgewieſen wird, bekennt man ſich gern ebenſo zufrieden; ſie war aus doppelten Gründen geboten, da das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. nicht allein der Tod der ächten Antike, ſondern auch des romantiſchen Mittelalters war. Auch über die italieniſchen Dichter wird man gern die allgemeinen Anſichten theilen, wie wenig man auch Befriedigung finden möchte; und auch was A. W. Schlegel der altdeutſchen Literatur in verſchiedenen Arbeiten zu Gute gethan, hat ſeine Wirkung gehabt und iſt ſeines Dankes werth. Was aber die beiden Vertreter der engliſchen und ſpaniſchen Poeſie angeht, ſo iſt allerdings die Einführung und Ueberſetzung, und die vielfache Bemühung um ihre Aufnahme unter uns, die wir den Romantikern, trotz Allem, was früher geſchehen war, faſt allein verdanken, bei weitem höher zu achten, als ihre Urtheile und Anſichten über ſie. Was Auguſt Wilhelm in der dramatiſchen Literatur über Shakeſpeare ſagte, ſchien Solger'n gerade um ſo weniger zureichend, je geſpannter man über das Urtheil des berühmten Ueberſetzers ſein mußte; er vermißte den freien richtigen Standpunkt und wollte ſich nicht mit der Bekämpfung der herrſchenden Vorurtheile begnügen laſſen. Wie unendlich Vieles iſt nicht im Einzelnen und Ganzen von Franz Horn, von Tieck, von beiden Schlegel'n über dieſes Mannes Werke geſchrieben worden! Wie oft iſt über ihre Shakeſpearomanie Klage geführt worden! Wie leicht hätten dieſe Klagen abgewandt werden können, wenn nicht die Wärme für den großen Dichter entweder wirklich einſeitig, oder doch oberflächlich geblieben wäre? Mit welcher Liebe iſt A. W. Schlegel's Aufſatz über Romeo und Julie geſchrieben,

wie wohlthätig wirkt er durch die Auffaſſungsgabe, die da herausblickt, gegen die dickhäutige Kritik eines Johnſon, an die man früher allein gewöhnt war; allein doch würde Tieck nach ſeinen eigenen Bemerkungen über dieſes Stück geſtehen müſſen, daß Schlegel, ſeinen Bemerkungen über Lorenzo zufolge, den eigentlichen Sinn des Dichters bei dieſem Stücke aus unſerer modiſchen Liebesſentimentalität doch verfehlt habe? Und wieder hat Tieck ſo ausführliche Urtheile über einzelne Charaktere im Hamlet und Macbeth mitgetheilt, die allgemein vielen Widerſpruch gefunden haben, und von denen umgekehrt wieder A. W. Schlegel doch wohl auch der Meinung ſein würde, ſie verriethen das Studium und die Verirrung eines allzu fleißigen Leſers, der vielleicht ſeinen eigenen trefflichen Ausſpruch nicht genug beherzigte, es ſei die Vertiefung in einen Schriftſteller eine Art Krankheit, und es müſſe durch das ſtarre Hineinſchauen das Auge am Ende ebenſo geblendet werden, wie durch ein irres Herumfahren von einem Gegenſtande zum andern. Warum überhaupt hat uns Tieck, deſſen Schriften in Proſa und Poeſie nur gar zu voll von Shakeſpeare ſind, der überall das genaueſte philologiſche Studium des Dichters nicht allein, ſondern auch der Zeit verräth, niemals ein zuſammenhängendes Bild des Dichters und ſeiner Werke entworfen, ſtatt uns mit fragmentariſchen Winken bald zu ſpannen, bald auch durch die ewig wiederholten Klagen über das abgekommene Theatergerüſte der ſhakeſpeare'ſchen Zeiten abzuſpannen? War Tieck zurückhaltend mit ſeiner Weisheit über Shakeſpeare, ſo war Franz Horn nur zu freigebig. Ein ſchaleres Buch, als ſeine fünf Bände über Shakeſpeare (1823), iſt nicht leicht geſchrieben worden: ſo trägt hier die ſeligſte Selbſtzufriedenheit eigene Albernheit zu Tage, und legt die Läppiſchheiten der romantiſchen Schule dem größten Dichter der neueren Welt als ſeine größten Tugenden und Schönheiten unter. Mögen wir dieſes Lob des britiſchen Tragöden nicht hören, ſo auch ebenſo wenig das letzte Urtheil Friedrich Schlegel's über ihn, der nach ſeinem endlichen Quietismus, wie er auf Schiller als auf eine ſkeptiſche, unbefriedigte Natur hinſah, ſo auch Shakeſpeare'n als ein abgeſondertes, verſchloſſenes, einſames Gemüth bedauerte! der ein tief-ſchmerzliches und herb-tragiſches Weſen in dem Dichter fand, welcher mit einer unbegreiflichen Helle und Ruhe in alle menſchlichen Dinge blickt! der in des Dramatikers lyriſchen Gedichten den Beweis fand, daß er in ſeinem Drama nicht das dargeſtellt habe, was ihn ſelbſt anſprach, ſondern die Welt, wie er ſie durch eine große Kluft von ſich und ſeinem Zartgefühl geſchieden vor ſich ſtehen ſah!! Auf Calderon ſollte zuletzt aller poetiſcher Glanz allein fallen, den

Dichter gerade, der der deutſchen Natur am wenigſten zuſagen konnte, der, wie vortrefflich er ſei, wie viele Mühe man ſich an ihm gegeben, wie viele Köpfe er vorübergehend geirrt hat, doch zuletzt an einem nationalen Kerne in dem deutſchen Geſchmacke anſtieß, den man ſo univerſell verflüchtigt hatte. Was haben wir auch über ihn durch die vielen Beſprechungen eigentlich Haltbares gelernt? Auch ihn, fand Solger, habe A. W. Schlegel ohne Genauigkeit und nur von der Außenſeite beſprochen, ſo nöthig über ihn ein tüchtiges Wort geweſen wäre, über den die Deutſchen in ein gedankenloſes Schwärmen geriethen; und weislich warnte er vor dem Enthuſiasmus, mit dem auch hier Calderon's religiöſe Schöne beſprochen ward, und vor dem Herumgreifen nach Allem, was der Religion ähnlich ſieht. Friedrich Schlegel ging ſo weit, an dieſem Dichter, vor deſſen wunderlichen Eigenſchaften und ſinnverdrehenden Begriffen in Religion, Ehre, Sitte und allen Lebensbeziehungen man unſere ganz verſchiedene Geſinnungsweiſe kaum einmal zu warnen braucht, gerade nichts zu finden, „was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könne"! und er bedachte ſich nicht, ihn geradezu über Shakeſpeare hinwegzuſetzen, den Dichter göttlicher Verklärung über den ſkeptiſchen Poeten, dem unter den Menſchen wohl iſt! Und ſo miſcht ſich überall in den Schriften der Brüder, wie in ſo unzähligen anderen äſthetiſchen Werken und Anſichten ihrer Freunde, auf eine wunderbare Weiſe ächte Freude an dem Schönen mit eigenthümlicher Ueberſchätzung beſonders desjenigen, was ihnen ſelbſt nach ſo vielem vorher Bekannten der Nation als neu darzubieten vorbehalten war. Und wenn man das Urtheil über die Geſchmacksrichtung abſchließen ſoll, in welche ſie die Nation hineingeleitet haben, wird man nichts Anderes ſagen können, als was Fr. Schlegel über alle neuere Kritik und Kunſttheorien überhaupt ſelbſt ſagte: ſie ſeien eines Theils das verdienſtvolle Streben nach einer wahrhaft begründeten Wiſſenſchaft, anderes Theils aber auch der abgezogene Begriff einer Praxis und Thätigkeit der Zeit, die von ſo manchen Verkehrtheiten begleitet war.

Wenn das Anlehnen der Poeſie an die Religion, an die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften, an die Kritik und Kenntniß der Literatur ſchon überall ein Zeichen der Abnahme eigentlicher produktiver Kraft in der Dichtung ſelbſt iſt, ſo iſt dies noch weit mehr der faſt leidenſchaftliche Eifer, womit die romantiſche Schule und Zeit ſich der Ueberſetzung der Dichtungen aller Nationen hingab, und gleichſam ihre ausgezeichnete Gabe der Empfänglichkeit und Paſſivität ſelbſt zur Produktion benutzte, zur Ueberſetzung, einer Thätigkeit, die ganz charak-

ſch in der Mitte zwiſchen Poeſie und Wiſſenſchaft ſteht, zwiſchen
er wir die Zeit ſtreiten und ſchwanken ſehen. Ob dieſe Wendung
ute und heilſame war, werden wir nach der unbefangenſten Ueber-
g gleich geneigt ſein zu bejahen und zu verneinen. Was die Poeſie
ıb für ſich angeht, ſo fragt ſich, wenn einmal die Kraft der Hervor-
ung wirklich nach der großen Anſtrengung des vorigen Jahrhun-
erſchöpft war, was man bei dieſem Siechthume Beſſeres thun
e, als ſich neue Stärkung, neue Genüſſe, neue Nahrung aus der
de zu holen, vollends wenn man ſich an das wahrhaft Gute und
iche hielt, und in der Ueberſetzung dem Original ein Würdiges zur
zu ſetzen ſtrebte. Dies Zeugniß aber muß man gerade dem, was
en Romantikern im engern Sinne ausging, allerdings zuerkennen.
ver andern Seite freilich liegt dann die nothwendige Folge, daß
große Luxus in unſerm poetiſchen Verbrauche einen ſolchen Heiß-
r angewöhnen mußte, daß wir, nachdem der erſte und große Reich-
erſchöpft war, uns auch auf die geringere Koſt mit der gleichen
warfen, wie auf das Beſte vorher. Wir erhielten in den erſten
ehenten dieſes Jahrhunderts, man darf wohl ſagen, alles Vorzüg-
der Dichtung der ganzen Welt, auch was wir früher in roheren
chen beſeſſen hatten, in klaſſiſchen Ueberſetzungen zugetragen, die
vem Ruhm der voſſiſchen Arbeiten ſtrebten, die uns die Gewöhnung
an das Entfernteſte leicht machten; und die beſten Meiſter der
nſchaft und Dichtung, Göthe und Schiller ſelbſt, bedachten ſich
an dieſer Thätigkeit Theil zu nehmen. Weiterhin aber ſchleppte
uch alles Mittelmäßige, was frühere Zeiten geſchaffen hatten, und
ie gegenwärtige in aller Welt ſchuf, ja man möchte ſagen, man
te geradezu Alles in Deutſchland ein. Man errichtete große
ſetzungsanſtalten und Fabriken; kein klaſſiſches Werk der Voß und
gel ſchreckte die gewöhnlichſten Stümper ab, ſich immer und immer
r daran zu verſuchen. Die ungeheuere Einfuhr engliſcher und fran-
er Literatur konnte eine ganze Reihe von Autoren, die Huber, Lin-
Ad. Wagner, Caſtelli, Theodor Hell und ſo viele Andere bewegen,
is Werk ihres Lebens, vielleicht ihren Unterhalt an bloße Ueber-
zen zu knüpfen; es durften Unternehmungen gemacht werden wie
aſchenbibliothek ausländiſcher Klaſſiker, die in viel hundert Bänden
lelen ganz neuen Namen alle dageweſenen Werke alter und neuer
das Gute und Geringe neu überſetzt liefern konnten! Wenn unter
Fluth am Ende auch die Kraft, die noch übrig geweſen wäre, ver-
nmt, wenn ſie erſtickt ward, da ſie ſich noch hätte erholen können;

wenn unſere kaum ſo ſiegreiche Literatur wieder in Nachahmung und ſklaviſche Abhängigkeit zurückfiel; wenn in ihr, dem erſten großen Zeichen einer neu erwachenden Deutſchheit und gemeinſamen Volkslebens, gleich wieder alles Feſte und Selbſtändige zerſetzt ward: ſo war dies wohl natürlich, aber allerdings weder erfreulich noch wohlthätig. Dies berührt die allgemeine Frage, was dieſe Thätigkeit und Richtung für den ganzen Kulturſtand und Volkscharakter Uebles oder Gutes mit ſich brachte. Und hierüber haben ſich ſo viel Männer, die ſich dieſer Beſchäftigung hingaben, ſelbſt geäußert, und faſt niemals ohne die Zweiſeitigkeit und Zweideutigkeit derſelben deutlich zu empfinden. Göthe ſelbſt hat den Weg zur Aneignung des Altdeutſchen, des Italieniſchen, des Franzöſiſchen zeigen helfen; er hat ſich in ſeinen ſpäteren Jahren von jeder Regung fremder Dichtungen zur Nachahmung beſtimmen laſſen; er pries die Aufnahme der fremden Oper an; rieth ſogar daß man ſich mehrer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge auch zum Schreiben bemächtigen ſolle; und erklärt es für etwas Wunderliches, den Deutſchen zuzumuthen, ſich auf ihren mittelländiſchen Kreis zu beſchränken. Aber doch haben wir ihn oben warnen hören vor der Hingabe an fremde Einflüſſe, doch hat er anderswo beklagt, daß unſere Bildung an fremden Sitten und ausländiſcher Literatur uns ſo lange gehindert hätte, uns als Deutſche früher zu entwickeln. Die Schlegel haben ſich ſo entſchieden für den Vorzug unſerer vielſeitigen Bildſamkeit, der Wandelbarkeit unſeres Geſchmacks vor den entlegenſten Denkarten und abſtechendſten Sitten erklärt, gegen die Beſchränkung, womit ſich die nationaler entwickelten Völker auf ihre eigene Literatur zurückzogen und die Fremden, wo ſie ſie angriffen, traveſtirten; aber doch hat Auguſt Wilhelm auch ſehr wohl gewußt, wie dieſe unſere Art auch oft in thörichte Vorliebe für das Fremde und in Nachahmungsſucht ausgeartet iſt. So zweifelte auch Solger, ob dieſe unſere Vielſeitigkeit einen Vorzug unſerer eigenen Kultur verriethe; und Franz Horn bedauerte bei allem Guten den Schaden: daß wir uns von ächter deutſcher Natur und Kunſt dadurch entfernt hätten und den mütterlichen Boden verkennten. Wenn wir den Rückweg zu uns ſelbſt aus dieſen unendlichen Fahrten und Irrfahrten unſerer literariſchen Bildung finden können, ſo wird uns dieſe Schule unſtreitig von dem höchſten Nutzen ſein; daß wir uns aber auch dieſen Rückweg erſtaunlich erſchwert haben, leuchtet von ſelber ein. An der letzten Scheide des Jahrhunderts waren dieſe Umwege, ſcheint es, nicht zu vermeiden; deſto leichter wäre es jetzt, unter dem langſam wachſenden Nationalſinn, den Rückweg einzuſchlagen, womit wir nun freilich nicht die vielbetretene

aße zum Teutonismus meinen, die uns nirgends zu einem Ziele
hrt hat. Damals, als unſer Vaterland in politiſchem Schlafe lag,
te gleichſam auch ſeine ſelbſtändige Poeſie, und man ſah Schiller's
ien Gängen mit einer Art Verwunderung zu. Dem franzöſiſchen Ko-
n wollte man nicht huldigen, gegen die franzöſiſche Literatur nahm
nehr die Polemik in der That einen halbpolitiſchen Charakter an.
egen ſchien man nun nach der Reihe auf alle jene Nationen, die mit
neuen Univerſalreich in feindliche Berührung kamen, auch literariſch
nerkſam zu werden, und England und Spanien, Italien und der
ent feſſelte unſere Thätigkeit an ſeine theilweiſe vergeſſenen Schätze,
e ſpäter mit Griechenlands Erhebung das Intereſſe an der neugriechi-
ı und ſerbiſchen Literatur, ſeit Polens Revolution die Achtſamkeit
ruſſiſch-polniſche Dichtung eintrat. Dies waren natürlich nur äußere
lſſe, die mit der allgemeinen Neigung der Deutſchen, die von jeher
Aneignung alles Fremden gerüſtet ſtehen, glücklich und ermunternd
mmentrafen, und im Beſonderen mit jener Erſchöpfung der eigenen
duktion, die nur vorübergehend unter der Erhebung des Vaterlandes
einmal ſich aufraffte. Daß die Wegwendung und der Verdruß an
heimiſchen Dingen, der Widerwille an den gegenwärtigen Verhält-
n in unſerer Literatur jene merkwürdige Flucht aus Vaterland und
enwart damals überhaupt erzeugt und genährt haben, dies liegt bei
ägung der Thatſachen ſchon auf der Hand. Auch iſt dieſe Erſchei-
, daß die Noth des äußern Lebens die Gemüther in ſich ſelbſt weiſt,
le ſich ein eigenes Leben ſchaffen, das ſie dann in der Ueberlieferung
rer Zeiten und Völker wieder ſuchen, von uns ſchon in anderen
oden beobachtet worden. Die Art und Weiſe, wie ſich Göthe an
olitiſchen Ereigniſſen in der Revolution und nachher in der Reſtau-
n ſättigte, wie er ſich von dem Nächſten weg nach dem Entfernteſten
e, iſt durchaus nicht die beſondere Aeußerung einer zufälligen Per-
chkeit, ſondern es äußerte ſich der Druck dieſer Laſt auf ähnliche und
re Weiſe auch in anderen Seelen. In den Zeiten, da Göthe Chine-
trieb, oder früher, da er ſich mit der Natur und plaſtiſchen Kunſt
äftigte, um mit dem öffentlichen Leben nichts zu thun haben zu dür-
kehrte Jean Paul in einer langen Schriftſtellerei dieſen öffentlichen
ältniſſen und der Zeitgeſchichte ganz den Rücken, trieb Fouqué ſei-
Verkehr mit dem Ritterthume, Hoffmann mit der Geiſterwelt, floh
arte Seele eines Tiedge vor Geſchichte und Zeit in die Einſamkeit
Natur, ſympathiſirten Seume und Chamiſſo mit den Naturzuſtänden
Wilden, und wollte Falck von Voltaire und Bahrdt zu Abraham

und Lot zurück. Die Geſchichtsforſchung wandte der neueren Z
Rücken und grub ſich in die Urgeſchichte, wohin ſie die mytho
Forſchung der Philologen wies. Die Politik fing an fromm zu
und hierarchiſche Anwandelungen zu bekommen; und wohin wa
ſpekulative Philoſophie von der lebendigen Praxis hinweggerat
jenen Jahren vor Kant, wo ſie es auf die unmittelbare Anwen
ihrer Lehren ſo gerne abgeſehen hatte! Dieſem großen Zuge alſo
lebendigen, thätigen Gegenwart hinweg zu einer ruhigen Ferne u
gangenheit folgten alle jene romantiſchen Männer auch, indem
den Orient und Occident, den äußerſten Norden und Süden un
eigenes Uralterthum aufhellten; ja die jungen Freiheitsmänn
Deutſchland 1813 aus ſeiner Schmach reißen halfen, und die
umgeſtalten wollten, ſtrebten zum Kaiſerthum und zum Herman
zurück, und änderten Tracht und Mode nach alten Sitten anderer
und Zuſtände. Vor und nach der augenblicklichen Unterbrechung,
die ausländiſche Literatur in jenen Jahren des politiſchen Aufſch
erlitt, überließ man ſich alſo ganz dem Eifer, die Weltliteratur zu
Eigenthum zu machen, als ob uns Deutſchen allein ihre Schätze
ſeien, als ob wir für ihre Erhaltung und Nutzung allein verantw
gemacht wären. Mit welcher Feſtigkeit wir uns bei dieſem G
nahmen, wie geläufig uns die Annahme untergegangener Vorſtell
die Belebung fremder Sitten, die Aneignung ganz abweichend
ſchmacksrichtungen war, beweiſen nicht allein die einzelnen Literat
nach dieſer und jener Seite hin mit einer Natur wirkten, die eher
dorther einen Eingewanderten, als einen Deutſchen vermuthen li
weiſt nicht allein jener Enthuſiasmus, oder auch Realismus, n
die Romantiker die ſüdliche Dichtung nicht genug zu ehren meinten
ſie nicht zugleich Sitte und Sinnesart daraus ſich aneigneten;
weiſt dies ſchon die einfache Aufzählung der Namen und Wer
Völker und Zeiten, die damals wie auf einen Schlag bei uns ein
wurden. Nur eine oberflächliche Erinnerung ſoll an dieſe ungla
Vielſeitigkeit, an dieſes getheilte Intereſſe, an dieſe ſtaunenswerth
tigkeit erinnern. Zu derſelben Zeit, als die Verpflanzung der
Dichtwerke fortdauerte, als Voß die drei Hauptdichter der Latei
den Ariſtophanes gab, ſein Sohn am Aeſchylos arbeitete, Sol
Sophokles (1808), Bothe (der auch ſonſt als dramatiſcher Schri
bekannt, d. h. unbekannt iſt) den Euripides (1800—3) überſet
Wieland an dem attiſchen Muſeum mitwirkte und ſeinen Cice
Horaz gab, geſchah es zugleich, daß zu der Aufdeckung de

deutſchen Nationalpoeſie geſchritten ward. Und obgleich ſpäter einige Feindſchaft zwiſchen den an der antiken Poeſie Gebildeten und den in dem deutſchen Alterthume vorzugsweiſe Bewanderten, zwiſchen Homer und den Nibelungen nicht ausbleiben, auch damals ſchon Göthe ſeine Abneigung gegen die altdeutſchen Reſte nicht unterdrücken konnte, ſo waren doch die Schlegel und jene Zeit im Allgemeinen mehrſeitig genug, das Eine und das Andere mit gleicher Liebe zu umfangen. Dies ging allerdings zu weit, wenn Tieck, Brentano, Fr. Schlegel, Görres, Fouqué und Andere altdeutſche Romane und Volksbücher der ſchlechteſten und geringſten Art wieder druckten oder bearbeiteten und auszogen, und uns anmutheten, auch dies als eine ſeltene Poeſie zu verehren; aber immer darf man die Regſamkeit im Allgemeinen ſegnen, mit der dieſe auf die Erneuerung, die von der Hagen, Büſching, Docen, Grimm und die Späteren auf die Herausgabe der alten Dichtungen aus waren. Denn nicht allein hat ſich ſeitdem eine deutſche Literatur von ganz anderem Anſehen, eine Kenntniß des Mittelalters von weit anderer Lebendigkeit als früher gebildet, es iſt auch im Stillen ein deutſcher Geiſt, ein deutſches Recht, ein deutſcher Volks- und Staatsſinn herangewachſen, der uns mitten aus unſerer Univerſaliſtik heraus zu verſprechen ſcheint, daß nicht alles Nationale in uns unterſinken ſoll. All' dies weiſt in ſeinen Anfängen an den Beginn des 19. Jahrhs., als die Schlegel auch den Boccaz und Petrarca empfahlen, als A. Wilhelm den Dante probeweiſe mittheilte, und als Gries (ein Mann, der mitten in dem glänzenden Literaturkreiſe in Weimar und Jena angeregt ward, und der ſein ganzes Leben der ſüdlichen Dichtung widmete, ohne je von ſeinem gründlichen Ernſt zu verlieren oder der mechaniſchen Uebung zu verfallen) anfing die italieniſche Literatur, den Taſſo 1800, den Arioſt 1804, (viel ſpäter auch den Bojardo) in ganz anderer Geſtalt als die früheren Ueberſetzer zu geben. Ihm ſchloß ſich Kannegießer's Dante (1809), Alfieri von Rehfues und Tſcharner 1804 an, und mit Allen wetteiferten ſpäter die Streckfuß, Lüdemann, Förſter und Andere. Während man ſo die feinſte, geſchliffenſte Kunſtdichtung der weichſten Sprache überführte, und in den ſtrengſten und ſchwierigſten Formen, in den gehäuftetſten Reimen unſere harte und eckige Sprache abzufeilen und geſchmeidig zu machen unternahm, wanderten wir in den Zeitſchriften von Gräter in die formloſe Nebelwelt der ſkandinaviſchen Mythologie, ließen uns von den Grimm altdäniſche Kämpeviſer (1811) nachſingen, wagten uns mit ihnen bis in die roheſte und älteſte Dichtung der Edda (1815) und laſen den ſogenannten galiſchen Oſſian (1811), an dem Ahlwardt zum Voß werden

wollte. Gleichzeitig führte uns Tieck in das wunderbare Werk des Cervantes (1799) ein, das in der Ueberſetzung Bertuch's und Soltau's nicht zuſagte, aber jetzt aus ſeinem eigenthümlichen Tone zu uns ſprach; die Erzählungen (von Soltau 1801 und Siebmann 1810), Perſiles und Sigismunde von Theremin (1808) folgten; A. W. Schlegel führte Calderon ein (1803), und dieſe Arbeit nahm ihm ſeit 1815 Gries ab, mit dem hier wieder Malsburg (1818) um den Preis ſtritt, der uns auch (nach Soden) eine Probe aus Lope de Vega gab; die Luſiaden von Hell und Kuhn (1807), die ſpäter von Donner übertroffen ſind, reihen ſich gleichfalls in dieſe Jahre ein. All dies, wie wenig der Spanier die Harmonie ſeiner Poeſien in der Ueberſetzung wiederfinden will, athmet für uns heſperiſche Luft, und iſt ſo in dem fremden Geiſte empfangen, wie ſelten eine fremde Nation unſere Dichtung erfaßt hat; und gegen dieſen geiſtigen Werth ſoll man nicht ankämpfen, indem man den enthuſiaſtiſchen Anfängern nachweiſt, wie ſie mit dem Lexikon gefehlt und manches quid pro quo überſetzt haben. Und derſelbe Mann[109]), der uns zuerſt die Feuerwerke des ſpaniſchen Dramatikers nachbilden lehrte, überſetzte uns damals zu gleicher Zeit eine Reihe von Schauſpielen des Shakeſpeare (1797 ff.), die den Ruhm des Dichters und des Ueberſetzers zugleich erſt recht ausgebreitet unter uns haben, die uns den britiſchen Tragöden mit allen ſeinen Eigenheiten dennoch wie einen der Unſern, in dem wir germaniſches Fleiſch und Blut mit uneigennütziger Freude begrüßten, nahe rückten, ſo daß er nun in zahlloſen Auflagen und Ueberſetzungen bei uns geleſen wird, und daß wir uns mit Recht gegen ſein Vaterland rühmen, ihm ſei erſt ſeine volle Anerkennung bei uns zu Theil geworden. Auch gegen dieſe Ueberſetzung Schlegel's war die voſſiſche Genauigkeit eine unzeitige Oppoſition; es war das Beſte, daß Shakeſpeare mit leiſen Freiheiten ſo zubereitet ward, wie er dem Schauſpieler ſogleich mundgerecht wurde, ohne erſt durch die Hände flauer Bearbeiter gehen zu müſſen. Und nachdem ſo der ganze Occident in unſerem Beſitze war, war es wieder A. W. Schlegel und ſein Bruder, die uns mit großem Nachdrucke nach Indien wieſen, das uns mit dem ganzen Oriente ſchon

109) Es ſteigt der Briten höchſter lächelnd nieder,
und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
der Minneſang im Goldgewand, erblühen
neu will Italien, uralt heil'ge Lieder
am Ganges wachen auf, und rundum brennen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen nennen.

Tieck.

ſeit den großen Erfolgen der oſtindiſchen Kompagnie näher gelegt war. Forſter hätte (1790) ſchon mit ſeiner überſetzten Sakontala den nach Poeſie lüſternen Gaumen nichts Erwünſchteres bringen können; ihr ſchloß ſich die Gita Govinda von Dalberg (1802) an, die ſpäter (1818) von Riemſchneider, wie Sakontala von Hirzel, metriſch geliefert ward; dann lenkten Bopp und Humboldt auf verſchiedene Epiſoden des Mahabharata, und Anderes ſchloß ſich in Ueberſetzungen und Bearbeitungen an, was Göthe'n in ſeinen ſpäteren Jahren noch entzücken konnte. In die türkiſche, perſiſche und arabiſche Dichtung führte uns Joſeph von Hammer bis zu einer Weite (man denke nur an ſeinen Motenebbi 1823), wie man es nur in Deutſchland wagen durfte; ebenſo hat er uns auch die Geſchichte des osmaniſchen Reichs in einer Weiſe eröffnet, wie keine der Nationen etwas Aehnliches aufzuweiſen hat, denen es ihrer auswärtigen Verbindung und Macht nach näher liegen ſollte, ſolche Orientaliſten wie dieſen, oder ſolche Geographen wie Ritter, und ſolche Reiſende und Naturforſcher wie A. von Humboldt zu bilden. Sein Divan des Hafiz (1812) hat bekanntlich Göthe's orientaliſche Lyrik angeregt, und ſeitdem öffnete auch Rückert die Schleußen ſeines Sprachſtromes, der uns bis China geführt hat, der uns noch Größeres zumuthete, aber auch ohne uns hülflos zu verlaſſen. Von ſeinen Verwandlungen des Abu Seid (1826) hat der Herausgeber des arabiſchen Textes, der größte Kenner des Orients, den Frankreich in neuerer Zeit gehabt hat, geurtheilt, daß dies zwar nicht überall Ueberſetzung, überall aber mehr als Ueberſetzung ſei, und daß er eine ſolche Gelenkheit unſerer deutſchen Sprache nicht zugetraut hätte. Zu Allem geſellt ſich ſeit dem griechiſchen Aufſtande noch das Intereſſe an den Volksliedern der Griechen, Serben, Slaven und Letten, die uns von W. Müller, von Kind und Iken, von Thereſe Robinſon geb. v. Jacob (—Talvj), Wenzig, Rheſa und A. zugeführt wurden, und unſerer luftigen orientaliſchen Lyrik wieder andere Impulſe gaben.

Die Ueberſetzungskunſt der Romantiker zeugt von einer außerordentlichen Gabe der Empfänglichkeit, von poetiſcher Empfindung, von dem entſchiedenſten Sinne für äußere Form und innern Ton, und ihre Richtung auf das Beſſere der fremden Literaturen verräth die hinzugetretene Kultur des Geſchmacks und des Urtheils. Wenn wir aber von hier aus nach der *eigenen Produktion* und Selbſtthätigkeit dieſer Männer fragen, ſo finden wir auch, daß eben dieſelbe Receptionsgabe, die ſie dort ſo vorzüglich machte, ſie hier unbedeutend ließ. In der ganzen Periode unſerer Dichtung, in der die romantiſchen Richtungen ausdauerten,

haben wir neben dieſen Ueberſetzungen nichts ſo vorherrſchend, als die Nachahmungen und Bearbeitungen älterer oder fremder Werke, eine Liebhaberei an der Parodie, eine gewandte Gabe, die Töne aller unſerer jüngſten deutſchen Dichter nachzubilden, ihre Werke zu reproduciren, und, als dies Gebiet erſchöpft war, auch die aller fremden; innerhalb dieſer Nachahmungen die Ausbildung des Formalen und Aeußerlichen, — Alles Anzeichen einer großen Empfänglichkeit, nirgends die einer Selbſtändigkeit und innern Kraft. Wie Schiller die hiſtoriſche Tragödie angegeben hatte, ſo gab es hiſtoriſche Tragödien in Maſſe; wie die italieniſche Epopöe neu überſetzt hervortrat, gab es ſogar wieder romantiſche Epen; Shakeſpeare's Manieren und Calderon's Formen, die ſtehenden Gattungen der ſüdlichen Lyrik, die verſchwommene nebelhafte Haltung der orientaliſchen, die Anklänge des ſerbiſchen Volksgeſanges und der Nibelungen, das ſpaniſche vor allen und das gräciſirende Trauerſpiel, Alles fand Aufnahme, Alles zeugte von der Geſchicklichkeit, das Schöne nachzuempfinden, aber von keinem ſelbſtſchaffenden Vermögen, das, wie Franz Horn ſagt, zu Werken einer langathmigen Begeiſterung ausgereicht hätte. Ueber dieſe herrſchende Paſſivität haben die erſten Männer jener Jahre den dichteriſchen Leiſtungen der Zeit gegenüber alle mit einer ſeltenen Gleichmäßigkeit und Uebereinſtimmung geurtheilt. Man hat auch die Wahrheit des allgemeinen Satzes nie geleugnet, und nur wenn man die ſtrenge Anwendung davon auf die einzelnen Fälle macht, ſo hat man lauten Widerſpruch zu fürchten: denn ſo ſind die Menſchen, daß ſie richtige Grundſätze nicht gern verleugnen, aber auch nicht gern befolgen. Das Wort Jean Paul's, der den poetiſchen Vertreter der Schule (Tieck) ein paſſives Genie nannte, iſt ihm ſo oft nachgeſprochen worden, daß man wohl fühlte, wie viele Wahrheit in ihm und in den angefügten Sätzen über die genialen Empfänger jener Periode gelegen ſei. Dieſe Leute, ſagte Jean Paul, laſſen poetiſch frei die Welt und Schönheit in ſich ein; aber wollen ſie ſelbſt geſtalten, ſo bindet ſie eine unſichtbare Kette, und ſie bilden etwas Kleineres und Anderes, als ſie wollten. Im Empfinden herrſchen ſie mit beſonnener Phantaſie über alle Kräfte, im Erfinden werden ſie von einer Ueberkraft umſchlungen und vor die Gemeinheit geſpannt. Ihr Licht erwärmt nicht, ſondern kältet. Sie geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen ſich freier in fremder Sphäre als in eigener. Ihre Weltanſchauung iſt eine Fortſetzung und Fortbildung einer fremden genialen; ſie reichen daher ſtets in eine fremde Welt oder Zeit. Man ſieht wohl, einfacher kann man die Art der Poeſie, die Nachahmung und Ueberſetzung dieſer

ule nicht ausdrücken. Eben daſſelbe ſagte Schiller den Theorien und
ſien der neuen Schule gegenüber, als er ſah, daß man den Begriff
Dichtung verwirrte, indem man ſtrebte ihr einen höheren Grad zu
en. Er erkannte in dieſem Geſchlechte den Sinn, den nur das Vor-
ſliche befriedigt, ohne die Gabe etwas Gutes zu ſchaffen; ſie hätten
dunkle Idee des Höchſten, aber nicht die That, ohne die aus Ideen
ts werde; ſie haben nicht die wirkende Kraft, ihren Empfindungs-
d in ein Objekt zu legen, oder hätten ſie ſie, ſo iſt ihre Empfindung
ſubjektive, zufällige, ſie ſprechen nicht, wie der Dichter ſoll, das
nze der Menſchheit aus. Schiller alſo fühlte gerade, daß dieſe neuen
hter von ihrem Ziele des objektiven Schönen, wie es denn auch wirk-
iſt, am weiteſten entfernt ſind. Wieder anders hat Göthe, wo er den
lettantismus charakteriſirt, ein ſprechendes Bild dieſer Poeten (auch
, wie Schiller in jenen Stellen, ohne ſie zu nennen) entworfen, das
der auf denſelben Punkt der Improduktivität hinführt. Der Dilet-
t, ſagt er, will das Paſſive an die Stelle des Aktiven ſetzen, und
l er auf eine lebhafte Weiſe Wirkungen erleidet, ſo glaubt er mit
en erlittenen Wirkungen wieder wirken zu können. Was ihm fehlt,
Architektonik im höchſten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche
afft und bildet. Er geht zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit aus, wel-
die Vollendung des Vorhandenen iſt, wodurch eine Täuſchung ent-
t, als ob das Vorhandene zu exiſtiren werth ſei. Ebenſo iſt es mit
Akkurateſſe und mit allen letzten Bedingungen der Form,
che eben ſo gut die Unform begleiten können. Er ſucht gern Kunſt-
e, Manieren, Behandlungsarten, Arkana; er hat meiſtens einen
enzweck, eine Neigung zu ſtillen, einer Laune nachzugeben. Der
re Künſtler aber ſteht feſt und ſieht auf ſich ſelbſt, ſein Streben, ſein
iſt der höchſte Zweck der Kunſt. Vielfach iſt der Sinn dieſer Sätze
beſonders jener Jean Paul'ſche Ausſpruch von Anderen, von Ro-
ntikern ſelbſt, zum Theil in phyſiologiſchem Sinne angewandt worden.
n Paul ſelbſt nannte Novalis noch ein ſolches geniales Mannweib,
unter dem Empfange zu zeugen glaubte; Wieland fand Baggeſen
z unmännlich und in weſentlichen Zügen von entſchiedener Weiber-
ur; Franz Horn fand in A. W. Schlegel daſſelbe leidende weibliche
tie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, die
er in Deutſchland nie etwas gezeugt hat, nannte ſich ſelbſt dem
ßen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Weſen,
erſte aller Weiber, das nie etwas erfunden, gedichtet, gemacht, nicht
lumpigſten Funken aus ſich herausgezogen habe, aber von Empfäng-

lichkeit ohne Grenzen ſei. Ja Friedrich Schlegel kanoniſirte geradezu dieſen Charakter der Paſſivität, als den ächten Begriff der Menſchheit. Die ſchiller'ſchen Sätze von Verſöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der Lucinde zur Karrikatur und geiſtreichen Fratze geſteigert: die höchſte Vollendung ſei die Verſchmelzung des männlichen und weiblichen Weſens. Daß das Reſultat einer ſolchen Paralyſirung, eines ſolchen realiſirten Totalismus ein völliger Nihilismus iſt, iſt klar; auch fließt dieſer Satz nur aus vorhergehenden Axiomen, die die Nichtigkeit des Menſchen heilig ſprechen, und die Vergötterung des äußerſten Quietismus ausdrücken. Die heilige Stille der Paſſivität, die Herrlichkeit des Müſſiggangs in den indiſchen Weiſen iſt das Ideal dieſes Mannes. Denn nirgends habe ſich der Geiſt zarter und ſüßer gebildet als im Orient; dort allein verſtehe man die Kunſt des Liegens; das Recht des Müſſigganges ſei es, was Vornehme und Gemeine unterſcheide, das eigentliche Princip des Adels (!); das höchſte, vollendetſte Leben ſei das reine Vegetiren; je göttlicher der Menſch und das Werk des Menſchen, je ähnlicher der Pflanze; und daher gefällt ihm auch nichts in der Poeſie ſo gut, als das zarte Gefühl für Einſamkeit und die allbeſeelte Welt der Pflanzen. Man ſieht, dieſer Geiſt des Quietismus, der jener obenberührten Flucht des Gegenwärtigen, Wirklichen, Thätigen ganz entſpricht, der die ganze Zeit der Romantiker durchdringt, die in Sprache und Naturkunde, in Kunſt und Alterthum, in all den Fächern groß geworden iſt, welche nichts mit dem großen wirklichen Leben zu thun haben, dieſer Geiſt des Quietismus hängt ganz eng mit jener Paſſivität und mit dem Geſchmacke an aller nihiliſtiſchen Poeſie zuſammen. Und nicht, daß dieſe Adelsprincipien und Vegetationstheorien blos in Wien und Oeſterreich gepredigt worden ſeien, wo das Glück, das die Vegetation begleitet, ſeit lange zu Hauſe iſt, auch in Preußen zeigten ſich dieſelben Sympathien, die ſich dort an die letzte Zeit von Göthe anknüpfen. Denn auch Er war dem allgemeinen Geſchicke nicht entronnen: ſeine Produktionskraft erloſch, und wenn er ſich jetzt von äußeren Eindrücken und Werken zum Selbſtverſuche beſtimmen ließ, ſo war von der alten Kraft, wie er ſich dieſer Eindrücke geſtaltend bemächtigte, nicht mehr die Rede; ſeine plaſtiſche Anſchauungsweiſe wich dem Hange zur Beſchaulichkeit, und an die Stelle feſter Formen traten ihm vage Symbole und Schemata. Wandte er doch ſelbſt dem äußern Leben nicht weniger den Rücken als Friedrich Schlegel; war er doch nicht weniger vornehm und politiſch als dieſer; neigte er ſich doch nicht minder von dem unruhigen Lutherthum und der Revolution ab und der Ruhe des Orientes zu; hatte er doch ſelbſt

eigentlich zu den übertriebenen Sympathien mit der Vegetation den Anlaß gegeben! Wie daher Fr. Schlegel in Shakeſpeare's, ſo ſieht Varnhagen in Göthe's frühern Schriften, in denen wir des Mannes ganze und alleinige Größe finden, nichts als das Bild der Zerrüttung einer mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathenen Welt, Verzweiflung ohne Ausweg; und die Heilperiode bilden in ſeiner Anſicht die Wanderjahre und der zweite Theil des Fauſt, die wir den Grillen des Alters vergeben, ja theilweiſe rückſichtslos zum Schalen und Flachen werfen müſſen. Dort ſollen die Keime einer neuen Zukunft liegen, in der Weiſſagung der Dichtung eine Verheißung des kommenden St. Simonianismus, die Ausſicht auf eine fortſchreitende Menſchheit, deren höchſter Ausdruck auf zwei Formeln gebracht wird: im Irdiſchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Beſitz und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren; im Gemüthsleben aber, bei ſo vielem Unmöglichen, welches ewig verſagt bleiben muß, das verſagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feſſeln zu befreien! Dies iſt ein doppeltes Motto des Quietismus, ſo activ und offenſiv es lautet. Denn jene Grillen über die irdiſchen Ausſichten rücken uns die Aufgabe der Reformation unſerer äußern Zuſtände ſo in hübſche Ferne, daß wir uns, verſtändig wie wir denn doch ſind, nicht in thörichter Voreiligkeit darum bemühen dürfen; und der zweite Satz drückt eigenthümlich die Natur eines ganz paſſiven Weſens aus, das nie gefühlt hat, daß das Gemüthsleben kein verſagtes Mögliche kennt, an dem nicht der energiſche Geiſt die Feſſeln ſelbſt zerbrechen könne und müſſe.

Wenn in einer Dichtungsperiode das quietiſtiſche Princip in den Vordergrund tritt, wenn die Freude an Beſchaulichkeit, an Naturbetrachtung, an ſubjektiven Seelenregungen, an dem Brüten über die Zuſtände der innern und äußern Welt, die friſche Luſt an der Darſtellung des äußern Lebens verdrängt, wenn das innere Hören das äußere Sehen ſtumpft, ſo iſt es nothwendig, daß alle plaſtiſche Gattungen der Dichtung (und dies ſind die höheren Gattungen der Epopöe und des Dramas) hinter die muſikaliſchen (und dies iſt die geringere Gattung der Lyrik) zurücktreten, und dies wird immer ein Zeichen ſein, daß der Genius die Schwingen ſenkt und ſich nicht mehr zu großen Flügen kräftig fühlt[110]). Wirklich iſt dies ſehr deutlich in der Poeſie dieſes ganzen Jahrhunderts zu bemerken. Faſt alle die Männer, die wir mit Aus-

110) Daſſelbe ſagt Göthe: „Auf ihrem höchſten Gipfel iſt die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich ins Innere zurückzieht, deſto mehr iſt ſie auf dem Wege zu ſinken.“

zeichnung als Lyriker nennen, haben nichts Größeres versucht, und sind, wenn sie es versuchten, gescheitert; dies ist eine Thatsache, die man uns an einzelnen Fällen zugeben würde, aus der man aber ungern unsere Folgerungen herleiten sieht: denn auch dies ist die Art der Menschen, daß sie aus der Uebereinstimmung der Thatsachen kein Gesetz gezogen haben mögen, und der Historiker, der dies zu thun wagt, stößt überall an Leidenschaften und Neigungen feindlich an. Ist vollends diese Lyrik nicht einmal ein selbständiger Stamm, sondern überall ein parasitisches Rankengewächs, so sinkt ihr Werth offenbar noch viel weiter herunter, und läßt uns noch geringer von der poetischen Fähigkeit der Zeit denken, die sie vorzugsweise kultivirt. Nicht allein die Lyrik der Romantiker ist aber dieser Art, sondern auch die ihr folgende, und die ihr vorausgehende gleicherweise, wie verschieden sie gestaltet sind. Was die letztere angeht, so können wir eine große Gruppe theils zusammengehöriger, theils getrennter Lyriker aufstellen, die sämmtlich an die vier oder fünf Hauptrichtungen unserer Lyrik des 18ten Jahrhunderts angeschlossen sind, welche Göthe und Schiller, Klopstock und die Göttinger und Halberstädter angegeben haben. Besonders die Farben der drei letztgenannten Schulen erkennt man, jedoch meist schon mit den andern Bestandtheilen gemischt, in einer großen Anzahl nordischer Dichter wieder, überall mit einer größern Gewandtheit gehandhabt und von einer leichtern Eleganz begleitet, die es deutlich macht, wie diese Dichter keine Formen mehr zu bilden, sondern die bereits gebildeten nur weiter auszubilden haben. Wir wollen an eine Anzahl dieser Männer, älterer und jüngerer, wie von Halem, Overbeck, Karl von Reinhard, Clodius u. A., die sich an irgend eine dieser drei Richtungen vorzugsweise anhalten, nur mit den Namen erinnern, an einer andern Reihe nur mit fragmentarischen Winken andeuten, wie und in welchem Maße sich der entschiedene Hang zur Anlehnung bei ihnen äußert. Niemand ist hier bedeutsamer, als L. Theobul Kosegarten (aus Gravesmühlen, 1758—1818) und Jens Baggesen (aus Seeland 1764—1826). Wer des Ersteren poetische Werke (1802) aufschlägt, die seinen dichterischen Charakter vollständig aussprechen, der findet sich sogleich in eine Zeit versetzt, der alles Poetische zu Gebote steht, die sich auch Alles zu Nutze macht, und dies mit einer entschiedenen Gewandtheit, die aber die poetische Blöße auf dem Grunde vergebens zu verdecken sucht. Der Dichter, der in die Aufregungen der dichterischen Kultur mitten hineinfiel, lebte mit seinem Freunde Gehring ein poetisches Traumleben, trug mit Hagemeister zuerst die poetische Invasion in die Gegenden seiner Heimat,

wo er Arndt anregte und den ſpäteren Karl Lappe; Jugendempfindung und Leidenſchaft war in ihm heftig; ein dunkles Sehnen, die Oede im Buſen, die gleiche Empfänglichkeit für idylliſche Eindrücke und für die hypochondriſchen Einflüſterungen der Verzweiflungsſucht dichteten aus ihm, ein Echo fremder Leute, nicht Melodie eines wahren Seelendranges, der wirkliches Leben, nicht angelernte Poeſie in ſeinem Entſtehen geweſen wäre. Er treibt ſich unter den Sängern am Iliß und Tiber, auf den Bergen von Mora, an der Themſe und am Arno, an der Donau, Elbe, Saale und Ilm herum, wie er ſelber ſingt; im ganzen Meere der Dichtung ſchwimmt er umher und legt nirgends vor Anker: nur das ſieht man ihm an, daß er von dem Hafen, wo Klopſtock lag, ausgefahren iſt. Ein ſittlicher Dichter in jenen Jahren, wo er dem Knaben näher war als dem Manne, wollte er daher Gott, Tugend, Ewigkeit ſingen gegen die Genieleute, die dies Bedarf proſaiſcher Naturen nannten, in ſeinen Romanen aber (Bianca del Giglio, Ida von Pleſſen u. A.) näherte er ſich doch den Eigenheiten der romantiſchen Genies auch. Er iſt ein Zögling des Alterthums und athmet in Rugien Joniens Luft, aber er ſingt auch gern aus Oſſian's Ton; bald arbeitet er ein Naturlied nach Hagedorn und Voß, bald eine Romanze nach Bürger; die mangelnde Harmonie zwiſchen Form und Materie verräth den Mangel der innern Natur leicht; die feierliche Ode in Klopſtock's Ton birgt hier und da nur ſchlecht die Tändelei und Weichheit der Dichter matthiſſonſcher Schule, den elegiſch-idylliſchen Zug des modernen Naturgefühls, der im Ganzen der Grundton der geſammten Lyrik vor den Romantikern iſt. Ganz ſo unentſchieden wie Koſegarten's ſind auch Arndt's Gedichte aus der Zeit vor den Befreiungsjahren. Einiges klingt an die göttinger Schule, manches Lied könnte wohl ganz, wie es iſt, von Voß oder von Bürger herrühren, bald hört ſich Göthe, bald Schiller, bald Matthiſſon, bald ein Volkslied heraus, auch ein Klinglied im Ton der Romantiker läuft hier und da mit. Vor allen Andern aber iſt Baggeſen ein Bild der höchſten Anregbarkeit, die einer ſo geſteigerten Zeit eigen iſt, in ſeinen Poeſien, wie in ſeinem ganzen Weſen. Dies läßt ſich ſchon daher vermuthen, daß Er, ein Däne, von der Herrlichkeit deutſcher Dichtung ergriffen, deutſch dichtete, mit Anſtrengung und Zeitverluſt, und doch eine formelle Fertigkeit erlangte, die mancher deutſche Versmacher ſeiner Zeit entbehrte. Ein Enthuſiaſt gleichſam aus Grundſatz, nährte er in ſich die Gabe der poetiſchen Wandelbarkeit, der Liebe zu Allem, was ihm auffällt; in ſteter Laune wechſelt er, wie ſein Freund Reinhold, in wenigen Tagen über einerlei Gegenſtände wohl mehrfach Stimmung und Ur-

theil; in ſtetem Wechſel der Gefühle ſind ihm alle „Extreme intereſſant, Kant und Lavater, Nord und Süd, Zenith und Nadir ſind ſeine Männer;“ er ſchwärmte für Liebe, Freundſchaft, Freiheit, Philoſophie und Poeſie um die Wette; Nichts und Niemand befriedigte ihn beſtändig, wie heftig er ſich Allem und Jedem hingab! Wie alle Jünglinge jener Zeiten, wie ſelbſt ſein Freund Erhard, der cyniſche Vertraute des Bacchus mehr als der Venus, hatte er ſein werther'ſches Luſtrum, und erſt ſeit der Freundſchaft mit Reinhold legten ſich in ihm die Stürme der Leidenſchaft. Sie kehrten aber in neuer Weiſe wieder, als er ſein Weib verlor, wo er zerrüttet, ſtumpf, geiſtesverwirrt ward, und ſich wie Stolberg der allzu heftigen Liebe anklagte, bis er nach kurzer Zeit, es ſcheint ziemlich leichtfertig, eine neue Verbindung einging. In der Freundſchaft that ihm Niemand genug, und es erklärt ſich, ohne Schatten auf Schiller werfen zu dürfen, daß dieſer, trotz der Verbindlichkeit, die er ihnen hatte, mit Reinhold und Baggeſen auf keinen grünen Zweig kam. Denn nichts iſt läſtiger, als die Andringlichkeit der Freundſchaft, die der ernſte Mann langſam reifen läßt, und die Schiller an dem däniſchen Wieland ſo wenig leiden mochte wie Göthe an dem deutſchen; unter ſich ließen Reinhold und Baggeſen ihren freundſchaftlichen Aeußerungen breiten Erguß in jenen Briefen, die ſich mit denen des bonſtetten'ſchen Kreiſes vergleichen und auf die Periode der knappen Briefe der Geniezeit wieder einen flüſſigeren Briefſtil bringen. Ebenſo excentriſch war er in ſeinen Freiheitsideen, ein Freund des Herzogs von Auguſtenburg, ein Revolutionsmann der beſten klopſtock'ſchen Art, der unter der Franzoſenherrſchaft ſeinen Haß gegen ſie friſch von der Bruſt ſang und im Namen der Schweiz die Hoffnung ausſprach, daß der noch ungetroffene Geßler getroffen werde. Gleich eifrig war ſeine Liebe für die kantiſche Philoſophie. Wie ſein Schönborn für große Projekte offen, oder auch wie ſein Erhard, der früh und ſpät ſich mit Entwürfen zu Geſellſchaften für Erziehung des Menſchengeſchlechtes oder für Emancipation der Frauen trug, hätte er der kritiſchen Philoſophie gern eine Zufluchtſtätte in Kopenhagen gegeben, wo ſich dieſe Reform der Geiſter der politiſchen Reform würdig hätte anſchließen ſollen. In der Dichtung endlich gab er ſich wechſelnd mit gleicher Entäußerung ſeines eigenen Selbſt bald Wieland, bald Klinger, bald Jean Paul hin, deren Ton man abwechſelnd in ſeinen komiſchen Erzählungen, ſeinen ſatiriſchen Sachen, ſeinen Briefen wiederfindet. Klopſtock iſt auch bei ihm die Grundlage ſeiner Dichtung, und beſonderns in ſeinen politiſchen Gedichten in den Haideblumen (1808) hört man deſſen großwortigen Bombaſt und jenen Wechſel cherus-

kiſcher Kraft und helleniſcher Feinheit. Dann iſt er wieder ganz Voß; er fing nach deſſen Vorgang an den Homer ins Däniſche zu überſetzen, er ahmte in der Parthenais (1804) die Luiſe nach, und reichte darin der ſchweizer Landſchaftspoeſie ſeines Schwiegergroßvaters Haller gleichſam die Hand, die in Matthiſſon und Salis eine neue Periode hatte; die Staffage aber in dieſer Naturmalerei iſt genreartig, ſo daß ſeine Idylle wie Ufteri's den Strich eines komiſchen Epos erhält. Es geht über Voſſens Manier hinweg, wie er den minerviſchen Helm der antiken Poeſieſprache über die kleinen Gegenſtände ſtülpt und das Gemeine der Materie an den feierlichen Pomp der Darſtellung und an das Mithandeln der antiken Götterwelt knüpft. Die außerordentliche Wärme, mit der Baggeſen dann den Ruhm Schiller's ausbreitete, und ſich mit allen edlen Gefühlen der Unſchuld, der Liebe, der Religion, der Tugend an dieſen Dichter klammerte, war eine Weile in ihm ſo ſtark, daß er ſich zum geſchworenen Feind aller Götterei, aller Eitelkeit, Eigendünkels, Selbſtſucht und Egoismus erklärte, daß er wie einen Wahlſpruch ſein inimicus Diderot, inimicus Goethe ſprach, und in ſeinem (wenig bekannt gewordenen) Fauſt ihn und Tieck und die Romantiker verſpottete. Und doch trieb er auch mit den Idolen des Publikums, die zu der letztern Zeit Mode waren, ſeine Abgötterei, und beſang die Maria wie ein Katholik. Ja er bekehrte ſich auch zu Göthe, und meinte, „Weisheit und Erfahrung und durch ſie errungenes Gleichgewicht, des Mannes größere Gottesoffenbarung“ (an die er doch nur in Worten glaubte), hätten ihn von dem hohen, dem tiefen, dem hellen Dichter (Schiller, Klopſtock, Voß), endlich auch zu dem *vollen* Göthe geleitet. Was nun bei all dieſen Schwankungen herauskam, liegt zu Tage; ein eigentliches Leben lebt er in Deutſchland nicht fort, und ſein Landsmann Oehlenſchläger, der ihm freilich gehäſſig iſt, wollte ihn aus der Zahl der Dänen geſtrichen haben. Seine Dichtungen ſind kalt und gemacht, und ihre chamäleontiſche Art läßt dem Gemüth keine Ruhe, wie es alle Poeſie von überwiegender Formalität nicht thut. Er ſelbſt erklärte ſich mehr zum Philoſophen als zum Dichter, in Worten, die beherzigenswerther ſind, als manches Gedicht: er habe Verſe gemacht, ſagte er, aber erſtens vermöge der Hunger ſehr viel, zweitens vermöge die Liebe noch mehr, und drittens brauche man nicht gerade ein Dichter zu ſein, um Verſe zu machen. — Wenn die genannten Lyriker mehr von Klopſtock ausgehen und beſonders durch das Formale der Sprache, das ſich verſtändig bilden läßt, auffallen, ſo ſtehen dagegen Andere, die ſich an Gleim und die Göttinger anheften, durch eine Fülle muſikaliſcher

Empfindung zuſammengruppirt ihnen entgegen, reicher an Seele, ärmer an Stoff und Wort als jene, mehr nach der Tiefe als nach der Breite empfänglich, mehr ſinnige als enthuſiaſtiſche, mehr ſittliche als poetiſche Naturen. Gleim ſtand noch in perſönlichen Beziehungen zu Franz Aler. von Kleiſt (aus Potsdam (1769—97), der ganz in die Zartheiten und Weichheiten der halberſtädter Schule in ſeinen ſehr wenig bekannten Dichtungen einging; und ebenſo zu Ehr. Aug. Tiedge (bei Magdeburg 1752—1841), der ſeine verlaſſene Jugendmuſe in die väterlichen Arme des Dichtergreiſes flüchtete. Anfangs ſchien er den Epiſtelweg der Halberſtädter betreten zu wollen, dann überwog das elegiſch-idylliſche Element in ihm, ſodaß er zu den fröhlichern Halberſtädtern ungefähr ſich verhält wie Brockes zu Richey. Seine Begeiſterung ſtammt „aus Nächten dunkler Trauer," ſeine Phantaſie iſt durch Einſamkeit und Natur rege, wo ſeine Dichtung ſelbſt einmal heiter iſt, iſt ſie Elegie, und die „Freude iſt herbeigerufen." Sie feiert überall, wie bei Brockes, einen andächtigen Naturgottesdienſt, der dem Dichter höher ſteht als die Tempelandacht; das geheime Leben in Strom, Pflanze, Nachtigall, in der Mondſcheinnacht, das zarte Anſchließen eines „zu weichen Herzens" an das Naturwehen, das aufgelöſte Gefühl vor dieſen ahnungsvollen Schauern, Alles iſt wie bei Brockes; wie dieſer, ſcheut er vor dem handelnden Leben des Menſchen, das ſich nur wie ein Traum in ſeiner Seele ſpiegelt, er flieht vor den drängenden Zeitereigniſſen zu dem Frieden der Hütten, auf die Höhen fern von der Welt; das härteſte Loos iſt ihm ein Königsloos, eines Eroberers; wie bei Brockes ſteigert ſich ihm die Vertiefung in dies Stillleben zu einem größern didaktiſchen Gedicht (Urania 1801), das Gott und Unſterblichkeit ſingt, und auf das Kant ſo einwirkte wie Leibnitz auf Brockes' Lehrdichtungen. Den ähnlichen Charakter trägt die Muſe Friedrich Matthiſſon's (bei Magdeburg 1761—1831) der mit Tiedge auch perſönlich bekannt war. Auch Er erinnert uns überall an die Elegiker des 17. Jahrhs., und wäre es nur durch ſeine Anthologie (1803 ff.), eine Beſchäftigung, die bei ihm, wie bei Raßmann, W. Müller und Anderen, ſehr ſprechend jene allgemeine Paſſivität dieſer Periode ausdrückt. Matthiſſon iſt von all dieſen und ähnlichen Dichtern der bekannteſte, weil formell jene duftige Mondſcheinspoeſie voll ſanfter Schwermuth, voll beſchaulicher Schwärmerei, voll Naturſinn und weicher melancholiſcher Anklänge bei ihm am weiteſten gerückt iſt, weil er den muſikaliſchen Tonfall „kunſtreicher Eurhythmie und metriſchen Wohllaut" am geſchickteſten handhabt, mit dem er die dunklen Empfindungen ſchnell gefangen nimmt, an die ſich die

Leser lyrischer Gedichte bald verloren geben, wenn kein Sachinhalt und keine bildliche Anschauung die Phantasie aufruft. Er hatte seiner idyllischen Landschaftspoesie mehr als Tiedge Leben gegeben, indem er die Natur mit Feen und Elfen bevölkerte; aber doch erweitert dies nicht seine Sphäre, er hält uns in einer noch ängstlicheren Beschränkung als die verwandten Dichter der Idylle. Schiller hat ihm theoretisch seine ganz richtige Stelle angewiesen, obwohl er bei Anwendung der Theorie viel zu günstig gestimmt war. Er fühlte sich bei jener Hinweisung aus dem Gedränge der Welt in die melancholische Einsamkeit und nach der leblosen Schöpfung nicht anders als bei den Geßner und Aehnlichen, die er so trefflich zurückwies; allein er ließ sich von seinem Wohlgefallen an dem züchtigen und reinen Elemente dieser Dichtung verführen, die Hoffnung auszusprechen, daß es nur von dem Dichter abhängen werde, seine Landschaften auch mit Figuren beleben und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Der Erfolg hat diese Hoffnung nicht gerechtfertigt, und von nichts liegen auch diese Naturen entfernter als vom handelnden Leben, die wie Tiedge, Matthisson, sein Freund J. G. v. Salis-Sevis und der spätere Ernst Schulze, bei dem diese weiche und schlaffe Dichtungsweise an Schmelz und Duft sich bis zum Verschmelzen und Verduften verfeinert, vielmehr ihre Sehnsucht nach dem Grabe richten, wenn sie in ihren idyllischen Zufluchtsorten selbst noch an den Drang der äußern Welt gemahnt werden.

Wenn jene klopstock'schen Lyriker zu gegebenen Formen die Empfindungen gleichsam suchten, diese Elegiker zu eingeborenen Empfindungen die Formen, so suchten die Hauptlyriker romantischer Schule diese beiden widerstrebenden Thätigkeiten zu vereinigen, und brachten die Lyrik damit zu einer Art Ziel, über das sie in demselben Gleise nicht hinauskonnte. Sie erhielt in der patriotischen Periode neues Leben und Gehalt, und sprang nun von Gegensätzen zu Gegensätzen, indem sie sich zuerst nach dem Kampfe in den Frieden der orientalischen Formen begab, und von da wieder umsetzte in das Ausströmen der gewaltsamen subjektiven Stimmungen, in denen sich die junge Welt den greisen Zuständen der Gesellschaft gegenüber befindet. Die lyrischen Gedichte von Tieck bewegen sich ungemein häufig, selbst wo sie romanzenartig und plastisch sein sollten, in dem nebligen Elemente jener Naturpoesie, in den Sympathien mit Nachtigall und Rose, mit Sonne, Mond und Sternen, wo uns Etwas vor den Augen schwimmt, ohne daß wir ein klares Bild erhaschen, wo uns Etwas vor den Ohren „mit harmonischem Flügel summt," ohne daß wir die reinen Klänge empfänden, die der rechte

Dichter nach nothwendiger Analogie der innern Gemüthsregungen anschlägt, die er wieder in dem Hörer hervorrufen will. Seine Lieder lehnen sich nicht mehr an jene älteren Schulen an, sondern an Göthe, in dessen Töne, Manieren, Freiheiten sich der Dichter mit Geschicklichkeit, zuweilen bis zur Kopie, hineinfindet, nur daß die sinnliche Klarheit und Einfalt fehlt, die jene einfachen Kompositionen gefunden hat, welche für die göthische Lyrik eben so charakteristisch sind, wie die gekünstelten, die zu Tieck's Liedern nicht zufällig gemacht, sondern von ihnen bedingt sind. Denn in seinen Gedichten strahlt es vielfach von dem konventionellen Golde der Poesie; wie hätte sich sonst der Dichter in die Schule des Minneliedes, nachahmend in seine Fessel begeben? Wie hätte er sich mit selbstgewachsenen Empfindungen in den Zwang des Sonetts gefügt, in dem sich der Meister Göthe nur Einmal versuchte über fremder Materie, die ihm nur ein Spiel des Kopfes war? Er, der es so trefflich selbst bei diesem kurzen Geschäfte empfand, daß, wenn auch das Liebesfeuer selbst das Starrste schmelzen konne, es doch nur eine Grille sei, in Sonetten die Kraft des Herzens zu offenbaren; er sah es wie eine rächende Strafe an, sich mit dieser Form zu befassen, die er nicht mochte, obgleich die „Lakrimassen drei- und viersach reimend über ihr brüteten." Denn diese Form, die, auf intellektuelle Gegenstände gerichtet, epigrammatische und dialektische Vortheile darbietet, ist, wenn sie das Herz offenbaren soll, mit ihrer geradlinigen Bewegung zwischen gegebenen Punkten in einem graden Widerspruch mit der Unendlichkeit der Empfindung, und kann sie nicht anders erfassen, als wenn sie in den Kopf übertragen ist. Die südlichen Erotiker selbst flüchten sich mit ihren lebhafteren Empfindungen in die freiere Kanzone; in dem Sonette führen sie gleichsam mit dem Gegenstande ihres Herzens keinen unmittelbaren Verkehr, und sie retten sich vor dem Nebelhaften dieser Form durch Gegensätze und Koncepte; eine Wendung, die im höchsten Grade natürlich, dem Deutschen aber fremder ist, so daß Rückert einmal sehr bezeichnend in seinen Sonetten jener Periode wider Willen seinen Witz ertappt, der sich am ernstesten Orte sein Spiel zu treiben vermißt. Wo das verständige Princip am Orte ist, wie z. B. gleich in einigen epigrammatischen Sonetten Rückert's, nur da, scheint uns, schickt sich diese Form wohl, und es war zu viel, wenn der sprachgewandte Dichter ihr das Zeugniß gab, daß sie sich mit Verstand zu jedem Zwecke lenken lasse, obwohl wir diese Aeußerung uns gefallen lassen, wenn wir ihr unsern Sinn unterlegen dürfen. Wie jenes verständige Princip sich in das Sonett überall unwillkürlich eindrängt, oder wie man da, wo sich der Verstand an dem

te des Dichtungsvermögens verſucht, unwillkürlich nach dieſer greift, wird man bei achtſamer Lektüre in aller Sonettenpoeſie, die völlig unmuſikaliſch iſt, ſehr auffallend finden. So will Fried. Schlegel in ſeinen Gedichten, die meiſt Sonette ſind, durch das ;l mit der Natur in Berührung treten; er hört, ganz wie jene ker, im Geſang der Nachtigall, im Plätſchern des Bachs, im Rau- des Waldes geheimnißvolle Stimmen, verwandte Geiſter ſprechen :wandten Empfindungen. Das ſtreben jene Muſikaliſchen in ent- enden Formen, die ſie ſich ſelber ſuchen, nachzubilden; ſie gerathen ıen Schwindel der Empfindung, vor dem ſich alles Sinnliche ver- ihr Geſang entkleidet ſich mehr des Körperlichen, das in dem :liede der Göttinger noch ganz materiell daſteht, um mit dem, was :tbar hinter der äußern Natur liegt, Verkehr zu treiben. Bei Schle- :ht die myſtiſch-poetiſche Entkörperung ſo weit, daß ſeine „Sinne in ll zu verſchweben, in leichten Dunſt zu zerrinnen wünſchen, ſeine im Geſange den Leib zu entzünden und in leiſen Hauch ſich zu :ren wünſcht.“ Allein er will das geheime Weben der Natur nicht vernehmen, ſondern auch wieder auf den Menſchen zurückbeziehen, aturſchilderung ſoll nicht durch den Dichter abgeſondert werden von ıarſtellung des Menſchen, die poetiſche Aſtrognoſie ſoll auch aſtro- he Deutung zulaſſen, das Verſtändniß der Natur, das Vernehmen , was die Sterne blinken und ſtrahlen, ſoll der Seele zum Heil hen, des Vogels Flug und Geſang, der Erde und des Mondes ltniß, der Waſſerfall und die Blumen werden daher bei ihm ge- ht, um menſchliche Verhältniſſe dämmerig zu beleuchten. Man dies iſt die Symbolik und Sinnbildnerei, die myſtiſche Naturphi- ;ie, nach der damals jene Trinklieder mit kosmiſchen Bildern ge- t, jene alten Dichtungen von Mone und Görres ſo gedeutet, und von Fouqué ſo gedichtet wurden, daß man hinter jede handelnde irgend ein Naturobjekt verſteckte. Dies iſt aber eine reine Verſtan- eration, mit der man ganz unvermerkt aus dem Charakter jener rn Naturdichtung in einen ganz entgegengeſetzten herübergleitet, ılsdann die gezwängte und geſchraubte Form allerdings zuſagt, aber Werth oder Reiz gibt. Mit der Einführung dieſer ſüdlichen erſtarrt gleichſam unſere Lyrik in ſich ſelbſt. Wir halten es nicht wie für ein Unglück, daß man Sonette macht; aber daß man darin ıholz verhaut und verleimt,“ das iſt offenbar. Was hat die Nation dieſer formalen Lyrik gehabt, die ſich das Ziel der Minneſänger daß man über kein Stäubchen ſtraucheln ſoll in einer Sprache,

die voller Härten iſt? Was iſt von jenen Sonetten und Terzinen und Oktaven und Sertinen, von all dieſen zahlbenannten Gattungen, wie ſie A. W. Schlegel, die Neumann, die vielen ſpäteren Petrarchiſten geliefert haben, in unſerem Gedächtniß geblieben, als vielleicht Schlegel's Formulare über dieſe Formen? Viel lieber hat man die Schiller nachgeahmten Balladen von Schlegel oder Apel feſtgehalten, denn unſere nordiſche Natur verlangt nach Stoff, und mag die Form für ſich nicht achten, wie der Italiener, dem ſeine klangvolle Sprache auch als inhaltsloſes Zeichen einen Werth hat. Es iſt mit dieſer äſthetiſchen Form wie mit den ſocialen Neuerungen der Romantiker: ſie hatten ein ſehr Richtiges im Sinne, und wandten es durch Ueberſchätzung ganz ins Falſche. Als A. W. Schlegel ſeinen Aufſatz über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache ſchrieb, ſah er ſich noch den Dramatikern gegenüber, die die Proſa verfochten, und hatte noch mit Göthe (der damals von Voß lernen wollte, um die Sprache des Theaters auch im Gebrauch edlerer Versmaße, ganz wie die Romantiker thaten, höher zu ſtimmen) die rhythmiſche Form der Poeſie zu erkämpfen, hatte zu zeigen, daß das Metrum kein willkürlich äußerlicher Zierrat iſt, daß es die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückführt und die Zeichen der Konvention durch den muſikaliſchen Gebrauch gleichſam wieder zu natürlichen Zeichen verwandelt. Aber wie folgt nun aus dieſer würdigen Anſicht, daß man ſo feſt auf den ſtehenden Formen der Südländer haftete? daß, wenn man Calderon's Dichtung rühmte, man nichts als ſeine konventionellen Maße zu rühmen hatte? daß man am Ende die Form, jene kantiſch-ſchiller'ſchen Sätze mißverſtehend, für Alles hielt? Friedrich Schlegel ſpricht dies ganz nackt aus. Er unterſcheidet zwiſchen Autoren einer erſt werdenden Literatur, und einer gereiften. Dort handle es ſich nur um die Tendenz, hier um vollendete Werke, deren Werth und Beſtandtheil *in der Kunſt und Künſtlichkeit* beſtehe, in der *ausgebildetſten Form*, und demnächſt im Stile, um zu prüfen, ob, was ſeiner Abſicht und auch ſeiner inneren Form und Konſtruktion nach ewig zu ſein verdient, auch der Sprache nach ſich Dauer verſprechen darf. Er ſetzt alſo offenbar in der reifen Zeit der Literatur Abſicht, innere Form, Gegenſtand geradezu als untadelig voraus; oder er fand die Untadeligkeit derſelben vielleicht gar nicht nöthig? Denn an Forſter's Kunſturtheilen mißbilligte er ausdrücklich, daß die Vollkommenheit der Darſtellung ihn nirgends mit einem verletzenden Stoffe hätte verſöhnen können! Aber wie weiſe hatte Göthe gemahnt, auf den Gegenſtand vor Allem zu achten, weil mit ihm Alles verloren ſei! Und

wie grauſam hat ſich dieſe Theorie an den Romantikern gerächt, da gerade an ihren abſurden Gegenſtänden ihre Kunſt zu Grunde gegangen iſt, die um ſo widerlicher auffielen, je anſpruchsvoller und reiner ihre äußeren Formen waren! Man hatte eben immer nur Sonette und Aſſonanzen zu geben, wie ſelbſt Franz Horn ſagt, an denen ſelten mehr zu loben war als die Sprachkenntniß, obwohl man viel mehr gewollt hatte; man wollte im Flug groß und unſterblich werden, aber man erflog nichts Sonderliches; und unſere Dichtung ward zu einer demüthigen Dienerin der ſpaniſchen und italieniſchen herabgewürdigt. Man hielt eine fremde Färbung für ächte Malerei, einen alterthümlichen Anſtrich für das wahre Ideale, wie man das dichteriſche Kleid für den Körper nahm. Aber dieſen hohlen Flitter ſtreifte die Nation trotz allen Anpreiſungen und gegenſeitigen Händewaſchungen nachher ab, und Niemand wird leicht dorthin zurückgehen, um dem Gemüthe Genüſſe zu ſuchen, denn überall begegnet uns hinter dem prunkenden Putze die herzloſeſte Kälte. Iſt es von Göthe Abſicht geweſen, daß, als er ganz im Sinne unſerer obigen Abtheilung unſere neuere Lyrik ſchematiſirte, er dieſe hiſpaniſirende Periode ganz überging?

Wenn die Lyrik der Romantiker auch weit höher im innern Werthe ſtände, als ſie ſteht, ſo wäre ſie darum noch lange kein Zeichen einer wahrhaft bedeutungsvollen Dichtungsperiode. Man hat es hundertmal geſagt, daß Jugend, Verhältniſſe, Leidenſchaften im günſtigen, bewegten Momente leicht ein kurzes Gedicht ſchaffen, wenn erſt die techniſchen Schwierigkeiten durch Uebung beſeitigt ſind; aber dies ſind dann eben nichts als Erzeugniſſe des Augenblicks. Wer den Dichterberuf anſpricht, der muß ihn über dieſe Stimmungen der Perſönlichkeit hinaus bewähren, denn der Kenner unterſcheidet bald, was die flüchtige Nöthigung des Augenblicks erzeugt, von dem, was Nothwendigkeit in ſich ſelbſt hat, oder von dem, was aus großen Verhältniſſen heraus empfangen iſt. Er erkennt die Fäden, die der Dichter behaglich von dem Rocken der Zeit, und die, die er angeſtrengt wie die Spinne aus ſeinem Innern herausſpinnt. Und ſelbſt unter dem, was ſich an die Stufenjahre des Nationallebens wirklich anſchließt, merkt ſich bald das heraus, was in der Zeit geſunder Thätigkeit, und was in der Zeit krankhafter Kriſe entſtand. Schon Schiller hat es geſagt, daß bei kleinen Leiſtungen dem niedlichen Geiſte es leicht iſt, den Ruhm des Dichters zu uſurpiren, da der gemeine Geſchmack ſich nicht über das Angenehme erhebt, und leichten Sinn und angenehmes Talent mit dem Dichtergeiſte ſo gern verwechſelt; aber es gebe eine untrügliche Probe, zwiſchen beiden zu ſcheiden, und dieſe ſei,

wenn sie sich an schwierigen und großen Objekten versuchen. Denn in der That, so lange der Dichter sich hinter den Schleier innerer Seelenregungen allein versteckt, so ist es für den gewöhnlichen Leser schon schwer, sich nur deutliche Rechenschaft von seinem Sinne zu geben; sobald er sich aber auf die Bühne des handelnden Lebens wagt, was er in jeder höhern Poesiegattung muß, so bringt ein Jeder einen gewissen Takt aus seinen menschlichen Verhältnissen als Maßstab mit, mit dem er sich zurechtfinden kann; ein Lyriker hat daher gegen den Dramatiker immer unendlich leichtere Arbeit und läuft mit geringerer Leistung dem größeren Entwurfe den Preis ab. Für ein solches Werk langathmiger Begeisterung, wie wir Horn sagen hörten, reicht der Moment flüchtiger Erregung eben nicht aus. Die Leidenschaft der Liebe und des Hasses füllt wohl ein kurzes Gedicht mit Tönen aus, die in dem Busen lebendig werden, und überwindet die kleine Schwierigkeit der Mittel im raschen Anlaufe. Allein wenn diese Mittel und mit ihnen die Schwierigkeiten bei dem weiteren Gegenstande wachsen, wenn dem Dichter die Kluft zwischen der raschen Empfänglichkeit für das Schöne und den Reiz der Kunst, und der langsamen Schöpfung dieser Reize deutlicher wird, dann muß es sich zeigen, ob er in einer Zeit lebt, welche die vorübergehende Begeisterung des Individuums mit ihrer großlebigen, dauernderen zu unterhalten, und ohne Ueberreizung zu unterhalten vermag, und ob er selbst, der Dichter, „bei dem glühendsten Gefühl für sein Werk Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, woran das ächte Kunstgenie immer zu erkennen ist.“ Betrachten wir hiernach die größeren Werke, womit die ersten Romantiker der engern Schule unsere Dichtung bereicherten, so werden wir leider überall finden, daß die beiden letztberührten Hauptpunkte schlechthin zu verneinen sind. Wenn man sieht, wie emsig und ohne Beschwerde Göthe seine Dichtungen aus dem Leben der Nation griff, und wie seine eigenen inneren Entwickelungen immer mit denen einer strebenden Zeit analog waren, wie glücklich und taktvoll Schiller das große öffentliche Leben der Zeit in seinen Dramen abspiegelte, wie Beiden in der aufgehenden Literatur der Alten die gesundeste Nahrung der dichterischen Phantasie frei entgegengebracht ward: wie schlimmer stehen dann hiergegen die Romantiker! Sie suchten ihre Stoffe und ihre Formen in einer fernen Vergangenheit, von einer entmuthigten Zeit und einer trostleeren Gegenwart abgeschreckt, sie stellten sich mit dieser Zeit in Gegensatz, wandten ihren großen Entwickelungen den Rücken und verbündeten sich erst in der Restaurationszeit wieder mit ihr, wo die Verbündung das Schlimmere war. Sie mußten sich ihre poetische Nahrung

ſelbſt holen, dies war eine neue Anſtrengung für die ohnehin müden Kräfte; die Nahrung, die ſie holten, war keineswegs unter jeder Bedingung eine heilſame zu nennen; den Rückgang zum Mittelalter und Orient nannte Göthe mit Recht ein pis aller; und die Aneignung der bis zum Unwahren geſteigerten Talente wie Calderon, ſagte er, mußte nothwendigen Schaden bringen. Die Ueberſpannung, die durch dieſe Reizmittel entſtand, der Heißhunger nach dieſen ſcharfen Speiſen zerrüttete die Zeugungskräfte ganz. Die ſchwärmende Einbildungskraft ſprang über die Mahnungen des Geſchmacks hinweg. Der verführeriſche Reiz des Dichtens und des Dichternamens betrog die jungen Poeten mit dem Schein eines Werthes und hinderte ſie, auf eine gediegene Ausbildung und Bearbeitnng ihres Individuums zu denken, ehe ſie zu hoffen wagten, mit den Abdrücken ihrer innern Zuſtände (denn weiter hat auch der größte Dichter nichts zu geben) der Welt einen Dienſt zu leiſten; die abenteuerlichen Theorien von der poetiſchen Eingebung irrten die Köpfe und ſpiegelten ihnen eine Kunſt vor, die das Studium verachten, der Wiſſenſchaft und Erfahrung ſpotten dürfte. Daher denn blieb in ſo vielen Gaukelſpielen und Schattenſpielen jener Jahre auch keine Spur einer Wirklichkeit mehr zurück. Die Dichter, die ſo eifrig das Poetiſche ins Wirkliche übertrugen, vergaßen darüber das wichtigere Geſetz des Poeten, daß er das Wirkliche in ſeinen Poeſien feſthalte. Die uns von einer Verbindung des poetiſchen Geiſtes mit dem öffentlichen Leben redeten, thaten ihrerſeits doch das Mögliche, uns das letztere zu verleiden. Indem ſie alle wahre und natürliche Anſicht des Lebens verkehrten, erſtickten ſie das Vermögen, uns nur in unſern wirklichen Verhältniſſen richtig zu erkennen, und ſie haben daher die wunderbaren Phantasmen ausgeboren, die in der politiſchen Regeneration unſere Praxis ſo elend bloßſtellten. Denn woher ſollte ein geſunder Lebenstakt übrig geblieben ſein, da man in den blendenden Poeſien des Tages, unter der Autorität des Genies Alles, was nach gutem Menſchenverſtande ſchmeckte, aufs tiefſte herabſetzte und entwürdigte, die myſtiſchen, dunklen Ahnungen und Gefühle auf den Richterſtuhl des Lebens und der Wiſſenſchaft wie der Dichtung ſetzte, und jede geſunde Geiſtesrichtung verdächtigte? „Der Geiſt Jakob Böhme's und der Legenden, ſagte Klinger vortrefflich, ragt aus den düſtern Darſtellungen dieſer großen Dichter hervor, ſo daß man denken muß, ſie hielten die Verfinſterung des Verſtandes für die moraliſche Seligkeit des Menſchen. Sind wir Deutſche es gar nicht werth, daß man auf unſere moraliſche Kraft und politiſchen Charakter beſtimmt hinarbeite? Sind Geſpenſter von Schickſal, Aberglauben und Orakeln

und dergleichen der Zeit gemäß und einziger Stoff der Dichtung? Wenn Sophokles heute erschiene, er würde in dem Geist und Wesen der Menschen dichten, die leben; so erhaben seine Dichtungen sind, so fest und kräftig stehen sie auf dem Geist und Wesen der Menschen seiner Zeit gegründet. Wer für das wirkliche Leben keine Kraft fühlt, oder davor erschrickt, der träumt sich zum Helden in dem Lande der Phantasie, um doch auch eine Rolle ohne Gefahr zu spielen. Und damit auch wir ihn für einen Helden halten, sucht er uns die Wirklichkeit erbärmlich zu machen. Haben die uns bekannten Dichter zu Plato's Zeit auch so gedichtet, so finde ich ihre Verbannung aus der Republik so weise als möglich."

Der unserer Dichtung damals in ihrer Wendung nach dem Phantastischen hin den stärksten Anstoß gab, war unstreitig Ludwig Tieck (aus Berlin geb. 1773) in seiner ersten Periode. Die Schauspiele und Erzählungen, die er angab, wirkten gleich übel und stark auf die Folgezeit über. Was beide Schlegel von größeren Produkten lieferten, beschränkt sich im Grunde auf ihre beiden Dramen Jon, von Aug. Wilhelm (1804), und Alarcos, von Friedrich (1802). Das erste Stück folgt viel zu rein dem Stile der griechischen Tragödie und der göthischen Iphigenia, als daß es hätte fortwirken können; es ist nicht mit jenen Fäden, wie die Iphigenia, an des Dichters Herz und an die neue Zeit geknüpft, aber doch ein Stück von seiner Textur, das Göthe mit Vergnügen aufführte, und das in aller Hinsicht das dichterische Talent A. Wilhelm Schlegel's weit über das seines Bruders hinausrückt, den man sonst als den Begabteren auszeichnet. Was sich aber in der nächsten Zeit von Stücken in antiker Richtung hervorthat, folgt durchaus mehr (wie Collin's) dem französischen Schnitte, oder dem von Schiller in der Braut angegebenen. So galt es Joh. Aug. Apel (Aetolier 1806. Polyidos 1805. Kalirrhoe 1807 u. A.) und auch W. von Schütz (Niobe 1807 u. A.) mehr um die Ausbildung der erneuten Idee, den Chor zurückzuführen, der im Jon fehlt. Friedrich Schlegel's Alarcos kann man, so namenlos elend er ist, wirksamer nennen. Er reiht sich an Tieck's und Werner's dramatische Versuche, die zuerst die stehenden Metra des Alterthums und der Romantik ins Schauspiel einzuführen strebten, und Geister- und Schicksalsspuk in der albernsten Weise auf die Bühne brachten. Dies Unkraut wuchs aus so leichtem Samen ins Ungeheuere auf, und vergeblich suchte Schiller in der Jungfrau, diese Künste in weiser Mäßigung ausübend, ein Beispiel zu werden. Hier nun wurde Tieck so erfolgreich dadurch, daß er diesen Geschmack, den die älteren

rpoeten des 18. Jahrhs. schon lange vorbereitet hatten, nach den rderungen der neuern Theorien läuterte, daß er fertiger als die egel und Werner auf die mittelalterigen Sagenreste hinwies, wo enselben der Stoff und die Rechtfertigung zugleich zu finden war, daß er über die Grenzen der Bühne hinwegsprang, wie Schlegel und ner nicht thaten, und so dem Ungeschmacke und dem wildlaufenden e noch breiteren Spielraum gab. Auf diese Gattung von Tieck's der von ihm angeregten Dramen, welche das gerade angefangene der Versorgung der Repertoiren mit würdigen Stücken wieder zer-, wollen wir zuerst eine kurze Rücksicht nehmen. Nachdem Schröder as Bühnengerechte ohne Rücksicht auf die Poesie gesorgt, und die narer eine Verbindung zwischen Aufführbarkeit und poetischem he der Stücke gesucht hatten, so begünstigte nun Tieck die Poesie er ohne alle Rücksicht auf die Darstellung, und Er, der von allem nge seiner literarischen Thätigkeit an Shakespeare'n über Alles , der weiterhin am eifrigsten sich unserer Bühne annahm, der überall ründlichste Beschäftigung mit der gesammten dramatischen Literatur allein, sondern auch gerade mit der Theatergeschichte verräth, Er e hätte dadurch, so viel an ihm war, noch einen viel größeren Ver- er Bühne herbeiführen können, als er später in tiefer Klage durch Küllner, Werner, Houwald, Grillparzer herbeigeführt sah, deren zeln in der That, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar unstreitig er ihre beste Nahrung sogen, wo gerade Tieck selbst den Boden ur- gemacht hatte. Diese Abwendung von der Bühne drückt zuerst for- die Entfernung des Drama's von aller Wirklichkeit aus, und ihr e die materielle alsbald folgen, wenn sie auch gar nicht in der Ab- des Dichters gelegen hätte. In der That kam auch Tieck nur sehr weise auf diesen Punkt hin, und aus seinen spätern nicht nur, rn selbst frühern Richtungen würde man zum Theil gar nicht be- en, wie er überhaupt je dahin kam, wenn man aus der gleichgültigen seitigkeit nicht merkte, wie ganz er sich von den Bestimmungen des ehts da- und dorthin leiten ließ, und wie leicht er sich von irgend beliebigen Richtung mußte ganz hinreißen lassen, wenn sie mit einer ssen Stärke auf ihn einwirkte, und wenn er gar in ihr hoffen durfte, starke Rückwirkungen äußern zu können. Die ersten Romane, mit Tieck auftrat, zogen ihn in ganz andere, als in romantische Re- m. Sein Abdallah (1795) ist ein finsteres orientalisches Schauer- im Geschmacke Klinger's, von welchem der Verfasser später kein nd war; der trostlose Blick auf die Menschheit mußte aber noth-

wendig durch irgend eine Brille die Welt ſo ſchwarz gezeigt haben, denn Tieck's weit mehr wielandiſche Natur, die ein heiterer Humor am ſchönſten kleidete, liegt meilenweit ab von jenem Weltekel, der in Klinger's langem Leben aushielt. Hier und in William Lovell, der ſchon 1793 bis 94 angefangen iſt, iſt Rouſſeau ein Liebling des Verfaſſers; aus ſeinen und aus engliſchen Romanen iſt die Briefform und der Ton des letztern, in ſeinen faktiſcheren Stellen feſſelnden, Romanes hervorgegangen. Der Held iſt von jenen Genies, die Leben und Seele verſchwenden, aus Verderbniß in Verderbniß rennen, um dem Außerordentlichen nachzugehen, die Menſchenverachtung, Haß, Egoismus zum Principe der Welt machen, Gut und Bös in der Natur und im Menſchen in Eins werfen, und ſich an einem blinden Fatalismus tröſten; doch iſt die Geniezeit hier gleichſam ausgeläutet, denn dieſem Helden gegenüber ſteht das Glück der mittleren Beſcheidung in das beſte Licht gerückt. Von ganz anderer Färbung wieder iſt Peter Lebrecht (1795); die gutartige Natur zwang den Dichter aus den herben und tragiſchen Stoffen zu heiteren Anſchauungen. Hier ſind Sterne, Thümmel, Muſäus die Vorbilder; der Sohn des illuminatiſtiſchen Berlins ſpricht aus dieſem Buche, worin noch der Romane geſpottet wird, die Jakob Böhme aus der Seele geſchrieben ſeien, da eine förmliche Kontrerevolution gegen die Freigeiſterei und Aufklärung ausgebrochen ſei, als ob Rom oder Baiern, die alte Rechtgläubigkeit herzuſtellen, Apoſtel ausſende! Dieſer Roman iſt wie im Dienſte Nicolai's geſchrieben, ein pragmatiſches häusliches Gemälde, aus dem Sinne für Kleinigkeiten entſtanden und für dieſen beſcheidenen Sinn berechnet, mit der gewöhnlichen Ironie aller dieſer Werke, aber mager und ohne ihre Fülle an kleinem Detail. Tieck zweifelte ſelbſt, ob er die Kunſt verſtände, die kleine Welt intereſſant zu machen, und ſchon in dieſem Werke werden daher Lebrecht's Volksmärchen im zweiten Theile (1796) angekündigt. Es paßt ſich, daß der geſchickte Ueberſetzer des Cervantes den großen Sprung, den dieſer von den Ritterromanen nach den humoriſtiſchen machte, rückwärts im Kleinen mit der ganzen Zeit (wie ſchon Wieland und Muſäus) nachgemacht hat! In den Volksmärchen ſelbſt, die zuerſt 1797 erſchienen, iſt Tieck übrigens noch keineswegs mit beiden Füßen in dem romantiſchen Gebiete angelangt. Er polemiſirt ſchon lebhaft gegen die verwilderten und gemeinen Mißhandler der Ritterwelt, die Spieß und Cramer, die ewigen Stichblätter ſeines Witzes, allein er ſchließt ſich doch in dem Geſchmacke für dieſe Märchen noch an Muſäus an, der mit Meißner und Aehnlichen weit mehr neben dieſen Angefochtenen ſteht, als neben

den Romantikern. Er zweifelt noch, ob er nicht dieſe Felſen und Baumlabyrinthe für ergötzlicher halte, als ſie ſind; er verſteckt noch ſeinen Namen; paraphraſirt den in den Märchen dramatiſirten Blaubart noch einmal in einer proſaiſchen Erzählung (von Färber), ganz noch in dem Ton der Pragmatiker. Die humoriſtiſche Selbſtgeringachtung des behandelten Stoffes, die ſich faſt durch alle ähnlichen Werke Tieck's hinzieht, verräth einen Dichter, der ſeiner Sache und ihres Werthes nirgends ſicher iſt, der nur mit halbem Vertrauen an ſeinem Kunſtwerk hängt, wie grell ſeine Liebe für die Kunſt iſt, ungefähr wie Lavater von der Religion voll war, ſeine Religionslehre aber überall hin zu verſchanzen und nach jeder Seite zu decken ſuchte. Denn ganz ſo rettet ſich Tieck für alle Fälle, und macht die Miene uns auszulachen, wenn wir ſeine Sachen zu wichtig nehmen, und Schätze nennen wollten, was er Scherben nennt, während er ſehr empfindlich werden würde, falls man ſie leichthin verlachte und ernſthaft Scherben nennte wie Er. Entſchiedener trat Tieck erſt in die neue Tendenz der Zeit über ſeit ſeinen gemeinſamen Arbeiten mit Wackenroder, im Sternbald (1798). Der Ton auch dieſes Romans zeigt eine neue Verwandlung; er erinnert an Heinſe und Göthe's Meiſter. Die Geſinnung iſt aber nun nach den frommen Anſichten der jungen Freunde ganz umgewandelt; die religiöſe Heiligung der Kunſt haben wir ſchon oben aus dieſem Buche hervorblicken ſehen; das Lutherthum wird ſchon darin angegriffen, weil es ſtatt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit erzeuge, die alle Herzen ſchmachtend zurücklaſſe; der ewige Strom voll großer Bilder und Lichtgeſtalten ſei ausgetrocknet, und die dürre gleichgültige Welt bleibe zurück. Die poetiſche Ascetik und Möncherei, die aus dieſen Worten ſpricht, wollen wir beſonders beachten; das Preisgeben der Wirklichkeit in der Poeſie iſt von ihr bedingt. Die Menſchheit heißt hier ſo abgetrieben, von Mühſeligkeit, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß ſie nicht das Herz habe, die Kunſt und Poeſie, Himmel und Natur als etwas Göttliches anzuſehen. Man ſieht, es geht hier über den Geiſt der Oekonomie her, den Hardenberg lieber ganz vertilgt hätte, wenn er ihn nicht mit dem Geiſt der Poeſie zu zwingen gehofft hätte, vor dem ſich dieſe Sektirer einſtweilen, ehe dieſe Bezwingung vollbracht war, in die Einſamkeit flüchteten. Tieck widmete ſeine Geſchichte Allen, die ihre Liebe noch mit ſich ſelber beſchäftigt und noch nicht dem Strom der Weltbegebenheiten hingegeben hat, die ſich mit Innigkeit an den Geſtalten ihrer Phantaſie ergötzen und ungern durch die wirkliche Welt in ihrem Traume geſtört werden. Gerade ſo hält es der Dichter mit ſeiner

Dichtung. Er hält für die Wahrheit derſelben einen Anſchluß an die Wirklichkeit nicht für nöthig, er läßt ſich auch von dieſer in ſeinem Traume nicht ſtören, er iſt ſicher, daß in Allem, was der Künſtler macht, nichts Unnatürliches ſein könne, denn wenn er als Menſch auch auf den allertollſten Gedanken falle, ſo ſei er doch ſchon gerade darum natürlich! Eine ſtärkere Rettung aller phantaſtiſchen Poeſie und aller Poeſiegattungen, die ſich der plaſtiſchen Kunſt und Darſtellung, die ſich den Gegenſtänden aus der mitlebenden Welt entziehen, wäre nicht wohl möglich. Und inſofern Tieck dieſer Richtung den ſtärkſten Trieb gab, ſteht er ganz mit Recht an der Spitze der Dichtung dieſer Zeit, deren Seele dies Verweilen auf dem Unwirklichen, Wunderbaren und Phantaſtiſchen iſt. Denn nun kam es ganz plötzlich, daß ſich der Geſchmack an lauter ſolcher Poeſie und lauter ſolchen Gattungen auf die auffallendſte Weiſe feſtſetzte. Wo wir hinblicken iſt in dieſer Dichtung kein Verkehr mit Menſchen unſeres Fleiſches und Blutes, ſondern mit den Heroen anderer Jahrhunderte, mit Rieſen und Zwergen, mit Geiſtern und mit der Natur, mit der Einſamkeit und dem Jenſeits. Eine utopiſche und verkehrte Welt ſtellt ſich der wirklichen gegenüber, Träume und Viſionen bilden die weſentlichſten Beſtandtheile der Dichtungen. Die Legendenwelt öffnet ihre Wunder. In die Handlungen der Menſchen, die die Wirklichkeit nicht ganz abſtreifen können, ragt ein geſpenſterhaftes Fatum herein. Dem platten Alltäglichen, dem gemeinen Schönen wird ein ſymboliſcher Sinn untergelegt. Die triviale moraliſche Lehre wird nicht mehr wie in einer früheren allzu trockenen Zeit in der planen Fabel geſucht, ſondern in Märchen, in Parabeln, Paramythien, Allegorien. In dem weiten Sinne, in welchem Tieck das Wort Märchen braucht, wo es Sage und Mythe und alle Poeſie, die das Wunderbare benutzt, Arioſt und die Amme einſchließt, kann man ſagen, daß das Märchen die normale Gattung der ganzen Zeit war. Der Eifer, unſere alten Volksmärchen zu ſammeln, und die 1001 Nacht zu überſetzen, entſtand daher in dieſer Zeit, wo von Muſäus an die Tieck, Brentano, Apel, Arnim, Bernhardi, Fouqué, Sophie Bernhardi, Chamiſſo, Hoffmann, Wall, und wie ſie alle heißen, ſelbſt Göthe die Märchenwelt wieder belebten, von der ungeheueren poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ganz zu ſchweigen, womit man Mythus und Sage aufzudecken und zu verſtehen ſtrebte. Mit dieſer Richtung war es, ſieht man, enge verbunden, daß man auf die Allegorie verfiel. Auch ihr gab ſich der große Dichter des Vaterlandes mit entſchiedener Zuneigung in der Proſerpina und Pandora, im Paläophron und zuletzt im Fauſt hin. Die romantiſche

Schule erklärte ſich ausdrücklich ihr zu Gunſten; im Sternbald ſelbſt heißt es, Allegorie bezeichne nichts Anderes als die wahrhafte Poeſie, die das Hohe und Edle ſucht, und es nicht anders finden kann, als durch Anheften eines allgemeinen Sinnes an das Einzelne.

Die Art und Weiſe, wie Tieck das Märchen, d. h. eigentlich die Sage, namentlich in dramatiſcher Geſtalt behandelte, verräth noch gar ſehr die Einflüſſe der Zeit, in deren Oppoſition er auf dieſe Behandlung verfiel. Er macht überall Stirne gegen die Ritterromane, die das Natürliche abenteuerlich behandelten; Er gibt daher in dem Ritter Blaubart das Abenteuerliche natürlich. Ueber dieſe äußerſt mißliche Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen hat ſich Göthe, ſeine neue Meluſine und die vielfach mißglückten Verſuche der Zeitgenoſſen im Auge, dahin erklärt, daß ſie ſchwieriger ſei, als man denke, und daß er ſich gehütet habe, den Verſuch zu wiederholen. Tieck hat ſpäter nach dieſem gegebenen Muſter in ſeiner novelliſtiſchen Periode das zarte Maß eher gefunden, durch das allein jene humoriſtiſche Anmut erreicht werden kann, die hier Zweck und Ziel iſt; in den Stücken der Volksmärchen und des Phantaſus (1812) hat er es weit verfehlt. Ein Schritt über die Grenze, die allein der ausgebildetſte Schönheitsſinn fühlen, kein überlegender Verſtand abſtecken kann, läßt, ſtatt Unerhörtes und Gewöhnliches zu verbinden, Phantaſtiſches und Abgeſchmacktes zu doppelter Qual abgeſondert ſtehen. Das ächte Märchen ſoll den Menſchen, wie Göthe urtheilt, aus ſich ſelbſt herausführen, ſeinen Wünſchen ſchmeicheln, und ihn jede Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir eingeklemmt ſind. Aber wenn uns Tieck den Blaubart dramatiſch und undramatiſch ſo ganz unter den Bedingungen unſerer Welt zeigt, oder wenn Falk uns von der Prinzeſſinn mit dem Saurüſſel in den Witzen einer modernen Theegeſellſchaft unterhält und auch in dem Hufſchmied von Apolda (1805) aus dem Stil des Hans Sachſiſchen Schwankes in ſeinen albernen Seneſchallston zurückfällt, ſo irrt man uns unſere natürlichſten Begriffe von Einfalt und Naivetät, ohne uns im Geringſten mit etwas Anderem zu entſchädigen, und Adam Müller, ein Mann der Schule ſelbſt, hat daher mit Recht auf die Gattung von Kindlichkeit ſchief geblickt, die uns Tieck bis zur Ermüdung zu Markte gebracht habe. Es iſt gar übel, daß hier der Phantaſus ein alter Mann iſt; das Publikum ſoll vor dieſen Märchen „zu Kindern werden," die doch den Witz des Greiſen in Anſpruch nehmen. Wie viele Gakeleien unſerer Mutter Gans ſind uns nachher noch in dieſer und ähnlicher Art von Witzelei nacherzählt worden, wie viele taube Eier hat ſie uns

von dieser Gattung gelegt! Von dieser Seite her war es daher gewiß von großem Werthe, daß die Brüder Grimm damals poetisch thaten, was sie nachher wissenschaftlich fortsetzten, die Trümmer unserer alten Mythenwelt zu sammeln, daß sie ihre Volks- und Hausmärchen (1812) aus der Quelle der Natur und der lebendigen Ueberlieferung gaben, in jenem reinen Tone der Naivetät, im Ton der lauten Erzählung, mit allen Nuancen der Mimik und Betonung, bis zu jener Herausforderung des Unglaubens hin, die das ächte Märchen im Vertrauen auf seine Naturkraft wagen darf, ohne sich zu zerstören. Sie sichteten dazu die ächte Gattung und trennten die Sagen ab; denn auch dies mißfällt in den tieckischen Erzählungen jener alten Geschichten von Haimonskindern, der Magelone u. A., daß hier zum Ammenmärchen herabgestimmt wird, was theilweise den Stoff zu großen Epopöen in sich trägt. Auch diese Erzählungen waren übrigens von der gleichen Fruchtbarkeit, wie Alles, was Tieck damals nach verschiedenen Richtungen angab. Wenn er bei dem Märchen den naiven Ton für alterthümliche Gegenstände verfehlte, so traf er ihn hier besser, leitete auf die alten Quellen und führte so von Spieß und Schlenkert zu Fouqué herüber, wie er in anderen Erzählungen jener Sammlungen die auf Erschütterung und Entsetzen schneidend hinarbeiten, dem nervenkranken Sinn, dem Geschmack am Schauerlichen in dem Arnim, Apel, Fouqué und Hoffmann zusprach. Zum Gegensatze stellen wir seine Lustspiele hierneben, mit denen er auch den Humor seiner Freunde beschwor. Der gestiefelte Kater, der Prinz Zerbin, und was sich dem anschließt, haben eine literarische Bedeutung durch ihre Polemik gegen jene gemeine Poeten, die wir oben schon genannt haben; was ihre ästhetische Bedeutung angeht, so thut es uns leid, bekennen zu müssen, daß wir für diese Art von Humor und Scherz auch nicht das geringste Organ haben. Wir haben uns auch bei den Freunden Tieck's vergebens nach einer Belehrung umgesehen. Schlegel hat auf die Sticheleien im Kater, die man anfangs ganz übersah, zuerst aufmerksam gemacht; er hat auch recht viel zu loben; wir können es Alles gelten lassen, und es will doch nichts Rechtes dabei herauskommen. Adam Müller aber zweifelte selbst, ob sich Tieck im Lustspiel zu der Reinheit, Arglosigkeit und Unschuld ächter Ironie je hingearbeitet habe; und auch Jean Paul wollten die Sprünge nach diesen humoristischen Tollbeeren nicht gefallen. Nicht allein in diesen satirischen Spielen, auch in anderen mehr bühnenhaften Komödien der Freunde, z. B. in Brentano's Ponce de Leon, bricht ein innerer Muthwille und eine antiphiliströse Lustigkeit aus, die aber von gar keinem Sinn für eine ästhetische Gestalt begleitet ist, als ob

auch das Formloſeſte berechtigt ſei, eine poetiſche Geltung anzuſprechen. Manche haben hier unendlichen Witz gefunden, wo wir faſt überall nur läppiſche und alberne Späße finden, ein ewiges ſhakeſpeare'ſches Räuſ-ern, wie denn z. B. in dem erwähnten Ponce de Leon nur eine einzige endloſe Reihe von Wortſpielen den Witz ausmachen ſoll. Wenn jene ſatiriſchen Luſtſpiele nicht für etwas Wichtigeres gehalten werden ſollten, als ſie ſind, warum treten ſie in dieſer Breite und Prätention auf? Ein Kotzebue, ein Spieß, der Text der Zauberflöte waren in der Anſicht eines Reformators der Dichtung vielleicht eine ſcherzhafte Bagatelle, einen Schwank werth, wie ihn Göthe einem Leuchſenring gönnte, nicht mehr. Wir haben bei dieſen Satiren wie bei Platen's und allen ähnlichen dieſelbe Klage, wie bei aller unſerer deutſchen Satire: daß ſie ſich in einer geringen Sphäre dreht. Wahrhaft groß ſein, ſo lautet ein goldener ſhakeſpeariſcher Spruch, heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen. Und wenn die Geſchmacksbildung des Publikums vielleicht ein großer Zweck heißen könnte, ſo war das Mittel fehlgewählt oder die Kraft unzulänglich. Denn wer eine poſitive Wirkung äußern will, muß Spott und Scherz nur als ein gelegentliches Mittel gebrauchen, und muß überall große Geſinnung, würdige Zwecke, Befähigung zum Anführer auf neuen beſſeren Wegen zeigen; er muß den Glauben an gute Erfolge in ſich tragen, und nicht durch Selbſtironiſiren (eine Sache, die Tieck, aber nicht wir im Ariſtophanes finden konnten) ſeinen eigenen Stand unſicher und ſchwankend machen. Wir zweifeln, ob der Geſchmack des Publikums durch Kotzebue's Stücke mehr verdorben worden wäre, als durch dieſe Luſtſpiele, wenn ſie mehr Nachfolger gefunden hätten als bei einigen Wenigen, wie in ſehr verſchiedener Art bei Baggeſen (im Fauſt), bei Falk, bei Mahlmann in ſeinen Parodien auf kotzebue'ſche Stücke, bei Arndt in ſeinem Ausfalle gegen die „poetiſchen Mückenfänger" des Tages u. A. Einige Meiſterſtücke ernſter, wahrer Poeſie eines höheren Stiles hätten auf den Geſchmack beſſer gewirkt, als alle dieſe Satiren. Auch dieſe hat Tieck verſucht. Was in den Volksmärchen in guter ächter Meinung, in einem gewiſſen Ernſte gegeben iſt, iſt noch ſehr gering. Die Freunde nahmen zum Theil den Blaubart ſo und wunderten ſich, daß er nicht aufgeführt ward; als ein ernſtgemeintes Theaterſtück betrachtet, könnte er nicht mehr Werth haben, als die Räuber auf Maria Kulm und dergleichen. Man kann ſagen, daß der Mangel an poetiſcher Gerechtigkeit dieſe Stoffe ſchon in ſich zerſtört, und dieſer Forderung zu ſpotten, iſt ein Steckenpferd Tieck's, obgleich der Meiſter Shakeſpeare ſie irgendwo ausdrücklich anerkannt, praktiſch immer ausgeübt hat. Das

Trauerſpiel Karl von Berneck, deſſen Held eine Art Hamlet-Oreſt iſt, hat zu keiner Zeit Beifall finden können. Dagegen gilt die Genoveva (1800) allgemein als das Meiſterſtück Tieck's in ſeiner romantiſchen Periode. Collin rückte dieſes Werk dicht an Göthe's Fauſt an, und Göthe ſelbſt hat ſich beifällig darüber geäußert. Hier herrſcht in der Wahl des Stoffes die glückliche Abſicht, in Shakeſpeare's Weiſe die in der That poeſievollen Sagen und Novellen des Mittelalters, die in ihrer rohen Naturgeſtalt die pſychologiſche Kunſt gebildeter Zeiten anreizen, dramatiſch herzuſtellen; Göthe's eigenthümlicher Vorgang im Fauſt ſtand vor Aller Augen; und Tieck ſelbſt fuhr im Fortunat, Arnim in den Gleichen (1819), wenn man will auch in Halle und Jeruſalem, Collin in einem begonnenen Fortunat und Andere in Anderem fort, und Kleiſt brachte es in dem Käthchen von Heilbronn, obwohl er die verwandte alte Sage und ihren Sinn zerſtörte, zu einer Art Popularität. Die wunderlichen Miſchwerke aber, die in dieſer dramatiſchen Richtung zu Tage kamen, ſind unſtreitig, ganz im Gegenſatze mit den bedeutenden Abſichten, in der Ausführung theilweiſe das Allerſonderbarſte und Ausſchweifendſte in der Dichtung dieſer Zeit. Es zeugte ſchon von der Formloſigkeit dieſes Geſchlechtes, daß man gerade auf die freieſte, ungezwungenſte Geſtalt des ſhakeſpeare'ſchen Schauſpieles fiel, wie Ende gut und das Wintermärchen behandelt ſind; Tieck nahm ſich damit noch viel größere Freiheiten, denn man wird nicht ſagen wollen, daß die Epiſoden und von der Haupthandlung abliegenden Scenen in ſeinen Stücken dieſer Art überall zur Fortführung der Handlung ſo unbedingt nothwendig ſeien, wie die ſhakeſpeare'ſchen. Und mit dieſer Ungebundenheit verknüpft er nun in der Genoveva die ängſtlichen Formen der ſüdlichen Poeſie; die Sage voll Weltlichkeit und Leidenſchaft füllt er mit Frömmelei und Chriſtenthum; behandelt einen Stoff voll Gemüth und Leben, ohne uns fühlen zu laſſen, daß er den Gang der Leidenſchaft aus der Seele und nicht blos aus dem Gedichte kennt. Und dies folgte vielleicht ſchon daraus, daß der Dichter dieſe Sage von häuslicher Treue aus einer Zeit und einem Kreiſe heraus ſingen will, in dem man dieſer Tugenden ſpottete; er findet daher nichts als die ſtehenden Phraſen der Poeſie, und ganz richtig ſagte Adam Müller, daß uns die ſonſt von Tieck ſo glücklich verſpottete Sentimentalität der neueſten Dichter aus jeder Seite der Genoveva geſteigert und übertrieben entgegentritt. So iſt auch in den Gleichen von Arnim ein Gegenſtand von ähnlichem Gehalte nahegerückt; er kann die Luſt zu einer Bearbeitung erwecken, aber nicht befriedigen; denn es iſt dem Stoffe kein Moment abgewonnen, auf dem man mit Vergnügen weilte; in ziel-

ıd zweckloſen Scenen treibt man uns durch einen kopfberückenden Wirr-
arr aus burlesken ſhakeſpeare'ſchen Volks- und Witzepiſoden in einen
ıheimlichen Nebel von Geiſter- und Dämonenſpuk; wie man in der
enoveva um die Entwickelung des Empfindungsganges betrogen wird,
n der Stoff erwarten läßt, ſo hier noch ärger um die Löſung der pſy-
ologiſchen Aufgabe. Und was ſoll man zu jener Durchflechtung der
agen von Ahasver und von Cardenio ſagen? was zu jener Gründung
rags von Brentano und all dem Aehnlichen, was ſich aus dieſem wü-
n Sinne Chaotiſches gezeugt hat? was die äußerſte Genialität vorgibt
ıd überall von dem Ueberfluß dageweſener Dichter zehrt? was jenen
ninöſen Ausſpruch von der Verwandtſchaft des Dichterſinnes und
ahnſinnes praktiſch bethätigt? was mit den Modefratzen der neuen
omantik auch die geordneten Köpfe anſteckte und unſer kaum gegründe-
s Schauſpiel im Grunde erſchütterte? Wenn man dieſe poetiſchen
ämpfe ſo häufig mit wichtiger Miene als zwar nicht ganz regelmäßige,
er vielleicht darum deſto bedeutſamere Aeußerungen von Geiſt, Witz,
enie und Phantaſie beſtaunen hört, ſo fragt man ſich, ob man wirklich
ıter einem Volke lebt, deſſen verſtändigen Sinn man ſonſt zu rühmen
legt, und man mag ſich nur zum Troſte wiederholen, daß der viele
ſchatten vielleicht von vielem Lichte zeugt.

Wenn man Tieck's Einflüſſen theilweiſe das Ausarten des Dramas
s Formloſe Schuld gibt, ſo muß man gegenüberſtellen, daß er auch
ıf der anderen Seite ſeinen Einfluß geltend machte, um auf eine ächte
ationalſchaubühne hinzuarbeiten. Dies hätte vielleicht ein fruchtbares
egengewicht gegen jene unbühnenmäßigen Stücke in die Wagſchale ge-
gt, wenn nur die Talente ſich gefunden hätten und die Mittel richtig ge-
ählt geweſen wären. Tieck hing befreundet mit Matthäus von Collin
us Wien 1779—1823) zuſammen und gab dieſem die Richtung auf das
ſtoriſche Schauſpiel, oder beſtärkte ihn wenigſtens darin. Es iſt be-
nnt, mit welchem Nachdruck Tieck die vaterländiſch hiſtoriſchen Stücke
hakeſpeare's geprieſen und anempfohlen hat; Collin ſtimmte ganz mit
m überein, mißbilligte A. W. Schlegel's Erklärung über dieſe Werke,
ıd gab ſich ganz Tieck's Aufmunterungen hin, der ihm dafür Hoffnung
ıf den Ruhm eines Volksdichters machte. Er bildete ſich die eigene
nſicht, daß die hiſtoriſche Dichtung dem Charakter unſerer Zeit einzig
ıgemeſſen und das Fundament ſei, auf das wir erſt in der Zukunft eine
mantiſche Dichtung gründen könnten; er ſtellte zwiſchen der antiken
ıd romantiſchen Poeſie die hiſtoriſche als eine dritte Gattung auf, in
elcher nicht eine Idee durch die dramatiſche Einkleidung poetiſch realiſirt

werde, ſondern nach welcher das Gegebene, die Handlung, als bereits realiſirtes Ideal des Lebens aufgefaßt wird. Für die Anfänge einer dramatiſchen Kunſt mag dieſe Anſicht recht heilſam ſein, wie denn Collin's Bruder z. B. mit Recht auf den Götz von Berlichingen als einen ſolchen Stoff hinſieht, der ein Nationalintereſſe hätte erwecken und eine Nationalbühne begründen können. Allein immer iſt der Geſchmack am hiſtoriſchen Schauſpiel, das ſo ſtreng das Geſchehene achten will, ein proſaiſcher, dem es überall gleich natürlich iſt, ſich an dem Wunderbaren wie an dem Wirklichen eine Stütze der Poeſie zu ſuchen; das hiſtoriſche Schauſpiel iſt eine untergeordnete Gattung, die noch dazu in einem zerriſſenen Lande wie Deutſchland faſt ihren Werth mit ihrem Intereſſe einbüßen muß. Und welchen Werth und welches Intereſſe haben auch die Hunderte von nationalen Stücken gehabt, die wir in Deutſchland ſeit der ungemein fruchtbaren Anregung durch Tieck und Collin erhalten haben, und mit denen wir faſt jedes Jahrzehnt unſerer Geſchichte belegen können? Von doppelter Seite war Collin gar nicht der Mann, hier ein gedeihliches Beiſpiel zu geben, das ja Schiller ſelbſt, der im Grunde noch mehr als Shakeſpeare Collin's Muſter war, in dieſer hiſtoriſchen Gattung nicht geben konnte, die Er nicht an die ſtrenge Regel des Wirklichen und nicht an die Grenze des Vaterlandes band. Collin hatte vor, die ganze öſterreichiſche Zeit von Leopold dem Glorreichen bis auf Rudolph von Habsburg zu dramatiſiren, und den Untergang der ritterlich poetiſchen Zeit in der Arbeitſeligkeit des nächſten Jahrhunderts zu zeigen. Aber wer nur ſeinen Friedrich den Streitbaren, ſeinen Bela, und was hierhin gehört, oder auch ſeinen Marius u. A. geleſen, der wird überall auf die allgemeinen Zeichen dieſer paſſiven Talente ſtoßen; bald auf einen Ton, der an Göthe's Taſſo erinnert, bald auf ſchiller'ſchen Dialog, bald auf ſhakeſpeare'ſche Scenen und Charaktere, bald auf ſpaniſche Metra. Zwiſchen allen Anſtrengungen, das Gemüth ſanft und ſtark zu erſchüttern, blickt eine trockene und hölzerne Natur heraus; und die vaterländiſchen Namen wollen uns durchaus nicht beſtechen, von den Forderungen an poetiſche Wahrheit und Rundung abzugehen. Wir finden uns vielmehr in Wien, wo auch andere hiſtoriſche Dramen (von Pyrker hiſt. Schauſpiele 1810 u. A.) durch Collin angeregt wurden, ganz in derſelben Lage, wo wir uns bei der Abblüte der Ritterdichtung im 13. Jahrh. gefunden haben, mit welcher Periode dieſe romantiſche in allen Theilen die ſchlagendſte Aehnlichkeit hat. Wir gehen aus Poeſie in Proſa, trotz aller Anſpannung, wir gehen, wie damals aus der Epopöe in die hiſtoriſche gereimte Chronik, ſo jetzt in das hiſtoriſche Drama über, und inſofern

g in der Abſicht Collin's, gerade jene Zeiten in dieſer Dramenreihe zu ;ildern, etwas Zeitgemäßes und ſehr Bezeichnendes. Und gerade wie ımals mit dieſer trockenen Wendung der Geſchmack an einer geſteigerten riſchen Kunſt verbunden war, ſo war es auch hier, und zwar berührt h hier das Eine und das Andere in einem und demſelben Manne und einer und derſelben Gattung. Matthäus Collin hielt die Oper für n letzten Punkt, wohin das Trauerſpiel hinſtrebe. Und dies ſing er ſo von dem entgegengeſetzten Punkte, dem hiſtoriſchen Schauſpiel, zu treiben an! ſo fundamental wollte er die romantiſche Kunſt unter- uen, auf deren Spitze die Oper ſtehen ſollte. Das heißt aber die oeſie von vorne herein der Muſik zum Opfer bringen; und dieſes Opfer npfiehlt Collin in der That, falls es nicht möglich ſein ſollte, Opern- rte von eigenthümlichem poetiſchem Werthe zu ſchaffen! Auch auf dieſer eite alſo, in dem hiſtoriſchen Dramatiker, finden ſich dieſe ſonderbaren iſchungen verſchiedenartiger Elemente, die von der ſeltſamſten Verkeh- ng der Begriffe zeugen. Darin war doch Collin's Bruder Heinrich oſeph (1771—1811) wenigſtens folgerichtiger, der, von den göttinger omantikern (Bürger, Stolberg, Hölty) und von Klopſtock angeregt, ar auch auf die Oper fiel, und deren mehrere entworfen hat, der aber für auch das hiſtoriſche Schauſpiel für eine Abart hielt und ſich von r Nachahmung Shakeſpeare's entfernte; vergebens ſuchte ihn Hormayr, r ihm ſeinen dramatiſchen Stoff gab, zu einem vaterländiſchen Stück bewegen. Zwar hiſtoriſche Stücke hat er einige geliefert (Regulus 300. Coriolan 1802. Balboa 1805 u. A.), allein ſie waren noch ärme- und lebloſer als die Stücke ſeines Bruders. Wie aus ſo vielen ieneriſchen Dichtern, ſpricht aus ihm eine gute Seele und ein loyaler inn; nur freilich ſchafft der Begriff von öſterreichiſcher Bürgerpflicht ch keinen Geiſt, der ſich römiſchem Patriotismus gewachſen fühlen nnte. Das Aufſtreben des wiener Schauſpieles, der Oper, des Ballets hrten in ihm äußere geſellige Talente der Deklamation und des Büh- nurtheils; aber das Alles macht keinen Dichter, und gewiß war es n dem Bruder weiſer, bei Regulus an Kotzebue's Octavia, als bei oriolan an das kraftſtrotzende Stück von Shakeſpeare zu erinnern.

Die Stücke der Brüder Collin ſind faſt alle aufgeführt worden, weil ganz für die Bühne berechnet waren, keines oft, weil ſie überall kalt ſen. Immerhin liegen ſie als ein theatraliſches Gegengewicht gegen e Erzeugniſſe vor, die auf die Bühne keinerlei Rückſicht nahmen. brigens fing man in der romantiſchen Schule an, auch abſehend auf arſtellung, mit Stoffen und Formen ganz Anderes zu wagen, als die

Collin, die ſich im höchſten Fall vorſichtig auf Schiller's Wege hielten. Die Beiſpiele der Schlegel, das Muſter Calderon's und die Wagniſſe der weimarer Bühne, die den kühnen jungen Dramatikern mit merkwürdiger Duldſamkeit entgegenkam, ermuthigten dazu. Noch drei Dramatiker haben wir zunächſt aus dem erſten Jahrzehnt zu nennen, die alle von dem engeren Kreiſe der neuen Schule, von Tieck und ſeinen Freunden beſtimmt waren. Friedrich de la Motte-Fouqué (aus Altbrandenburg geb. 1777) gab 1804 ſeine erſten dramatiſchen Spiele (von Pellegrin) unter A. W. Schlegels Schutz heraus. Er ſelbſt nennt ſie jetzt in ſeiner Biographie Schülerwerk; ſie ſind nach dem Beiſpiele des Alarcos zu einem Schatzkäſtlein für die Form der ſüdlichen Lyrik und ſogar des Minneliedes gemacht. Gleich darauf (1805) folgten zwei Schauſpiele (Falk und Reh), die eine Tetralogie von Elementarbildern eröffneten (Salamander und Goldfiſch ſollten ſich anſchließen), und an die noch ein fünftes Stück geknüpft werden ſollte, das nach Jakob Böhmiſchen Principien auf das Grund- und Urelement hingedeutet hätte. Schlegel hatte ihn indeſſen auf den Norden gewieſen, und in den nun (1811) folgenden vaterländiſchen Schauſpielen ſprang er daher dorthin über; wie Aeſchylus die homeriſchen Sagen wollte er die Nibelungen dramatiſch behandeln. Seines Sigurd's Schlagworte und Reckenkraft und Eginhard's und Emma's Zartheit und Ritterlichkeit entzückte die Jean Paul und Andere; uns widerſteht die geheuchelte Stärke, die gezierte Eleganz und angenommene Alterthümlichkeit und Höfiſchkeit hier wie in den ſpäteren Stücken und Romanen dieſes Mannes auf jeder Seite. Aehnlich iſt es auch bei Adam Oehlenſchläger (aus Kopenhagen geb. 1779). Wie Fouqué erſt von Schiller zu Gunſten der neuen Schule abgebracht werden mußte, ſo war Oehlenſchläger von Holberg's, Weſſel's und Ewald's ſatiriſchen Stücken, ja ſogar in der deutſchen Literatur von Kotzebue beſtochen, und ſchrieb, frühe auf das Schauſpiel und die Schauſpielkunſt ſogar gerichtet, Stücke in Iffland's und Kotzebue's Geſchmack für ſich, ehe ihn Göthe und Schiller erreichte und Steffens ihn auf Tieck und die Schlegel wies. Nun ging ihm plötzlich das Licht auf, und in ſeinem Aladdin, der die neue Periode im Dramatiſchen eröffnete, webt er ſchon ganz in den Vorſtellungen der Romantiker. Göthe ermuthigte ihn, ſeine Dramen ins Deutſchen zu überſetzen, und verſprach ihm ſie aufzuführen; er ſchien Wohlgefallen an den eigenthümlichen Solöcismen, vielleicht auch an der naiven und kindlichen Perſönlichkeit des Dichters zu finden. Aber er ſtach in ein Wespenneſt. Der junge Poet war eben ſo empfindlich, keck und voll Dünkel, und Göthe hatte ſich vor ſeiner Zudring-

lichkeit zu wehren und ſetzte ihn und ſeine Werke in die Klaſſe der Arnim und Werner, die ihn zur Verzweiflung brachten. Seine Stücke ſind nicht wild und ausgelaſſen wie die Arbeiten dieſer Männer; er trat im Gegentheil gegen die Uebertreibung der neuen Schule polemiſch auf, und mußte es haben, daß ſie von ſeinen alten kotzebue'ſchen Neigungen auch ſpät noch in ihm fanden; er wollte nicht unter die metaphyſiſchen Vertheidiger der Wolluſt gehören. Aber freilich hilft die ethiſche Zartheit bei ihm ſo wenig wie die minnigliche Reinheit Fouqué's den gehaltloſen Dichtungen auf; es iſt nur eine Farbe mehr neben ſo vielen äußerlichen Mitteln, die durch das Fremdartige und Neue die fehlende Natur und das mangelnde Schöne verſtecken ſoll. Wenn er den Geiſt der nordiſchen Dichtung, der in gewiſſer Art gar nicht zu verfehlen iſt, (in ſeinem Starkother, Baldur, Hagbarth und Signe, Axel [1807], Hakon Jarl [1805], Palnatoke [1806] u. A.) auch wirklich getroffen hat, ſo iſt ſchon die Vorliebe für dieſe unförmliche Welt, wie bei den altdeutſchelnden Malern die Verleugnung unſerer höheren Fertigkeiten, ein Beweis von Mangel an einem reichen inneren Leben, das ſeine Wurzeln in die Kultur der Gegenwart ſchlägt. Die Schule, welche die Dänen in jenen gewaltigen Reſten ihrer Vorzeit machen, gibt ihnen leicht jene Eigenheiten, die Niebuhr (indem er von Oehlenſchläger ſpricht) an ihnen fand: Fertigkeit zur Poeſie, leichte Empfänglichkeit, aber keinen „klaren und tiefen Blick, ohne den die Phantaſie nie lauter und groß, nie frei von Manier oder orientaliſchen Phantasmen ſchaffen kann." Alle jene wunderlichen Bilder der alten Mythologie des Nordens rauben noch eher den Glanz der Poeſie, als daß ſie ihn geben; Skinfaxa und Hrimfaxa geben kein Mond- und kein Sonnenlicht mehr; und der Reimvers und Chor- und Tetrameter bringen den Zwang zur Poeſie eher zu Tage, als daß ſie ihn verbergen. Wie ungemein leer und ſchlank dieſe Stücke faſt alle ſind, fühlt man am auffallendſten da, wo der nordiſche Krafthauch (wie in dem Correggio) nicht durchweht, oder wo er, wie in den Liebesſtücken (Axel und Walburg u. A.), gedämpft iſt; und leſend wieder mehr als bei der Aufführung, wo das fremdartige Koſtüm und der Effekt aller Art allerdings ſeine Wirkung nicht verfehlt. Je bühnengerechter die Stücke dieſer Beiden eingerichtet ſind, deſto mehr fallen die beſonderen Vorſtellungsweiſen der Dichter oder der Geſchlechter, denen ſie ſie leihen, und damit die wunderlichen Motive und die beſchränkte Kunſt in die Augen. Bei den verwegenen Unternehmungen eines Zacharias Werner dagegen wird man gezwungen, hierin ein Uebriges zuzugeben. Er ward der dramatiſche Heros des Tages, ein Mann der neuen Schule, der ſich ihr

gern noch inniger hingegeben hätte, wenn ſie nur in ſeinem Sinne hätte Sekte ſein wollen. „Ich bin ganz tieckiſch, ſchrieb er, ich liebe, was er ſchreibt, von ganzer Seele; er und Wackenroder ſind in ihren Schriften liebenswürdige Menſchen; Fr. Schlegel halb Halbgott halb Unmenſch; Göthe, wenn du willſt, ein Gott, aber ein uns ſelten ganz befreundetes Weſen.“ Im Drama nannte er übrigens Schiller ſeinen Meiſter. Es iſt intereſſant, zu beobachten, nach wie vielen Seiten hin Schiller's Dramen Schößlinge in ganz verſchiedener Art trieben, wie ſeine hiſtoriſche Richtung im Allgemeinen eine Unmaſſe hiſtoriſcher Dramatiker hervorrief, auf die wir nachher noch einen Blick werfen, wie ſein Tell die patriotiſche Ader öffnete, ſeine Braut von Meſſina eine antike Richtung unterhielt, ſeine Jungfrau das legendariſche romantiſche Drama förderte, ſein Wallenſtein das Schickſal zum Hauptwerkzeug der Dramaturgen machte, wie ſeine ältere Periode ſogar noch einzeln fortwirkte, die Räuber nicht minder als Don Carlos. Die Art und Weiſe, wie in dem Letztern die Poeſie in den Dienſt außerhalb gelegener Ideen gegeben war, griff Zach. Werner zuerſt in den Söhnen des Thals (1803) auf. Hier legte er, der ſonſt immer den Dichter als eine „Maſchine göttlicher Eingebung“ anſah, in einer verſtändig berechneten ſymboliſchen Durchführung, ganz nach den neuen Satzungen der Schule, ſeine Bundesideale nieder, die ihn ſpäter in den Schooß der römiſchen Kirche zurückführten. Der Templerorden in ſeiner Verfallenheit ſtellt in dieſem Stücke den „in ſeinen Grundſätzen ehrwürdigen, aber dem Menſchengeſchlecht nicht angemeſſenen, proſaiſchen Drang eines durch keine Phantaſie begrenzten Kriticismus“ dar; das Thal, das im Hintergrunde die Stelle des Schickſals vertritt, zerſchlägt die veraltete Form, und es geht mittelſt der Maurerei der geläuterte Katholicismus ſiegreich hervor. In den Charakteren erkennt man hier und da ſchiller'ſche und leſſing'ſche Figuren zu Burlesken oder erhabenen Karrikaturen geſteigert; der Vers iſt noch ganz jambiſch; einzelne Scenen von gewandtem Dialog, anſchaulicher Darſtellung und geſunder Seelenkunde ließen in dieſem Werke ein ſchönes Talent erwarten, und man konnte noch über den Operlärm und das „Melos“ darin wegſehen. Es glüht nur erſt noch in einzelnen Stellen; aber ſchon ſtrebt der Dichter zu lodern, ſtatt ſein Feuer zu mäßigen, denn „was konnte uns Keckheit ohne Reife frommen,“ ſo fragte er ſelbſt ſo weiſe. Nun brach aber der ganze Schwall calderon'ſcher und Calderon nachgeahmter Kunſt herein, und bald erkennt man unter den Einwirkungen des Lacrymas (von W. v. Schütz) und des Alarcos und aller der hyperpoetiſchen Werke ohne Natur und ohne Verſtand die Einflüſſe von Schiller gar

nicht mehr. Das hiſtoriſche Element wird von dem Opernartigen und Legendariſchen ganz überſtrudelt, und es lag ſehr nahe, daß ſeine Stücke in Singſpiele übergingen, und Hoffmann ſein Kreuz an der Oſtſee (1806) komponirte. Hier und in der Weihe der Kraft (1807), im Attila (1808) und der Wanda (1810), und ſo fort bis zu der ſchließenden Mutter der Makkabäer (1810), haben wir überall die wunderlichſten Krämpfe, ungeheuere verzerrte Charaktere (wie ſein Luther, ſeine Hildegunde und Wanda, ſein Attila und Leo u. ſ. f.), ins Gräßliche, ins Verzückte, ins Heroiſche übertrieben, noch weit anders, als es bei Klopſtock früher und jetzt bei Fouqué und Oehlenſchläger der Fall war. Mimik und Scenerie, Geſang und Aktion verſetzen uns wie in den tollſten Opernlärm. Man hört bald die pomphaften und bizarren Schlagworte, bald das ſchmetternde Pathos der erhabenen Redner gleichſam in Recitativgeſang und die leidenſchaftlichen Ausbrüche in Arien übergleiten. Scenenpomp, Geiſterſpuk, Wundereffekte helfen dieſen Eindruck zu verſtärken und dazu trägt nicht wenig der Gebrauch der opernartigen Formen des antiken und ſpaniſchen Drama's bei, Chöre, Sextinen, Terzinen, Sonette und Trochäen, was Alles dieſe Stücke den ſkelettartigen hiſtoriſchen grell gegenüberſtellt. Beſſer hat es ſie nicht gemacht. Jean Paul zog ihnen die Waſſer- und Leibesdürre Collin's ſogar vor, und Göthe'n gab dieſer wirre „Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen, Extravaganzen, Förmlichkeiten und Verwogenheiten" begreiflicherweiſe bitterlich zu leiden. Und dieſe Sachen wurden dennoch, in Weimar ſogar, aufgeführt! Mußten ſie nicht in den Schauſpielern, deren Schule kaum begonnen hatte, allen Sinn für Natur und Wahrheit plötzlich wieder ganz zerſtören? Der 24. Februar (1815) ſah ſich ja bald von einer Reihe Schickſalstragödien umgeben, die dem Schauſpieler den leichten Erfolg verſprachen, den einſt die ritterlichen Spektakelſtücke gehabt hatten, und die ihn dazu aus dem Tone derber Natur wieder hinwegriſſen in Uebertreibung und leeren Prunk der Deklamation. Es war ein rechter Fluch für unſere proteſtantiſche Bühne, daß dieſer Mann, der „ſein ſchuldlos Herz im wilden Lebensreigen verloren zu haben" bekannte, aus dem Schooße des Segens und der Gnade heraus uns dieſe „heidniſchen Stücke vom alten Fluche" zuſchicken, und mit ſeinen Nachtgewalten und Dämonen Gefühl und Verſtand unſerer Dramatiker berücken mußte.

Der Gebrauch des Schickſals in dieſen Tragödien zeugt von einem Dichter, der ſich in innern Mißſtimmungen in die Schattenſeiten der Geſchichte vergraben und für ihr Licht geblendet hat und der was uns ſonſt

für die Erschütterungen des Trauerspiels entschädigt, des Menschen freien Willen, aus dem Spiele läßt, um die Erschütterung zu verstärken und zu steigern. Alle Wahl des Stoffs, alle Zeichnung der Charaktere, alle Affektation, jenes Nagen an dem eigenen Herzen, was uns diese Stücke verleidet, hängt mit diesem unwohlthuenden Griffe in unser Gefühl zusammen. Bei Werner stammt dieser düstere Blick, wie in anderer Art bei Klinger, mehr aus einem individuellen Grunde; wir können eine ganze Gruppe patriotischer Dichter zusammenstellen, bei denen eine ähnliche Verbitteruug aus der politischen Lage der Zeit, aus unterdrückten republikanischen Neigungen in den 90er Jahren, oder aus dem Druck des Vaterlandes im ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts herstammt. Nichts ist so bereitwillig wie das Schauspiel, in solchen Zeiten äußerer Bedrängniß die Stimmungen der Gemüther aufzunehmen, weil sich hier der Zwang der Presse umgehen läßt; auch bietet die Geschichte so leicht dem Drama Stoff dar, die dem gegenwärtigen Verhältnisse ähnlich sind, und die sich zum Gefäße der Empfindungen schicken, die die gedrückte Brust ausgießen möchte; daher sind auch mehrere dieser Dichter, die uns in der Geschichte der Poesie die dumpfe Atmosphäre der Rheinbundzeit und des Kaiserreichs einathmen lassen, Dramatiker gewesen. Johannes Falk (bei Danzig 1768—1826) war einer von den Männern, die den Liberalismus aus der Revolutionszeit festhielten und in den schweren Zeiten ein Wort zu sprechen wagten; sein Elysium und Tartarus (1806) wurde seiner Freiheiten wegen sistirt; aber bei ihm ist in Prosa und Versen die politische Schriftstellerei nicht wohlthuend. Sein poetisches Talent hätte sich, auf einige Lieder von heimischer Färbung beschränkt, in Ehren zeigen können, denn ihm glückte der Volkston, den man in den naiven Liedern der nichtdeutschen Anwohner des baltischen Meeres findet, und einige seiner Gedichte athmen Schifferleben und Seeluft. Als Satiriker, als welchen ihn Wieland einführte, machte er nur kurze Hoffnungen; schon 1796 hatte Niebuhr Lust, sich gegen die Skurrilitäten und aufgewärmten Witze dieses Juvenals zu rüsten, und er sah seine Schriften als ein trauriges Zeichen von der Neige der Literatur an, die die „infame Politik, die Geringschätzung unseres Volks, Rohheit als Folge der Verachtung, Entweihung und scheußliche Anwendung der Philosophie so herabgebracht haben." Wenn Falk in der Gimpelinsel (1804) das deutsche politische Wesen verspottet, so predigt freilich ein Johannes in der Wüste, denn man merkt der ganzen flachen Komposition an, daß der Verfasser von Welt und Politik nicht viel mehr weiß, als man eben in der Wüste erfährt. Politik ist allemal der traurigste Beruf, den man sich wählen

kann, wenn man die Neigung zur Flucht der Welt und zum Pietismus von vorn an in ſich trägt, vollends wenn man mit dieſem elegiſchen Sinne die hoffnungsloſe Verzweiflung an dem Menſchengeſchlecht verbindet. Falk ſog aus Herder, wie ſeinen volkspoetiſchen Sinn, ſo auch ſeine politiſchen Freiheitsideen, und dies war eine üble Quelle; über dem ſatiriſchen Gedichte die Helden (1798) ſteht ein herder'ſches Motto aus den Humanitätsbriefen, was die Maſſe der Menſchen wie wilde boshafte Thiere anſieht, und immer wird Thatkraft, Wirkſamkeit, Handlung gepredigt und das Verliegen über den Büchern verſpottet, und doch iſt das Reſultat von Allem Pietiſterei und die Lehre: „Fels und Kluft, fort von den Menſchen, fort!“ Und es iſt ja bekannt genug, daß unſern ſkeptiſchen Satiriker zuletzt „der Geiſthimmel und die Gnadenſonne ermürbte und mild machte.“ Wie anders war in der ähnlichen Verſtimmung Joh. Gottlieb Seume (bei Weißenfels 1763—1810), der ſich mit dem lucianiſch-ſwiftiſchen Falk eingeſtimmt erklärte, nur ihn tadelte, daß er der „Männerſchaft ernſte Schule,“ die kantiſche Philoſophie, der er anhing, im Schnurrton aufs Tabernakel gebracht hatte. Seume hatte nichts Quietiſtiſches und Pietiſtiſches in ſich, was ihn aus der Welt weggetrieben hätte, die ihm wahrlich nicht wohl that; ſein Charakter ſtählte ſich unter den Widerwärtigkeiten, und darum kann man ſeine Verbitterung wenig tadeln, deren Urſachen man ohnehin nicht zu loben vermag. Er ſah ſeinen Vater durch Noth und unverſchuldete Verachtung zu Grabe gebracht, er lebte eine zerſtörte Jugend, er ward von heſſiſchen Werbern nach Amerika geſchleppt, er ſah Suwarow's Schrecken und den Untergang Polens, und dieſe Unterdrückung der Menſchenrechte durchſchnitt ſein Herz. Die innige Bekanntſchaft mit Klinger in Petersburg mußte ſeine Schwarzſichtigkeit ſteigern, er erlebte endlich die Schmach des Vaterlandes, um ihn her ſah er nichts als „feile Schurken,“ und in ihm war der Wurm der Skepſis, die ihn von Religion zum Recht, vom Recht zur Philoſophie, von der Philoſophie in die Vorhöfe des Kriegsgottes getrieben hatte; er nannte Egoismus die große Triebfeder alles menſchlichen Handelns, und einmal verbittert, ſah er auch auf jenen edlen Eigennutz finſter hin, der den Menſchen antreibt, ſich zum Gefühle der Würde ſeiner Natur hinaufzuarbeiten. Bei all dieſen Schickſalen, Verhältniſſen, Grundſätzen wollte er nicht dem Kummer unterliegen, und ſetzte die Unerſchrockenheit eines männlichen Herzens und eines biedern Sinnes entgegen; er wollte nicht den Glauben an die Menſchheit aufgeben, und ſollte er die Hoffnung ſebſt bei ſeinen Huronen ſuchen. Das Alles, Geſchick und Geſinnung, liegt nun in ſeinen Verſen niedergelegt,

durch die ein bitterer Gram ſeine Furchen zieht. In ſeinem Trauerſpiel Miltiades (1808), das im Stile der collin'ſchen Stücke geſchrieben iſt, die Seume hochachtete, gibt Alles von ſeiner Vaterlandsliebe Zeugniß, aber Nichts von einem wahren poetiſchen Talent. Er lehnte ſich mit ſeinem Freunde Karl von Münchhauſen, der durch patriotiſche Poeſien gleichfalls bekannt geworden iſt, an die ehrenwerthe klopſtock'ſche Schule, denen „bei Freundſchaft und Vaterland Schauer durch die Seele fuhren,“ ihn perſönlich durchdrang auch die Liebe zu Schiller; aber er war eben eine der vielen nur empfänglichen Naturen jener Tage. Er ſelber ſchien ſich nicht für einen Dichter zu halten, und wunderte ſich, daß ſeine Verſe ſo kalt daliegen, da es innen ſo warm war; allein dies war gerade die Urſache. Er war ein ſtoiſcher, politiſcher Mann, nicht ein poetiſcher, ein Mann, der, wenn er in dieſe Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von der Poeſie zur Politik hätte lehren können, wie vom Weltbürgerthum zur Vaterlandsliebe; er haßte die Milchſpeiſe der Romane, und ſetzte, wenn man will, eine Memoirenſchriftſtellerei an die Stelle; er wollte jede Schrift in dem Sinne politiſch haben, daß ſie die allgemeine Wohlfahrt angehe. Er hat Manches zu ſagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu ſeinem Sommer lehrte er die heutigen Schreier nach Preßfreiheit, daß dieſe weder gegeben noch zugeſtanden wird, „da Jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, ſobald er nur mit ſeinem moraliſchen Weſen in Ordnung iſt.“ Eine entſchiedene politiſche Natur war auch Heinrich Zſchokke (aus Magdeburg geb. 1771). Ihn trieb nach einer unſtäten Jugend, da ſich ihm unter Wöllner's Regiment die Ausſicht auf eine theologiſche Laufbahn verſperrte, ſein Mißmuth in die Schweiz, wo er in den verhängnißvollſten Jahren eine politiſche Laufbahn machte, die wohl zeigt, daß auch ein Deutſcher der rechten Art ſich vor dem ſtürmiſchen Leben eines demokratiſchen Bundes, das unſern guten Landsleuten ſchon aus der Ferne ein Greuel iſt, nicht zu ſcheuen braucht, auch wenn er hier, wie es überall iſt, die Mängel der Menſchheit inne wird. Als Zſchokke Deutſchland verließ (1795), ſuchte er die Republik, der Monarchie ein Feind, wie auch Seume war. Eine düſtere Anſicht von der Menſchheit hatte ſich auch in ihm gebildet, auch Er ſah nur eine Thierart in ihr und Täuſchung in all ihrem Thun und Laſſen; dieſer alte Gram kam erneut, als er ſich auch in der Schweiz betrog. In dieſen Stimmungen ſchrieb er ſeine Dramen zwiſchen 1795 und 1809. Sie reichen in die Zeit der 80er Jahre gleichſam zurück, und ſind ganz im Geiſte Klinger's und der erſten Periode des ſchiller'ſchen Drama's geſchrieben. Der Abällino

(1795), ſeine Jugendſünde, der in Weimar aufgeführt und an Werth Schiller'n ziemlich gleich geſetzt ward, iſt aus den Räubern und aus Rinaldo erwachſen, und führt uns ganz ſo in einen Konflikt des Herzens und der Konvenienz, wie es die Dramen jener Zeiten pflegten. Julius von Saſſen (1809) iſt eine verunglückte Kabale und Liebe. Im Marſchall von Sachſen (1804) glüht es von jenem Ingrimm gegen die koloſſalen Mißſtände, die die Geſellſchaft dem idealen Herzen entgegenbringt, und gegen die Gewalt der Meinung, des Vorurtheils und der falſchen Ehre. Die eiſerne Maske (1804) zeigt die heimlichen Greuel der Hofgewalt im harten Gegenſatze gegen jene Stücke der Babo und Kratter u. A., die an die Höfe die ſchönſte Menſchheit ſchmeichelten. Ueberall herrſcht hier die Jugendgeſinnung vor, welche die beſtehende Welt als die verkehrte anſieht, und ſie färbt Alles mit einer düſtern Farbe. Aeſthetiſch ſind dieſe noch in Proſa verfaßten Stücke von wenig Belang, obwohl ſie aus einem innern Drang und Leben fühlbar heraus geſchrieben ſind. Viel wichtiger ſind dagegen die Schauſpiele Heinrich von Kleiſt's (aus Frankfurt an der Oder 1776—1811), mit dem Zſchokke, als er in Frankfurt ſtudirte, eine Art Dichterbund hatte, in dem ein Sohn Wieland's der Dritte war, der ſich damals gleichfalls zur Tragödie zwang. Unter allen den dramatiſchen Talenten, die in dieſem Jahrhundert bei uns auftauchten, hat Kleiſt[111]) bei weitem die größte Berechtigung, den Dichternamen in Anſpruch zu nehmen. Nicht daß wir die gewaltigen Auswüchſe auch bei ihm wie ſo vielen andern Poeten der Zeit überſähen; aber wir ſind nicht ſo eigenſinnig, daß uns das Ungeheuere, das Phantaſtiſche, das Ausſchweifende überall auf der Schwelle abſchreckte. Wir laſſen es uns gefallen, wo es Jugendeigenſchaft iſt, und die Hoffnung frei läßt, daß es nicht auch das Alter beherrſchen werde; wir laſſen es uns gefallen, wo es der Begleiter eines wahren Talentes iſt; und nur wo es, wie bei uns gewöhnlich, das mangelnde Talent erſetzen und verbergen ſoll, werfen wir es als das Verächtlichſte hinweg. Göthe'n ſchreckte in Kleiſt die nordiſche Schärfe des Hypochonders, obwohl er ihn liebte und hob; wie ein von Natur ſchön angelegter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen iſt, erregte er ihm Schauder und Abſcheu; Tieck, der ſeine Werke herausgab, urtheilte beſſer von ihm. Man muß es zugeben, der Härten und Ecken ſind in allen kleiſtiſchen Werken gar zu viele. In der Familie Schroffenſtein (1803) iſt im letzten Akte die tragiſche Doſis

111) Vgl. H. v. Kleiſt's Leben und Briefe v. Ed. v. Bülow. 1848.

unmäßig stark; den Amphitryo des Molière hat er verzerrt; die Penthesilea, die das Amazonenmärchen und seinen barbarischen Wahn in pathetischer Erhabenheit zum dramatischen Leben ruft, grenzt so sehr an die Tragikomödie, daß man zweifeln würde, wie das Stück gemeint sei, wenn man nicht einen Ausspruch des Verfassers kennte, nach dem er den ganzen Schmerz und Glanz seiner Seele hier niederlegen wollte; im Käthchen von Heilbronn und im Prinzen von Homburg hätte man das heilbronner Visionswesen, Somnambulie und Magnetismus lieber entbehrt. Aber daß muß man auch dagegen anerkennen, daß in dem ersten Stück eine tragische Kraft liegt, die, wenn sie auch Göthe's Natur erschrecken konnte, nicht darum Jeden abschrecken wird; daß für den Amphitryo der zerbrochene Krug, ein ächt niederländisches Gemälde, eine Scene wie die alten Proceßstücke, von fast allzureichem, aber ganz reinem Humor, hinlänglich entschädigt; daß selbst in der Penthesilea stellenweise eine außerordentliche poetische Energie zu Tage kommt, und in dem Prinzen eine Mäßigung eintritt, die den Dichter nicht eben an Excesse gebunden zeigt. Was ihn von den vielen Dramatikern dieser nachziehenden Periode so sehr weit unterscheidet, ist das, daß er reich ist und nichts zu borgen, nichts aus zweiter Hand zu kaufen braucht; daß er, ganz im Gegensatz zu jenen Passiven, die an jedem Gegenstande nach einem andern Modelle das Kostum wechseln, allen Objekten wie Shakespeare ihr Recht thut und sie doch unter das Gepräge seiner eigenthümlichen Natur zwingt; daß, wenn man auch hier und da Lessing oder Aristophanes heraushört, dies nicht einen Augenblick Abhängigkeit verräth, und daß er an Shakespeare erinnern darf, ohne uns ein Lächeln des Mitleids abzulocken; daß, wo er uns auf einem Blatte die Karrikaturen der Moderomantik zeichnet, er uns auf dem andern mit der Darstellung einer reinen, immer gültigen Natur entschädigt; und endlich, daß uns seine tollsten Tollheiten nicht an ihm verzweifeln lassen, nicht unheilbare Verkehrtheiten verrathen, weil ein durchgehender Humor und die feine Ironie des klarsten Verstandes uns jeden Augenblick für die Gesundheit dieses Geistes bürgt. Wenn man von irgend einem der gedrückten Patrioten jener Zeit die Hoffnung aussprechen kann, er würde, wenn er die Befreiung des Vaterlandes erlebt hätte, die verfinsternde Hülle von seinem Haupte geworfen haben, so ist Er es. Er ahnte den Zeitpunkt nicht so nahe und machte seinem Leben selbst ein Ende. Er hatte Uebereilungen in seiner Jugend zu bedauern, und ging frühe in Unzufriedenheit mit sich selbst schon mit dem Gedanken an Selbstmord um, und Fouqué traf ihn wieder zu einer andern Zeit mit diesem Entschlusse beschäftigt; er

wärmte nach einer freien Bildung, jenſeits alles Berufs und verlor rüber einen feſten, nahen Halt. Zuletzt fiel er als Opfer einer phanſtiſchen Grille, aber doch ſagen uns die, die ihn beſſer kannten, daß er r am gebrochenen Herzen über die Leiden der Zeit geſtorben iſt; denn ren glühenderen Freund des deutſchen Vaterlandes hatte es nie geben. Davon zeugt die Hermannsſchlacht, die damals nicht gedruckt rden konnte, wie auch vieles Andere, was er in einerlei Richtung mit dam Müller Politiſches ſchrieb, ſelbſt ſpäter nicht herauskommen durfte. le Hermannsſchlacht iſt ihrer hiſtoriſchen Bedeutung nach das wichtigſte r kleiſt'ſchen Stücke; ſie ſchildert in dem Rahmen der Geſchichte die mählichſten Zuſtände des Vaterlandes in der Zeit des Rheinbundes, o ſich die Hirten um eine Hand voll Wolle ſtritten, während der Wolf brach, wo ſelbſt die Gutgeſinnten nicht um ihre Freiheit, ſondern um ren Beſitz kämpfen wollten. Die Argloſigkeit, Unanſtelligkeit und leggeworfenheit der Fürſten trifft Schmach und Satire, ſelbſt die edlen auen, die ſich von der wälſchen Militärgröße blenden ließen, erhalten re Strafe, und man wußte damals den verrätheriſchen Fürſten zu uten, der in dem Stücke zum Tode geführt wird. Für dieſe poetiſche erechtigkeit und den ganzen Geiſt, der ſie eingab, konnte Göthe freilich ch viel minder Neigungen haben, als für die übrigen Werke des ichters.

Auf die Nacht, die der Lichtmangel in den öffentlichen Verhältniſſen er das Leben und die Dichtungen dieſer Männer warf, folgte das orgenroth der Befreiung Deutſchlands und zündete eine kurze Taghelle ch in der trüben und dämmerigen Poeſie. Seit den ſchrecklichen Tagen n Ulm, Auſterlitz und Jena fing die verblendete Nation unter Hoch d Niedrig an, ſich zu beſinnen, und mitten unter dem Druck und der gwöhniſchen Belauſchung Nationalſinn zu ſammeln und einen Widerund zu bereiten. Wir wollen dem Aufſchwunge, der unſere Ketten ach, hier keine Lobrede halten; ſein Andenken iſt unauslöſchlich in der eneration, die ihn erlebt hat. Der kommenden hat ihn noch kein erk überliefert, das, weder für noch gegen die Begeiſterung jener Tage genommen, dem Volke die Triebkräfte und den Verlauf und die Folgen er Bewegung auseinanderſetzte, welche den großen Mann des Jahrnderts lehrte, daß nicht alle Kenntniß der Völker und Menſchen bei nen entarteten Italienern zu lernen ſei, und daß zwei Dinge noch heute ie vor Tauſenden von Jahren dem Eroberungsgeiſte unüberwindlich d: die rohe Naturkraft unkultivirter Völker in ſcythiſchen Steppen d die Macht des Geiſtes, der Ideen und Leidenſchaften in einem

phyſiſch noch unverdorbenen Volkskörper. Einer künftigen Geſchichte dieſer Jahre iſt es vorbehalten, die Einflüſſe der vorausgegangenen geiſtigen Bewegung auf dieſe politiſche zu ſchildern, und was die populär gewordene Poeſie beitrug, die Leidenſchaften in heftigere Gährung zu bringen, den Weg von Geſinnung zur That zu bahnen, und jenen Krieg, wie die Jugend damals ſang, zu einem Kreuzzug und Kampfe zu machen, „von dem die Kronen nichts wiſſen.“ Die Epiſode des Tirolerkriegs entzündete die Phantaſie mit Erſcheinungen wie aus andern Zeiten; auf Dörnberg, Braunſchweig und Schill fiel ein hochpoetiſcher Glanz im Momente des Auftritts. Denn die Dichtung war in die Thaten gedrungen; und als die jungen Männer von Leier und Schwert hernach den Tod fürs Vaterland als das begehrenswertheſte Loos beſangen, bewährte nicht ihre Aufopferung allein den Ernſt ihrer Worte und die Macht lebendiger Ideen und einer wohlgegründeten Begeiſterung, ſondern im ganzen Verlaufe des Krieges legte die Verſchwendung des Blutes in der oft ſchlecht geführten preußiſchen Armee, die Entſagung und Geduld, der Geiſt der Sittlichkeit und Religioſität, die bereitwillige Beharrlichkeit des Volkes und des Heeres zur Zeit des Waffenſtillſtandes und prager Kongreſſes, daſſelbe Zeugniß ab. Damals zündete Schiller's Dichtung in der thatenbedürftigen Zeit. Die jungen Kriegsmänner, die das Land der Eichen prieſen, verſpotteten mit dem Lande, wo die Goldorangen glühen, auch ſeinen Sänger, und ſchaarten ſich hinter dem Liebling, der, „während Andere ſich dem Bauch behaglich weihten und feile Saiten zum Kettenraſſeln jubelnd darbrachten, von Zwingherrenmord ſang und Freiheitsliebe, von Menſchenrechten und Volksherrlichkeit, und deſſen Geſang ſo lange leben werde, als ſich Herzen und Schwerter frei erheben.“ Der Geiſt ſeiner Dichtung und ihre Anklänge beherrſchen die Lyrik dieſer Tage durchaus, wo nicht der Ton des alten Volksgeſanges, wie in manchen Liedern von Rückert, Arndt, Wetzel u. A., ſie noch freier und friſcher färbt. Der Dichter von Leier und Schwert, der unter den übrigen ritterlichen Sängern jener Jahre (außer den eben Genannten Stägemann, Karl Lappe, Fr. Rauck, Max v. Schenkendorf, Blomberg, Schmidt v. Lübeck, Schaden u. A.) ſchon durch ſeinen Tod der gefeiertſte blieb, Theodor Körner (aus Dresden 1791—1813) war der Sohn von Schiller's treueſtem Freunde und wie ſein lieber Jünger. Uhland, deſſen Dichtungen den Geiſt jener Jahre am aushaltigſten fortpflanzen, war Schiller's Landsmann, das Haupt einer Schule, wenn man will, die in Schiller's Vaterland im Geiſt und Sinn an ihm feſthielt. In jenem Geſchlechte und jener Zeit mußte der Gedanke lebendig werden,

daß in dem deutſchen Volke, wo Wiſſenſchaft, Kunſt und alles Große ſeine Stätte gefunden hatte, nur das Vaterland leer ausgegangen war, und man hörte nun den Ruf erheben von deutſcher Einheit, Freiheit, Treue und Ehre, davon man im römiſchen Reiche nichts gewohnt war zu hören; ein neuer Schwung ergriff das öffentliche und Privatleben, von dem die Geſellſchafts-, Kriegs- und Feierlieder dieſer Jugend das treueſte Abbild ſind. Die dämmerigen Formeln der romantiſchen Lyrik ſchwanden vor der Tageshelle der Begebenheiten und der Geſinnungen und Regungen, die jetzt die Phantaſie ausfüllten, das Sonett harniſchte ſich bei Rückert, die Form, die ſo leicht tönendes Erz und klingende Schelle iſt, wird hier treffendes Erz und Sturmglocke, und unter dem luftigen Gewande ſpannt ſich eine ſtarke Muskel; ſeine Poeſie gab ſich in den Dienſt der Politik und durfte ſich's zum Ruhme rechnen. Und nach dem Kober der Lieder, die ſich damals aufhäuften und vom Papiere abgelöſt ſich dem muſikaliſchen Gehör und der lebendigen Ueberlieferung vertrauten, werden wir noch lange bei jeder Gelegenheit zurückgreifen, wenn wir den Rauſch für unſere defenſive Rheinmarſeillaiſe vielleicht lange verſchlafen haben. Was darunter von des „Freiheitsgeiſtes Sturmwindgang" der jungen Wigande und Recken, dem Odenſtile und Taratantara ihrer Begeiſterung gar zu voll iſt, dürfen wir ablegen, vergeſſen, belächeln, nie ohne uns an die Quelle zu erinnern, aus der die wunderlichen Verſchrobenheiten jener Jugend, die erſt mit den Friedensjahren anfing, gefloſſen ſind. Nach dem Aufgebot aller Anſtrengung ſah man damals eine große Zeit vor ſich liegen, in der es unmöglich ſchien, daß man der alten Schlaffheit, wie Niebuhr ſagte, wieder verfiele; er fürchtete ſogar, die kriegeriſche Leidenſchaft werde uns die friedlichen Gefühle auf lange austreiben und die Turnkunſt die Wiſſenſchaft unterdrücken. Aber bald hatten die Sänger ſo fröhlicher Lieder zu klagen, daß nachdem die erſte Weiſe verklungen war, ganz anders vorgeſungen ward, daß nach dem erfochtenen Siege der Satan neue Liſt übte, daß das kaum gebaute Haus des Bruderbundes der Jugend zerbrochen ſei, und noch nach dreißig Jahren würde es jener Geiſt, von dem Uhland ſang, wenn er herniederſtiege, allerwärts untröſtlich finden. Ein Mann wie Niebuhr, den Niemand des Demagogismus verdächtigt hat, bezüchtigte die Regierungen jener Tage, daß ſie den fruchtbaren Boden bei der Verjüngung des Volks unbeſtellt gelaſſen haben; ſie nutzten nicht die Empfänglichkeit der Herzen, ſie ſtellten nicht Eine der gerechteſten Beſchwerden ab, und erfüllten wenige der vielen gefaßten Hoffnungen. Auf die begeiſterte Eintracht zwiſchen Volk und Führer folgte ein Leben ohne

Patriotismus, ohne Freude, voll Mißmuth und Groll; und es verwilderten die jungen Gemüther, die die Fortſetzung des angefangenen Werks auf ihre Schultern gelegt fanden. Dies ſteigerte die Wichtigkeit und Einbildung der Schüler, die unſere Meiſter machten, der Geſetzgeber, die den Staat nicht von Angeſicht kannten. Und nun denke man die poetiſchen und religiöſen Albernheiten hinzu, welche die Romantiker mit ihren mittelalterigen Neigungen in die Nation getragen, und womit ſie jeden geſunden Sinn zerſtört hatten. Der Nibelungen Hort, ſangen die jungen Dichter, war mit den deutſchen Ehren wieder aus dem Rhein gehoben, Hermann und Arioviſt ſollten wieder die Helden unſers Geſanges werden, die Zeiten ſollten wiederkommen, wo der Glaube Berge verſetzt habe, Chriſtenthum und Vaterland ſchmolz in Eins zuſammen. Daher ſangen jene Befreierſänger ſo manche fromme Lieder und überſetzte Follen die alten lateiniſchen Kirchenlieder; in den Heeren kanzelten Generale mit dem Feldprediger um die Wette die Soldaten vom Pferde herunter, daß die Pelotons in Thränen ausbrachen, und auf dem Wartburgfeſte ſang man Kirchengeſänge, ſagte zum Schluſſe den Kirchenſegen und ſprach gottinnige Worte und apokalyptiſche Anatheme über den Weltbürgerſinn aus. Religion und Blut, Klinge und Kreuzgriff am Schwert war die gleiche Loſung. Mit Wahrung der neuen Kunſt ſollte alte Körperkraft, alte Sitte und Tracht wiederkehren; trockenes Brod eſſen und auf der Erde ſchlafen gehörte zu den Geboten der neuen Jüngerſchaft, die ſich fortwährend als Träger der Wiſſenſchaft anſahen; ein grobes leinenes Kleid ſollte den Körper decken. Wo aber die Turnkunſt den Bau nicht ausdehnen wollte, mußte doch die Watte die Bruſt hoch und die Schulter breit machen; denn der „Trotz unterm Hut“ ſollte auch aus dem geraden aufrechten Gang herausſehen und aus der vollen Stimme heraustönen, die ſich über Alles mit Feierlichkeit und Würde vernehmen ließ. Dieſes geſpreizte, hochtrabende, pomphafte Weſen, dieſer gezwungene Teutonismus iſt in dieſen Lebensäußerungen, wie in dem entſprechenden Tone jener patriotiſchen Dichtung, und in der ganzen Geſtaltung des burſchenſchaftlichen Lebens, und in den Reſten, die wir davon noch in unſerer altdeutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft und ſelbſt in einzelnen Geſchichtſchreibern antreffen, ja die noch in den Denkwürdigkeiten Arndt's und Fouqué's ganz kürzlich wieder auftauchten, um nichts lächerlicher, als die ganze romantiſche Zeit und Richtung überhaupt, von der er nur eine einzelne Seite iſt. Beides, das Ganze und der Theil, war leicht und bald abzulenken, wenn es in dem Charakter unſerer Nation und in dem Willen unſerer Regierungen gelegen hätte, den politiſchen

und öffentlichen Zuſtänden Geſchichte, Leben, Fortgang und Entwickelung zu geben; denn vor den Geſtaltungen des wirklichen Lebens verſchwinden die Träume der Phantaſten von ſelbſt. So aber trat der neue Quietismus von Wien aus mit friſcher Kraft auf, und vielleicht iſt in der Geſchichte kein Beiſpiel, daß eine ſolche kriegeriſche Erhebung ſo ſchnell in völlige Erſchlaffung zurückgegangen iſt. Unſere Dichtung hielt auch hier mit dem Leben Schritt. Mittelalter, Geiſterwelt und Orient hatten im Augenblick den Vaterlandsrauſch vertrieben und ihre alten Stellen wieder eingenommen. Selbſt von dem trefflichen Ludw. Uhland (aus Tübingen geb. 1787) hatte nichts ſo entſchiedene Wirkung auf unſere Poeſie, als ſeine Romanzen im alterthümlichen Ton; ſie überrankten unſere ganze Lyrik bis in das nordöſtliche Preußen hin, wo Form und Maß des Nibelungenlieds und die ſkandinaviſchen Anklänge eine ganz beſondere Aufnahme fanden, die bis in die neueſte Zeit eine entſchiedene Reaktion gegen alles Antike in der Poeſie ausſprechen. Wirklich ſteht Uhland's Dichtung gegen die ganze ſüdliche und orientaliſche Lyrik der Romantiker in einer eigenthümlichen Feſtigkeit durch ſeine mehr ausſchließlich vaterländiſche Richtung, auch in ſeinen Dramen, vergleichbar dem Verhältniſſe, in dem jener gehaltvollere Kern der deutſchen Dichtung des Mittelalters den formellen und glatten, der Fremde entlehnten Erzählungen gegenüber liegt. Neben jene Farbenpracht und ſchimmernde Glätte unſerer hiſpaniſirenden Dichter gehalten, vergleicht ſich ſogar die verhältnißmäßig ſtrengere, in den Dramen ſogar trockene Zeichnung, in die nur Einmal (in Ludwig dem Baier) etwas von dem romantiſchen Modegeiſt eingeht, und die ſonſt nichts von dem ungeſunden, ausſchweifenden Weſen an ſich trägt. Unter den vielen zerſtreuten Liedern, die jene ſchöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freiheitsſinnes in unſerm Gedächtniß erhalten, ſtehen Uhland's Gedichte, weil ein geordneter Sinn die vielerlei Ecken des Zeitgeiſtes abſchliff und uns ſeine reinere Geſtalt abbildete, wie eine Phalanx feſt; ſie ſind neben den einzelnen geſungenen Gedichten dieſer Periode ein Gegenſtand der Lektüre geblieben; und ſo iſt auch ſeine dichteriſche Landsmannſchaft in einer feſteren Gemeinſchaft um ihn verſammelt, die ein wohlthätiges Gegenbild gegen die Zerriſſenheit der übrigen Sekten macht.

Von jetzt an deuten wir die Erſcheinungen der Folgezeit nur noch in weit allgemeineren Winken an, um zuletzt bei Göthe anzulangen und deſſen Verhalten und Wirken dieſer Zeit gegenüber einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen. Wir behalten dabei im Geſichte, wie die romantiſchen Richtungen zunächſt noch fortdauern, wie ſie ſich in ſich ſelbſt

erſchöpfen, und wie ſich allmählich neue Elemente neben ihnen unmerklich Eingang ſchaffen, die ſich bei dem erſten Anlaß der alten Beſtandtheile zu entledigen ſtrebten. In den Kriegsjahren hatten politiſche Männer wie Niebuhr gemeint, mit unſerer Poeſie ſei es nun zu Ende, nicht bedenkend, daß ein Volk, welches ſeine Dichtung nicht als ein Beiwerk der Kultur, ſondern als eine volle Entwickelungsſtufe ſeiner Bildung betrachtet, nicht ſo bald das erworbene Gut preis gibt, vollends nicht, um den zweideutigen Beſitz politiſcher Kultur dafür einzutauſchen, für die dieſes Volk nicht Sinn und nicht Ausdauer beſaß. Es kam vielmehr ſo, daß nicht allein die poetiſche Schöpfungsluſt und Empfänglichkeit mitten unter den Befreiungskämpfen wo möglich noch unruhiger und betriebſamer ward, als ſie es bisher ſchon war, ſondern daß ſogar die ganze falſche Manier der Romantiker, ihre Entfernung von aller Naturwahrheit und Wirklichkeit gerade in dieſer Zeit auf die höchſte Spitze getrieben ward, und daß die Dichtung des Tages einen grellen Abſtich gegen die große Lage der politiſchen Dinge bildet, wenn man von dem kleinen Antheil abſieht, den die teutoniſche Alterthümelei an deren Geſtaltung hatte. Allerdings muß man dann hierneben im Auge behalten, daß die Bedeutſamkeit, mit der ſich die wirkliche Welt und die Geſchichte geltend machte, auch auf die Poeſie zurückwirkte, und daß nun, was in Collin's Tagen noch nicht gelingen wollte, die hiſtoriſche Dichtung im Drama und Roman anfing in der That ein reales Gegengewicht gegen die vielerlei poetiſchen Phantasmen zu bilden; ja man muß den üppigen Schuß dieſer letzteren gerade in dieſer Zeit als eine letzte und äußerſte Anſtrengung betrachten, ſich gegen den Geiſt des Materialismus und der Wiſſenſchaft zu behaupten. Wir mögen die Verflüchtigung der Poeſie, ihren Rückzug zu allem Unweſenhaften, Geiſtermäßigen, Geſpenſtigen und Märchenhaften nicht Zufall nennen, weil wir ſchon im 13. Jahrh. bei dem erſten Rückgang unſerer Poeſie dieſelbe Erſcheinung beobachteten, und ganz normal in jeder Dichtungsgeſchichte beobachten können. Auffallend ſieht es aber einem Zufalle ähnlich, daß gerade in dieſer praktiſchen Zeit der Politik und des Krieges, die unſere Poeſie von allen ungeſunden Einflüſſen hätte heilen können, mehrere entſchieden krankhafte Naturen (auch nach den Novalis und Werner) am thätigſten waren, die fieberhaften und krampfhaften Erſcheinungen in unſerer Literatur auf die Spitze zu treiben. Dieſer Art war Fouqué. Er erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte, daß er Anlage zu Schwindſucht hatte, daß er, weich und abergläubiſch von Träumen, Todesahnungen und phantaſtiſchen Vorſpiegelungen frühe gequält war;

eine Luſt an dem Schauerlichen der Geiſterwelt, und die „ahnungsreichen Anklänge an Ritterlichkeit und Liebesluſt“ empfand er ſchon im Knabenalter, und er nannte es ein Glück, daß er frühe die Idealwelt des Schauſpiels kennen lernte, „weil ſonſt muthmaßlich das innere Geträum zur bewältigenden Macht des Wahnſinns aufgeſtiegen wäre.“ Eine geſunde Schule hätte dem noch beſſer vorbeugen können, allein er wuchs rein nur unter den Einflüſſen unſerer Dichtung auf, hing zuerſt der Aufklärung an wie Tieck, und bewunderte Schiller, bis er von den Ritterdichtungen, von Jean Paul, von den Schlegel in die neue Bahn gezogen ward. Die Verarbeitung des ſtricker'ſchen Karl und der Hiſtorie vom Ritter Galmy (1806) brachte ihn an die rechte Quelle, um ſeine Neigung für jene ſtelzenmäßigen Darſtellungen des alten Ritterromans zu nähren. Das Hiſtoriſche, das er ſeinen Romanen ſpäter häufig zu Grunde legte, konnte gegen die Unnatur, die er hier einſog, kein Gegengewicht halten, denn er war in der Geſchichte ſelbſt in die üble Schule Joh. v. Müller's gerathen, in dem ihn das Pomphafte und Gezwungene zeitig angezogen hatte. Von ſeinen Schauſpielen abgeſehen, ſo trat Fouqué zuerſt im Alwin (1808) in ſeinem ritterlichen Weſen auf, und verrieth hier in dem quietiſtiſchen Ausgange des Romans ſeine engen Sympathien mit der neuen Schule, ſowie er durch die vielgerühmte Undine, die zunächſt aus der Lektüre des Paracelſus hervorging, in der Lieblingsgattung des Tages, dem Märchen, einen höchſten Preis davontrug. Mitten unter den Befreiungskriegen nun trat ſeine Produktivität mit dem Zauberring (1812 u. ff.) in die fruchtbare Periode, die hernach eine Reihe von Jahren hindurch ununterbrochen blieb. Die Begeiſterung war groß unter der waffenluſtigen germaniſchen Jugend; und doch giebt es die Zeugniſſe unter jenen Enthuſiaſten ſelbſt, daß ſie unter allen den Ritterlichkeiten und Tapferkeiten die Schule der berlin-potsdamer Officiereleganz, unter all der alterthümlichen Zier und Sitte das Zuckergebäck der Modernität herausſchmeckten und das begeiſternde Buch doch nicht zweimal leſen wollten. In der That hat es Fouqué mit ſeiner Wirkung nicht weiter gebracht, als die Spieß und Kramer, die er mit Tieck anſicht, auch; ſeine Schriften machen eine rein materielle Wirkung, und werden kaum je anders genoſſen werden, als daß man ſie in jener Periode der Juvenilität verſchlingt, und ſich für immer an ihnen überſättigt, in der die friſche Wißbegierde des erwachenden geiſtigen Menſchen die ganze Breite der Welt und Literatur, und die Geſchichte und den Geiſt der Zeiten und Weltalter am liebſten unter der gefälligen Zubereitung des Romans auf ſich einwirken läßt. Der

Gereifte wird Göthe's Ausſpruch über Fouqué trotz aller Widerreden treffend finden, daß der Schriftſteller ſich zu ſolchen Epochen wenden ſolle, die wahrhafter Bildung froh waren und ſo auf wahrhafte Bildung überwirken; und er wird Alles, was Göthe gelegentlich über die Alterthümelei und Vaterländerei und Frömmelei unſerer Maler Bitteres und Heiteres geſagt hat, auf nichts in der Poeſie ſo ſchön anzuwenden finden, als auf die eckig-gezierten Figuren und all das urdeutſche Leben und Weben in den Gemälden dieſes Mannes. Nicht in ſolchem Grade wie mit Fouqué's Werken, aber doch ähnlich geht es auch mit ſeines Meiſters Jean Paul Schriften, und ganz gleich mit denen ſeines Freundes E. T. W. Hoffmann (aus Königsberg 1776—1822); ſie erſchüttern die leicht erregliche Phantaſie der Frühjugend, und ſpäter begreift man dieſe Wirkungen nicht mehr. Wir heben ihn unter all den Erzählern, die vor, neben und nach ihm das Schauerliche und Grauſige darſtellten, unter den Arnim, Apel, Kruſe, Weisflog u. A., allein aus, weil er die überwältigende Macht dieſer Richtung in der Zeit am beſten darſtellt, da er gleichſam aus der pragmatiſchen königsberger Humoriſtik heraus, aus dem ſchroffſten Gegenſatze der Romantik, in das andere Extrem hinübergeriſſen ward. Auch Er war ein durchaus krankhaftes Weſen, und er that das Seinige, um eine vielleicht von Geburt an zerrüttete Natur völlig zu zerſtören; dies würde noch deutlicher werden, wenn wir eine Biographie von ihm beſäßen, die ohne freundſchaftliche Rückſicht geſchrieben wäre. Heftigkeit und Raſerei in Liebesempfindungen gab ſich Hoffmann ſelbſt Schuld, und er führte zeitweilig ein grundſätzlich lüderliches Leben; ſeine angeregten Nerven, die ihn mit Todesgedanken quälten und ihm Geſpenſter und Doppelgänger zeigten, reizte er mit Wein und Nachtarbeiten, unachtſam, daß ihm ein mäßiges Leben für Geiſt und Körper das zuträglichſte war. So ward ſein Leben und Ende eine ſchauderhafte Warnungstafel, wie ſeine Schriften, die nach den Worten einer engliſchen von Göthe empfohlenen Beurtheilung, fieberhafte Träume eines kranken Gehirnes ſind, gleich den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringe. Die Schilderungen des Wahnſinnes, die Zerrbilder des Lebens wurden die Lieblingsgegenſtände ſeiner Darſtellung; die äußere Natur, jede einfache Exiſtenz, das „Mottengeſchmeiß" der alltäglichen Menſchen mißhagte ihm; excentriſche Streiche, prickelnde Anekdoten, „lyriſche Donquichoterie" ſchienen ihm die einzige Würze des Lebens. Alles, was den Geiſt natürlich hält, Geſpräche über Politik, Staat, ſelbſt Religion haßte er frühe und immer. Keine Lektüre bildete ihn; das Wenige, was er las,

war nach den Eigenheiten ſeines zerſtörten Weſens gewählt: ſpaniſche Poeſie, Wiegleb's Magie, Rouſſeau's Geſtändniſſe, Rameau's Neffe, Jean Paul. Ein Klausnerleben hielt ihn ganz in ſeinen eigenen Vorſtellungen befangen, und ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen verſenkten ihn offenbar noch mehr in jenes „Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten," vor dem ihn ſeine Freunde weislich warnten. Das Berufsleben quälte ihn; wie alle Genialitäten, an denen wir in Deutſchland ſo reich ſind, die ohne Kraft ſind das äußere Leben zu bewältigen, gefiel er ſich in dem Beſitze des fühlbaren Herzens, das mit höherem Berufe und höherem Streben ſchmeichelt, und das nicht das frohe Gefühl der Selbſtbefriedigung zum Maßſtabe des Werthes unſeres Strebens macht, ſondern die hypochondere Selbſtquälerei und Unzufriedenheit an allem menſchlichen Thun und Treiben überhaupt. Juriſt mochte er nicht ſein; er wußte nicht, ſollte er Maler oder Muſiker werden, war bereit als Dramatiker aufzutreten, und trat zuletzt als Erzähler auf. Rochlitz, der perſönlich und ſchriftſtelleriſch in dieſer Zeit manche Anregung gab, beſtimmte ſeine Richtung; Chamiſſo's Peter Schlemihl mußte aufmunternd hinzuwirken. In einer Periode, wo er in äußerer Noth lebte, unter der Anſpannung verſchiedenartiger Arbeiten, wo er ſich als unglücklicher Liebhaber und ſchmachtender Anbeter in ſeiner ſeltſamen kleinen Erſcheinung ſelbſt ironiſirte, und in der Ironie ein herrliches Mittel entdeckte, Verrücktheit zu bemänteln, unter überſpannten Stimmungen, unter Selbſtmordgedanken, bei innerem Wurmfraß, „fand er es an der Zeit in literis zu arbeiten," und Jean Paul führte ihn ein. Dies war gerade die Zeit, als Deutſchland ſeine großen Anſtrengungen gegen Frankreich machte; 1813 legte er die Phantaſieſtücke zurecht und begann die Elixire des Teufels, d. h. jene Art von mißgeborner Dichtung, die Lichtenberg und Forſter das literariſche Bedlam nannten. In ſeinen Schriften, die wir nicht zu charakteriſiren brauchen, iſt das Erträglichſte nicht, wie man denken ſollte, was eine geſteigerte Phantaſie Ungeheueres erſchaffen hätte, ſondern vielmehr das, wo ihn die Anſchauung der wirklichen Welt leitete, wo er ſeine Karrikaturen fahren ließ, wo, wie man richtig ſagte, der verſtändige Juriſt oder der erfahrene Muſiker gleichſam half. Sein Landsmann Hippel hat nicht unmittelbar auf ihn gewirkt, aber doch hatte er ganz deſſen Grundſätze und Handlungsweiſe, die alle Humoriſten haben, das Selbſtangeſchaute unmittelbar darzuſtellen, ohne es über das Zufällige emporzuheben. In ſeinen Schriften ſpielen ſeine Verwandten und ſein Leben mit, in den Serapionsbrüdern ſein berliner Freundeskreis, im Kater Murr ſind die Beziehungen auf ſeine Eigenheiten

und ſein Leben (beſonders in Bamberg) am häufigſten; Erinnerungen aus Königsberg und Glogau ſind in den Nachtſtücken verarbeitet, und ſo Anderes anderswo. Alles liegt in einem ungeſtalteten Haufen, aus dem ein Anderer, der das Talent hätte, erſt etwas bilden müßte. Hoffmann's Werke und Leben, zum Objekt einer kunſthaft behandelten Darſtellung gemacht, könnten wie Lichtenberg's und Jean Paul's Erſcheinungen zu beſſeren Kunſtwerken werden, als dieſe Männer ſelbſt geliefert haben. Hoffmann iſt eine höchſt geſteigerte Originalität und Eigenrichtigkeit bis zur Monomanie, eine Karrikatur; im kleinſten Körper koloſſale Abſichten, die ſich ſelbſt vernichten; eine „queckſilberne Natur" von den allerwechſelndſten Launen, zu jovial um hypochonder, zu hypochonder um jovial zu ſein; im äußerſten Maaße ein Bild jener bindungsloſen Vereinigung von Verſtand und Empfindung, eben ſo geneigt in dem Kram berliner Anekdoten zu ſchwelgen wie in ſeinem muſikaliſchen Tiefſinne; ein humoriſtiſcher Charakter in tragiſchem Ausgange. Daß ſeine Schriften, wie ſie ſind, „lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen ſind, und ſolche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden, kann, wie Göthe ſagte, jeder treue, für Nationalbildung beſorgte Theilnehmer nur mit Trauer ſehen." Hat ja Jean Paul ſelbſt ſeinen ehemaligen Schützling zuletzt preisgeben müſſen, als er ſeinen Humor zum ächten Wahnwitz ſteigerte, als in Deutſchland überhaupt die „bella donna die Muſe ward, und die Leſewelt gläubig wie das Morgenland die Verrückten als Heilige verehrte." Dieſer Mann, der aller dieſer Ausartungen nächſter Anlaß, ſelbſt aber nie ohne die lucida intervalla des geſündeſten Urtheils war, der allen dieſen jungen ausſchweifenden Genies die Hand geboten hatte, aber auch öffentlich ſie ihnen wieder entzog, ſah zuletzt mit Unmuth dem hohen „Schwebepunkte" der romantiſchen Literatur auch im Schauſpiel zu, über den ſie ohne Selbſtverflüchtigung nicht hinaus könne. Von den Tragödien des „nicht verſtandreichen Werner bis zu denen des verſtandübereichen Müllner regiere ein luſtiger Wahnwitz die Charaktere und einen Theil der Geſchichte, deren Schauplatz eigentlich im Unendlichen ſei, weil verrückte und verrückbare Charaktere jede Handlung, die man will, motiviren und rücken können." Beſſer kann man die Schickſalstragödie Ad. Müllner's (bei Weißenfels 1774—1829), Franz Grillparzer's (aus Wien geb. 1791), Ernſt v. Houwald's (aus Straupitz geb. 1778) und die einzelnen Stücke ſo vieler anderer Dichter gar nicht charakteriſiren, die ſich an Werner anreihen, aus Calderon unſelige Nahrung nehmen, mit dem Schauerlichen hier und da das Weinerliche wunderlich

verbinden, und überall den geſunkenſten Begriff von Welt und Kunſt in den Dichtern verrathen. Das Publikum, das dieſe Reizmittel eines verdorbenen Geſchmackes mit unglaublicher Begierde hinabſchlang, verrieth dieſe Geſunkenheit nicht minder. Wenn man heute die Polemik z. B. Tieck's gegen die Fataliſtiker und ihre jetzt ſchon vergeſſenen Stücke lieſt, ſo begreift man die Wichtigkeit kaum, mit der dieſe Machwerke beſprochen wurden; wohl begreift ſie, wer es noch erlebt hat, mit welchem Jubel man dieſe Irrlichter als Wundermeteore begrüßte, wie die größten Künſtler den Yngurd, die Sappho und Medea mit allem Kunſtaufwand emporhoben, wie um Müllner's Dichtergröße ein tumultuariſcher Lärm über ganz Deutſchland ging. Jene im Moment wirklich großen Erfolge dieſer Stücke, mit deren Fortgang der Untergang unſerer Bühne Schritt hielt, verdächtigen jeden Lorbeer, den die Stimmung des Tages dem jungen Dichter reicht, und mahnen mit eindringlicher Warnung zur Selbſtprüfung, ob man nicht an einen vorübergehenden Beifall ein Streben ſetzt, das, anders gelenkt, vielleicht unſcheinbarer, aber werthvoller, nach innen und nach außen erfolgreicher wäre.

Im Drama warfen ſich dieſen hyperromantiſchen Verderbniſſen der Literatur zwei Gruppen anderartiger Erzeugniſſe entgegen, die wir nur ganz im Allgemeinen bezeichnen. Das Luſtſpiel, ſeiner Neigung nach, ſich der Tragödie, wo ſie irgend eine beſtimmte Geſtalt trägt, gegenüber zu lagern, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, ſich an den Verſtiegenheiten der romantiſchen Poeſie überhaupt und des Trauerſpiels insbeſondere zu reiben. Nur zeigte ſich auch jetzt wieder, wie übel es für dieſe Gattung iſt, daß bei uns das deutſche Leben nirgends einen gemeinſamen Brennpunkt hat. Die Komödie kann ſich nur in großen Städten ausbilden, und wir haben daher auch jetzt kaum einen Dichter in dieſem Gebiete zu nennen, der ſich nicht entweder an Wien oder Berlin irgendwie anknüpfte. In Wien nun, wo gleichſam eine hohe Schule der Romantik war, machte ſich eine Oppoſition ſchon eben darum nicht dagegen geltend; dazu kam, daß das Lokalbedürfniß dort zu groß iſt, um den Schauſpieldichtern Zeit zu laſſen, ernſtern Zwecken nachzugehen. Die Bäuerle, Gleich, Stegmayer, Neſtroy u. A. hatten für den Geſchmack des leopoldſtädter Publikums zu arbeiten. Aus der Reihe dieſer Lokalkomödien hebt man gewöhnlich Ferdinand Raimund heraus, der dieſe Volksbühne habe veredeln und den Geſchmack des Publikums läutern wollen, und deſſen Stücke mit ungeheuerem Beifall in Wien und zum Theil auch im übrigen Deutſchland aufgenommen wurden. Uns iſt es ſchwer einzuſehen, wie durch dieſe Zauberſpiele mit einiger moraliſcher

Tendenz, mit abgeſchmackten Stoffen, mit einer burlesken Geiſterwelt, mit den unſinnigſten Maſchinenkünſten, mit Muſikſtücken, die Ochſen- und Gänſegeſchrei nachahmen, der Geſchmack geläutert wird, und die häufigern Aufführungen dieſer grotesken Kompoſitionen ſcheinen uns eben ſo viele Zeugniſſe von einem überſättigten, nur durch die ſchärfſten Reizmittel noch zu kitzelnden Magen, wie es in anderer Art die Geſpenſtertragödien waren. Neben dieſen Volkspoeten bewegten ſich die Frau von Weißenthurn, Vogel, Coſtenoble (dichtende Schauſpieler), Caſtelli und Aehnliche auf dem Gleiſe der Lebrun und Kotzebue fort; unter ihnen ſchien Steigentesch höher zu ſtreben, wie dort Raimund; er verachtete wenigſtens das engliſche und italieniſche Luſtſpiel, oppo-nirte dem antiken, billigte das Intriguenſtück der Spanier, und ſchien höhere Anforderungen befriedigen zu wollen. Allein wie ſollen uns ſeine langweiligen Ehen und Liebſchaften der Honoratiorenſtände unterhalten, in denen die Verwickelung gering, die Charaktere noch geringer ſind, und dem Antheil der Empfindung in kalter Verſtändigkeit abſichtlich aus dem Wege gegangen wird! Wenn wir hier zu wenig Wirkung der anerkannten ſpaniſchen Schule finden, ſo bei Anderen zu viele. Der ſpaniſche Geſchmack fand in Wien beſondere Aufnahme; der bekannte Bearbeiter calderon'ſcher und moreto'ſcher Stücke, Schreyvogel (Weſt), war hier Dramaturg und Theaterdichter; Joſ. Chriſt. von Zedlitz nahm den Stil des ſpaniſchen Dramas hier und da völlig an; einige ſeiner Stücke opfern ſich geradezu den ſpaniſchen Formen und Sitten auf. In Calderon's Luſtſpielen müſſen wir uns mit dieſen Sitten verſöhnen, und thun es ſchon darum, weil es uns intereſſant iſt, ſie zu lernen; ihre Nachahmung aber, z. B. in „Liebe findet ihre Wege" (1827), iſt materiell und formell gleich ermüdend und langweilig. Wie gut dieſe Zeit jede beliebige Form nachzuahmen wußte, zeigte Zedlitz auch in ſeiner Fortſetzung des Taſſo (Kerker und Krone 1833); aber nach friſcher Natur und ächtem Leben ſuchen wir vergebens; ſeine Turturell (1821) der Schickſalstragödie angehörig iſt nicht weniger gezwungen als Alles, was in dieſen Kreis hineinreicht. Hier in Wien alſo treffen wir im Luſtſpiele nichts, was, ganz abgeſehen vom äſthetiſchen Werthe, auch nur hiſtoriſch von einiger Bedeutung wäre. Anders iſt es in Berlin; die Regſamkeit der Bildung aller Art in dieſer proteſtantiſchen Hauptſtadt Deutſchlands entfremdete das Luſtſpiel nicht ſo ſehr der Satire, die deſſen Würze und Werth iſt. Hier, wo der romantiſche Geiſt zuerſt umging, zeigten ſich auch die erſten Neigungen, ihn wieder zu bannen. Gegen Kotzebue, der hier eine Zeit lang am höchſten gefeiert wurde, erhob ſich eine faktiſche

Oppoſition auch von nichtromantiſcher Seite her. Reinbeck ſetzte ſich gegen ſeine herabziehende Tendenz, wie er ſich an der fahrläſſigen Behandlung des Theaters in Wien ärgerte, und wie er überhaupt ſchon 1817, lange vor Tieck, die ſinkende Bewegung unſerer Bühne bemerkte und beklagte, als noch Eifer und Theilnahme ungeſchwächt war. Was in Berlin für den Bühnenbedarf geſchah, intereſſirt uns nicht. Auch hier fehlt es nicht an herabziehendem Schwergewicht der Plattheit, und wenn wir nur den einzigen Clauren berüchtigten Andenkens in die Wagſchale legten. Eine Reihe von leichten Talenten, wohin wir die Conteſſa, Schall, Holtei u. A. rechnen, und die beſonders Schleſien lieferte, ſorgten für unterhaltende Kleinigkeiten, die für uns nichts bedeuten; bei dem Wetteifer von Friedrich und Gubitz wollte auch nichts herauskommen. Bei dem Letzteren bemerkt man übrigens ſchon (gerade in der Prinzeſſin, dem Stücke, das auf eine Ausforderung von Friedrich geſchrieben iſt) einige Eigenheiten der berliner Komödie dieſer Zeit, die ſie von der wieneriſchen und anderen unterſcheiden. Wir meinen jene Bonmots und Schlagwitze, die hier und da zu häufig, den Vorgängen zu fremd, zu kalt ſind, als daß ſie nicht die Regiſtratur verrathen ſollten, den Stoff der anekdotenberühmten Stadt, und den bloßen Fleiß und Verſtand, der ihn zurechtſtellte; und dann einen gewiſſen Jean Paulſchen Anſtrich, der eine neue deutſchere Schule verräth, die das Luſtſpiel hier durchmachte. Julius von Voß verſuchte Krähwinkel in Flachſenfingen zu erhöhen, aber es griff nicht durch. Daß wir eine ſolche Flucht ins Allgemeine bei unſeren Satiren nöthig haben, daß wir unſere Narrheiten in utopiſche Orte überſiedeln müſſen, die uns alle ſo greifbar nahe liegen, dies allein deutet ſchon auf den wunden Fleck unſeres Luſtſpieles, der es immer in einem ſiechen Zuſtande niederhalten wird. Voß und Robert haben unſtreitig in einzelnen Stücken einen tieferen Zug und hätten vielleicht unſerer Komödie einen neuen Werth gegeben, wenn ſie Freiheit der Rede beſeſſen und ein Volk um ſich gehabt hätten, dem gewiſſe Kräfte und Stärken Selbſtgefühl genug gäben, um gewiſſe Schwächen, die man ihm im Spiegel zeigt, tragen zu können. So aber ging es ihnen, wie unſeren humoriſtiſchen Romanſchreibern: ſie fingen an, Erwartungen von ernſterer Art zu erregen, und plötzlich ſchaarten ſie ſich zu den Herausgebern der Jahrbücher der Bühne und lieferten elegante und artige Bagatellen, denn nichts in den öffentlichen Zuſtänden forderte ihre Talente zu größeren Leiſtungen auf. Die Polemik der Komödie gegen gewiſſe Zuſtände der Literatur gab man noch zu, wenn ſie ſich hübſch im Allgemeinen hielt; ſowie aber ein Name

dabei genannt wurde, wollte man ſie nicht aufführen; dazu gab Göthe ſogar ein Beiſpiel. Es läßt ſich eine ziemlich umfangsreiche Luſtſpielliteratur zuſammenſtellen, die ſich über die Richtungen der Romantik und ihre Uebertreibungen luſtig machte, und vieles Weſentliche darunter knüpft ſich an Berlin an. Die Ueberbildeten (nach Molière) von Robert (1803 zuerſt) ſtehen in dieſer Gruppe voran; ſie verſpotteten, in verſchiedenen Bearbeitungen anders, die romantiſchen Neigungen, und Voß arbeitete in der Griechheit (1807) und in Künſtlers Erdenwallen in dieſem Sinne weiter. Von da bis in die 30er Jahre kam in Stücken von Caspar, Raupach, Joſ. v. Eichendorf, Anton Richter, Chr. Geyer, Platen, Lüdemann, in Robert's Caſſius und Phantaſus dieſe antiromantiſche Dichtung des Luſtſpieles immer wieder zu Tage. Man verſpottete die Unſitte jener Dichterſchule, ſich von aller Gegenwart wegzuwenden, den poetiſchen Katholicismus, Hellenismus und Hispanismus, den Schickſalsunfug der Tragödien und die Spektakelſtücke. Der Luxus des Geiſtes, der Modeſinn der Literatur, die belletriſtiſchen Koterien, die wuchernde Schöngeiſterei, Alles ſtellt ſich in zerſtreuten Zügen der Satire dar. Doch gewahrte man ſelten, daß die Aerzte dem kranken Literaturkörper die Narren mit ſicherer Hand und mit dem Bewußtſein ausſchnitten, daß ſie das Uebel an der Wurzel ergriffen; es fehlte der Kunſt ein großes Objekt und mit ihm ein großes Verdienſt; die Zaghaftigkeit der Satire iſt ſelbſt in dieſen ungefährlichen Kämpfen offenbar. Wie vielmehr, wo ſie ſich in die ſonſtigen Verhältniſſe des öffentlichen Lebens wagte! Man ſchlage Raupach's Zeitgeiſt, oder Voſſens Pſeudopatriotismus und das Loos des Genies auf, wie furchtſam iſt Alles, obwohl Alles die deutliche Abſicht verräth, ſich auch an den politiſchen Zuſtänden zu reiben. Robert war aus fichte'ſcher Schule, und über die politiſchen Verhältniſſe wie über die theatraliſchen verbittert; G. A. von Maltitz (nicht zu verwechſeln mit dem Fortſetzer des Demetrius) ward aus Berlin einer Komödie wegen verwieſen; in ſeinem Luſtſpiele (z. B. im Pasquill 1829) wie in ſeinem Trauerſpiele (z. B. im Kohlhaas) fehlt es nicht an bitteren Stichen auf die politiſchen Zuſtände und an Lektionen für das Haus Zollern und ſeine Räthe; der unzufriedene Dichter leiht im Kohlhaas ſeine Stimme dem Helden des Stückes, der als Sprecher der „gewaltigen allgemeinen Völkerſprache der Zeit" auftritt. Aber was ſollte aus all dieſem in der Zeit der karlsbader Beſchlüſſe werden, wenn nicht ein Komöde da war, der mit unſterblichem Gehalte ſeiner Stücke den Druck von oben überwand und mit einem felſenfeſten Charakter der Gefahr ſeine Stirne bot?

Die zweite Gruppe von Dramen, die wir dem romantiſchen Principe entgegenſtellen wollten, bildet das von Tieck ſelbſt empfohlene und durch Schiller's Vorgang höchſt fruchtbar gewordene hiſtoriſche Schauſpiel. Von der Zeit an, wo Kotzebue mit ſeinem Schutzgeiſt und Waſa, ſeinem Bayard und ſeiner Octavia ſich Schiller'n und Shakeſpeare an die Seite zu ſtellen hoffte und auf der Bühne oft mehr Beifall als dieſe fand, und wo Fr. Schlegel Collin neben Schiller ſetzte, mußte dieſe Gattung eine ergiebige Quelle von Ruhm zu öffnen ſcheinen. Sie kam dem ohnehin wach gewordenen Stammgeiſte und dem Betrieb der Lokalpoeſie entgegen, innerhalb welcher das hiſtoriſche Gedicht allerdings die höchſte Stelle einnehmen wird; und dem abſinkenden Erfindungsgeiſte und dem ausgehenden Dichtertalente konnte es nur erwünſcht kommen, daß es ſich hinter gegebenen Aufgaben ſollte verbergen dürfen, daß es die hiſtoriſche Wahrheit vorſchützen konnte, wenn man über poetiſche Unwahrheit Klage führte, daß es mit dem Stoff zu intereſſiren hoffen durfte, wo es an poetiſcher Form gebrach. Wir haben daher in dieſer materiellen Gattung, dem hiſtoriſchen Drama, dieſelbe Erſcheinung zu beobachten, wie im 13. und 14. Jahrh. in der hiſtoriſchen Reimchronik. Sie zieht ſich durch alle deutſche Stämme hindurch und geſtaltet ſich vorzugsweiſe örtlich, ſo daß wir, wenn es auf die Zahl und den Raum ankäme, eine weit andere Reihe von vaterländiſchen Geſchichtsdramen aufſtellen könnten als die Engländer, und noch univerſalhiſtoriſche genug übrig behielten, um auch die Blätter der Geſchichte aller übrigen Völker damit auszuſchmücken. Wir haben zuerſt in der Schweiz J. F. Hottinger und den Bildhauer Keller aus Zürich, die eine Anzahl ſchweizeriſch-vaterländiſche und andere hiſtoriſche Stücke (um 1810—16) ſchrieben. Adrian Grob hat in ſeinem Albrecht (1816) die Kehrſeite von Tell gegeben und andere dramatiſche Bilder entworfen, die mitten aus Joh. Müller herausgeſchrieben ſind und ſich auf ihre hiſtoriſche Treue das Meiſte einbilden. In Baden machte ſich (außer Bonafont, wenn man dieſen ſeiner Geburtsſtadt wegen hierhin rechnen wollte) Joſ. von Auffenberg durch eine lange Reihe von Tragödien (dramatiſche Werke 1823 u. A.) bekannt, die nicht lokal ſind, ſondern in Schiller's Weiſe nach feſſelnden Geſchichtsſtoffen ſuchen, welche ein poetiſches Element im Stoffe tragen. In Würtemberg erinnern wir blos an Uhland; Conz reiht ſich mit ſeinem Conradin (1782) mehr zu den wenigen Tragikern, die ſich, wie Ramdohr, v. Soden u. A., vereinzelt ſchon im vorigen Jahrhundert auf das hiſtoriſche Drama warfen. In Baiern blieb Babo im Anſehn; J. A. von Destouches, Franz Xaver von Caſper, Erhard,

v. Aretin, Grötſch und nicht wenige andere dunkle Namen wetteiferten hier um einen Preis, der 1817 für das beſte vaterländiſche Schauſpiel ausgeboten wurde, ohne ihn erwerben zu können; die Stücke, die damals einliefen, zeugen bis auf wenige Ausnahmen von einer ganz unerwarteten Rohheit des Geſchmackes. In Oeſterreich haben wir oben die Collin erwähnt; viele andere Namen könnten ihnen beigefügt werden. Berlin braucht nur ſeinen Einen Raupach zu nennen, um zu beweiſen, daß es hinter Wien auch in dieſem Fache nicht zurückſtehen wollte. Er kann mit ſeiner Fruchtbarkeit allein nicht blos dieſe hiſtoriſche Gattung des Dramas vertreten, ſondern überhaupt alle Geſtalten faſt aufweiſen, die Luſt- und Trauerſpiel bei uns angenommen haben: bald den Zuſchnitt des antiken Dramas mit Chor, bald die Spuren Göthe's, bald Schiller's Wechſel zwiſchen philoſophiſchem Raiſonnement und lyriſchen Dithyramben, bald die Konnivenz gegen die Romantiker und ihre Götzen, bald den Einfluß der berliner Luſtſpieldichter, bald Charaktere, die dem Schauſpieler zu Gefallen geſchrieben ſind, bald Figuren wie Schiller's perſonificirte kategoriſche Imperative. In Sachſen wollen wir E. H. Gehe, in Braunſchweig Klingemann, in Kaſſel Döring anführen; ſogar Weſtphalen blieb hier nicht zurück, wo Grabbe einige Jahre in dieſem Gebiete thätig war und mit Raupach in Bearbeitung der hohenſtaufiſchen Geſchichte wetteiferte, zu der Raumer's hiſtoriſches Werk dieſe Dichter einlud, wie Müller die Schweizer. Wie verſchiedenartig nun auch die ungeheuere Maſſe dieſer Dramen und ihrer Verfaſſer vorliegt, dennoch gehen ſehr gemeinſame Merkmale hindurch, die in dem Weſen der Gattung begründet liegen. Der Hauptpunkt iſt für die Anſicht, die wir hier verfolgen, die größere Nüchternheit und Verſtändigkeit, die dieſen Cyklus von Stücken der Hyperpoeſie der Romantik entgegenſetzt, aber auch freilich ihnen den dichteriſchen Werth größtentheils entzieht. Göthe warnte ſehr nachdrücklich vor den hiſtoriſchen Stoffen, die alle mittleren Talente anzulocken ſchienen und zu deren Geſtaltung er doch gerade die größte Kraft des Genies nöthig fand. Das einzelne Schöne, das hiſtoriſch Wahre, ſagte er, macht einen Theil des ungeheueren Ganzen aus, zu dem es völlig proportionirt iſt; im beſchränkten Gedichte laſſe es ſich nur ſehr ſchwer ſo beherrſchen, daß es nicht dem engeren Ganzen ſtörend werde, das in ſeiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlange. Zwei ganz entgegengeſetzte Fehler folgen aus dieſer Schwierigkeit, die unſeren Geſchichtsſpielen überall vorliegen. Die Dichter, nirgends ſelbſtändig, haben entweder Shakeſpeare oder Schiller vorzugsweiſe vor Augen, und meinen überall, wenn ſie ihr geſchliffenes Glas nur nach dem Muſter faſſen,

dieſelbe Wirkung zu machen, wie jene mit ihren ächten Steinen. Sie bilden nach dieſen Meiſtern den Gegenſtand mehr in eine Hiſtorie oder in ein regelmäßiges Bühnenſtück aus. Dort häufen ſich Epiſoden, Volksſcenen, logiſcher Witz und alle Mittel, die den Gegenſtand individualiſiren können; es iſt die verhältnißmäßig größere Natur, und geringere Kunſt, die ſich hierhin ſchlägt. Es ſind dann aber auch gemeiniglich nichts als Hiſtorien, die herausſpringen, und die weder durch Auffaſſung der Geſchichte und durch hiſtoriſche Ideen einen Werth haben, noch durch Berückſichtigung der Bühne. Die Schillerianer dagegen, die Klingemann, Körner, Gehe und die Aehnlichen, lernen ihrem Meiſter das Geſchick ab, intereſſante Begebenheiten aus der Geſchichte auszuwählen, eine reine, klare Anordnung zu treffen, in würdiger Sprache feſſelnde Momente vorzutragen, und mit den erworbenen Mitteln der dramatiſchen Oekonomie hauszuhalten. Dies werden dann gemeinhin Staatsaktionen, gefüllt mit bekannten Phraſen und Formeln, die oft wie Parodien auf die Originale anklingen; es werden ſchön ſtiliſirte Stücke ohne eigentlichen Kunſtſtil und ohne allen Werth, mit allen Fehlern der ſchiller'ſchen Stücke ohne ihre Tugenden. Andere, wie Immermann, wechſeln dieſe Rollen oder verbinden ſie, ohne darum minder abhängig und minder trocken zu werden. Die politiſche Proſa macht ſchon Schiller'n genug zu ſchaffen, aber doch vergleiche man ſeine Jungfrau gegen Wetzel's Jeanne d'Arc, ſeinen Tell gegen Immermann's Trauerſpiel in Tirol (wir greifen auf gut Glück in die Menge der Beiſpiele, aber gewiß nicht auf perfide Weiſe), oder irgend eine ſeiner ſonſtigen Staatsaktionen mit dem Karl v. Bourbon von Zahlhaas, mit Raupach's beiden Chawansky, mit dem Struenſee von Michael Beer, mit Moſen's Rienzi (wir nennen dieſe, weil hier überall ächt tragiſche Charaktere mit geſchicktem Geiſte gewählt ſind), und man wird überall fühlen, welch ein Zuſatz von Gemüth, Weisheit, Schönheitsſinn, Normalität und Unbefangenheit der Betrachtungsweiſe dort erſt den Dichter macht, an dem man vielen Flitter abſtreifen kann, ohne ihm darum ſeinen ächten Glanz zu nehmen. Dahin hatte es die ungemeine Verbreitung unſerer äſthetiſchen Bildung und der Glanz unſerer poetiſchen Muſter gebracht, daß die große Schaar der jungen Talente überall dichteriſchen Sinn in der Wahl der Stoffe und eine künſtleriſche Gewandheit in gehobener Behandlungsart bewährte; aber ſobald man den Motiven in ihren Stücken nachgeht, wo wir das Mark der Dichtung ſuchen, da ſchreckt uns bald Grille und Wunderlichkeit, bald kleine Erfahrung neben großem Dünkel, bald verwildertes Gemüth, bald beſchränkte Einſicht ab. Wo vollends, wie in den eigentlichen Hiſtorien

von Raupach, auch noch trotz allen Effekten der theatralische Schmelz abgeht, da ist es vor Frost, Farblosigkeit und Tonlosigkeit nicht auszuhalten; und diese mechanische Versmacherei ohne Herzenswärme, die jenen einstigen französischen Fabrikationen mit Kleister und Scheere anfing ähnlich zu sehen, hat mehr oder minder diese ganze historische Dramatik gezeugt. Und wo in diese Stücke eine Herzenswärme oder sonstige Steigerung des historischen, realistischen Elements ja hinzutritt, da möchte man sie lieber gleich wieder hinwegwünschen. Einige unserer dramatischen Historiker, wie Grillparzer, Immermann, Kruse (im Ezzelin) u. A., lehnten sich an die Schicksalstragödie an und brauchten die Würze der Romantiker. Dies aber und alles Legenden- und Wunderartige und Phantastische ward allmählich entfernt, und es trat nun seit Byron's und Victor Hugo's Auftreten jene unwohlthuende subjektive Stimmung, jene Selbstquälerei und faustische Verzweiflungssucht hier und da in die historische Dramatik ein, von der wir die ganze neuere Lyrik und Journalistik allgemach haben anstecken sehen. Die unverkümmerte Wirkung, die ein Laut der ungespannten Natur von selbst macht, geht in solchen Stücken vollends verloren, deren Dichter mit jedem Worte, das aus ihrer Seele quillt, verrathen, daß sie nicht über den Wolken des Lebens stehen und uns auf dessen heitere Höhen nicht zu führen wissen. Grabbe, Eichendorf u. A. haben uns solche Stücke geliefert. Dem Ersteren schrieb Tieck bei Gelegenheit seines Herzogs Theodor sehr bezeichnend, daß die gefallenden Stellen darin alle den Ton einer tiefen Verzweiflung ausdrücken, und er warnte ihn weise, diesem „Zerstörungsprocesse des Lebens nicht nachzugehen, der sich ihm in der Maske seiner geborenen Feindin, der Poesie, aufdringe." Grabbe's Hohenstaufen sind großwortiger, bombastischer, als die gewöhnlichen auf den Theaterschnitt berechneten Stücke dieser Art, allein das schärfere Auge täuscht dies nicht: in den komischen Stellen deckt sich die Armuth dieses gewaltig angestrengten Geistes sichtbar auf, und in den krampfigen Hauptfiguren der Geschichte und dem (an sich hochpoetischen) Verhältnisse Friedrich's und Heinrich's des Löwen ist nicht ein Funke weder von Natur noch auch von wahrer Dichtung. In den noch sinnloseren Stücken dieses Mannes hat man nach unserer Art noch entschiedenere Züge des Genius gefunden, und immer die belegenden Stellen zur Hand gehabt, als ob ein goldener Flicken ein zerfetztes Kleid zum schönsten Gewande machte; und uns ist es sogar schwer, selbst nur diese Goldlappen zu finden. Die mephistophelische Ansicht der Dinge, der faustische Lebensgram, die wühlende Skepsis wählt noch fortwährend gern die melancholischen Schreckbilder aus dem Materienschatze

der Geſchichte zur poetiſchen Behandlung, und auch in die bürgerliche Tragödie trägt ſie ſich neuerdings über, wo ſie ſo viele Mißverhältniſſe unſeres Lebens zu unterminiren ſucht. Der reine Kunſttrieb iſt in allen dieſen poetiſchen Beſtrebungen augenſcheinlich ganz verloren.

Mit dem hiſtoriſchen Drama liegt der hiſtoriſche Roman auf Einer Linie; auch Er half die romantiſchen Tendenzen zu ſtürzen und ein realeres Princip in die Dichtung zurückführen. Van der Velde liegt hier an der Grenze; ſeine ganze Manier neigt noch zu der romantiſchen Sinnenbeſtechung hin, obwohl ſeine Materien geſchichtlich ſind. Die Nachfolger Walter Scott's, die Bronikowski, Häring, Spindler u. A. haben zwar ſelten ſeine hiſtoriſch angelehnten Romane zum Gegenſtande ihrer Nachahmung gemacht, doch aber nehmen ſie ganz jene plane Erzählungsweiſe an, die auch in der romantiſchſten Materie nichts mehr mit den überſchwenglichen Richtungen unſerer romantiſchen Schule gemein hat. Am meiſten ging Zſchokke in ſeinen ſchweizeriſchen Lokalbildern und übrigen hiſtoriſchen Gemälden in Scott's geſchichtliche und örtliche Charakteriſtik ein. Auch in Steffens' Erzählungen iſt ein hiſtoriſches Fundament zu Grunde gelegt; und obwohl Er in den naturphiloſophiſchen Anſichten Schelling's und in manchen Theorien und Neigungen, die die romantiſchen Jahre gebaren, feſt ſtehen blieb und ſeine Novellen damit durchdrang, ſo iſt doch auch bei ihm alles Phantaſtiſche und Wunderliche jener erſten Zeit geſchwunden, und das Intereſſe kann auf dem hellen Thatſächlichen ruhen. Ganz entſchieden war auch der Rückgang Tieck's von jenen Ausſchweifungen, als er nach jahrelangem Schweigen mit ſeinen Novellen in den 20er Jahren auftrat. Tieck machte mit dieſer neuen Gattung ebenſowohl Epoche, als er früher mit dem Märchen, in jenem weiten Sinne, gemacht hatte. Beide Gattungen berührten ſich ganz eng in jenen romantiſchen Novellen des Mittelalters, den Legenden, Sagen, Erzählungen, Wundernovellen, die in der Verehrung der Romantiker ſo hoch ſtanden, die Tieck ſelbſt unter dem Titel von Märchen oder Novellen wiedererzählt hatte. Der charakteriſtiſche Unterſchied ſeiner Novellen neuer Periode iſt der, daß ſie ſich in ihren Gegenſtänden zu der modernen Geſellſchaft und Menſchheit zurückwenden, daß ſie an die Stelle des äußerlichen Wunderbaren die innern Wunder und Räthſel des Seelenlebens und ihre genaue Entwickelung ſetzen. Nichts könnte beſſer die Rückkehr von den früheren überſchwenglichen Poeſien der Romantiker bezeichnen. Cervantes, der ſich im Großen gegen die ritterliche romantiſche Epik ſetzte, griff zu dieſer Gattung und iſt das große Beiſpiel darin auch für Tieck geweſen, und Göthe durfte ſich fühlen, mit ihm, ohne ihn zu

kennen, hier auf gleichem Wege gewandelt zu ſein. Die Novelle in dieſem Sinne ward nun die große Gattung des Tages und vertrat die poetiſche Proſa. Wie vag der Begriff iſt, wie verſchieden ſie ſich in den Händen von Göthe und Tieck, von Kleiſt und Hoffmann, von Tromlitz und Fiſcher, von Schefer und Hauff ausnimmt, ſo iſt doch Eine gemeinſame Beziehung nicht zu verkennen. Die Novelle verhält ſich zum Roman wie die poetiſche Erzählung zum Epos, wie eine vereinzelte Begebenheit zu einer zuſammenhängenden Handlung; ſie iſt weſentlich, wie ſie ganz kürzlich Reinbeck noch genannt hat, eine Situation. Inſofern iſt ſie geeignet, der großen Gattung untergeordneter Unterhaltungsdichtung, dem Roman, der ſich im Gleiſe des neueren geſellſchaftlichen Lebens bewegt, eine poetiſche Seite abzugewinnen durch Beſchränkung und Abſonderung auf einzelne Momente von poetiſchem Intereſſe, die ſich auch in dem dürftigſten Alltagsleben finden. So verſtanden, durfte der einſtige Vertreter der romantiſchen Poeſie ſeinen Rückzug in dieſe Gattung nehmen, die allerdings der gewöhnlichen Kurrentpoeſie der Romanſchreiber und Journaliſten gefährlich nahe liegt, der Tieck früh und ſpät feind geweſen iſt. Unſere ganze Literatur wandte ſich von dem Uebermaße der poetiſchen Ausſchweifung zu jener ledernen Alltagsdichtung zurück, welche zwar immer und ununterbrochen neben der höhern Poeſie herläuft, aber doch jene Zeit der Clauren, Hell und Kind, der Abend- und Mitternachtblätter beſonders reichlich ausfüllt; die Heilung der phantaſtiſchen Ophelia in einer der tieck'ſchen Novellen von der Shakeſpearomanie und ihre Vermählung mit dem perſonificirten Ledernen verſpottet dieſen Abfall; und es iſt doppelt bedeutſam, daß der Dichter romantiſcher Schule der alten Richtung inſofern ſelbſt abtrünnig wird, als er in die neue Welt herüberrückt, inſofern treu bleibt, als er ſich ihr in jener Gattung nähert, in der ein poetiſches Element zu behaupten iſt. Allerdings iſt auch ſo die Novelle immer ein untergeordneter Dichtungszweig, und Tieck ſelbſt hat im Phantaſus ganz recht geſagt, er möchte lieber eine Scene in „Wie es euch gefällt" geſchrieben haben, als die Novelle erfunden, aus welcher das Luſtſpiel entſprungen iſt. Er ſcheint ſelbſt das Bedürfniß gefühlt zu haben, ihr mit außerhalb gelegenen Dingen mehr Gewicht zu geben, denn es iſt durchgehend, daß ſich der Kritiker und Literat in dieſen Novellen verräth, daß er halblehrhafte Zugaben über Schauſpiel oder Literatur, über Malerei oder Muſik u. A. der Erzählung hinzuthut. Dazu verführte Göthe's Beiſpiel mit, der für Tieck das näherliegende Muſter in der Novelle war; er erzählte jetzt in deſſen Behaglichkeit und einfachem Humore. Denn er war nun gleichſam zu ſeiner erſten Natur in der

vorromantiſchen Zeit erheiterter zurückgekehrt, und ſetzte ſich ſeitdem allen Uebertreibungen ſeiner eigenen Schule und der neuen entgegen, die ſich von Frankreich und England aus fortpflanzte, wie es Göthe, auch wo es nicht ſo ſchien, aus innerſtem Herzen immer gethan hat. Kurze Zeit, ehe Tieck mit ſeinen erſten Novellen (1823) aufgetreten war, war Göthe mit der romantiſchen Schule und den Fouquéianern durch ſeine Novellenſammlung, wir meinen durch jenen Stoß der ächten auf die falſchen Wanderjahre, in feindlichen Zuſammenſtoß gerathen, obgleich er öffentliche Polemik mied; dieſen Zeitpunkt (1821) und dieſen Vorfall kann man als die Grenze bezeichnen, wo die Romantik anfing wieder verdrängt zu werden.

Göthe hatte während des ganzen Zeitraums, wo die Poeſie dieſer Schule in Blüte war, der deutſchen Literatur ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagt. Erſt ſeit ungefähr eben jener Zeit, ſeit Houwald's Auftreten wandte er ihr den Rücken und kehrte ſich mehr den fremden Literaturen zu, nicht ohne auch jetzt die Erſcheinungen des Tages ſich wenigſtens durch Andere nahebringen zu laſſen. Gleich im Anfange, bei den Neuerungen der Schlegel, war er durchaus mit Schiller Eines Sinnes, die Vordringlichkeit der jungen Talente zu bedauern, an einem ſoliden Weiterſtreben der Literatur zu verzagen, da alles Zuſammenhalten zu einem guten Zwecke ſchwand, und bei all den großen Anforderungen kein einziges Erzeugniß zu Tage kam, das reine Freude gewährte. Die paraſitiſche Natur aller der Nachahmer und Ueberſetzer, der Erneuerer des Alten und der Veralterer des Neuen, die den Staub übergoldeten und das Gold überſtäubten, mißhagte dem Manne, der unſerer Literatur ein eigenſtändiges Fortleben gewünſcht hätte. Die aufgehende altdeutſche Kunſt und Literatur feſſelte ihn nur hiſtoriſch als Vorarbeit, und das verdüſternde Element in den Nibelungen und Minneſängern ſtieß ihn ab. Die ganze Ueberſinnlichkeit der neuen Poeſie war ihm jetzt noch fremd, und ward von ihm theoretiſch auch dann mißbilligt, als er ſelbſt ſich in ähnlicher Richtung verſuchte; die Befriedigung der ſinnlichen Anſchauung war ihm immer das erſte Erforderniß des Kunſtwerkes; denn in der That fühlte ſich der Geiſt ſogleich gelähmt, wo hier Mängel ſind, und bewegt ſich nur dann erſt frei nach den höchſten Regionen, wo dort kein Hemmniß iſt. Göthe's ganze Geſinnung über die neue dichteriſche Periode ſpricht ſich, wie wir ſchon oben andeuteten, in dem Schema zu einem Aufſatze über den Dilettantismus aus, das er 1799 im Angeſicht der erſten Revolutionen entwarf. Jeder Satz leidet ſeine Anwendung auf die neuen Erzeugniſſe und Erzeuger, jeder iſt epigrammatiſch und

ſchlagend. Er wirft ganz wie Schiller den Begriff des Dilettantismus wie einen Schlagbaum zwiſchen die Kunſt der Meiſter und Stümper. In den großen Gattungen des Epos und Drama's ſieht auch Er, gleich Schiller, wie leicht es iſt, die Scheide zu finden, während in der Lyrik und Muſik, wo das Subjektive viel bedeutet, die Annäherung des Dilettanten an den Künſtler leichter iſt. Aber auch innerhalb der Lyrik des neueſten Dilettantismus ärgert ihn die Unverſchämtheit, mit der man ſich „durch Reminiscenzen aus einer reichen, kultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußeren wecken und unterhalten" läßt, wie die Unfähigkeit der Ueberſetzer und belletriſtiſchen Studenten, der Journale und Muſenalmanache. Die Wendung der Zeit, die Lyrik beſonders zu bevorzugen, iſt ihm Anzeichen des Dilettantismus. Denn der Dilettant flieht das Objektive, er weiß nicht den Gegenſtand zu ſchildern, ſondern nur ſein Gefühl über den Gegenſtand. Seine Erzeugniſſe haben pathologiſchen Charakter und drücken nur Neigung und Abneigung des Urhebers aus; er glaubt mit dem Witz an die Poeſie zu reichen. Was Göthe ferner mit Schiller über die Brauchbarkeit der neuen Kunſtjünger zur Vermittelung und Ausbreitung des Guten und Schönen korreſpondirte, erſcheint im Verlaufe dieſes Aufſatzes in geſchloſſenen Sätzen. Der Dilettant iſt die nothwendige Folge ſchon verbreiteter Kunſt und kann auch eine Urſache derſelben werden, er hilft das Talent anregen, das Handwerk zu einer Kunſtähnlichkeit erheben, leitet den Kunſtſinn dahin, wohin der Künſtler nicht kommt, lehrt die Sinne üben und nach Form ſtreben, die Sprache bilden, Gefühle verbreiten, die Phantaſie kultiviren, gute Meiſter bekannt machen. Dagegen beharrt er auch auf einer beſtimmten Stufe und hindert an Vervollkommnung. Er kennt die objektive Regel nicht, und verliert ſich auf ſubjektiven Irrwegen. Ganz wie Schiller den Ernſt des Studiums, die kalte Ausdauer bei dem Werk der heißen Begeiſterung zum Kriterium des ächten Künſtlers macht, ſo ſagt auch Göthe hier, der Poet ſei nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit ſei; der Dilettant aber zieht von ſoliden Studien ab, indem er einer unruhigen Produktionskraft nachgibt. Er vernachläſſigt (in dieſe zwei Gruppen laſſen ſich ſämmtliche Dichtungen der romantiſchen Schule abtheilen) entweder das unerläßliche Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt, oder er ſucht die Poeſie blos im Mechaniſchen und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Alle Dilettanten ſind Plagiarii; ſie entnerven und vernichten jedes Original, indem ſie es nachäffen und ihre Leerheit damit ausdrücken; ſie entwürdigen die ächte Poeſie; ſie führen unter ſich Nachſicht und Gunſt ein, bringen

ihres Gleichen auf Unkoſten der wahren Künſtler in Anſehen, und beförderm ſo das Gleichgültige, Halbe und Charakterloſe. Man ſieht, hier iſt jedes Wort ein treffender Schlag, und wenn Göthe dieſes Schema hätte ausführen, und, wie Schiller mit älteren Dichtern in der Abhandlung über naive Dichtung that, mit hinzugefügten Namen hätte veröffentlichen, wenn er neue Xenien gegen die neuen Freunde hätte richten wollen, ſo wäre eine große Wirkung eben ſo unausbleiblich geweſen, wie ſie bei den früheren Xenien war, und wie ſie ſpäter und noch jetzt ſein würde, wenn man die zahmen Xenien (aus den 20er Jahren) durch Ueberſchriften und Namen von ihren Ketten ließe. Die Schaar der falſchen Freunde würde ſich plötzlich gelichtet haben. Allein ſchon war Göthe auf dem Wege der Toleranz; und warum ſollte er auch die jungen Verehrer ſo unfreundlich abſtoßen, die ſo fleißig ſeinen Ruhm ausbreiteten, und jenes Geſchäft betrieben, das einſt Meyer nach Leſſing an Klopſtock übte, den zu ſtellen, der ſchon lange ſtand?

Wo Göthe den romantiſchen Tendenzen am lebhafteſten entgegen war, war in der plaſtiſchen Kunſt. Auf ſie wandte er ſich mit neuem Eifer zurück, als die zweite Reiſe nach Italien (1797) geſtört worden war, als ihn die politiſche Welt, unberechenbar wie ſie für ihn war, mit ihren Willkürlichkeiten ſcheuchte, als ihm die ernſte poetiſche Kunſt, wie ſie Schiller betrieb, zu anſtrengend ward, und als er den Zeugungstrieb in ſich erlöſchen fühlte. Die bildende Kunſt lockte ihn unter den Aufregungen der Zeit, die ihm unheimlich waren, zu ſich heran; denn ihre objektive Natur bringt es mit ſich, daß ſie auf Empfindung und Leidenſchaft wenig wirkt. Indeſſen war Göthe, als er mit ſeinem Meyer (der eben aus Italien zurückkam, und deſſen „Kunſteinſicht von Jahrtauſenden" er beſcheiden überſchätzte) die Propyläen (1798—1800) unternahm, noch nicht ſo verſtimmt über Welt und Menſchen, wie er es bald nachher ward, als man dieſe Beſtrebungen und ſeine Naturſtudien ihm verkümmerte; die weimarer Kunſtfreunde, ſchrieb er ſpäter, waren damals noch in dem Wahn, es ſei auf den Menſchen genetiſch zu wirken, und ſie äußerten ſich daher treulich und richteten ihre Preisaufgaben nach dem, was ſie als die würdigſten Gegenſtände und der künſtleriſchen Vollendung werth erkannt hatten. In den Aufſätzen der Propyläen ſind vortreffliche Sachen enthalten, die noch ganz den Umgang mit Schiller und die innige Uebereinſtimmung mit deſſen äſthetiſchen Grundſätzen verrathen, und die trotz mancher eigenſinniger Uebertreibungen und manches wunderlichen Schematismus immer von unſerer vielfach rathloſen Künſtlerwelt geleſen zu werden verdienen. Auf zwei oder drei Punkten weilt ſeine Lehre am

liebſten, die wir nur deshalb kurz berühren, weil ſie Göthe's Verhältniß zu der romantiſchen Schule angeben helfen. Der Künſtler ſoll mit der Natur wetteifernd ein geiſtig Organiſches hervorbringen, allein er ſoll ſich hüten, bei der Natur ſelbſt ſtehen zu bleiben; er muß ihr das Bedeutende erſt abgewinnen, und ihr einen höheren Werth leihen. Der Dichter rettet das von Leſſing aufgeſtellte Princip der Schönheit und des Ideals gegen diejenigen, die das Charakteriſtiſche und die Wahrheit zum Principe machen. In dieſem Sinne ſind auch die Anmerkungen zu Diderot's Verſuch über die Malerei geſchrieben. Er opponirt ihm und Batteux, den Predigern des halbwahren Evangeliums von der Nachahmung der Natur, die Allen ſchmeicheln, welche blos ihren Sinnen vertrauen, und deſſen, was dahinter iſt, ſich nicht bewußt ſind; ſie weiſen den Künſtler an die Natur ohne Kunſtanleitung, Göthe aber im Sinne Winckelmann's an die Alten, wo er erſt lernen ſoll, was er in der Natur zu ſuchen hat. Was wir früher ſchon von Göthe's Liebe für die Antike angeführt haben, zum Theil aus Schriften, die erſt jetzt und in den folgenden Jahren entſtanden, hat uns in dieſem Punkte ſchon früher mitten in ſeine Anſichten geſtellt. Wenn er in den Propyläen die Klarheit der Anſicht, die Leichtigkeit der Mittheilung, die Heiterkeit der Auffaſſung rühmt, was Alles in allen griechiſchen Werken am edelſten Stoffe, in würdigſter Geſtalt geleiſtet ſei; wenn er das ſchöne Naturell Raphael's bewundert, der, ohne zu gräciſiren, griechiſch gefühlt und gelehrt und gethan habe; wenn er in ſeinem Winckelmann (1805) das Höchſte ausſpricht, was er zu Gunſten des Alterthums zu ſagen hat; wenn er ſpäter bei der Redaktion ſeiner italieniſchen Reiſe die Einflüſſe des ſüdlichen Himmels auf den Künſtler in unmittelbarſter Empfängniß darlegt: überall geht jene Innigkeit und Hingebung an die Kunſtleiſtungen der alten Welt durch, wie ſie nur eine ganz verwandte Natur entgegenbringen konnte. Und hierzu bildet die Gegenſeite, wie ſich Göthe gegen die chriſtliche Kunſt der früheren Jahrhunderte und vollends gegen die der neuen Romantiker ausläßt. Er ſprach in den Propyläen, wie Winckelmann, das Härteſte über die gothiſche Baukunſt aus, und auch ſpäter, als ihm die Boiſſerée und Moller ſeine Jugendneigungen dafür rechtfertigen wollten, behielt er gegen den kölner Dom eine Art Abneigung, und das Geſchichtliche blieb ihm das Wichtigſte. Er ſprach in dem Aufſatze über ältere Gemälde in Venedig daſſelbe über die altkirchliche Malerei aus, was er in der italieniſchen Reiſe noch ſtärker ſagte. Er ließ ſich in Briefen im bitterſten Spotte aus über den „ſeichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümelei und Vaterländelei einen falſchen Grund, in

Frömmelei ein ſchwächendes Element ſucht, eine Atmoſphäre, worin ſich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Verſuchler ſo gern begegnen." Noch in der ſpäteren Zeitſchrift Kunſt und Alterthum (ſeit 1816), zu der er ſich nöthigen ließ, wo er mehr als Redakteur die Anſichten und Geſinnungen anderer „verſtändiger und guter Menſchen" ausſprach, und wo er ſchon nach allen Seiten hin das Mittelmäßige in Schutz nahm und ſeine mephiſtopheliſche Urbanität ſpielen ließ, drang er auf eine Kritik der Sinne, und warnte vor dem Feſtſtehen bei jenem Naiven, Steifen und Aengſtlichen, das unſere alterthümelnden Künſtler beibehielten. Die langen Jahre, durch die ſich die Kunſtausſtellungen in Weimar hinzogen, beharrten die Kunſtfreunde auf ihrer antiken Richtung mit einer ſonderbaren Hartnäckigkeit. Wie weiſe bemerkte doch Göthe ſelbſt, daß ein ſich ausbreitender Geſchmack durch irgend ein Ausſchließen nicht verengt werden könne; hätte er ſich innerhalb der neuen Richtung aufgepflanzt, ſo hätte er den irregehenden Künſtler manches Heilſame angeben können. So gewann er an der jung auftretenden Kunſt keine Freude, die ſich ihm ſo nahe rückte; und man muß es doch geſtehen, daß ſie aus ihren romantiſchen Anfängen ſich ganz anders herausgebildet hat, als ſie auf dem Wege der Tiſchbein und Hackert, um die ſich Göthe ſo viel zu ſchaffen machte, je gekommen wäre. Wenn ſich der Dichter bei ſeinen Ausſtellungen wunderte, wie herrlich weit wir es ſeit Leſſing's Laokoon gebracht hätten in der bildenden Kunſt, ſo ſind wir wahrlich jetzt berechtigter, uns unſerer Fortſchritte ſeit Göthe's Ausſtellungen zu freuen. Ihn verbitterte aber damals das Umſichgreifen jenes Legenden- und Heiligenfiebers, das ihm alles Lebensluſtige aus der Kunſt zu verdrängen ſchien. Von da an, und als bald darauf ſeine Farbenlehre nach ſeiner Anſicht mit allzu ſchnödem Undank aufgenommen ward, fing Göthe an, jene peinliche Duldſamkeit gegen Alles, was ihm gerade entfernter lag, zu üben, die mit einer verhaltenen Unduldſamkeit gegen Alles, was ſich ihm widerſagend nahe drängte, wechſelte. In den Noten zu Rameau's Neffen von Diderot (1805) ſpricht ſich dies in Bezug auf die Romantik zuerſt und auf eine ärgerlich-komiſche Art aus. Einem Mann wie Gentz ſogar ſchien dieſe ganze Arbeit, Ueberſetzung und Noten, das Werk eines geſunkenen Autors und Göthe's ganz unwürdig. Auch wir geſtehen, daß wir, was dieſes Kunſtwerk etwa von Menſchenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausakten ſuchten, und daß wir für eine noch ſo treffliche Form, die an ſolchen Gegenſtänden verſchwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Göthe's Anmerkungen ſind von dem böſen Geiſte wie angeſteckt, und zwar gerade da, wo ſie ſich

um Kunst und Geschmack drehen. Es scheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantische Kunst und die Götter der neuen Schule eingetreten zu sein; Shakespeare und Calderon heißen vor dem höchsten Richterstuhl untadelig, und selbst daß sie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen sind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer. Werke wie Lear, Hamlet und der standhafte Prinz, die Geburten der romantischen Jahrhunderte, heißen aber in demselben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheueren mit dem Abgeschmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieser „barbarischen Avantagen" zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden!

Neben den Beschäftigungen mit der plastischen Kunst ging Göthe zugleich seinen Naturstudien im weitern Umfange nach; wir verglichen dies schon oben der allgemeinen Abwendung der Zeit von der Kunst zur Wissenschaft; der Dichter tritt hier in die Reihe der Naturphilosophen ein. Wir erwähnen diese Thätigkeit nur obenhin, in deren Beurtheilung wir nicht eingehen könnten, auch wenn wir wollten oder dürften. Es wäre ein Anderes, wenn Göthe ausgeführt hätte, was ihm lange im Sinn lag, ein großes lucrezisches Gedicht von der Natur der Dinge zu schreiben: wir müßten dann das Verhältniß seiner wissenschaftlichen Forschungen zu dem Inhalte der Dichtung zu ermitteln suchen. Was uns für unsere kunstgeschichtliche Betrachtung in den Naturstudien Göthe's der interessante, und auch für den Laien deutliche Punkt ist, ist jene schon oben genannte künstlerische Richtung aus dem Mannichfaltigen weg nach dem Typus und der Urgestalt der Dinge. Wo er auf diesem Wege blieb, ist er von anerkannter Anregung gewesen. In der Botanik, sagt er in der Morphologie (1817 ff.), hat er im Gegensatz zu Linnée, wo dieser nur Verschiedenheit und Kontrast gesehen, Analogie und Einheit herzustellen versucht; und seine Theorie vom Blatte und Metamorphose der Pflanze ist seitdem auch in der Wissenschaft fruchtbar geworden. Ebenso ist es mit seinen Anregungen zur vergleichenden Anatomie; seine Ansicht, daß die Knochen der Hirnschale Modifikationen der Rückgratswirbel sind, ist nun allgemein gebilligt; auch in dieser Sphäre leitete ihn jene Tendenz, mit plastischem Sinne die Urform der Naturbildungen zu suchen. In diesen beiden Gebieten ließen den Forscher seine sicheren Erfolge in zufriedener Ruhe. Bei seiner Farbenlehre (1810) dagegen und in seinen geognostischen Ansichten stieß er mit der fortschreitenden Untersuchung, mit der Thatsache und dem wissenschaftlichen Kalkul feindlich zusammen, und sog daher nicht wenige Verbitterung ein. Er blieb in der Geognosie ein treuer Anhänger des Neptunismus, er stellte im zweiten

Theile des Fauſt den Teufel an die Spitze der Vulkaniſten und ſpottete dort in der Schöpfungsgeſchichte des Homunkulus auf die Feuertheorie. Offenbar aber fehlte es ihm hier an der Ueberſicht des Faktiſchen, ohne die keine wiſſenſchaftliche Baſis zu finden iſt; wo die Forſcher des Fachs noch Arbeit für Jahrhunderte ſahen, wollte er leicht zu Ende kommen. Er durfte wohl der kühnen Träume der ausſchließlichen Vulkaniſten ſpotten und ihre Ketzermacherei abweiſen; aber was ſollte es heißen, daß er ſich vornehm über den größten Kenner der Zeit, der eine ganz andere Anſchauung hatte als Er, hinwegſetzte, daß er über Alexander v. Humboldt als „einer vom Metier" wie über einen Dilettanten und Redekünſtler ſchrieb! Ebenſo empfindlich nahm er ſich mit ſeiner Farbenlehre. Es beleidigte ihn, daß man dieſe ſo zuverſichtlich gebotene Arbeit ſo abweiſend aufnahm; er ſchien, wie gereizt er gegen die illiberalen Newtonianer war, von einer liberalen Forſchung und Beſprechung der Materie, nachdem ſein Spruch gefallen war, nichts wiſſen zu wollen. In dieſem Felde kannte er die Thatſachen, aber die ſtrenge Methodik entging ihm; und wer auch der Sache durchaus fremd iſt, findet aus ſeiner Polemik gegen Newton leicht heraus, „wo ſich das Schwache am Starken hinanrankt." Göthe war um die Zeit dieſer Forſchungen in ein philoſophiſches Verfahren hineingerathen, wobei man am beſten ſieht, wie wenig das begründet iſt, was Schiller ihm Lobendes von der Verträglichkeit ſeines betrachtenden Weſens mit der Philoſophie ſagt. Er neigte ſich vielmehr, wie er ſelber bemerkte, nur ſymboliſirend zu Schiller's philoſophiſchem Ordnungsgeiſte hin, er ſetzte allegoriſirend nur Eine Art der Anſchauung an die Stelle der anderen; daher begannen mit ſeinen Studien über Licht und Farbe jene wunderlichen ſymboliſchen Schemata und tabellariſchen Darſtellungen, mehr Spiele als methodiſche Thätigkeit des Geiſtes, wovon uns einige ſonderbare Reſte geblieben ſind. In einer Stelle des Briefwechſels mit Schiller beobachtet man Göthe's Verfahren bei dieſer Schematiſirung und philoſophiſchen Betrachtung der Phänomene für ſeine Farbenlehre auf friſcher That, und den Eindruck der Unſicherheit, den dies auf Jeden machen wird, der einige Uebung in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hat, macht die Farbenlehre ſelbſt, ſo weit ich bemerken konnte, auf jeden ſcharfen Kenner der Materie.

Die philoſophiſchen Beſchäftigungen Göthe's ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller waren nur von geringem unmittelbarem Einfluſſe, und wenn ſie es waren, ſo war der Einfluß kein wohlthätiger. Wie er in Schiller's Kantianismus einging, wie weit er mit Niethammer und Fr. Schlegel tranſcendentalen Idealismus trieb, was er von Schelling's

spekulativen Ideen annahm, konnte nicht der Rede werth gewesen sein. Von desto größerer Wichtigkeit scheint die Einweihung in die Mysterien der Philosophie auf Göthe'n mittelbar gewesen zu sein für die Reifung seines Ueberganges von Anschauung und Betrachtung zur Beschaulichkeit und Kontemplation. Jenen großen Wendepunkt der ganzen Zeit vom Hellen und Klaren zum Mystischen und Dämmerigen, von der Intuition zur Spekulation, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen machte das erwählte Kind der Zeit am innigsten mit, und in ihm allein und seinem intensiven Leben können wir den Moment der Metamorphose erhaschen und beobachten, die den Charakter seiner eigenen Poesie ebenso von Grund aus veränderte, wie die Poesie überhaupt in ganz Deutschland damals verändert ward. Mißstimmung an dem Weltlauf, vorgerücktes Alter, philosophische Studien, der Frieden der Kunst und Natur, Alles kam in Göthe jener Umdrehung des Zeitgeistes entgegen, und die Zeichen der Veränderung wurden daher in ihm am klarsten, und der Gegensatz seiner späteren beschaulichen, allegorischen, verschwommenen Dichtung gegen seine frühere lebendige und plastische am stärksten. Ueber diesen interessanten und merkwürdigen Wendepunkt findet sich in dem schiller'schen Briefwechsel die aufschlußreiche Stelle, in der Göthe von der neuen Veränderung berichtet, die er im Augenblick ihres Eintrittes zur Selbstbeobachtung fesselt. Eingeleitet lag sie schon in ihm seit den Vorbereitungen zu der beabsichtigten Reise nach Italien 1797, wo sich Göthe reizbarer und empfindlicher als je gegen die „empirische Weltbreite sträubte," vor der ihm jetzt graute; er empfand nie so sehr als damals, daß die Kunst Sammlung verlange, ja gebiete, und daß sie den Menschen wider seinen Willen auf sich und sein Inneres vereinzle. Bei Anfang der Reise selbst nun trat er der Welt in einer ganz neuen Weise gegenüber. Die frühere sinnliche Natur, die die Gegenstände ruhig auf sich wirken ließ, schien ganz umgetauscht; denn er fing sogleich an, sich von jedem betrachteten Gegenstande ganz gegen seine sonstige Gewohnheit Rechenschaft zu geben, und zwar so, daß er sich zugleich Rechenschaft von sich selbst gab. Es fiel ihm dabei an sich eine Art Sentimentalität (im schiller'schen Sprachgebrauche) auf, und er fand beim Nachdenken darüber Folgendes: „Das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, sagte er, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und vermehrt meine Kentnisse. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, sondern ich bin heute so ruhig und unbewegt, als ich es jemals bei den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen gewesen. Woher

denn alſo dieſe ſcheinbare Sentimentalität, die mir um ſo auffallender iſt, als ich ſeit langer Zeit in meinem Weſen gar keine Spur außer der poetiſchen Stimmung empfunden habe? Möchte nicht alſo hier ſelbſt poetiſche Stimmung ſein, bei einem Gegenſtande, der nicht ganz poetiſch iſt, wodurch ein gewiſſer Mittelzuſtand hervorgebracht wird.“ Statt den Grund dieſer Erſcheinung in dem Mangel an der alten Energie ſeiner poetiſchen Natur zu ſuchen, ſieht er ihn ſehr bezeichnend in den Gegenſtänden, und findet, „daß dieſe ſymboliſch ſind, d. h. eminente Fälle, die in einer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit als Repräſentanten von vielen anderen daſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in ſeinem Geiſte aufregen, und ſo von außen und von innen an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen.“ Man ſieht ſogleich, daß dieſe Anregung in ſeinem Innern die Hauptſache bleibt, und jeder Gegenſtand würde unter die angegebenen zu ſetzen ſein, ſobald man dieſen ſymboliſirenden Sinn in ſich trägt. Solche Gegenſtände nun nennt er ein glückliches Sujet für die Menſchen, wie andere Dinge glückliche Sujets für die Dichter ſind, und „weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt rekapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann (was ihm doch ſonſt mit jedem Gegenſtande gelungen war, der ihn feſſelte, ſowie ihn umgekehrt kein Gegenſtand gefeſſelt hatte, mit dem dies nicht gelingen konnte), ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höheren Sinne, was er mit dem Ausdrucke ſentimental benannte.“ Gegenſtände nun, die ſolche Betrachtungen in ihm weckten, fand er in ſeinem Wohnplatze in Frankfurt und in dem Raume ſeines großväterlichen Hauſes, wiewohl er auch hier ſogleich empfand, daß die liebevolle Erinnerung, alſo ſein Inneres, hinzukam, ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf dieſe Dinge zu lenken, die zu ſchärfen und zu üben er ſich nun förmlich vornimmt. „Gelänge das, ſagt er, ſo müſſe man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch wenn man auf jedem Platze, in jedem Momente, ſo weit es Einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannteren Ländern und Gegenden davontragen.“ Man darf wohl ſagen, daß dies in ſeinen ſpäteren poetiſchen Erzeugniſſen faſt durchgängig der Fall iſt, und daß er darin Erfahrungen, die er ehedem in ſinnlicher Breite, wie es die Kunſt verlangt, vorgeführt hatte, nach einer gewiſſen geiſtigen Tiefe mißt, wobei er ſich oft ins Bodenloſe verliert. Schiller durchſchaut dieſe ſo myſteriös verhüllte neue Erfahrung ſehr ſcharf. Es ſei ein Bedürfniß, ſagt er, poetiſcher, ja menſchlicher Naturen überhaupt, ſo wenig Leeres als möglich zu finden, ſo viel Welt

als möglich ſich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erſcheinungen zu ſuchen, und überall ein Ganzes der Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und poetiſch gehaltlos, ſo wird ſich das Ideenvermögen daran verſuchen und ihn von ſymboliſcher Seite faſſen. Immer aber iſt das Sentimentale (im guten Sinne) ein Effekt des poetiſchen Strebens, welches aus Gründen im Gegenſtand oder im Gemüth nicht ganz erfüllt wird. Solch eine poetiſche Forderung ohne eine poetiſche Stimmung und ohne poetiſchen Gegenſtand ſcheine ſein Fall zu ſein. In der That komme es hier viel weniger auf den Gegenſtand an, als auf das Gemüth, ob ihm der Gegenſtand etwas bedeuten ſolle. So däucht auch ihm alſo das Leere oder Gehaltreiche mehr im Subjekte als im Objekte zu liegen. Das Gemüth ſei es, das hier die Grenze ſteckt, und das Gemeine und Geiſtreiche kann er auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was ihm jene beiden Plätze waren, meint er, wäre ihm in aufgeregter Stimmung jede Straße und Brücke u. ſ. w. geweſen. Wenn Schiller die unberechenbaren Folgen dieſer neuen Betrachtungsweiſe in Göthe hätte ahnen können, ſo würde er ihn ſchwerlich ermuntert haben, ſich ihr ganz zu überlaſſen, weil durch eine ſolche Anſicht der Gegenſtände in das Einzelne eine Welt gelegt werde. Denn wer da weiß, wie wir mit unſeren Kräften haushälteriſch zu verfahren Urſache haben, da wir ſo vieles unendlich Wichtige und Große unerkannt bei Seite liegen laſſen müſſen, der wird nicht jede tiefſte Betrachtung an den unwürdigſten und kleinlichſten Gegenſtänden geübt wiſſen wollen. Denn ſo war es gleich die nächſte Folge, daß Göthe anfing ſich Reiſebündel von Akten anzulegen, worin er alle öffentlichen Papiere, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Komödienzettel, Verordnungen, Preiscourante u. ſ. w. einheftet, ſeine Bemerkungen hinzufügt, dieſe mit der Stimmung der Geſellſchaft verglich, ſeine eigene Meinung mit dieſer berichtigt, die neue Belehrung wieder ad acta nahm, und ſo Materialien für einen künftigen Gebrauch zu erhalten hoffte. Wer dieſer Erſcheinung nachdenkt, der wird nun leicht finden, wie hier die Anfänge zu jener ſpäteren Theorie des Erſtaunens liegen, nach der Göthe die höchſte Bedeutſamkeit in die geringſten Dinge legte, nach der er von jetzt an auch ſeine Poeſien vielfach ganz in dem allegoriſirenden und ſymboliſirenden Sinne der Romantiker behandelte.

Denn wie ſehr ſich Göthe auch gegen die romantiſche Kunſt und Neuerung ſetzte, ſo war er doch ſeiner ganzen Natur nach, die den Zeiteinwirkungen ſo gern gehorchte, genöthigt, dennoch auf ihre Entwicke-

lungen hervorbringend einzugehen. In Allem, was nun und später Poetisches von ihm erschien, kann man denn auch sogleich die Einwirkungen des neuen Geistes, die Merkmale jener Wendung seines Inneren in sehr verschiedener Weise erkennen. Schon in seinem Meister und in den Ausgewanderten begann jenes Verstecken von allerhand geheimnißvoller Weisheit, jenes Necken des Lesers durch problematische Kompositionen. Mit gespensterhaften Mystifikationsgeschichten, mit Unglaublichem und Fremdartigem den Horen aufzuhelfen, war er sorglich bedacht, und mochte schon heimlich in die Faust lachen, als Schiller und Andere sich über den Knoten im Meister und in seinen Märchen abquälten. Die kleinen Theaterstücke der ersten Jahre dieses Jahrhunderts wurden ihm schon zu Gelegenheitsallegorien. Die natürliche Tochter ist völlig aus dem mysteriösen Hange geschrieben, der die lichten Begebenheiten des Tages und einfache Seelenzustände in eine dämmerige Sphäre hinüberspielt und eine geheimnißvolle Tiefe ihnen unterlegt. In der neuen Auflage des Faust (1807) stellte sich Göthe auf die Spitze der romantischen Richtungen, denn erst in dieser Gestalt machte das Werk seine größten Eroberungen, und warf die unmächtigen ähnlichen Versuche der Romantiker, alte Nationalsagen umzugestalten, in tiefen Schatten. Alles aber, was neu hinzugekommen war, zeigt auffallend die unwillkürliche Nachgiebigkeit gegen die Eigenthümlichkeiten des neuen poetischen Geschmackes. In den Wahlverwandtschaften (1809) und in den kleinen Erzählungen, die vereinzelt in dem Taschenbuch für Damen (seit 1809) erschienen, und durch einen romantischen Faden unter dem Titel der Wanderjahre Meister's zusammengeschlungen werden und ein wunderlich anziehendes Ganze bilden sollten, huldigte Göthe theils dem Märchengeschmack des Tages, theils bahnte er den Uebergang zu der eigentlichen Novelle. Diese Gattung, die er ganz aus dem oben angedeuteten Gesichtspunkte betrachtete, vertrug sich vortrefflich mit jener neuen Neigung, dem Unbedeutenden Gewicht zu leihen: „ganz einfache Lebensmomente werden darin aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben." Die Wahlverwandtschaften waren anfangs auch nur auf eine kleine Erzählung berechnet, wie die übrigen, in denen das formale Princip der Romantiker vorwaltet, und die wenig anderes Verdienst, als das der Erzählung haben; allein noch drängte sich hier ein Herzensantheil hinzu, der diesen Stoff ausdehnte, und dieses Werk zu dem Meisterstück der neuern Novellistik machte. Die Wahlverwandtschaften sind übrigens darum nicht mehr mit jenem frischen persönlichen Antheil geschrieben, wie einst Werther; sie vergleichen sich vielmehr

mit den Novellen des Cervantes gerade dadurch, daß sie jene durchsichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit im Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, jene geradlinige Richtung der Empfindungen und Leidenschaften, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung an sich tragen. Die Entfaltung des Satzes: wie die Menschen nicht wissen, dem Dämon in sich selbst, der ursprünglichen Stimme der Natur zu folgen, und ihr mit Warnungen und Hemmungen sich offenbarendes Schicksal zu verstehen, wie sie ihm vielmehr oft entgegentreten und mit freier menschlicher Willkür, wohl auch aus Pflichtgefühl zuwiderarbeiten, und wie sie dies ins Verderben zieht, die Verkörperung dieses Gedankens, sagen wir, ist so leicht durchgeführt und in so trefflichen Gegensätzen gehalten (wie z. B. Charlotte erst der Pflicht folgt, dann, durch ein erlittenes Unglück gemahnt, dem ersten und natürlichen Gefühle; Ottilie dagegen erst dem Gefühle, und dann, durch das verursachte Unglück geschreckt, der Pflicht), daß wir auch im Cervantes nur Einzelnes entfernter zu vergleichen wüßten; und dies um so mehr, als ein Vorzug hinzukommt, den der ältere Meister nicht wohl haben konnte. Göthe schlingt wohlthuend durch die spannenden inneren Verhältnisse der Menschen die Geschichte des Parkes hindurch und läßt angenehm in der Natur ausruhen, besänftigt hier für die Unruhe, die das leidenschaftliche Getriebe der Menschen aufregt, und hält den Leser mehr in einer harmonischen Stimmung, als es in den alten Novellen durch die abgesonderte Behandlung der moralischen Welt der Fall ist. In der ganzen legendarischen Wendung am Ende dagegen und manchen Einzelnheiten verfällt Göthe auch hier den romantischen Wunderlichkeiten des Tages. Bei der Aufnahme dieses Werkes hatte Göthe von dem Materialismus der modernen Welt von neuem zu leiden. Was jene physikalischen Beziehungen angeht, die dem naturforschenden Dichter ein willkommenes Bild boten, so kritisirte man die Statthaftigkeit eines wissenschaftlichen Satzes, wo nur der Phantasie ein Symbol gegeben war, vor welcher Alles statthaft ist, was sich als möglich fesseln läßt. Und was den moralischen Klagepunkt angeht, so hat sich Göthe mit Recht beschwert, daß das Publikum trotz der geübten poetischen Gerechtigkeit sich nicht zufrieden gab, das sich sonst immer über deren Vernachlässigung beschwert.

Wir bemerken wohl, daß mit Göthe's ehemaligem freudigem Wirken auch der ungetheilte Erfolg nachließ. Wie sich gegen diese Dichtung mehr feindliche als freundliche Stimmen hören ließen, so stellte sich die Zeit seiner Kunstrichtung und seinen Naturforschungen entgegen; die

politiſche Weltlage ſcheuchte ihn immer mehr in ſich ſelbſt zurück; ſein dichteriſcher Preis überhaupt ſank in jenen Jahren der politiſchen Erhebung und der patriotiſchen Begeiſterung unter der Jugend, die immer der Träger des Dichterruhmes iſt. Unter dieſen Eindrücken, wo ihm die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens ſchwand, wo er ſogar der Mineralogie müde war, wo er ſeinen ganzen gegenwärtigen Zuſtand als eine Nebenſache anſah, fiel er auf den Entwurf ſeines Lebens, der ihn bald feſſelte und nicht mehr losließ. Mit Recht nannte er ſeine Biographie Wahrheit und Dichtung (1811 ff.) aus jenem Geſichtspunkte, daß der Menſch in der Gegenwart, wie viel mehr in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modele. Indem Göthe in dieſem Buche den Zuſtand unſerer Literatur in ſeiner Jugend ſchilderte, ſchloß er ſich den literarhiſtoriſchen Beſchäftigungen der Romantiker an, und wir haben die Schätzbarkeit ſeiner Mittheilungen in dieſer Beziehung ſchon früher ausgezeichnet. Wie trefflich aber die Charakteriſtik ſeiner Jugend und Jugendwerke und Jugendgenoſſen gelungen iſt, dennoch mußten wir früher auch ſchon darauf aufmerkſam machen, wie verwiſcht das originale Bild jener Zeit iſt, und wie die Aufnahme der Farben jener grellen jugendlichen Periode das blödere Geſicht des greiſen Mannes ſchon verräth. Wie ſticht dagegen die italieniſche Reiſe ab, die glücklicherweiſe nur aus zeitbürtigen Aktenſtücken zuſammengeſetzt ward, welche wieder innerhalb des Werkes ſelbſt einen ſonderbaren Gegenſatz gegen die kleinen Einſchaltungen des gealterten Redakteurs bilden. Und wieder, welch ein Abſtich, wenn man die erſten Bände des Lebens mit der ſpäteren Fortſetzung, oder mit den Tages- und Jahresheften vergleicht, wo uns der Dichter in alles Kleinliche und Alltägliche ſelbſtgefällig einführt, wo er mit jenem tiefſinnigen Weſen die entfernteſten Dinge verbindet und die oberflächlichſten Erſcheinungen aus den tiefſten Gründen herleitet. Wie mußte der große Mann überzeugt ſein, daß das Publikum ſeine ſibylliniſchen Blätter mit ihrer abnehmenden Bedeutung in deſto größeren Ehren hielt, als er jene Hefte zur Veröffentlichung beſtimmte, und als er ſein Kunſt- und Alterthum herausgab, ein Magazin der Unbedeutendheit, das zwar von einem fortdauernden Intereſſe an dem literariſchen Treiben der Nation zeugt, dem aber doch ſchon ein ganz Mechaniſches anklebt. In der That ſtieg auch Göthe's Stern wieder ungefähr ſeit dem Zeitpunkte der Erſcheinung dieſer Blätter, nachdem die politiſche Erſchütterung wieder vorüber war, während welcher Schiller der Allbewunderte blieb. Dieſe glückliche Bewegung war ihm ein ſo ungeheuer Bedrohliches geweſen, wie die frühere

Kataſtrophe von Jena, die ſeinen Fürſten gefährdete. Und als er ſich in dem allegoriſchen Spiele Epimenides' Erwachen bewogen fühlte, die geretteten Völker auf die verborgenen Triebräder der großen Zeitereigniſſe hinzulenken, ärgerte man ſich mit Recht über dieſe „Bequemung, auf vornehme Manier patriotiſch zu ſein.“ Gerade in dieſer Zeit der Befreiung ſtudirte Göthe mit Abſicht, um ſich recht weit zu entfernen, das chineſiſche Reich, er gewann die perſiſche, arabiſche und indiſche Dichtung lieb und lieber, und unmittelbar darauf gab er im Poetiſchen der Nation, die, des Handelns nicht gewohnt, ſich an ihrer kurzen Anſtrengung gleich übermüdet hatte, das Signal, den Weg aus dem Vaterland nach dem Orient, aus den Segnungen der Freiheit zu den Früchten des Despotismus, aus der Freude an dem Thätigen in das Quietiſtiſche mit ihm zurückzuwandeln. Da man ſich doch, ſagte er, im Frieden einmal als Ohneſorge fühlen will, ſo war nach dem Lärm der Kriegs- und Siegeslieder ein fremder Hauch willkommen, der abkühlend erfriſchte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließ. Eine Zeit lang hatte Göthe den Dichtungen des Hafis nichts abgewinnen können, erzählt er; als aber Hammer ſie in Einen Körper geſammelt gab, gewannen ſie es über ihn, und erregten ſeine alte Neigung, Alles, was ihn irgend bewegte, dichteriſch und producirend zu bewältigen. Er fand es dringend nöthig, ſich vor der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedroht habe, in eine ideale zu flüchten, und ſo drängte ſich Alles, was ſich in ſeinem Innern Homogenes mit den orientaliſchen Formen fand, in dieſe mit Heftigkeit ein. Der Gegenſatz gegen die kämpfende Außenwelt, die Abgeſchloſſenheit, in der er in die Tiefen drang, „wo die Menſchen noch von Gott Erdenſprachen und Himmelslehren empfingen,“ der ganze Quietismus des Alters ſpricht ſich vortrefflich in jener körperloſen, nebelhaften und unfaßlichen Lyrik aus, die er mit der alten Feſtigkeit an das orientaliſche Original anzupaſſen wußte, die uns aber einen ganz andern Dichter zeigt, als den wir früher gewöhnt waren. Den Reiz der Sinnlichkeit, den nach Göthe keine Dichtung entbehren kann, entbehren dieſe Gedichte; die eigene Vorſchrift, daß man im Alter bei geſchwächter Sinnlichkeit am beſten Stoffe wähle, wo dieſe bereits im Stoffe liegt, befolgt er in dieſem Falle nicht. Vieles Lyriſche, was ſchon vor dem weſtöſtlichen Divan (1818) gemacht iſt, läßt ſtufenmäßig den Uebergang vom Klaren und Faßlichen zu dem Trüben und Ungreiflichen beobachten, das hier ſeine Spitze erreicht. Das Epigramm wird Weiſſagung, Geheimniß und Räthſel; Reiſegedichte und Balladen, die plaſtiſchen Gattungen, werden

geheimnißvoll, und bedurften eine Erklärung des Dichters, die die Auslegung der fremden Erklärer mit der freundlichſten Miene verſpottete, die ſich in die Falle hatten führen laſſen. Die alten hellen helleniſchen Elemente weichen indiſchen Anklängen. In die Elegie, einſt voll reizender Anſchaulichkeit, geht ein ſeelenleeres Brüten und Vernünfteln ein. Der lückenhafte Gang ſeines Liedes forderte früher immer die Phantaſie zu einem frohen Sprunge auf, der uns weiter förderte, hier ſtellt er uns vor räthſelhafte Tiefen, die uns ſtutzig machen und zum Anlauf nöthigen. Wunderliche Sprachgrillen miſchen ſich dazwiſchen: oft wird der widerſtrebende Stoff kühn gehandhabt, oft fühlt man einen Zwang, wie wenn ein Greis von diplomatiſchem Anſehn ſich körperlich zuſammenrafft, um ſich aufrecht in würdiger Stellung zu halten. Jene Stoffe im Divan laſſen oft auf den ſtudirenden Dichter blicken, den auch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe an den Orient feſſelte, und der die Erläuterungen geſchrieben; jene formelle Zierlichkeit ohne einen genügenden ſtoffartigen Widerhalt auf den ſpielenden Weiſen, der die Sprache der Perſer nicht mehr lernen konnte, aber ihre Schriftzüge nachmalte. Und wenn man Einmal mit Rückert die vollkommene orientaliſche Verwandlung des bejahrten Dichters bewundern muß, ſo fühlt man ein andermal doch auch, daß er ſich über den Werth jener Dichtermanier nicht täuſcht, bei der „das derbſte Gedicht, ehe man ſich's verſieht, wie ein Luftballon vor lauter rationellem und ſpirituellem Gas, womit es ſich anfüllt, aus den Händen und in alle Lüfte geht.“

Der weſtöſtliche Divan machte in unſerer Lyrik Epoche. Sie ließ auf dies Beiſpiel plötzlich ihren letzten kriegeriſchen, materiellen, gegenwärtigen Charakter fallen; Rückert und Platen gingen in ihren öſtlichen Roſen und Ghaſelen ſogleich in der Spur des deutſchen Hafis, in vieler anderer Dichter einzelnen Liedern erſcholl Bülbüls Geſang. Ein nochmals geſteigertes formelles Princip, das der Romantiker überbietend, durchdrang die lyriſche Kunſt, und auf den Charakter, den ſie vielfach durch dieſe Wendung nahm, wendet ſich am beſten das Witzwort Jean Paul's auf die Dichtung der Romantiker an, daß in ihr die Endreime die organiſchen Kügelchen und den poetiſchen Froſchlaich bildeten. Es muß doch tief in dem deutſchen Charakter gelegen ſein, dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beſchaulichkeit nachzuhängen, da es zweimal in den Hauptperioden unſerer Dichtung geſchehen konnte, in den Zeiten der Kreuzzüge und nach den Freiheitskriegen, daß wir uns unmittelbar in oder nach den Jahren der Kämpfe, und großer, begeiſternder Kämpfe, mit unſerm poetiſchen Geſchmacke gerade

dahin flüchteten, wohin von allem Lärm einer ſolchen Zeit nichts dringen konnte. Wie wunderbar ſeltſam erſcheint jener zarte Minneſang in den Zeiten der ritterlichen Kriegsluſt! und wie eigenthümlich entſpricht dieſem Verhältniſſe die deutſche Lyrik romantiſcher und orientaliſcher Farbe in dieſen Zeiten, die das Mittelalter wieder nachbildeten! Fr. Rückert kann in vieler Hinſicht als der Vertreter der Lyrik romantiſcher Periode des neuen Minnegeſangs gelten. Und Er, der am kräftigſten jenen Kriegsgeſang hatte mit anſtimmen helfen, der ſeinen Mitſängern ſo ernſt zugerufen hatte, ſie mißbrauchten ihr Amt, wenn ſie das ſchlafende Volk noch mehr in eitle Traumgeſichte wiegten, wie ſchnell verließ er dieſe ſeine weltliche Laufbahn gleich jenen ritterlichen Dichtern, wandte den Blick in ſich, trachtete mit ſeinem Lied ſein eigenes Daſein zu verſöhnen, und verſchmähte, ein Sänger der Helden und Weltvernichter zu ſein. Er, der jenes ſchöne Ideal eines deutſchen Volkes und eines Sängergeſchlechts aufſtellte, das dieſem Volke ſingen, und nicht Heiligen- und Ritterbilder ſchnitzeln, nicht gereizte Nerven überreizen und zum Kitzel, zur Zerſtreuung der Müßiggänger ein ekles Spiel treiben würde, Er gerade ſteht mit ſeiner unvergleichlichen Sprachgewandtheit auf der höchſten und gefährlichen Spitze jener univerſalen Ueberſetzungskunſt, jenes Geſchicks, alle Formen aller Dichtungen anzueignen, er iſt der kühnſte aller jener Apoſtel, die die Völker aller Zungen in das heimiſche Haus geführt haben, und „bei dem Weltgeſpräche, das da beim Schmaus erklingt," darf er das große Wort führen. Er, dem ſeine vaterländiſche Geſinnung im Verband mit ſeiner Herrſchaft über die Sprache ein treffliches Talent zum ſcharfen Satiriker gegeben hätte, er weihte ſein dichteriſches Leben, ganz wie jene Nachtigallen des Mittelalters, der Liebe, dem Geſang, dem Frühlingsſchauen, und in ſeinem Dichternamen rückt ſich mit der Zeit der Accent von Freimund auf Reimar über. Wenn Einer jener Sänger jetzt lebendig würde, er könnte ſein Lied kaum anders anſtimmen, als Rückert that. Er würde bei ihm ſeine kunſtreich verſchlungenen Maße und Reime neben all ſeiner Leichtigkeit wiederfinden und jenes luftige Schaukeln des Schmetterlings auf den Blumen der Rede, jenen Uebergang von weltlicher Liebe zur himmliſchen, vom Occident zum Orient. Ganz wie bei jenen Sängern zweifelt man, ob Kopf, ob Herz den mehreren Antheil an ſeinen Gedichten habe. Oft iſt der Hauptreiz die glücklich bezwungene Form, kecke Reimflechtungen ſpannen, und die glückliche harmoniſche Hinausführung wirkt — wenn man das Widerſprechendſte ſagen darf — wie ein muſikaliſches Epigramm. Mehr als die Empfindungsſtärke wirkt die Kraft in Sinnbildern, im ſymboliſirenden Scharfſinn und Witz; wie

bei einem Walther iſt nicht das Lied, ſondern der Spruch, das didaktiſche Gedicht das Preisvollſte in Rückert's Werken, denn jeden ſchwierigſten Gedankeninhalt bändigt er mit leichtem und ſicherm Griffe. Ganz finden ſich bei ihm die Klagen jener alten Sänger wieder über die verfallene Kunſt, das Abwenden von den Menſchen, um für ſich allein und wenige Freunde einſam zu ſingen, der Gram über die Ungunſt der Zeit, der Zweifel, ob in ihr, ob in dem Mangel des Vermögens in dem Dichter die Urſache gelegen ſei, daß dem ſo redlichen und herzlichen Beginnen nicht das glückliche und offene Gedeihen folge, wie bei den Dichtern der guten, noch ſo nahen Vorzeit. Er fühlte ſich zu Zeiten einen großen Dichter, wie es Platen ruhmrediger that, dann beginnt er ſich der Poeſie zu ſchämen; Leidenſchaft, Natur, Kenntniß und Sprache, das wußte er ſelbſt, waren ihm gegeben: warum ſollte er ſich nicht zu den wahren Dichtern zählen? Aber gleich darauf dünkt ihm ſelber wieder, er ſchreibe Verſe aus matter Bruſt, und es fehlt ihm zu Allem Luſt und Liebe. Er zweifelt, ob ſeine nebeneinandergereihten Perlen einen Dichter machten; hätte er ſie in Einem Gebilde vereinigen können, meinte er, ſo wäre der zerſplitterte Dichter ein ganzer geworden. Wer dieſe und ähnliche Stellen im Zuſammenhange lieſt und den Hauch des Unmuths, der ſie deckt, unmittelbar in einer nachempfindenden Seele empfängt, der fühlt mehr, als irgend eine Einſicht begreiflich machen kann, wie durch die Ermüdung einer Kraft in dem Ganzen der Nation dem Einzelnen auch bei noch ſo großen Gaben die Quelle der Nahrung abgeſchnitten wird. Dieſe Klagen hallen bei Chamiſſo, bei Platen, bei Heine, bei ſo zahlloſen Andern immer wieder, ſie Alle ſingen dieſen Einen Kanon von der ſchweren Noth der Zeit immer wieder; der Geiſt der „ernſtgewordenen Zeit, die die Luſt am Saitenſpiele verloren hat," geht kalt daran vorüber. Die treumeinenden Sänger murren, daß ſie tauben Ohren ſingen; aber auch jener wandelnde Geiſt hat das Recht derſelben Klage. Seine Stimme ruft dem Achtſamen vernehmliche Mahnungen zu, und wer ſie hört, für den hat ſie lockende Gewalt; aber wenn wir uns ewig mit unſerm Geſange das eigene Ohr betäuben, wie ſollen wir ſie je vernehmen? Der alte Göthe, den ſchon ſein Alter taub machen durfte, ſchien dieſe Stimme wohl zu hören; er beſchämte die jungen Sinne mit ſeinen alten; er rief in den zahmen Xenien dem Dichtergeſchlechte ſeine Ermahnungen deutlich genug zu, den geherbſteten Acker der Dichtung eine Weile liegen zu laſſen. Er ſelber wandte ſich gerade jetzt (um 1820) von der deutſchen Literatur mehr ab, er legte die Dichtungen ſeiner jungen Freunde ungeleſen bei Seite, und achtete auf die Symptome der Weltliteratur. Er ließ die

ſerbiſche und griechiſche und indiſche Dichtung auf ſich wirken, er gefiel ſich in den Wirkungen deutſcher Dichtung in dem Nachbarlande, wo ſie einen friſchen Boden erhielt. Nun fand er alles Große und Bedeutende in der franzöſiſchen Schule, der er ein Aehnliches ward, was früher Shakeſpeare den deutſchen Dichtern in ſeiner Jugendzeit. Nun ſtellte er Einzelnes von Walter Scott unter das Beſte, was je in der Welt geſchrieben ward. Nun hoffte er von den Tragödien des guten Manzoni einen weltgeſchichtlichen Eindruck. Voltair's Konventionsgröße, Geiſt, Klarheit und Anmut fing er an neben Byron, dem Vertreter der neueren „Literatur der Verzweiflung," zu preiſen. Ihm, ſagte er, ſei nichts als die Hypochondrie und das Negative (d. h. Alles) im Wege geweſen, ſo groß wie Shakeſpeare und die Alten zu werden; er muthete England zu, ihn zu ſeinen größten Namen zu ſtellen, und nannte den Ruhm, zu dem er ſein Vaterland erhebe, ſtaunenswürdig, und in ſeiner Herrlichkeit grenzenlos, und in ſeinen Folgen unberechenbar!! Wer Göthe's frühere und ſonſtige Urtheile über dieſe Dichter und ihre Tendenzen kennt, und wer überhaupt mit ſeiner geſunden, planen Denkart vertraut iſt, der fühlt hier durch, daß, außer der Eitelkeit und der Freude an den Huldigungen der Fremde, in dieſe faſt ſchadenfrohe Verehrung auch einige ausdrückliche Abneigung gegen die heimiſchen Dichter mit einſpielt, die jene abgeleiteten Quellen deutſcher Dichtung wieder in die eigene Gemarkung zurückleiteten.

Was Göthe ſelbſt noch in dem letzten Jahrzehnt ſeines Lebens, ſeiner orphiſchen Periode ſchrieb und hinterließ, hat im Grunde nur pſychologiſche Merkwürdigkeit als Werke eines Dichters, der ſein Leben und ſeine Produktionskraft bis zu einem ungewöhnlichen Alter erhielt. Die Geſchichte von Göthe's Greiſenalter iſt ſo vollkommen und ſo natürlich, wie ſein Jugendleben, und darf von dem einſichtigen Phyſiologen, der ſich ſo wenig wie Göthe ſelbſt über die Abnahme und den Rückgang dieſer Altersſtufe täuſcht, als normal betrachtet werden. Es zeigt einen merkwürdigen Uebergang von der Vielheit und Mannichfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in ſich ſelbſt, vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, von Unruhe zum Frieden. Er hatte ſonſt alle Rollen geſpielt, alle Töne mit ſeinen Dichtungen angeſtimmt, alle Verhältniſſe umfaßt, jetzt iſt er ein ſtets Unwandelbarer geworden und ſich ſelber gleich; der ſonſt ſo heftige und von ſtürmiſchen Leidenſchaften Bewegte iſt nun ganz Ruhe von innen und außen. Einſt hatte er aller Konvention einen vernichtenden Krieg erklärt, jetzt ward er ihr Vertheidiger: er hatte jede Hemmung freiern Aufſchwungs ſchonungslos angegriffen, nun unterdrückte er polizeilich allen Muthwillen und Verwogenheit; er hatte einſt

der Bescheidenheit, als einer blos gesellschaftlichen Tugend, einen nur beschränkten Werth zugeschrieben, jetzt nannte er die Unbescheidenheit mit dem Wahnsinne verschwistert. Er der in seiner Jugend die verschiedensten Menschen als Freunde ertragen, ja geliebt hatte, er nahm jetzt im Alter, das zur Befestigung des Zustandes gegeben sei, eine Kluft unter den Menschen und ihren Meinungen an, die unüberschreitbar wäre; er verschmolz in seine Ansicht die Fehler schriftstellerischer Werke ins Gute und war nachsichtig gegen alles Hervorgebrachte, weil „schon Talent erfordert werde, auch das, was nicht recht ist, hervorzubringen;" er erklärte sich gegen alles Streiten, da wir uns doch gegen Alles wehrten, was sich nicht unserm übrigen Wesen anschließe. Nun wenn man ihn in seiner ruhigen Zufluchtstätte unfriedlich störte, wenn sich ihm die Vulkanisten und Newtonianer nahe drängten, wenn die Pustkuchen, die falschen Kutten und Frömmler, ihn quälten, legte er seine Geduld augenblicklich ab, und zog die Unduldung an, die dem Alter eben so eigenthümlich ist. Beides, seine Toleranz und Intoleranz, ist oft gleich peinlich. Wenn er sich in den Wanderjahren den schlechten Angewöhnungen des „lieben Publikums" fügt, wenn er seine Freunde die mittelmäßigen Tageserzeugnisse der Literatur in seiner Zeitschrift preisen läßt, so ist dies eben so widerwärtig als in seinen Briefen die ungerechten Ausfälle auf die Nation. Er rechnete ihr es nicht an, daß sie ihm und seinem Beispiele mit ganzer Hingebung gefolgt war, daß sie sich über das Tolle und Anstößige, das Formlose und Unfertige in vielen seiner Schriften weggesetzt hatte, daß sie nur das Schöne und Wahre verehren lernte, daß sie die französische Steifheit, die italienische Weiche, die englische Härte und Sonderbarkeit in ihrem Geschmacke tilgte, und daß er im Alter der Ueberlebung, im 86. Jahre sagen durfte, was nicht viele Menschen außer ihm: daß er seinen Ruhm nicht überlebt, sondern stets mehr erlebt habe. Aber eben dieses Unmaß der Vergötterung verdarb ihn. Er war zuletzt nur auf solche Freunde und Vertraute zurückgezogen, die nie einen Widerspruch wagten. Von den Mitstrebenden der ersten Periode, einer Reihe feindlicher Geister, bis zu Schiller, der auf anderem Wege mit ihm zum gleichen Ziele ging, und von diesem wieder zu den Zelter, Eckermann und all den Freunden, die sein ganzes Thun und Treiben stets „bejahten," ist ein steter Rückgang zu immer größerem Frieden des Umgangs, wenn er auch mit dessen wachsender Unbedeutendheit wäre erkauft gewesen. Ersetzte ihm ja doch jene neue Tiefe der Betrachtungsweise in sich was in dem betrachteten Gegenstande fehlte; jene Bedeutsamkeit und pathetische Weisheit, mit der er nun jede elendeste Sache ansah und beschaute,

mußte ihm die Leere des Inhalts vergüten. Er machte es ſich jetzt zum Grundſatze, dem nil admirari der Alten lebhaft zu widerſprechen; er ärgerte ſich an dieſer Athaumaſie; er bewunderte nun vielmehr Alles, fand Alles „bedeutend, wunderſam, inkalkulabel;“ das Erſtaunen, ſagte er, ſei das Höchſte, wohin es der Menſch bringen könne! Seitdem war ihm jede Medaille, die man ihm ſchenkte, und jeder Granitſtein, den er verſchenkte, ein Gegenſtand von höchſter Wichtigkeit; und als er Steinſalz bohrte, das Friedrich der Große nicht hatte auffinden können, ſah er, ich weiß nicht welche Wunder dabei und ſchickte ſeinem Zelter eine ſymboliſche Meſſerſpitze voll davon nach Berlin. Von den Gegenſtänden ging dies auf Perſonen über. Er fand etwas „Prometheiſches“ in ſeinem muſikaliſchen Freunde, einer Perſönlichkeit, an der nicht einmal die „urbane Ironie“ anzubringen war, die, nach Zelter's treffender Bemerkung ſelbſt, Göthe's Umgang mit manchen verſchiedenartigen Naturen charakteriſirt. In derſelben Weiſe trieb er es auch in ſeinen letzten Dichtungen. Er ſuchte immer mehr die größte Bedeutſamkeit im kleinſten Raume. Er ſchien ſich etwas Großes in dem Kunſtſtücke zu denken, daß er ſeine Proſerpina zum Träger von Allem gemacht habe, was die neuere Zeit an Kunſtſtücken gefunden und begünſtigt hatte, heroiſche landſchaftliche Dekorationen, geſteigerte Deklamation, hamiltoniſch-händel'ſche Gebärden, Kleiderverwechſelung, Mantelſpiel und ein Tableau zum Schluß. In den Wanderjahren, die er doch eben ſo ſehr aus äußerer Veranlaſſung als aus innerer Nothwendigkeit, aus Grille ſo ſehr wie aus Ueberzeugung zuſammenſtellte, fühlte und dachte er jede Zeile, und hoffte nur auf deren *nähere* Betrachtung. Jene „Novelle,“ vor der ihn 30 Jahre früher Schiller und Humboldt gewarnt hatten, ſollte ihm ganz vom Herzen abgelöſt ſein; er ſpricht von dieſer unſäglich geringfügigen Produktion wie von einem großen wichtigen Werke; ob darin der agirende Löwe an einer gewiſſen Stelle brüllen ſollte oder nicht, war ihm eine Frage von Bedeutung, die tagelang erörtert wurde! Je weiter man in den Wanderjahren lieſt, je mehr man ſich in dem zuletzt Geſchriebenen bewegt, deſto häufiger macht man die Bemerkung, wie die lebenvollen Augen des Alten die Ermüdung überfällt, und wie recht er ſagte, daß man in zunehmenden Jahren zu thun habe, ſich ſo klug zu erhalten, als man früher geweſen iſt. Sein Pinſel wagt nicht mehr zu ſchildern, was die Sache verlangt, ſeine Erzählung wird ſogar hier und da ganz ſchematiſtiſch. Weder die Novellen an ſich haben irgend einen bedeutenden Werth, noch auch der Faden, der um ſie geſchlungen iſt, noch die quietiſtiſche Tendenz, die wir oben jene Freunde ſo rühmen hörten, die den geſtorbenen Dichter am

liebſten in der Geſtalt unter ſich wandeln ſehen, in der er die Erde verlaſſen hat. Göthe ſelbſt wußte recht gut, wie Vieles unter ſeinen ſpäteren Produkten Altersſchwäche erzeugte, wie Vieles Reſultat des ſtill einſamen Denkens des Greiſen war, das beſſer „ungeſchrieben geblieben wäre.“ Er wollte nicht „ſibylliniſch im Alter mit ſeinem Geſichte prahlen, daß ſie, je mehr es ihm an Fülle gebrach, deſto öfter malen wollten.“ Er ſah dem Treiben ſeiner Bewunderer, wie oft er ſich von ihnen ſchmeicheln laſſen mochte, auch wieder mitleidig zu, und zuckte die Achſeln wenn ſie „ſo manch verſtändiges Wort mißverſtanden, und manchem unverſtändigen Sinn liehen, wenn ſie ihn ſchalten, wo er Recht hatte, und ihn gelten ließen, wo er dumm war.“ Das Publikum, das jetzt gerade im vollen Zuge des Enthuſiasmus war, verſtand nicht zu ſcheiden zwiſchen dem Werthe deſſen, was der Strebende und Ringende einſt geleiſtet hatte und geweſen war und worauf er ſelber allen Werth legte[112]), und deſſen, was die letzte Frucht eines vereinſamten Geiſtes war, der ſich vom Leben ſchied und auf das weltliche Wirken reſignirte, der in Gemüthsruhe die vollendete Bahn überblickte und mit ſich ſelber Rechnung hielt, ohne weiter auf irgend eine Autorpflicht zu achten, die den ruhmbedürftigen Jüngling ſchon die Klugheit lehrt. Er ließ ſich gemächlich gehen und hielt in ſeiner Erzählung in den Wanderjahren unbekümmert zurück, was ihm nicht mehr erreichbar ſchien; ein eigener Märchenſtil und ein Anklang an den Erzählton der Amme bezeichnet ſchon hier den Vortrag des Greiſen, der ſich in keiner Weiſe mehr aufregen mag. In den Briefen an Zelter ſteigert ſich jene abſtruſe Redeweiſe, die ihm ſelbſt auffällt, die Räthſelhaftigkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit, die er deſto mehr ſeinen Worten gibt, je mehr er ſich ſelber deutlich ſcheint. Alles iſt hier charakteriſtiſch: die ganze Euphemiſtik ſeines Stiles, die Lieblingsausdrücke ſeiner Rede, daß er ſich *ergeht*, wenn er etwas erörtert, daß er *meldet*, wenn er ſchreibt, daß er *weſet* und nicht iſt oder lebt, und jene Uebergangsformel der Behaglichkeit *Und ſo*, und der Talisman *und ſo fortan*, den er jedem ſeiner Briefe anhängt. Im *zweiten Theile des Fauſt* ſind in den ſpät geſchriebenen Stellen dieſe Eigenheiten ebenſo zu Hauſe. Die ſuperlative Form des Adverbiums, das Gewicht, das auf einzelne neu erfundene Worte gelegt wird, Alles geht ſchon im Stile auf jene Bedeutſamkeit aus, auf die die ganze Kompoſition,

112) Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
der täglich ſie erobern muß.

des Dichters Vermächtniß, berechnet ist. Er streute in dieses Werk, das mit 20 Jahren entworfen und mit 82 vollendet ward, seine physischen, sittlichen und ästhetischen Mysterien hinein. Es sollte sich, was früher nur phantasmagorisch hineingeschoben war, nun in vernunftmäßiger Folge erweisen. Alles sollte ein offenbares Räthsel bleiben, und als solches den Menschen zu schaffen machen, und „selbst einem guten Kopfe genug zu thun geben, wenn er sich zum Herrn von Allem machen wolle, was da hineingeheimnisset ist." Wir scheuten es doch nicht, unsere Zähne an diesen Räthseln zu versuchen, die uns mit so deutlichen Worten zum Schaden unserer Zähne geboten waren. Wir unsererseits wollen uns nur an das Offenbare des Räthsels halten. Der Dichter allegorisirt seinen Lebenslauf und die Wandlungsstufen seiner Bildung und seiner Dichtung von der Zeit an, wo er selbst aus den Zuständen herausgetreten war, in denen sein romantischer Held im ersten Theile der Hauptdichtung befangen erscheint. In die Tiefen der Natur hinabgetaucht, ist der Dichter zu den Urbildern der Dinge gedrungen, und hat das Ideal gefunden, die Wohlgestalt, die ihn einst im Zauberspiegel beglückte, die aber nur ein Schaumbild des jetzt wahrhaft geschauten Schönen war. Noch verdunstet sie, da er sie ergreifen will; und jener Rivale des alten Führers, der es mit seiner Tendenz zum Schönen und Thätigen über diesen gewinnt, das überraschende Geschöpf des pedantischen Studiums und eines mechanischen Zeugungsprocesses, führt den Betäubten aus den nordwestlichen Regionen, wo Mephistopheles' Luftrevier ist, zu den südöstlichen; sowie er auf griechischem Boden angelangt ist, durchglüht ihn neuer Geist, und er steht ein Antäus an Gemüthe. Dies Alles wird man sich leicht deuten, wenn man aus Göthe's italienischer Reise den Proceß seiner Läuterung kennt, wie ihm Naturstudien die Kunst erschließen, und die trockenen, sonst verachteten Studien des Alterthums ihm die Wiege ächter Menschheit und den Quell aller wahren Dichtung eröffnen. Was dabei zu seiner Mythe von den Müttern seine heimlichen Theorien einer physikalischen Unsterblichkeit, zu der Belebung des Homunculus seine neptunistischen Bekenntnisse hinzugesteuert haben, lassen wir bei Seite. Die Vermählung Faust's mit Helena, der dritte Akt, macht größtentheils, weil er noch in der guten Zeit des hellenisirten Dichters entworfen und im prachtvollsten Stil der äschyliischen Tragödie im Anfange gehalten ist, einen großen Abstich gegen das Vorhergehende und Nachfolgende, auch in der Allegorie und Komposition, die fast überall sonst albern und schwach ist, was man sich am wenigsten dann verhehlen darf, wenn Einem etwa eine nothdürftige Auslegung geglückt ist. Die

Verbindung des romantiſchen Dichters mit der Antike wird gefeiert: denn wo Natur in reinem Kreiſe waltet, ergreifen ſich alle Welten; des idylliſchen Glücks ihrer Vereinigung freuen ſie ſich abgeſondert von der Welt. (Auch hier iſt die Beziehung auf Griechenlands Wiedererweckung und im Euphorion auf Byron Nebenſache.) Die Frucht dieſes Bundes iſt der hohen Ahnen und großen Kraft nicht werth, die ſie zum Erdenglück gebar. Es iſt die romantiſch-helleniſche Poeſie, die auf Göthe'n folgt; ein Genius ohne Flügel, ein überlebendiger Gaukler, muthwillig, ohne Mäßigung, dem die Aeltern und ihr holder Bund nichts gelten. Er fliegt auf mit Icarus' Loos, in Jugendblüte entrafft, Herrliches wollend, was ihm nicht gelang. Mit ſeinen Exuvien marktet Mephiſtopheles: denn hier bleibe genug, (dies geht ſpeciell auf Byron) um Poeten einzuweihen, und, wenn nicht Talent zu geben, doch das Kleid zu borgen. Im vierten Akte wird die Lage des Dichters der Revolution und Reſtauration gegenüber angedeutet (auch hier unterläßt Göthe nicht ſeine Stiche auf die Geſpenſter in mittelalterigen Rüſtungen, die diesmal wenigſtens einen Effekt gemacht hätten); und im fünften Akte wird auch ſein Verhältniß zur Weltliteratur berührt, und der Unmuth, den ihm die Geſellen ſeines Begleiters zu Hauſe bereiten. Die Allegorie wird hier dürftig und matt. Was den Helden zuletzt rettet, iſt die chriſtliche Gnade von oben und ſeine Strebſamkeit und Richtung zum Thätigen; das Letzte, wiſſen wir, berührt wieder den Grundſatz der göthiſchen Lebensphiloſophie. Abgeſchieden wie dieſer zweite Theil des Fauſt von dem früheren iſt, kann er nicht deſſen Wirkungen theilen; er wird beſeitigt bleiben wie Milton's wiedergewonnenes Paradies und Klopſtock's erzwungene Dramen. Die Entſtehung, die Art, die Deutung dieſes Gedichts hat das Widerliche für uns, was Dante's und Taſſo's Kommentare zu ihren eigenen Dichtungen. Das aber iſt auch in dieſem letzten Werke des Dichters ein merkwürdiges Zeugniß von ſeiner Naturvertrautheit, daß er, wie er einſt in unmündiger Jugend mit jener vagen Gattung des Märchens inſtinktmäßig begonnen hatte, ſo nun in dem Alter, wo das Dichtervermögen nothwendig ſich abſchwächt, auf die Gattung fiel, die nur den weſentlichſten Lebenspunkt der Poeſie noch in ſich hat, Bild ſtatt Sache zu ſetzen: auf die Allegorie, die wir eine chaotiſche Unform und embryoniſche Geſtalt nannten, die Wiege und Grab der Dichtung zugleich iſt.

Der Rückblick, den Göthe im Fauſt des zweiten Theils auf ſein Leben und Wirken wirft, lehrt uns nichts Neues und Beſonderes über ſeinen Bildungsgang, noch über die Art und Weiſe, wie er ſelbſt ihn

betrachtete; auch von dieſer Seite hat das Gedicht für den Literarhiſtoriker wenig Werth. Deſto unſchätzbarer iſt ihm ein anderes Vermächtniß, das Göthe in den 20er Jahren für ihn niederſchrieb, oder vielmehr, das er für die nachzügelnden Dichter als Rath und Warnung hinterließ, und das faſt ohne Ausnahme auf die ſpäteren und jüngeren unter dieſen noch beſſer paßte als auf die älteren, die Göthe zunächſt im Auge gehabt hat. Wir meinen die zahmen Xenien, deren Inhalt ſpäter durch die Eckermann'ſchen Geſpräche auf Weg und Steg verſtärkt und erweitert ward. Mit Beifall und ſtiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes dieſe Aeußerungen über die Mißſtände einer übelwuchernden Literatur leſen, denn ſie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweiſe Dichter bis in das höchſte Alter feſthielt, wo er ein beſtimmtes äußeres Objekt vor ſich hatte. Wir ſchließen unſer Werk mit der wortgetreuen Angabe der Meinung dieſer Sätze, und glauben damit, wie die Lage der Zeit iſt, einen beſſern Dienſt zu thun, als wenn wir unſere geſchichtliche Betrachtung über die neueſte Dichtung bis zu dem Momente ausdehnten, wo wir die Feder niederlegen. Wir laſſen darüber, wie jeder Hiſtoriker am beſten thut, die Zeit zuerſt reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, jetzt ſchon dieſe Geſchichte zu ſchreiben, ſo würde uns doch ſelbſt dann dieſelbe Rückſicht bedenklich machen, die auch Göthe'n abhielt, ſich beſtimmter über dieſen Gegenſtand auszulaſſen. Dieſe neueſte Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fordern, als ſie werth iſt; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur „unter tauſenden für Eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen. Würde der junge Dichter freundlich darein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publikum zufrieden ſein, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung riefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen, denn die allgemeine Kultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen wohl von ihr zu erwarten iſt." Selbſt von einer Autorität wie Göthe, in deſſen faſt unbedingter Verehrung die geſammte dichteriſche Jugend von jenen Tagen bis heute verharrte, würde eine offene Aeußerung unendlich viel mehr Verbitterung als Verbeſſerung bewirkt haben. Indeſſen wäre es vielleicht beſſer geweſen, die ungelehrige Nachfolgerſchaft zu verbittern durch ſpecielle und unmittelbare Erklärungen über Namen und Sachen, als daß man ihr hinter Vagem und Allgemeinem die Schlupfwinkel frei ließ, die Eitelkeit und Dünkel ſich ohnehin ſo geſchickt zu ſuchen wiſſen. Leider haben die Menſchen alle ſo viel Anlage, das gute Beiſpiel ſelbſt eines geliebten Meiſters nicht zu achten, und das Unangenehme nicht zu

hören, was ihnen eine ſonſt angenehme Autorität ſagt. Das hatte Göthe ja ſelbſt zu belachen, daß die holden jungen Geiſter, alle von Einem Schlag, ihn ihren Meiſter nannten, aber alle ihrer Naſe nach gingen. Er wollte dieſem Geſchlechte gegenüber, in dem er, wie Jeder thut, Talente anerkennen, ihren Mißbrauch aber tadeln mußte, weder verheimlichen, daß er ſie verachtete und „verfluchte," noch auch fand er es der Mühe werth, ihnen frank und frei zu ſagen, wie er's mit ihnen meinte. In dieſem Zwieſpalte, in einem Muthwillen, der doch nicht gerade Polemik werden ſollte, ſchrieb er jene Gnomen und Epigramme, deren Sinn für Jeden deutlich wird, „in dem der Gedanke trächtig iſt;" die negirende Laune ſpricht halb ſchweigſam, halb in Räthſeln, oft nur um ſo ſtachelvoller[113]). Von Mißmuth und Verſtimmung, von Partei und Ungerechtigkeit in dieſen Sprüchen wie in jenen behaglichen Reden bei Eckermann iſt keine Spur; die ſchönen Wahrheiten, die er ſagt, ſind daher um ſo unverdächtiger. An zwei Dingen erkannte Göthe vorzugsweiſe den Rückgang unſerer Dichtungsepoche und ihre Auflöſung, ſowie die Unfruchtbarkeit der Dichter: an der Ausbildung des Techniſchen, und an der Richtung nach dem Subjektiven. Beides bewies ihm in den zahlreichen Dichtern nur ein Unvermögen, das durch die Höhe der Literatur zur Produktivität angereizt worden; ſie ſchienen ihm theils erkünſtelte, theils erzwungene Talente, die ſich dort mühen und zwängen und zu nichts kommen, hier überhaupt keine Energie anwenden, um etwas aus ſich zu machen. Sie glauben vielmehr, ihr Talent, wenn ſie es wirklich beſitzen, zu verlieren, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühen und ſich ſelber Geſetze ſchreiben ſollen, obgleich doch jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und dadurch erſt zum Gebrauche ſeiner Kräfte gelangt. Sie wollen nichts werden, ſie wollen jeder gleich etwas *ſein*. Sie meinen es alle hübſch und gut, aber ſie wollen nichts lernen; ſie verſäumen, ſich mehr Gehalt zu geben, da doch poetiſcher Gehalt nur Gehalt des eigenen Lebens iſt; ſie überſehen, daß nur der angehende Künſtler geboren wird, nicht der vollendete, und daß der, der von dem Ausgebildeten nichts ſich aneignen will, im falſchen Begriffe von Originalität hinter ſich ſelbſt

113) Mephiſto ſcheint ganz nah zu ſein;
es däucht mich faſt, er ſieht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
hat er ſich ſelbſt das Maul verbunden,
doch blickt er über die Binde her,
als ob er ein doppelter Teufel wär.

zurückbleiben muß. Es will ſich jeder nur bemerklich machen; wie Niemand im Staate leben und genießen, ſondern Jeder regieren will, ſo will auch in der Kunſt ſich Niemand des Hervorgebrachten erfreuen, ſondern ſeinerſeits wieder ſelbſt produciren; und weil es doch ſchwer iſt, ein Großes hervorzubringen, ſo iſt ihnen das Große unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie verwiſchen die Unterſchiede und gefallen ſich am Mittelmäßigen, welches das behagliche Gefühl gibt, als wenn man mit ſeines Gleichen umgehe. Etwas Scheinbares zu ſchaffen, macht die Zeit ſelbſt ſo leicht: wir leben in einer Periode, wo die Kultur ſo verbreitet iſt, daß ſie ſich gleichſam der Atmoſphäre mitgetheilt hat, worin wir athmen; poetiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in uns, mit der Luft unſerer Umgebung ſaugen wir ſie ein. Aber eben dieſe Zeit macht es auch ſo ſchwer, etwas wahrhaft Gutes zu leiſten; ihre Forderungen ſind, eben weil ſie ſo leicht Bildung ſpendet, um ſo geſteigerter. Wer ſoll dieſer erhöhten Gegenwart, deren Charakter das Velociferiſche iſt, in ſchnellſter Bewegung genugthun? Bis man von Allem Kenntniß nimmt in dieſen raſchen Umtrieben der Welt und des Wiſſens, verliert man ſich ſelbſt, und eine weiſe Beſchränkung innerhalb der Grenze ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten iſt in einer ſolchen Zeit Jedem das Gerathenſte; hier kann der geringſte Menſch komplet ſein. Allein unter unſern jungen Talenten ſind die inkompleten Menſchen weit die häufigern, bei denen Sehnſucht und Streben mit ihrem Thun und Leiſten außer Verhältniß ſind. Der Literatur gegenüber, die den Geſichtskreis der Jugend mit großen Bildern füllt, ſchwellt ſich ihre Seele mit großen Gedanken, und Jeder ſucht den Ruhm auf dem betretenen Pfade, den die letzten großen Männer der Nation gewandert ſind. Jeder fühlt ſich gedrungen, ſein Erkennen und Fühlen gerade poetiſch mitzutheilen; ſie treten immer auf dieſen ſelben Fleck; ſie wollen Alles neu und wieder und anders thun, was ſchon gethan iſt; ſie kehren den Strumpf um und tragen ihn auf der linken Seite; ſie halten eine bereits gebrochene Pflanze in den Händen, die, wenn ſie nicht in neue belebende Elemente geſetzt wird, nothwendig welken muß. Daß hiermit im höheren Sinne wenig gethan iſt, wird aber den Jüngeren ſchwer und vielleicht unmöglich einzuſehen. Alles, was ſich in ihren Erzeugniſſen auf die Perſon bezieht, iſt gewöhnlich gelungen, Manches in einem hohen Grade. Alles Allgemeine, das höchſte Weſen wie das Vaterland und die grenzenloſe Natur überraſcht uns in einzelnen lobwerthen Gedichten. Allein hierin liegt das Bedenkliche gerade; Viele treten zuſammen in dieſer Wendung, ohne ſich zu fragen: ob ihr Ziel nicht allzu fern im

Blauen liege? Man bemerkt daher, daß das innere jugendliche Leben bald abnimmt, daß Trauer über verſchwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnſucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invektiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Mißgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und die heitere Geſellſchaft zerſtreut ſich in miſanthropiſche Eremiten! Der kranke Zug wollte dem Dichter nicht mehr gefallen, der ſelbſt die Laſt der Ungeſundheit ehedem abzuſchütteln hatte; er würde ihm ganz unerträglich ſein, wäre er nicht ſelbſt einſt unerträglich geweſen. Er fand ſich nicht gefördert durch jene noch ſo lobenswerthen Gedichte, die lebhafter Antheil, Laune und Leidenſchaft hervorgebracht hat, in denen der Haß das Genie verſetzte; denn weiſe wägt der lateiniſche Spruch die Worte: si natura negat, facit indignatio versum, sc. non facit poetam. Die Selbſtquälerei dieſer Jünglinge, wenn er ſich ihnen auch gern genaht hätte, ſcheuchte den geordneten Geiſt von ihren Werken hinweg; ihm mißhagten dieſe problematiſchen Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind, und denen keine genug thut, die daher in den ungeheuren Widerſtreit gerathen, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Wiederkäuend nagen ſie immer an ihrem eigenen Schmerze, und tragen wie Atlaſſe die Schmerzen der Welt dazu; die zerriſſenen Herzen gelten bei ihnen für groß, und die großen ſcheinen ihnen ſtärker zu werden durch Zerriſſenheit. Ihr Geſchäft iſt wie das jener verzweifelten Literatur der franzöſiſchen Romantik, das Häßliche, Abſcheuliche, Grauſame, mit der ganzen Sippſchaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten. Wie ſollte der wahrhafte Dichter der Poeſie bei dieſen ſuchen, deren Neigung es iſt, immer in dieſen Dingen zu verkehren, die ſich ein Anderer gern aus dem Sinne ſchlägt? die einen Ruhm im Erliegen ſuchen, den Andere darein ſetzen, daß ſie die Welt und ihren Druck zu überwinden ſtreben? Er, der im aufgeregten Meere der Leidenſchaften und in ruhiger Fläche der Selbſtbefriedigung die Welt in ſich geſpiegelt ſah, er wußte, daß nur der klare Spiegel ihr ächtes und treues Bild gibt, daß der freſſende Gram des Prometheus und Fauſt nur eine kurze Periode des Jünglingsalters ergreifen, nicht die Jahre der Männlichkeit zernagen darf. Ihm würde daher die Epoche jener poetiſchen Selbſtquälerei je länger deſto läſtiger geworden ſein; und in der That darf man ſich wundern, daß die ewige Wiederholung jener ſtarkgeiſtigen Selbſtpeinigungen ſeit nun ſchon 70 Jahren der neuſichtigen Welt noch nicht langweilig geworden iſt. Göthe ſuchte daher, müde der Künſte und des Unmuths, die junge Welt „von dem Vergangenen und Erſtorbenen auf ein Lebendiges hinzulenken“; er wies uns „auf neue

Felder, wo man auch mit Erfüllung von kleinen Forderungen noch etwas Großes leistet;" er wollte nicht das „Ueberflüssige befördert sehen, wo noch so viel Nützliches zu thun ist." Dem vielseitigen Manne konnte nichts verloren scheinen, wenn man die Poesie eine Weile feiern ließ, um andere Zweige des Lebens zu treiben; er war von der einseitigen Ueberschätzung derer frei, die in der Dichtung das Heil alles Lebens allein suchen, wie es einst das Mittelalter in der Liebe gesucht hatte; er kannte Gutes und Böses, was sie gewährte und was sie stiftete, und er sprach das goldene Wort aus, daß die Muse zwar das Leben gern begleitet, aber keineswegs zu leiten versteht.

Er wußte freilich auch, wie schwer es sei, diesen Satz der enthusiastischen Jugend begreiflich zu machen, die in der Dichtung die ersten großen Antriebe fürs Leben empfängt, und ihr so gern fürs Leben dafür dankbar bleibt. Nur einzelne Männer, die den Umfang des Lebens und des Geistes besser kannten, als daß sie ihn mit der Dichtung einzig wollten ausgefüllt glauben, haben über die Sphäre der ästhetischen Ausbildung hinausgeblickt, ohne ihr darum fremd und für sie unempfänglich zu sein. Herder sah ernste Zeiten kommen, die es wünschenswerth machten, daß wir nicht immer an dem alten Spielwerk der Künste fortklöppelten. Forster wandte der Empfindsamkeit, die nur in anderer Gestalt und unter der Maske einer falschen Kraft in unserer Dichtung fortdauert, den Rücken, und es war ihm des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig. Und auch Niebuhr hielt es für keinen Verlust, als er die Ermüdung unserer Literatur gewahrte und einen Aufschwung des handelnden Lebens zu gewahren glaubte. Und in der That, wenn unsere poetische Literatur auch wirklich so ganz einzig, wenn sie von einer so ungemeinen Energie in ihrer letzten Blütezeit gewesen wäre, daß man ihr eine dauernde Triebkraft zutrauen dürfte, wäre es denn nur wünschenswerth, daß man immer und immer den Einen Zweig impfte? Ein Nationalleben ist nur dann wahrhaft im Gedeihen, wenn seine Richtungen mannichfaltig verzweigt sind, wenn der Lebenssaft nicht all nach Einem Ziele geht, wenn nicht hier die Pflanze schießt, während sie dort verkümmert. Und verkümmert und verdorrt ist wahrlich bei uns der Staat und Alles, was dem handelnden Leben, dem Mittelpunkt unseres ganzen Daseins, verwandt ist, auf eine klägliche Weise, während die Dichtung und das Leben und Schwelgen in Phantasien und Empfindungen zu einer enormen Fülle gediehen ist. Aus allen Zonen führt uns Alles, was ein Talent hat, den Ueberfluß ästhetischer Reize zu, durch jeden neuen Erwerb wird die Habsucht entzündeter, und zugleich die Befriedi-

gung geſchwächter, der Genuß ſtumpft ſich ab, der Stachel des Neuen, des Bizarren, des Verrückten ſogar genügt nicht mehr, den verwöhnten Gaumen zu kitzeln. Soll dies die Dichtung wahrhaft fördern? Wir haben in unſerer deutſchen Geſchichte Ein Beiſpiel für alle, das uns mit lauter Stimme beſchwört und warnt, im Verfolge auch des Trefflichſten und Schönſten mäßig zu ſein und die Größe irgend einer Bildung niemals im Luxus zu ſuchen. Welch eine ſegensvolle Zeit war jene Reformation, die nach Jahrhunderten der ſcholaſtiſchen und myſtiſchen Finſterniß unſern Religionsſinn läuterte, die uns in eine Bahn warf, deren Ziel das herrlichſte war, und deſſen Heiligkeit vor jeder Verirrung auf dieſem Pfade hätte ſchützen ſollen. Faſt drei Jahrhunderte beherrſchte dieſe religiöſe Richtung das deutſche Leben, gegen die keine politiſche Beſtrebung und ſpät erſt die poetiſche aufkommen konnte. Wäre die Nation von etwas raſcherem Blute geweſen, hätte die äſthetiſche Bildung der religiöſen ſchneller folgen können, ehe ſie in eine theologiſche ausartete, ehe die Mißbräuche des Mechanismus, der Luxus des geiſtlichen Lebens, der Eigenſinn und die grenzenloſe Bornirtheit der Fachmänner das ganze Feld gewannen und den eigentlichen Gewinn jener Bewegung, fromme Einfalt und ächte Religioſität, ganz preisgaben, ſo wäre von der Nation unendliches Elend abgehalten und unſere Geſchichte vielleicht um zwei Jahrhunderte gefördert worden. Darüber wird kein Streit ſein. Aber noch viel weniger, wenn anders die Menſchen aus der Geſchichte lernen wollen, ſollte heute ein Zweifel darüber ſein können, daß unſere Poeſie ganz und völlig auf dem Wege begriffen iſt, auf dem damals die Religion ins Wüſte und Wilde gerieth. Denn ganz haben wir hier die Schwelgerei auch im poetiſchen Leben, ganz die Mißbräuche des Mechanismus, ganz die nutzloſe Nebenbuhlerei und die Gemeinheit und Rohheit der ſtreitenden Sekten, und unter den Händen jener banauſiſchen Fachmänner, bei denen die Genialität und Originalität das Handwerkszeichen iſt, welches den Beruf ebenſo bethätigen und Kenntniß, Herz und Geiſt ebenſo erſetzen ſoll, wie einſt die Orthodoxie bei den Theologen — unter ihren Händen geht der ächte poetiſche Sinn und der reine Kunſttrieb ebenſo verloren, wie dort die Religion. Glücklich noch, daß im 17. Jahrh. eine ſchwere Zeit des Unglücks und der Schmach die Gemüther ernſter ſtimmte, die Geiſter belebte, die Menſchen aus der Schulſtube und ihrer Zänkerei herausriß, ſonſt wäre die Verſunkenheit des geiſtigen Lebens noch unendlich geſteigert worden. Und eine ſolche Bewegung des äußeren und öffentlichen Lebens müſſen wir uns heute wieder wünſchen, wenn ſich unſer ungeſunder Literaturkörper wieder erholen ſoll; und nur möge ſie von eben

ſo viel Glück und Ehre begleitet ſein, wie jene frühere von Schande und Elend begleitet war. Wir ſind nicht ſo proſaiſch, unſerem Vaterlande eine zweite, große Dichtungsepoche zu mißgönnen, wir ſind nicht ſo eingenommen von hiſtoriſcher Weiſſagungsgabe, daß wir die Möglichkeit eines zweiten goldenen Zeitalters unbedingt abſprächen. Allein nur unter zwei Bedingungen, ſo lehrt uns jedes Blatt der Geſchichte, kann man überhaupt die Blütezeit irgend einer geiſtigen Kultur erwarten: wenn gerade die Zeit iſt, die den inneren Trieb des gegebenen Bildungszweiges zum Ausſchlagen drängt, oder wenn große äußere Verhältniſſe ihn begünſtigen. Jene erſte Bedingung können wir ſo bald nach einer Periode, die Göthe und Schiller zuſammen wirken ſah, nicht wieder erwarten. Wenn Göthe ſagte, wir hätten noch kein goldenes Zeitalter unſerer Dichtung gehabt, ſo war es Beſcheidenheit, die es ihn ſagen ließ; wenn es die junge Dichterwelt nachſpricht, ſo iſt es Unbeſcheidenheit und Mangel an Urtheil dazu. Allerdings hat unſere Dichtungsgeſchichte nicht den blendenden Glanz, den man in anderen Dichtungsepochen anderer Völker findet; dieſen Eindruck werden die Leſer auch durch unſere Darſtellung empfangen haben. Allein theilweiſe ruht auf jenen anderen Epochen für uns der Schimmer des Fremden und der Reiz des Alters, theilweiſe aber bringt es die Verſtandeskultur der neuen Welt mit, daß wir von den poetiſchen Entwickelungen überhaupt nicht mehr allzu viel erwarten dürfen. Daß unſere deutſche Dichtung durch alle Hemmniſſe, die wir ſie überwinden ſahen, nicht mehr niedergehalten wurde, daß ſie den Preis über das Vergangene gewann, und die vorletzte große Dichterzeit der Franzoſen an Jugend, Feuer und ächter Empfindung ſo unendlich weit überbieten konnte, das zeugt wahrlich von der Entwickelung einer ungemeinen Kraft, und war überhaupt nur in einem Volke möglich, das ſo lange in kindlicher Unmündigkeit gehalten wurde. Und wo wäre denn auch bei den übrigen Völkern Europa's, wenn wir etwa Italien ausnehmen, die Innigkeit des Strebens und das Aufgebot, ja die Verſchwendung aller Kräfte für poetiſche Kultur ſo groß geweſen, wie bei uns im vorigen Jahrhundert? Wer alſo ſo ſchnell nach dieſer Zeit auf neue Göthe und Schiller hofft, der täuſche ſich unſerthalb in ſo ſchönen Erwartungen. Wir können nur auf eine äußere Zeitbegünſtigung hoffen, wenn wir an ein neues und geſundes Leben in unſerer Dichtung glauben ſollen. Die junge Literatur wird es, theilweiſe wenigſtens, zufrieden ſein, wenn wir ſagen: jene Blüte unſerer Dichtung iſt einmal vorüber, ſie iſt ins Kraut gewachſen, es bilden ſich die Samenſtengel für eine künftige Saat. Chamiſſo ſelber ſagte dies ſeinen Freunden, ſie wollten die Segensgabe der Dichtung, dem tauben Geſchlechte

gegenüber, treu bewahren und der fernen Zukunft eine andere Liederzeit zutrinken. Und auch Andere begnügen ſich (ein ſeltſames Zeichen einer allzu großen Bewußtheit) mit der Anerkennung eines neuen Keimes, eines vermittelnden Verdienſtes, einer hiſtoriſchen Berechtigung in ihren Poeſien. Aber nun vergeſſe man nicht, daß keine Frucht ſo gut neu aufgeht, als wenn ein neuer Boden aufgegraben und gedüngt iſt, und daß keine Pflanze wieder grünt, ohne einmal die Blätter abzuſchütteln. Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu laſſen und den Grund unſerer öffentlichen Verhältniſſe, auf dem Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen ſoll, neu zu beſtellen, und, wenn es ſein muß, umzuroden, und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiſte Genüſſe bieten wird. Wir müſſen dem Vaterlande große Geſchicke wünſchen, ja wir müſſen, ſo viel an uns iſt, dieſe herbeiführen, indem wir das ruheſüchtige Volk, dem das Leben des Buches und der Schrift das einzige geiſtige Leben, und das geiſtige Leben das einzige werthvolle Leben iſt, auf das Gebiet der Geſchichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerem Werthe zeigen, und die Ausbildung des Willens zu ſo heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und Verſtandes geworden iſt. Unſere Jugend hat dies Bedürfniß auch wohl empfunden. Unſere Dichter liegen ſeit den letzten Bewegungen der politiſchen Welt in Maſſe dem Quietismus der Romantik entgegen. Geſinnung und That hat bei ihnen einen Klang erhalten, den ſie vorher bei unſern romantiſchen Nihiliſten nicht gehabt hat. Die öffentlichen Zuſtände bilden nicht den kleinſten Theil des Grams, den ſie im lebhaften und leidenſchaftlichen Herzen zu tragen haben; es iſt dies auch nicht das Spiel mit einem eitlen ſelbſterſonnenen Grame, denn ſie haben ein Recht, dieſe Zuſtände elend zu finden; und ſchade nur, daß ſie den ſchönen Namen des jungen Deutſchlands zu einem Ekelnamen gemacht haben, denn ein junges Deutſchland thut uns Allen inniglich noth. Wollten die Dichter nun, die dieſen Gram der Zeit theilten, dem Herzen Luft machen, wie Göthe pflegte, die Laſt von ſich werfen im poetiſchen Erguſſe ihrer Schmerzen und ihrer Hoffnungen, ihrer Einſichten und Wünſche, ſo führte ſie der natürliche Weg zur politiſchen Satire; ja wer ſelbſt, wie Göthe, der politiſchen Poeſie noch ſo abgeneigt wäre, und nur aus reinem Triebe dichtend der Kunſt ſelbſt das nächſte Genüge thun wollte, ſelbſt der müßte ſich dem Rufe der Verhältniſſe bequemen und der gegenwärtigen Jahreszeit abzugewinnen ſuchen, was ſie geben kann. Denn die ernſte Zeit mahnt uns, ihr ganz uns hinzugeben, und ſie gibt die Halben erbarmungslos auf. Und darum müßte auch dieſe politiſche

Satire im geraden offenen Kampfe gegen die offenen ſchiefen Zuſtände im Großen angehen; es müßte erſt ein großer Charakter ſein, wer ein großer Dichter werden wollte, und ein großer Kopf, wer ſich verſprechen dürfte, daß ſein Werk den Druck der Verhältniſſe überwände. Ein ſolcher wird nicht den Weg einſchlagen, den unſere Dichter gewählt haben, die auf die äußeren Hemmungen den Widerſtand gegen die öffentlichen Zuſtände abbeugen und in die verſteckten kleinen Kanäle des geſellſchaftlichen und Privatlebens ablenkten. Hier hat das große Talent keinen Gegenſtand mehr. Im vorigen Jahrhundert ſtieß der freiere Geiſt bei jedem Schritte an Tracht, Brauch und Sitte an, und er hatte ein Recht, ſich dagegen aufzulehnen; jetzt iſt die Gewalt der Konvenienz, Mißſtand und Unnatur des Privatlebens ſo gebrochen, daß es den Mann von Geiſt und Kraft nicht mehr unterdrücken kann; hier iſt ſeinem Widerſtande kein Gegenſtand gegeben. Nur das Staatsleben beugt die freie Entwickelung noch nieder; und ehe dieſes reformirt iſt, werden wir vergebens auf eine große Zeit in irgend einer Richtung warten dürfen. Das hatte Göthe in ſeiner Jugend, dem großen britiſchen Tragöden gegenüber, ſchon empfunden, daß es das mangelnde Staatsleben war, was unſere Literatur darniederhielt: denn nur wo ſich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollſte und Größeſte zu ihrem Gegenſtande zu nehmen nicht ſcheut, mit den öffentlichen Zuſtänden Bund macht, und mit dem Leben ſelber wetteifert, nur da ſondert ſich ächter Waizen aus der Spreu, und während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joch geht, iſt unter freieren Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben, und die Kraft ſcheidet ſich von dem Unvermögen. Noch im ſpäten Alter war Göthe derſelben Einſicht; nur wollte er der Nation „die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland klaſſiſche Werke hervorbringen konnten.“ Wir aber wünſchen dieſe Veränderungen und Richtungen; und wenn die Natur der Entwickelung Umwälzungen dabei nöthig machen ſollte, ſo werden wir auch dieſen klüger entgegenkommen, als ausbeugen. Denn wer in der moraliſchen Welt zu Hauſe iſt, wie Göthe in der Natur war, der wird ſie ſo wohlthätig nennen müſſen und ſo wenig ſcheuen dürfen, wie dort den Sturm und das Gewitter. Und wäre denn dazu durchaus Umwälzung nöthig, daß wir Kräfte endlich gebrauchen möchten, die wir haben? daß wir Rechte geſichert wünſchen, deren Unſicherheit ſie nutzlos macht? daß wir ein Regiment begehren, das des Volkes innere Kräfte ſchätzen lerne und ihnen Spielraum gäbe? daß wir die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der ſpöttiſchen Stellung entnommen ſehen möchten,

die ſie einnimmt? daß wir die Mündigkeit antreten wollen, zu der wir gebildet und gewachſen ſind unter ſauerer Schule und ſchwerer Erfahrung? Mit welchen Mitteln aber auch die Erreichung dieſes Zieles zu bewirken ſein ſollte, auf dem Wege unſerer bisherigen Poeſie würde weder der Zweck noch das Mittel erreicht werden; weder die „Behaglichkeiten der früheren Märchen," noch die Unbehaglichkeiten der früheren und ſpäteren Dichter werden uns dahin führen. Sondern ein Mann thut uns noth, der dieſes Ziel mit gerader Beſtrebung ins Auge faßte und nicht auf Umwegen zu erſchleichen hoffte, ein Mann wie Luther war, der jetzt dies Werk endlich aufnähme, das der große Reformator ſchon Luſt zu beginnen hatte. Ihn ſchon dünkte zuweilen, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luther's bedürften; aber er beſorgte, ſie möchten einen Münzer kriegen, darum rieth er, daran zu pletzen und zu flicken wer könne. Aber nun haben wir drei Jahrhunderte lang gepletzt und geflickt, und es iſt nichts geworden; wir haben auch der falſchen Münzer genug erlebt, aber freilich keinen von lutheriſchem Gepräge. Luther verzweifelte an dieſem Werke, und wohl aus dem leidigen Grunde, daß er in dieſem Volke keine politiſche Natur erkannte. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, ſagte er, das geht friſch hindurch, auch ohne alles Geſetz, reißt auch wohl durch alle Geſetze; aber wo die Natur nicht da iſt, und ſoll's mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk. Nur ſo ganz möchten wir darum doch nicht an dieſen Volkskörper verzagen, daß wir mit Luther nicht Haut und Haar an ihm gut nennen ſollten; wir wollen nicht glauben, daß dieſe Nation in Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft das Größte vermocht habe, und im Staate gar nichts vermöge. Aber freilich müſſen wir es in die Hände des Schickſals geben, ob es jene enthuſiaſtiſche Energie, die allem unſerem erſten Beginnen eigen iſt, einmal nach dieſer Richtung lenken werde. Was an uns liegt, iſt, ob wir die Winke der Zeit verſtehen, die Zerſplitterung unſerer Thätigkeit aufheben und unſer Wirken nach dem Punkte richten wollen, nach dem die ungeſtümſten Wünſche am lauteſten geworden ſind. Der Wettkampf der Kunſt iſt vollendet; jetzt ſollten wir uns das andere Ziel ſtecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht verſagte.

Register

über alle fünf Bände des Werkes.*)

A.

*Abälards Lieder, I, 296.
Abbt, Thomas, IV, 214. 217. 446.
*Abele, Math., Seltſame Rechtsfälle III, 72. Ueberſ. III, 96.
Aberlins Bibelreimerei III, 33. erſte proteſt. Sammlung d. Pſalmen III, 39.
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), Satiriker, III, 396 ff. vgl. deſſen Judas der Erzſchelm III, 397.
Abſchatz, Hans Aßmann Freiherr von, ſchleſiſcher Dicht. u. Ueberſ. III, 477 ff. mit Gryphius zuſammengeſtellt ebend.
Accent und Ton als Erſatz d. Quantität III, 227 ff. vgl. 87.
Achilles Tatius, I, 224.
*Ackermann aus Böheim, ein Geſpräch II, 222.
*Ackermann, Statius, Ueberſ. III, 287.
Ackermann, dresdner Theaterdichter, III, 442.
Ackermann, Joh., bibliſcher Schauſpieldichter, III, 91.
Ackermann, Schauſpieler, IV, 325. 350. 362. V, 486.
*Acta eruditorum III, 473.
*Adam v. Fulda, Liederd. II, 282.
*Adelbrecht, Verf. d. Lebens Johannes d. T. I, 115.
Adele Gr. von Blois I, 163.
Adenes, franz. Romanſchr. II, 55.
Adersbach, Andreas, III, 249.
Adolphus, Joh., II, 427.
*Aegidius, Legende, I, 170.
Aeneas Sylvius, II, 223 ff. Traum II, 203. deſſen Geſchichte von Euriolus und Lucretia II, 226. von Guiscard und Sigismunde II, 228. Stil II, 226.
Aeſchylos Oreſtiade I, 401 f.
Aeſop I, 127 ff. III, 46.
Aeſop, d. erneute d. 16. Jahrh. II, 294 ff.
Aeſopiſche Fabel, I, 125 ff., verſchieden vom Thierepos I, 145.
Agricola, Sprichwörterſammler III, 67. 192.
Agricola, Martin, musica instrumentalis II, 382.
Ahlefeld, Luiſe von, (Eliſe Selbig), V, 519.
Ahlwardt, Ueberſ. Oſſians, V, 575.
Ahmed el Kermanni I, 214.
Aiſt, Dietmar v., I, 305.
Akroſtichon, III, 313.
Alamanni, III, 174.
Alanus ab insulis, deſſen Anticlaudianus II, 126.
*Alber, Prieſter, I, 175.
Alberich von Beſancon, Bearbeiter der Alexanderſage I, 216.
Albert der Große, Sage von demſelben II, 257.
Albert, Heinr., (Damon), Dichter und Muſiker III, 249.
Albertinus, Romanüberſetzer III, 372. 381. deſſen Hirnſchleifer III, 292 u. a. Ueberſ. Lucifer's und Chriſti Königreich III, 292. Narrenhatz u. liber de conviviis III, 292.
Alberus, Erasmus, Leben u. Charakt. III, 52 f. Gegner des Papismus, polemiſche Schriften II, 406. vgl. III, 131. Liederdichter III, 24. Fabeldichter, III, 53. ff. Ehebüchlein II, 381.

*) Die mit * bezeichneten Artikel ſind in der 4. umgearbeiteten Ausgabe neu hinzugekommen.

Albilithano, s. Riemer.
Albini, Mich. s. Weiß.
Albinus, Joh. Georg, geistl. Dicht. III, 269. hohes Lied III, 327. Hymnen III, 335. Schauspielb. III, 411.
Albinus, Joh. Georg, der Jüngere, dessen churſächs. Venus III, 298. vgl. III, 269.
*St. Albinus, Legende I, 174.
Albizzi, Bartholom. II, 113.
Alboin, über ihn Lieder noch zu Paul's Zeiten in Deutschl. gesl. I, 34.
Albrecht, dessen Titurel, charakt., II, 37 ff.
Albrecht von Eyb, Buch von der Ehe II, 229 vgl. 227. dessen Spiegel der Sitten II, 297. 352. Ueberſetz. des Plautus II, 345.
Albrecht von Halberstadt, dessen ovid. Metam. I, 223. 270. 240 ff. III, 126.
Albrecht's III, Ritterschaft in Preußen, Gedicht II, 160.
*Alciato nachgeahmt III, 292.
*Alcuin I, 70.
Aleman, dessen Gusman van Alfarache, Schelmenroman, III, 372.
Alethophilen IV, 43.
Alexander d. Große, I, 213 f. Alexander-Sage oriental., griechische, latein., I, 214 ff. deutsche, französ., engl., spanische, flandrische Bearbeit. I, 216 ff. s. Hartlieb. Seyfried.
*Alexander v. Bernay I, 217.
Alexandriaden s. d. vorherg.
Alexandrinischer Vers V, 510. zuerst in Deutschland angewandt, wann? III, 183. von Drollinger bekämpft IV, 24. wird verdrängt IV, 342.
Alexius, der heilige, Legende, I, 486. bearbeitet II, 92.
Alfred, pflegt die angelsächs. Lieder I, 65.
Algermann, Francisc., Psalmenüberſetzer III, 43.
Alischer, Liederdichter III, 246.
Alix von Brabant, Beschützerin d. Dichtkunst I, 244.
Alkmar, Hinrek v., II, 368.
Allegorie II, 320 f. im 15. und 16. Jahrh. III, 144. 362. im 17. III, 241. im Roman III, 385. in d. Poesie neuerer Zeit IV, 16. V, 598 vgl. 656. 657. politische im Schauspiel III, 405. allegorisches Schauspiel III, 411. Allegorien oder allegor. Gedichte II, 184 ff. der Engländer, Franzosen und Italiener II, 203 ff. s. Emblematik.
Alliteration I, 61. im epischen Vers I, 76.
Alnpeke, Ditleb v., II, 59.
Alphart's Tod, Gedicht, II, 78.
*Alte Neue Zeitung von der Welt Lauf, Fabelsammlung III, 56.
Altenburg, Liederdichter u. Componist III, 16. 343.
Alterthum, klassisches, Studium und Einfluß dess. auf Umbildung der neueren Zeit, Studium dess. in Italien III, 172 ff. s. Klassisch.
Altdeutsche Literatur, Studium derselben in neuerer Zeit V, 575.
*Altmann, Bisch. v. Passau I, 111.
Altswert, Meister II, 199.
Alxinger, J. B. v., IV, 287.
Alzey, Konr. v., dessen opus figurarum II, 239.
A. M., s. Moller.
Amadis, Roman I, 268. im 16. Jahrh. wieder gedruckt II, 228. III, 382. f.
Amalie, Herzog. v. Sachsen, IV, 493.
*Amâne u. Amandus, Roman, III, 387.
Amaranthes, s. Corvinus, Herdegen.
Ambrosius Seb., Liederd. III, 35.
Am-Bühl, J. L., Schauspielb. IV, 533.
*Amicus u. Amelius, Sage, I, 470.
Amis, Pfaffe, s. Stricker.
Ammenhusen, s. Konrad.
Ammon, Hieronym., III, 292.
*Ammonius' v. Alexandrien (Tatian's) Evangelienharmonie I, 69.
*Ammonius, Wolfg., Ueberſ. deutsch. Kirchenlieder ins Lat. III, 44.
Amthor, Dichter u. Ueberſetzer III, 470. 489.
Amydor, vergnügter, pseudonymer Romanschreiber III, 390.
Anagramm III, 313.
Anakreon I, 328.
Anakreontische Lieder im 18. Jahrh. IV, 66. vgl. IV, 228.
Andreä, Joh. Valentin, lat. Schauspieldichter III, 93. geistl. Kurzweil III, 168. chymische Hochzeit d. Christian Rosenkreutz, fama und confessio III, 362. Liederd. III, 343 f. Satir. III, 395.
Andreas u. Helene, angelsächs. Legende. I, 167.
Anekdote III, 306 f. 297. vgl. 68.
*Anegenge, Gedicht des 12. Jahrhs. I, 111. 116.
Angelius Lohrbere Liga, s. Rollenhagen.
Angelsächsisches Lied über Athelstans Sieg bei Brunaburg I, 84 f.

Angelus Sileſius, (Scheffler) ſ. Sileſius.
Anhalt, ſ. Chriſtian. Johann Adolph. Georg. Ludwig. Poeſie daſelbſt im 16. Jahrh. III, 185.
Anhalt-Deſſau, Fürſt v., Beſchützer der Wiſſenſchaften IV, 492.
Anhorn, Barthol., (Philalethes Parrhaſiaſtes), Pomeris u. Parthenia, Schauſp. III, 409.
Anna Sophia, Landgräfin v. Heſſen, Dichterin, III, 283. treuer Freund Chriſti III, 292.
Annenberg II, 188.
*St. Anno, Lied auf denſ. I, 177 f. vgl. 168. 170.
Anſorge, ſchleſ. Dicht. III, 245.
Antenor, ſ. Schupp.
Antichriſt, Gedichte vom, I, 116 ff.
Anticlaudianus, ſ. Alanus.
Antike Dichtungen in neuer Geſtalt I, 269.
Anton Ulrich, Herz. v. Braunſchweig, geiſtl. Dichter III, 255. Romanſchreiber III, 389 f. deſſen Aramena III, 390. Octavia ebend.
*Antorf, Paul v., Schauſpieler III, 104.
Apel, Joh. A., Dramatiker, V, 594. Romanſchr. V, 600. 622.
Apelles v. Löwenſtern, ſ. Löwenſtern.
Apelles, Valentin, Narrenſchule III, 109.
Apfelfelder Handbüchlein III, 30.
Apollonius v. Tyrland, Reiſen I, 199. poet. Bearb. v. Heinrich v. Neuenſtadt II, 89. proſ. Bearbeitung und Verſchiedenheit derſ. von der poetiſchen II, 212.
Apoſtaten zum Katholicismus unter den Dichtern des 17. Jahrhs. III, 336 f. unter den Romantikern V, 544.
Apophthegmen, III, 67 ff. 306. ſ. Sprichwörter.
*Apulejus überſ. III, 372.
Aramena, Roman, III, 390.
Aretin, v., hiſtor. Schauſpielb. V, 630.
Arie III, 444.
d'Arien, Trauerſpiele, V, 478.
Arioſt I, 165. 227. 391 f. III, 173 ff.
Ariſtophanes I, 154. deſſen Plutus überſetzt II, 346. deſſ. Wolken III, 79.
Ariſtoteles, Poetik, V, 431.
Armin, beſungen I, 24.
Arndt, Er. M., V, 523. 601. 616. v. Koſegarten angeregt V, 583.
Arndt, Joh., III, 185.
Arnhold, ſchleſiſcher Dichter III, 245.
Arnim, v., Romanſchr. V, 600. 622. deſſen Trauerſpiele: Gleichen V, 602. Halle und Jeruſalem III, 427.
*Arnold Verf. des Gedichts Loblied auf d. heil. Geiſt I, 115.
Arnold, Chriſtoph, geiſtl. Dichter III, 298. IV, 27.
*Arnſchwanger, geiſtl. Dichter, III, 298.
Arpinus, Theolog, III, 291.
Arthurſage, I, 247 ff.
Asciburg von Ulyſſes erbaut I, 19.
*Aſſarini, deſſen Stratonice III, 382.
Aſſig, Hans v., ſchleſiſcher Dichter III, 477.
Aſtrologie III, 148 f.
*Athelſtan, Lied über deſſ. Sieg I, 84.
*Aubery, franz. Epos I, 196.
*Audigier, Lyſander u. Kaliſto III, 386.
Auffenberg, Joſ. v., hiſtor. Schauſpielb. V, 629.
Augsburger, Aug., Ueberſ. III, 245. 388.
Auguſt, Herzog, der Wohlgerathene III, 187.
Auguſte Magdalene, Landgräfin v. Heſſen, Dichterin III, 283.
Auguſtin, heil., deſſ. Werke Hauptquelle der myſt. Weisheit des 13. und 14. Jahrhs. II, 116.
*Ava, Verfaſſerin v. Jeſu Leben I, 113. 116.
Avenarius III, 6.
Aventin I, 22.
Avienus II, 294.
Ayrenhoff, v., Schauſpielb. IV. 355.
Ayrer, Jac., Schauſpielb. III, 106 f. Charakt. u. Werke 114 ff. vgl. II, 426. mit Gryphius vgl. ſ. denſ. Julius redivivus III, 86. Ramus III, 106. Pelimperia III, 115. Sidea 116. König von Cypern ebend. vgl. 106. Erbauung Roms ebend. Servius Tullius III, 117. Kaiſer Otto ebend. Mahomet ebend. Ritterorden vom podagr. Fluß ebend.

B.

Babo, Franz Maria, Schauſpielb. IV, 533. vgl. 525. V, 629.
Bach, Sebaſt., Componiſt, III, 446. 450.
*Bachmann, heſſiſcher Dicht., III, 228.
Bachmann, Andr., (Rivinus), III, 264.
Backhaus, geiſtl. Dichter III, 254 f.
Baggeſen, Jens, V, 582 ff. vgl. V. 386. 523. deſſen Lyrik V, 556. Faun V, 643. Nachahmer Tieck's V, 601.
Bahrdt, C. Fr., Leben V, 263 f.

Baiern, Culturzustand im 7. Jahrh. I, 75. Asyl der Poesie im 13. Jahrh. II, 19. Poesie daselbst im 17. Jahrh. III, 242.
Baif, Anton de, III, 307.
Balde, Jacob, latein. u. deutsche geistl. Dichtungen III, 328 ff. Satiriker III, 395. projektirt eine deutsche Gesellschaft III, 197.
Balladen III, 75 f. V, 419. bretagnische I, 251.
Ballet im 17. Jahrh. III, 440.
Baniſe, die asiat., ſ. Ziegler.
Bänkelſängerei in Deutſchland und England II, 254 f.
Bapſt, Ueberſetzer II, 345. III, 79.
*Baptiſta's Jean, deutſche Schauſpielertruppe III, 105.
Bar, v., IV, 45.
Bär in den Thierſagen I, 135.
*Bärbeli, Geſpräch v., II, 381.
Barchebas = Abersbach III, 250.
Barclay's Argenis überſ. von Opitz III, 385.
Barden oder Skalden in Deutſchland unbekannt I, 32. britiſche I, 249.
Bardendichtung im 18. Jahrh. IV, 112 f. 206 f.
Bardenlieder I, 249.
*Bargagli, giuochi III, 290.
*Bärholtz, Dan., Charicłyts denkw. Weinmonat III, 387.
Barlaam und Joſaphat, Legende I, 167. 170. 487. II, 236.
Bärmann, Gottſched's Schüler IV, 42. 46.
Bartas III, 182 f. 347.
Barth, Caſp. v., III, 215. 329.
*Bartholomäus de Rinonico III, 54.
Baſedow, Joh. Bernh., Leben V, 309, Aeußeres IV, 489. Charakter V, 310. in Kopenhagen IV, 161. Theolog V, 238. Streit mit Goeze V, 312. wendet ſich von der Theologie zur Pädagogik V, 312. Projectenwuth IV, 224. tritt Lavater entgegen V, 312. legt das Philanthropinum in Deſſau an V, 314. ſucht d. Erziehungsweſen dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit zu entziehn und unter unmittelbare Aufſicht des Staates zu bringen V, 318. betrieb die Gründung von Seminarien ebend. ſeine Methode ebend. Rücktritt aus dem pädagog. Leben V, 314. — Werke: praktiſche Philoſophie V, 310. andere theol. u. philoſ. Schriften V, 312 f. Philalethie V, 312. Aufruf IV, 377. pädagog. Schriften V, 312. Elementarwerk V, 313. Lieder IV, 165.
Baſſe, geiſtl. Dichter III, 335.
Batrachomyomachie, Einfl. derſ. auf deutſche Fabeldichtung III, 57. 63.
Bäuerle, Luſtſpiele. V, 625.
Bauernkomödie in Tirol IV, 327.
*Bauernſpiele II, 339.
Baumann, Konr., Tonkünſtler II, 282.
Baumann, Nicolaus, II, 368.
Baumgarten, Joh., geiſtl. Schauſpieldichter, Gericht Salomonis III, 93. 94.
Baumgarten, Samuel, ſchleſ. Dichter III, 245.
Baumgarten, Aeſthetiker IV, 65. vgl. 340.
Beauvais, Vincenz v., deſſen Spiegel II, 103.
Bebel II, 409. deſſen Facetien II, 301 f. triumphus Veneris II, 381.
Beccau, Opernd. III, 446. Epigrammend. III, 510.
Bechada, Ritter v., (Grégoire des Tours) deſſen Gedicht von der Eroberung Jeruſalems I, 158.
Beck, Schauſpield. V, 482.
Becker, Cornel., geiſtlicher Dichter und Pſalmenüberſ. III, 43. deſſ. Singpſalter ins Lat. überſ. III, 45.
Becker, R. Zach., Noth- und Hülfsbüchlein V, 320. Reichsanzeiger V, 414.
Becker, W. G., Erholungen u. Taſchenbuch V, 415.
Beckh, Schauſpield. III, 411.
Beer, Capellmeiſter, III, 450.
Beer, Mich., Struenſee, Trauerſpiel V, 631.
Beger, Laurenz, Schauſpield. III, 439.
Behaim, Anna, Pſalmenüberſ. III, 326.
Beheim, Michel, Schickſale, Charakteriſtik u. Werke II, 176 ff. vgl. 234. 237. Mariengedichte II, 130.
Behriſch IV, 473.
Behrmann, Georg, III, 515. Schauſpield. IV, 358.
Beil, Schauſpield. V, 482.
Beinom IV, 36.
Beiſpiele II, 131 ff. Veränderung derſ. im 16. Jahrh. III, 68.
Belgien, geiſtig. d. früheren Zeit I, 39.
Belials Prozeß gegen Chriſtus, Paſſional, II, 238.
Bellander, Heldenbriefe III, 431.
Bellin, Joh., Orthography III, 276. Hymnend. III, 336. vgl. III, 283.
Bellinkhauſen, Rud., geiſtl. Komödiend. III, 101. 254.

Benda, v., Componist IV, 344. Theaterdirector in Wien IV, 354.
*Benedict v. St. Andreas, dess. Chronik I, 232.
Bengel, J. A., Liederd. IV, 169.
Benoit de Sainte Maure trojan. Krieg I, 270. 280 f.
Berchorius, Peter, Verf. der gesta romanor. II, 139.
Berchtold von Herboldsheim, Alexandriad. I, 218.
Berens, Joh. Christian, IV, 401.
Berg, v., s. Ludecus.
Berger, Schauspielschr. III, 470.
Berger, Schauspield. V, 478.
Bergk, Romantiker V, 522.
Berintho, s. Roberthin.
Berlin, Zustand des Theaters daselbst gegen Ende des 18. Jahrhs. IV, 351. Theater unter Iffland V, 496. Sitz der romant. Schule im Anf. d. 19. Jahrhs. V, 521. Mittelpunkt des literar. Verkehrs in neuester Zeit V, 522. Lustspiel daselbst in neuester Zeit V, 626 f.
*Bernard, Sammler der Legenden von d. h. Fides I, 188.
Bernardin v. Busti, dessen Mariale II, 130.
Bernardin Ribeyro, s. Ribeyro.
Bernauerin, Agnes, Lied von derf. II, 256.
Bernay, Alexander v., s. Alexander.
Bernegger, Vertheidiger der deutschen Sprache, III, 216.
Bernhard's, des heil., Werke, Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhs. II, 116.
Bernhard, Kapellmeister III, 442.
Bernhardi, Romant. V, 521. dessen Bambocciaden u. Kynosarges V, 531.
Bernstorff, Gr. v., IV, 140.
*Berthier v. Orleans I, 296.
Berthold, dessen Predigten II, 97 ff. relig. Lieder III, 12.
Bertrand du Born I, 292.
Bertuch, Fr. Justin, Uebersetz. V, 11.
Besold III, 337.
Besser, Joh. v., Hofpoet, Leben und Charakter, III, 484 ff.
Bettelmönche II, 310. 353.
Bettina V, 521.
Betty IV, 489.
Betulius, Xyst., s. Birken, Sixtus.
Bevern, s. Ferdinand.
Beyer, Uebersetzer III, 145.
Beza, Th., Psalmenübers. III, 41.
Bibeldichtung III, 326 ff. s. Evangeliendichtung. Psalmen.
*Bibelübersetzungen, ältere (goth. u. deutsche), I, 67 ff.
Bibliothek, allgemeine, IV, 215.
Bidpai, dessen Fabeln I, 216. II, 145. 146.
*Biedermann III, 197.
Biester V, 275.
Biene, Lieblingsthier der Epigrammatiker III, 305.
Bilderwerke II, 319 ff.
Birken, Sieg. v., eigtl. Siegm. Betulius (Floridan), Pegnitzer, Charakterist., mit Klaj u. Opitz vgl. III, 297. vergl. 220. 197. 295. dessen Bekanntschaft mit dem Alterthum und Verbindung mit den Italienern und Oesterreich III, 296, dess. Purismus III, 297. Sprache ebend. Prosodie III, 231. Schauspiele III, 415. dessen Fuggerscher Ehrenspiegel III, 296 f. ostländischer Lorbeerhain ebend. Dannebergische Heldenbrut III, 297. Guelfis III, 297. friederfreute Teutonia III, 295 f. Friedensbildung III, 296. Pegnesis III, 290. geistl. Gedichte III, 297. geistliche Weihrauchskörner ebend. Dichtkunst III, 295. Uebersetz. III, 296. s. Clajus.
Birken, Sixtus v., (Xystus Betulius), geistl. Schauspield. III, 196. 307.
Birken, Thomas, Schauspield. III, 103.
*Bissendorf, Joh. v., III, 137.
Biterolf, Ged. I, 210 f.
Bitner, Jonas, Uebers. III, 79. 95
Blancheflur, s. Flecke.
Blankenburg, Aesthetiker V, 414.
Blaurer, Ambros., Liederd. III, 25.
Blikker v. Steinach I, 411 f.
Blomberg, Lyriker, V, 616.
Blum, Ramlers Schüler, IV, 194. V, 24.
Blumauer, IV, 264. Bürgers Schüler, IV, 33. vgl. V, 20. dessen Travestie III, 64.
Blumel, Christian, III, 281.
Blumenorden, gekrönter, s. Pegnitzorden.
Blumensprache II, 271.
Bob IV, 352.
Boccaccio II, 258. 475. III, 167. V, 367. Verdienst III, 173. übersetzt II, 220.
Boccalini III, 363.
Bock IV, 45.
Bock, Joh. Christian, Theaterdichter IV, 360.
Bockspiel, Martin Luthers, II, 406.
Bode, Christoph, Uebersetzer IV, 376. V, 160 f.

Bodmer, Joh. Jakob, Charakterist. IV, 47 ff. 145 f. Verdienst um Verbreitung des Messias von Klopst., IV, 145. Einfluß auf Wieland IV, 179 f. sein und Wieland's Kampf mit Gleim's Anhang IV, 187. in Zwiespalt mit Lessing, Weiße und Gleim IV, 188. Urtheil über Lohenstein III, 437. — Gedichte IV, 52. Plan zur Noachide und zur Schöpfung IV, 51. Noachide IV, 143 f. Sündfluth, Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zuleika, Jakobs Wiederkunft, Dina und Sichem IV, 143. Schauspiele ebend. IV, 533. Fabeld. IV, 99. Uebersetzer des Milton IV, 51.
*Boethius, provenzal. Ged. auf dens. I, 180.
Bogatzky, Liederd. IV, 28.
Boguslawsky V, 23.
Böhme, Jak., Mystiker III, 205. Beförderer des Purismus der deutsch. Sprache III, 194 f.
Böhme, Martin, Liederd. III, 38.
Böhmen's Culturzustand III, 201. im 15. Jahrh. III, 204.
Böhmer, Liederd. IV, 28.
Bohse, Aug., (Talander), Romanschr. III, 394. 482. 495.
Bojardo III, 173. V, 575.
Boie, Joh. Christian, V, 22.
Boileau, dessen Einfluß auf Deutschland III, 476. 483.
Boisserée V, 523.
Boltz, Valentin, Uebersetzer des Terenz II, 345.
Boltz, Valentin, Schauspield. III, 102.
Bonafont, histor. Schauspield. V, 629.
Bonaventura's Marienpsalter II, 240. dessen Köcher II, 101.
Bonerius IV, 95. dess. Edelstein (Fabelsammlung) II, 133 ff. vgl. III, 51. dessen Uebers. alter Classiker II, 421.
Bonifaz, I, 75.
Bonifaz v. Castellane I, 292.
Bonin, v., Liederd. IV, 28.
Bonstetten V, 524.
*Bonus, Bischof, Legende von dems. I, 171.
Boppe, Minnesänger II, 12. 19. 27.
Borchers, Schausp. IV, 358.
Borkenstein, Lustspield. IV, 358.
Born, Elias, geistl. Dichter III, 43.
Börne V, 349.
Bose III, 444.
Bostel, Lucas v., III, 446. 511.
Bostel, Nicolaus v., Anhänger Hoffmannswaldau's III, 512. Operndichter III, 446. dessen Mustapha, Oper, III, 448.
*Botenlauben, Otto v., I, 308.
Bothe, geistl. Epigrammend. III, 36.
Bothe, Uebers. V, 574. vgl. IV, 227.
*Bouchet's regnards traversant II, 362.
Bouillon, Gottfr. v., Gedicht II, 87.
Bourgeois, Louis, Compon. III, 42.
Bousset, Joh., lustige Person im Lustspiel III, 112.
Bouterwek, Literarhistor. V, 566.
Borberg, Schauspield. III, 440.
*Borberg u. Landstall, Lied II, 257.
Boye, Liederd. u. Componist III, 16.
Brachmann, Luise, V, 520.
Brahm, v., Schauspield. IV, 355.
Brandanus, der heil., dessen Abenteuer, Legende I, 176. II, 71. 214. 251.
Brandenburg, Zustand der Poesie im 17. Jahrh. III, 252 ff.
Brandes, Schauspield. IV, 337. Schauspieler, dessen Selbstbiogr. V, 158. Lustspield. V, 482 f. Theaterd. V, 497.
Brandt, Sebastian, Narrenschiff II, 351 ff. Uebers. u. Bearb. dess. II, 362. Bearbeit. des Freidank u. a. Spruchsamml. II, 351. Priameln II, 351 f. latein. Gedichte II, 352. Uebers. des hortus animae u. a. Werke II, 352. fliegende Blätter u. Ausgaben ascetischer Werke II, 354. Freiheitstafel, III, 291. von Murner und Anderen nachgeahmt und mit ersterem zusammengestellt II, 361 f. vgl. 372 f. s. auch: Moscherosch.
Braun IV, 533.
Brauns, Fabeld. IV, 99.
Braunschweig, Poesie daselbst im 17. Jahrh. III, 254 f. Schauspielhaus daselbst III, 446.
Brawe, Joh. Wilh. v., IV, 339 f.
Bredelo, Madrigald., III, 312.
Brehme, Christian, III, 265. 305.
Breitenbach IV, 152.
Breithaupt, Liederd. IV, 28.
Breitinger, J. J., IV, 50. Abhandl. von den Gleichnissen und krit. Dichtkunst IV, 58. Abhandlung über Lohenstein III, 437 f.
Bremer Beiträge IV, 67 ff.
Bremberger, der, Lieder über ihn II, 257.
Brenner, Schauspield. IV, 337.
Brentano, dessen Ponce de Leon V, 600. Gründung Prags V, 603.
*Bresnicer, Komödie v. christl. Ritterschaft III, 99.

Breffand, Opernd. III, 446. Jason, Oper III, 448. Ueberf. III, 450.
Breßler, Gottſchedianer IV, 328.
Bretagner u. Bretagniſche Poeſie I, 251 ff.
Bretſchneider, deſſen Ferd. v. Thon, Roman V, 156.
Bretzner, Schauſpield. IV, 337.
Breydenbach, Bernh. v., II, 213.
Briefliteratur im 18. Jahrh. IV, 231 f.
Brinkmann V, 523.
Britiſche Dichtung u. Einführung derſ. in Deutſchland I, 247 ff. vgl. II, 73.
Britiſche Mönche arbeiten an mittelalterlichen Sagen und Dicht. I, 22.
Brockdorf, Gr. v., III, 515.
Brockes, Barthold H., Didaktiker III, 516 ff. vgl. 515. deſſen muſikaliſche u. maleriſche Bildung III, 518. Naturmalerei III, 517 ff. Verhältniß zu den Pegnitzern III, 517 f. verbindet Muſik und Malerei und Poeſie III, 518 f. IV, 16. emancipirt die Sinne III, 519. Metrik III, 518. arbeitet den ſteifen Sitten der Zeit entgegen III, 520. IV, 97. kleinmeiſterlicher Charakter ſeiner Gedichte III, 520. religiöſe Seite derſ. III, 522. Hauptverdienſt III, 519 f. Feind der epiſchen Poeſie III, 521. erſchüttert d. Kirchenlied III, 522. mit Haller vgl. IV, 18. 33. Einfluß auf Drollinger III, 522. IV, 18. 24. auf Geßner IV, 150. auf Klopſtock III, 516. ſeine Nachfolger III, 519. ſeine Hirtenlieder III, 516. irdiſches Vergnügen in Gott, Hauptw. III, 517. Ueberſ. von Thomſon's Jahreszeiten III, 519. von Pope's Verſuch über d. Menſchen III, 523. von Marino's bethlehem. Kinderm. III, 516. von Geneſt's principes de philosophie III, 522 f. von La Motte IV, 93. projektirtes großes phyſikaliſches Gedicht III, 519.
Brockmann, Schauſpieler IV, 363.
Bronikowski, Romanſchr. V, 522. 633.
Bronner, Fr. Xaver, V, 275. Idyllendicht. IV, 156.
Broxtermann V, 12.
Brückner, Idyllend. IV, 152.
Brückner, J., IV, 344. V, 24. 40.
Brulovius, latein. Schauſpield. III, 96.
Bruder Eckart, Br. Fabri, Br. Gerhard, Br. Philipp, Br. Rauſch, Br. Wernher, ſ. dieſe.
Brummer, Johann, tragico comoedia III, 102.
Brun v. Schonebecke Paraphr. des *hohen* Lieds, II, 124.
*Bruschius, Casp., Spiel II, 343.
Brusquet II, 313.
Buch der Altväter II, 237.
Buch des Glückslaufs II, 243.
Buch der ſieben Grade II, 123.
Buch vom Hofleben II, 353.
Buch Joachims oder ewiges Evangelium II, 96 vgl. 113.
Buch von der Kindheit Chriſti II, 237.
Buch der Liebe II, 228 f. 427.
Buch der Maide, ſ. Heinr. Muglin.
Buch der Tugend II, 348 ff.
Buch der Weisheit II, 237.
Bücher Moſes ſ. Moſes.
Buchanan Ueberſ. III, 79. Schauſpield. III, 94.
Buchaw, Stephan Clemens v., Ueberſ. des Terenz II, 345. III, 94.
Buchner, Proſodiker III, 229 vgl. 184. 254 ff. Anſicht v. Plato III, 213. deſſen Joas III, 333. Weihnachtsgedicht ebendaſ. deſſen Schule III, 245 ff.
Buchholz, Andr. Heinr., Gelegenheitsd. u. Ueberſ. des Horaz u. Lucian III, 256. Pſalmenſ. III, 325. Hausandachten und geiſtl. Poemata, betrübtes u. getröſtetes Sion III, 348 f. deſſen Herkules und Valisca, Roman III, 389.
*Buchsbaum, Sixtus, II, 240.
Buchwälder III, 216.
Bückeburg, Wilh. Gr. v., IV, 445 f. Patron der Literatur IV, 492.
Büffon V, 79.
Bugenhagen III, 271.
Bühel, ſ. Hans.
Buhlſchaft, ſ. Ehe.
Bühne, Beſchaffenheit derſelben im 16. Jahrh. III, 104. ſ. Theater.
Buncken, Chriſtian, Liederd. III. 271.
Bundſchuh's Narrenſchiff II, 361.
Bunſen's Geſangbuch III, 7.
Bunzlau, Schule daſ. III, 206.
Buonarotti, ſ. Michele.
Burdach's Phyſiologie V, 398.
*Burg des Himmelreichs, Gedicht I, 117.
Bürger, Gottfr. Aug., V, 28 f. Jugendgeſch. u. Entwickelung 31. Charakteriſtik ſeiner Dichtungen V, 30 ff. 37. deſſen Werth als Dichter, und Urtheil Schillers u. Schlegels über ihn V, 33 ff. Volkslied V, 31 f. Balladen V, 32 f. Leonore ebend. Sonett V, 33. vgl. V, 24.
Bürger, Joh., Ueberſetzer des Cato III, 266.
Bürgerſpiele III, 103.
*Burgk, Joach. v., Compon. III, 34.
Burkart von Hohenfels, ſ. Hohenfels.
Burke, Staatsmann V, 553.

*Burkhardt, Aaron, III, 92.
Burläus, überf. II, 297.
Burleske III, 64. 396.
Burmann, G. W., Fabeld. IV, 99. V, 24.
Burmeiſter III, 262.
Buſch, Liederd. III, 6.
Büſching, Theolog, V, 238.
Buſti, ſ. Bernardin.
Butſchky, Sam. v., Myſtiker III, 337.
Büttner, Wolf, Katechism. III, 21.
*Büttner, Wolfg., Hiſtor. von Claus Narren II, 303.
Buwinghauſen, Freifr. v., Schriftſtellerin III, 291.
Byron, Lord, V, 525. Einfluß auf die neueſte Literatur V, 632.

C.

Cahlen III, 264. 266. Ueberſ. III, 266.
Calagius, Andreas, Ueberſ. III, 86. Paraphraſen lat. Schauſp. III, 222.
Calderon, das Weſen ſeiner Poeſie III, 369. mit Shakeſpeare vgl. V, 511 f. Anſehn in Deutſchl. V, 544. vgl. II, 120. V, 569.
Caliſius, Joh., (Cloridan), deſſ. Hirtengeſänge, III, 244.
*Calixtus II. ob Verf. der (Pſeudo) turpiniſchen Chronik I, 236.
Calovius III, 250.
Calprenede Caſſandra, Roman, III, 388.
Camillus u. Emilie, Roman II, 228 f.
Campe, F. H., Pädagog und Kinderſchriftſt. V, 321. in den Xenien angegriffen V, 415.
*Camus amphithéatre sanglant III, 72.
Candorin, ſ. Hövelen.
Canitz, Frhr. v., Leben, Charakter und Werke III, 481 ff. Fabeld. IV, 92.
Cantate III, 450.
Cantius, Joh., III, 204.
Canzler, der, ſ. Kanzler.
Canzone V, 588.
Capito, Wolfg., Liederd. III, 25.
*Caradoc v. Llancarvan, Fortſetzer von Gottfried v. Monmouth Chronik I, 257. vgl. 261.
Carl, ſ. Karl.
Carlyle, deſſen Verdienſte um die Verbreitung deutſcher Poeſie in England V, 525.
*Caron, Louis, chasse-ennuy III, 72.
Carrarius, Lobrede auf das Podagra III, 151.
Carricatur, Sitz derſ. im Norden II, 290. im 17. Jahrh. III, 300 ff.
Cäſar, H., III, 250.
Caſaubonus III, 180.
Cäſius, ſ. Jeſen.
Caspar, Fr. Xaver v., hiſtor. Schauſpielb. V, 629.
Caspar von der Roen, deſſ. Heldenbuch II, 85 f. 216.
Casparſon IV, 20. Anhänger Gottſched's IV, 46.
Caſtellane, ſ. Bonifaz.
Caſtelli, Ueberſ. V, 571. Luſtſpielb. V, 626.
Caſtelnau I, 292.
Cats, Jak., III, 182. deſſ. selfstryt überſ. III, 266. Trauring überſ. III, 272.
Cato, Dionyſ., Diſtichen I, 428.
Catoniſche Sittenlehre II, 351.
Cauſinus' Felicitas überſ. III, 420.
Celadon, ſ. Kalbenbach. Greffinger. Regelein.
Celten, ſ. Kelten.
Celtes II, 324. 343. deſſen rheiniſche Geſellſchaft II, 364.
Cervantes, Charakter. u. mit Rabelais vgl. III, 156 ff. vgl. V, 623. deſſen Don Quixote III, 157 ff. IV, 101. überſ. III, 372. erſter Humoriſt V, 156. Novellen mit Göthe's Wahlverwandtſchaften vgl. V, 646.
Ceſſoles, ſ. Jacob.
Chamiſſo V, 521. 526.
Chariton, griech. Romanſchr. I, 271. II, 296.
Chasmindo, ſ. Dach.
Chelčický, Schuſter u. Poet III, 204.
Chnauſtinus (Knuſt, Knauſt), deſſ. geiſtl. Lieder III, 28. geiſtl. Schauſpielb. III, 102. deſſen Geburt Chriſti, Schauſpiele III, ebend. 109. 248.
Chor, Einführung deſſelben ins neuere Theater durch Schiller V, 514.
*Choralgeſang III, 7 f.
Chretiens v. Troyes I, 261. 370. 373. 360. deſſen Parzival I, 383 ff.
Chriſtel, Barthol., deſſ. luſtiges Sterbejahr, III, 244.
Chriſtenthum, deſſen Einführung in Deutſchland I, 74 ff. 181. verſchiedene Geſtaltung im Norden u. Süden I, 74 f.
Chriſti Auferſtehung, Myſter. II, 328.
*Chriſti Himmelfahrt, Myſter. II, 330.
Chriſti Leiden, Paſſionsſp., III, 101. des lieben Chriſtus Büchlein, geiſtl. Gedicht II, 121. übrig. ſ. Buch u. Jeſu.
Chriſtian II., Fürſt v. Anhalt, Ueberſ. III, 191.

Christliche Dichtungen im 9. Jahrh. I, 65 ff. s. Geistliche Dicht.
*Christoph v. Tegernsee, Bearb. d. Kaiserchronik I, 179.
Christoph VII., geistl. Dicht. III, 299.
Chronik des Hunnibald, von Tongern, I, 22. von Novalese I, 90. Chroniken d. 12. Jahrhs. II, 56 f. des deutschen Ordens II, 59. der Fürsten von Braunschweig II, 57. Livländische II, 59. Fabelhafte Chr. II, 215. s. Reimchroniken. Flandrische. Fürterer. Hagen. Kirchberg. Königshofen. Limburger. Livländ. Mouskes. Niederländ. II, 69. s. Rothe. Ottokar.
Chrysens, Johann, Uebers. III, 82. Schauspielb. III, 96.
Chyomusus, Liederb. u. Comp. III, 16.
Chyträus, Nathan, Fabeld. III, 47.
Cid, übers. III, 450. s. Corneille. Herder.
Clajus (Clay, Klay), Joh., Prosodiker III, 229. 231. Grammatiker III, 231. angeregt durch d. Niederl. III, 420. stiftet mit Harsdörfer (Strephon) den Pegnitzorden III, 285. dess. u. Birken's pegn. Schäfergeb. in den berinorgischen Gefilden III, 288 f. dess. u. Birken's Fortsetzung dess. III, 289. Weihnachtslied III, 333. Erneuerer des Schauspiels III, 407 f. geistliche Stücke III, 413 ff. Scherzgedicht Alkumistica III, 61.
Clara, s. Abraham.
Claudius, Matthias, V, 35. Charakterschilderung ebend. vgl. 37. Charakteristik seiner Dicht. V, 36 f. Schreibart ebend. Verhältniß zu Herder V, 38. dess. mystisch-religiöse Richtung ebend. s. Verachtung der Philosophie ebend.
Clauren, Romanschr. V, 327. 522.
Claus Narr II, 303.
Clauß, Johann, Psalmenübers. III, 39. Schauspielschr. III, 439. und Grefflinger, Uebers. des Cid III, 450.
Clay, s. Clajus.
*Clementinische Recognitionen I, 189.
Clodius, Oden IV, 481.
Cloridan, s. Calisius.
Closen, v., V, 24.
Cocaigne, Schwank von, II, 423.
*Cock's Liederbuch II, 283.
Cölibat, s. Murner.
Coler III, 244.
Collin, Heinr. Jos. v., Opern- und Schauspielb. V, 605. vgl. 522.
Collin, Matth., dramatische Dichtung V, 603 ff. Romant. V, 522. Fortunat V, 602. vgl. 522.
Colonna, Guido, dessen troj. Krieg in Prosa II, 211.
Commer, Marie, Dichterin III, 284.
Concordia, s. Dedekind.
Concubinat, s. Ehe.
Conrad, s. Konrad.
Conteffa, Dramat. V, 521. 627.
Conz IV, 144. V, 629.
Corneille III, 436. dessen Cid übers. s. Cid. dessen Sophonisbe III, 455. Horaz u. Polyeuct übers. III, 450. dess. Rhodogune IV, 366.
Corneille der Jüngere, dessen berger extravagant übers. III, 420.
*Corvinus, Ambros., Religionsartikel III, 36.
Corvinus (Amaranthes) III, 470.
Coftenoble, Lustspielb. V, 626.
Cota, dessen Celestina II, 346.
Cox, engl. Lustspielb., dessen Pyramus III, 428.
Cramer, Daniel, latein. Schauspielb. III, 96. 112.
Cramer, J. A., IV, 162 ff. Liederb. IV, 164. s. Predigten IV, 167. vgl. IV, 69. 70 f. 74. 78. 79. 105. 149.
Cramer, K. Fr., Lebensbeschr. Klopstock's IV, 105. vgl. IV, 139. V, 24. 39 f.
Cramer, K. G., Romanschr. IV, 477. V, 325. 531.
Crauer, F. R., Schauspielschr. IV, 533.
*Cremcovius, Val., Uebers. d. Lobwasserschen Psalmen i. d. Lat. III, 45.
*Crescentia Heil., Legende I, 486.
*Crescentius Legende I, 170.
Crellius, Sam., Liederb. III, 271.
Creuz, Frhr. v., Haller's Nachahmer IV, 34. 36. Schauspielschr. IV, 393.
Criginger, Joh., dessen Lazarus, Schausp. III, 108 f.
Crodenberg II, 241.
Cronegk, Joh. Fr. Frhr. v., charakteris. IV, 339 f. Angriff auf Wieland IV, 187. vgl. IV, 20.
Crüger v. Spernbergk, Schauspielb. III, 109. 112.
Crusius, lat. Schauspielb. III, 96 f. Krause.
*Culman, Lienhardt, Schauspielb. III, 102.
Cuno, Chr., IV, 36.
Cunrad, Opitzianer, III, 244.
Cymon aus Cypern, Roman II, 228.
Cyrillische Fabeln II, 351.
Czepko, Liederb. III, 246. Epigr. III, 307.

D.

Dach, Sim., (Chasmindo, Ischmando, Sichamond), III, 249 ff. dessen geistl. Lieder III, 251. 347 f. mit Gerhard's vgl. III, 348. Naturlieder III, 251. Gelegenheitsgedichte III, 251. Schauspiele III, 408. Cleomedes, Sorbuisa, Opern, III, 448. Kurzweiliger Zeitvertreiber III, 73.

Dachser, Jac., Psalmenübers. III, 39.

Dachstein, Psalmenübers. III, 39.

Daktylen, deutsche, Erfindung derselben III, 230.

Dalberg, Heribert v., Theaterint. V, 137. 494 f.

Dalberg, Karl Theod. Ant. v., Aesthetiker V, 376. Uebers. V, 577.

Damon = Albert III, 250.

Dangolsheim, s. Konrad.

Daniel v. Soest s. Haverland.

Dannecker V, 523.

Dante II, 40. 123. 203. III, 362. göttl. Komödie IV, 133.

Danzel, Gottsched, IV, 14. 44. 65.

Daphnis, s. Pernauer.

Darmstadt IV, 493.

David v. Augsburg, Prosaist II, 97 ff.

Decius, Nicol., Liederd. u. Componist III, 16. 25.

Dedekind, Chr., (Concordin), Psalmenübers. III, 326. geistl. Schauspiel- und Opernd. III, 442 f. u. Uebers. III, 420.

Dedekind, Fr., Schauspield. III, 98. christlich. Ritter III, 99. papista conversus ebend. s. Grobianus III, 158 f.

Dedicationen der Bücher, Ursprung derselben in Deutschland III, 188 f.

Defoe's Robinson III, 396.

Demokrit II, 340.

Denais, Peter, III, 136. deutscher und latein. Dichter III, 166.

Denicke's Gesangbuch III, 345.

Denis, Mich., IV, 203. 208. Ossian IV, 376.

Denner-Spiegelberg'sche Schauspielertruppe III, 451.

Derschau, v., IV, 45. 330.

Desmaret, dessen Ariana, Uebersetz. davon III, 385 f. Mirame III, 450.

Deßler, geistl. Dichter III, 299.

Destouches, J. A. v., Schauspield. V, 629.

Deutsche, die, Nachahmungssucht ders. und Mangel an Produktivität IV, 434 f.

Deutsche Gesellschaft in Leipzig, Stiftung ders. III, 475. IV, 19. durch Gottsched auch den Frauen geöffnet IV, 44.

Deutsche Gesellschaft = fruchtbringende Gesellschaft III, 186.

Deutsche Literatur, Verbreitung ders. im Auslande nach Napoleon's Sturz V, 524.

Deutsche Poesie, älteste, s. Poesie. — Deutsche Sprache, erste Entwickel. ders. I, 72. von fremden Wörtern angefüllt, Ursache davon u. Reinigung ders., Sieg über die latein. in Poesie u. Wissenschaft III, 192 ff. Veredelung ders. III, 176. Festigkeit ders. III, 197. kleinl. Neuerungen III, 196. Deutsche Humanisten, s. Französische.

Deutscher Nationalcharakt. V, 343 ff.

Deutschgesinnte Genossenschaft III, 275.

Deutschland's politischer und Kulturzustand bis zum 13. Jahrh. I, 288. im 15. Jahrh. II, 259 ff. Religionszustand und Religionsstreitigkeiten in der protest. Kirche Deutschlands am Ende des 18. Jahrh. V, 237 ff. polit. Zustand und Stimmung zur Zeit der franz. Revol. V, 349 f. vgl. Norddeutschland.

Deutschübende Gesellschaft (nachmals patriotische) III, 475.

Deutz, Robert von, II, 27.

Dialekte, s. Schauspiel.

Dialog, lucianischer und plautinischer II, 401.

Diana, s. Montemayor.

Dichter, Sagen von denf. II, 31. Verhältniß desselben zu den Außendingen IV, 463.

Dichterinnen, s. Frauen.

Dichtkunst, Aufgabe ders. IV, 322 f. u. Malerei vgl. IV, 59. s. Poesie.

Dichtung, s. Poesie.

Didaktische Poesie I, 424 ff. II, 91 ff. des Opitz III, 230. im 18. Jahrh. IV, 18 f. 31 ff. 34 ff. s. Herder.

Diderot IV, 347 f. dessen Einfluß auf Lessing IV, 348. Rameau's Neffe V, 639.

Diemeringen, Otto von, Uebers. der Reisen Mandeville's II, 213.

Diericke V, 23.

Dietelmeyer, Frau, Pegnitzschäferin III, 284.

Dietmar, s. Aist.

Dietrich von Plenningen II, 353. Uebers. des Lucian II, 345.

Dietrich von dem Werder, s. Werder.

Dietrichsage I, 33.

Dietrich's Ahnen und Flucht, Gedicht II, 76 f. Drachenkämpfe II, 182. 185.
Diez, Freigeist V, 243.
Dikatana, österreich. Dicht., III, 244.
Dilettantismus in Poesie V, 636 f. 638.
Dilger, Joh., Musiker III, 16.
Dilherr, Pegnitzer und geistl. Dichter III, 298 f.
Diodor, übers. II, 421.
*Diogenes gr. Romanschr. I, 204.
Diogenes Laertius übers. II, 297.
*Diogenes, Histori v. Lehr u. Leb. d. D. II, 297.
Dippel, Christn., Freigeist V, 245.
Discurse der Maler, Ztschft. IV, 50 f.
*Disputationen II, 403.
*Distelmayer, Uebers. III, 99.
Dithmarsische Lieder II, 257. über die Schlacht bei Hemmingstede II, 172.
Döbbelin, Schausp. IV, 351.
*Does, van der, III, 241.
Dohna, Gr. v., III, 482.
Dölla, Fritz, Fastnachtsspiel III, 107.
Dolopatos II, 142. 144.
Doman, Joh., Gedicht von der deutschen Hanse III, 183.
Dominicus, heil., Mönch II, 281.
Donauer, Chr., geistl. Dichter III, 36 f.
Dönner, Uebers. V, 576.
Don Quixote, s. Cervantes.
Döring, Daniel, Liederd. III, 271.
Döring, Georg, histor. Dramat. V, 630.
Dorn, Reinbot von, dess. hl. Georg I, 488 ff.
Dorothea, heil., Myster. II, 327.
Dorothea, Charlotte, Landgräfin von Hessen III, 440.
*Drabitz, Nic., III, 341.
Drachenkämpfe, s. Dietrich.
Drama, s. Schauspiel.
Dramatik u. Lyrik V, 592. s. Schauspiel.
Dreißigjähriger Krieg, dessen Einfl. auf die Cultur u. Lit. III, 198 ff. ruft eine Menge Spottgedichte, Carricaturen u. s. w. hervor III, 300 ff.
Dresden, Hof- und Theaterdichtung das. im 17. Jahrh. III, 442. literar. Leben in der neuesten Zeit V, 522 f.
Dreyer, Gottsched's Anh. IV, 46.
Drollinger III, 489. IV, 15. 18. 23. Charakteristik IV, 24. Einfluß Brockes' auf dens. s. dies. bekämpft den Alexandriner IV, 24. Liederd. IV, 30 f. Fabeld. IV, 31.
Druiden I, 21 f.
Dürkop, Psalmenübers. III, 326.
Duro, Johannes, II, 200.
Dusch, J. J., IV, 35 f. 101. 103. 187.

E.

Eber, Paul, Liederdichter III, 25. 31.
Ebert, J. A., IV, 37. 70. 74 f.
Eberhard, Gr. von Würtemberg, ob Uebers. der Fabeln des Bidpai von Joh. von Capua II, 145.
Eberhard, J. A., Theorie der schönen Wissenschaften V, 375.
Eberhard, Pfaffe, dessen gandersheimer Chronik II, 70.
Eberhard v. Sax I, 304.
*Ebermaier, Joh., Hoffnungsgärtlein III, 292.
*Ecbasis, Thierdichtung I, 136.
Eccard III, 489.
*Eccard, Joh., Componist III, 34 ff.
Echos, Dichtungsgattung III, 240 f.
Eck, Uebers. III, 96.
Eckard, (Bruder), Heinr., Religionsphilos. II, 111. 117 ff.
Eckart, treuer, Sage von demselben II, 257. vgl. 198.
Eckehard in St. Gallen, dessen lat. ep. Ged. v. Walther v. Aquitanien I, 88 f.
Eckenlied, II, 75. vgl. 83.
Eckhard, J. G. von, Uebers. III, 476. dessen poet. Nebenstunden III, 469.
Eckhof, Schauspieler IV, 332. 351. 358. 362. V, 476. 482.
*Eckstorm, H., Schauspield. III, 113.
Edelstein, s. Boner.
Eddalieder I, 25 ff.
Edingius, Rutger, katholisch-geistlicher Dichter III, 43.
Edlbeck, Bened., Pritschmstr. III, 144.
Edzardi, Orientalist III, 271.
Egen, Meister II, 199.
Egenolf Sprachforscher III, 475.
Ehe und Buhlschaft (Concubinat) in Schriften behandelt II, 380 ff. vergl. Hans Sachs.
Ehre nach modernen Begriffen III, 367 ff.
Ehrengedichte auf Festlichkeiten III, 144 f.
Eichendorff, Jos. v., Lustspield. V, 628. Trauersp. V, 632.
*Eicke v. Repkau's, Buch der Könige II, 211.
Eilhard von Oberg I, 243 ff. dessen Tristan I, 260.
Eisenbeck, Em., Psalmenübers. III, 45.
Eitelwolf v. Stein II, 384.
Eitzen, Paul v., Theolog, III, 271.

Elbschwanenorden oder Schwanenorden III, 262.
Elegie und Trauerspiel IV, 17. geistl. III, 335.
Elendsohn'sche Schauspielertruppe III, 451.
Eleonore von Schottland, Uebers. des Romans Pontus u. Sidonia II, 206.
*Elinandus, Vers. der gesta Rom. II, 139.
Elisabeth, Gräfin v. Nassau, Uebers. des Romans Lother und Maller und Hug Schapler II, 206 f.
Elisabeth, die heilige, Legende I, 481. Leben ders. II, 92.
Elmenhorst, Operndr. III, 446. dessen Dramatologie III, 447.
*Elnon, Kloster St. Aman sur l' E. I, 85.
Eltester, Christn., Dichter III, 479.
Emblematik III, 291 ff. 333.
Emser's Hier., Strafe d. Ehebruchs II, 381. Kampf mit Luther II, 405.
Enenckel, Fürstenbuch von Oesterreich und Weltchronik I, 479.
Engel, J. J., Philosoph und Theaterd. V, 497 f. Mimik ebend. dessen Lorenz Stark ebend.
Engerdi, Joh., Prosodie III, 229.
Engerling, Kammerdiener und Schauspield. III, 441.
England, Dichtung das. im 12. Jahrh. I, 244. Schausp. im 12. u. folg. Jahrh. II, 322 f. Hof- u. Volksdichter daselbst II, 255 f.
Englische Komöd. u. Tragödien u. der. Einfluß auf das deutsche Theater III, 121 f. Englische Schauspieler s. Schauspieler. engl. Literatur mit der italien. vgl. V, 92.
*Entter, Vitus, Bibelextracte III, 35. Psalmensummarien III, 43.
Epigramm III, 304 ff. vgl. 224. Anforderungen an dass. und Definition III, 308. erste Anfänge ders. in Deutschl. III, 305. vgl. 73. und Madrigal, Unterscheid. III, 311. geistliches III, 312. u. Räthsel ebend.
Epische Poesie des europ. Mittelalters I, 165 f. s. Epos.
Episcopus, Uebers. des Terenz II, 345.
Episoden d. Octavia, Roman III, 390.
Epopöe, komische IV, 100.
Epos, deutsches, dessen Ursprung und Grundlage I, 34 ff. im 13. u. ff. Jahrh. II, 36 ff. Charakter V, 446. 450. griechisches u. deutsches I, 99 ff. Epos im 17. Jahrh. III, 224. 243. im 18. Jahrh. IV, 109 f. 203 f. u. Drama, Verhältniß II, 318. III, 76. IV, 17. 324. V, 431 ff. 449 ff. und Roman, Vermischung III, 393. vgl. Ritterepos. Thierepos.
*Eppendorf, H. v., Uebers. III, 71.
*Eraclius, Gedicht von dems. I, 485.
Erasmus, dessen Lob der Narrheit II, 314. Gespräch von den reichen Bettlern II, 311.
Erasmus Alberus, s. Alberus.
*Erek s. Iwein.
Erhard V, 584.
*Erhard, J. Ulr., Balde's Nachahmer III, 328.
Ernst, Herzog, I, 195 ff. II, 214.
Erziehungsanstalten nach Basedow V, 315 f.
Erziehungswesen, Umgestaltung dess. im 18. Jahrh. V, 308 ff. dem Einfluß der Geistlichkeit entrissen V, 317.
Esaias vom Mars, Herr von Montmartin III, 171.
Eschenbach, s. Ulrich. Wolfram.
Eschenburg, J. J., Schauspield. IV, 360 f. Uebers. IV, 347. Theorie der schönen Wissenschaft. V, 376. in den Xenien verspottet V, 414.
Eselsfest in Rouen II, 320.
Esmarch V, 24.
Esteve I, 293.
*Etienne v. Orleans I, 296.
Etzel's Hofhalt oder d. Wunderer II, 81.
Eulalia, St., Legende v., I, 85. Anm.
Eulenspiegel, Volksbuch II, 297 ff. vgl. II, 289. 307. 347.
Euripides u. Sophokles, Uebers. mehr. Stücke beider III, 79.
Eva tritt in der Poesie an die Stelle der Maria II, 380.
*Evangelien (die vier Ev.) Ged., I, 110.
Evangeliendichtung II, 92. III, 33 ff. vgl. Bibeldichtung.
Evangelienharmonien I, 69. des Otfried u. d. niedersächs. I, 73 ff. Görlitzer Ev. I, 115.
*Evangelische Meß III, 28.
Evangelium, s. Buch Joachim's.
*Every man II, 321.
Evremond, St., IV, 329.
Ewald, Dichter des Götting. Bundes V, 24.
Ewald, F., Epigrammat. IV, 198.
Eyb, s. Albrecht.
Eyring, Euchar., Evangelien III, 34. Sprichwörtersamml. III, 66 f.
Eysenberg, Jac., III, 131.
*Ezzo, Liederd. I, 108.

F.

Fabel I, 124 ff. Vermischung orient. u. occident. Fab. und Mährchen I, 187 f. Wesen u. Charakter derf. II, 134. vgl. III, 305 f. im 16. Jahrh. III, 46 ff. IV, 16 f. 60 f. im 18. Jahrh. IV, 91 ff. Ueberf. IV, 92. 93. mit dem Sprichwort verw. II, 135. Uebrigens f. Aesop. Aesopische Fabeln. Sprichwort. Thierfabel.

Faber, H. J., III, 515.

Faber, Joh. Baptist, (Sarnis), III, 250.

Faber, J. L., Pegnitzer, Ueberf. III, 329. Schauspield. III, 414.

Fabliaux II, 193.

Fabri, Bruder, Pilgerfahrt II, 214.

Fabricius, Joh. Ad., Liederd. III, 272.

Fabricius, Joh. Alb., III, 469.

Fabricius, Vinc., Polyh. III, 271. Satir. 395.

Fahrende Sänger I, 193 f. Fahrender Schüler, Gedicht von demf. II, 275.

Falk, Johannes, Lyriker und Satiriker V, 611. vgl. 531. 599. 601.

Falkener II, 382.

Fastenprediger II, 353.

Fastnachtspiele II, 337 ff. Fastn. vom Türken II, 175.

Faust, Volksbuch II, 307 ff. von Maler Müller IV, 534. f. auch unter Göthe.

*du Fay Compon. II, 282.

*Feder, Theolog, III, 271.

*Federmann, Dan., Ueberf. III, 70. 190.

Feind, Barthold, Opernd., III, 446. Satiriker, Kritiker, Polyhistor und Ueberf. der Satire von Decker III, 510 ff. Abhandl. über die Oper III, 446. Gedichte III, 512.

Feinler, geistl. Madrigald. III, 312. Hymnend. III, 336.

Feller, Joach., geistl. Dichter III, 470. Epigrammatiker IV, 26.

Feller, Tuchmacher und Poet III, 263.

*Fend, Mich., Epigr. III, 307.

Fenelon, Einfluß auf deutsche Literat. IV, 26.

Ferber, Wolfg., Pritschmeister III, 144 f.

Ferdinand Albrecht, Herz. v. Bevern, geistl. Liederd. III, 255.

Feste im Mittelalter II, 277.

Feßler, J. A., Romanschr. V, 325.

Feuerlein, geistl. Dichter III, 298.

Fichte, Philos. V, 520. Einfluß auf die neuere romant. Literatur V, 533.

*St. Fides, provenzal. Legenden v. derf. I, 188.

Fielding V, 159.

Fierabras, überf. II, 219. wieder gedr. im 16. Jahrh. II, 228.

Figueira I, 292.

Filidor, f. Kreyßig. Schwieger.

Fillmer's Zug, Lieder über denselben I, 25.

Finkelthaus, Georg, (Gregor Federfechter von Lützen), Liederd. III, 265. P. Flemming's Freund III, 235. deff. hohes Lied III, 327. Ueberf. d. Urtheils des Paris III, 287.

Finkenritter, der, II, 306.

Fischart, Joh., Charakteriſt. u. Schrift. III, 125 ff. 162 ff. bekämpft den Aberglauben, die Jesuiten u. andere Mönchsorden III, 130 ff. Gelehrsamkeit III, 128. 165. Sprache III, 162 f. Dichterische Rede III, 146.

Werke: Gargantua III, 152 ff. 159 ff. Accuratae effigies pontificum III, 128. Bienenkorb III, 131. Brodkorb d. h. röm. Reliq., III, 131. Nachtrab oder Nebelkrähe III, 131. Jesuitenhütlein III, 132. Kapitel von der trunkenen Litanei im Garg. II, 275. Aller Prakt. Großmutter, Satire III, 148. Secten- und Kuttenstreit III, 134 ff. geistlose Mühle III, 136. Nasenspiegel von St. Dominicus' Leben III, 132. Erklärung des steiner. Thieractus im straßburger Münster III, 136. Reveille matin, Ueberf. v. Papae fulmen bratum u. a. Gelegenheitsschr. III, 141 f. Lob der Laute III, 146. glückhaftes Schiff III, 142 f. podagramm. Trostbüchlein III, 151. Ehezuchtbüchlein III, 147 f. Flohhatz III, 150 f. mit Rollenhagen's Froschmäusler und Spangenberg's Gansköning u. andern Thierged. vgl. ebend. Psalmen, Kirchenlieder u. a. Erbauungsschr. III, 138. vergl. 39. 40. Bewährung u. Erklärung u. s. w. ebend. u. ff. Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg II, 427. III, 128. Uebersetzer der daemonomania Bodin's III, 128. versificirter Eulenspiegel II, 298. III, 152.

Fischer, Christn. Aug., polit. Fabeld. IV, 98.

Fischer, Gottl. Nathan, IV, 227.

Flandern, Poesie daf. II, 54 f.

Flandrische Chronik II, 57.

Fleck V, 496.

Fleck, C. F., Liederd. III, 347.

Fleck, Konrad v., I, 456. deſſen Flore und Blanſcheflur I, 462.
Flerel, Lienhard, Pritſchmeiſter III, 144.
Fleigertüchlein, Gedicht II, 196.
Fleming, Paul, Leben und perſönl. Charakter. III, 232 ff. 234. 239 f. Reiſen III, 233 f. Anſehn III, 233. dicht. Charakt. III, 235 ff. Freundſchaft mit Finckelthaus III, 235. mit Opitz vgl. III, 236. 238. poet. Talent und Werth III, 238.
Werke: Lyriſche Ged. III, 236. Liebeslieder u. Hochzeitsgedichte III, 236 ff. Sonette III, 237. Gelegenheitsged. III, 238. geiſtliche Hymnen III, 334. Epigramme III, 307. latein. Epigramme III, 305. Margenis projectirtes Heldengedicht III, 238. vgl. III, 199.
Flora, ſ. Johannes.
Flore u. Blanſcheflur Roman I, 462 ff. überſ. II, 221. niederländiſch II, 91.
Floriban, ſ. Birken, Siegm. v.
Flugſchriften im 16. Jahrh. II, 402.
Flurheim, Ueberſ. III, 43.
Folengo, Theofilo, moschea III, 64.
Folz, Hans, deſſ. Schwänke und Faſtnachtſpiele II, 182. 341 f. vgl. 234.
Formſchneidekunſt im 15. Jahrh. II, 319.
*Förner, Dr. Andr., III, 137.
Forſter, Georg, Politiker, Charakteriſt. V, 356 ff. vgl. V, 78. Feind der ſentimentalen Richtung V, 662. Religionsanſichten V, 300 f. bekämpft Kants Aeſthet. V, 378. Ueberſ. V, 577. Uebr. vgl. IV, 468. V, 275.
*Forſter, Georg, Liederſamml. II, 283 f.
Förſter, Ueberſ. V, 575.
Fortunat II, 221.
Fouqué, Fr. de la Motte, Romanſchr. V, 325 f. Ritterromane V, 621 f. vgl. 600. Dramatiker V, 606 f.
Fragmentiſten IV, 509.
Franciſci, Erasm., geiſtl. Dichter, III, 299. geiſtl. Poeſie III, 469. Fortſetzer von Riſt's Monatsgeſprächen III, 259.
Franciscus, der heil., II, 137.
Franck, Componiſt III, 446.
Franck, Sebaſt., Liederdichter, II, 402. III, 264. Sprichwörterſamml. III, 67.
Francke, A. H., IV, 28.
Francke, Joh., Opitzianer Liederdichter III, 269 ff. 356. vgl. 353.
Franckenberg, Myſtiker, Böhme's Schüler III, 336.
Franke, Michael, Liederd. III, 264.
*Franke, Sebaſt. Liederd. III, 264.
*Franken, bei denſelben geſchriebenes Geſetzbuch I, 66.
Franken, literar. Leben daſ. in neuerer Zeit V, 523.
Frankenau's Liedermagazin III, 5.
Frankenſtein, ſ. Johann.
Fränkiſche Periode d. Poeſie I, 103 ff.
*Fränkiſche Sage, Bedeutung u. Einfl. derſ. I, 234 f.
*Fränkiſche Kaiſer I, 105 f.
Frankreich, Zuſtand d. Poeſie daſ. im 12. Jahrh. u. Einfluß auf andere Länder I, 245 f. geiſtliches Schauſpiel daſ. II, 322 f. Literaturzuſtand und klaſſiſche Studien daſ. im 16. u. 17. Jahrh. III, 179 f. — Südfrankreich, Zuſtand bis zum 13. Jahrh. I, 287.
Franzoſen und Deutſche, Verſchiedenheit des Charakters III, 179 f.
Franzöſiſche Poeſie im 16. und 17. Jahrh. III, 180. — Franz. Schauſpiel in Deutſchland III, 408. — Franzöſiſche Sprache im 16. Jahrh. III, 181. — Franz. Literatur u. Sprache, ihr Einfluß in Deutſchland bereits im 12. Jahrh. I, 246. III, 473 ff. 502. — Franzöſiſche Humaniſten im 16. u. 17. Jahrh. und deutſche, Unterſch. III, 180.
Frauen, Stellung derſelben in der neuern I, 300 ff. in literar. und poet. Geſellſchaften und Schriftſtellerei derſ. III, 281 ff. Schriften gegen dieſelben, ebend. beſonders in der Romanliteratur thätig III, 382. — Frauenverkehr im 16. u. 17. Jahrh. III, 367.
Frauenbuch, ſ. Ulrich v. Lichtenſtein.
Frauendienſt, ſ. Minnegeſang.
Frauenſchriftſtellerei V, 328 f. vgl. Romanſchreiberinnen.
Frauenlob, ſ. Heinrich v. Meißen.
*Frauenſpiegel, II, 381.
Freder, Joh., Theolog III, 271.
Freidank deſſ. Spruchged., charakter. I, 442. Bearbeit. II, 351. vgl. II, 15. 103.
Freienthal, ſ. Grob.
Freigeiſterei IV, 78 f. in d. Mitte d. 18. Jahrh. V, 242. ſ. Pietismus.
Freimaurer V, 251 f.
Freinsheim, deſſen Tugendſpiegel III, 225. gereimte Epen III, 393.
Frenzel, Joh., Anagrammat. III, 313. Hymnen III, 336.
*Frey, Vinc., III, 137.
Frey's Gartengeſellſchaft II, 304. — Faſtenſpiel III, 95.
*Freydang, Jak., Laienbibel III, 35.
Freylinghauſen, Liederd. IV, 29.
Friedensfeſte in Nürnberg III, 415.

Friedensstücke und Aufführung derſ. III, 415 f.
Friederici. III, 253.
Friedrich, Luſtſpield. V, 627.
*Friedrich, Kaiſer, Volksbuch II, 406.
Friedrich v. Schwaben, Gedicht II, 90.
Friedrich der Große, Bildung IV, 189. Einfluß auf deutſche Literat. IV, 198. ff. Haß der deutſchen Literat. IV, 209 ff. Anſicht von der Bildungsſtufe Preußens, beſ. Königsbergs IV, 389. vgl. 406. V, 372.
*Friedrich (d. Kathol.) v. Oeſterreich, Beförderer der Poeſie I, 307. 312.
Frieſe, alcäiſche Ode III, 45.
Frieſen, Katharina v., ſ. Gersdorf.
Friſchlin, Jakob, Schauſpield. III, 92. Ueberſ. III, 86.
Friſchlin, Nikodemus, lat. Schauſpield. Charakteriſt. Werke III, 82 ff. deſſen Chriſtophel III, 84. Ueberſ. ſeiner Stücke III, 85. Hans v. Würtemberg III, 113. Phasma ebend. Wendelgard III, 84. bibliſche Stücke III, 85. Julius redivivus III, 86. Schauſpiel aus Virgil III, 404. Satiren III, 84.
Fritſch, geiſtl. Epigramme III, 312.
Fritſchelar od. Fritzelar, ſ. Hermann.
Fröreiſen, Ueberſ. III, 79. 96.
Froſchmäusler ſ. Rollenhagen.
*Froumunt angebl. Verfaſſer des Ruodlieb I, 91.
Fruchtbringende Geſellſchaft (Palmenorden) III, 184 ff. Stiftung, Veranlaſſung und Tendenz III, 185 f. Einrichtung III, 186. 197. Stärke derſ. III, 188. wird von Cöthen nach Weimar verlegt III, 186. kommt von Weimar nach Halle III, 187. Wirkung u. Einfl. ebend. f. III, 188 ff. beſ. Verdienſt um den Purismus der deutſchen Sprache III, 193. um Grammatik u. Proſa III, 231 f. nach Oeſterreich verbreitet III, 192. Untergang und Urſache davon III, 187. Einfluß aufs Schauſpiel III, 440.
Fuchs, der, in Thierſagen I, 135 ff.
Fuchs, Gottlieb, IV, 71. 74.
Fuchs, Hans Chriſtoph, Ueberſetzer der moschea III, 64.
Fuchs-Neidhart ſ. Neidhart.
Fuchs, Paul Frhr. v., Dichter III, 482.
Funck, Schauſpield. III, 441.
Funk, G. F., IV, 162. Lieder IV, 165.
Fürer, Chriſtoph, Pegnitzer III, 285. geiſtl. Dichter III, 299.
Fürſten Minneſinger I, 307 f. Fürſten und Fürſtinnen, Beförderer der Romanliteratur im 15. Jahrh. II, 242 ff.
Fürſtenberg, v., V, 282.
Fürterer, Ulrich, deſſen cycliſche Bearbeit. poetiſcher Romane vom Gral u. der Tafelrunde II, 54. deſſen dreizehn Abenteuer, ebend. baieriſche Reimchronik ebend. vgl. II, 216.
Fußesbrunnen, ſ. Konrad.
Füßli, H., Maler IV, 207. 396. 531 f. Verhältniß zu Lavater ebend.

G.

Gabriotto und Reinhard, Roman II, 220. 229.
Gaimar estorie d' Engles I, 257.
Gallen, St., Mittelpunkt deutſcher Sprache und Wiſſenſchaft III, 70. Zuſtand der Bildung daſ. im 13. Jahrh. II, 18.
Gallitzin, Amalie Fürſtin v., V, 282 f.
Galwy, Ritter, Roman II, 220. 229.
Gamersfelder, Hans, Pſalmenüberſ. III, 39 f. vgl. 208.
Gandersheimer Chronik II, 57.
Gargantua, alte franz. Geſchichte III, 155. ſ. Fiſchart.
Gartengeſellſchaft, ſ. Frey.
Gartner, Andr., deſſen Schauſpielertruppe III, 451.
Gärtner, L. Chr., IV, 69. 70. Schäferſpiele IV, 101.
Garve V, 301.
Gaßner V, 275.
Gaſt, der wälſche, ſ. Thomaſin Zirklar.
*Gaſt, Joh., Tiſchreden II, 302.
Gatomachie, ſ. Lope.
Gauchmat, ſ. Murner.
Gaurier, Jac. III, 41.
*Gautier d' Arras I, 485.
Gautier des mappemonde II, 220.
Gawan I, 460.
Gebler, v., IV, 349. Schauſpieldichter IV, 355.
Gebike, Pädagog V, 316.
Gehe, E. H., hiſtor. Dramat. V, 630.
Gehring V, 582.
Geiger, geiſtl. Dichter III, 299.
Geiler von Kaiſersberg II, 362 ff. Auszug aus deſſen Predigten II, 302.
Geiſtertheorien III, 362.
Geiſtliche Dichtungen im 9. Jahrh. I. 65 ff. Geiſtliche Geſänge im 15. u. 16. Jahrh. III, 5 ff. im 17. Jahrh. III, 324 ff. beſonders v. d. Pegnitzern cultivirt III, 285. im 18. Jahrh. IV, 18 f. ſ. Lieder, geiſtl. Kirchenlieder.

Geistlichkeit, Zustand derf. im 14. Jahrh. II, 162.
Gelegenheitsgedichte geistliche III, 12. im 17. Jahrh. III, 211 f. epigrammatische III, 313. Uebrigens vgl. III, 479. Gelegenheitslied II, 278. Gelegenheitsschauspiel III, 408. Uebr. f. Ehrengedicht. Hochzeitsgedichte.
Gelehrsamkeit, Eingang derf. in die Poesie II, 21 ff.
Gelehrtenpoesie III, 3 ff.
Geller, Ernst, Theaterdicht. III, 442.
Gellert, Christian Fürchtegott, Leben und Charakter IV, 85 ff. Persönlichkeit, Wirken und Ansehn IV, 89 f. vgl. IV, 65. 163. anfangs Gottsched's Anhänger IV, 70. Haß der Alten IV, 88. Liederd. III, 8. IV, 74. 89. 166. — deff. Briefe IV, 87. bürgerl. Roman IV, 89. moral. Gedichte ebend. Moral IV, 79 f. Vorlesungen ebend. Lustspiele IV, 88. 89. 335. Fabeln IV, 73. 79. 91. Charakteriſt. IV, 94 ff. mit Gleim's Fabeln verglichen IV, 98. Schreibart IV, 97.
*Gemälpoesie III, 291.
*Gemeindeverfassungen Bildung derf. in Deutschland I, 447.
Gemmingen, Eberhard Frhr. v., IV, 170 f.
Gemmingen, Otto v., V, 494.
Geneſt, Claude, deſſen principes überf. III, 522.
Gengenbach, Pamphil, deſſen Fastnachtsspiele II, 342 f. 426.
Genofeva II, 221.
Genſicken, Wilhelmine, (W. Willmar), V, 519.
Gentz V, 553. 579.
Georg, Fürst v. Anhalt, theologiſcher Schriftſteller III, 185.
*Geraldus nach Einigen Verf. d. Gedichtes v. Walther v. Aquitanien I, 88.
Gerhard, Bruder, deſſ. Introductorius in das ewige Evangel. II, 96.
Gerhard, Joh. A., Liederd. III, 271.
Gerhard, Paul, Schickſale u. Charakteriſt. III, 353 ff. Lieder III, 354. vgl. III, 125. mit Neumark's vergl. III, 348. mit Francke's vergl. III, 356. Sprache III, 355.
Gerlach, Jeremias, ſchleſiſcher Dichter, III, 245.
*Gerlach, Samuel, eutrapeliae III, 73.
German Schleifheim von Sulsfort ſ. Greifenſohn.
Germanen, ſ. Deutſche.
Germania luxurians, Schauſp. III, 93.
Gersdorf, Henr. Katharina v., geb. v. Frieſen, Dichterin III, 284. Hymnen III, 334.
Gerſon III, 289. Ueberſ. III, 92.
Gerſtenberg IV, 208. 344. Aufſatz über Shakeſpeare IV, 368. Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur IV, 376. Ugolino IV, 369. 376.
Gerſtorf, v., III, 463.
Geſangbücher, alte und neue III, 5 ff. erſtes an dem Luther Antheil hatte III, 22.
*Geſchichte und Sage I, 50 f.
Geſchichtsroman, ſ. Roman.
Geſchichtſchreibung politiſch u. literarhiſt. in Deutſchl. I, 4 f. 8. im 11. u. 12. Jahrh. I, 181. Umbildung derf. in neuerer Zeit V, 331 ff. ſ. Herder.
Geſellſchaften, literariſche II, 364. zur Beförderung deutſcher Sprache und Poeſie III, 111. 197. projektirte im 18. Jahrh. III, 474. Uebrig. ſ. Deutſche Geſellſchaft. Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft. Deutſchübende Geſellſchaft. Elbſchwanenorden. Fruchtbringende Geſellſchaft. Pegnitzorden. Tannengeſellſchaft.
Geſenius' Geſangbuch III, 347.
Geſicht Tundali II, 214.
*Geſpräch zwiſchen Chriſtus und der minnenden Seele II, 122.
*Geſpräch des Eſels wider Bruder Anſelm v. Turmedon, überſ. aus dem Spaniſchen, III, 64.
Geſprächſpiele II, 290.
Geßner, Salomo, IV, 15. Idyllen IV, 149. vgl. IV, 23. Charakteriſt. IV, 153 f. Gemälde IV, 150. Gebrauch der Proſa IV, 152. Zuſammenhang mit Klopſtock IV, 151 f.
Gesta Romanorum II, 38 ff. vgl. I, 188.
*Geten und Gothen I, 23.
Geyer, Chriſtian, V, 628.
Geyſel, Abraham, Liederd. III, 36.
Giraldus, Cinthius III, 385.
*Giraud de Borneuil I, 305.
Giſeke, Nikol. Dieterich, (Köszeghi), IV, 75. 70. 71.
Glafey III, 501.
Glafenapp, Joach. v., geiſtl. Dichter III, 255. 333 f.
Glafer, Arnold, Ueberſ. III, 85.
Gläſer, Enoch, III, 245. Opitzianer, Verfaſſer von Schäfergeb. III, 255 f. Schauſpield. III, 408. von Friedensſtücken III, 415. Verhältniß zu den Pegnitz. III, 295.
Gleich, Luſtſpield. V, 625.

Gleim, Joh. W. L., IV, 181 ff. Charakteriſt. IV, 230 ff. deſſen Weltanſicht IV, 185. Projekte IV, 224. Stimmung bei der franz. Revolution V, 353. Unterſtützung armer Gelehrten und Poeten IV, 223 ff. Enthuſiasmus für Friedrich d. Gr. IV, 201. für Freundſchaft IV, 77. für Klopſtock IV, 139. Verhältniß zu Gottſched u. den Schweizern IV, 182. vgl. IV, 149. Urtheil über die deutſchen Schäferſpiele IV, 153. über Ebert IV, 75. regt zum Dichten an IV, 191. deſſen Dichterkreis IV, 227.

Werke: Gedichte IV, 228 f. Tod Adam's ebend. Philotas ebend. Schäfergedichte ebend. Minnelieder, Oden, Amorettenepigram., Romanzen ebend. Schäferſpiele IV, 101. Lieder, liebliche Lieder IV, 182. ſcherzhafte Lieder IV, 183. Lieder eines preußiſchen Grenadiers IV, 204. Marſchlieder IV, 245. Volkslieder IV, 229. Romanzen IV, 228. Apfeldieb ebend. f. Epoden u. Sinngedichte IV, 229. horaziſche und anakreontiſche Oden IV, 228. Halladat IV, 229 f. goldene Sprüche des Pythagoras ebend. Fabeln IV, 98 f. 228. Briefe IV, 225.

Gleim der Jüngere IV, 226.

Glicheſer, ſ. Heinrich.

Gluck und Göthe III, 518.

*Gnaphäus, Wilhelm, Schauſpiele. III, 96.

Gnomiſche od. Spruch-Poeſie im 13. u. 14. Jahrh. II, 10 ff. — Gnome III, 310 f. — Gnomiſche Zeit der Poeſie, Charakter derſ. III, 240.

Göbel, deſſen Jacob, Schauſpiel III, 98. 109.

Göckingk, Leop. Fr. G. v., IV, 245 ff. 227.

Goldberg, Schule daſ. III, 206.

*Goldemar, Lied v. Zwerg G. II, 75.

Goldoni's Dramen in Deutſchland IV, 351.

Goldſmith V, 159.

*Goliarden I, 297.

Goltz, Frhr. v. der, Gedichte IV, 279. V, 5 f.

*Gorgias, Joh., (Poliandin, Floridan, Veriphantor) Schriften gegen die Frauen III, 282.

*Görlitzer Evangelienharmonie I, 115.

Gotha, Theater daſ. Ende d. 18. Jahrh. V, 484.

Göthe, Joh. Wolfgang, Jugendgeſch. und Entwickelung IV, 453 ff. 466 f. deſſen Lieblingsſchriftſteller IV, 456. Leben und Wirken in Weimar IV, 526 ff. V, 70 f. Staatsmann IV, 462. 464. 496. ſein diplomatiſcher Ton IV, 495. amtliches Leben IV, 498 ff. ſchädlicher Einfluß deſſelben auf ſeine Poeſie ebend. entfremdet ſich ſeinen Freunden IV, 497. bricht mit Merck und ſeinen bisherigen Freunden IV, 495. ihm wird von Wieland gehuldigt ebend. zuletzt ein Mann des Hofs und der Convenienz V, 362 f. Reiſe nach Italien u. Einfluß derſ. auf ihn V, 72 ff. ſeine und Schiller's Wirkſamkeit für die Weimar'ſche Bühne V, 507 ff. Verbreitung ſeiner Werke im Auslande V, 525. Umgang mit Oeſer IV, 466. mit Jacobi und Klopſtock's Schule in Göttingen IV, 490 f. mit Lavater und Baſedow IV, 489 f. fördert die Unternehmungen ſeiner Freunde IV, 487. Sitten IV, 474. Verhältniß zu Anna Cathar. Schönkopf IV, 459. zu Fr. v. Stein IV, 502.

Göthe, von Geſchichte, Epos und Philoſophie wenig gefeſſelt IV, 455. V, 360. Studium der plaſtiſchen Künſte V, 80 ff. wiſſenſchaftliche Studien V, 555 f. wendet ſich vom Nördlichen u. Deutſchen zum Antiken V, 82. 86. 93. Studium der Griechen, beſonders Homer's V, 83 ff. 433. zieht Homer dem Oſſian vor V, 72. ſeine und Schiller's Studien und Benutzung des klaſſ. Alterthums V, 431 f. Einfluß des Alterthums auf ihn V, 84 ff. Vorliebe für Shakeſpeare IV, 471. und ſpäterer Widerwille gegen denſ. V, 93. ſtudirt neben Shakeſpeare den Arioſt V, 72. naturhiſtoriſche Studien V, 79 f. 360. in ſpät. Zeit V, 640. botaniſche u. anatomiſche Leiſtungen ebend. Morphologie ebend. geognoſt. Studien V, 640. philoſophiſche Beſchäftigungen V, 641. — Anſichten über die Künſte IV, 321. über goth. Bauk. IV, 470 f. 638. über altkirchliche Malerei ebend. über die franzöſ. Revolution V, 358. 361. Einfluß derſ. auf ihn IV, 388 f. V, 95. Anſicht von der Menſchheit V, 359 f. von Leben, Welt, Gottheit V, 110 ff. vgl. V, 287. von Theologie und Bibel IV, 482. über Religion V, 300 ff. vgl. 94. u. Moral V, 462. Feind aller ſpecul. Philoſophie V, 111, vgl. 378. des Einſeitigen und der Extreme IV, 472. Widerwille gegen alles Falſche und Unnatürliche IV, 485. Kritiker IV, 480 f. Widerſprüche in ſeinen Anſichten V, 115.

Göthe als Dichter charakteriſ. IV,

460 ff. seinem Wesen und Talente nach mehr epischer als dramat. Dichter V, 452 ff. Dichter aus Empfind. IV, 461. dessen Phantasie IV, 462 f. gewinnt allen Dingen eine poet. Seite ab IV, 463. repräsentirt die Geschichte der modernen deutschen Dichtung V, 454. seine Produktivität IV, 479. sein Sinn für nationale Poesie V, 363. für komisch polit. Poesie V, 364. — Annäherung an Schiller und gemeinsames Wirken beider V, 398 ff. gegenseitiger Einfluß beider auf einander und Aufmunterung V, 423. Beurtheil. des dichter. Charakters beider u. Darlegung des Unterschiedes desselben V, 451 ff. Unterschied d. intellectuellen und moral. Char. V, 462 ff. gegenseitige Berührung und Ergänzung V, 108. 120. 464. vgl. IV, 10. V, 397 f. 442 f. beider Schilderung der Frauencharaktere, Unterschied V, 460 f. gemeinsame Untersuchungen über das Verhältniß des Epos zum Drama V, 431 f. beider Einwirken auf die Geistesbildung Deutschlands V, 118 ff. beider Urtheile über den Gebrauch d. Prosa in Dichtungen V, 440 f. — Befehdung Wieland's IV, 482 f. Streit mit Nicolai IV, 483. Haltung beim Streit Mendelsohn's, Hamann's u. Jacobi's V, 287 f. mit Herder zusammengestellt V, 295. u. Lavater IV, 377. Einfluß Lessing's, Winckelmann's, Klopstock's auf ihn IV, 467. Göthe u. Gluck III, 518. Göthe's Charakt. Winckelmann's IV, 394. mystische u. mysteriöse Richtung IV, 467. schließt sich an die Italiener an V, 92. — Seine Satire IV, 485. Antheil an Schillers Wallenstein V, 437. Hans Sachsischer Stil IV, 484. spätere Dichtungen, Unterschied von den früheren V, 642 ff. Wendepunkt seiner Dichtung ebend. Verhältniß zur romant. Schule V, 637. Tieck's Muster in der Novelle V, 634. Erneuerer des Volksliedes IV, 480. Erlöschen seiner Produktivität V, 580. wendet sich zurück zur plastischen Kunst V, 637 ff. wendet sich zuletzt von der deutschen Literatur immer mehr ab und ausländischer Dichtung zu V, 635 f. 651 ff. sein Stil in der letzten Zeit V, 654 f.

Werke: erste Jugendpoesieen IV, 456. Lieder IV, 480. vgl. II, 273. epische Versuche V, 420. ff. Hermann u. Dorothea V, 429 f. vgl. 369. 420. 424. Reineke I, 152. IV, 110. V, 366. vgl. 420. Achilleis V, 433 f. vgl. 420. Eugenie V, 420. projektirte Epen: Wilh. Tell V, 433. der ewige Jude IV, 486. Balladen V, 419. römische Elegieen u. venetianische Epigramme mit Schillers gleichzeitigen Ged. vgl. V, 410. Alexis und Dora, Elegie, ebend. Xenien s. Schiller. zahme Xenien V, 658. westöstl. Divan V, 648 ff. — Dramatisches: Göthe's Stücke mehr für die Lectüre als für die Bühne IV, 529. erster dramat. Versuch: Laune des Verliebten IV, 459. die Mitschuldigen ebend. Singspiele V, 92. Claudine, Erwin u. Elmire IV, 497. Götz von Berlichingen IV, 472. 474 ff. vgl. V, 368. durch denselben Shakespeare's Oekonomie in Deutschl. eingeführt IV, 475. Wirkungen dieses Stückes IV, 477 ff. vgl. V, 368. Iphigenia V, 88. vgl. 83 ff. ursprüngl. in Prosa V, 89. Tasso V, 90 ff. vgl. 83. ursprünglich in Prosa V, 89. natürliche Tochter V, 367. vgl. 368. 645. Egmont IV, 472. V, 92 f. Bürgergeneral V, 365. Groß-Kophta V, 364. die Aufgeregten V, 366 f. Clavigo IV, 497. Stella IV, 498. Epimenides' Erwachen V, 648. Faust V, 95 ff. vgl. I, 402. IV, 472. 486. Faust nach Auflage vom J. 1807 V, 645. Faust zweiter Theil V, 108 ff. 581. 655 ff. Götter, Helden, Wieland, Farce IV, 482. — projektirte Dramen: Nausikaa V, 87. Iphigenia in Delphi V, 88. 90. Mahomet IV, 485. Prometheus IV, 486. — Prosaisches: Werther IV, 476 ff. Spottschr. auf denselben IV, 483. italienische Reise IV, 494. V, 647. Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung) IV, 453 ff. V, 647. Wilhelm Meister V, 425 ff. vgl. 420. 645. kleine Erzählungen (Meister's Wanderjahre) V, 645. 654 f. vgl. V, 581. Wahlverwandtschaften V, 645 mit Cervantes' Novellen vgl. ebend. die Ausgewanderten V, 367. 645. Leben Benven. Cellini's V, 405. Novellen V, 634 f. Briefe an Zelter V, 655. Propyläen V, 638. Anmerkungen zu Diderot's Vers. V, 638. Winckelmann ebend. Noten zu Rameau's Neffen v. Diderot V, 639. Schrift über deutsche Baukunst IV, 470. Aufsatz über den Dilettantismus V, 635 f. Kunst und Alterthum V, 639. vgl. 647. naturwissenschaftl. Schriften V, 365. Farbenlehre V, 640.

*Gothen I, 66 f. und Geten I, 23.

Gothische Gesänge I, 25. gothische Sprache I, 72.

Gotter, Fr. W., Schauspieler u. Dramatiker V, 484 ff. Opernd. IV, 344.

Improvisator V, 484. Ueberſ. V, 485. ſein Olynt und Sophronia IV, 340. Nachahmer Weiße's IV, 344. mit Boie Herausgeber des Muſenalmanachs V, 22.
Gottfried v. Bouillon, Gedicht II, 87.
Gottfried v. Niſen, ſ. Niſen.
Gottfried's v. Monmouth Chronik I, 255 f. vgl. 244. 252. II, 41 f.
Gottfried v. Straßburg I, 408 ff. ſein Dichtertalent I, 418 f. mit Wolfram von Eſchenbach verglichen I, 408 ff. Sprache I, 438. deſſen Triſtan, Zeit der Abfaſſ. I, 408. Triſtan analyſ. und charakter. I, 415 ff. mit Wolfram's Parzival vgl. I, 408 ff. Urtheil über Triſtan I, 423 f. Loblied I, 497 f. deſſ. Schule I, 453 ff.
Gottfried v. Viterbo II, 215.
Gotthart, Schauſpiel d. III, 102.
Göttinger Dichterbund (Hainbund) V, 21 ff. 48. Lyrik deſſelben V, 54. Ueberſetzungseifer V, 49.
Gottſchaldt III, 6.
Gottſched, Joh. Chriſtoph, IV, 14 ff. Leben IV, 41. Anhänger von Opitz III, 203. IV, 46. ſeine Verdienſte um die deutſche Sprache IV, 63 f. Tadelſucht in Bezug auf Stil IV, 54 f. deſſen Bevorrechtung des Verſtandes in der Poeſie u. Unterdrückung d. Phantaſie IV, 59 ff. Kampf gegen die Schweizer IV, 41. 47. 60 ff. Niederlage IV, 64 f. Streit mit Bodmer über Milton IV, 51. Stellung zu den Theologen, IV, 44. übermüthige Behandlung ſeiner Schüler, IV, 68. Streben ſich Hof und Adel zu verbinden IV, 45 f. tritt in Oppoſition mit den Pietiſten IV, 26. Feind der Freigeiſterei IV, 44. deſſen Anmaßung IV, 44. 45. verliert ſeinen Einfluß nach u. nach, IV, 65. Wirken in Wien, IV, 66. Verdienſt um die deutſche Bühne IV, 331 ff. bevorzugt das franzöſiſche Schauſpiel IV, 331. bringt franzöſiſche Stücke auf die deutſche Bühne IV, 47. 329 f. Haß gegen die engliſche Bühne IV, 331. Kampf gegen die Oper III, 450 f. IV, 47 f. 328. und gegen die Burleske IV, 328. vgl. III, 450 f. 489 f. Regeln der Dramatik IV, 330 f. Haß gegen geiſtl. Epen und Klopſtock IV, 147 f. Kritiker IV, 43. ſeine rhetor. Geſellſchaft IV, 42 f. Verzweigung derſ. ebend. Anhänger ſ. Gottſchedianer.
Werke IV, 43. Schauſpiele u. Ueberſetzungen IV, 47 f. vgl. IV, 330. Cato, Trauerſp., IV, 47. 330. Luſtſpiele IV, 335 ff. Schäferſpiele IV, 103. Gelegenheitsgedichte IV, 45. Zeitſchr. IV, 20. krit. Dichtkunſt IV, 58.
Gottſched, Luiſe Ad. W., Ueberſetzerin IV, 44 f. 46. 79. 330. deren Briefe IV, 44. Schäferſpiele IV, 103. Luſtſp. IV, 335 f.
Gottſchedianer IV, 45 ff. Kampf gegen die Schweizer und Klopſtock IV, 145 f. Schauſpiele derſ. IV, 330. reißen ſich von Gottſched los IV, 68 f. 352.
Götz IV. 183. 186. Gedichte IV, 182. Fabeln IV, 99.
Götz, Hymnograph III, 6.
Goudimel, Componiſt, III, 42.
Goeze, Paſtor in Hamburg, Streitigkeiten mit Nicolai, Leſſing u. A. V, 239 f. vgl. IV, 371. ſ. Baſedow.
Gralſage I, 383 ff.
Grabbe, hiſtoriſcher Dramat. V, 630. 632 f.
Gramann, Joh., (Poliander), Liederdichter und Componiſt III, 41.
Grammatik, deutſche, im 17. Jahrh. III, 231.
Graferin, die, II, 198.
Graupner, Componiſt III, 446.
Grazien, Wieland's Anſichten über dieſelben IV, 257 f.
Grécourt, Gedichte im Geſchmacke deſſelben IV, 261. V, 5.
Greff, Joach., Ueberſ. II, 346. III, 79. 89. 91.
Grefflinger (Seladon oder Celadon v. d. Donau), Liederd. u. Ueberſ. Charakteriſt u. Werke III, 272 ff. dreißigjähr. Krieg III, 199. Epigramme III, 272. 307. Ueberſ. III, 442. ſ. Clauß.
Greger Federfechter von Lützen, ſ. Finkelthaus.
*Gregor v. Tours I. 35.
*St. Gregor Legende I, 173. 174.
Greifenberg, Kath. Reg. v., Freiin auf Seyſenegg, (die Tapfere), III, 281.
Greifenſohn, v. Hirſchfeld, Samuel, (German Schleifheim von Sulsfort), eigentlich Grimmelshauſen, III, 377. ſein Simpliciſſimus III, 373 ff. Simplicii Kalender III, 378. Traumgeſchichte von Mir und Dir, Mondreiſe, ſatir. Pilgram, verkehrte Welt, keuſcher Joſeph III, 379. Romane ebend. Springinsfeld, Trutzſimpler, Vogelneſt ebend.
Greiff, Fr., chriſtl. Gedichte III, 242.
*Greſten, Walram v., I, 305.
Greyter, Matthias, Pſalmenüberſetzer III, 39.
Griechen, Poeſie derſ. I, 9 ff. älteſte 31 vgl. 401. griech. Schauſpiel, ſ.

Schauspiel. griech. Roman s. Roman. Uebrigens s. Alterthum. Klassisch.
Gries, Uebersetzer V, 575 f.
Grillenvertreiber, der, Umarbeitung des Lalenbuchs II, 305.
Grillparzer, Franz, Dramatiker V, 624. vgl. 595. 632.
Grimm, v., Gottschedianer IV, 45. 329.
Grimm, Jakob u. Wilhelm, Verdienste derselben um die Geschichte der Poesie I, 125 ff. Hausmärchen V, 600.
Grimmelshausen, s. Greifenson.
Griphangus, Fabrus Mirandus, s. Messerschmidt.
Griselbis, Roman II, 218.
Grob, Adrian, histor. Schauspield. V, 629.
Grob, Joh., (Reinhold v. Freienthal), Gedichte III, 242. Epigrammat. III, 306.
Grobianus' Tischzucht III, 153.
Grohmann, Schauspield. V, 478.
Gronov, Humanist, III, 271.
*Grootnitz v. Grodnow III, 386.
Grose, Anhängerin Gottsched's IV, 45.
Große, K., Romanschr. V, 531.
Grosser, Schauspield. III, 441.
Großmann, W., Lustspield. u. Schauspieler IV, 337. V, 24. 482.
Grotius, Hugo, III, 182. dess. Dramen Muster vieler deutschen III, 420.
Grötsch, histor. Schauspield. V, 630.
Grübel, J. Konr., Idyllend. V, 68.
Gruber, Leben Wieland's IV, 178.
*Gruffydd ab Kynan I, 258.
Grumbachische Händel, s. Crumbachische.
Grün, Lyriker V, 522.
Grünbeck's, Jos., Spiegel II, 353.
Grüner, Schauspieler V, 508.
Grünwald, Componist III, 446.
Gryphius, Andreas, Leben, Schicksale, Charakteristik und Verdienste III, 350 f. 417 ff. Begründer d. schlesischen Schauspiels III, 417 f. seine Muster III, 421. Verhältniß zu Opitz III, 350. 420. zu Lohenstein u. Hoffmannswaldau III, 350. 421 ff. 430 f. IV, 449. Aehnlichkeit mit Seneca III, 421 ff. mit Ayrer verglichen III, 423. mit Abschatz III, 477. mit Shakespeare III, 419. Feind der Nachahmung und Uebers. III, 421. Ansehn ebend. Hinneig. zu Balde u. d. Italienern III, 224. 329. Sprache III, 422. komisches Talent III, 452. Satiriker III, 317.
Werke: Dramen, Charakterist. ders. III, 421 ff. Leo Armenius II, 424. Katharina von Georgien 425. Karl Stuart ebend. Papinian ebend. vgl. III, 443. Cardenio und Celinde III, 426 f. Lustspiele: das verliebte Gespenst III, 427. Peter Squenz III, 428. Horribilischribrifax III, 429. Majuna, Singspiel III, 426. Verlorene u. unvollendete Stücke: Herodes III, 417. Gibeoniter, Heinrich der Fromme, Ibrahim, Fischer III, 420 f. Uebersetzung von van der Vondel's Gibeoniter u. a. Schausp. III, 417. Corneille's schwärmend. Schäfer III, 420. Tractat de spectris III, 418. geistliche Lieder III, 349 f. Kirchhofsgedanken u. geistliche Oden III, 351 f. projectirte Allegorie d. dreißigjähr. Kriegs III, 386.
Gryphius, Christian, schlesischer Dichter III, 478. dessen poetische Wälder ebend.
Guarini, pastor fido, übers. III, 287.
Gubitz, Lustspield. V, 627.
Gueinz, Orthograph und Grammatiker III, 231. 264.
Guelfis, Gedicht III, 297.
*Guevara, übers. III, 292.
Gugler, v., Schauspield. IV, 355.
*Guicciardini hore di ricreatione übers. III, 70.
*Guillaume d' Orange I, 405.
Guiot de Provins I, 385.
Guiscard und Sigismunde, Roman II, 255.
Güldener Hund, Roman III, 380.
*Gülich, Jesus Sirach III, 35.
Gundelwein, Psalmenübersetzer III, 43. vgl. 28.
Gundling, geistlicher Dicht. III, 299. IV, 57.
*Gunther, Bischof I, 108.
Günther, Christian, Leben, Schicksale, Sitten u. moral. Charakter III, 493 ff. 523 f. Tod III, 498. Charakter seiner Dichtung III, 498 ff. Satiren III, 495. Gelegenheitsged. III, 495. 498. erotische Lieder III, 499. seine Muster III, 499. Ode an den Frieden mit der Pforte III, 493. Schauspiel III, 494.
Günther von dem Forste II, 11.
Gustav Adolph, Herzog v. Mecklenburg, Liederd. III, 253.
Gutbier, Orientalist, III, 271.
*Gute Frau, eine franz. Sage I, 377.
Gyges, der des Terp. Mirif., s. Terpo.

H.

Haak'sche Schauspielertruppe III, 451.
*Habermann's Gebete III, 31.
Haccius, Theolog III, 271.
Hadamar von Laber II, 37. dess. Jagd II, 194 f.
Hadewig, Verfasser von Friedensstücken III, 415.
Hadlaub I, 327. II, 18.
Hafis, pers. Dicht. V, 648.
Hafner, Christ., II, 250.
Hagdorn, Romanschr. III, 388.
Hagedorn, Fr. v., Charakterist. IV, 36 ff. vgl. III, 496. 518. IV, 71. 72. 97. dessen Umgestaltung der Lyrik IV, 39 f. der Fabel IV, 40 f. Fabeld. V, 91 f. Fabeln und Erzählungen IV, 93 f. Epigrammend. III, 510. mit Haller vgl. IV, 37 f. moral. Gedichte IV, 40 f. Urtheil über den Hexameter u. Klopstocks Messiäs IV, 38. sein Einfluß, Bedeutung und Ansehn IV, 38. vgl. IV, 18.
Hagemann, Schauspielschr. V, 481.
Hagemeister, Schauspield. V, 481.
Hagen, Gottfried, Reimchronik von Cöln II, 58.
Hagen, Pegnitzer III, 294. 298.
Hagenau, v., Minnesinger I, 309.
*Hager, Georg, Schüler Hans Sachs' II, 247.
Hahn, Fr., V, 24. 40.
Hahn, L. Phil., Schauspield. IV, 535 f. vgl. IV, 245. 525.
Hahnenreierei, Schwank, III, 121.
Hailbrunner, geistlicher Epigramm. III, 312.
Haimonskinder oder Reynald von Montalban, analys. II, 87 ff. übers. im 13. und 16. Jahrh. II, 217. im 16. Jahrh. wiedergedruckt II, 224.
Hainbund, s. Göttinger Dichterbund.
Halberstädtischer Dichterkreis IV, 229 f.
*Halbmeyer, Joh., Liederd. III, 29.
Halem, v., Lyriker V, 523.
Halle, nach Weimar Sitz des Palmenordens III, 187. Poesie im 16. Jahrh. III, 264. Sitz der Liederdichter IV, 28. Pietisten daselbst ebend.
Haller, Albr. v., IV, 18. 31 ff. dessen Bildung ebend. Gelehrsamkeit IV, 32. Charakterist. IV. 32 f. vgl. III, 496. 533. Einfluß auf Kleist und Geßner IV, 33. mit Brockes verglichen ebend. vgl. III, 519. mit Hagedorn IV, 37. sein Einfluß auf Cultivirung des Lehrgedichts IV, 34.
Werke: die Alpen IV, 33. Gedicht vom Ursprung des Uebels ebend. Usong, Roman V, 324.
Halling, dessen Floretto III, 459.
Hallische Lieder IV, 27.
Hallmann, Christian, Dramat. III, 438 f. vgl. III, 337. dessen Adonis, Urania, Singsp. III, 438. Katharine von England ebend. Mariamne ebend. Stratonice ebend.
Ham, Heinr., Uebers. II, 346. III, 79.
Hamann, Johann Georg, Leben und Charakter. IV, 398 ff. vgl. III, 515. V, 103. Verhältniß zu seinen Freunden IV, 402 f. vgl. IV, 190. zu Jacobi IV, 516 f. V, 288. Streit mit Mendelssohn V, 285. Umgang mit der Fürstin von Gallitzin V, 283. Polemik gegen die Berliner IV, 406 f. schriftstellerischer Charakter IV, 407 f. Urtheil über die poet. Literatur IV, 409. Einfluß auf Herder IV, 411. vgl. IV, 390. Schriftstellerei IV, 401. 406. Schriften IV, 407. Golgatha u. Scheblimini V, 285. Stil IV, 404.
Hamburg, Zustand d. Poesie u. literar. Bildung das. im 17. Jahrh. III, 271 ff. im Anfang des 18. Jahrh. III, 503. Schauspiel im 17. Jahrh. III, 404. Oper das. im Anfange d. 18. Jahrh. III, 446. Theater das. im 18. Jahrh. IV, 357. Opernhaus III, 446.
Hamilton, Däne, deutscher Dichter III, 215.
Hammen v. Reystett, Lied von demselben II, 256.
Hammer, Jos. v., Uebers. V, 577.
Hämmerlein, Felix, II, 352.
Händel, Componist III, 446 f. 450. und Klopstock III, 518.
Handwerker, Ruhm- und Preislieder II, 280. Spott- u. Hohnlieder derselben ebend.
Handwerksgrüße II, 279.
Handwerkslieder II, 280.
Hanemann, Prosodiker III, 231.
Hanke, G. B., Satiriker III, 500 f. Gelegenheitsd. IV, 46.
Hanke, Martin, III, 478.
Hanno, s. Anno.
Hannover, Zustand der Poesie im 17. Jahrh. III, 254. Theater das. III, 446. Schauspiel in neuester Zeit V, 523.
Hans Han = Hanswurst III, 111.

Hans von Bühel, Bearbeiter der sieben weisen Meister II, 143. dessen Königstochter aus Frankreich ebend.
Hanswurst, lustige Person im Schauspiel III, 111. zuletzt noch auf der Wiener Bühne IV, 353 f. Uebrigens vgl. Harlekin.
Happel, Romanschr. III, 394. akadem. Roman III, 381.
Hardenberg, dess. Liederregister III, 6.
Hardenberg, Fr. v., s. Novalis.
Harder, s. Konrad.
Häring, (Willibald Alexis) V, 521. 633.
Harlekin durch Gottsched verbannt III, 452. IV, 47. 330. Uebrigens s. Hanswurst.
Harlekinaden III, 461. vgl. Possenspiel.
Harrer, Peter, Gelegenheitsd. III, 145.
Harsdörfer, Georg Philipp, (Strephon III, 288. 397.), mit Clajus Stifter des Pegnitzord. III, 285. charakt. III, 290 ff. 304. geistl. Dichter III, 333. Schauspieldichter III, 408. Uebers. der Diana des Montemayor III, 287. und der Dianea Loredano's III, 290. Prosodiker III, 231. bibl. Parabel III, 67. Urtheil über Opitz III, 222. über Drama III, 403. Schreibart III, 298. Gesprächspiele III, 290. poet. Trichter III, 290. Geschichtsspiegel, Nathan, Jotham, Simson III, 293. herzbewegliche Sonntagsandachten ebend. geistl. Lieder III, 333. Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten III, 72. Heraclit und Democrit, großer Schauplatz ꝛc. III, 73. dessen u. Clajus' Tenzone in den Berinorgischen Gefilden, s. Clajus. Ueberarbeit. d. Diana von Kuefstein III, 385. Uebrigens s. Zesen.
Hartlieb, Joh., II, 214 f. vgl. 209. 421.
Hartmann, Andr., Schauspield. III, 92. und Schäferged. III, 266.
Hartmann, der Arme, Gedicht vom Glauben I, 114. 118 f.
*Hartmann, Thom. Liederd. III, 36.
Hartmann von d. Aue, Charakteriſt., dichter. Werth u. Zusammenstellung mit Wirnt v. Gravenberg I, 360 ff. dessen Legende vom heil. Gregor I, 173. 174. Lieder u. Büchlein Gregor's vom Steine I, 363. Sage vom armen Heinrich I, 364 ff. Erek I, 369 ff. Iwein 370 ff.
Hartmann (G. D.) IV, 169.
Hartwig vom Hage, dessen sieben Tageszeiten II, 238.
*Hase, Konr., II, 174.
*Haßler, Hans Leo, Compon. II, 286.
Haßkarl's Schauspielertruppe III, 452.
Hatto, Lieder über ihn I, 95.
Hätzlerin, Clara, Liederbuch II, 186 f. 192.
Hauff, Novelliſt V, 634.
Haug, Gottschedianer IV, 46.
Haug, Friedrich, V, 523.
Haugwitz, A. v., Trauerspiele Maria Stuart u. Soliman III, 439.
Hauptsingen d. Meistersänger II, 235.
Hausen, Fr. v., I. 305.
Hauslieder III, 27 ff.
*Haußmann, Val., Compon. II, 286. III, 28.
Havelok Lai vom I, 262.
*Haverland, Gerhard, (Daniel von Soest) gemeine Beicht II, 406.
Hayden, Gregor von, Bearbeiter des Salomon und Markolph II, 336.
Haydn, Componiſt IV, 354.
Hebel, Samuel, Sonntagsevangel. u. geistl. Schausp. III, 33.
Hebel, Joh. Peter, Charakteriſtik V, 66 f. alemanniſche Gedichte ebend. verglichen mit Voß ebend.
Heden, dess. geistl. Epigramme III, 312.
Heelu, Jan van, niederländ. Dichter II, 55. dessen Wöringer Schlacht II, 58.
Heeren V, 334.
Heermann, Joh., Liederd. und Componiſt III, 16. 207 f. 246. geistl. Lieder III, 344 f. dessen Evangelien III, 35.
Heermann, Opernd. IV, 344.
Heidegger, IV, 48. 142.
Heidegger, dess. Mythoscopie III, 388.
Heidenreich, David, Elias Liederd. III, 271. Opernd. III, 440.
Heidenreich, Aeſthetiker V, 376.
Heidin, Gedicht von der, I, 406.
Heidörfer, Konrad, II, 208.
Heiligengeschichten in der Poeſie I, 452. Heiligenleben II, 92. Uebrigens s. Legenden.
*Heimesfurt, Ged. von der Frauen Himmelfahrt I, 499.
Heineccius, s. Heyneccius.
*Heinrich I. u. II. von England. Beförderer d. Dichtkunſt I, 244.
Heinrich aus Braunschweig, dess. prosa. Bearbeitung des trojan. Kriegs II, 212.
Heinrich, niederl. Gedicht, II, 72.
Heinrich der Glicheser, Bearbeit. des Reinhart Fuchs I, 140 f.
Heinrich III., Herzog von Brabant, Dichter II, 55.
Heinrich, Herzog von Breslau, II, 11.
Heinrich Julius Herz. v. Braunschweig,

Schauspield. III, 106. Charakt. III, 118. Susanna ebend. Komödie v. Vinc. Ladisl. Satrapa von Mantua III, 119 f. hat schon bestallte Schauspieler III, 104.
Heinrich, d. arme Knecht, österreichischer Dichter Verf. des Todes Gehügede I, 114. 119.
*Heinrich von Freiberg. Fortsetzer des Tristan I, 456.
*Heinrich, Meister, Verf. eines (verlorenen) Gedichts auf Maria I, 118.
*Heinrich, Verf. einer Litanei I, 119.
Heinrich v. Laufenberg, s. Laufenberg.
Heinrich d. Löwe, Beförderer d. Dichtk. I, 243. Lieder von ihm II, 88. dessen Abenteuer II, 214.
Heinrich v. Meißen, gen. Frauenlob II, 34. Beiname woher II, 35. Tenzone II, 34 ff. Streit mit Regenbogen ebend. dessen Marienleich II, 34. vergl. auch Rumeland.
Heinrich von Muglin, dessen Buch der Maide, Lobgedicht auf Maria II, 128 ff. Ueberf. des Valerius Maximus II, 132.
Heinrich von Neustadt, Bearbeiter des Apollonius von Tyrland II, 89. trojan. Krieg II, 212. unseres Herren Zukunft II, 126 f.
Heinrich von Nördlingen II, 126.
Heinrich der Teichner II, 152 ff. 207. dessen Gedicht von der Empfängniß der Jungfrau I, 499.
Heinrich von dem Turlin, s. Turlin.
Heinrich von Veldeke, s. Veldeke.
Heinrich der Vogler, Dietrichs Ahnen und Flucht II, 76.
*Heinrich, Gr. v. Wirtemberg, Liederd. II, 190.
Heinrichmann, v. Sindelfingen Jak., Praktik III, 148.
Heinse, G. H., Romanschr. V, 325.
Heinse, Wilh., Leben und Charakter V, 4 ff. vgl. IV, 226. 233. 490. Gegner Winckelmann's V, 15. Verhältniß zu Wieland V, 3. — Sinnged. V, 4. Begebenheiten des Enkolp aus Petron's Satirik. V, 6. Kirschen ebend. Laidion V, 7. Urtheil Göthe's IV, 490. Erzählung V, 7. Uebersetzung Tasso's und Ariost's ebend. Romane V, 13. Ardinghello V, 13 f. Hildegard v. Hohenthal V, 15 ff. Fiormona V, 16.
Heinsius III, 179. 216. Lobgesang auf Christum III, 210. dessen Schauspiele Muster der Deutschen III, 420.
*Heintz, Musiker III, 43.
Heinzelin, s. Johann von Konstanz.
Hekästus, II, 321. neu bearbeitet III, 99.
Helbling, Seifried, dessen Lucidarius II, 150.
Held, Heinrich, Opitzianer III, 252.
Heldenbuch II, 216. s. Caspar von der Roen.
Heliand, I, 73 f. Anm.
Heliodor, griech. Romanschr. I, 204.
Hell, s. Winkler.
Hellbach, Ueberf. III, 153.
Helmbold, Ludw., Lieder- und Evangeliend. III, 34 f.
Hellwig, Johann, (Montano III, 386.), Pegnitzer, dess. Noris oder Beschreibung Nürnbergs III, 289. Romanüberseter III, 386.
Helwig, Amalie v., V, 519.
*Hemmel, Siegm., vierstimmige Psalmen III, 42.
Hemmerlein, Felix, II, 223.
Hemsterhuys, Philos. IV, 516. V, 282.
Hendekasyllaben im Schausp. III, 87.
*Henneberg Grafen v., Minnesinger I, 308.
Henning, Großcourt. III, 265.
Hennling, Joh. III, 254.
Henrici, Chr. Fr., (Picander), Komödienschr. III, 462 f. vgl. III, 455. Oratorienb. III, 446. Gedichte III, 471.
Hensel, Schauspielerin IV, 355. 358 f.
Hensler, P. W., V, 40.
Heräus, K. Gust., Hofpoet III, 487 f. dessen deutsche Hexameter III, 488. projektirt eine Sprachgesellschaft III, 475. 489.
Herberger, Valerius, Liederd. III, 30.
*Herbers, Dolopatos II, 142.
Herbort v. Fritzlar, trojan. Krieg charakterist. I, 270 ff. heil. Otto, geistl. Spiel II, 325.
Hercules in Deutschland I, 19 f.
Herdegen, (Amaranthes), Pegnitzer, III, 284.
Herder, Joh. Gottfr., Charakterschilderung IV, 412 ff. vgl. V, 289. 294. Hamann's Schüler IV, 411. vgl. IV, 377. zur Lebensgesch. IV, 442 f. 445. Entwickelungsgesch. IV, 443. Tagebuch ebend. in Weimar IV, 495. seine Lieblingsschriftsteller IV, 419. 426. seine Gattin IV, 415. bildet sich an Klopstock und Lessing IV, 415. vgl. V, 293. an Leibnitz IV, 442.
Herder Charakterist. IV, 422 ff. Feind der Nachahmung IV, 418. Vorliebe für die Griechen ebend. s. Kenntniß des Homer IV, 419. Feind regelloser Genialität IV, 438. Vertheidiger d. Franzosen

IV, 439 f. literarische Intoleranz ebend. Rednertalent IV, 422 f. sein Kosmopolitismus IV, 433. Vorliebe für Naturpoesie und den kindlichen Zustand der Menschheit IV, 426. 440. für Musik IV, 422. für den Süden IV, 435. 441. legt das Gemüth als Maßstab an, nicht die Regeln des Kopfes IV, 427. sein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie ebend. Ansicht über Poesie und Prosa ebend. über den Zweck der Poesie IV, 430. Vorliebe für das Volkslied IV, 429 f. Ansicht über das lyrische Lied IV, 431. über die didaktische Poesie IV, 34. 440. über die Fabel IV, 95 f. im Schauspiel Gegner der Franzosen IV, 429. später Vertheidiger derselben IV, 439. seine vielseitige Kenntniß d. Poesie der verschiedensten Völker IV, 430. 433. Ansichten über Ruhm IV, 452. pädagogische Grundsätze IV, 447 f.

Herder Repräsentant seiner Zeit IV, 9. 383. vom Christenthum V, 295 ff. wissenschaftliche Leistungen IV, 447 ff. vgl. V, 106. Wirkungen derf. IV, 451. als Kritiker IV, 390. Vergleichung mit Lessing ebend. IV, 419 ff. V, 560. Befehdung Lessing's IV, 419 ff. erst Kant's Schüler dann Gegner der Kant. Philosophie V, 375 f. Antheil an den Streitigkeiten über Spinozismus V, 293. seine Humanitätstheorie V, 341. 355 f. sein Streben IV, 442 f. — mit Leibnitz verglichen V, 294. Einfluß auf Göthe IV, 453. 468 f. Streit mit Klotz IV, 419. 448. mit Göthe zusammengestellt V, 295. Rousseau gegenübergestellt V, 296. — Einfluß auf die Romantik V, 559. mit den Schlegel'n verglichen ebend. ff. Einfluß auf Umbildung der Geschichtschreibung V, 333. 460 ff. auf die Gestaltung der poet. Literatur IV, 423 ff. — Stellung als Theolog zu Rationalismus und Mysticismus V, 289 ff. — sein Hauptverdienst als Uebersetzer IV, 433. 442. nicht Dichter IV, 436. seine Prosa ebend. f. Stil IV, 433 f. — Schriftstellerischer Charakter IV, 423.

Werke IV, 415 f. 430. Uebersf. IV, 435 f. Poesien IV, 423. 436. ungedruckte Fabeln IV, 436. Cid (1802. 3. [nicht 1801]) IV, 433. 435 f. Stimmen der Völker IV, 430. Dramen IV, 437. Fragm. zur deutschen Literatur IV, 376. 441. 416 ff. Legenden IV, 437. Paramythien ebend. krit. Wälder IV, 419 f. fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst IV, 428. Humanitätsbriefe V, 297. — Ideen zur Philosophie der Geschichte IV, 448. V, 294 ff. 333. 340 ff. andere die Geschichtschr. anreg. Schrift. ebend. über das Ideal einer Schule IV, 447. Auch eine Philosophie der Geschichte IV, 447. Gespräche über Spinoza's System V, 292. Kalligone IV, 438. Schulreden IV, 438. — Aelteste Urkunde d. Menschengeschlechts IV, 448 f. Göthe's u. Mercks Urtheil über dief. IV, 449. über den Ursprung der Sprache IV, 447. Provinzialblätter IV, 450 f. über den Geist der hebräischen Poesie IV, 432 f. Briefe über das Studium der Theologie V, 291. christliche Schriften V, 298 f.

Herlicius III, 119.

Hermanrich, Sagen von demf. I, 28 f.

Hermann von Fritzlar II, 95. 114.

Hermann, J. B., Jean Paul's Freund V, 220.

*Hermann, Landgraf von Hessen (der Futternde) Uebersf. III, 190.

Hermann, Landgraf von Thüringen, I, 270. 307.

Hermann, Nicol., Liederd. III, 31 f. vgl. 9. 33. 345. 367. und Componist III, 16. Evangelien III, 33. Uebersf. v. Mathesius oeconomia III, 31.

Hermann v. Sachsenheim gold. Tempel II, 130 f. Mohrin II, 197 f.

*Hermann von Salzburg Uebersf. latein. Hymnen III, 13.

Hermes, Joh. Timoth., Romanschr. V, 170. Vorliebe für den englischen Geschmack V, 171 f. — Sophiens Reise V, 172 f. Fanny Wilkes V, 174. andere Werke für Frauen V, 173.

Hero und Leander, als Volkslied II, 258.

Herodes und Peter, Legende II, 321.

Herold's Uebersf. des Diodor II, 421.

Herolt's Promtuarium II, 139.

*Heros, Joh., Uebersf. III, 99.

*Herphord, Joh., Narrenschule III, 109.

Herpin, Herzog, Roman II, 219.

*Herrand von Wildonie I, 322.

Herrnhutisches Gesangbuch IV, 27 ff.

Herrnschmidt, Liederd. IV, 28.

*Herrheimer, Bernh., Fastenküchlein, III, 140.

*Hesler, Heinr., Offenbar. Johannis I, 494.

Heß, Coban, Psalmenübersf. III, 45.

Heß, J. G. H., IV, 142.

Heufelb, IV, 352. Komödienschreiber IV, 356.

Hexameter, die ersten in Deutschland und Holland III, 488. (vergl. III, 45.) gereimte ebend. Beurtheilung desselben als epischer Vers IV, 109. Streit über dens. V, 50 f.
Hexerei und Zauberei, Bekämpfer und Vertheidiger derselben im 18. Jahrh. V, 270 ff.
*Heyd, Seb., Liederd. III, 25.
Heyden, Drechsler und Poet III, 264.
Heyden, Gottschedianer IV, 351.
*Heydenreich, Uebers. III, 420.
Heymair, Magdal., Sonntagsepisteln III, 20. 33.
Heyneccius, Martin, Uebers. latein. Komöd. III, 79. Schauspield. III, 91. dessen Schulspiegel III, 94.
Hibaldeha, hiehadbel III, 118 f.
Hilarius, Anhänger des Schelmuffsky III, 461.
Hildebrand, Joh., dess. Jesus Sirach III, 327.
Hildebrandlied I, 60 ff. verglichen mit den Eddaliedern I, 61 f. II, 87.
Hille, Karl Gustav von, (der Unverdrossene), III, 185.
Hiller, Componist IV, 344 f.
Hiller, Ph. Fr., Liederkästlein IV, 169.
*Hindihofen, s. Rüdiger.
Hinrek v. Alkmar, s. Alkmar.
Hintze, Opernd. III, 447.
Hippel, Theod. Gottl. v., humorist. Romanschr. V, 174. vgl. IV, 386. Leben u. Charakter V, 177 ff. Freimaurer V, 180. Freund von Kant u. Scheffner V, 176 f. von Hamann V, 179. Staatsidealist u. Weltbürger V, 181. Schreibweise IV, 404. vgl. mit E. T. W. Hoffmann V, 623.
Werke: Lebensläufe in aufsteigender Linie V, 175. 176. Selbstbiographie V, 179. Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z. V, 175. 191. 252. von der Ehe V, 181. über die bürgerliche Verbesserung der Weiber V, 182 f. Gedichte V, 178.
Hippokrates' Brief an Damagetus, übersetzt II, 297.
Hirsch, geistl. Dichter III, 299.
Hirschberg, Theoc. Val., Uebersetzer III, 385.
Hirtengedicht, s. Schäfergedicht.
Hirzel, Hans Kasp., IV, 49. 182.
Hirzel, Uebers. V, 577.
Historien, ernste, d. i. Dramen II, 481.
Historische Volkslieder, s. Volkslieder.
Hitopadesa II, 145 f.
Hitzig, Romant. V, 521.
Hochberg, Gr. v., s. Hohenberg.
*Höckh, Theob., schles. Dicht. III, 207.
Hoe v. Hoenegg, Liederd. III, 264.
Höfel, Joh., Liedersamml. III, 264.
Hoffmann, E. T. W., Romant., Lebensschild. und Charakterist. V, 622 ff. vgl. V, 5. 521. 600. Novellist V, 631. Schriften V, 623.
*Hoffmann, Gottfr., Schauspield. III, 411.
Hoffmann, Joh. Ad., III, 515. IV, 54. dessen Sprachneuerungen IV, 55.
Hoffmannswaldau, Christian Hoffmann von, Charakteristik III, 429 ff. neigt sich zu Balde und den Italienern hin III, 224. mit Gryphius verglichen III, 350. 421. 430 f. seine Muster III, 431. Ansicht über Poesie und Verhältniß zu Morhof III, 465. Einfluß auf die schles. Dichter III, 477 ff. Schreibart III, 431 ff. — Lyr. Gedichte III, 430 ff. Liebeslieder III, 431 f. Epos III, 430. Epigramme III, 431. erotische Heldenbriefe ebend. Uebersetzer des pastor fido und von Plato's Phädon III, 429.
Hoffmannswaldauische Gedichte III, 474. 479.
Hofmann, Aloys, Wiener Zeitschrift V, 352.
*Hofmann, Musiker III, 43.
Hofmann, Leop., Musiker IV, 354.
Hofnarr II, 290. 311. und Volksnarr, unterschieden III, 110.
Hofpoesie III, 481 ff.
Hofteufel, komische Personen in der Komödie III, 110.
Hohenasperg, Sitz der Liederpoesie IV, 28.
Hohenberg oder Hochberg, Wolfgang Helmhardt, Graf oder Freiherr v., Mitglied des Palmenordens (der Sinnreiche) III, 192. Epiker III, 225. 243 f. 393. Psalmenübersetzer III, 244. 326.
Hohenfels, Burkart v., I, 294. Minnelieder I, 311.
Hohenlohe, Gottfried v., Gedicht von den Rittern des Arthur I, 458.
Hohes Lied, nachgeahmt II, 34. Bearbeitung desselb. II, 124. Bearbeitungen in Gesprächspielen III, 280. Bearbeitungen im 17. Jahrh. und Einfluß desselben auf geistliche Dichtung III, 327.
Holberg II, 332. dessen Schauspiele II, 336.
Hölderlin IV, 341.
Holk IV, 140.
Holländisch, s. Niederländisch. Holländische Tableaux III, 435.

*Holle, Berthold v., I, 457.
Holstein-Augustenburg, Prinz v., V, 386.
Holtei, Dramat. V, 521. 627.
Hölty, L. H. Chr., V, 40. vergl. 24. Gedichte V, 41.
Holtzwart, Matthias, dessen Saul, Mysterium III, 102. dessen Lustgarten III, 145. emblematum tirocinia III, 291.
Holzer II, 169.
Holzmann, Daniel, II, 351. Fabeld. III, 55.
Holzschnitte II, 319 f.
Homburg, Ernst Christoph, Opitzianer, Dichter und Uebersetzer III, 266. geistl. Dichter III, 334. Schauspield. III, 408. Schäferspield. III, 440.
Homer, zur Charakterist. I, 31. 53. 101 f. 349 ff. 389 ff. vgl. mit den Nibelungen 346 ff. Odyssee vergl. mit Lambrecht's Alexanderlied I, 226 f. — Uebers. ders. durch die Göttinger V, 49 ff. Uebrigens s. Griechen. Volksepos.
Hooft, Holländer Schauspield. III, 420.
*Hoppenrodt, Schauspield. III, 95.
Horaz, Einfluß auf deutsche Lyrik im 18. Jahrh. IV, 184. Uebersetzungen IV, 185.
Horbius, Theolog III, 271.
*Hörburger, Hans, v. Füßen, Nachahmer Brant's II, 362.
*Horn III, 262.
Horn, Franz, Literarhistor. V, 532 f. 566. sein Buch üb. Shakespeare V, 569.
Hornburg, Lupolt, II, 23. 25.
Hornek, s. Ottokar.
Hörnene Siegfried, Lied II, 86.
*Hornigh, Dicht. III, 337.
Hornmolt, Sebastian, dessen Psalter u. lat. Paraphr. d. Psalmen III, 45.
*Hortulus animae III, 13.
Höschel, David, Uebers. des Terenz III, 79.
Hotter, Opernd. III, 446.
Hottinger, J. F., histor. Schauspield. V, 629.
Houwald, Ernst v., Dramat. V, 595. 624.
Hövelen, Konrad v., (Candorin) III, 262. Orthography III, 276.
Hoyers, Anna Owena, Dichterin III, 283.
Hroswitha, Nonne, mit altklassischer Literatur bekannt I, 86. lat. Schausp. II, 324 f. vgl. I, 94.
Huber, J. L., Liederd. IV, 28. dessen Oden, Lieder u. Erzählungen IV, 170. Schicksale IV, 171.
Hübner, Geogr. u. Histor., Weistaner III, 469. 512.
Hübner, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (d. Nutzbare) braucht Alexandriner III, 183. Uebers. III, 191.
Huebald, Verfasser des Ludwigslieds I, 85.
Hudemann, L. Fr., IV, 145. 147. 329.
Hug- u. Wolfdietrich II, 78 ff. vgl. I, 36.
Hug Schapler, Roman II, 217. übers. II, 206. verkürzt II, 208.
Hugo, Hermann, pia desideria übers. III, 248.
Hugo v. Langenstein, dessen heil. Martina I, 492 f. vgl. II, 121.
Hugo von Montfort, II, 187 ff.
Hugo v. Trimberg I, 507. II, 26. IV, 103. dessen Renner II, 98 f. Einfluß u. Bedeutung II, 110. Sammler II, 99.
Hugo von St. Victor, II, 100. 140.
Hugo, Victor, dessen Einfluß auf die neueste Literatur V, 632.
Hulbrich Neobulus' Dialogus II, 381.
Hülsemann, dess. Gartenlust III, 515.
Hültzing II, 176.
Humboldt, W. v., IV, 465. ästhet. Versuche V, 398. 430 f. Briefwechsel mit Schiller und Göthe V, 409 f.
Humanistische Studien, s. Klassische Studien. Alterthum.
Hume, David, V, 288.
Humor IV, 387. V, 149. 164 f.
Humoristischer Roman, s. Roman.
Hund, Sam., geistl. Dichter III, 271.
Hunnibald's Chronik I, 22.
Hunnius, lat. Schauspield. III, 96.
Hunold, (Menantes), III, 503. Opernd. III, 446. dess. Nebukadnezar, Oper III, 448. Romanschr. III, 394. Opernd. III, 446. 449. Uebers. Lafontainischer Fabeln III, 505. thörichter Pritschmstr. III, 507.
*Huß, ein Trauerspiel II, 406.
*Hussitische Gesänge III, 26.
Huygens, Konst., dessen holländische Hexameter III, 488.
Hutten, Ulrich von, Leben, Schicksale, Wirken und Schriften II, 383 ff. seine Theiln. an d. Briefen der Dunkelmänn. II, 387. Satiren vom Niemand II, 386. Reden gegen Herz. Ulrich v. Würtemberg II, 387. Phalarismus ebend. II, 401. Bulle II, 387. Ausgabe Valla's über die Schenkung Konstantin's II, 389. Rede für den Türkenkrieg ebend. Dialog vom Hoffeind ebend. Brief an Pirkheimer II, 392. lucianische Gespräche II, 395. Klag und Vermahnung wider die Gewalt des

Pabstes II, 397 ff. Dialog die Anschauenden II, 400. lutherische Strebkatze II, 405.
Hylas, s. Hartmann.
Hymnen, griech. und latein. III, 11 f. deutsche III, 334 ff.
Hyperorthodoxe, s. Theologen.
Hyphantes, s. Weber, G. Heinr.

J.

Jack Pudding lustige Person im Schausp. III, 111.
Jacob v. Cessoles, Verf. des lateinischen Originals des Schachzabelbuchs II, 136.
Jacob de Voragine II, 237.
Jacobi, Fr. Heinr., Charakterist. IV, 513 ff. philos. Bestrebungen ebend. relig. Richtung IV, 515. Freundschaft mit Wieland IV, 516. schließt sich an Göthe an IV, 517. unbeständig in seinen Ansichten IV, 515. Gegner Kant's IV, 518. poetischer Geschmack ebend. Freundschaft mit Hamann IV, 402. von diesem beurtheilt IV, 517 f. Anschluß an Lavater V, 288. Umgang mit der Fürstin Gallitzin V, 284. Allwill u. Woldemar IV, 518. Göthe's Urtheil über denselben IV, 490. Etwas das Lessing gesagt hat V, 284. über die Lehre d. Spinoza V, 287. Streit mit Mendelssohn ebend.
Jacobi, Joh., Madrigald., III, 312. Schauspield. III, 440.
Jacobi, J. G., IV, 225. 235 ff. Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn IV, 239. Gedicht: die Dichter IV, 236. Sommer- und Winterreisen IV, 237. Briefe IV, 225. an Gleim IV, 238. Charmides und Theone IV, 238. Iris IV, 239.
Jacobus de Benedictis III, 14.
Jägerlieder II, 279 f.
Jägerschreie II, 279.
Jahn, Jahn Clam, Jahn Panster, lustige Person im Schauspiel III, 112.
Jähns IV, 226.
Jahreszeitfeste, II, 321.
Jamben, fünffüßige, sechsfüßige im Schauspiel III, 87.
Jamblichus, gr. Romanschr. I, 204.
Jand. Schreiber dess. gr. Bearb. d. Ged. v. Ogier II, 70. Leekenspiegel II, 71. dietsche doctrinal ebend.
*Japeta, Schausp. III, 405.
*Jasper v. Gennep, Uebers. III, 99.
Jckstadt, Frhr. v., IV, 533.
Idylle II, 193. IV, 101 f. 154 f. im 18. Jahrh. V, 64 ff. Verhältniß ders. zum Epos, Drama u. lyrischen Gedicht IV, 150. welchen Ländern eigenthüml. IV, 151. und Oper IV, 17.
Jean Paul Fr. Richter, Charakteristik V, 192 ff. 213 f. vgl. I, 409. Jugendbildung u. Entwickel. V, 195 ff. 206 ff. Unkenntniß der klass. Literatur V, 201 f. vgl. mit Wieland V, 202. Schriftstellerei und Sammelsucht V, 203 ff. Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Werke V, 231 ff. Haß der Brodstudien V, 208 f. Sprache V, 209 f. Studien ebend. Romane V, 213 f. Religiosität V, 207. Kosmopolitismus V, 346. Satire V, 209 ff.
Werke: Auswahl aus des Teufels Papieren V, 212. Hesperus V, 218. unsichtbare Loge V, 215 ff. Quintus Firlein V, 219 ff. 221. Grönländische Prozesse V, 210. Blumen-, Frucht- u. Dornenstücke V, 219 ff. Siebenkäs V, 221. Biographische Belustigungen V, 223. Palingenesien V, 226. Jubelsenior V, 223. Titan V, 226 ff. Flegeljahre V, 230 ff. bevorstehender Lebenslauf V, 226. Vorschule der Aesthetik und Levana V, 232. Kampanerthal V, 224 ff. — Vgl. Sterne.
Jean Potage, lustige Person im Schauspiel III, 111.
Jena, s. Weimar.
Jenisch dess. Borussias, V, 429.
Jeroschin, s. Nicolaus.
*Jerusalem, himmlisches, Lied I, 113.
Jerusalem, Theolog, V, 238.
*Jesu Leben, Gedicht I, 113. 116. — Kindheit Jesu, Ged. I, 116. Spiel II, 325. — Geschichte Jesu, Passionssp. II, 327. — Uebr. s. Christus.
Jesuitentheater IV, 327 f.
Iffland, A. W., IV, 358. V, 476. 493 f. in Berlin V, 496.
Ikelsamer Grammat. III, 231.
Iken, Uebersetzer V, 577.
*J. L. B. A. III, 382.
Illuminaten V, 251. 352.
Immermann, histor. Schauspield. V, 631. Trauerspiel in Tirol ebend. Schicksalstrag. V, 632.
Indische Literatur, Uebers. aus derselben V, 576.
*Ingolstadt Hauptsitz der Jesuiten III, 131. 136.
Ingolstetter, Andr., Pegnitzer III, 299.
Intriguen-Lustspiel III, 441.
Joachim, Buch, s. Buch.
Joachim, v. Flora, Abt (Verf. d. Buch Joachim) II, 113.

*Jocoseria mensalia II, 313.
Jodel u. Jogle, luſtige Perſon III, 112.
Jodocus Badius' latein. Ueberſ. des Narrenſchiffs II, 362.
*Joel, Rabbi hebr. Ueberſ. d. Hitopadeſa II, 146.
Johann Adolph, Fürſt von Anhalt, Liederd. III, 191.
Johann Bouſſet, luſtige Perſon III, 112.
*Johann I. v. Brabant Minneſinger I, 308.
Johann, Herzog von Brabant, Dichter II, 11. 56.
Johann von Capua, lat. Ueberſ. des Hitopadeſa II, 146.
Johann's v. Frankenſtein Kreuziger II, 236.
Johann Fr. der Großmüthige, Churf. von Sachſen, Lieder, III, 24.
Johann von Holland II, 158.
Johann (Klein-Heinzelin) von Konſtanz II, 30. deſſen Gedicht von der Minne-Lehre II, 195 f.
Johann's von Nürnberg fahrender Schüler II, 275.
Johann's von Soeſt Kinder von Limburg II, 72. 207.
Johann von Würzburg II, 88.
Johannes (des Evangel.) Schriften nachgeahmt II, 34.
*Johannes d. T. Leben, Gedicht I, 115.
Johannsdorf I, 310.
Johannſen, Mich., Dramatiker und geiſtl. Dichter III, 272. 334.
John Panſter, luſtige Perſon im Schauſp. III, 112.
Jonas, ſ. Juſtus.
*Jongleurs I, 192 f.
Jormann, Joh. Albr., Umarbeiter des Theuerdanks II, 202.
*Jornadas (Akte) woher II, 330.
Jornandes I, 22 ff.
*Joſaphat u. Barlaam ſ. Barlaam.
*Joſemann, Herm., III, 136.
Joſeph II., Kaiſer, ſeine Aufklärungsverſuche V, 274.
Joſephi, Schauſpieler IV, 327.
Josquin, Muſiker II, 282.
Journale, gelehrte, im 18. Jahrh. III, 473 f. angegriffen durch Bodmer IV, 51 f. auch Wochenſchriften.
Irinc I, 35.
Irmin I, 24.
Irnfrit I, 30.
Iſaac, Muſiker II, 282.
Iſchmando, ſ. Dach.
Iſelin, Pädagog V, 314.
Iſengrimus, lat. Bruchſtück, I, 137.
Italien, Regeneration der Poeſie daſelbſt III, 173. Studium und Auffaſſung des Alterthums daſ. im 16. Jahrh. u. deutſche Ueberſ. ital. Dichter III, 177. — Ital. Literatur, Vorliebe dafür zu Ende des 18. Jahrhs. V, 8 ff. mit der engliſchen verglichen V, 92.
*Iter ad paradisum I, 229.
Itwitz, ſ. Ulrich von Lichtenſtein.
Juan Lorenzo Segura de Aſtorga I, 273.
*Judas, Legende I, 173.
*Jude, ewiger, Sage II, 309.
*Judith, (d. ält. u. jüngere) Ged. d. 11. u. 12. Jahrh. I, 112.
Juglar, Aloyſ., ſpan. Epigrammat. III, 305.
*Juliane, ſchöne, Roman III, 285.
Jung, genannt Stilling, J. H., V, 245 ff. 196. religiöſe Anſichten V, 247. religiös-polemiſche Schriften V, 249 f. — Geſch. des Herrn von Morgenthau V, 249. Florentin von Fahlendorn ebend. Theobald ebend. Heimweh V, 252. Theorie der Geiſterkunde V, 253. Schleuder eines Hirtenknaben IV, 483. vgl. IV, 470.
Jünger, Theaterd. V, 488.
Jungfrau, heil., ſ. Maria.
*Jüngling, ſ. Konrad.
Jungmichel's Leopoldorden III, 475.
*Jüngſtes Gericht, Gedichte über daſſ. im 12. Jahrh. I, 116 f.
Junius, Samuel, Schauſpield. III, 96.
Junker, G. F. W., Kritiker III, 500.
Juſti IV, 46.
Juſtus Jonas, Liederd. III, 25.
Jutte, Frau, Schauſpiel. II, 329.
*Iwein Bretagn. u. franz. Sage, I, 373 ff. vgl. 258. Uebrigens ſ. Hartmann v. d. A.

K.

Kabentzky, Hoftrompeter und Dichter III, 244.
Kaiſer Karl's Streit vor Regensburg, von ſeinen Ahnen und Geburt, Sage II, 215.
Kaiſerchronik I, 178 ff. vgl. 169.
Kalb, Charlotte v., V, 138 f.
Kalchum, Wilh. v., (Lohauſen), Ueberſ. III, 191.
Kaldenbach, (Celadon), Gedichte und Poetik III, 242. 245. 250.
Kalenberg, Pfaffe v., deſſen Schwänke II, 291 ff. vgl. 298.
Kallenbach, Jeſuit u. Satiriker III, 396.

Kaltenbach II, 199.
Kannegießer, Ueberſ. V, 575.
Kant V, 369 ff. Kritik der äſthet. Urtheilskraft V, 375 ff.
Kanzler, der, Minnelieder II, 11. 28.
Karl der Große I, 232. Verdienſte um deutſche Sprache u. Literatur I, 69. deſſ. Sammlung deutſcher Geſänge, erſter Schritt zur Zuſammenſetzung epiſcher größerer Gedichte I, 63. — Gedichte üb. ſeine Jugend I, 237 f. Sammelgedicht über ihn II, 62. Uebr. ſ. Karlſage.
Karl und Galiena, niederl. Fragment II, 71.
Karl IV., II, 148.
Karl V., deſſen Univerſaltendenzen III, 198. Spottlieder und Pasquille auf ihn II, 408.
Karl VI, Kaiſer, deſſen Bildung III, 481.
Karl, Herzog von Würtemberg, deſſen Militairakademie IV, 493. V, 130.
Karl, Markgraf von Baden, Patron der Literatur IV, 493.
Karolingiſche Sagen II, 54 ff.
Karlſage I, 233 ff. nicht in Proſa bearb. II, 215. Vgl. auch Rolandſage.
Kärnthen, deſſ. Frühling und Sommer mit Liedern und allegor. Schauſpielen gefeiert II, 264.
Karrikatur, ſ. Carricatur.
Karſch, Anna Luiſe, IV, 200. 201 f. vgl. IV, 45. 66.
Kaspar, ſ. Caspar.
Käſtner IV, 68. 148. 232. Gottſched's Schüler IV, 42. Gedicht über die Kometen IV, 35. Epigrammatiſt IV, 311.
Katholicismus, Eindringen deſſelben in die Poeſie zu Ende des 18. und Anfang 19. Jahrh. V, 543 ff.
Kayſer V, 92.
Kayſer, Componiſt III, 446 f.
*Kegelſpiel, eine Schrift, II, 403.
Keil, Pagenhofmeiſter und Schauſpield. III, 441.
Keimann, Chriſtian, Liederd. III, 271. Schauſpield. III, 440.
Keller, Bildhauer u. Schauſpield. V, 629.
Keller von Maur IV, 50.
Kellner, Gottſched's Anhänger IV, 46.
Kelyn II, 27.
Kemenaten, Albrecht v., Gedicht vom Zwerge Goldemar II, 75.
Kemnat, ſ. Mathis.
Kempe, Martin v., (Kleodor III, 448), III, 252. 448. Madrigald. III, 312. Proſodiker III, 231.
Kempis, ſ. Thomas.
Kepler's aſtronom. Traum III, 224.
Kerens, Joh. Heinr. v., IV, 353.
*Kethner, Leonh., Ueberſ. lat. Hymnen III, 43.
Kettenbach II, 404.
*Kilhwch und Olwen, waliſ. Mährchen I, 258.
Kiene III, 465.
Kind, Fr., V, 522.
Kind, Th., Ueberſ. V, 577.
Kinderſchriften und Volksbücher V, 319 ff.
Kindermann (Kurandor von Sittau), Romanſchr. III, 399 f. vgl. 262.
Kinderroman, ſ. Roman.
Kinder v. Limburg, ſ. Johann von Soeſt.
*Kiot v. Provence I, 385 f.
Kirchbauer, ſ. Naogeorg.
Kirchberg, Ernſt von, Reimchronik II, 168.
Kirchenlieder, Entwickelung des Kirchenliedes III, 5 ff. kathol. III, 14. zu Luther's Zeit III, 10. latein. III, 11. mit latein. Verſen untermiſcht III, 13 ff. aus Volksliedern gemachte III, 14. mit weltlichen Melodieen und zum Theil profanen Texten III, 28. liturgiſche III, 27. im 17. Jahrh. III, 343 ff. durch den dreißigjähr. Krieg gefördert III, 199. im Anfang des 18. Jahrh. IV, 25 ff. Verbeſſer. derſ. im 18. Jahrh. IV, 161. ff. Vgl. auch Geiſtliche Poeſie.
Kircher, Athanaſ., III, 343.
*Kirchhof, Hans Wilh., Wendunmuth II, 303. 408.
Kirchmeyer, ſ. Naogeorg.
Kirchner, lat. Dichter III 215.
Kiſtenmacher, Peter, Dichter III, 246.
Kiurenberger, der, ſ. Kürenberger.
Klai, Klajus., Klay, ſ. Clajus.
*Klagbrief über das Elend der Pfarrer III, 17.
Klaſſiſche Studien in Deutſchland, Italien und Frankreich im 16. Jahrh. und Einfluß derſelben auf die neuere Literatur III, 172 ff. — Klaſſ. Literatur in Deutſchl. unter den ſächſiſchen Kaiſern I, 86 ff. Vgl. auch Alterthum.
Klefeker III, 515.
Kleinjogg IV, 510.
Kleiſt, Chr. Ew. von, IV, 196. Tod IV, 198. Landluſt od. Frühling IV, 196. ff. vgl. IV, 110. 191.
Kleiſt, Fr. Alex. von, V, 486.

Kleist, Heinr. v., Dramatiker V, 613 f. Charakter. ebend. f. Novellist V, 634. Familie Schroffenstein V, 613. Penthesilea ebend. Käthchen von Heilbronn ebend. V, 602. Prinz v. Homburg ebend. Hermannsschlacht V, 615 f.
Klemm, Komödienschr. IV, 352. 354. 356.
Klener, Hartwig, geistlicher Dichter III, 271.
Kleodor, s. Kempe.
Klesch, Dan., geistl. Madrigald. III, 312. vgl. III, 276.
Klettenberg, Fräul. von, IV, 467 f.
Klingemann, historischer Dramatiker V, 630.
*Klingenberg, Heinr. v., I, 304.
Klinger, Fr. Max. v., IV, 538 ff. 525 ff. V, 102. 353. in Weimar IV, 495. Einfluß Schiller's auf ihn IV, 540. mit Wieland vgl. V, 3. sein Lieblingsschriftsteller Rousseau IV, 546. seine Auffassung der Faustsage V, 100.
Werke: Zwillinge IV, 538 f. das leidende Weib, die frohe Frau, IV, 539. Simson, Grisaldo ebend. Sturm und Drang ebend. Stilpo IV, 540. 525. Spieler IV, 525. 540. der Günstling IV, 540. Elfriede IV, 525. 540. Aristodemos IV, 541. Medea, Roderico, Damocles ebend. Otto IV, 533. 539. Romane IV, 577 ff. Bambino IV, 525. 541. Sahir IV, 542. Geschichte vom goldnen Hahn IV, 541 f. Geschichte eines Deutschen IV, 543. Gespräch eines Dichters und Weltmann's IV, 543 ff. Ueber das zu frühe Erwachen u. s. w. IV, 542.
Klinsor II, 31.
Klopstock, Fr. Gottlieb, Leben IV, 105 ff. charakterisirt IV, 106 ff. 136. 172 f. 174. Sprache IV, 110. 113 f. Freiheitssinn ebend. Vaterlandsliebe IV, 114 f. verschwindet allmählich seit Herder und Wieland V, 342. Verdienste um die deutsche Sprache IV, 110 f. um die Bildung Deutschl. IV, 289 f. sein Hexameter IV, 109. Anschluß an die Alten ebend. Neigung zur Musik IV, 117. Entwickelung seiner religiösen Richtung IV, 114. 119 ff. 166 f. Haß gegen die franz. Dichter IV, 110. 112. Vorliebe zu den Engländern ebend. Einfluß der Schweizer auf ihn IV, 141 f. Stimmung bei der franz. Revol. V, 349. Ansehn an den kleinern Höfen Deutschlands IV, 493. Wirken in späterer Zeit IV, 137. f. sein Umgang IV, 138 f. seine Schule V, 22 ff. und der göttinger Dichterbund ebend. Gegensatz zu Wieland IV, 269 ff.
Werke: biblische Stücke IV, 116. vgl. II, 333. Tod Adam's IV, 144. Salomo und David ebend. geistl. Lieder IV, 164. Lessing's u. Cramer's Urtheil darüber IV, 165 f. Messias IV, 115 f. 121 ff. 125 ff. mit Lavater's Messias vergl. IV, 160. mit Milton's Paradies IV, 130 f. Wichtigkeit desselb. in histor. Hinsicht IV, 131 ff. Oden IV, 108 f. 117. 120 f. unglücklich in Epigrammen IV, 121. Gelehrtenrepublik V, 26.
Klotz IV, 225. dessen Streit mit Lessing IV, 319 f. von Herder bekämpft IV, 419. 448.
Klug III, 6.
Knabe, der elende, unbekannter Dichter II, 200.
Knapp, Liederb. IV, 29. Gesangbuch III, 7.
Knaust, s. Chnaustinus.
Knebel V, 23.
Knigge, IV, 386. V, 184. 251. dessen Peter Claus, humor. Roman V, 156.
Knittel, Christian, Epigrammend. III, 252. Kurzgedichte III, 313.
Knobelauch, v., Freigeist, V, 244 f.
Knobloch V, 23.
Knoblochzer, Heinrich, deutsche Hymnen III, 13. 20.
*Knoll, Liederb. III, 29.
Knonau, Meyer von, s. Meyer.
Knorr von Rosenroth, geistlicher Dichter III, 341. vgl. III, 205. dessen chymisches Schauspiel III, 418. allegorisches Lustspiel von der Vermählung Christi III, 412.
Knust, s. Chnaustinus.
Koch, Schauspieler IV, 325. 329. 332. 358.
Koch in Braunschweig, dessen Briefe und Gedichte IV, 225.
Kochanowski, poln. Epigram. III, 305. übers. III, 204.
*Ködiz v. Salfeld I, 307.
Kohlhardt, Schauspieler IV, 329.
*Koler, Joh., Hausgesänge III, 29.
Komiker, altklass. übers. II, 345 f.
Komische, das, II, 335 f. komische und burleske Partieen in Mysterien II, 333 f. komische Personen, Scenen und Intermezzos im Schauspiel, s. Schauspiel.
Komödien, latein., übersetzt III, 79. Uebrigens s. Bauernkomödie. Intriguenlustspiel. Lustspiel.
Kongehl, Mich., (Prutenio), Opernd. III, 448. vgl. III, 252. IV, 45.

König, Joh. Ulrich v., Hofdichter III, 486 f. deſſen Verhältniß zu Beſſer III, 485 f. Opernd. III, 446. IV, 330.
Königsberg, geiſtliche Dichter daſ. im 16. Jahrh. III, 41. Dichter daſ. im 17. Jahrh. III, 248 f. ſ. auch: Friedrich d. Gr.
Königshofen, Jac. Twinger v., elſaſſ. Chronik II, 95.
*Konrad Kurzbold Gr. v. Niederlahngau, Lied von demſ. I, 95.
Konrad's v. Ammenhuſen Schachzabelbuch II, 136 ff.
Konrad's von Dangolsheim Reimkalender II, 237.
Konrad v. Fuſſesbrunnen öſterr. Dicht. I, 116.
*Konrad von Queinfurt, Oſterlied III, 12.
Konrad Harder v. Würzburg, Lobgedicht auf Maria II, 130. vgl. II, 177. 199.
*Konrad v. Heimesfurth, I, 116.
*Konrad, Meiſter, deſſen Jüngling II, 151 f.
Konrad's von Megenberg Buch d. Natur II, 241.
Konrad der Pfaffe Rolandslied I, 231.
*Konrad v. Scheiern, allegor. Spiel II, 325.
Konrad, Schenk von Landegge II, 13.
Konrad v. Winterſtetten, ſ. Winterſtetten.
Konrad von Würzburg, Charakteriſt. I, 469 ff. trojan. Krieg I, 472 ff. goldne Schmiede I, 498. deſſen kurze Erzählungen I, 469. Schwanritter I, 467. Partinopier u. Meliur, Engelhart u. Engeltrut I, 470. Legenden: Sylveſter, Crescentia, Pantaleon, Alexius I, 486. Klage der Kunſt I, 473.
Kopiſch, Balthaſer, ſchleſ. Dichter III, 245.
*Koppenſen, niederd. Lied aus dem Lüneburg. Erbfolgeſtr. II, 168.
Kormart, Ueberſ. III, 388. 420. 450.
Körner, Theod., V, 616.
Kortum, Karl Arn., Jobſiade V, 211.
*Koſchwitz III, 249.
Koſegarten, L. Theob., V, 582 f. vgl. 523.
Kosmopolitismus in Deutſchland V, 342 ff.
Köszeghi, ſ. Giſeke.
Kotzebue, Aug. v., V, 498 ff. ſittlicher Charakter V, 505. Nachahmer Anderer V, 501 ff. ſein Anſehn V, 502. vgl. mit Molière V, 503. Verhältniß zu Schiller, Göthe, Schlegel V, 505. Veränderlichkeit in polit. Anſichten V, 506 f. Verbindung mit Meißner und Merkel ebend. literar. politiſches Wirken ebend. Schauſpiele V, 629. vgl. V, 184. 531.
*Kraft v. Toggenburg I, 304.
Kramberg, Opernd. III, 446.
Kramer, ſ. Cramer.
Krantz, Gelegenheitsd. IV, 46.
Krauſe, Theod., (Crusius), III, 527.
Kretſchmann, K. Fr., IV, 99. deſſen Ringulph u. Göthe's Urtheil über demſ. IV, 206. 208.
Kreuzträger II, 240.
Kreuzzüge, deren Einfluß auf Poeſie I, 154 ff. Ueber die hiſtor. Behandlung derſ. 154 ff. poetiſch behandelt II, 160.
Kreyß, Joſafat v., (Filidor), III, 248.
Krieg, kein Hemmungsmittel der Cultur und Literatur III, 200.
Kriegslieder, ſ. Siegeslieder.
Kriniß, Gottfried, ſchleſiſcher Dichter III, 245.
Kritik, ſ. Polemik.
Krolewiz, Heinrich von, Vaterunſer I, 499 f.
*Krüger, Benj. Ephr., Trauerſpiele. IV, 336. 340.
Krüger, Joh. Chriſtian, Schauſpiel- u. Luſtſpiele. IV, 336.
Krüger, Kapellm., III, 450.
Kruſe, V, 622. 632.
Kudrun (Gudrun) Urſprung, Charakter I, 351 ff. 359 ff. vgl. 39. analyſirt I, 354 ff. mit d. Graalſage vgl. I, 352.
Kuefſtein, Graf von, Ueberſetzer III, 192. 385.
Kuh, Ephr., IV, 200. 341.
Kuhlmann III, 341 f. vgl. III, 205. ars magna poetica III, 468.
Kühnert IV, 70.
Kuhreihen II, 264.
Kunhart, ſ. Stoffel.
*Kunkels Evangelien III, 148.
Kurandor von Sittau, ſ. Kindermann.
Kunz von der Roſen, Hofnarr II, 343.
Kürenberger, der, I, 305.
Kurtz, Felix v, III, 452. IV, 351.
*Kurzgedichte = Epigramme III, 313.
Kyot ſ. Kiot.

L.

Lafontaine, franz. Fabeld. IV, 97.
Lafontaine, Aug., Muſäus' Schüler erſte Schriften V, 184. Romane V, 325. 522. 531.

Lahngegend, s. Maingegend.
Laiendoctrinal II, 155.
Lais, s. Leiche.
Lalenbuch od. d. Schildbürger II, 305 ff.
Lambeck, Humanist III, 271.
Lambert li Tors od. Cors, I, 217.
Lambrecht, kom. Epos IV, 103.
Lambrecht's Alexander I, 211 ff. charakt. I, 219.
Lambrecht's von Regensburg Tochter Syon II, 125 f.
Lamprecht, niedersächsischer Dichter, III, 515.
Landegge, s. Konrad.
Lang, David, Psalmenübers. III, 43.
Lang, Frau, Pegnitzschäferin III, 284.
Lange, Ernst, Liederd. IV, 27.
Lange, Gotthold, IV, 65. 182. horaz. Oden IV, 182. 192. Briefe IV, 226.
Lange, J., Liederd. IV, 28.
Längefeld, Schauspielb. IV, 533.
Langenmann, Adelheid, Leben II, 126.
Langenstein, s. Hugo.
Langobarden u. ihre Sagen I, 27 ff.
Lantsloot, niederl. Stück, II, 325.
Lanzelot, Sage I, 261 ff. u. versch. Bearbeitungen ders. in Prosa II, 220. s. Ulrich von Zazikoven.
Lappe, K., Lyriker V, 583. 616.
Laroche, Sophie, Romanschreiberin IV, 438. V, 171.
*Lasso Orl. di, Liedercomp. II, 285.
Latein, Gebrauch dess. in den Wissenschaften erschüttert III, 192 f.
Lateinische Poesie zur Zeit d. Ottone in Deutschland I, 94. im 16. Jahrh. III, 174 f. Lat. Liebeslieder I, 296.
Latinismen im Deutschen II, 226. III, 193.
Laudes IV, 351.
Lauf der Welt, Gedicht, II, 353.
Laufenberg, Heinrich von, Uebers. II, 238. Liederd. III, 14.
Laun, s. Schulze, F. A.
Lauremberg, Joh. W., Satiriker III, 314 ff. vgl. III, 253. mit Rachel vgl. III, 318. Schauspielb. III, 408. acerra philologica III, 73.
Lauremberg, Peter, latein. Dichter III, 253.
Laurin, s. Luarin.
*Lauterbach, C., Verf. einer Psalmenübers. III, 39.
Lavater, Joh. Kasp., IV, 157. Persönlichkeit IV, 488. Richtung und Charakteris. IV, 158 ff. V, 253 ff. 259 ff. vgl. V, 260 ff. IV, 139. 377. 379. 451. Leben V, 255 ff. Verhältniß zu H. Füßli IV, 531. physiognomische Studien V, 265 f. Reise nach Bremen und Kopenhagen V, 281. mit Lichtenberg vgl. V, 264. religiöse Grundsätze in der letzt. Zeit V, 278 f. setzt sich mit den Wunderthätern seiner Zeit in Verbindung V, 270 ff. Umgang mit Göthe IV, 488. Intoleranz V, 272 f. 277. Göthe's Urtheil über ihn V, 273. in den Xenien charakterisirt V, 415 verspottet V, 264. Aehnlichkeit seiner Grundsätze mit Wieland's Theorie vom höchsten Gut V, 279 f. Streit mit Nicolai V, 276. Verbindung mit Sailer ebend.

Werke: V, 257 ff. geheimes Tagebuch seiner selbst V, 260 ff. Aussichten in die Ewigkeit IV, 161. 376. Herzenserleichterungen V, 277 f. Rechenschaft an seine Freunde ebend. Handbibliothek für Freunde V, 278. Fragmente V, 267 f. Anfechtungen ders. ebend. vermischte Schriften V, 272. Nachdenken über mich ebend. vermischte Gedanken ebend. Pontius Pilatus ebend. Jesus Messias IV, 160. christl. Lieder IV, 159. vgl. III, 8. Schweizerlieder IV, 158. 199.

*Layamon I, 257.
Leander, s. Stolle.
Leben der Väter I, 493. Leben d. Heiligen, d. Maria, s. Heilige. Maria.
Lebensziweck V, 280.
Lebenwaldt, Adam v., dessen adagia selecta III, 306.
Leberreime III, 313.
Leckühner II, 382.
Lee, dessen Sophonisbe III, 434.
Legende I, 83. 166 ff. 480 ff. II, 92. im 15. u. 16. Jahrh. wieder hervorgesucht II, 236 ff. durch Herder erneut IV, 437.
Lehmann, Christoph, Sprichwörter III, 67.
Lehms, Satir. Romane III, 394. vgl. III, 283.
Lehmus, J. A., Liederd. IV, 170.
Lehranstalten, s. Erziehungsanstalten.
Lehrgedicht, s. Didaktische Poesie.
Leibnitz, dess. Ansicht von der deutschen Sprache III, 193. 196. projectirt eine Akademie d. deutschen Sprache III, 475. Herder's Vorbild IV, 442. mit dems. verglichen V, 294. Plan eines Epos Uranias IV, 121.
*Leiche (Lais) I, 83. 304.
Leipzig, Schauspielhaus das. III, 446. Wiege und Mittelpunkt des deutschen

Theaters IV, 331. 332. literar. Treiben daſ. in neueſter Zeit V, 522.
Leipziger acta eruditor. III, 473. Leipziger Dichter III, 266.
Leiſentritt, geiſtlich kathol. Dichter und Pſalmenüberſ. III, 43.
Leiſer, Polykarp, III, 43. 93.
Leiſewitz, J. A., unter den Göttingern V, 24. deſſ. Julius v. Tarent, Schauſp. IV, 538 f.
*Lemlin, Laur., Kapellmeiſter II, 284.
Lemnius, Simon, deſſen Monachopornomachia II, 406. deſſ. (Vogelgeſang Joh.) heimlich Geſpräch II, 406. latein. Epigramm. III, 305.
Lenau, Lyriker V, 522.
*Lendel luſtige Perſon im Schauſpiel III, 112.
Lenz, J. M. Reinhold, Charakteriſt. IV, 535 ff. vgl. IV, 341. 523. in Weimar IV, 495. Göthe's Anhänger u. Schüler IV, 470. 471. deſſen Stücke IV, 536.
*Leo, Bearb. d. liber de preliis I, 216.
Leo Jud, Pſalmenüberſ. III, 39.
*Leon, Schauſpield. III, 91.
*Leopold VI. u. VII. Herzog v. Oeſterr. Beförderer d. Dichtk. I, 307.
Lerche, Lieblingsthier der Lyriker des 17. Jahrh. III. 305.
*Lercheimer III, 137.
*Lerf, Casp. Pritſchmeiſter III, 144.
Lerſe IV, 470.
Leſage, deſſ. Schelmenromane III, 371. überſetzt, Gil Blas. beſ. III, 393. V, 158.
Leſch II, 176.
Leſſing, Gotth. Ephraim, IV, 290 ff. Lebensgeſch. IV, 293 ff. vgl. IV, 213. Charakteriſt. IV, 301. vgl. IV, 8 ff. 11. 273 f. Vorliebe für plaſtiſche Künſte IV, 301. Streben nach Wahrheit IV, 303. männlich antikes Weſen IV, 302 f. Feind der Regeltyrannei IV, 309. der Schulmacherei u. literar. Komplotte IV, 318. der Sektenmacherei IV, 374. Menſchenkenntniß IV, 291. vgl. IV, 265. wohlthätige Wirkungen ſeines unſteten Lebens IV, 304. polyhiſtoriſches Wiſſen u. Beleſenheit IV, 305. anſcheinender Widerſpruch in ſeinen Studien ebend. verſchiedenartige literariſche Arbeiten IV, 304 f. Leſſing's Spinozismus V, 287. Aeſthetiker und Kritiker IV, 313 f. 318. als ſolcher mit Herder vgl. IV, 390. 420 ff. V, 560. Dichter IV, 317 — deſſen Anſicht über Dichtkunſt IV, 322. über die Plaſtik ebend. Urtheil über die philoſ. Dichter und Dichterphiloſophen IV, 310 f. bekämpft die poet. Schilderungsſucht IV, 311. Urtheil üb. Klopſtock's Meſſias und Oden IV, 307. Beobachtung Wieland's IV, 312. Verhältniß zu Klopſtock und Wieland IV, 290 f. 301. Gegenſatz zu beiden in Beziehung auf Aeſthetik IV, 322. bekämpft die gew. Vergleichung der Malerei und Poeſie IV, 310. 322. Abfertigung Gottſcheb's und deſſen Anhangs IV, 308. vgl. IV. 345. Auftreten g. Breitinger, Bodmer u. A. IV, 308. vgl. IV, 49. Streit mit Klotz IV, 319 f. Feind der Sentimentalität IV, 300. der Naturenthuſiaſten IV, 301. — Anſicht vom Epos IV, 324. von der Fabel IV, 98. Unterſuchung über das Epigramm IV, 311. Leſſing als Epigrammat. IV, 312. vgl. III, 306. ſeine Proſa und ſein Stil IV, 316.

Leſſing wendet ſich zum Schauſpiel IV, 337 ff. bekämpft das franz. Schauſpiel und Gottſcheb IV, 345. 363 ff. vgl. 315. 337. 343. beſ. Voltaire IV, 365 f. und Corneille IV, 338. Angriffe auf Weiſe IV, 346. Reform des deutſchen Theaters IV, 351 ff. perſönlicher Einfl. auf Umbildung d. Schauſpielkunſt IV, 362. ſeine Regeln des Dramas IV, 367 f. empfiehlt das engliſche Schauſpiel IV, 365.

Leſſing als Theolog IV, 371 ff. religiöſe Grundſätze ebend. theolog. Streitigkeiten IV, 371 ff.

Werke: Gedicht von der Mehrheit der Welten IV, 35. Fabeltheorie IV, 312 ff. Uebeſetz. Diderot's IV, 347. — Dramen, Charakter. IV, 348. 360 f. 437. erſte Luſtſpiele IV, 337. Minna v. Barnhelm IV, 348. Wirkungen derſ. ebend. Emilie Galotti IV, 369. Nathan IV, 361. 370 ff. 375. Philotas IV, 341. 346. Miß Sara Sampſon IV, 338 ff. — Dramaturgie IV, 363 f. Entſtehung derſ. IV, 351. Einfluß derſ. auf die Geſtaltung des deutſchen Schauſpiels IV, 363 f. ins Franzöſ. überſ. ebend. Beiträge zur Hiſtorie des Theaters IV, 337. der Schauſpieler, Fragm. IV, 363. theatral. Bibliothek IV, 338. — antiquar. Briefe u. Abhandl. über den Tod der Alten IV, 320. Laokoon IV, 319 f. vgl. IV, 316. Einfl. deſſelben IV, 376. — (Mitarbeiter an den) Literaturbriefen IV, 214 f. 315. Abhandl.: Pope ein Metaphyſ. IV, 310. — theologiſche und philoſoph. Schriften IV, 372 f. Ueber die Erziehung des Menſchengeſchl. rührt von Leſſing her IV, 373. Fragmente V, 284 f. — Nachlaß V, 292.

Lettische Volkslieder übers. V, 577.
Leu, s. Peter Leu von Hall.
Leuchsenring IV, 485.
Leuschner III, 264.
*Liber de preliis I, 215 f.
*Liber vagatorum II, 361.
Lichnovsky, Gottschedianer IV, 328.
Lichtenberg, Georg Christoph, Humorist V, 160. Charakteristik. IV, 161 ff. vgl. IV, 288. religiöse und philos. Ansichten und Widersprüche V, 162 f. satirisches Talent V, 166. wissenschaftliche Bestrebungen V, 165. kleine satirische Aufsätze V, 167. Ansichten über Poesie V, 168. eifert gegen die Schreibseligkeit seiner Zeit V, 169 f. Freund d. Engländer ebend. seine Indolenz V, 166 f. Physiognom V, 165. vgl. IV, 362. Unterschied der Physiognomik u. Pathognomik V, 269 f. sieht Lavater's Physiognomik an ebend. mit Lavater verglichen V, 264. seine Erklärungen Hogarth's V, 166. Briefe aus England ebend.
Lichtenstein, s. Ulrich.
Lichtwer, Magn. Gottfried, Fabeld. IV, 97 f. vgl. 35.
Liebenau, s. Zesen.
Lieberkühn, Fabeld. IV, 99. Schauspield. IV, 339.
Liebeslied, volksthümliches II, 262. 271 ff.
Liebig, Melchior, geistlicher Dichter III, 207.
Lieder, älteste der Deutschen I, 23 ff. Siegeslieder I, 84. historische, auf die Schlachten von Sempach II, 165. 167. im Kloster v. Frauenbrunnen, bei Näfels II, 167. Volkslied. Uebr. s. Geistliche Dichtungen. Hauslied. Kirchenlied. Parodieen.
*Liederbücher II, 282 ff.
*Liedercomponisten II, 282 ff.
*Liederkränzchen II, 284.
Lilienberg, Matth. v., Mitglied des Palmenordens II, 192.
Limburger Chronik II, 95. 186.
Limburger, Frau, Pegnitzschäferin III, 284.
Limburger (Myrtillus), Pegnitzer III, 290. 299.
Lincoln, Robert v., III, 388.
Lindau, Romanschr. V, 522. Uebers. V, 571.
Lindenberg, Siegfried von, Roman, s. Müller, J. Gottw.
Lindenschmidt, Lied über denselben II, 256.
Lindner, Gottlieb, III, 501 f.
*Lindner, Mich., Katziporus u. Rastbüchlein II, 304.
Lindtner, Damian, Uebers. III, 82.
*Link, dess. Ritter Julianus, Schausp. III, 112.
Linowe, s. Heinrich.
Liscov, Chr. L., (aus Wittenberg im Mecklenb.), Satiriker, Leben IV, 53. 55 ff. vgl. IV, 15. Lebensende IV, 56. Charakter ebend. ff. Schreibart IV, 55. Werke ebend. Buch über die Unnöthigkeit guter Werke ebend. über Mag. Sievers IV, 57 f.
*Litanei Gedicht I, 119.
Literatur, altdeutsche, knüpft sich an den Sitz d. Kaiserthums II, 110. neuere deutsche verschieden nach Ländern und Confessionen IV, 19. neueste Deutschl. V, 658 ff. s. Weltliteratur.
Literarische Bedeutung eines Volks abhängig von der politischen V, 527.
Literaturbriefe, s. Nicolai.
Livländische Chronik II, 59.
*Lob Salomo's Gedicht des 11. Jahrh. I, 112.
Löben, Gr. v., Romant. V, 522.
Löber, Valentin, Epigrammat. und Uebers. des Owen III, 305. 307.
Lobwasser, Psalmenübersetzer III, 26. 40. 41 ff. dess. hymni patrum. Biblia, Uebers. latein. Dramen III, 42. dessen Psalmen ins Latein. übers. III, 45.
Localposse V, 487.
Locher, latein. Uebersetzer des Narrenschiffs II, 362.
Lochner, Friedrich, Pegnitzer III, 285. 298. Sing- u. Schauspield. III, 408. 414.
Löffelholz, geistl. Dichter III, 298.
Logau, Fr. v., Epigrammat., Charakt. III, 309. f. vgl. III, 305. 313. geistl. Epigramme III, 312. Gnomen III, 310. mit Wernicke vgl. III, 509 f.
Lohausen (Wilh. v. Kalchum, der Feste) Uebers. III, 191.
Lohengrin II, 44 ff. vgl. 31. 64.
Lohenstein, Dan. Kasper v., Charakteristik III, 433 ff. vgl. III, 391. neigt sich Balde u. den Italienern zu III, 224. seine Sprache III, 437 f. Einfluß auf Haller, Pyra u. A. III, 438. Bodmer's u. Breitinger's Urtheil üb. ihn III, 473. seine Ansicht über Poesie III, 465. Nachahmer Anton Ulrich's, Gryph's u. Hoffmannswaldau's III, 433. Urtheil über Gryph III, 421.

Werke: lyrische Gedichte (Blumen) III, 433. Trauerspiele: Ibrahim Bassa III, 434. Cleopatra III, 434. Sophonisbe ebend. Agrippina III, 435. Epicharis ebend. Ibrahim Sultan III, 436. Arminius, Roman, III, 390. vgl. 433. Hermann und Thusnelde, Roman, III, 384. 390 f.
Lokman, dessen Fabeln übers. III, 233.
Longobarden, s. Lango-barden.
Longus, gr. Romanschr. I, 461.
Loosbücher II, 243. III, 148.
Lope de Vega II, 332. mit Hans Sachs vgl. II, 414. dessen Einfluß auf das Schausp. III, 114. 369. verwirrter Hof übers. III, 442. dessen arte nueva etc. III, 455. dessen Gatomachie III, 63.
Lorebano's Dianea übers. v. Harsdörfer III, 290. von Verder III, 386.
Lorenz v. Lauterbach, III, 124.
Lorichius, Gerhard, von Hadamar, Latinist, III, 126.
*Lossius, Luc., latein. Kirchengesänge III, 44.
Lossius, Kinderschriftsteller V, 321.
Lother u. Maller, Roman II, 220. aus dem Latein. ins Wälsche und Deutsche übers. II, 206.
Lotichius, Jac., latein. u. deutscher Dichter III, 264.
Lotichius, Joh. Peter, III, 264. 283.
Lotter, Gottschedianer IV, 46.
Löwe in den Thiersagen I, 135.
Löwen, J. Fr., Theaterdichter IV, 358 f. vgl. IV, 204. moral. Lehrged. IV, 34. zärtliche Lieder IV, 200.
Löwenhalt, Elias Rompler Freiherr von, Reimgedichte III, 168 f. 242. Stifter der Tannengesellschaft III, 197.
Löwenstern, Matthäus Apelles von, geistl. Dichter III, 246. 346. und Musiker III, 253.
Luarin, II, 81 f.
*Lucan übers. III, 488.
Lucian III, 393. übers. II, 345.
Lucianische und plautinische Dialogen im 16. Jahrh. beliebt II, 401.
Lucidarius, s. Helbling.
*Lucretia, Schausp. III, 95.
Ludecus, Amalie (A. von Berg), V, 519.
Lüdemann, Lustspield. V, 628. Übers. V, 575.
Lüders, Albert, Evangeliend. III, 85.
*Luderus Herz. v. Braunschweig, heil. Barbara II, 121.
Ludovici, Schauspieler und Schauspielschr. III, 462.
Ludus scenicus de nativitate domini II, 326. l. paschalis de passione Christi II, 325. l. de nocte Paschae II, 327.
Ludwig, dess. deutsche Poesie III, 469.
*Ludwig der Deutsche I, 71.
Ludwig der Fromme I, 73.
Ludwig, Fürst von Anhalt, Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft. Verdienste III, 185 f. genannt der Nährende III, 186. Werke III, 190.
Ludwig, Landgraf v. Hessen, Psalmenübers. III, 326.
Ludwig, Landgraf von Thüringen, Gedicht II, 87.
Ludwig IV., die Minoriten an dessen Hof II, 110. 113.
Ludwig, Uebers. IV, 330.
Ludwigslied über die Normannen, I, 84 f.
Luis III, 515.
Lull III, 343.
Lund, Zacharias, Uebers. III, 256.
*Lupariusl, 136.
Lustspiel II, 334 f. Einführung des antiken Lustspiels II, 334 f. Lustsp. und Epos II, 335. im 17. Jahrh. 406 ff. rührendes V, 495. heutiges V, 504. 626 ff. gedeiht in Deutschland nicht V, 492. vergl. Bauernkomödie. Intriguenlustspiel. Komödie.
Luther, mit Hutten vergl. II, 391 mannigfach angegriffen und verhöhnt II, 406. vgl. Emser, Murner. Grundsätze der Liederb. u. seine Lieder III, 15 f. 21 ff. Compositionen III, 16. Uebersetzung latein. Hymnen III, 15. dessen Gesangbuch III, 22. Verdienst um die deutsche Sprache III, 18 f. vergl. III, 197. Einfluß auf die Poesie III, 19. und überhaupt auf die Literatur III, 17. Beschäftigung mit der Fabel III, 46 f.
*Luther's Bockspiel u. Klagred II, 406.
Lütkemann III, 255.
Lütold v. Regensburg II, 32.
Lykosthenes Pfellionoros, s. Spangenberg.
Lymberger, Uebersetzer des Terenz, III, 79.
Lyrik, ritterliche I, 325 ff. deutsche und griech. ebend. nach Opitz III, 240 ff. Verhältniß zum Drama und Epos IV, 119. vgl. V, 592. L. der neueren Zeit, Charakter V, 582 f. vergl. auch Lied. Geistliche Lieder. Kirchenlied. Minnesänger.

M.

*Mabincyon I, 188. 258.
Maccaroni, luſtige Perſon III, 111.
Macaroniſche Poeſie III, 64 f.
Machiavelli und Hutten vgl. II, 390.
Macropedius (eigentl. Langevelbt), geiſtl. Schauſpielſchr. III, 96.
Madrigal III, 311. geiſtl. III, 312.
Maerlant, Jacob v., Alexander I, 217. II, 54. deſſen Geſchichtsſpiegel II, 56 f.
Magdalene Sibylle, Landgräfin von Heſſen, Dicht. III, 283.
Magdeburg, Joh., Pſalmenüberſetzer III, 40.
Magdeburger Fehde, beſchrieben, ſ. Pfaffenfeind.
Magellone II, 221.
Mahlmann, Nachahmer Tieck's V, 601.
Mährchen, mileſiſche, ſybaritiſche I, 187. alt-britiſche (waliſiſche) I, 258 f. Gegenſtand der Poeſie in neuerer Zeit V, 598.
Mahu, Stephan, Componiſt, II, 282.
*Mai und Belaflor, Gedicht I, 464.
Maier, Helmprecht, Gedicht II, 149 f.
Maier, Jac., Schauſpield. IV, 534.
*Maier, Martin II, 174.
Main- und Lahngegend arm an Dicht. III, 203.
Major, Elias, Epigrammat. III, 305. 312. Opitzianer III, 244.
Major, Joh., deſſen synodus avium III, 58.
Malagis II, 62 ff. analyſ. II, 66 ff. niederl. II, 62.
Malerei, deutſche, Anfänge derſ. II, 319. Malerei und Dichtkunſt vergl. IV, 59. V, 58. mit einander bei den Pegnitzern verb. III, 291.
Maltitz, G. A. von, Luſtſpield. V, 628. deſſen Kohlhaas ebend.
Mandeville's (Monteville) Reiſen II, 213. vgl. II, 213.
Maneß, Heinrich und Rüdiger II, 18.
Mannheim, Theater daſ. V, 137. zu Ende des 18. Jahrh. V, 494 f. 496.
Mannlich, Eilgerus, Ueberſetzer des pastor fido III, 287.
Männling III, 478.
Manſo in den Xenien angegriffen V, 414.
*Manteuffel, Chr. v., Stifter der Geſellſchaft der Alethophilen IV, 43.
Manuel, Niclaus, Geſpräche und Faſtnachtſpiele II, 404 f. III, 102.
*Map, Walth., I, 261. 297.
*Marbodius I, 113.
Marco Polo's Reiſe II, 214.
*Margarete, Marter derſ., Legende I, 171.
Margrete, Herzogin von Lothringen, Ueberſetzerin ins Wälſche II, 206.
Maria, Jungfrau, deren Verehrung I, 117. 483 ff. Verehrung derſ. im 15. Jahrh. II, 240 f. 117 f. verſchwindet aus der Poeſie II, 379. Marien- und Heiligenleben I, 494 ff. Marienbichtungen I, 117 f. 171 f. 483 ff. 496 f. II, 131 f. 236. 240. Loblied auf M. I, 117. 170. Gedicht von Maria's Grüßen I, 499. Mariä Himmelfahrt I, 499. II, 328. Mariens Klage, Myſterium II, 327. Mariens Klage mit d. Propheten ebend. — Streit über die unbefleckte Empfängniß derſ. II, 241.
Marino, Giambattiſta, Poſtel's u. Klopſtock's Muſter III, 504. König's und Brockes' III, 512. Bethlehemiſcher Kindermord III, 516.
Marionettentheater III, 452.
Markolph, ſ. Salomon.
Marner, Konr., II, 17 vgl. 12. 14. 25.
Marnir, Philipp, III, 131.
Marot III, 141.
Marquart von Stein, II, 352.
Marſchalk, geiſtl. Liederd. III, 347.
Martial III, 305 f.
Martini, Luſtſpield. IV, 336. 339. — Profeſſor IV, 352.
Matheſius, Liederd. III, 31. Beförderer der Fabeld. III, 47.
*Mathilde v. England, Gem. Heinrichs d. Löwen, befördert d. Dichtk. I, 244.
Mathis von Kemnat II, 182.
Matthiſſon, Fr. v., V, 523. Elegiker V, 586.
*Matz, Bernd's Sohn III, 137.
Mauersberger III, 478.
*Mauren, geringer Einfluß derſ. auf die Dichtung d. Mittelalt. I, 156.
Mauricius, Georg, der Aeltere, Komödienſchr. III, 94. 100. Griſeldis III, 113.
Mauricius, Georg, der Jüngere, III, 101.
Mauricius, Theolog, III, 271.
Maurus, Rhabanus, I, 70.
Mauvillon, Jac., V, 8 ff. Freigeiſt V, 243 f.
*Maynhinkler, Schwänkeſamml. II, 305.
Maximilian, Kaiſer, deſſen Theuerdank II, 201 ff. u. Weißkunig II, 202. Gebetbuch II, 203. fürſtl. ſoldatiſche Sittenlehre an ihn II, 352.
Mayer, J. Fr., Theolog III, 271.

Mecklenburg, Zuſtand der Poeſie daſ. im 17. Jahrh. III, 252 f.
Megenberg, ſ. Konrad.
Megerle, Ulr., ſ. Abraham a St. Clara.
*Megiſer, Friſchlein's Schüler III, 84.
Meier, Georg Fr., IV, 65.
*Meier, Heinr., deſſ. Hauskapelle III, 28.
Meier, Joachim, III, 394. deſſen Lesbia u. a. Romane III, 392. Opernb. III, 444. Ueberſ. ebend.
Meier, Martin, Trimunitas II, 252.
Meier, Simon, III, 197.
Meiners V, 332.
Meinhard V, 8.
Meißner (d. ältere) II, 34. d. jüngere ſ. Heinrich v. Meißen.
Meißner, A. G., V, 20 f. deſſen Romane V, 325 f. 531 vgl. Kotzebue.
Meiſter, ſ. Sieben weiſen.
Meiſter, H. und J., IV, 50.
Meiſter, L., IV, 23. in den Xenien verſpottet V, 414.
Meiſter, Michael, Ueberſ. des Terenz III, 79.
Meiſtergeſang, Entſtehen, Verbreitung, Charakteriſtik und Unterſchied vom Minnegeſang II, 230 ff. vgl. II, 249. Einfluß d. Reformat. auf denſ. II, 249 f.
Meiſtergeſellſchaften II, 20.
Meiſterſänger, Künſteleien derſ. im Versbaue II, 45 f. u. deren Lieder nur für Geſang berechnet II, 245 f. Tabulaturen, ſ. dieſe.
Meiſterſchulen II, 232 f.
*Melander, Otto, jocoseria II, 302. III, 69. 70.
Meletaon, ſ. Roſt.
Meliſſus, ſ. Schede.
Meluſine II, 221.
Memorata, Anna, Dichterin III, 282.
Menantes, ſ. Hunold.
Mencke, Burchard, (Philander von der Linde), Dichter und Ueberſ. III, 472 ff. Fabeld. IV, 92. Stifter der deutſchen Geſellſch. III, 475.
*Mencke, Otto, III, 473.
Mendelsſohn, Moſes, IV, 217 ff. Streit mit Hamann V, 285 und Jacobi V, 287. deſſen Morgenſtunden V, 287. Jeruſalem V, 285. ſ. auch Nicolai.
Mendoza, dff. Schelmenromane III, 372.
Menius, Juſtus, Ueberſ. III, 81.
Mennel, Jacob, II, 382.
*Menſchwerdung Gottes II, 122.
Merck IV, 505 ff. vgl. IV, 495. 497. deſſen Einfluß auf Göthe IV, 472 f. Bruch mit dieſem IV, 495. Mitarbeiter an Wieland's Merkur IV, 506. Schriften IV, 507. Hans Sachſiſcher Styl IV, 484 f.
Merckel, ſ. Kotzebue.
Mereau V, 520.
Merigartol, 105. 108.
Merker II, 233. 248.
Merlin und Arthurſage I, 256 ff.
Merſwin, Rulman, II, 111.
Merz, Schauſpield. IV, 358.
Mesmer V, 271.
*Meſſerſchmidt, Georg Fr., (Griphangus Fabrus-Mirandus) Ueberſ. u. Verf. von des Eſels Adel u. der Sau Triumph III, 64. 190.
Meta IV, 138.
Metrum, ſ. Versmaß.
Metzger, Ambroſ., Pſalmenüberſetzer III, 43.
Meyer, deſſen Briefe IV, 226
Meyer, Fr. L. W., Schauſpieldichter V, 488.
Meyer, Joachim, ſ. Meier.
Meyer v. Knonau, Fabeld. IV, 94.
Meyfart, Proſodiker III, 231. Kirchenliederd. III, 343.
Meynier, Kinderſchriftſt. V, 321.
Michaelis, J. B., IV, 233 ff. vgl. 99 Anm. 226. 237. 344.
Michaelis, Theolog, IV, 173 f.
Michaud, Geſchichtsſchr. der Kreuzzüge, I, 155. 165 f.
Michele Angelo Buonarotti, deſſen Tancia II, 336.
Micrälius, Johann, deſſen Agathander, Schauſp. III, 409.
Milag, Martin, deſſen Jeſaias III, 327.
Miller, Johann Mart., Verf. des Siegwart V, 40 f. vgl. 25. 184.
*Milo, Dichter u. Philoſoph I, 80.
Miltitz, von, Romant. V, 522.
Milton IV, 133. III, 546. deſſen Paradies IV, 126. 129. Verhältniß zu Klopſtock's Meſſias IV, 130.
Minck, Stanislaus von Weinsheim ſ. Winkelmann, Joh. Juſtus.
Minne II, 218 f. Gedicht von d. M. II, 31. der Minne Orden u. Regel II, 199. Geſellen von der alten Minne II, 185.
Minneburg, Gedicht von der, II, 199.
Minnegeſang I, 283 ff. u. Frauendienſt im 13. Jahrh. II, 11 ff. vgl. II, 185 ff. 246 f. neuer allegor. II, 194 und Meiſtergeſ., Unterſchied II, 230 f. Uebergang ins Volkslied u. Vergleichung mit demſ. II, 262 ff. 314 f. mit der Poeſie der Schleſier vgl. III, 236 f.
Minnelehre, Gedicht von der, II, 196.

Minnelied im 14. und 15. Jahrh. II. 196 ff. S. Volkslied.
Minner, eines alten Minners Selbstbekenntnisse II, 198.
Minnesänger, s. Minnegesang.
Minoriten am Hofe Ludwig's IV., s. Ludwig IV.
Minstrels in England II, 255 f.
Mirifano, s. Terpo.
Mirnelle, s. Möller.
Misner, s. Meißner.
Mitternacht, Joh. Seb., Prosodik. III, 231. Liederb. III, 271. 334. Schauspielb. III, 456.
Mohrin, Geschichten der, II, 427.
Molière, dessen Komödien charakter. V, 503 f. prosa. Stücke übers. III, 450.
Moller, Alfred, Leberreimb. III, 313.
Möller, Gertrud, (Mirnelle) Pegnitzschäferin III, 284.
Möller, Schauspielb. V, 478.
Moltke IV, 140.
Monmouth, s. Gottfried.
Montano, s. Helwig.
*Montanus, Schauspielb. III, 95. Erzählungen ebend.
Montemayor III, 220. dessen Diana übers. III, 287.
Monteville's Reise, s. Mandeville.
*Montfort, Heinr. v., I, 314.
Montfort, s. Hugo. Wilhelm.
Montreux, dessen bergeries übersetzt III, 385.
Moralitäten der Engländer u. Franzosen II, 332. vgl. auch III, 97 ff.
Morata, Fulvia, Dichterin III, 282.
Morhof, Dan. Ge., Kritiker, Theoret. und Polemiker III, 467 ff. vgl. III, 231. 253. 257. 462 f. Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie III, 468. Gedichte III, 467. 472. Scheidung der Poesie III, 468.
Möringer, Lieder von ihm, II, 257.
Moritz, C. Ph., Selbstbiographie V, 157 f.
*Moritz, Landgr. v. Hessen (der Wohlgenannte), Mitgl. der fruchtbr. Ges., Verdienste u. Werke III, 191.
Morolf, s. Salomon.
Morßheim, Joh. v., Spiegel des Regiments II, 353. III, 57. 87.
Morungen, Heinr. von, I, 310.
*Morvan, bretagnische Sage I, 384.
*Mosellanus, Fr., III, 136.
*Moser, dessen Liederregister III, 6.
Moscherosch, Joh. Mich., Satiriker, persönl. Verhältnisse u. Charakter III, 357 f. schriftstell. Charakt. III, 359 ff. lehnt sich an Brandt III, 359. Angriffe auf den Adel III, 364. 368. 371.
Werke: Philander von Sittewaldt charakterisirt III, 360 ff. vgl. 290. ächte Stücke, Nachdrucke u. Fortsetzungen dess. III, 369 f. Epigramme III, 360 f. Vision von den Lastern dieser Welt III, 370. von seltsamen Gesichtern ebend. holländ. Sibylle III, 363. ratio status, Rentkammer, peinlicher Proceß ebend. Zauberbecher, Kaufhaus ebend. Satire vom Todtenheer III, 364. von der Hofschule III, 365. Hans hinüber, Gans herüber III, 366. Vision à la mode Kehraus III, 365. Turnier, Pflaster wider das Podagra III, 368. Kapitel vom Soldatenleben III, 369. 412. Christl. Vermächtniß III, 358. Ausg. v. Wimphelings u. a. Schriften III, 359.
*Moscherosch, Quirin, poet. Blumenparadies III, 292.
Mösel, Wolfg., Psalmenübers. III, 39.
Mosen, dessen Rienzi V, 631.
Moser, Liederregister III, 6.
Moser, Fr. K. v., IV, 172 f. Charakterist. IV, 174 ff. persönl. Charakter IV, 175. Fabeln IV, 99. 174. Daniel IV, 145.
Moser, J. J. v., IV, 170. vgl. IV, 28.
*Moser, Ludw., Uebers. II, 237.
Möser, Justus, IV, 508 ff. dessen Harlekin IV, 346. vgl. III, 452.
*Moses' Bücher. Ged. aus d. 11. und 12. Jahrh. I, 112.
*Mostain-Matthia, Damon und Lisille III, 386.
Mouskes, Philipp, Reimchronik II, 57.
Müchler, Theaterd. V, 497.
Müglin, s. Heinrich.
Muhl III, 257.
Mühlpfort, Heinr., Lyriker III, 438. vgl. III, 477.
Müldener (Geander), IV, 46. 96.
Müller, Adam, dessen ästhet. Vorlesungen V, 537. vgl. V, 521. 553. 565. 599.
Müller, Ernst, hess. Dichter III, 203. Schauspielb. III, 409. dessen hohes Lied III, 327.
Müller, Fr. Aug., aus Wien V, 20.
Müller, Friedrich, Maler und Dichter IV, 534. seine Auffassung der Faustsage V, 100.
Müller, Heinr., Kirchenlieddichter III, 299. 514.
Müller, Joh. v., V, 334 f. 621.
Müller, J. Gottw., Romanschr. V, 184. Gedichte ebend. Siegfried von

Lindenberg V, 185 f. 155. Papiere des braunen Mannes V, 185.
Müller, Joh. Samuel, III, 515.
Müller, K., (aus Näfels), Schauſpieldichter IV, 533.
Müller, Meth., V, 522.
Müller, Mich., Pſalmenüberſ. III, 326.
Müller, Schauſpieler, Nachrichten u. Anzeigen vom Wiener Theater IV, 353. Komödienſchr. IV, 356.
Müller, W., Ueberſ. V, 577.
Müllner, Ad., Dramat. V, 595. 624. deſſen Schuld ſchließt ſich an Schiller's Braut von Meſſina an V, 514.
Münchhauſen, Karl v., V, 612.
*Murner, Johannes, II, 381.
Murner, Thomas, Charakteriſtik II, 372. Nachahmer Brandt's und Vergleich Beider II, 373. vgl. 361. von Zeitgenoſſen und Späteren verhöhnt II, 373 f. Streit mit Stiefel II, 379. Schmähſchrift gegen die Reformatoren ebend. deſſ. Narrenbeſchwörung II, 375 ff. Schelmenzunft ebend. II, 424 f. überſetzt II, 374. Badefahrt II, 378. Gauchmat II, 378 f. Mühle von Schwündelheim oder Gret Müllerin Jahreszeit II, 378. Lied über Luther's Ehe II, 380.
*Murer, Joſ. u. Chriſtoph, Schauſpieldichter III, 102.
Muſäus, J. K., IV, 386. deſſ. Gärtnermädchen IV, 344. Grandiſon V, 182 f. phyſiognomiſche Reiſen V, 183. Volksmährchen ebend.
Muscatblut, Liederd. II, 190 ff.
Muſchler, Ueberſ. II, 346.
Muſenalmanach, Göttinger V, 22 f.
Muſik, Vorläuferin der Poeſie II, 249. vgl. Volksmuſik. Verbindung derſ. mit der Poeſie III, 285 f. im Schauſpiel III, 106 f.
Muspilli I, 71. 77.
Mylius, Chriſtlieb, IV, 69. 70. 294. 337. 340. vgl. III, 472. deſſ. Schäferinſel IV, 336.
Mylius, G., III, 249.
*Myllius, Martin, passio Christi III, 15.
Myrtillus, (Martin Limburger) III, 290.
Myſterien II, 21 ff. proteſtantiſche Nachahmungen derſ. III, 101 ff.
Myſtiſche Theologie im 13. und 14. Jahrh. II, 110 ff. 116 ff. myſtiſche Auslegungen, Entſtehung II, 140. Vgl. Katholicismus.

N.

Nachtigal, Rector, IV, 245.
Nachtigall, Lieblingsthier der Minneſänger III, 305.
*Nachtigall, O., deſſen Schwänke II, 302.
Nagel, Schauſpield. IV, 533.
Nährende, der, ſ. Ludwig v. Anhalt.
Naive Poeſie IV, 14. 15.
*Nakhſchebi's Tutiname II, 142.
Naogeorg, Thomas, (Neogeorg, Kirchbauer, Kirchmeyer, Neubauer), latein. Stücke III, 80 ff. deſſen Pammachius, latein. Schauſpiel III, 80. incendia III, 81. Kaufmann ebend. Haman u. Eſther III, 81. päpſtliches Reich, überſ. III, 49. andere Stücke ebend. Ueberſetzungen ebend.
*Narhamer, Schauſpield. III, 96.
Narr, im Schauſpiel III, 106. 109 f. Hof- und Volksnarren II, 300 ff. III, 110. 373 f.
Narrenbeſchwörung, ſ. Murner.
Narrenſchiff II, 351 ff.
Naß, (Naſus) Joh., Franziskaner, Polemiker III, 133.
Nauck, Fr., Lyriker V, 616.
Naumann IV, 294. deſſen Nimrod IV, 147.
Nauwach III, 216.
Neander, Chr. Fr., Liederd. IV, 164.
Neander, Joach., Liederd. IV, 27 f.
Negelein, Adam (Celadon), Pegnitzſchäfer III, 285. 299. 337. Singſpieldichter III, 414.
Negelein, Frau, Pegnitzſchäferin III, 284.
Negelein, Joachim, Pegnitzſchäfer und geiſtl. Dichter III, 299.
Neidhart Fuchs, wunderbare Gedichte und Hiſtorien von demſelben II, 290 f. Neidhartſpiel II, 340 f.
Neifen, Gottfr. v., I, 311.
Nennius I, 250.
Neobulus, ſ. Hulbrich.
Neogeorg, ſ. Naogeorg.
Neſſel, Martin, III, 253.
Neſtroy, Luſtſpield. V, 625.
Neubauer, ſ. Naogeorg.
Neuber, Schauſpiel. IV, 67 f. 329. 336. 358. Truppe derſ. III, 451. IV, 46. 331.
*Neuberger III, 262.
*Neuenburg, Rud. Gr. v. Minneſinger I, 309.
Neuenſtadt, ſ. Heinrich.
Neugebauer IV, 42.
Neugriechiſches Volkslied, übſ. V, 577.

Neukirch, Benjamin, Leben, Schicksale, Charakteriſt. III, 479 f. 490. erſter Kunſtkritiker III, 492. Satiren III, 490 ff. 500. deſſen geiſtl. Oden III, 492. Epiſteln III, 490. Hoffmannswaldau'ſche Gedichte III, 474. 479. eigene Gedichte ebend. Ueberſ. des Telemach in Verſen III, 479.
Neukranz Pſalmend. III, 253. 325.
Neumann III, 478.
Neumark, Georg, (der Sproſſende) III, 187. Charakt. und Werke III, 268 ff. Puriſt III, 194. Proſodiker III, 231. geiſtl. Lieder III, 348. theatral. Aufzüge und Geſprächſpiele III, 440. Schauſpielb. III, 408.
Neumeiſter, Erdm., geiſtl. Dichter u. Theoretiker III, 471. deſſen Diſſertation über die Dichter d. Jahrh. ebend. allerneueſte Art zur reinen und gal. Poeſie zu gelangen ebend. Cantatendicht. III, 450. IV, 27.
Neunachbar III, 248.
Nibelungenlied I, 334 ff. Zeit der Sammlung und ältere Geſtalt deſſelben I, 338 ff. Grundlage und Entſtehung deſſelben I, 35 ff. Sage deſſ. auf latein. I, 96. Charakter. und Vergleichung mit Homer u. gleichzeitigen ritterlichen Epen I, 342 ff. vgl. I, 97 ff. ob in Schulen zu leſen I, 349 f. ins Niederländ. überſ. II, 55. — Nibelungen Klage I, 338 ff.
*Nichthonius, Peter, Schauſpielb. III, 113.
Niclas von Dünkelspühl II, 237.
Niclas von Stadlar II, 89.
Niclas von Wyle, ſ. Wyle.
*Nicodemi Evangelium I, 500.
Nicolai, Friedrich Chrph., IV, 212 f. 386. Theaterkritiker IV, 361. in den Xenien angegriffen V, 414. ſein Streit mit Lavater V, 269. 276. Reiſe durch Deutſchland V, 273 f. verfeindet ſich mit der ganzen Schriftſtellerwelt V, 322 f. Bibliothek d. ſchönen Wiſſenſchaften IV, 213 ff. 339. deren Einfluß V, 238. ſeine u. Mendelsſohn's Literaturbriefe IV, 214 f. 345. 346. — Sebaldus Nothanker IV, 516. V, 158. 240 f. Geſchichte eines dicken Mannes V, 322. Sempronius Gundibert ebend. Schrift über die Tempelherren V, 275. Vgl. Göthe.
Nicolai, Phil., Liederd. III, 37 f. mit Opitz vgl. III, 209.
Nicolaus Decius, Liederd. III, 28.
Nicolaus im Grunde II, 250. deſſen Schwänke II, 301.
Nicolaus von Jeroſchin, Chronik des deutſchen Ordens II, 60.
Nicolaus v. Lyra II, 237.
Nicolaus, Theolog, II, 111.
Nicolay, Heinr. von, V, 18 f. Fabeld. IV, 99.
Niebuhr IV, 38. V, 57. 334.
Niederdeutſch in hochdeutſch. Schriften I, 277 ff.
Niederlande in früher Zeit I, 39. und Oeſterreich, Ritterdichtung daſelbſt II, 290 ff. Muſik daſelbſt im 15. Jahrh. II, 249. ſ. Schweiz. — Niederl. und Schweiz im 18. Jahrh. IV, 21 ff.
Niederländiſche Sprache, Einfl. derſelben auf die deutſche III, 182. Poeſie, Eingang derſelben in Deutſchland II, 61. Einfluß derſ. auf die deutſche III, 182 f. Schauſpiel III, 420. Ueberſetzungen deutſcher u. franzöſ. Dicht. ins Niederl. II, 54 f. Siehe auch Holländiſch.
Niederrhein, Poeſie daſelbſt im 17. Jahrh. III, 242.
Niederſächſiſche Dichter III, 502 ff.
Niemeyer IV, 144.
Niſen, ſ. Neiſen.
*Nigrinus, Georg, III, 133. von Bruder J. Naſen und Affenſpiel III, 56.
Nithart I, 317 ff. vgl. II, 31. 291.
Norddeutſchland, Volkscharakt. daſ. in Vergl. mit Süddeutſchland V, 57 f. literariſcher Zuſtand in neueſter Zeit V, 522.
Nordiſcher Aufſeher IV, 167 f.
Nordiſche (ſkandinaviſche) Poeſie, verſchieden von der deutſchen, I, 28 ff. Literatur V, 575. Nordiſcher Urgeſang IV, 112.
Normannen, Siegeslied über dieſelben, ſ. Ludwigslied.
Notker (III. Labeo) I, 83. 104.
Novalis (Fr. v. Hardenberg), V, 535 ff. 542. 529. 530. 532.
Novelle, deren Verhältniß zum Roman V, 634 f.
Novellenſammlungen des Mittelalters, deren Entſtehung II, 138 ff.
Nürnberg, Wohlſtand, Leben und Kulturzuſtand im 15. Jahrh. II, 260. im 16. Jahrh. II, 412. Muſik daſelbſt II, 286. Poeſie daſelbſt im 17. Jahrh. III, 281 ff. Wiege des deutſchen Luſtſpiels II, 341. 412. III, 113 ff. 404. Nürnberger poet. Geſellſchaft, ſ. Pegnitzorden.
Nüßler, Opitz., III, 235. 244.
*Nutzbare, ſ. Hübner.

Nyder, Joh., deſſen Formicarius II, 139.
Nydhardt, Hans, Ueberſ. des Terenz, II, 345. III, 78.

O.

Oberg, ſ. Eilhardt.
Oberlin, Pfarrer, über Lenz IV, 536.
Oberrhein, Poeſie daſ. im 17. Jahrh. III, 242.
Obrecht, Muſiker II, 249.
*Obſopeus III, 126.
*Ochini, Bernhard. v. Siena, Apologe III, 69.
Ockenheim, Muſiker II, 249.
Octavian, Kaiſer, Volksbuch II, 221.
Ode IV, 117 f.
Odo, latein. Gedicht über Herzog Ernſt I, 196.
Odyſſee, ſ. Homer.
Ofterdingen, ſ. Heinrich.
Ogier, der, II, 70. im 16. Jahrh. wieder gedruckt II, 228.
Oehlenſchläger, Ad., V, 606 f. vgl. 523. 524.
Olde IV, 71.
Olearius, Adam, Reiſebeſchreiber, Dichter und Ueberſetzer III, 233 f. vgl. 52. Sammler von Flemming's Gedicht. III, 234. Epigrammatiker III, 307.
Olearius, Joh. Gottfried, Madrigaldichter III, 312. Liederdichter III, 271. Geſangbüchlein III, 22. vgl. III, 6.
Olearius, Joh., Liederd. III, 271.
Olearius, Paul, deſſen Gedicht de fide concubinarum in sacerdotes II, 381.
Oler, Ludwig, Pſalmenüberſ. III, 39.
Olivier und Arthus, Roman II, 219.
Olorinus, ſ. Sommer.
*Oltz, Andr., Pſalmenſummarien III, 43.
Omeis, Frau, Pegnitzſchäferin III, 284.
Omeis, M. Daniel, Pegnitzer III, 299 f. vgl. III, 283. 298. 43. Graf Altenburg III, 431. deſſ. Poeſie III, 491 f.
Omich, Franz, deſſ. Damon III, 93. 109.
Oorlog van Grimbergen II, 57.
Oper, Urſprung derſ. III, 225. im 17. Jahrh. III, 405. Stoff III, 447. Streit über die Zuläſſigkeit derſelben III, 447 f. im 16. u. 17. Jahrh. III, 443 ff. verdrängt durch das Oratorium III, 450. im 18. Jahrh. IV, 344. vgl. III, 450. verſchwindet im 18. Jahrh. IV, 329. Hauptſitz derſ. in Nürnberg, Ausſtaffirung derſelben III, 447 f. Sitz derſelben in Hamburg III, 446. vgl. 403. italien. und franzöſ. in Deutſchland am Ende des 18. Jahrh. IV, 507. und Idylle, Verhältniß IV, 17. von Gottſched bekämpft, ſ. Gottſched. komiſche III, 447. italien. in Dresden III, 442.
*Opernhäuſer III, 446.
Opitz von Boberfeld, Martin, III, 202 ff. Leben III, 215 ff. diplomat. Talent III, 217. Anſehn III, 218. Angriffe auf ſein Anſehn nach ſeinem Tode III, 210. Verdienſte III, 211 f. Freundſchaft mit Buchner III, 216. — Charakter ſein. Poeſie III, 212 f. 222. 224 ff. vgl. 304. im Verhältniß zu Schleſiens Landesart III, 248. bringt die weltl. Dichtung wieder zu Anſehn III, 211 ff. befördert den deutſchen Charakter III, 214 f. begründet d. deutſche Ueberſetzungskunſt III, 222. Mangel an Originalität III, 220. verändert den Charakter der Poeſie und verbannt die Muſik aus derſelb. III, 222 ff. ſeine Sprachänderungen III, 216 ff. Schreibart und Verskunſt III, 208 f. proſodiſches Geſetz von dem Maß der Sylben nach Accent und Ton III, 227. Studium und Benutzung der Alten in d. Poeſie III, 307. Anſicht von Plato III, 213. ahmt ausländiſche Gedichte und Dichtungsarten nach III, 218. in Oppoſition mit den Elſaſſern und Weckherlin III, 167 ff. und mit den Gelegenheitspoeten ſeiner Zeit III, 214 f. Einwirk. auf das Drama III, 407 ff. auf Liederdicht. III, 334. mit Gryphius verglichen III, 350. mit Flemming III, 233. mit Ronſard III, 181. Nachahmer von Heinſius III, 210. u. Grotius III, 209. Feind von Meliſſus III, 167. deſſen Dichterſchule III, 244 ff.

Werke: Ueberſetzungen v. Heinſius', Grotius' u. Barclay's Werken III, 216. 222. vgl. 220. von Becanus' manuale III, 216. dramat. Stücke III, 222. 407. Bearbeit. italien. Stücke u. Ueberſ. von Seneca's Trojanerinnen u. Sophokles' Antigone III, 222. v. Rinuccini's Daphne III, 407. d. Argenis Barclay's III, 385. Bearbeiter horaziſcher Oden III, 222. Theorie der neuen Poeterei III, 226 ff. Ariſtarch III, 214. Werk über Daciens Alterthümer III, 216. Gedichte III, 180. geiſtl. Poeſien, Pſalm. III, 208. Epiſteln III, 209. hohes Lied ebend. Jeremias, Jonas alexandrin. Hymnen III, 209. Heinſius' Lobgeſang auf Chriſt. III, 210. vgl. 334. Zlatna III, 222. Salomoniſche Lieder 223. weltl. Gedichte III, 210 f. Liebeslieder III, 219. lyriſche Gedichte und Schäferpoeſien III, 219 f. Schäferei von der Nymphe Hercynia III, 220 f.

vgl. 287. Veſuv und Vielgut III, 221. Einfluß auf d. Schäferdichtung der Pegnitzer III, 287 f. 387. Epigramme III, 307. Poetik III, 227.
Opitzianer III, 244 ff.
Oratorium III, 450.
*Orendel, Gedicht I, 207 f.
Orientaliſche Literatur, Ueberſ. aus derſ. in neuerer Zeit V, 576.
*Orlandi, Ludw., Opernd. III, 448.
Ortenſtein, Hans, II, 169.
Ortlob, Karl, ſchleſiſcher Dichter III, 245.
Ortnit (Otmit) II, 78 f. vgl. I, 106.
Oſiander's und Hans Sachs' Schrift gegen das Papſtthum II, 412.
Oſſian, deſſen Einfluß auf die deutſche Dichtung IV, 112. 204 f. 209. Ueberſ. V, 575.
*Oſten, geiſtliche u. weltl. Gedichte III, 463.
Oſterſpiele II, 326 f. Oſterſpiel von Beſuchung des Grabes und der Auferſtehung II, 328.
Oſtgothen, Lieder derſ. I, 25.
Oeſterreich, geiſtl. Dicht. daſ. I, 103 ff. Ritterpoeſie I, 307. Zuſtand der Poeſie daſ. im 13. und 14. Jahrh. II, 149 ff. im 17. Jahrh. III, 243 ff. Land der Schwänke II, 290. S. Niederlande.
St. Oswald's Leben I, 205 f.
Oswald von Wolkenſtein II, 187 ff.
Otfried I, 73. 77 ff.
Otnit, ſ. Ortnit.
*Otte Ueberſ. I, 485.
Otternwolf, von, Schauſpieldichter IV, 355.
*Otto, Biſchof, Verf. des Barlaam u. Joſaphat I, 170.
Otto IV. von Brandenburg II, 11.
Otto v. Diemeringen, Ueberſ. II, 213.
Otto der Fröhliche, Herzog v. Oeſterreich II, 290.
Otto von Paſſau II, 237.
Otto der Rothe, Gedicht I, 95.
Otto I., deſſen Ungarnkriege in e. latein. Gedicht beſungen I, 94. Schilderung der Zeit unter den Ottonen in Bezug auf Literatur I, 86 ff. 97 ff.
Ottokar's von Hornek oder Steiermark Chroniken II, 58 f.
Overbeck, Lyriker V, 523.
Owen III, 305. 307.

P.

Päan der Griechen I, 31.
Pädagogen aus Baſedow's Schule V, 315.
Pädagogik, ſ. Erziehungsweſen.
Paläſtrina III, 20.
Pallavicini's Simſon überſ. III, 388.
Palmorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.
Pamphil Gengenbach, ſ. Gengenbach.
Panſter, ſ. Jahn.
*Pantaleon, Legende I, 486.
Pantke, Gelegenheitsd. IV, 46.
*Pape, Ambr., Schauſpield. III, 92.
Pappus, Joh., Liederd. III, 30.
Parabel III, 294 ff. IV, 91. erſte Spur davon III, 225.
Paracelſus III, 224.
Paraſiten II, 311 f.
Parthenopeus v. Blois I, 470. II, 90.
Parzivalſage I, 383 f. übr. ſ. Wolfram von Eſchenbach. Erweitert und ergänzt II, 53.
Pasquill, III, 395. Pasquille, Pamphlete, Flugſchriften gegen Rom und den Klerus im 16. Jahrh. II, 402 ff.
*Pasquillus, ein Geſpräch II, 407.
*Pasquinus, der verzückte II, 407.
Paſſional I, 493 f. proſaiſche II, 238.
Paſſionsaufführungen III, 101. IV, 327 f.
Paſſionsſpiele II, 321 ff. III, 101 f.
Paſſow (Franz) V, 567.
Pathognomik V, 269.
Patriarchaden IV, 151. 159.
Patriot, Zeitſchrift III, 515.
Patriotiſche (früher Deutſchübende) Geſellſchaft III, 514.
Pauersbach, v., Schauſpield. IV, 355.
Paul, Warnefried's Sohn, I, 27 f.
Paul, Karl, deſſen Schauſpielertruppe III, 451.
Pauli's Schimpf und Ernſt II, 302 ff. Auszüge aus Geiler's Predigten ebend. vgl. II, 419.
*Paulus' Bekehrung, Gedicht I, 120.
Paviaſchlacht, beſungen II, 408.
Paullini, C. F., Entwurf zum belorbeerten Taubenorden III, 474.
Pecke III, 264.
Pegnitzorden (oder gekrönter Blumenorden III, 286.) III, 281 ff. Stiftung III, 295. Tendenz ebend. f. Einrichtung III, 285 f. — Pegnitzer, Art der Dicht. III, 286 ff. Spielereien i. Versbau ebend.

Oppoſition gegen Opitz III, 294. muſikaliſche Spielereien derſelben III, 414. Verdienſt um Drama III, 403. Beförderer der Proſa, beſonders der Romanliteratur III, 382. der geiſtl. Dichtung III, 285. Schäfernamen derſ., Veranlaſſung III, 385. Aehnlichkeit derſ. mit Brockes III, 517 f.
Pegnitzſchäferinnen III, 284.
Pelzel, Komödienſchr. IV, 356.
*Peredur, waliſiſches Mährchen I, 384.
Peri, Componiſt III, 444.
Pernauer, Ferdinand Ad., Pegnitzer (Daphnis) Romanüberſetzer III, 381. 386.
Pertrand III, 482.
Peſtalozzi, F. H., V, 315 f. deſſen Lienhard u. Gertrud V, 321. Chriſtoph und Elſe V, 321 f.
Peter von Dresden III, 14.
Peter von Duisburg II, 60.
Peter Leu v. Hall, Volksbuch II, 372.
Peter Tritonius II, 421.
Petermann, Tobias, III, 261. 262. Liederd. III, 271. Ueberſ. III, 345. Fabeld. IV, 99.
Peterſen, Joh. Eleonore, Dichterin III, 284.
Peterſen, deſſ. Uranias IV, 121.
Peterſen, Theodor, ſ. Zeſen.
Petrarca II, 132 f. überſ. II, 223. Charakter., und deſſen Verdienſte um die Poeſie III, 173 f. nachgeahmt in Deutſchland V, 11.
Petri Sprichwörterſammler III, 67.
Petrus Alphonſi, I, 188. II, 139. 145. 294.
Peucer, Kaspar III, 185.
Peuker, Nicol., Opitzianer, III, 252. vgl. 245.
Perenfelder III, 197.
Pfaffenfeind von Aſchersleben, deſſen Gedicht über die Magdeburger Fehde II, 166.
*Pfaffenleben, Gedicht I, 120.
Pfalzgrafen III, 197.
Pfeffel, Gottlieb Konr., IV, 99. vgl. IV, 95. 98. 240.
Pfeffer, Paul, poetiſche Erquickungsſtunden III, 466.
Pfeil, Fabeld. IV, 99. Schauſpieldicht. IV, 339.
Pfeilſchmidt, ein Buchbinder und Schauſpieler III, 103.
Pfinzig, Melchior, II, 202.
Pfiſter, Hans, Schauſpieldirig. III, 103.
Phantaſie, Haupterforderniß zum Dichten IV, 462.
Philalethes Parrhaſiaſtes, ſ. Anhorn.
Philander a. d. Linde, ſ. Mencke.
Philander v. Sittewald, ſ. Moſcherosch.
*Philibert, d. Heil., Legende v. I, 175.
Philipp, Bruder, poet. Biographie der Jungfrau Maria I, 496. II, 236.
Philipp, Landgraf v. Heſſen, Liederd. III, 24.
Philipp von Elſaß, Graf von Flandern, Beförderer der Dichtk. I, 244 f.
Philippi IV, 57.
Philologie in den Schulen V, 318 f. Vgl. auch Alterthum. Klaſſiſch.
Phyſiognomik IV, 380. V, 265 ff.
Picander, ſ. Henrici.
Picariſche Romane III, 372 ff.
Pickelhäring, luſtige Perſon im Schauſpiel III, 111.
*Pierre d'Auvergne I, 277.
*Pierre von Blois I, 296.
Pierre Cardinal I, 293.
Pierres de St. Cloot I, 142.
Pietismus u. Freigeiſterei gegen Ende des 18. Jahrh. V, 244 ff. Pietiſten im 18. Jahrh. IV, 26.
Pietſch, Joh. Val., Hofpoet III, 489. IV, 45. 66.
Pilatus, Legende I, 172 f.
Pilgrin von Paſſau I, 96. 108.
Pirkheimer, Bilibald, II, 392. deſſen Lobrede auf das Podagra III, 151.
Pitſchel, Ueberſ. IV, 330.
Planck, deſſen Geſch. des prot. Lehrbegriffs V, 334.
Plaſtik, Beſtimmung derſ. IV, 322. ſ. auch: Schauſpiel.
Platen-Hallermünde, Graf von, V, 523. 649. Satir. V, 601. Luſtſpield. V, 628. vgl. III, 493.
Plato, deſſen Phädo überſ. III, 430. für einen Dichter gehalten III, 213.
Plautus, ſ. Terenz. überſ. II, 345. III, 79. deſſen Einfluß auf das deutſche Schauſpiel III, 77. Plautin. Dialog, ſ. Lucianiſcher.
Pleier I, 457.
Pleningen, ſ. Dietrich.
Plimplamplasko, Satire V, 167.
Plümicke, Theaterdichter V, 497.
Plutarch, deſſen Apophthegmata überſ. III, 71.
Poeſie, Spuren der älteſten in Deutſchland I, 17 ff. deutſche u. altnordiſche I, 17 ff. 25 ff. und arabiſche I, 29 f. und älteſte der Griechen I, 31 ff. chriſtliche, ſ. Chriſtliche. geiſtliche, ſ.

Geistliche, höfische, Verfall derselb. im 13. Jahrh. II, 7. 8 ff. im 13. Jahrh. Sitz ders. am Rhein II, 18. im 15. und 16. Jahrh. II, 382. neuere Charakt. ders. II, 251. weltliche verachtet im 17. Jahrh. III, 212. Poesie des Verstandes u. der Empfindung III, 223. — Scheidung ders. in epische, dramatische, lyrische III, 468. nicht Lebensberuf, allgemeine Ansicht des 17. Jahrh. III, 465. wahre V, 591. Religion V, 539 ff. und Wissenschaft, deren Verhältniß im 19. Jahrh. V, 554 ff. orientalisirende in neuer Zeit V, 557. deutsche in Ländern außerhalb Deutschlands in neuester Zeit V, 523. Vgl. auch Malerei.
Poetiken III, 180 f. erste Versuche ders. von den Meistersängern II, 251. Masse ders. im 17. Jahrh. III, 230.
Poggio, übers. II, 223. 226.
Pohle, Christoph, schlesischer Dichter III, 245.
Poiret IV, 26.
Poitou, s. Wilhelm.
Polemik der Wolfram'schen Schule, s. Wolframsche Schule. Polemik, Kritik, Theorie im 17. Jahrh. III, 462 ff.
Poleus, Zacharias, Trauerspieldichter III, 78.
Politik, Umbildung ders. in neuerer Zeit V, 313 ff.
Polo, s. Marco.
Polus, Timotheus, III, 233.
Polyander, s. Gramann.
Pona, Francesco, dess. Ormund übers. III, 386.
Pontus und Sidonia, Roman II, 220.
Pope, dessen Nachahmung IV, 104. Lockenraub IV, 102.
Possenspiel II, 335 ff. III, 408. Hauptgegenstand dess. im 15. Jahrh. II, 339 f. Verfall dess. III, 461 f. Verbannung dess. durch Gottsched III, 452.
Postel, Opernd., Romanschr., Epiker III, 449 f. 503 ff. vgl. 446 ff. Uebers. des 14. B. d. Ilias III, 503. dessen Wittekind, Epos, III, 504.
Posth, Evangelienübersetzer III, 242.
Prag, Universität das. III, 204.
Prager Koch, dessen Monolog, Carricatur und Satire III, 301. 303.
Praktiken II, 243. III, 148.
Prasch, Kritiker III, 469. dessen Entwurf zu einer deutschliebenden Gesellschaft III, 474. psyche cretica, Roman III, 381.
Prasch, Frau, III, 382.
Prätorius, Benj., Liederd. III, 271. 334.
Prätorius, Christophorus, Schauspieldichter III, 409.
Prätorius, Joh., Satir. III, 397.
Predigten, älteste deutsche I, 444. im 13. Jahrh. II, 93 f. 97.
Predigtfragment geg. Eckart II, 120.
Prehauser, Hanswurst III, 452. IV, 351.
Preßbeschränkung durch Maximilian II., II, 408.
*Preuß, Liederd. III, 343.
Preußen, Dichter das. im 17. Jahrh. III, 248 f. in literarhistor. Hinsicht IV, 188 f. Preußische Dichtung im 18. Jahrh. IV, 181 ff.
Priamel II, 28.
Prischuch's Gedicht von dem Costnitzer Concil II, 179.
Pritschmeister II, 250. und deren Gedichte III, 144 vgl. 486.
Propst, Peter, dessen Fastnachtsspiele III, 113.
Processe, Sujet alter Lustspiele II, 340 ff.
Processionen der Kreuzfahrer II, 320.
Prosa, erste, II, 94 f. im 16. und 17. Jahrh. III, 357. von d. Pegnitzern befördert III, 382. im Drama V, 481.
Prosaromane II, 204 ff. in Frankreich und Spanien II, 208. bes. von den Höfen gepflegt II, 205 ff.
Prosodie, im 17. Jahrh. III, 229 ff. s. Opitz.
Protestantisch-lutherische Lehre, Mittelpunkt des Meistergesanges II, 289.
Protestantismus, Verdienst dess. um d. Künste V, 550. s. auch Reformation.
Provenzalische Dichtung I, 291 ff.
Prutenio, s. Kongehl.
Psalmen IV, 116 f. französische III, 45. Psalmenübersetzungen III, 13. 39 ff. von Luther bearbeit. III, 22. kathol. III, 43. Uebr. s. Span. Psalmendichter im 17. Jahrh. III, 325 ff.
Psellionorus, s. Spangenberg.
Pseudocallisthenes I, 271.
*Pseudoturpius' Chronik I, 236.
Pufendorf, v., Schauspield. IV, 355.
Pufendorf, Satir. III, 395.
Pulci III, 173.
Purismus der deutschen Sprache III, 196 f.
Puschmann, Adam, II, 248. 251. III, 85. 89.
Püterich, Jac., v. Reicherzhausen, poet. Epistel II, 206.
Pyra, J. J., IV, 76. 182.
Pyramus und Thisbe, deren Geschichte als Volkslied II, 258.

Pyrker V, 523. Schauspielb. V, 604.

Q.

Quandt IV, 42.
Quevedo Villega, nach dessen sueños Moscherosch's Philander gearbeitet III, 361 f. dessen gran tucaño III, 380.
Quirinus Pegeus, ars apophthegm. III, 72.
Quirsfeld, J., historisches Rosengebüsch III, 73.
Quistorp, Uebers. IV, 330.

R.

Rabelais, mit Cervantes vgl. III, 156. Prognostication III, 148. Gargantua III, 155 f. übers. V, 156.
Rabener, G. W., IV, 81 ff. vgl. IV, 15. 69. 70 f. und Liscov vgl. IV, 55.
Rabener, Justus Gottfried, Lehrgedicht IV, 91.
*Räbmann, Hans Rudolph, Lehrgeb. III, 242.
Rachel, Joachim, Satir. III, 318 ff. mit Lauremberg vergl. ebend. Feind der Schriftstellerinnen III, 283 f. lat. Epigrammat. III, 305.
Racine's Britannicus III, 418.
Raimund, Ferd., Lustspielb. V, 625.
Rambach, dessen Gesangbuch III, 7. IV, 29.
Ramdohr, Trauerspielb. V, 629.
Ramler, K. W., IV, 191 ff. 195 ff. vgl. IV, 66. 112. 191. Kritiker IV, 188 f. Oden IV, 112. Nachahmer d. Horaz IV, 194. 195. Uebersetzer ebend. Gelegenheitsd. ebend.
Rantzow III, 260.
Raphael II, 403.
Rascher, Schauspielb. III, 112 ff.
*Rastbüchlein II, 304.
Räthsel III, 312. der Wolfram'schen Schule II, 27.
*Räthselspiele III, 405.
*Ratichius, Wolfg., Pädag. III, 185.
Rationalisten in der Mitte des 18. Jahrh. V, 237 ff.
*Ratpert I, 83.
Rauch, Christoph, dessen Theatrophania III, 447.
*Rauner, Narciß, lat. deutsche Psalmen III, 45. 326.
Raupach, Dramat. V, 521. 628. 630. 952.
Raupsch, Fabelb. IV, 99. Anm.
Rausch, Bruder, Volksbuch II, 237.
Rauscher, Polemiker gegen den Katholicismus III, 133.
Ravennaschlacht, Gedicht, II, 77 f.
Raynald, s. Haimonskinder.
Razzi, Lustsp. dess. übers. III, 420.
Reali di Francia I, 181.
Rebhuhn, Paul, Schauspielbicht. III, 86 ff. projectirt eine deutsche Grammatik III, 87.
Recitativ, Ursprung desselb. III, 444.
Redeallegorien II, 193.
Reformation, Einfluß ders. auf Kunst u. Wissenschaft III, 19 f. 203 ff. vgl. 124.
Regenbogen, Barthol., dessen Kampf mit Frauenlob II, 34 ff. Lied v. d. heil. Veronica II, 36. Feindschaft mit Heinrich von Muglin II, 129.
Regensburger, der, II, 200.
Regnier III, 182.
Rehberg V, 288.
Rehfues, Uebers. V, 575.
Reicceus, dessen Klaggedicht III, 245.
Reichard, H. A. O., dessen Romanenbibliothek V, 11.
Reichard, J. Fr., V, 414. Opernb. IV, 344.
Reim, der, zuerst bei Otfried I, 76 f. Reimreichthum bei den spätern Minnesängern II, 12. angegriffen III, 488 f.
Reimar von Zweter II, 15 ff.
Reimchroniken I, 477. II, 56 ff.
*Reime dich oder ich fresse dich, Satire III, 320 f.
Reimkalender II, 237.
Reinaert I, 147 ff. II, 366 ff. engliſche Uebers. I, 148 ff. Fortsetzung von Willem II, 367 ff.
Reinald, s. Haimonskinder.
Reinardus I, 123. 137 ff.
Reinbeck V, 523. 627.
Reinbot von Dorn, s. Dorn.
Reineke Fuchs, der niedersächsische I, 148. niederdeutsche II, 365 ff. Bedeutsamkeit desselben II, 370. mit Rollenhagen's Froschm. vergl. III, 63. ungenannter Herausgeber desselben. im 17. Jahrh. III, 247. und Froschmäusler III, 62 f. Vgl. IV, 101.
Reinfried von Braunschweig, Gedicht II, 48 f.
Reinhard, Joh., Schauspielb. III, 100.
Reinhart Fuchs Entstehung, Ausbildung und in verschiedenen Ländern verschiedenartige Bearbeitung dieser Fabel I, 123 ff. hochdeutsch bearb. von Heinrich dem Glicheser s. dies. übr. vgl. Reinaert, Reinardus, Reineke, Renart.

Reinhold, Hartmann, Satire Reimebich III, 124. 320.
Reinhold, Philos. V, 520 f. u. Baggesen V, 584 f.
Reinhold von Freienthal, s. Grob.
Reinig, Liederd. III, 31.
Reinmann von Brennenberg II, 31.
Reinmar der Aeltere I, 310.
Reinmar v. Zweter, s. Reimar v. Zw.
Reinold, s. Haimonskinder.
Reisebeschreibungen II, 213 ff. im 17. Jahrh. III, 393 f.
Reiser, Anton, Theol. III, 271. dessen Theatromania III, 447. gewissenloser Advocat ebend.
Religion und Poesie V, 539 ff. — Freie Religionsansichten der größten Geister zu Ende des 18. Jahrh. V, 300 ff.
Religionsphilosophen im 15. Jahrh. II, 110 ff.
Renart I, 141 ff. verglichen mit dem niederländ. Reinaert ebend. I, 149 ff. II, 366. Spätere auf dens. gegründete Dicht. I, 147.
Renner, der, s. Hugo von Trimberg.
Renner, Casp. Fr., IV, 93.
Resewitz IV, 215.
Reuchlin's scenica progymnasmata II, 343.
Reußner, Adam, Liederd. III, 25 f. Psalmenübers. III, 139.
Reuter, Georg, III. 145.
*Reutter, Leonh., II, 408.
Revolution, französische, Einfluß ders. auf die deutsche Literatur V, 351 f. Revolutionen als dramatische Gegenstände behandelt V, 94.
Rhabanus Maurus, s. Maurus.
Rheinische Lieder II, 264.
Rheinische Städte, Hauptsitz d. Poesie im 13. Jahrh. II, 18.
Rhenius, Joh., Uebers. d. Terenz III, 79.
Rhesa, Uebers. V, 577.
Rhoswitha, s. Hroswitha.
Ribeyro, Bernardin, Romanschreiber III, 228.
Richardson, dessen Rom. aus Deutschland durch die neuen englischen Humoristen verdrängt V, 159 f. seine Schilderung des weibl. Charakters V, 171.
Richey, Mich., Epigrammend. III, 510. Satiriker und Gelegenheitsd. III, 512 f. Vgl. III, 469. IV, 18. 97.
Richter, Anton, Lustspield. V, 628.
Richter, Daniel, Schauspield. III, 412.
Richter, Fr., Liederd. IV, 28.
Richter, Gottfried, schlesisch. Dichter III, 245.
Richter, Jean Paul Friedr., s. Jean Paul.
Richter, Opernd. III, 446.
Richter, Romanübers. III, 385.
Riedel IV, 341. 352. Berufung nach Wien IV, 354.
Riederer, J. Fr., Fabelübers. und Fabeldichter IV, 92.
Rieger, Fr., Liederd. IV, 28. 171.
Riegger IV, 352.
Riemer, Joh. (Albilithano), Satir. III, 271. 320 ff. 396. Romanschr. III, 403. im Roman u. Schauspiel Weise's Nachahmer III, 461.
Riemschneider, Uebers. V, 577.
Riesen, eigenthümlich der deutsch-nordischen Mythe II, 79.
*Rihlmann, Andr., Schauspield. III, 404.
*Ringgenberg, Joh. v., Liederd. II, 133.
Ringoltingen, s. Thüring.
Ringwaldt, Barthol., geistl. Dicht. III, 33 ff. lautere Wahrheit III, 59. 359 f. Neue Zeitung u. s. w. III, 360.
Rinkhart, Martin, III, 264. Schauspield. dess. Eislebischer christl. Ritter III, 100. Müntzer III, 102. Kirchenlieddicht. III, 332.
Rinuccini, dessen Daphne (Singspiel) übers. III, 407.
Riquier I, 293.
Rist, Joh., Charakterist. III, 257 ff. moralischer Charakter III, 262. Ansehn und Einfluß III, 260 f. theol. Eifer III, 261. feindet Zesen an III, 262. Gründer des Elbschwanenordens III, 262. — Liebesgedichte III, 257. Geistl. Gedichte III, 259. Hymnen III, 334. geistl. Lieder III, 347 f. Schauspield. III, 407. 409 f. Friedensstücke III, 415. friedewünschendes Deutschland, Schausp., III, 410 f. friedejauchzendes Deutschland, Schauspiel ebend. Sprichwörter III, 306. übers. Epigramme III, 307.
Ritsch, Gregor, geistl. u. Gelegenheitsdichter III, 263.
Ritter vom Thurn III, 352 f.
Ritter von Westerburg II, 185.
Ritterepos und Thierepos I, 143 f. im 15. u. 16. Jahrh. III, 156.
Ritterhold von Blauen, s. Zesen.
Ritterliche Lyrik und Epopöe, Blüthe ders. I, 283 ff. Verfall der ritterlichen Dichtung II, 4 ff. in Italien II, 13.
Ritterroman im 15. und 16. Jahrh. III, 156. vgl. 386. Endschaft desselben III, 384. durch Frauen vermittelt V, 171.

Ritter- oder hiſtor. Schauſpiel gegen Ende des 18. Jahrh. IV, 532.
Ritterweſen bildet ſich aus I, 186. Sinken deſſelben im 14. Jahrh. II, 12 f.
Rivander, Zachar., Schauſpielſchr. III, 100.
Rivinus, ſ. Bachmann.
Röber, Paul, Liederd. III, 31.
*Robert de Borron I, 261.
Robert, Luſtſpieldichter V, 627. 628.
Roberthin (Berintho) III, 249. 250.
Robinſon und Robinſonaden III, 392.
Robinſon, Thereſe, Ueberſetzerin V, 577.
Rochlitz, Fr., V, 623.
Rochow V, 320. deſſen Kinderfreund ebend.
Rock, Aug., Kinderſchriftſt. V, 320.
Robrigo Cota's Celeſtina überſ. II, 346.
Rolandslied I, 231 ff.
Röling, Liederd. III, 249.
Roll, Georg, Schauſpielſchr. III, 111.
Rollenhagen, Gabriel, (Angelius Lohrbere Liga), indian. Reiter II, 306. Schulkomödien III, 92. deſſen Ueberſ. v. Lucian's wahrer Geſch. III, 224. lat. Epigr. III, 305.
Rollenhagen, Georg, Fabeld. III, 56. deſſen Froſchmäusler III, 55 f. 58 ff. mit Lope's Gatomachie vgl III, 63. Schulkomödien III, 92.
Rollwagen, ſ. Wickram.
Roman V, 518 ff. als Sittenſpiegel III, 400. Einführung einer Art derſ. aus England oder der Bretagne I, 247 ff. poet., über Gral und Tafelrunde II, 54. niederl. II, 61 f., ernſter III, 381 ff. des 17. Jahrh., ſpäter mit Epos vermiſcht III, 393. dramatiſch behandelt III, 404. im 17. Jahrh. aus andern Sprachen überſ. III, 382 f. 384 ff. Romane nach Göthe's Götz IV, 477. und Werther IV, 478 f. gewöhnlicher Unterhaltungsroman V, 327 ff. Beurtheilung deſſelben V, 329. religiöſes Element in demſ. V, 541 ff. Verdrängung des Rom. durch die Novelle V, 634 ff. in den Xenien angegriffen V, 415. mittelalterlicher in neuerer Zeit V, 651. — Hiſtoriſcher Roman III, 384 ff. V, 323 ff. 633. humoriſtiſcher, Entſteh. und Char. deſſelben V, 145 ff. humoriſtiſcher in England V, 158. Ueberſetzung derſ. V, 159 f. Kinderroman V, 320 ff. Ritter-, Räuber-, Zauberromane der neuern Zeit ſchließen ſich an Göthe's Götz, Schiller's Räuber und Geiſterſeher an V, 133. — Griechiſcher Roman I, 271 f. II, 212. Unterſchied der deutſchen u. engliſchen V, 153. ſpan. überſ. V, 156. picariſche d. Span. V, 240 f. — S. auch: Proſaroman. Ritterroman. Schäferroman. Schelmenroman. Studentenroman.
Roman von der Roſe, ſ. Roſe.
Romanſchreiber, allgem. Bemerk. üb. dieſelben V, 184. und Romanſchreiber der neuern Zeit V, 327 f.
Romantiker V, 534 f. Einfluß derſ. auf plaſtiſche Künſte V, 557. wenden ſich zu Ueberſetzungen V, 571. zu Nachbildungen und Bearbeitungen älterer u. fremder Werke V, 578 ff. Lyrik derſelben V, 582 ff. Dramatik derſ. V, 592 ff. Luſtſpiel derſ. V, 625.
Romanus, Alexander, wiedererrungene Freiheit, Heldenſpiel III, 405.
Romanus, K. Franz, Luſtſpield. IV, 335.
Romanze und Ballade III, 75. am Ende des 15., am Anfang des 16. Jahrh. II, 255. ſpaniſche III, 76.
Römiſche Dichter, ſ. Klaſſiſche.
Römiſche Geſchichten II, 211 f.
Rondeaux III, 311.
Ronſard III, 181 f. Anſehn u. mit Opitz vgl. ebend.
Roſe, Adolph R. von Creutzheim, deſſen Eſelskönig III, 65.
Roſe, Roman von der, II, 203.
Roſengarten, der, II, 82 f.
Roſenkranzorden II, 240.
Roſenkreutz, Chriſt., III, 362.
Roſenkreuzer V, 251. 275.
Roſenblut, Hans, der Schnepperer, deſſen Lieder II, 173. deſſen Faſtenſpiele II, 182. 337 ff. Erzählungen II, 182. Faſtenſpiel vom Türken II, 175. Gedicht vom Einſiedel und andere Gedichte II, 174. deſſen Handwerker II, 275. Weingruß und Weinſegen ebend.
Roſenroth, ſ. Knorr.
Roſenthal, Dorothee Eleonore von, Dichterin III, 281. 284.
*Roſſet, Fr. v., III, 72.
*Roßſchwanz, Joh., Praktik III, 148.
Roſt, J. Chriſtoph, IV, 56. 67. 96. 101. ſeine Schäfergedichte IV, 187.
Roſt, Kirchherr zu Sarnen I, 304.
Roſt, Leonhard, (Meletaon), Romanſchreiber III, 394.
Roſtock, Zuſtand der Poeſie daſ. im 17. Jahrh. III, 252 f.
Roth, Albr. Chrſtn., Poetik III, 472.
Roth, Chrſtn. Andr., Lehrgeb. IV, 92.
Roth, Paſtor, Liederbibel III, 6.
Rothe's thüringiſche Chronik II, 206.

dessen Gedicht von der Keuschheit II, 320. Leben der Elisabeth II, 92.
*Rotenbucher's Bergkreyen III, 28.
Rother, s. Ruother.
*Roulans, Jan, Liederd. II, 283.
Rousseau, J. B., geistl. Oden IV, 24.
Rousseau, J. J., IV, 279. Herder'n gegenüber V, 296.
Rowe, nachgeahmt von Wieland IV, 179.
Rubin II, 11.
*Rubrus, Joh., II, 403.
Rückert, Fr., V, 650 ff. vgl. V, 523. 617. Uebers. V, 577.
*Rüdiger v. Hindhofen oder der Hunthover I, 461.
Rüdiger von Pechlarn I, 97.
Rudolph, Graf, Gedicht, I, 200.
Rudolf v. Habsburg, Verfall der Dichtung unter dessen Regierung II, 8 ff. einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung ein Hofnarr II, 290.
Rudolph v. Hohenems (Montfort), dess. Alexandreis I, 474. vgl. 218. Wilhelm von Orlens I, 465 ff. der gute Gerhard I, 468. trojanischer Krieg I, 472. Weltchronik I, 476 ff. Barlaam u. Josaphat I, 479. 487 ff.
Ruef, Schauspielb. III, 101.
Ruhm-, Ehr- und Preislieder der Handwerker II, 280.
Rühlmann, Trauerspielschr. III, 435.
*Rulich, Uebers. III, 81.
Rumeland der Sachse II, 17. vgl. 22. dessen und des Meißners Fehde gegen die Schwaben II, 20.
Ruodlieb I, 91 ff.
Ruother, König, Gedicht, I, 200 ff.
Rupf, Musiker III, 16.
*Rüte, Hans v., Fastnachtsspiele II, 407.
*Rutebeuf, I, 471.
Ruysbroek, Joh., Musiker, II, 111.

S.

Saadi's Gulistan übers. III, 233.
Saben II, 80.
Sacco, Schauspielerin IV, 355.
Sacer, Liederd. III, 349. IV, 27.
Sachs, Hans, II, 409 ff. mit Lope de Vega vgl. II, 414. Schreibart II, 415. eifert gegen Papstthum, Klerus u. gegen Tyrannei II, 417 ff. Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit II, 425 f. Ausgabe seiner Werke II, 425. — Seine u. Ostander's Schrift gegen das Papstthum II, 412. Hofgesinde der Venus II, 416. Gedicht über die vertriebene Keuschheit ebend. Wittenberger Nachtigall II, 417. Dichtungen politischen Inhalts II, 418. Wolfsklage II, 420. komische Legenden II, 423. Gedichte und Erzählungen aus alten Schriftstellern II, 421 ff. aus der Bibel ebend. Hekastus II, 321. Liederd. und Componist. III, 16. Fabeld. III, 47. Fastnachtsspäße u. Schwänke II, 422 ff. Dramen II, 425 f. vgl. II, 343. Fastnachtsspiele u. geistl. Schausp. III, 113. mit Ayrer verglichen III, 106 f. 117. Quellen der Stoffe III, 113 f.
Sachsen, Poesie das. im 16. Jahrh. III, 184. im 17. Jahrh. III, 263. vgl. III, 91. Polemik, Kritik u. Theorie das. III, 462.
Sachsen-Weimar, Herzog von, Beschützer der Wissensch. IV, 493 f.
Sachsenheim, s. Hermann.
Sage, deren Grund u. Charakter I, 43 ff. 50 f. nordische und deutsche I, 25 f. und griech. I, 46.
Sagittarius, Schauspiel- u. Operndichter III, 441.
Sailer, (J. M.), Jesuit V, 276 f. dess. einziges Mährchen V, 277.
Sailer, Sebast., schwäbische Poesien V, 68.
Salemindonis, s. Symons.
Salis, Freiherr v., Gründer einer Lehranstalt V, 315.
Salis-Sevis, J. G., Freiherr von, Elegiker V, 587.
Salomon's Sprichwörter mit dem Freidank vgl. I, 443.
Salomo und Morolf (Markolph), Roman I, 204 ff. II, 293 ff.
*Salomo's Haus II, 122.
*Salomo's Lob, s. Lob.
Salzmann, in den Xenien angegriffen V, 415. dess. Karl v. Karlsberg V, 321.
Sanctologien II, 92.
Sander V, 156.
Sanders, Schauspielb. III, 92.
Sandrup, Lazar., dessen Schwänke und Fabeln III, 66.
Sänger I, 30 ff. wandernde bei den Deutschen nicht häufig I, 32. Ansehn ders. bei den Achäern und Deutschen ebend.
Sängersagen II, 31.
Sangestage II, 20.
Sannazar, dessen Arkadien III, 220.
Santillana, Marquis v., dessen comedieta di Ponza IV, 133.
Sarbievius, lat. Dichter, III, 204.
Sarnis, s. Faber.
Sartorius, Joh., Psalmenübers. III, 207. 208.

*Sasse, Joh., Liederd. II, 190.
Satire, Zweck derf., V, 601. im 16. Jahrh. II, 346 ff. im 17. Jahrh. III, 304 ff. 395 ff. poet. III, 314 ff. prosaische III, 357 ff. im 18. Jahrh. IV, 81 ff. V, 211 f. in neuester Zeit V, 628. deutsche Satire, allgem. Urtheil V, 601. vgl. V, 212.
Satyrn, Teufel im Schausp. III, 110.
Saubert, Adolph, Kirchenliedd. III, 298. 299.
*Saurius, Andr., Schauspield. III, 96.
Sax, s. Eberhard.
Scaliger, Jul. Cäsar, Poetik III, 180 f. 230.
Schabab, der elende Knabe, pseudonymer Dichter, dessen Lied von der Liebe u. dem Pfennig II, 200.
Schachspiel den Mönchen verboten II, 136. poetisch behandelt II, 382.
Schachzabelbuch, s. Konrad von Ammenhusen.
Schaden, Lyriker V, 616.
Schäfergedicht III, 220 f. bes. in Portugal und Neapel ebend. der Pegnitzer III, 286 ff.
Schäferromane III, 387.
Schäferscenen, s. Schauspiel.
Schäferschauspiele III, 220. 404. mit Gesang III, 444. im 18. Jahrh. IV, 336.
Schäl's poet. Bibelwerk III, 6.
Schall, Lustspield. V, 627.
Schaller, von, dessen gereimte Naturgeschichte II, 382.
Schamelius III, 6.
Schapler, s. Hug.
*Scharfenecker, Schauspield. III, 96.
Scharff's Anthologie III, 480.
Schaubühne, s. Bühne.
Schauspiel, Entstehung desselben II, 317 ff. 413. Verhältniß zum Epos III, 77 f. IV, 18. vgl. IV, 324. V, 431 ff. 449 ff. im 16. Jahrh. III, 73 ff. latein. III, 80 ff. mit deutschen Zwischenspielen III, 93. mit ernsten und komischen Partien III, 108. mit Zwischenspielen III, 411 f. verschiedener Char. in verschiedenen Gegenden Deutschl. III, 94. Ort d. Aufführung III, 93. 103. vgl. 413. griech. u. römisch übers. III, 79. span., italienisch, französisch, englisch III, 75. englisch und spanisch, Unterschied III, 76. Länge derf. III, 102. vgl. II, 330. in verschiedenen Sprachen III, 93. im 17. Jahrh. III, 403 ff. gelehrtes III, 406 ff. Unterschied von dem des 16. Jahrh. ebend. der schles. Dichter, s. Gryphius, Lohenstein, Hoffmannswaldau. Grausame Partien in demf. III, 434 ff. 443. Komische Scenen und Intermezzos, komische Personen s. unter Komisch. bibl. od. Moralitäten III, 96 ff. geistl. II, 322 f. III, 411 ff. Aufführung derf. III, 413 f. 415 f. von Studenten aufgef. III, 451. v. Schülern III, 89 ff. 456 f. s. auch: Schulkomödie. durch Knaben oder Handwerker III, 406. von fürstl. Personen aufgeführt III, 466. in Holland und Italien III, 419 f. französ. in Deutschland verbreitet III, 408. 450. Uebergang des geistl. in Singspiel, Oper und Oratorium III, 412 ff. aus Romanen und Epen gemacht u. in Romane eingerückt III, 404. allegorisch. Schausp., s. Allegorie. Schausp. im 18. Jahrh. IV, 10. 11. 325 f. histor. V, 604. nach Schiller V, 629 f. über den histor. Stoff derf. V, 630 f. — Franz. Schausp. für die deutsche Bühne bearb. V, 509. Uebers. ital., franz. u. span. zu Ende des 18. Jahrh. V, 486. Uebr. s. Bauernkomödie. Bürgerspiel. Fastnachtspiel. Gelegenheitsschauspiel. Komödie. Lustspiel. Possenspiel. Ritterschauspiel. Schäferschauspiel. Schulkomödie. Theater. Tragödie. Volksschauspiel.
Schauspieler, bürgerliche Verhältnisse derf. im 17. Jahrh. III, 419. holländische ebend. von Höfen bestallte III, 104. englische III, 105. u. deren Einfluß auf das deutsche Schausp., ebend. u. ff. Tracht b. d. Aufführung III, 104. im 18. Jahrh. IV, 325 f. französ. im 18. Jahrh. in Deutschl. Charakter. IV, 326.
Schauspielkunst cultivirt III, 451. zu Ende des 18. Jahrh. V, 476. 478 ff.
Schauspielergesellschaften III, 103 f. im 16. Jahrh. III, 104. englische III, 105. aus Gelehrten besteh. III, 451.
Schauspielhäuser, d. ersten III, 445 f.
Schäve, Leberreimd. III, 313.
Schede, Paul, (Melissus), Psalmenübers. III, 41. 166.*
*Schefer, Epigr. III, 306.
Schefer, Novellist, V, 634.
Scheffler, s. Silesius.
Scheffner, J. G. V, 24.
Scheichzabeh's Roman v. den vierzig Vezieren II, 142.
Scheid, Kasp., Uebers. III, 153. Uebers. des Grobianus III, 152.
Scheidemann, Dav., Componist III, 37.

Schein, Herm., Poet und Componist III, 286. f. Kirchenliedd. III, 332.
Schelling, Martin, Liederd. III, 30.
Schelmenromane III, 371 ff.
Schelmufsky, Roman III, 380 f. Anhänge dazu III, 461 f.
Schemel, Jeremias, dessen Gedicht über das Roßtummeln II, 382.
Schenk, Uebers. des Terenz III, 79.
Schenkendorf, Max v., Lyrik. V, 616.
Scheren's Waldkomödie III, 427.
Schererz III, 255.
Scherffer von Scherfenstein, Wenzel, Organist, schles. Dicht. u. Uebers. III, 247 ff. Uebersetzer des Grobianus III, 153. dessen Mons. Klotz III, 153. Epigramme III, 306.
Schernbeck's Spiel von Frau Jutten II, 329.
*Schertlin, Leonhard, Fastnachtspiel III, 95.
Scheyb, v., Theresiade, IV, 45.
Schiebeler, Dan., Schauspielb. IV, 340. 344. 358. 360.
Schieferdecker, Componist III, 446.
Schilcher, Jörg, II, 199.
Schildberger II, 214.
Schildbürger, die, s. Lalenbuch.
Schildtz, Herm. v., II, 111.
*Schill, H. III, 359.
Schiller, Fr., Jugendgesch. V, 129 f. 132 f. zur Lebensgesch. V, 136 ff. läßt sich in Jena nieder V, 139. in Weimar Stellung zum Hofe und zum Göthe'schen Kreise ebend. erstes Zusammentreffen mit Göthe V, 142. — Charakteristik V, 472 ff. vergl. IV, 388. gleichgültig gegen Plastik V, 140. Beschäftigung mit dem Alterthum V, 141 f. religiöse Ansichten V, 141. 301. philosophische u. geschichtl. Studien V, 134. 144. Rückkehr v. dens. zur Poesie und Einfluß jener auf diese V, 406. vgl. V, 409. — Verhältniß zu Göthe und Voß IV, 301. zu Herder V, 139. u. Wieland ebend. Emporkommen neben Göthe V, 363. anfänglich feindliche Stellung zu Göthe, später gemeinschaftliches Wirken mit ihm V, 398. Interesse an den polit. Ereignissen seiner Zeit V, 384 f. betrachtet die Kunst als Mittel der polit. Bildung V, 386 f.
Dichter, Lieblingsdichter d. Deutschen V, 406. allgemeine Charakterist ebend. ff. erste Periode V, 123. Dramatiker V, 456 ff. vgl. V, 438 f. IV, 527. glücklich in der Wahl dramat. Stoffe V, 448 f. seine Dramen sowohl für Lectüre als für die Bühne IV, 528. Schwierigkeiten bei der Aufführung V, 508 f. Einfluß ders. auf die nachfolgende Dramatik Deutschlands V, 512. auf Zeitgenossen und Nachwelt V, 516 f. rufen eine Unmasse Dramen hervor V, 629 f. Balladendichter V, 419. — Lyriker, Schwächen seiner Lyrik in Vergleich mit Göthe's V, 410.
Aesthetiker V, 369 ff. 376 ff. Uebereinstimmung mit Lessing V, 379. Beurtheilung seiner ästhetischen Grundsätze V, 396 ff. bemüht sich um Einführung Shakespeare's auf die deutsche Bühne V, 510. Urtheil üb. Klopstock's Bardiette IV, 207.
Historiker V, 336 ff.
Werke: Dichtungen: Jugendgedichte V, 129 f. lyr. Ged.: Götter Griechenlands V, 141. die Künstler ebend. Ideal u. Leben V, 407 f. der Genius V, 408. Würde der Frauen ebend. Spaziergang ebend. — Didaktisch-lyrische Ged. V, 409. die Glocke ebend. f. — Balladen V, 434. — projektirte Epen V, 418. 421. — Dramen: Jugendwerke IV, 526. die Räuber V, 132 f. Don Carlos V, 142. Briefe über dens. V, 143 f. ursprünglich in Prosa V, 140. Fiesco V, 133 ff. Kabale und Liebe V, 135 f. Wallenstein V, 434 f. 443 f. Ausstellungen an dems. V, 443 f. Maria Stuart V, 512 f. Jungfrau von Orleans ebend. Braut von Messina V, 513 f. Tell V, 515 f. Tell und Jungfrau von Orleans vergl. mit ähnlichen Stücken Neuerer V, 631 f. unvollendete Werke V, 517. Malteser, projectirtes Drama V, 434 f. — Xenien (mit Göthe) V, 411. persönliche Angriffe in dens. V, 414 ff. antipatriot. u. kosmopol. Tendenz derselben V, 415. nächste Wirkungen ders. V, 417. — Zeitschriften: Horen V, 403. Musenalmanach ebend. Tendenz dieser Zeitschr. V, 404 f. Einfluß ders. auf Bildung des deutschen Stils ebend. Ende ders. V, 405. — Aesthetische Schriften: über naive und sentimentale Dichtkunst V, 393 ff. ästhet. Aufsätze V, 379. über die tragische Kunst V, 380. über das Erhabene ebend. über Anmuth u. Würde V, 383. Briefe über die ästhet. Erzieh. des Menschen V, 384 ff. — Geschichtswerke V, 337 f. kleine histor. Schriften V, 405. project. Geschichtswerke V, 336. — Uebrigens siehe Göthe.
*Schilling, Wolf, Liederd. II, 190.
Schimmelmann, IV, 140.
Schimmler, gereimter Katechismus, III, 36.

Schink, Theaterd. V, 478. 488.
Schirmer, Dav., Hofpoet III, 266 f. Schauspielschr. III, 408. 442.
Schirmer, Mich., Jesus Sirach III, 327.
Schittensamen, Lied von demselben II, 256.
Schlachtgesänge d. Germanen I, 23 f.
Schlayß, Joh., Joseph, Schausp. III, 103.
Schlegel, A. W., V, 546. Schüler Bürger's V, 33. dess. Uebers. u. Beurtheilung Shakespeare's V, 568 f. 576 f. und Calderon's ebend. Jon, Drama V, 509. Vorlesungen über dramat. Kunst und Literat. V, 565. über Poesie, Silbenmaß und Sprache V, 590 f. Schreibart V, 562. 565. Ansichten über Uebersetzungskunst V, 52.
Schlegel, Elias, didakt. Dichter IV, 35. vgl. IV, 68. 74. Schauspieldichter IV, 333 f. epische Dichtungen ebend. Trauerspiele IV, 334. Lustspiele ebend.
Schlegel, Fr., V, 545. Verhältniß zu Gottsched IV, 68. vgl. V, 529. Uebertritt zum Katholicismus V, 548. Grund desselb. V, 545. Ansicht über die Bibel V, 550. Angriffe auf den Protestantismus ebend. polit. Grundsätze V, 553. Lobsprecher der Passivität und des Quietismus V, 580. Kritiker V, 566 ff. Stil in neuerer Zeit V, 552. — seine Lyrik V, 556. Sonette V, 589 f. Alarcos, Drama V, 509. 594. Lucinde, Roman V, 546 f. — Gespräche über Poesie V, 549. Europa, Zeitschr. ebend. Sprache u. Weisheit der Inder ebend. Geschichte der alten und neuern Literatur ebend. 565 ff. Geschichte der alten Literatur V, 565. Vorlesungen über Philosophie der Geschichte V, 283. 551. 554. Philosophie des Lebens V, 552. Poesie der Griechen und Römer V, 561 ff.

Schlegel, beide (Aug. W. u. Fr.), in Hannover V, 523. zur Charakter. V, 520. 521. Unterschied der klassischen und romant. Poesie V, 397 f. Kampf gegen gemeine Denkart und Plattheit in der Dichtung V, 531. größtes Verdienst V, 554. wissenschaftliche Leistungen V, 558. ästhetische Kritik ebend. mit Herder vgl. V, 559. Begründer der Literaturgesch. V, 565. Ansichten über die Poesie V, 562 f. empfehlen die italienische Literatur V, 575. — Charakteristiken und Kritiken V, 565.
Schlegel, J. Ad., IV, 164. vgl. 68 ff.
Schlegel, J. Heinrich, Uebersetzer des Thomson IV, 339 f.
Schleifheim von Sulsfort, s. Greifenfohn.
Schlenkert, Fr. Chr., Romanschr. V, 325.
Schlesien's polit. Lage und Culturzustand, Volkscharakter im 17. Jahrh. III, 202 ff. Poesie das. III, 203 ff. 244 ff. zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. III, 477 ff. Uebrigens s. Opitz. Schulen das. III, 206. Einführung der Reformation III, 204.
Schlesische Poesie nach Polen und Liefland verpflanzt III, 204. Schles. Lyrik III, 235.
Schleswig-Holstein, Zustand d. Poesie das. im 17. Jahrh. III, 256 f.
Schlosser, F. Ch., als Darsteller der Beziehungen zwischen Literatur u. Leben V, 235.
Schlosser, Johann Georg, IV, 472. Charakteristik., Tendenz IV, 510 ff. V, 334. Schriften IV, 510 f. Pädagog V, 319.
Schlosser, J. L., Pastor in Bergedorf, Schauspielb. IV, 358.
Schlözer V, 332 f.
Schmackhafte, der, s. Wilhelm IV.
*Schmelzel, Wolfg., Gesänge II, 264.
Schmid, C. Arnold, IV, 75. 78.
Schmid, Thomas, Steinmetz und Komödienschr. III, 103.
Schmidt, Ch. H., Chronologie des deutschen Theaters III, 451.
Schmidt, Euseb., Liederd. IV, 28.
Schmidt, F. L., Schauspielb. V, 488.
Schmidt, J. C., IV, 105.
Schmidt, Jac. Friedr., Idyllendichter IV, 151.
Schmidt, österreich. Dicht. III, 244.
Schmidt von Lübeck, Lyriker V, 616.
Schmidt, Klamer Eb. K., Charakter. IV, 241 ff. vgl. IV, 226. 227. V, 11. Dichtungen IV, 242 ff. Fabeld. IV, 99.
Schmiedelied II, 280.
Schmieder, Hr., Romanschr. V, 325.
Schmit, Fr., Dichter und Uebersetzer V, 11 f.
Schmolck, Benj., Kirchenliedd. IV, 27.
*Schnauß, Chr., II, 408.
Schneider, Mich., Dichter III, 246. Schäferspielb. und Uebers. III, 440.
Schneuber II, 168. 242.
Schnurr, Balth., Uebers. der moschea des Folengo III, 64.
Schoch, Opitzianer III, 266 ff. Schauspielb. III, 440. Schäferspielb. III, 408.

Schönaich, Frhr. von, Gottschedianer IV, 45. 148. 330. dessen neologisches Wörterbuch IV, 148. Hermann ebend.
Schönberger III, 250.
Schönborn, F. E., Klopstock's Anhänger IV, 139. V, 39.
Schönbuch, Minnes., II, 176. 233.
Schonebeke, Bron v., s. Bron.
Schönemann, Schauspieldirektor IV, 325. 332. 336. 351. 358 f.
Schönkopf, Anna Cath. s. unter Göthe.
Schopenhauer, Johanne, Romanschreiberin V, 520.
*Schöpfung, Gedicht d. 11. Jahrh. I, 109.
Schopper, Hartmann, dessen Fabeln III, 55.
Schott, Gerh., Gründer d. Hamburger Opernhauses III, 446 f.
Schott, J. G., Musiker III, 16.
Schottel, geistl. Dichter III, 255. 333. Grammat. III, 231. dessen Prosa und Poesie ebend. dessen Pantomimen und Ballete (im Lustgärtlein) III, 416. Beziehung zur fruchtbringenden Gesellschaft III, 184. zu den Pegnitzern III, 295.
Schreiber (Sylvander), Lieder- und Schauspielb. III, 412. vgl. III, 267.
Schreyvogel (West), Dramaturg und Theaterd. V, 626.
Schröckh's Kirchengesch. V, 334.
Schröder, Opernd. III, 446.
Schröder, Schauspieler IV, 355. 363. V, 476. 482. 488. u. Schauspielübers. und Schauspieldicht. V, 486 ff. Leben u. Charakteristik. V, 491 f. Bearbeiter Shakespeare'scher Stücke V, 488 f. andrer englischer Stücke V, 490 f. Werke: heiml. Heirath V, 491. der Ring ebend. Stille Wasser sind tief ebend. Portrait d. Mutter V, 492. der Fähndrich ebend. der Vetter aus Lissabon ebend.
*Schromberger, E. von, Liederdicht. II, 190.
Schröpfer, Geisterbanner V, 271.
Schubart, Benedict., latein. Dichter III, 264.
Schubart, Chr. Fr. Dan., Charakterist. V, 124 ff. vgl. IV, 28. 171. dess. Chronik V, 127. Selbstbiographie V, 157. Gedichte V, 128.
Schubarth, Christoph, Barbier und Dichter III, 263.
Schubert, Webersfrau und Naturdicht. IV, 200.
Schuch, Franz, kom. Schausp. IV, 325 f. 327. 351.
Schulaktus, Antheil ders. an der Ausbildung des Schauspiels II, 344. Aufführungen III, 88 ff.
Schulen V, 317 f. s. auch Erziehungsanstalten.
Schulkomödien, latein. II, 344 f. III, 88 ff. mit deutschen Einschaltungen II, 344. III, 93. ins Deutsche übers. III, 93. 440. Art und Zeit der Aufführung III, 103 f.
Schulmeister von Esslingen II, 9.
Schultes, Mathäus, Umarbeiter des Theuerdank II, 201.
Schultz, Simon, Uebers. v. Epigrammen III, 307.
Schulz, Fr., Selbstbiographie V, 157.
Schulze, Ernst, Elegiker V, 587.
Schulze, F. A., (Laun) Romanschreiber V, 522.
*Schumann, Valtin, Nachtbüchlein II, 303.
Schümler, Liederd. III, 42.
Schummel, sein Spitzbart V, 322. empfindsame Reisen V, 189.
Schupp, Balthasar, (Antenor), Theolog III, 271. Satiriker ebend. III, 395 ff. 398 f. eifert gegen pedantische Schulbildung III, 193. und Purismus III, 196. dess. Morgen- und Abendlieder III, 228. Vertheidiger des Gebrauchs d. deutschen Sprache beim Unterricht III, 193. Urtheil über deutsche Prosodie III, 228.
Schurmann, Dichterin III, 282. 283.
Schurzfleisch III, 469.
Schuster, Schauspielschr. III, 439.
Schütz, W. von, Dramatiker V, 594. dessen Lacrymas V, 608. Romantiker V, 521.
*Schütz Kapellmeister III, 43. 249.
Schütze, Peter, von Erfurt III, 124.
Schuwarth III, 233.
Schwabe, Ernst von der Hayde, III, 138. dessen Prosodie III, 229.
Schwabe, Joh. Joachim, Gottschedianer IV, 42. 69. Uebers. IV, 330.
Schwaben, Schausp. daselbst im 16. Jahrh. III, 94. literar. Treiben das. in neuester Zeit V, 523.
Schwäbische Lieder II, 264.
Schwanenorden, s. Elbschwanenorden.
Schwanenritter, Sage vom, II, 45.
Schwanmann, Christophorus, geistl. Epigramm. III, 36.
Schwänke I, 471. II, 301 ff. III, 119 f. s. Fabel.

Schwartz, Sibylle, Dichterin III, 284.
Schwarze, Gottschedianer IV, 46. 54.
Schwarzenberg, Hans v., Gedichte II, 413. dess. Memorial der Tugend III, 58. Zutrinker- u. Prasser-Gesetze III, 17.
Schweinichen, Hans von, Memoiren III, 371.
Schweintz, Dav. v., geistl. Liederd. III, 246. 346 f.
Schweiz, Minnesinger das. I, 309. Zustand der Poesie das. im 13. Jahrh. II, 18. Poesie das. im 17. Jahrh. III, 242 f. und Niederlande in literar. Hinsicht im 18. Jahrh. IV, 21 f.
Schweizer, die, Principien der Poesie ders. IV, 61 ff. 141 f. Einfluß ders. auf Klopstock IV, 141 f.
Schweizer, Componist IV, 344.
Schweizerische Siegeslieder II, 167 ff. s. Suter.
*Schwendi, Lazar., Gedichte III, 60.
Schwenter, Daniel, Lustspiele. III, 428.
Schwieger, Jacob, (Filidor), Lyriker III, 273. Schauspiel- und Opernd. III, 408. 441 f. angeregt durch Flemming III, 201. — Novellenübers. III, 429.
Scioppius, Casp., Pasquillant III, 305.
Scipio, Roman III, 390.
Scott, W., V, 326. dess. Nachfolger in Deutschland V, 633.
Scudery, heroische Frauenreden und Sophonisbe und Ibrahim III, 386.
Sculletus III, 246. 417.
Sebaldus Nothanker, s. Nicolai.
Seebach V, 24.
*Segura, Juan Lorenzo, de Astorga, span. Bearb. der Alexanders. I, 217.
*Seidel, Wolfg., Uebers. III, 114.
*Seifried, dess. Alexander I, 218.
*Seifried Bearbeiter der Alexandersage II, 51. 89.
Seifried Helbling, s. Helbling.
Sekten, religiöse im 18. Jahrh. V, 244.
Seladon von der Donau, s. Greffinger.
Selbet, Peter, Uebersetzer des Valer. Maxim. II, 132.
Selbig, s. Ahlefeld.
*Selbstbekenntniß eines alten Minners, Lied II, 198.
Selnecker, Liederd. und Compon. III, 16. Psalmenübers. III, 39.
*Semler, Georg Emil, gereimte Prophecien III, 45.
Semler, Theolog, IV, 173 f. V, 238.
Sempacher Schlacht, Lieder über dies., s. Suter.
Seneca, Muster des Gryphius III, 421 ff. und mit ihm vergl. III, 423.
*Senfl, L., Compon. II, 282.
Sentimentale Poesie IV, 15 ff.
*Sepibus, Joh., Schauspiele. III, 91.
*Sequenzen I, 304.
Serbisches Volkslied übers. V, 577.
Serenate im 17. Jahrh. III, 444.
Serpilius, dessen Liederschatz III, 6.
*St. Servatius, Legende von dems. I, 171.
Seume, Joh. Gottlieb, V, 611 f. dessen Miltiades, Trauerspiel V, 612.
*Seuse, Heinr. Mystiker II, 111.
Seuffius III, 216. 237.
*Seybel, Math., Evangelienreim. III, 33.
Seyfart III, 264.
Seyfried, s. Seifried.
Seyler'sche Schauspielertruppe IV, 344.
Seysenegg, s. Greifenberg.
Shakespeare, Charakterist. IV, 360 f. 527 ff. Koryphäe d. volksmäßigen dram. Kunst der neueren Zeit II, 332. Begründer dramatischer Motive und Wirkungen III, 114. dessen Stücke für die Bühne geschrieben IV, 528. dessen Lear, Macbeth und Hamlet IV, 528. Shakespeare und seine Zeitgenossen IV, 527 ff. Hauptverdienst ebend. in Deutschland zuerst von Feind gekannt III, 512. Vorbild deutscher Dramatik IV, 527 ff. 531. Verkürzungen und Beschneidung seiner Stücke in Deutschland V, 488 ff. S. Göthe. Schiller.
Sibyllen-Weissagung, Gedicht, II, 128.
Sichamond, s. Dach.
Sickingen, Franz v., II, 394.
Sidney's Arcadia, Uebers. III, 385.
Sieben Freuden Mariä II, 238.
*Sieben Grade, Gedicht II, 122.
Sieben Leiden Christi pros. II, 238.
*Sieben Staffeln des Gebets II, 122.
Siebenhaar, Compon. III, 280.
Siebenjähriger Krieg, Einfluß dess. auf deutsche Dicht. IV, 198 f.
Sieben weisen Meister I, 188. und Bearbeitungen verschiedener Art und in verschiedenen Sprachen II, 141 ff. Inhalt ders. II, 144 f. Entstehung II, 146. wieder gedruckt II, 220.
Sieber, Justus, III, 262. 267. 278. Psalmenübers. III, 326.
Sieber, Joh., Uebers. des Apulejus III, 372.

Siegeslied über die Normannen, s. Ludwigslied.
Siegeslieder II, 167 ff.
Siegfried, hörnen Siegfrieds-Hochzeit II, 86.
Siegfriedsage I, 36 ff.
Sievers, Mag., IV, 56. 57.
Sigeher II, 19.
Sigenotlied II, 75. 82 f.
Sigmund's Abenteuer, Roman, II, 218.
Sigurdsage I, 40 f.
Silesius, Angelus III, 340. (Joh. Scheffler), geistlicher Dichter III, 336 ff. ecclesiologia III, 337 f. dessen Psyche III, 338 f. Jesus in der Krippe, der cherubinische Wandersmann III, 313. 339 ff. sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge III, 341. vgl. III, 205.
Simler, Joh. Wilhelm, Opitzianer III, 243.
Simon Hessus II, 373.
Simplicissimus, s. Greifenfohn; verschiedene Romane dies. Nam. III, 380.
Singauf II, 29.
*Singenberg, Ulrich v., I, 315.
Singschulen, vorbereitet II, 20.
Singspiel, III, 443. Ursprung desselben III, 225. italien., übersetzt III, 407.
Sinnbild s. Allegorie.
Sinngedicht, s. Epigramm.
Sittenprediger des 14. Jahrhs. II, 149 ff.
Skalden, s. Barden.
Skandinavische Poesie, s. Nordische P.
Slavisches Volkslied übers. V, 577.
*Sleigertüchlein, Gedicht II, 196 f.
Smollet, engl. Humorist V, 159.
Soden, von, histor. Trauerspieldichter V, 629.
Soest, s. Johann.
Solger, Uebers. V, 565. 574.
Solms, Graf von, Uebers. des Horaz IV, 45.
Soltau, Dietr. W., Uebers. V, 11.
Sommer, Joh., (Huldrich Therander. Olorinus Variscus), emplastrum Cornelianum II, 302. Martinsgans III, 66. Uebers. III, 120. ethnographia mundi III, 282. 360. dessen aenigmatographia und hepatologia III, 313 f. Sprichwörtersamml. III, 67.
Sommer- und Wintertheil, Legendensammlung II, 237.
Sommerhammer, dess. Schauspielertruppe III, 451.
Sommersberg, (Theander), Epiker III, 495.
Sonate IV, 117.
Sonett V, 588 f.
Sonnenberger III, 197.
Sonnenburg, s. Friedrich.
Sonnenfels, Jos. v., Schauspielb. IV, 352 f. Theatercensor in Wien ebend.
Sophia Eleonora, Herzogin v. Braunschweig, geistl. Liederd. III, 255.
Sophokles, s. Euripides.
*Souter Liedekens II, 283.
Spalding, Theolog V, 239.
*Spanische Dramatik, Charakt. III, 369.
Spangenberg, Cyriac., Liederdicht. III, 35. Psalmenübers. III, 25. 35. 43. S. Fischart.
*Spangenberg, Joh., lat. Kirchengesänge III, 44.
Spangenberg, Wolfhard, (Lycosthenes Psellionoros Andropediacus) III, 65 f. 224. Schauspielb. u. Uebers. III, 79. biblische Schausp. III, 97. Schwänke ebend. dessen Ganskönig III, 65 f. Bearb. v. Mylius Lustgarten III, 65. 291.
*Spanien, Zustand bis zum 13. Jahrh. I, 287.
Spanische Dramen in neuester Zeit deutsch bearbeitet V, 626.
Spanische Literatur, Uebersetzungen aus ders. in neuerer Zeit V, 576.
Speculum exemplorum II, 139.
Speculum sapientiae II, 351.
Spee, Fr. v., geistl. Dichter, III, 330. ff. mit Opitz vgl. III, 209. dessen Prosodie III, 229 f.
Spencer's Polymetis IV, 59.
Spener IV, 26. f. 70.
Spengler, geistlicher Dichter und Componist III, 16. 25.
Speratus, geistl. Dichter und Componist III, 16. 25.
Spernbergk, s. Crüger v. Sp.
Spervogel I, 312. II, 28.
*Spethe, Andr., Uebers. der Beckerschen Psalmen ins Latein. III, 45.
Spiegel, Fr. v., IV, 227.
*Spiegel, eine Marienklage II, 124.
Spiegel menschlicher Behaltniß II, 238 ff.
Spiegel des menschlichen Heils II, 239.
Spiegel der Weisheit s. speculum sapientiae.
Spiegel's Abenteuer, Gedicht II, 197.
*Spieler A B C III, 17.
Spieß, Romanschr. IV, 477.
Spilker, v., IV, 45.
Spindler, Romanschr. V, 633.
Spittler, Geschichtsschr. V, 334 ff.

Spott- und Hohnlieder II, 407 f. der Handwerker II, 281. Spottlieder im 17. Jahrh. III, 300 f.
Spreng, geistliche und weltl. Gedichte IV, 23. 27. dess. Paraphrase des Homer und Virgil III, 222.
*Srenger, Jac., Hexenhammer III, 128.
Sprichwörter, der Deutschen, Griechen, Hebräer I, 443 ff. mit der Fabel verwandt II, 135 f. III, 66 ff. Uebr. s. Apophthegmen und Spruchgedicht.
*Sprichwörtersammlungen III, 66 ff.
Sprickmann, Schauspield. IV, 532. V, 24.
Sprossende, der, s. Neumark.
Spruchgedicht II, 156. 351 f.
Spruchsprecher II, 251. bei Freischießen III, 144 f.
Staatswissenschaften, Entstehung ders. V, 553.
Staberl V, 487.
Staël, Frau v., Werk über Deutschl. V, 524 f.
Staffel, Johann, Evangeliendichter III, 35.
Stägemann, Lyriker V, 616.
Stamford IV, 227 f.
Stammbuchblätter III, 235.
Stänzel, Schauspieler IV, 327.
Stapel, Ernst, dessen Tragiko-Komödie vom Frieden und Krieg III, 407.
Stark, G. W. C., Romanschr. V, 531.
Staufenberg, Ritter von, Sage, II, 90. bearbeitet von Fischart II, 427.
Stechovius, Psalmenübers. III, 326.
Stegmann, Josua, Liederd. III, 30.
Stegmayer, Lustspield. V, 625.
Steigentesch, Dramat. V, 626.
*Stein, Frau von, ihr Verhältniß zu Göthe IV, 502.
Stein, s. Marquart.
Steinbach, Mitglied der deutschen Gesellschaft IV, 65.
Steinel, Uebers. IV, 332. vgl. 358.
Steinhöwel, Heinr., Uebers. II, 229. 226. das Boccaz II, 220. 223 f. des Aesop II, 294. vgl. II, 262.
Steinmar I, 320.
Stender, Dav., Anagrammat. III, 313.
Stephanie der Aeltere, Lustspieldichter IV, 337.
Stephanie der Jüngere, Lustspieldichter IV, 349. 356. V, 482. 488.
Sterne III, 155 f. V, 153. 159. dessen Nachahmer in Deutschland V, 189.
Sternschütz, v., Schauspieldichter IV, 355.
Steutlinger, Hans, Lied von ihm, II, 256.
Stief, Schauspield. IV, 328. Gelegenheitsd. IV, 46.
Stiefel's u. Murner's Streit II, 379.
Stieler, Kasp. von, dessen Willmut u. Bellemperie III, 405. 411.
Stilling, s. Jung.
Stobäus, Musiker III, 249.
Stöckel, Schauspield. III, 96. Gelegenheitsd. IV, 46.
Stöcken, Christian von, Psalmenübers. III, 326. dessen Uebers. von Thomas a Kempis III, 281.
Stockfleth, Romanschr. dessen Macarie III, 382.
Stockfleth, Frau, III, 382. Pegnitzschäferin III, 284.
Stockmann, Ernst, Madrigaldichter III, 312.
Stoffels, Konrad von, I, 457.
Stolberg, C. von, geistl. Schauspiele und Opern IV, 144. vgl. 139.
Stolberg, Fr. Leopold und Christian Grafen von, Charakterist. und Leben V, 42 ff. vgl. IV, 139. 140. 491. V, 24. Uebersetzungen derselben V, 45 f. Schauspiele V, 46.
Friedr. Leop.: Jamben V, 46. dessen Rath, Satire, ebend. Insel V, 47. Gedanken über Schiller's Götter Griechenland ebend. Reise ebend. auserlesene Gespräche Platon's V, 48. Büchlein der Liebe ebend. Geschichte der Religion V, 48. 283. 552.
Stolle, Gottlieb, (Leander), III, 479.
Stolle, Meister II, 9.
Stolterfoth III, 334.
Stolzer, Thomas, Compon. II, 282.
Stoppe, Daniel, dessen Studentenlieder III, 501 f. Fabeln ebend.
Stranitzky, Joseph Anton, dessen olla potrida und die lustige Reisebeschreib. III, 452. dessen Schauspielertruppe III, 451.
Straßburg, Schauspiel daselbst im 17. Jahrh. III, 94 f.
Straube, Uebers. IV, 71. 330.
Streckfuß, Karl, Uebers. V, 575.
Strephon, s. Harsdörfer.
Stricer's deutscher Schlemmer III, 99. 110.
Stricker, der, I, 448 ff. Frauenehre I, 450. Daniel von Blumenthal I, 449. die Klage I, 451. Beispiele I, 452. Pfaffe Amis II, 289. Umarbeitung des

Rolandslieds vom Pfaffen Konrad I, 449 f.
Strozzi II, 313.
Stubenberg, Joh. Wilh. Frhr. von, (der Unglückselige), Dichter und Ueberf. III, 192 ff. Romanüberf. III, 392. 386. vgl. III, 283.
Stück, Wolfram, Verfasser von Passionsstücken II, 331.
Studenten, von ihnen Schauspiele aufgeführt III, 94. Schausp. III, 451.
Studentenleben II, 313. zu Ende des 17. u. Anfang des 18. Jahrh. III, 490.
Studentenlieder II, 280.
Studentenroman III, 381. V, 156.
Stupritz III, 262.
Sturz, Helfr. Pet., IV, 509. ficht Lavater's Physiognomik an V, 268. Julie, Trauerspiel IV, 510.
Stürzebecher, Lied von demf. II, 256.
Stüven, Schauspield. IV, 358.
Suchenwirt II, 156 ff. deff. sieben Freuden Maria's II, 130. Gesaid II, 194.
Sucro, Josias, didakt. Dicht. IV, 35.
*Sudermann, Daniel, Gleichnisse III, 291.
Sulzer, J. G., Aesthetiker IV, 220 ff. Theorie desselben IV, 221. vgl. IV, 23. 182.
*Sünden, der, Widerstreit, geistl. Ged. II, 121.
Sunder, v., Klagegedicht III, 245.
Sundereyter, Psalmenüberf. III, 40.
Sunenburg, Fr. v., II, 17 vgl. 12.
Surland III, 515.
Suso, Heder., II, 237.
Suter, Casp., dessen Schlachtlieder II, 164. 168. 170. 172.
Swieten, van, IV, 352.
Sylvander, s. Schreiber.
Sylvius, s. Aeneas.
*Symons, Daniel, (Salemindonis), Trauerspiel Dido III, 404.
Syntipas II, 142.

T.

Tableaux bei Aufführungen von Schauspielen im 17. Jahrh. aus den Niederlanden nach Deutschland verpflanzt III, 413.
Tabulaturen der Meistersänger II, 230. Gesetze derselben II, 241 f.
Tacitus, Lieblingsschriftsteller des 17. Jahrh. III, 421.
Tafelrunde, Sagenkreis derselben II, 45 ff.
Talander, s. Bohse.
Tanhäuser I, 319 f. II, 31.
Tannengesellschaft, Stiftung derf. III, 197.
Tanzlieder II, 278.
Tapfere, die, s. Greifenberg.
Tapp, Sprichwörtersamml. III, 67.
Tasso, Bernardo, III, 174.
Tasso, Torquato, III, 174. überf. V, 575.
*Tatian, s. Ammonius.
Tauler, Joh. II, 97. 111 f. 237.
Teichner, s. Heinrich.
Telemach in Verse überf. III, 394.
Teller, Theolog V, 238.
Tenzone II, 30. 232 f.
Terenz, Einfluß desselben auf d. deutsche Schauspiel II, 343. III, 77. Uebersetzungen desselben II, 345. III, 79. zu Schulaufführungen bearbeitet II, 344. Stücke für die heutige Bühne bearbeitet V, 509.
Terkelsen, Severin, dänischer Dichter III, 256.
Terpo Mirisano's Gyges III, 380.
Teschler II, 10.
Teufel, Persönlichkeit deff. und Schriften über denf. III, 17. im Schauspiel III, 107. 110 f.
Teutleben, Kasp. v., III, 185.
Thaude III, 248.
Theagenes und Charikleia, Roman II, 229.
Theander, s. Sommersberg.
Theater, stehende, III, 446. in den verschiedenen Hauptstädten Deutschlands im 18. Jahrh. IV, 351 f. franz. im 18. Jahrh. IV, 362. S. Schauspiel.
Theaterdichter V, 477.
Theaterkritiken, die ersten, IV, 332.
Thebel's Unverferden von Thym II, 427.
Themar, Adam Werner von, Ueberf. II, 324.
Theologie im 13., 14. und 15. Jahrh. II, 110 ff. protestantische in der Mitte des 18. Jahrh. V, 236 ff.
Theophilus, Legende von demf. I, 484 f. II, 325. Spiel II, 329. Geschichte von demf. II, 71.
Theophrastus Paracelsus II, 402.
Theosophen des 15. Jahrh. II, 111 ff.
Therander, s. Sommer.
Theuerdank II, 201 ff. Umarbeitungen desselben ebend.
Thiemich, Paul, Opernd. III, 450.
Thierepos I, 124 ff. II, 369 ff. u. Ritterepos I, 143 f. S. auch: Reinaert, Reineke, Renart, Thierfabel.
Thierfabel I, 124 ff. vom Thierepos

verſchieden I, 125 f. vom Thiermährchen verſchieden I, 129. orientaliſche I, 131 f.
*Thiergedichte, Satiren III, 64.
Thiermährchen I, 119 f.
Thierſage I, 123 ff.
Thilo, Valentin, Kirchenlieddichter III, 250. 343.
Thomä, Hieron., deſſ. Trauerſpiele Titus und Tomyris III, 436.
Thomas a Kempis II, 237. veranlaßt die Aufnahme der Klaſſiker in Deutſchland II, 111. 159. poet. behandelt von Zeſen u. A. III, 280 f.
Thomas Cantipratenſis, deſſ. Apiarius II, 139.
Thomaſin, Zircläre (Tirkler), Charakteriſt. I, 430 ff. II, 13. 26. 102. 104 f. mehr Philoſoph als Dichter I, 439 ff. Quellen ſeiner Poeſie I, 441. Sein wälſcher Gaſt charakteriſirt und analyſirt I, 429 ff. Buch von der Höfiſchkeit I, 430.
Thomaſius, Freimüthige Gedanken III, 474.
Thomſon IV, 16.
Thukydides V, 367.
Thümmel, Mor. Aug. von, V, 188 f. Reiſen ebend. deſſ. Wilhelmine IV, 102. vgl. IV, 386. V, 21.
Thüring von Ringoltingen II, 207. Ueberſ. der Meluſine 220.
*Thüringen, Ritterepos daſ. I, 307. Schulkomödie daſ. III, 91.
Tieck, L., V, 520. 521. 522. 594. deſſ. Einfluß auf die Dramatik neueſter Zeit V, 594. Charakter ſeiner Dichtung V, 597 f. Humoriſtik V, 600. Abdallah V, 595. William Lovell V, 596. Peter Lebrecht ebend. f. Ritter Blaubart V, 590 f. 601. Phantaſus V, 599. Karl v. Berneck V, 602. Genoveva ebend. Geſchichten von den Haimonskindern, der Magelone V, 600. Volksmährchen V, 599. 596. Sternbald V, 596. Novellen in neuerer Zeit V, 634 ff. Lyriſche Gedichte und Sonette V, 587. dramat. Verſuche V, 594. humoriſtiſche Dramen V, 531. vgl. V, 600. Ueberſ. V, 576.
Tiedge, Chph. Aug., V, 586. IV, 227. V, 522.
Tietze, Chſtn., geiſtl. Dichter III, 298.
Timme V, 167.
Tinctor, Muſiker II, 249.
Tirkler, ſ. Thomaſin.
Tirolf, ſ. Tyrolf.
Tiroliſche Lieder II, 257. 263.
*Tiſchzucht, Gedicht von der I, 428.
Titius aus Liegnitz, ſ. Titz.
Titius in Wittenberg IV, 46.
Titurel der jüngere, I, 403 f. II, 12. ſ. Albrecht; Wolfram v. Eſchenbach.
Titus Andronicus, Stoff zu Trauerſpielen III, 436.
Titus, Peter, geiſtl. Dichter III, 207.
Titz, Joh. Peter, (Titius), Opitzianer III, 248. vgl. III, 231. 245. 252. Epigr. III, 307.
Tochter von Syon, Gedicht, II, 124 f.
*Todtenklagen II, 196.
Todtentanz II, 321. Todtentänze II, 243.
Tolle, Heinr., deſſen allegor. Schauſpiele III, 411.
Töllner, Theolog V, 238.
Tongern, Chronik von, ſ. Chronik.
Tours, Gregoine des, ſ. Bechada.
Törring, Anton Clemens und Joſeph, Aug. Gr. von, IV, 533.
Tragikomödie III, 99.
Tragödie II, 336. Charakter V, 450 f. bedingt durch große politiſche Begebenheiten V, 444 f. des Alterthums und der neuern Zeit unterſch. V, 440 f. im 17. Jahrh. III, 405 f. im 18. Jahrh. IV, 329. der 70er Jahre des 18. Jahrh. IV, 524 ff. 532. nach Göthe's Götz IV, 477. S. Schauſpiel.
Tralles IV, 36. 46.
Trauerſpiel, ſ. Tragödie.
Trautſchel III, 16. 25.
Treitzſauerwein, Mitarbeiter am Weißkunig II, 242.
Treu's Schauſpielergeſellſchaft III, 451.
Triewald III, 515.
Triller IV, 46. poetiſche Betrachtungen IV, 35. Fabeln IV, 94. Schauſpielüberſ. III, 420.
Trimberg, ſ. Hugo.
Trimunitas II, 216.
Trinklied, ſ. Weinlied.
Triſſino III, 174.
Triſtan, Sage I, 261. 416. ſ. Gottfried von Straßburg. Eilhart's von Oberg I, 416. in Proſa II, 219. 266.
Trochäen im Schauſpiel III, 87.
Trojanerſage I, 99 f.
Trojaniſche Geſchichten II, 211 f.
Trojaniſcher Krieg, Epos II, 52 ff.
Tromlitz, v., ſ. Witzleben.
Trommer, Dichter und Componiſt III, 412. 450. Epigrammatiker III, 311.
Trotzendorf, Humaniſt und Pädagog III, 206.
Troubadours I, 291. mit den Minneſängern verglichen I, 291 f.
Trouveres von Hennegau, Flandern ꝛc. I, 245.

Trutzsimplex III, 379.
Tschammer, v., III, 463. 502. IV, 328.
Tscharner, Wässerung der Aecker, Ged. IV, 35.
Tscharner, Uebers. V, 575.
Tscherning, Andreas, Musiker und Opitzianer III, 253 f. 245. Gelegenheitsd. III, 211. geistl. Hymnen III, 334. Schreib- u. Sprachkunst III, 251. Prosodie III, 231. Gelegenheitsd. III, 211. Hymnendichter III, 334. dess. Meinung von Plato III, 213.
Tschirnhaus IV, 35.
Tucher, Hans, II, 214.
*Tübingen, Schauspiel im 16. Jahrh. III, 94.
Tundalus, die Geschichte T. I, 174. Gedicht II, 251.
Türkiß, Damian, III, 263.
Turheim, Ulrich von, s. Ulrich.
Türlein, Heinrich von dem, der Abenteuer Krone, Gedicht, I, 459 ff.
Türlin, Ulrich v. d., s. Ulrich v. d. T.
Turpin I, 190. 236 f.
*Tyrol, Lehrer des Königs T. I, 428.
Tyrolf, Joan, zu Cala, Uebers. latein. Schausp. und Schauspield. III, 81. 96.
*Tschimmer, Gabr., III, 442.

U.

Ubeda, Fr. de, Justina, Roman III, 372.
Ueberschrift, (Epigramm) III, 308. 510.
Ueberseţzungen, erste Grundlage zu wahren Uebers. III, 222 f. Uebers. lat. Schausp. im 16. Jahrh. II, 345. lat. und griech. III, 79. Charakter ders. im 16. und 17. Jahrh. III, 177. fremder Dram. im 18. Jahrh. IV, 347. in neuerer Zeit und Einfluß ders. auf die Gestaltung der Literatur V, 570. 574 f.
*Uebles Weib, Gedicht II, 149.
Ufenbach III, 519.
Uhland V, 619. vgl. 523. 616. histor. Schauspield. V, 629.
Uhlich, Gottfr. Adam, Schauspieler u. Lustspield. IV, 336. 341.
Ulenberg, Kasp., geistl. Dicht. III, 43.
*Ulenhart, Nik., Uebers. III, 372.
Ulfilas I, 67.
*St. Ulrich, Legende von dems. I, 171.
Ulrichs v. Eschenbach Alexander, I, 218. II, 10. charakterisirt II, 49 f.
Ulrich von Lichtenstein I, 322 ff. Frauendienst I, 218 f. Frauenbuch (der Itwitz) I, 324. angegriffen von Zweter II, 16.
Ulrich von Singenberg, Walther's v. der Vogelweide Schüler I, 315.
Ulrich von Türheim, Ergänzer des Willehalm v. Wolfr. v. Eschenbach I, 406. 456.
Ulrich von dem Türlin, Ergänzer des Willehalm von Wolfram von Eschenbach I, 406. 455.
Ulrich von Winterstetten, s. Winterstetten.
Ulrich von Zazikoven, dessen Lanzelot I, 260. analysirt I, 262 ff.
Ungenähter Rock Christi, Legende II, 236.
Unglückselige, der, s. Stubenberg.
*Unlustvertreiber, Anekdotensamml. III, 72.
Unverdrossene, der, s. Hille.
Unverzagte, der, II, 9 f.
Unzer, J. August, V, 8.
Unzer, Joh. Charlotte, (geb. Ziegler), IV, 45. V, 8.
Unzer, J. Christoph, V, 8.
Unzer, L. A., V, 8 ff. vgl. IV, 227. Freigeist V, 243 f.
Urbanus Rhegius II, 381.
*Urfe, dess. Asträa III, 385.
Urlsperger IV, 28.
*Urstende, Gedicht von Jesu Leiden, Tod u. Auferstehung I, 116.
Usteri, Joh. Mart., Maler u. Idyllend. V, 68 f. vgl. 585.
*Ufenhove, s. Willem.
Uz IV, 20. 74. 101. 103. 226. Horazianer IV, 185 f. von Wieland angefeindet IV, 180 f. 187. und den Schweizern IV, 188. dess. Theodicee IV, 35. Lieder und Oden IV, 118. 182. 185.

V.

Vagabund (Fahrender) des 16. Jahrh. III, 370.
Valentin und Namelos, Roman, niederdeutsch II, 71. 89. übers. II, 219.
*Valerius Jul., I, 215.
Valerius Maximus, übers. II, 132.
*van der Upstandinge, niederländ. Spiel II, 328.
Variscus, Joh. Olorinus, s. Sommer.
Varnhagen v. Ense, Romantik. V, 521.
Vega, s. Lope.
Vehe, Michael, Gesangbuch III, 43.
*Veit, Legende I, 170.
Veit Weber's Lieder II, 172.
*Veith, Val., Schauspield. III, 92.
Velde, Helene v., III, 281.
Velde, van der, V, 633.

Velbeke, Heinrich von, I, 269 ff. 305. Verf. von Legenden I, 173. deſſ. Aeneide (Eneit) I, 223. Charakteriſtik, Vergleichung mit der Virgiliſchen u. Beurtheilung des poetiſchen Werthes I, 272 ff. S. auch: Reimkunſt.
Velſer, Michael, Ueberſ. der Reiſen Mandeville's II, 213.
Veltheimſche Schauſpielergeſellſchaft III, 450 f.
Velthem, deſſ. spiegel historiael II, 56.
*Vergnügter Amydor III, 390.
*Verlorner Sohn, Gedicht I, 120.
*Veronica und Veſpaſian, Legende I, 171.
Vers, d. urſprünglich epiſche deutſche I, 75.
*Versmaße, antike, im Schauſp. III, 87 f. Span. u. ital. in deutſch. Poeſie V, 646 ff.
*Veſpaſius, Herm., geiſtliche Lieder III, 28.
Victor, Hugo von St., ſ. Hugo v. St. Victor.
Vida, Hieron., III, 229.
Viecke, Fr., ſchleſ. Dichter III, 245.
Vielgekrönte, der, ſ. Werder.
*Vigilis von Weiſſenburg, Lehren von den ſieben Graden III, 328.
Villani V, 367.
Villaume, Kinderſchriftſteller V, 321.
Viltinaſage I, 25. mit König Ruother verglichen 201 ff. II, 211.
Vindler, Hans, deſſ. Buch der Tugend II, 348 ff.
Vindler, Konrad II, 188.
*Virgil in Schauſp. verw. III, 404.
Viſchering Droſte, Freiherr von, V, 282 f.
Viſionen III, 362 f.
Vitae patrum II, 237.
Vogel, Jak., Schauſpielb. III, 107. 122 f. Gelegenheitsd. III, 213. vgl. III, 70.
Vogel, Joh., Pſalmendichter III, 325. geiſtl. Dichter III, 298. deſſ. allegor. Kupferſtiche III, 292.
Vogel, Pfarrer, J. Pauls Freund V, 208.
Vogel, Wilh., Dramat. V, 626.
Vogelgeſang, ſ. Lemnius.
Vogler, Pſalmenüberſ. III, 39.
Vohburg, Stephan II, 200.
Voigt, Valentin, Fabelb. III, 47.
Völkerwanderung, Wirkung derſ. auf den hiſtor. Volksgeſang I, 34 ff.
Volkmar III, 501.
Volksbücher II, 287 ff. aus Reiſen und Chroniken gemacht II, 213 ff. Kinderſchriften V, 320 ff.
Volksdichtung in latein. Bearbeit. u. in den Händen der Geiſtlichen I, 65 ff. 86 ff. Veränderungen in derſ. I, 191 ff. durch den 30jährigen Krieg befördert III, 198. S. auch: Volksgeſang. Volkslied.
Volksepos, deutſches, deſſen Eigenthümlichkeiten I, 34 ff. übr. ſ. Epos.
Volksgeſang, deutſcher, franz. und ital. I, 33. hiſtoriſcher, Wirkung. der Völkerwanderung auf denſ. I, 34 ff. II, 252. S. auch: Volksdichtung. Volkslied.
Volkslied, hiſtoriſches II, 148 ff. hiſtor. im 17. Jahrh. III, 300 ff. mit nachhallenden Schallworten II, 280. poet. Element in denſ. II, 279 ff. Verbreitung derſ. II, 271. über den Werth. derſ. II, 281. untergeordnete II, 278 f. der ſpätern Zeit II, 283 f. über die Sammlungen derſ. ebend. in kirchliche verwandelt III, 14.
Volksmuſik II, 282 ff.
Volksnarr, ſ. Narr.
Volksſchauſpiel III, 100 ff. 408.
*Volſunga Saga I, 25 f.
Voltaire IV, 281.
Vondel, Joſt van der, III, 182. deſſen Schauſpiele überſ. III, 420.
Vortiger und Hengiſt, Sage von denſ. I, 250.
Voß, J. H., Jugendgeſchichte und Entwickelung V, 55 f. perſönl. Charakter V, 61 f. Streben ebend. körperlicher Zuſtand V, 62. Glaube V, 63. Sprache V, 56. mit Hebel vgl. V, 66 f. Verdienſte um Form und Versbau V, 59. Lyrik V, 59 f. Verbindung mit Componiſten V, 60 f. Idyllendichter V, 49. 64 f. plattdeutſche Idyllen V, 68. vgl. IV, 15. Ueberſetzung des Homer u. Verdienſt derſelben V, 51 f. des Ariſtophanes und latein. Dichter. V, 574. Vgl. noch V, 24 f. 27.
Voß, Julius von, V, 532. 627 f.
Vulpius, Romanſchr. V, 326.

W.

*Wace, Ueberſ. von Gottfr. von Monmouth Chronik I, 257.
Wächter, L., ſ. Weber, Veit.
Wackenroder V, 542. Romantik. V, 521.
Wagner, Ad., Ueberſ. V, 571.
Wagner, Chrſtph., (Fauſts Famulus), Leben II, 308.
Wagner, Heinr. Leop., Schauſp. IV, 535. Göthe's Anhänger u. Schüler IV,

470. 472. deſſ. Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſ. IV, 483.
Wahrſagebücher II, 232.
Wahrſagekalender II, 243.
Waidſprüche II, 279 ff.
Walch III, 6.
Waldis, Burkard, Stand u. Schickſale III, 48 f. Fabeld. ebend. Ueberſ. III, 49. Umarbeiter des Theuerdank II, 202. polemiſche Schriften gegen das Papſtthum II, 407. Kirchenliederd. III, 25. Pſalmenüberſ. III, 40 f. verlorner Sohn, Faſtnachtsſp. III, 48. Gedicht von dem Urſprung u. ſ. w. und „wie eine Mutter u. ſ. w." III, 49.
*Wales' polit. Zuſtand im 11. und 12. Jahrh. I, 254 f.
Waliſiſche Poeſie I, 248 ff. Zuſammenhang mit der bretagniſchen I, 253.
Walram v. Greſten I, 305.
Wälſche Gaſt, ſ. Thomaſin.
*Walter, Liederd. III, 29.
Waltharius (Walther von Aquitanien) II, 84. latein. epiſche Gedichte von ihm I, 88 ff.
Walther v. Chatillon I, 296. 297. II, 50.
*Walther aus dem Elſaß I, 297. 298.
*Walther und Hiltgunt, Gedicht I, 91.
*Walther, lat. Liederd. I, 194 f.
Walther, Liedercomponiſt III, 17.
*Walther Mapes, ſ. Map.
Walther, Markgr., Volksbuch II, 218.
Walther v. Metz I, 430. II, 10.
Walther v. Priſach II, 11.
Walther v. Rheinau, Marienleben I, 497.
Walther v. d. Vogelweide, Charakter. I, 311 ff. vgl. II, 10. 26. deſſ. Leich I, 497 f. Vorbild Zweter's II, 15 f. mit Flemming zuſammengeſtellt III, 234 f.
*Walwein I, 458.
Wangenheim, v., III, 482.
Wangenheim V, 523.
Wartburgkrieg II, 27. 30 ff.
*Warnung, Gedicht I, 121.
Waſer IV, 54. deſſ. Briefe IV, 226.
Weber, Georg Heinrich, (Hyphantes), deſſ. chriſtl. Kreuzträger III, 412. vgl. III, 267.
Weber, ſ. Veit.
Weber, Veit, (Leonhard Wächter), Romanſchr. V, 325. 531.
Weberlieder II, 280.
Weberſchlacht, Beſchreib. derſ. II, 166.
Wechſeltritt III, 342.
Weckherlin, Georg Rud., III, 169 ff. deſſ. Sprache, Rhythmus und Metrum III, 170 f. Pſalmenparaphr. III, 46. Epigrammat. III, 306.
Weckherlin, W. Ludwig, V, 124 ff.
Wehrs V, 25.
Weiber, ſ. Frau.
Weichmann, Gottſched's Anhänger IV, 46. deſſen Poeſie der Niederſachſen III, 474. 515.
Weidner, Leonhard, Fortſetzer v. Zinkgreff's Apophthegmen III, 11.
*Weidner, Joh. Jac., Luſtgärtlein und Hausapotheke III, 171.
*Weier, Joſ., III, 137.
Weimar, Hauptſitz deutſcher Bildung im 17. Jahrh. III, 186. Weimar (u. Jena) Mittelpunkt des literar. Lebens Deutſchlands Ende des 18. Jahrh. V, 519 f. vgl. IV, 493 ff. Theater daſ. in d. Mitte des 18. Jahrh. IV, 344. unter Göthe V, 507 ff.
Weinlied II, 274 ff. 281.
*Weinſchlund, Minneſängerlied I, 295.
Weinſchwelg I, 295. 320. II, 275.
Weinsheim, Stanislaus Minck v., ſ. Winkelmann, Joh. Juſt.
Weiſe, Chriſtian, Romanſchr., charakt. III, 399 ff. Erneuerer der Schulkomödie III, 408. Luſtſpield., charakt. III, 453 ff. Proſodiker III, 231. geiſtl. Dichter III, 453. Lyriker III, 454. Kritiker, Polemiker und Theoretiker III, 464 ff. Anſicht über die Poeſie III, 455 ff. üb. Luſtſpiel und bibl. Stücke, wo Jeſus und Satan auf die Bühne kommt III, 458. Fruchtbarkeit III, 456. Lebensphiloſophie III, 400 ff. Urtheil der Zeitgenoſſen üb. ihn III, 466. —

Werke: überflüſſige Gedanken III, 454 f. nothwend. Gedanken III, 455. Luſt u. Nutz der ſpielenden Jugend III, 456. bibliſche Stücke III, 458. polit. od. hiſt. Stücke ebend. freie Erfindungen, Intriguen und Novellenſtücke III, 459. Galatee, Sing- und Satyrſpiel III, 459. Stück vom dreifachen Glück, allegor. Stück ebend. beſchützte Unſchuld ebend. triumphirende Keuſchheit ebend. unvergnügte Seele ebend. Burlesken u. Poſſenſpiele III, 460. verkehrte Welt ebend. bäuriſcher Machiavellus ebend. drei Hauptverderber III, 400. drei klügſten Leute der Welt ebend. drei Erznarren ebend. polit. Näſcher ebend. f. polit. Redner III, 402. Reiſe Gedanken ebend.
Weisflog, Romanſchr. V, 622.
Weiſianer III, 467 ff.
Weiskern, Luſtſpield. IV, 337. deſſen Burlesken und Hanswurſtiaden IV, 351.

Weiß, Mich., (Albini), Liederd. u. Ueberſetzer III, 26. 205. 248. und Componiſt III, 16. geiſtl. Epigramm. III, 312.
Weiße, Chriſtian Felix, Schauſpield. IV, 351 f. vgl. IV, 332. letzter Vertreter des franz. Geſchmackes IV, 349. Proſodiker III, 231. in den Xenien angegriffen V, 414. Trauerſpiele IV, 342 ff. Opern und Vaudeville IV, 343 f. Beiträge zum Theater IV, 344. ſcherzhafte Lieder IV, 182. Amazonenlieder IV, 193. 199. Kinderſchriften V, 320. Kinderfreund IV, 345.
Weißenthurn, Frau v., Dramat. V, 626.
Weißkunig II, 202.
Weltliteratur V, 525 f.
Wend III, 478.
Wenzel, J. Chriſtoph, Gelegenheitsd. III, 470. Schauſpield. III, 440.
Werder, Dietrich von dem, (der Vielgekrönte), Mitglied des Palmordens, Dichter u. Ueberſetzer III, 191. Romanſchr. III, 386.
Werdomar (Boie) V, 25.
*Werin v. Lothringen I, 458.
Werner, Adam, v. Themar, ſ. Themar.
*Werner v. Elmendorf, geiſtl. Dichter I, 118.
Werner, Georg III, 250. Ueberſetzer III, 153. Pſalmen III, 325.
Werner, Zachar., Charakteriſt. u. Leben V, 541 ff. vgl. 552. Uebertritt zum Katholicismus V, 544. Dramatiker V, 607 ff. vgl. V, 536. 567. Romantiker V, 521. vgl. 524. deſſ. dram. Verſuche V, 594. Söhne des Thals, Drama V, 608. andere Dramen V, 609.
Wernher, Bruder, vom Niederrhein I, 122. 304.
Wernher, Bruder, der Oeſterreicher II, 17.
Wernher, der Gärtner, deſſen Maier Helmprecht II, 150.
Wernher, Pfaffe, von Tegernſee, Leben der Maria I, 172. 496. 500. ludus paschalis II, 326.
*Wernher, der Schweizer, deſſ. Marienleben I, 497.
Wernicke (Warnecke), Chriſtian, Kritiker, Charakteriſt. III, 505 ff. vgl. IV, 56. perſönl. Charakt. III, 508 f. Gegner Lohenſtein's und Hoffmannswaldau's und Streit mit Hunold und Poſtel III, 506 f. Anhänger Boileau's u. der franz. Literatur III, 507 f. deſſ. Satire Hans Sachs III, 507. Vergleich mit Logau III, 509. Epigramme III, 507 f. erſte Ausg. derſ. III, 505. Schäfergedichte III, 507.
Werthes, Fr. A. Clem., Ueberſ. V, 11.
Weſt, ſ. Schreyvogel.
Weſtenrieder IV, 533.
Weſtohn, Hildegunde von, hochdeutſch dichtende Holländerin III, 281.
Weſton, engl. Dichterin III, 282.
Weſtphal, G. H. F., IV, 244.
Weſtphalen, Fabeld. IV, 99.
*Wetten, Joſua, Schauſpield III, 439.
Wetterbücher und Wetterkalender II, 243.
Wetzel, Hymnopöographie und Analekten III, 6.
Wetzel, Karl Friedrich, Lyriker V, 616. deſſ. Jeanne d'Arc V, 631.
Wezel, Joh. Karl, Tragiker, Luſtſpield. und Romanſchr. V, 186. vgl. IV, 386. V, 151. deſſ. Tobias Knaut V, 186 ff. Charakteriſt. V, 187. Luſtſpield. V, 188. Belphegor ebend. Kakerlak ebend. Wickham IV, 532.
Wezell, Schauſpieler und Komödiend. III, 462.
Wichgrev, deſſen Cornelius relegatus III, 94.
Wickram, Georg, Satiriker III, 125 ff. Schauſpield. III, 95. Romanſchr. III, 126. deſſ. Rollwagen II, 304. Ueberarbeiter von Murner's Narrenbeſchwörung III, 122. Bearbeitung der ovidiſchen Metamorph. Albrecht's von Halberſtadt III, 126. Loosbuch III, 127. Ueberſ. III, 126.
Wickram, Peter, II, 302.
Widmann, deſſen Geſchichte des Peter Leu von Hall II, 292 ff.
Wieben, Peter, Lied von demſ. II, 256.
Wiedemanns poet. Gefangenſchaften III, 431.
Wieland, Chriſtoph Martin, Jugendgeſch. und Entwickelung IV, 177 ff. 266. zur Lebensgeſch. IV, 249. 274. 285 f. franz. Bildung IV, 278. phil., hiſtor. und philoſ. Studien ebend. f. Beſchäftigung mit Rouſſeau IV, 279. Stellung zu demſ. und zu Voltaire ebend. ff. moraliſcher Lebenswandel IV, 261 f. Widerſpruch ſeines Lebens mit ſein. Schriften IV, 262 f. Lebenszweck IV, 265. Religionsanſichten V, 300. 303 ff. Antipapismus V, 304. politiſche Anſichten IV, 8. religiöſe Richtung IV, 178 f. verläßt dieſelbe IV, 247 ff. Uebergang zur Lebensphiloſophie IV, 248 ff. vgl. IV. 80. Uebergang zum Materialism. und zur Toleranz IV, 259 ff. wird von allen Seiten angegriffen IV, 260 f. ſeine Haltung zur Zeit der franzöſ. Revolution V, 353. ſeine Tendenz IV, 264. 272. Lebens-

weisheit und Moral IV, 272 f. Gegensatz zu Klopstock IV, 268 ff. 274. mit Klinger vgl. V, 3. greift mit Bodmer Uz und Cronegk an IV, 187. ist Hagedorns Lobredner IV, 38. Verhältniß zu Blumauer V, 264. zu Alringer und Fr. A. Müller in Wien V, 20. zu Meißner ebend. greift die Xenien an V, 418. wird von Göthe wegen seiner Uebersetzung des Shakespeare verspottet, s. Göthe. verspottet Gottsched IV, 149. seine Principlosigkeit und Passivität IV, 274 f. Kosmopolitism. V, 343. Uebrigens s. Bodmer. Lavater. Wieland's poet. Werth IV, 264. 271. Dichter der Liebe IV, 265 f. Verdienst um deutsche Bildung IV, 289 f. als Ueberf. V, 574. seine Schule V, 3 ff. — Mittelalterliches Element seiner Dichtungen IV, 278 f. vgl. IV, 11. lasciver Charakter seiner Schriften IV, 260 ff. seine Romane III, 402. mit Jean Paul's Rom. vgl. V, 203. Opern IV, 344. Ritterdichtung IV, 285. Schauspiele ebend. naturphilos. Schriften IV, 35.

Werke: Abderiten IV, 288. geprüfter Abraham IV, 179. Agathodämon V, 306. Agathon IV, 254 ff. Alceste IV, 285. neuer Amadis IV, 259. Antiovid IV, 179. Antworten und Gegenfragen V, 304. Araspes und Panthea IV, 248. Aristipp V, 326. Briefe von Verstorbenen IV, 179. Clementine und Porreta IV, 248. Cyrus ebend. Diogenes IV, 258. Don Sylvio IV, 252. V, 156. Dunciade IV, 149. Empfindungen eines Christen IV, 180. moral. Erzählungen IV, 179. scherzhafte Erzählungen IV, 252. Frühling IV, 179. Gandelin IV, 286. Geron IV, 286. Göttergespräche V, 305. goldener Spiegel IV, 282. Johanna Gray IV, 286. Idris IV, 256 f. Klelia und Sinnibald IV, 286. Lucian, Ueberf. V, 304 f. Mercur, Zeitschrift IV, 482 f. Musarion IV, 256 ff. Nadine IV, 252. Oberon IV, 286 f. vgl. 278. Peregrinus Proteus V, 306. Pervonte IV, 286. Rosamunde IV, 285. Shakespeare, Ueberf. IV, 249. 347. Sommermährchen IV, 286. Sympathien IV, 180. Theages IV, 251. Unterredungen mit dem Pfarrer von ** IV, 261. 264. Ueber den freien Gebrauch der Vernunft V, 304. Vogelsang IV, 286. Wahl des Herkules IV, 285. Wasserkufe IV, 286 f. Wintermährchen ebend. projectirtes Werk über die sokratische Schule IV, 279.

Wieland, Joh. Sebald, dessen Held aus Mitternacht III, 242.

Wien, Zustand d. Literatur das. Ende des 18. Jahrh. IV, 354 ff. in neuester Zeit V, 522. Zustand d. Musik das. im 18. Jahrh. IV, 354. Bühne daselbst Mitte des 18. Jahrh. IV, 351 ff. gegen Ende des 18. Jahrh. V, 487. in neuester Zeit V, 625 f. Posse das. III, 452.

Wiener Magazin der Literat. und Kunst V, 352.

*Wiener Meerfahrt, Minnesängerlied I, 295. 320.

*Wiest, Ulr., II, 231.

Wigalois, deutscher und englischer I, 377 f. in Prosa II, 219. Uebrigens s. Wirnt.

Wigamur I, 457. vgl. 264.

Wilhelm IV., Herzog von Sachsen-Weimar (der Schmackhafte) III, 186.

Wilhelm, Joseph, dessen Andachten III, 271.

Wilhelm von Montfort, Abt, dessen Lieder II, 18.

Wilhelm von der Normandie I, 480.

Wilhelm's, Herzogs von Oesterreich, Abenteuer bei seiner Werb. um Hedwig II, 218.

Wilhelm, Herz. v. Oesterreich, Gedicht, II, 88. 219.

Wilhelm v. Orlens, Roman, II, 220.

*Wilhelm Gr. v. Poitou I, 291.

*Wilhelm von Poitiers I, 305.

Wilkens, Jurist IV, 37.

Wilkow, Christoph, III, 250.

Will, Gottschedianer IV, 46.

Willem Utenhov. Umarbeiter u. Fortsetzer des Reinaert I, 148. f. II, 411 ff.

Willamov, J. Gottfr., Charakterist. IV, 202. Fabeldichter IV, 99. russische Kriegslieder IV, 199.

Willebrant, geistlicher Hymnendichter III, 335.

Williram I, 104.

Willmar, s. Gensicken.

*Willo I, 108.

Wilmsen IV, 152.

Wimmer III, 6.

Wimpfling II, 352. 364. 373. III, 359. dessen epistola de miseria curatorum III, 17.

Winancko V, 23.

Windischgrätz, Gottl. v., III, 192. 304.

Winckelmann, Joach. W., Charakterist. IV, 399 f. Lebensgesch. IV. 391 f. Uebertritt zum Katholicism. IV, 392 f.

Schwärmerei s. Freundschaft IV, 394 f. Verhältniß zu Lessing IV, 395 f. vgl. IV, 321. Franzosenhaß IV, 395. Grundsätze in Bezug auf Malerei IV, 396. Urtheil über verschiedene Malerwerke IV, 397. über alte Kunst IV, 322. Verachtung des gothischen Stils ebend. Hauptwerke IV, 397. Wirkungen derf. ebend. f. Einfluß seiner Kunstgeschichte auf den Stand d. Künste IV, 376. — Von Göthe charakt. IV, 394.
Winkelmann, Joh. Just., (Stanislaus Minck von Weineheim), dess. Proteus, Poetik III, 468.
Winkelstein, österreichischer Dichter III, 244.
Winkler, Paul v., Sprichwörterf. III, 67. dessen Edelmann, Roman III, 371.
Winkler (Theod. Hell) V, 327. 522.
Winnenberg, Philipp von, christliche Reiterlieder III, 21. 28 f.
Winsbeke, Gedicht, charakt. I, 381 f. 426 ff.
Winsheim, Veit Ortel v., III, 57.
Winterstetten, Ulrich v., I, 311.
Wirnt von Gravenberg, Charakterist. I, 377 f. dess. Wigalois analysirt I, 379 f.
*Wirri, Ulr., dess. Schlachtlied II, 172.
*Wirsung, Christoph, Uebers. II, 346. III, 69.
Withof, didakt. Dichter IV, 35.
Wittel, Joh. v. Erfurt, Eiferopfer III, 98. vgl. 91.
Wittenberg, Sitz der Poesie im 17. Jahrh. III, 245.
*Wittenweiler, Heinr., dessen Ring II, 183. Metzen Hochzeit II, 184.
Wituchind I, 88.
Witzel, Uebers. latein. Oden III, 43.
Witzleben, von, (A. v. Tromlitz), Romant. V, 522. Novellist V, 634.
Witzlaw II, 27.
Wochenschriften, gelehrte IV, 19 ff.
Wohlgerathene, der, s. August.
Wolf, Liederd. IV, 28.
Wolf, P. A., Schauspieler V, 508.
Wolf, der, in den Thiersagen I, 135 ff.
Wolfdietrich, s. Hugdietrich.
*Wolflein v. Lochau, Gesangbuch II, 262.
Wolfram von Eschenbach I, 387 ff. mit Jean Paul vgl. I, 409. Vorbild Reinbot's von Dorn I, 488. sein Ansehen u. Einfluß auf die Poesie des 14. und 15. Jahrh. II, 14. dessen Schule II, 10 ff. Polemik derf. II, 25. 29. Wolfram'sche Strophe II, 39. — Sein Parzival, über die Quellen desselben I, 383. Charakt., Plan, Analyse I, 393 ff. Verhältniß zu Lambrecht's Alexander u. Dante's Hölle I, 399 f. Vergleichung mit Gottfried's Tristan, s. Tristan. erweitert und ergänzt II, 52 f. nicht in Prosa bearbeitet im 14. Jahrh. II, 251. gedruckt II, 216. — Sein Titurel I, 402 ff. gedruckt II, 216 f. — Sein Willehalm I, 404 ff.
Wolfsklagen II, 353.
Wolgemuth, Huldrich, dessen neuer Aesop III, 67.
Wolkenstein, Oswald von, oder der Wolkensteiner, s. Oswald.
*Wolkenstein, Uebers. II, 96.
Woltereck, Christoph, Holstein. Musen III, 512.
Woltmann, Geschichtschr. V, 334.
Wolzogen, Frau v., V, 138. 139. 519.
Wortspiel III, 313.
Wülffer, geistl. Dichter III, 343.
Wunderer, s. Etzel's Hofhalt.
*Würfel, Spruch von dem, und Wie der W. auf ist kommen III, 17.
Würtemberg, Zustand desselben in literarhistor. Hinsicht im 18. Jahrh. IV, 169.
*Wüstholz, Johann, Psalmensammler III, 44.
*Wützenstein, Fz. v., (d. Wehrhafte) III, 192.
Wyle, Niclas v., II, 207. 222. dessen Werke und Uebers. des Aeneas Sylvius II, 222. 262. vgl. 208. des Lucian II, 345. vgl. III, 78.
Wyß IV, 48.

X.

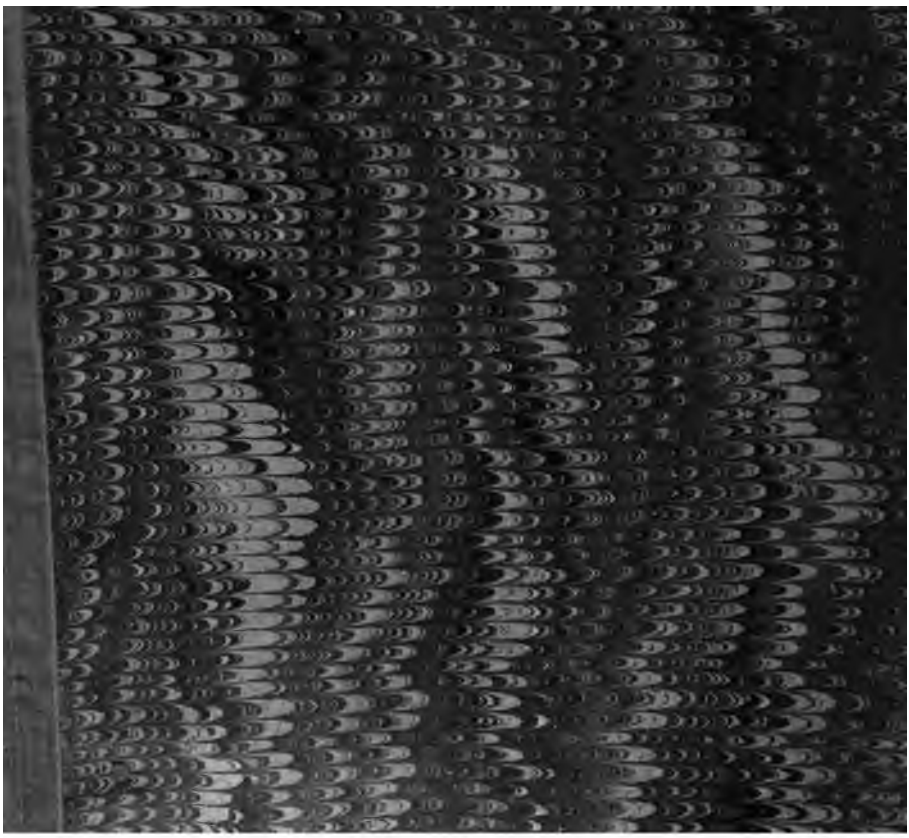
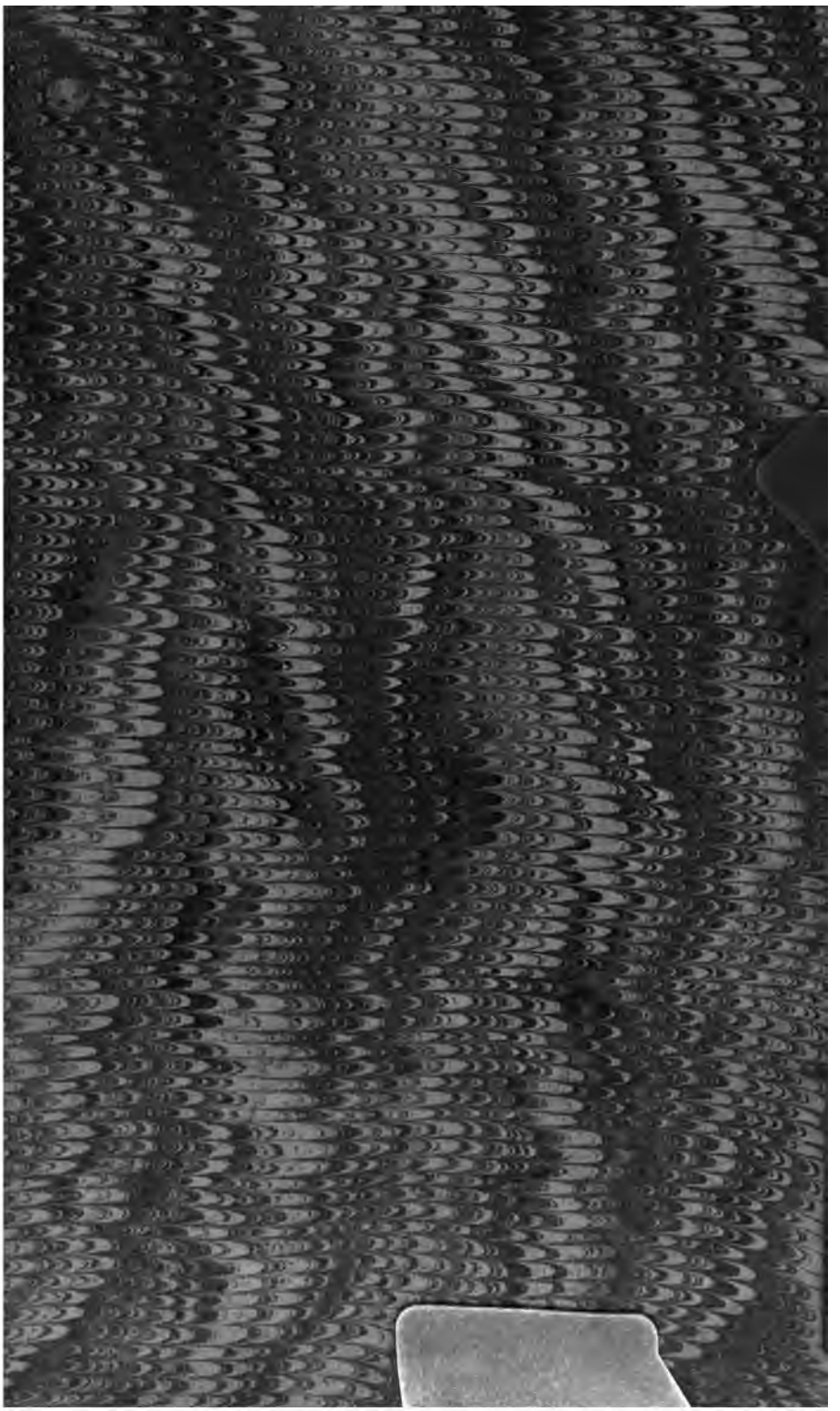
Xenien, s. unter Schiller.
Xystus Betulejus, s. Birken, Sixtus von.

Y.

Yorik, s. Sterne.
Young IV, 125. dess. Einfluß auf Klopstock und dessen Schule IV, 168 f. Gedanken üb. Originalität u. Nachahmung IV, 382 f.

Z.

Zachariä, Fr. W., Fabeld. und Verfasser kom. Epopöen IV, 99 ff. nur Nachahmer IV, 100 f. vgl. IV, 70. 73 f. 100. seine Fabeln in Waldis' Manier und mit diesen vergl. III, 52. dessen

Phaethon IV, 101 f. Verwandlungen IV, 103. Lagoſiade ebend. Schnupftuch ebend. f. Renommiſt ebend. Schöpfung der Hölle IV, 145.
Zahlhaas, deſſen Karl von Bourbon V, 631.
*Zamehl, III, 262.
*Zanach, Jac., Erquickſtunden III, 70.
Zatzikoven, ſ. Ulrich.
*Zaubergeſchichten II, 307 f.
Zaupſer IV, 533.
Zedlitz, Joh. Chriſtian v., Nachbildner ſpaniſcher Dramen V, 626. Stücke von ihm ebend.
Zeidler, Schauſpield. III, 440.
*Zeiller, Mart., theatrum tragicum III, 72. u. a. dergl. Samml. III, 73.
Zeitſchriften, ſ. Journale.
Zell III, 519.
Zell, Katharina, der. Geſangbuch II, 21.
Zellweger IV, 48. 50.
Zeno und Theophilus, Legende II, 90.
Zerclar, ſ. Thomaſin.
Zeſen, Philipp v., (Cäſius, Ritterhold von Blauen III, 275.), Grammatiker, Romanſchr., Ueberſ. u. Schauſpield. III, 274 ff. 424. Charakter III, 277. Puriſt III, 278. 388. Proſodiker III, 231. Romanüberſ. III, 386. ſtiftet mit Peterſen und von Liebenau die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft III, 275. angeregt durch Flemming II, 201. angefeindet v. Harsdörfer, von Riſt verleumdet III, 275 ff. 428. orthogr. und etymologiſche Eigenheiten u. Spielereien III, 277 f. Deutſchthümelei III, 278. von den Frauen beſonders geſchätzt III, 281. dichtet auch lateiniſch, franzöſiſch u. holländiſch III, 279. Schreibart III, 388. — Menge ſeiner Werke III, 276. 278. Gedichte III, 279 f. geiſtl. Gedichte III, 280. gekreuzigte Liebesflammen III, 281. poet. bearbeit. von Thom. a Kempis III, 280. Romane, poet. Wälder Vorſchmack III, 387. adriatiſche Roſamunde, Aſſenat, Simſon, letzter Wille d. Erzväter ebend. f.
Zernitz, didakt. Dichter IV, 35.
Ziegler, Kaspar, Madrigalend. III, 311. vgl. 305. geiſtl. Elegieen III, 312. geiſtl. Hymnen III, 334. erotiſche Briefe III, 431. Ueberſ. III, 266. Nachahmer Hoffmannswaldau's III, 431.
Ziegler u. Klipphauſen, Heinr. Anſelm v., deſſen aſiatiſche Baniſe, Roman III, 392.
Ziegler, Charlotte v., geb. Romanus IV, 44.
Zielh von Bern, Wilh., Ueberſ. II, 219.
Zimmermann, Daniel, Liederd. III, 271. Pſalmenüberſ. III, 325. deſſen Schreibart III, 515. vgl. IV, 48.
Zimmermann, Joh. Georg, IV, 341. 491. V, 352.
Zimmermann, Joſ. Ign., Schauſpielſchreiber IV, 533.
Zinkgref, Julius Wilh., Apophthegm. III, 70 f. Schulpoſſen III, 71. Liederd. III, 167. emblematum centuria III, 291. ſchließt ſich an Opitz an III, 215.
Zinzendorf, Gr. v., Liederd. IV, 29.
Zopf, Schauſpield. III, 440.
Zſchokke, Heinr., V, 612. deſſen Dramen ebend. Romantiker V, 633.
Zürich, Sitz der Poeſie in der Schweiz im 13. Jahrh. II, 18. Hauptort ſchweizeriſcher Bildung im 18. Jahrh. IV, 48 f.
Zwerge, ſ. Rieſen.
Zweter, ſ. Reimar.
Zwickau und Umgegend, Pflanzſchule des deutſchen Schauſpiels III, 91.
Zyrl, Schauſpielſchr. III, 103.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.